

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1887.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1887.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1887.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 6. Januar 1887.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Deutsch-französische Wahlverwandtschaften.

„Eine Verständigung mit Frankreich ist unmöglich", sagte Feldmarschall Graf Moltke im Reichstage, „da die öffentliche Meinung dort mit Ungestüm die Zurückgabe von Elsaß-Lothringen verlangt, welches wir fest zu behalten entschlossen sind." So überbieten sich die beiden Länder in Rüstungen, welche, wie der große Stratege meint, für jedes schwer zu ertragen sind und daher zu baldiger Entscheidung herausfordern. Wie oft ist die Frage der Rüstungen allein schon zu einer Kriegsfrage geworden! So droht die Feindlichkeit der beiden hochbegabten Völker sich in Permanenz zu erklären. Es ist dies um so bedauerlicher, als die in ihrer Eigenart verschiedenen und deshalb sich gegenseitig ergänzenden Nationen vorzugsweise berufen scheinen, in geistigem Zusammenwirken die höchsten Ziele der europäischen Cultur zu erreichen.

Die Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich sind heutigentags lebendig genug. Auf dem Gebiete der schönen Literatur und des Theaters fällt der Löwenantheil des maßgebenden Einflusses den Franzosen zu: das deutsche Schauspiel, der deutsche Roman sind in Paris fast ganz unbekannt, während Victorien Sardou und Emile Zola in Deutschland eine fast tonangebende Rolle spielen. Auf dem Gebiete der Wissenschaft dagegen gehen die maßgebenden Einflüsse von Deutschland aus: deutsche Philosophie, Theologie, Geschichtsforschung und Naturforschung wirken vielfach bestimmend auf die französische Gelehrsamkeit. Besonders die Naturwissenschaft und die Medicin bewegen sich auf einem neutralen Boden; die Reblaus und der Cholerabacillus sind international.

Ein merkwürdiges Gemisch von Haß und Liebe, von gegenseitiger Abneigung und Zuneigung erfüllt die beiden Nationen. Doch so ist's immer gewesen; über die blutigen Schlachtfelder herüber und hinüber flogen die Friedenstauben des geistigen Verkehrs. Unsere Literatur hat durch die französische weit mehr Anregung erhalten als durch die eigene Dichtung früherer Zeiträume. Schon „Parcival" und „Tristan" sind französischen Ursprungs; im 17. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts herrschte der französische Geist in den vornehmsten gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Kreisen; die französischen Trauerspiele waren die Vorbilder der deutschen, die nicht an Corneille, kaum an Crébillon heranreichten. Die Regel der Dichtkunst ging von Paris aus und befruchtete die deutschen Lehrbücher. Unsere großen weimarischen Dichter kümmerten sich wenig um die Edda und die Nibelungen; aber sie übersetzten Tragödien von Racine und Voltaire: der letztere und Diderot übten auf Goethe denselben Einfluß aus wie Rousseau auf den jugendlichen Schiller, den wiederum die Französische Republik zu ihrem Ehrenbürger ernannte.

Und das alles trotz der Verheerungen der Pfalz durch Ludwig XIV., trotz der Siege des Prinzen Eugen, trotz der Schlacht bei Roßbach, trotz des Napoleon'schen Tyrannenjochs. Auch nach der Schlacht von Sedan und der Eroberung von Paris streckt unsere Bühne vor der französischen die Waffen. Dafür beschäftigen freilich David Strauß und Arthur Schopenhauer die französischen Denker und bilden fast eine stehende Rubrik der großen Revuen. Ueberhaupt haben sich die Franzosen in jüngster Zeit mehr als früher mit Deutschland beschäftigt, und neben thörichten Büchern, wie das von Tissot über das Millionenland, sind auch eingehende und unbefangene Schriften über deutsche

Zustände erschienen, wie die von Edgar Bourleton, Emile de Laveley und des Grafen Gasparin.

Man könnte von der Frau von Staël ab bis zur Gegenwart die Urtheile französischer Schriftsteller über deutsche Zustände zusammenstellen: es werden unter ihnen Autoren von Ruf, ein Victor Cousin, Edgar Quinet und Victor Hugo nicht fehlen. In den frühern Jahrhunderten kümmerten sich die französischen Autoren wenig um das barbarische Deutschland; selbst bei Voltaire, der doch lange genug in deutschen Landen verweilte, würde man nach allgemeinen Urtheilen über Deutschland vergebens suchen: er kannte nur den französirten Hof Friedrich's des Großen.

Weit ergiebiger würde eine Auslese deutscher Urtheile über Frankreich ausfallen: und in der That hat vor kurzem ein französischer Autor, Grand-Carteret, eine solche Zusammenstellung versucht in seiner Schrift: „La France jugée par l'Allemagne" (Paris, librairie illustrée). Dabei ist, was auch am nächsten lag, die neue und neueste Zeit besonders berücksichtigt. Freilich auch Friedrich der Große wird mit seinen Urtheilen über die Franzosen herbeigezogen, und es ist merkwürdig genug, daß dieser Monarch, dem die Deutschen seine Abtrünnigkeit und Franzosenfreundlichkeit zum Vorwurf machten, gerade die allerwegwerfendsten Urtheile über die Franzosen gefällt hat: er vergleicht sie mit Papageien und Affen; er nennt Paris einen Abgrund der Liederlichkeit; er schreibt an d'Alembert, daß diese Nation ihm immer neue Schauspiele biete, die Jesuiten bald verjage, bald zurückrufe, alle drei Monate neue Minister habe. „Wenn die Vorsehung, als sie die Welt schuf, an mich gedacht hat, so hat sie das Volk für meine «menus plaisirs» geschaffen." Die vierzig Akademiker, die auf dem französischen Parnaß den Hauptplatz einnehmen, verspottet er als Papagaien. Freilich nennt er ein anderes mal die Franzosen auch wieder die geistreichste Nation der Welt. Der große König war eben wie andere Sterbliche von seinen Stimmungen abhängig, und vor allem ließ er sich nichts entgehen, was seiner stets regen Spottlust Nahrung bot.

Eine sehr reiche Blumenlese von Aeußerungen über Frankreich ist aus den Werken des „lachenden Philosophen" Julius Weber, des Verfassers des „Demokritos", entnommen. Der lachende Philosoph kargt nicht mit Lobsprüchen, die er den Franzosen ertheilt: ihrer Lebhaftigkeit, Leichtigkeit, ihrem savoir-vivre, dem Reichthum ihres Geistes läßt er volle Gerechtigkeit widerfahren: allerdings fehlt es auch nicht an feinen Nadelstichen, mit denen er ihre Schwächen markirt, und an allerlei bezeichnenden Anekdötchen, die er ihnen mit auf den Weg gibt. Selbst der ernste Moritz Arndt, der in seinen Kriegsgedichten die Franzosen, „die falschen, ehrenlosen", mit gereimter Schmach überhäuft, hat in Prosa auch einiges Gute ihnen nachgerühmt und hebt die Liebenswürdigkeit der Pariser mit Wärme hervor: freilich verschweigt er auch nicht die Liederlichkeit des Palais Royal. Wie die Römer gerufen: panem et circenses, so riefen die Franzosen: les femmes et le théâtre! Dann erscheint Goethe kurze Zeit auf der Bildfläche, um Heinrich Heine und Ludwig Börne Platz zu machen, den franzosenfreundlichsten der deutschen Schriftsteller. Es folgen die jungdeutschen Touristen Mundt, Gutzkow, Laube: fast jeder hat pariser Skizzen herausgegeben, sie alle nehmen aus Frankreich das Ferment für die Gärung der deutschen Literatur, um sie aus dem versumpften und verdumpften Zustande der Spätromantik herauszureißen.

Dann folgen die neuern Touristen Wachenhusen, Lindau, Rodenberg. Auch dem Unterzeichneten sind einige Seiten gewidmet, auf denen der Verfasser meinen Schilderungen des Theaters unter dem zweiten Kaiserreich seine Zustimmung gibt. Vor allem führt er eine Stelle aus den Pariser Skizzen an, in denen ich den germanisirenden Einfluß des Biers in Frankreich hervorgehoben. „Das war im Jahre 1866", schreibt Carteret, „damals war das Bier erst beim Beginn seiner Invasion: was würde der Autor heute darüber sagen! Immerhin ist es interessant zu erwähnen, daß ein Deutscher lange vor der gegenwärtigen Germanophobie den ersten Warnruf erhoben über den verhängnißvollen Einfluß, den Gambrinus auf die Sitten und Ideen der französischen Rasse auszuüben nicht verfehlen kann."

Die Schlußkapitel über das französische Theater bringen wiederum die verschiedensten Urtheile deutscher Autoren.

Uns hat das Buch insofern interessirt, als es ein kleiner Beitrag ist zur Charakterisirung der stets lebendigen Wechselwirkungen zwischen den beiden feindlichen Staaten Deutschland und Frankreich. Noch ungeschrieben ist ein großes Werk, welches die französischen Einflüsse auf die deutsche Literatur im Zusammenhange darstellt: es würde sehr umfangreich werden und ein großes und wichtiges Stück deutscher Literaturgeschichte umfassen.

Rudolf von Gottschall.

Neue lyrische und episch-lyrische Gedichte.

1. Dämmerungen. Eine Dichtung von Otto von Leixner. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. 8. 2 M.
2. Das Büchlein von der schwarzen Kunst. Skizzenblätter aus der Welt der Tinte und der Druckerschwärze von Edwin Bormann. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. 8. 2 M.
3. Wilde Ranken. Gedichte von Edmund Lichtenstein. Cottbus, Differt. 1886. 12. 1 M. 80 Pf.
4. Jugendlieder von Ernst Rethwisch. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1886. 8. 3 M.
5. Gedichte von Franz Tetzner. Reudnitz-Leipzig, Selbstverlag des Verfassers.
6. Gedichte von Julius Graefe. Dritte veränderte Auflage. Leipzig, Wartig.
7. Germanische Göttersagen. Mythologische Gedichte, gesammelt und zusammengestellt von Georg von Schulpe. Mit Einleitung von F. Dahn. Leipzig, W. Friedrich. 1886. Gr. 8. 2 M.
8. Die Bürgermeisterwahl. Ein humoristisches Epos mit lyrischen Einlagen von Hugo Söderström. Leipzig, Kittler. 8. 4 M. 50 Pf.
9. Michael Vörösmarty's Ausgewählte Gedichte. Deutsch von Paul Hoffmann. (Als Manuscript gedruckt, Budapest).
10. Liederkranz aus Alexander Petöfi's lyrischen Dichtungen. Uebersetzt von Georg von Schulpe. Minden, Bruns. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.

Im uferlosen Meer der heutigen deutschen Lyrik wirklich einmal ernsten, tiefer greifenden Dichtungen zu begegnen, das ist für den Kritiker, der die poetischen Producte des Büchermarktes Revue passiren läßt, immer ein Augenblick der Erquickung und der Erfrischung. Otto von Leixner's „Dämmerungen" (Nr. 1), mit welchen wir die Reihe unserer diesmaligen Besprechungen eröffnen wollen, gehören zu diesen gegenwärtig immer seltener werdenden erquicklichen Erscheinungen unserer Lyrik; die „Dämmerungen" sind wie ein leuchtender Sonntag in der öden Alltäglichkeit des heutigen singenden Deutschland; sie bewegen sich auf dem Gebiete jener subjectiven Reflexionsdichtung, in welcher das dichtende Subject sich mit der Welt philosophisch auseinandersetzt und seinen innern Werdegang darlegt; der subjective Gedanke zieht seine concentrischen Kreise um Menschheit und Gottheit; die Selbstschau erweitert sich zur Weltschau. Es ist ein im deutschen Wesen tief begründeter Zug, der uns treibt, unser innerstes Gedankenleben in einem dichterischen Glaubensbekenntniß auszusprechen, und weit hinter Tiedge's „Urania" zurück — um nur von Dichtern dieses Jahrhunderts zu sprechen — können wir diesen deutschen Zug mit Hülfe poetischer Beweisstücke darlegen. Mit dem Jugendglauben, wie die meisten solcher Dichtungen, hebt auch die Leixner'sche Dichtung an, mit der Betrachtung jener Zeiten, wo der Knabe noch

> — sah in unermeßnen Fernen,
> Weit über all den goldnen Sternen,
> Umflutet von des Himmels reinstem Licht
> Des guten Vaters mildes Angesicht.

Aber es kam der Sturm — so spinnt Leixner den Faden weiter —, es kam der Zweifel. Die Skepsis faßt den Dichter an und raubt ihm seine Ideale. Da überwältigt ihn das Sinnliche, der Dämon der Wollust, bis er zufällig am Auferstehungstage im Dom eine Mutter mit ihrem Kinde knien sieht; bei diesem Anblick steigt plötzlich das Märchen der Kindheit in seiner Seele wieder empor, und er wendet sich entschlossen vom Götzendienst der Sinne ab und dem Cultus des Schönen zu. Er bricht in die Worte aus:

> Und du erhabne, reine Kunst,
> Erheb' mich über all den Dunst!

Aber die Kunst kann ihn auf die Dauer nicht voll befriedigen: er sieht sich enttäuscht; denn an den „erschütternden Ernst" des Daseins reicht die Kunst nicht hinan; sie kann das Ringen der Menschen „mit quälender Noth" und die Ungerechtigkeit, mit der dieses Lebens Güter und das Glück selbst vertheilt sind, nicht heilen; von dem Moment an, wo diese Erkenntniß in dem Dichter tagte, verliert die Kunst für ihn „alle befreiende Kraft". Damit erscheint das Leben ihm hassenswerth, und die Verzweiflung treibt ihn beinahe zum Selbstmord; nur der Gedanke an seine Mutter nimmt ihm die Waffe aus der Hand. Nun wirft er sich, Heilung suchend, an die Brust der Natur, um dort „die Wunden des Herzens" gesunden zu lassen. Er fühlt sein Auge für alle Schönheit und Macht der Natur erschlossen — da sieht er, wie ein junges Menschenpaar, ein Mann und ein Weib, im Wasser ihren Tod finden — die Natur ist mächtiger als der Mensch: Mitgefühl und Menschenliebe erwachen in seinem Herzen, und er ruft sich selbst zu:

> Was war dein Leben bis hierher?
> Ein langer Schlummer, wüst und schwer,
> In dem dein hartes kaltes Ich
> Nichts sah und träumte als nur sich,
> Vor seinem Bilde Nacht und Tag
> Auf Knieen lag.

Er erkennt, daß „wer sich nur lebt, vom Bösen stammt". Ein Christusbild, aus Holz gezimmert, erweckt in ihm die Gottidee; „aber", so klagt er,

> die nach dir sich Christen nennen
> Und mit den Lippen preisen Gott,
> Sie treiben mit der Liebe Spott,
> Weil deinen Geist sie nicht mehr kennen.
> — — — — — — — — —
> Es strebt mit unnennbarem Sehnen
> Ein Menschenherz auf Erden hier
> Voll Kindesliebe, Herr, zu dir
> Und bringt als Opfer seine Thränen.
> — — — — — — — — —
> Laß aus der Ahnung sich gestalten
> Des klaren Wissens frohes Walten
> — — — — — — — — —
> Laß schauen mich dein Angesicht,
> O Gott der Liebe, Gott der Gnade!

Und abermals ist Enttäuschung sein Los: seit ihm Gott erschienen, wollte er nur ein Diener der Menschenliebe sein, aber er fand die Welt erfüllt von „Selbstsucht, Haß und Spott". In einer Reihe von Bildern zieht das Elend der Menschheit am Geiste des Dichters vorüber: die Unnatur im Leben des Culturmenschen, Armuth, Sünde, Laster, Versumpfung. Die Welt scheint ihm seiner Liebe nicht würdig.

Es ist die Liebe nichts als Schein;
Was wahrhaft lebt, ist Haß allein.

Anknüpfend an Michel Angelo's Bild in der Sixtina, Christus als Richter darstellend, hält er den Heiland für einen Erbarmungslosen, der die arme Menschheit in die Hölle sendet; aber er vernimmt eine Stimme, welche ihm zuruft:

Der da, von Zornesglut durchflammt,
Die Menschen liebelos verdammt,
Von den Verfluchten wendet sich,
O glaub' mir, Zweifler, war nicht ich.
Der Geist, aus dem wir alle flossen,
Die je der Sonne Licht genossen,
Der kennt nicht Haß und wilden Zorn,
Er ist allein der Liebe Born.

Und — fährt der Dichter in seinen Reflexionen fort — wenn auch auf Erden der Himmelstraum nie zur Wahrheit werden wird, die Gottessehnsucht, „das Heimweh nach dem lichten Stern", ist uns eingepflanzt. „Unsterblich ist der Menschengeist" und „verflucht ist von den Kindern keins". Eine versöhnende Gerechtigkeit endlich erblickt der Sänger in der Selbstbestimmungsfähigkeit des Menschen:

Der Ahn, der sich befreit vom Bösen,
Er kann vom Fluch des Ichs erlösen
Die ferne Schar der Kindeskinder.
— — — — — — — — —
Und seines Ursprungs wieder werth,
Ein jedes Kind zum Vater kehrt.

Die gedankenvolle Dichtung schließt mit dem Anruf an Gott:

O wecke, Vater, die Propheten,
Die furchtlos vor die Großen treten,
Von Menschenliebe ganz durchdrungen,
Von dir erfüllt, mit Flammenzungen
Die Starken und die Reichen lehren,
Vom Dienst des Scheins sich abzukehren,
Daß allen Brüdern kommen mag
Der Geisterauferstehungstag,
Wo sich der Liebe Reich entrungen
Dem dunkeln Schos der Dämmerungen.

Das in Kürze der Gedankengang der Leixner'schen „Dämmerungen". Der Dichter trägt sein Thema, die Darlegung seiner innersten Welt- und Lebensanschauung, mit eigenartigem Schwung und jenem philosophischen Weit- und Tiefblicke vor, der auch seinen frühern verwandten Werken eigen ist. Seine Sprache hat Glanz und akustische Bewegung; seine Verse haben Eleganz und leichten Fluß; die Gliederung der Dichtung ist klar und zwanglos, und — worauf es vor allem ankommt — der ethische Kern ist ebenso bedeutend wie menschlich schön, wenn er auch auf absolute Originalität keinen Anspruch erheben darf; haben doch ähnliche Entwickelungsgänge mit ähnlichen Zielpunkten verwandte Geister bereits vielfach durchgemacht und in verwandten Dichtungen niedergelegt. Aber darauf liegt ja auch gar nicht der Schwerpunkt dessen, was die Kritik fordert. Es genügt, daß hier in vollendet schöner Form ein philosophisches Glaubensbekenntniß abgelegt worden, dem man es anfühlt, daß es der Ausfluß tiefer innerer Erfahrungen und Kämpfe ist. Jede solche poetische Beichte, wenn sie dieses Merkmal des Selbsterlebten an sich trägt, ist interessant und im höchsten Sinne des Wortes lehrreich, mag sie im Grunde auch auf denselben Inhalt und dieselben Resultate hinauslaufen, denen wir bei andern derartigen Bekenntnissen bereits begegnet sind. Die neue persönliche Färbung leiht der neuen Dichtung einen neuen Reiz.

Ohne hier auf Einzelheiten der „Dämmerungen" näher einzugehen, wollen wir nur noch hervorheben, daß die socialen Bilder des zweiten Buchs, wie „Der Fabrikarbeiter im Walde" und „Die Näherin" sowie die Naturschilderungen des ersten, z. B. „Oben im düstern Tann", zu den glänzendsten Partien des dankenswerthen Buchs gehören.

Von Otto von Leixner's „Dämmerungen" sich dem „Büchlein von der schwarzen Kunst" von Edwin Bormann (Nr. 2) zuwenden, diesen „Skizzenblättern aus der Welt der Tinte und der Druckerschwärze", heißt so viel wie aus dem Himmel der Abstraction auf die Erde sehr concreter Zustände herabstürzen. Sei der Sturz gewagt! Der Verfasser dieses „Büchleins von der schwarzen Kunst" ist durch seine humoristischen Verse im leipziger Dialekt nicht unrühmlich bekannt geworden. Er nimmt in diesen kurzen Reimstrophen die heutigen literarischen Zustände in Deutschland unerbittlich unter das Secirmesser. Es sind die leichten witzigen Verse Bormann's, denen wir auch hier begegnen, nur daß diesmal das hochdeutsche Gewand an die Stelle des Dialekts tritt; sie vertreten eine gesunde Polemik, haben Farbe, Temperament, den richtigen Fall und Wurf; aber es fehlt ihnen das tiefere Eingehen in die Sache: sie gemahnen im ganzen einigermaßen oberflächlich. Wer den Schäden und Mängeln unserer Presse und des modernen Literatenthums zu Leibe gehen will, der muß tiefer greifen, als es hier geschieht; er muß den Wurzeln des Uebels nachspüren. Das kann sehr gut unbeschadet des Witzes und des Humors geschehen. Außerdem läuft bei diesen Epigrammen gar zu viel des Trivialen und bereits Gesagten mit unter, und Wiederholungen drängen sich allzu häufig hervor, als daß das kleine Buch den Eindruck des Gedrängten und Gesiebten, des harmonisch Gegliederten und eigenartig Gedachten hervorrufen könnte. Trivial ist es z. B., wenn Bormann den bereits tausendmal ausgesprochenen Gedanken, daß die Deutschen keine Bücher kaufen, nun auf den 67 Seiten seiner Skizzenblätter etwa vier- bis fünfmal wiederholt. Ins Gebiet des Flachen gehören überdies Sächelchen wie „Gute Kundschaft", ein „Buchhändler-Wonneseufzer", in welchem ein Sortimenter sich darüber freut, daß die Kinder die Bücher „so hübsch in Fetzen" lesen; ferner: „Wie's

gemacht wird", Verse, welche zeigen, wie man es anfängt, wenn man dichten will, sodann „Ein moderner Fechtbruder", ein Epigramm, welches von den Autographensammlern handelt, u. a. m. Dagegen sind recht hübsch und treffen den Nagel auf den Kopf: „Meister und Dilettant", „Das Hohe Lied vom Inserat", „Das Nothwendigste", „Etwas von Verlegern", „Zur Illustrationssucht", „Preisdichtung", „Aschenbrödel" und — um hier eine Probe des Bormann'schen Stils zu geben — das nachfolgende Gedicht:

Wie sollen wir dichten?

Ach, Bester, sprach ein Freund zu mir,
Sieh diesen Berg von Büchern hier
Ueber der deutschen Verskunst Wesen!
Die hab' ich gelesen und wieder gelesen —
Und nun ihr Wissen alle mein,
Nun weiß ich nicht, wo aus, wo ein . . .
Und ich meine, in keiner Sprache der Welt
Ist es so schlimm wie in unsrer bestellt!
Schreib' ich die Verse wie Friedrich Rückert
Und Mirza-Schaffy, mit Reimen verzückert?
Soll ich mit Jordan und anderen Meistern
Mich für des Stabreims Schönheit begeistern?
Drill' ich die Verse à la Platen
Zum Parademarsch wie die Soldaten?
Oder lass' ich sie laufen mit Heine
Wie einem jeden gewachsen die Beine?
— Tröstend faßt' ich des Freundes Hand:
Liebster, die Form ist der Sprache Gewand.
Schmäle mein liebes Deutsch mir nicht,
Weil viele Gewänder ihm stehn zu Gesicht!
Manch Altes, und wär's auch ein wenig verschossen,
Sitzt ihm noch immer wie angegossen,
Und manches Neue wird ihm frommen —
Muß nur der richtige Schneider kommen.

In diesem flotten Plauderstil sind die „Skizzenblätter" sämmtlich gehalten, und es ist an ihnen neben den oben gerügten Mängeln nur zu beklagen, daß sich hier und da sächsische Provinzialismen eingeschlichen, die vor dem Richterstuhle der deutschen Sprache nicht bestehen können; so steht z. B. „ein Firma" statt: eine Firma. Bormann's „Büchlein von der schwarzen Kunst" wird in gewissen Kreisen seine Leser finden; eine tiefere Bedeutung wohnt ihm nicht inne.

Dies Letztere gilt auch in vollem Maße von Edmund Lichtenstein's „Wilde Ranken" (Nr. 3), einer Sammlung von Liedern und andern Gedichten, der eigene Physiognomie, Eigenart und eine ausgereifte Ansicht von Welt und Leben gänzlich mangelt und die damit auf das Niveau eines farblosen Dilettantismus hinabsinkt. Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen; warum, ist nicht recht einleuchtend, da der innere Unterschied zwischen beiden Rubriken einzig darin besteht, daß das Süßliche, das in beiden vorherrscht — schon das Wort „süß" erklärt sich in Permanenz —, in der zweiten nicht ganz so stark hervortritt wie in der ersten. Die erste Abtheilung ist Karl Gerok, die zweite Friedrich Storck gewidmet. Das Lesbare und Achtbare der Sammlung verschwindet fast ganz gegenüber dem massenhaft gebotenen Dürftigen und ganz Unverständlichen. Um von letzterm nur ein Beispiel anzuführen, fragen wir: wer ergründet den tiefen Sinn des nachfolgendem Poems? Es lautet:

Abendfrieden.

Leise über jenen Weiher
Durch die Stille klingt ein Lied;
In den Lüften stolz ein Reiher
Seine weiten Kreise zieht.

Und zum Ufer treibt die Welle
Wie im Todeskampf — und stirbt,
Während nahe bei der Stelle
Sanft im Gras ein Heimchen zirpt.

Welch ein trauter, süßer Frieden
Füllet ringsum Flur und Hain —
Soll allein nur ich hienieden
Ruheloser Wandrer sein?

Seliger Matthisson, was würdest du zu diesem verirrten Jünger descriptiver Poesie sagen?

In der zweiten Abtheilung findet sich einiges nicht ganz Talentloses, wie das Sonett an Georg Ebers, das Schmelz der Form und einen ansprechenden Inhalt hat, wogegen die übrigen Dichterapostrophen und -Apotheosen, wie die Gedichte an Goethe, Kinkel, Heine, herzlich unbedeutend ausgefallen sind. Dem vermuthlich noch sehr jugendlichen Autor fehlt Selbstkritik und jene Fülle des innerlich Erlebten, ohne die kein Dichter denkbar ist. Das Bischen Formgewandtheit thuts ja nicht. Das ist heute Eigenthum jedes Gebildeten.

Mit Lichtenstein als zweiter und dritter im Bunde marschiren hier Ernst Rethwisch, „Dichter" der „Jugendlieder" (Nr. 4) und Franz Tetzner, Verfasser der „Gedichte" (Nr. 5), auf. Einer ist wie der andere: alle drei haben das gemeinsame Merkmal der Unbedeutendheit. Was Rethwisch in seiner sogenannten „Glosse" sagt:

Willst du sie tadeln, meine Lieder,
Du hast wol recht, doch eins hör' an:
Mit meinem Herzblut schrieb ich alles,
Was du hier siehst, du fremder Mann —

das wird ihm niemand glauben, der diese „Jugendlieder" auch nur flüchtig ansieht. Seine Verse enthalten fast ausnahmslos triviales Zeug, das oft allen Sinn und Verstand vermissen läßt. Mit Herzblut geschrieben? Nein, hingesudelt sind diese Gedichte wie von einem, der jeden beliebigen Gedanken in Verse bringt. Vieles streift an unfreiwillige Komik. Und dabei diese Unreife! Schlechtes Deutsch, wie in der folgenden Strophe:

Drum lernst du hübsch kleiner
Den Schritt dir, nicht wahr?
Dann darf ich dir folgen,
Dann sind wir ein Paar —

gehört bei Rethwisch zur Tagesordnung.

Mit Tetzner steht es nicht viel besser. Auch bei ihm ist einiges ganz unverständlich. So die Gedichte „Venedig" und „Die Pythagoräer". Seine Reime klingen oft stark sächsisch, wie denn die gleichwerthige Behandlung

von „d“ und „t“, „eu“ und „ei“, „ö“ und „e“ bei ihm stehend ist. Im übrigen ist seine Form freilich ziemlich glatt und tadellos. Ein Dichter ist auch er nicht; dazu ist er im Grunde zu philiströs. Dies tritt unverkennbar in den rein subjectiven Gedichten hervor. Da ist er vor Nüchternheit oft ganz unerträglich. Bei Behandlung mehr objectiver Stoffe ist er dagegen genießbarer, sogar manchmal ganz lesenswerth, wie in den historischen Gedichten im Eingange der Sammlung, unter denen „Friede“ und eine Dichtung nach Sophokles, von der hier die beiden ersten Strophen mitgetheilt werden mögen, alle Anerkennung verdienen:

Lob Attikas.

Glanzvolles Attika, herrliches Land!
Glücklicher Freund, der Wohnsitz hier fand,
Wo die helltönende Nachtigall
Lieblich flötet im blühenden Thal!
Tief aus dem heiligen Laube hervor
Rankt sich weinfarbiger Epheu empor.
Nimmer zerstöret ein Sturmwind jach
Rings das fruchtreiche Laubesdach.
Stets zieht hier ein, begeistert vor Freude,
Bacchos in göttlicher Mädchen Geleite.

Hier ist's, wo in traulicher Pracht
Ewig Narkissos entgegen uns lacht
Zu der Göttinnen heiligem Kranz,
Krokos erstrahlet in güldenem Glanz.
Nimmer versiegbar, von Stell' zu Stell'
Eilet dahin manch schlafloser Quell.
Lauterer Regen, heimlicher Thau
Und Kephissos erquicken die Au.
Nimmer verschmähn sie der Musen Chöre,
Noch mit den goldenen Zügeln Cythere.

Unter der Zahl der übrigen Tetzner'schen Gedichte sind noch „Gardasee“ und „Die Mutter“ als zu den bessern gehörig hervorzuheben.

Der Rubrik: Achtbares Mittelgut! gehören die „Gedichte“ von Julius Graefe (Nr. 6) an. Selbständiges Gepräge freilich fehlt auch ihnen, aber gewandte Versification, Geschmack und edles Maß wird ihnen niemand absprechen können. Gedichte wie „Hang-hi“ eine chinesische Ballade, „Der Krüppel“ und „Meine Mutter“ bekunden ein beachtenswerthes Talent, wie auch die „Epigramme und Sinngedichte“ manches wahre Wort sprechen. Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen, die im ganzen als gelungen zu bezeichnen sind, bilden eine dankenswerthe Zugabe des kleinen Buchs.

An die Besprechung dieser Sammlungen von Gedichten einzelner Poeten möge sich hier der Hinweis auf eine schätzenswerthe Anthologie schließen, welche eine Reihe von Dichtungen verschiedener Verfasser unter einem gewissen Gesichtspunkte zusammenfaßt. Wir meinen die Felix Dahn gewidmeten „Germanischen Göttersagen“. Mythologische Gedichte, gesammelt und zusammengestellt von Georg von Schulpe (Nr. 7). Die hier vereinigten Poesien sind, wie der Titel andeutet, sämmtlich dem Bereiche der germanischen Mythologie entnommen und bilden in der gewandten Anordnung des Herausgebers ein reizvolles Ganzes. Es sind Dichtungen von Emil Engelmann, Wilhelm Hertz, Wilhelm Jordan, Hermann Lingg, Hermann Rollett, Georg von Schulpe, Karl Zettel, Ernst Ziel und — last not least — Felix Dahn, die uns hier geboten werden. Eine geist- und gehaltvolle Einleitung von dem Letztgenannten sowie ein überaus dankenswerthes Vorwort über germanische Göttersagen von dem Herausgeber gehen diesen Dichtungen voran und fügen somit das Lehrreiche zu dem Schönen. Gedichte wie Dahn's gewaltige Hymne „Allvater“, wie Jordan's grandiose Elegie „Nannas Klage“, wie Lingg's prächtige Ballade „Lokis Ritt“ und all die andern Lieder, Epopöen und Apotheosen der übrigen hier vertretenen bewährten Sänger leihen der Sammlung einen seltenen Glanz und Schimmer der Poesie und machen sie zu einem werthvollen Buche für Freunde der nordischen Göttersage. Dem Herausgeber, der selbst beachtenswerthe poetische Beiträge zu dieser Anthologie geliefert, gebührt die Anerkennung, hier ein ebenso Neues wie Dankenswerthes geliefert zu haben.

Im lyrischen Reigen hier noch ein episch-lyrisches Werk! „Die Bürgermeisterwahl. Ein humoristisches Epos mit lyrischen Einlagen“ (Nr. 8) nennt Hugo Söderström seinen fröhlichen Sang, in dem er in leidlich guten Trochäen schildert, wie man in Glückrode sich ein Stadtoberhaupt erkiest. Die neunzehn Gesänge umfassende und in Ton und Haltung mehrfach an Scheffel's „Trompeter von Säckingen“ anklingende Dichtung erzählt, wie die Herren Julian Casimir, Bürgermeister von Ernestfelde, Calculator Schnerpel aus der Residenz und Referendar Bruno Hermes sich in Glückrode um die erledigte Bürgermeisterstelle bewerben, und wie komische Wahlintriguen dort von den Parteien in Scene gesetzt werden, um dem betreffenden Candidaten zu Amt und Würden zu verhelfen. Das ergötzliche kleine Epos läuft der Hauptsache nach auf eine wohlgelungene Persiflage der kleinstädtischen deutschen Verhältnisse hinaus. Wie der Rathsdiener Schlurks sich breit macht und die Führung der Intrigue für den Candidaten Schnerpel in die Hand nimmt, wie der Rathshund Rulps in die Handlung eingreift, indem eine gewisse Partei beschließt, wen von den drei Candidaten Rulps am freundlichsten anwedele, der solle Bürgermeister werden, und wie Bruno Hermes infolge dessen das Herz des Hundes mit einer Fleischwurst zu gewinnen versteht, wie die Herren Stadtverordneten, lauter in der Wolle gefärbte Philister, ihre Töchter an den Mann, d. h. an den Bürgermeister zu bringen suchen, wie Schnerpel infolge der Machinationen des rührigen Rathsdieners gewählt, von der Landesregierung aber nicht bestätigt wird und schließlich Bruno Hermes das Amt und die Braut davon trägt: alles das wird sehr lustig und frisch und mit gesundem Humor erzählt, und die Spannung bleibt bei dem Leser trotz mehrfacher Episoden und Intermezzos bis zum Schlusse wach. Die lyrischen Einlagen, die seit Scheffel's Vorgang im „Trompeter von Säckingen“ bei unserer

episch-lyrischen Dichtung beinahe zur Regel geworden sind, müssen im Principe verworfen werden, da sie die einheitliche Composition stören, und auch in Söderström's „Bürgermeisterwahl" hätten wir sie am liebsten entbehrt — schon aus technischen Gründen und in Rücksicht auf einheitliche Composition. Aber auch an sich! Denn Bruno's lyrische Herzensergüsse, namentlich die weltschmerzlichen, sind nicht viel werth. Als besser gelungen müssen die pessimistischen Stoßseufzer des Rathshundes bezeichnet werden, aus welchen wir die nachfolgende Probe hierher setzen:

Wohl merk' ich, daß das Alter naht
Und daß ich wie der Magistrat
Schwerhörig schon und taprig werde;
Der Fliegensport macht nicht mehr Spaß;
Die Nase ist oft warm und naß;
Der kleinste Knochen macht Beschwerde.

Drum will, eh' ich von dannen wall',
Euch Kindern in Gehöft und Stall
Ich meinen letzten Willen künden.
Wenn ihr mir auch noch unbekannt,
Da ihr den Eltern fortgerannt,
Die Botschaft wird euch sicher finden:

Behandelt meist die Menschheit gut
Und besser, wie man euch es thut —
Gar viel sind auf den Hund gekommen.
Dadurch, daß ihr ihm angehört,
Hat mancher Mensch erst einen Werth,
Und manchem thät ein Maulkorb frommen.

Zwei Menschensorten nur allein
Solln eurer Rache Opfer sein:
Wenn ihr 'nen Schinder seht, dann munter
Packt ihn ins Fleisch durch Haut und Haar,
Doch einen Vivisector gar,
Den Kerl zerreißt — und schluckt's nicht 'runter!

Der etwas derbe Humor dieser Lieder des edeln Rulps fällt einigermaßen aus dem Rahmen der Dichtung heraus, wenngleich er, an sich betrachtet, manchmal komisch genug wirkt. Söderström's „Bürgermeisterwahl" darf immerhin Anspruch auf die Beachtung derjenigen unter den deutschen Lesern erheben, die für gesunde Komik ein Organ haben.

Zum Schluß unserer Revue werfen wir einen flüchtigen Blick auf zwei Uebersetzungswerke aus dem Bereiche der ungarischen Lyrik. Da sind zuerst Michael Vörösmarty's „Ausgewählte Gedichte" Deutsch von Paul Hoffmann (Nr. 9). Der große Ungar, von dem Petöfi mit Recht gesungen hat:

Du warst der Sänger deines Volks,
Von dir kam jener heil'ge Ruf,
Der eines Reiches Herz ergriff —

kann uns Deutschen gar nicht oft genug in Uebersetzungen vorgeführt werden, und so ist es erfreulich, daß es hier wieder einmal geschieht. Die uns gebotene Auswahl läßt freilich zu wünschen übrig. Das Erzählende hätte weniger, das rein Lyrische, namentlich die großartige Reflexionslyrik Vörösmarty's, mehr berücksichtigt werden sollen. Aber die Sammlung bietet manches Treffliche, einiges Grandiose; so das prächtige Gedicht „Vorwort", welches der ungarische Dichter seinen gesammelten Werken voranstellte, ferner die eigenartigen und geistvollen „Gedanken vor einer Bücherei" und ganz besonders das herrliche „Was sie thun". Auch das Schlußgedicht der Hoffmann'schen Uebersetzung, „Der alte Zigeuner", ist sehr schön, während die Rubriken „Gesellig-Heiteres" und „Epigramme" wenig Bedeutendes enthalten, was im ganzen auch von dem „Erzählenden" gilt. Die Uebersetzung genügt nicht allen zu stellenden Anforderungen; sie ist hier und da etwas holperig, nicht immer correct und fast durchgehends etwas philiströs und nüchtern angehaucht. Aber der Uebersetzer fügt dieser Auswahl sehr bescheiden die Bemerkung „als Manuscript gedruckt" bei und bestimmt sie somit nicht für den Buchhandel; sie ist also nur als privater Versuch, den genialen Ungar uns Deutschen näher zu bringen, zu betrachten und als solcher in jedem Sinne aller Achtung werth. Das Vorwort des Uebersetzers wie die umfangreichen Anmerkungen desselben zum Texte sind eine Zugabe, die dem Ganzen besonders zu statten kommt und den Werth desselben deutschen Lesern gegenüber, die mit dem Dichter weniger vertraut sind, noch ganz besonders erhöht. Möchten dem Beispiele Hoffmann's andere Uebersetzer folgen und das Werk der Propaganda Vörösmarty's in Deutschland fortführen!

Petöfi ist in Deutschland viel bekannter als sein großer Lehrer und Vorgänger. So kann man denn auch Uebertragungen von Petöfi im allgemeinen nicht so hoch anschlagen wie diejenigen von Vörösmarty. Damit soll indessen das Verdienst eines Werks nicht geschmälert werden, das uns heute vorliegt, das Verdienst der Verdeutschungen, welche der Herausgeber der oben besprochenen „Germanischen Göttersagen", Georg von Schulpe unter dem Titel „Liederkranz aus Alexander Petöfi's lyrischen Dichtungen" (Nr. 10) soeben veröffentlicht. Das Paul Heyse gewidmete Buch, dem schätzenswerthe Mittheilungen über Petöfi's Leben und Dichtungen vorangeschickt werden, zerfällt in die Abtheilungen: „Lieder", „Vermischtes" und „Gedanken und Sprüche", und bietet eine ebenso reiche wie geschmackvolle Auswahl aus den Dichtungen des interessanten Ungarn. Die Gedichte lesen sich meistens wie Originale und dürfen sich, was gewandte Versification, feine Nachempfindung Petöfi's und verständnißvolle Anordnung betrifft, unbedingt gleichberechtigt neben die meisten bisherigen Uebertragungen des Dichters stellen. Namentlich eins ist dem Nachdichter trefflich gelungen: er hat vor allem mit Glück und Geschick verstanden, die melodiöse Musik des schwermüthigen Sängers der Pußten in seinen Versen wiederzugeben, und damit einen Hauptvorzug jener köstlichen Dichtungen in seinen Uebertragungen zum Ausdruck gebracht. So dürfen diese Schulpe'schen Nachdichtungen freudig begrüßt und der allseitigen Beachtung der Petöfi-Gemeinde in Deutschland wärmstens empfohlen werden. Wir geben ihnen den Wunsch weitester Verbreitung mit auf den Weg ins deutsche Publikum.

Zwei Ich-Romane.

I.

Was will das werden? Roman in neun Büchern von Friedrich Spielhagen. Drei Bände. Leipzig, Staackmann. 1887. 8. 15 M.

Die letzten Werke Spielhagen's hatten weder die Bedeutung noch den Umfang seiner frühern großen Culturgemälde; es waren mehr oder minder spannende Erzählungen individueller Lebensgeschicke; man konnte sie als Novellen betrachten, nur daß der an epische Dichtweise im größern Stil gewöhnte Autor dem Hintergrunde und Beiwerke mehr Beachtung und eine glänzendere Farbengebung zutheil werden ließ, als sich mit der Novelle verträgt, bei welcher die Seelenmalerei die Hauptsache ist und welche auf die großen Wendepunkte im Seelenleben den Hauptnachdruck legt. Es blieb immer ein Rest vom Culturgemälde an diesen Schilderungen haften.

Jetzt bekennt sich der Autor wieder rückhaltlos zu den großen Aufgaben des Romans, wie sie in Deutschland besonders Karl Gutzkow aufgestellt und zu lösen versucht hat: die geistigen Richtungen und Strömungen der neuesten Zeit, ihre politischen und gesellschaftlichen Zustände sollen sich nicht blos abspiegeln in dem Bilde, das er uns entrollt: sie sollen mit eingreifen als Beweggründe der Handlungen, als Factoren, welche das Schicksal der einzelnen bestimmen.

Diesen Roman hat Gutzkow in wenig treffender Weise einen Roman des Nebeneinander getauft: er wollte damit wol die Reichhaltigkeit seines vielfache Richtungen umfassenden Inhalts, die concentrischen Kreise des geistigen Lebens, die parallelen und divergirenden Linien seiner Richtungen und Strömungen ausdrücken, die Breite der culturgeschichtlichen Basis, die ihm zu Grunde liegt. War auch das Wort nicht treffend, mit der Sache, die er meinte, hatte es seine Richtigkeit; nur so ließ sich ein Culturroman der Gegenwart denken.

Wenn wir für einen Augenblick diesen Roman des Nebeneinander acceptiren, so leuchtet alsbald ein, daß eine andere von Spielhagen vertheidigte und empfohlene Form, der Ich-Roman, sich schwer mit ihm in Einklang bringen läßt; und doch ist der neue Roman Spielhagen's ein Ich-Roman wie der „Vicar of Wakefield“ und „David Copperfield“ von Dickens: der Held erzählt selbst seine Erlebnisse. In seinen „Beiträgen zur Theorie und Technik des Romans“ räumt Spielhagen dem Ich-Roman einige wesentliche Vorzüge ein; er hebt hervor, wie in dieser Darstellung durch die massigen Räume der Thatsachen die ätherischsten subjectiven Lichter huschen, wie der Dichter das Tempo seiner Erzählung je nach Bedürfniß verlangsamen oder beschleunigen, größere Zeiträume in verhältnißmäßig kurzer Frist durchmessen kann. Doch auch die Gefahren der Ich-Methode sind dem Theoretiker Spielhagen nicht verborgen: „der Dichter des objectiven Romans ist allgegenwärtig, derjenige des Ich-Romans, d. h. der erzählende Held muß es im Grunde auch sein; doch er muß sein Wissen in jedem einzelnen Falle legitimiren; der Ich-Roman ist vom Anfang bis zu Ende ein Kampf um diese Legitimation. Da geht es nicht ab ohne sehr künstlich arrangirte Rendezvous zwischen zwei Personen, deren Begegnung unerläßlich ist, nicht ohne das Lauschen an der Wand, nicht ohne die Nothwendigkeit der deutlichsten Rückerinnerungen an zeitlich entfernte Vorgänge, wie sie sich kaum mit psychologischer Wahrheit vertragen.

Alle diese Klippen des Ich-Romans kennt der Autor; doch als kundiger Seemann fühlt er sich ganz in der Lage, sie glücklich umschiffen zu können. Wir meinen aber doch, daß für einen zeitgeschichtlichen Culturroman die gewählte Form ausnehmend erschwerend ist, und finden darin den Grund, daß Spielhagen's neuer Roman nicht ganz auf der Höhe wie „Sturmflut“, „Hammer und Amboß“, „In Reih und Glied“ steht. Nach unserer Ansicht ist der Ich-Roman dort berechtigt, wo das Ich selbst mit seiner Eigenart ganz in den Vordergrund tritt, wie in den humoristischen Romanen von Dickens oder in Erzählungen, in denen das persönliche Geschick ausschließlich die Theilnahme und Spannung in Anspruch nimmt, wie in „Der Roman einer Stiftsdame“ von Paul Heyse, in dem der erzählende Candidat allerdings die Schicksale einer Freundin mittheilt, die aber mit den seinigen aufs innigste verwebt sind. Sobald der Held uns aber die Gedanken und Empfindungen anderer Personen, besonders wenn sie das öffentliche Leben nach allen Seiten hin berühren, mittheilt, kann dies nicht ohne eine starke Legirung mit persönlicher Auffassung geschehen. Wo das Ich der ausschließliche Held des Romans ist, mag dies am Platze sein; wo uns aber ein Weltbild entrollt werden soll, da verlangen wir, daß der allgegenwärtige Dichter dies mit der ungetrübten Klarheit und Unparteilichkeit des Weltblicks thut, der dem Epiker eigen sein muß. Der Ich-Roman gibt kein reines Licht, sondern ein gebrochenes, und das brechende Medium ist eben die Seele des Erzählers.

Ueber die Schwierigkeiten des Ich-Romans läßt uns ja Spielhagen selbst nicht im Dunkeln. Nun werden wir uns zwar an der Kunst erfreuen, mit welcher er viele dieser Schwierigkeiten überwunden hat; doch werden wir kaum vermeiden können, dieser Technik nachzuspüren und dem Autor gleichsam auf die Finger zu sehen, um seiner Kunstfertigkeit das gebührende Lob zu zollen: dadurch wird aber der unbefangene Eindruck, den das Werk machen soll, etwas getrübt.

Ein glückliches Erinnerungsvermögen befähigt den Helden des Romans, den Autobiographen, sich nicht nur auf die Vorgänge aus seiner Knabenzeit, sondern auch auf die Stimmungen, die ihn damals beherrschten, und auf

die gelegentlich geführten Gespräche ganz genau zu besinnen. Der Knabe wächst in einer Hafenstadt an der Ostsee auf. Sein Vater oder vielmehr Stiefvater ist ein Sargtischler, seine Mutter eine räthselhafte, geheimnißvolle Erscheinung, die sich um den Gatten und den Sohn wenig bekümmert, eine Frau von seltener Schönheit, die nur mit einem katholischen Geistlichen verkehrt und mit ihm plötzlich ohne Abschied das Haus des Sargtischlers verläßt. So ist von Anfang an für die Spannung gesorgt, für das Räthsellösen, das bei der Romanlektüre unerläßlich ist.

Die Schilderung der Vorgänge in der Hafenstadt nimmt die erste, kleinere Hälfte des Romans ein: es ist das ohne Frage die gelungenste Partie; sie schildert eine Idylle des Gymnasiallebens — und das ist für die Muse Spielhagen's ein Lieblingsthema. Von den Knabenspielen an bis zu dem Commers, der ein für den Helden so unglückliches Ende nimmt, indem er in einem Tumult durch den Schläger eines Freundes ohne die Schuld desselben schwer verwundet wird: welch eine Fülle von kleinen, anscheinend bedeutungslosen Begebenheiten, die aber in ein echt poetisches Licht gerückt sind! Die Lehrer des Knaben, der liberale Professor Hunnius, der orthodoxe Geistliche, der poetisch fühlende Professor Wilby; seine Mitschüler, der verschlossene geistvolle Sonderling Adalbert, der jovial gutmüthige Schlagododro: sie gruppiren sich um den Helden in ansprechenden Contrasten. Auf zwei Gestalten aber ruht ein sanfter Schimmer, der etwas Verklärendes und Rührendes hat: das sind der schlichte Sargtischler, der früher einmal auf den Barrikaden gestanden und im Zuchthause gesessen hatte, ein gemüthvoller Mann aus dem Volke, und das Judenmädchen Jettchen Israel mit ihrer verschwiegenen Neigung und thatkräftigen Liebe. Der hochgewachsene Major von Vogtriz, der gleich am Anfang der Erzählung in die Werkstatt des Tischlers tritt, eine edle männliche Persönlichkeit, scheint mit irgendetwas Geheimem, was den Knaben betrifft, vertraut zu sein und eröffnet die Perspective auf einen gesellschaftlichen Kreis, in welchen dieser bald hineingeräth. Sein Freund Schlagododro, ein junger Vogtriz, nimmt ihn mit auf sein älterliches Gut; hier wird Jettchen Israel vergessen, sie und seines Freundes Adalbert eigenartige Schwester Maria, die ihm auch ein ungewöhnliches Interesse eingeflößt hat, müssen zurücktreten vor der lebensfrischen Gestalt Ellinor's von Vogtriz, die sein Herz gewinnt.

In der Schilderung des vor- und hinterpommerschen Provinzialadels, der Rittergutsbesitzer und des Lebens auf den dortigen Rittergütern besitzt Spielhagen eine Specialität, die er bereits in der Mehrzahl seiner Romane bewährt hat. Auch hier ist der riesige Herr von Vogtriz mit seinen Gutsnachbarn trefflich geschildert: der gelähmte, blasirte, aber geistsprudelnde Kammerherr und das Factotum Weißfisch sind ein paar interessante Figuren; von ihnen geht die Intrigue aus, welche den guten Lothar Lorenz an einen thüringischen Fürstenhof bringt. Das Komödiespielen auf dem Schloß sowie das ganze Leben dort erinnert etwas an „Wilhelm Meister" und den „Jungen Tischlermeister" von Ludwig Tieck: es ist wenigstens dieselbe Stimmung: Herzensneigungen mitten in einem dilettantischen Kunsttreiben.

Nachdem des Helden Lothar Wunsch, in den Krieg zu ziehen, wozu er schon einen Anlauf genommen, wenn auch nur als Begleiter der Proviantwagen des großen Kriegslieferanten Israel, wegen seiner Verwundung beim Commers unerfüllt geblieben war und seine poetischen Leistungen ihm nur ein geringes Erträgniß abgeworfen hatten, widmete er sich der schauspielerischen Carrière und kam so an den Hof des thüringer Herzogs.

Dieser tritt nun als eine geistig bedeutende Persönlichkeit, die großen Ideen und edeln Gefühlen nicht verschlossen ist, wenn auch seinen Leidenschaften rückhaltlos hingegeben, in den Mittelpunkt der Handlung. Hier bewegt sich der Roman auf jenem Gebiete der Actualität, deren zweifelhafte Berechtigung wir oft bei Besprechung der Daudet'schen Romane hervorhoben. Offenbar hat der Autor ein Modell gehabt: er hat ihm aber Züge an- und abgeschminkt, wie er sie für seine Romanmaske brauchte; er hat das Bild mit den Arabesken frei erfundener Abenteuer umrahmt. Nun mag das bei Charakteren aus dem gewöhnlichen Leben vollständig berechtigt sein: die Gestalt, die der Dichter aus seinen Modellstudien und aus seinen Phantasiebildern schafft, legitimirt sich selbst. Anders bei den Mustern Zola's und Daudet's, bei den „Königen im Exil": hier ist die Controle von selbst gegeben; die geschichtliche Gestalt tritt aus der Hülle hervor, mit welcher die Phantasie dieselbe bekleidet hat; denn man kann dem Autor jedesmal nachrechnen, daß zu dieser bestimmten Zeit an so hervorragender Stelle sich nur diese bestimmte Persönlichkeit befand. So ist es auch mit den thüringischen Herzögen nach dem Jahre 1870: zu rathen ist da nicht viel; man wird auf eine bestimmte geschichtliche Persönlichkeit hingewiesen: sie ist es und ist es doch wieder nicht, und das Zwitterhafte, Zerflatternde, diese zweifelhafte Beleuchtung entspricht nicht den Anforderungen, die man an einen poetischen Charakter stellt. Schon in Freytag's Roman „Eine verlorene Handschrift" galt dasselbe von dem thüringischen Herzog.

Sonst ist Leben und Geist in diesen Schilderungen; die Lösung eines wichtigen Räthsels ist nicht bis zum Schluß aufgespart; schon hier ergibt sich, daß Lothar der Sohn des Herzogs ist und die schöne, liebenswürdige Adele seine Schwester: er erfährt, daß seine Mutter mit ihm sich in die Fluten gestürzt und von einem Müller gerettet worden. Es duldet ihn nicht länger an diesem Hofe, wo seine ganze Selbständigkeit unter der erdrückenden Macht, welche die Persönlichkeit des Herzogs ausübt, verloren zu gehen droht: er flüchtet nach Hamburg, von den herzoglichen Agenten verfolgt, und will sich nach Amerika einschiffen, als er seinen Stiefbruder August, einen verfolgten Socialdemokraten, dort wiederfindet und ihm sein Reisegeld abtritt, damit

er sich retten kann. Die Schilderungen aus dem hamburger Hafenviertel sind zum Theil sehr drastisch.

Die beiden letzten Bücher des Romans fesseln das Interesse nicht in gleichem Maße wie die vorausgehenden: die Handlung zersplittert sich hier mehr; Episoden wie die Liebe von Lamarque und Christine, das Duell zwischen jenem und Schlagodobro flößen nur geringe Theilnahme ein. Die militärische Geheimbündelei, bei deren Entdeckung sich Adalbert erschießt, entbehrt zu sehr jeder wirklichen und möglichen Grundlage. Der Held, der Tischler geworden und aus seiner Werkstatt heraus mit den aristokratischen Damen verkehrt, sieht seine Mutter wieder, welche von Rache gegen den Herzog beseelt ist, und wird durch die Liebe der schönen Ellinor beglückt. Das sind die beiden interessantesten Vorgänge der Selbstbiographie, ehe sie zum Abschluß kommt.

Wir meinen, daß besonders in der letzten Hälfte des Romans eine Nachzeichnung der „Ritter vom Geiste" unverkennbar ist, wobei manche vormärzliche Richtung und Stimmung in das Leben der Gegenwart übertragen wird, während hier alle thatsächliche Grundlage fehlt — nur das Pathos der Socialdemokratie ausgenommen, von welchem aber unsere Offizierskreise durchaus unberührt sind. So kommt es in dem Roman dazu, daß ein Russe, Graf von Pahlen, ein verblaßter Bakunin, die weihevolle Schlußrede hält. Wir können den Eindruck nicht verwinden, daß der Roman einen anachronistischen Zug hat, was die geistige Grundstimmung betrifft, und Anhänger einer vormärzlichen Gefühls- und Meinungspolitik in Kreisen sucht, wo sie heutigentags nicht zu finden sind.

Der Ich-Roman schließt keineswegs die politische und sociale Debatte aus: Spielhagen macht ja auch einen sehr ausgedehnten Gebrauch von dieser anerkannten Freiheit der Meinungsäußerung seitens der verschiedensten Persönlichkeiten und Parteien; die Schwierigkeit des Ich-Romans beginnt erst dort, wo es gilt, psychologische Entwickelungen darzustellen, die sich in der Brust eines andern vollziehen. Die interessanteste Gestalt des Romans ist die Mutter des Helden: doch ihr überaus bewegtes Leben müssen wir uns aus einer Mosaik zerstückelter Mittheilungen zusammensetzen, die gelegentlich hier und dort in den Romankapiteln zerstreut sind. Und da bleibt die Motivirung, wenn auch nicht der abenteuerlichen Vorgänge, doch der Entschlüsse der Heldin und die Schilderung der Gemüthsstimmungen, aus der sie hervorgegangen, eine sehr lückenhafte. Mit ein paar Worten müssen wir uns begnügen, wenn uns erzählt wird, warum sie die Ehe mit dem in jeder Hinsicht nicht ebenbürtigen Tischler schloß; auch andere wichtige Wendepunkte ihres Lebens bleiben im Dunkeln. Offenbar hat die Mutter mehr das Zeug zum Romanhelden als der Sohn, an den alle Ereignisse von außen herantreten, der im Grunde nur eine edle Gesinnung und von eigenen Leistungen nichts als die Arbeiten der Tischlerwerkstatt und ein Trauerspiel „Thomas Münzer" aufzuweisen hat. „Was will das werden?" „Nun, ein Dichter der Zukunft", so steht's am Schlusse des Romans. Das ist eine der unsichersten Verheißungen, mit denen der Held vom Schauplatze abtritt.

Daß ein Roman von Spielhagen reich ist an geistvollen Betrachtungen, ist wol selbstverständlich, und da hier die Gesinnung wie in den „Rittern vom Geiste" eine so hervorragende Rolle spielt, so fehlt es nicht an zahlreichen, oft langathmigen Herzensergüssen. Daß aber eine Romandichtung überhaupt vom Schwunge des Idealismus beseelt ist, nicht blos die Menschen, wie sie über die Straße laufen, beim Schopfe nimmt und in die Romankapitel zerrt, sondern auch ihre Gedankenwelt mit allen geistigen Perspectiven mitaufnimmt: das ist ein Vorzug des deutschen Romans der Gutzkow-Spielhagen'schen Richtung, die sich dadurch von den flachen Nachahmungen der neufranzösischen Romane wesentlich unterscheidet.

Für den Geist, in welchem diese Ergüsse gehalten sind, mögen die folgenden Anreden sprechen, welche Professor Hunnius seinem Schüler hält:

Die Poesie ist, wie alle Kunst, das ideale Spiegelbild des Lebens, oder sie ist nichts. Ist nun das Leben wie heutzutage, zumal unser deutsches, ein gewaltiges Ringen zur Wiedergeburt aus dem Geiste, die vielleicht, ja gewiß von einer radicalen Umwälzung unserer gesammten socialen Zustände begleitet sein wird, und von der unser jetziger Krieg, so gewaltig er ist, nur vielleicht die ersten Wehen sind — so kann, meine ich, auch nur den Versuch, ein Bild von diesem gewaltigen Leben zu geben, keiner wagen, er habe denn selbst in diesem Leben gestanden und stehe darin wie ein Soldat in der Schlacht, der die Kugeln pfeifen hört und selbst seine Kugeln versendet und die Signale kennt und das Commandowort seiner Führer, bereit zu folgen; bereit und fähig auch, zu führen, wenn's an den Mann kommt. Fragen Sie sich selbst: was kann einem Manne des actuellen Lebens, wie ich es eben angedeutet — und er braucht deshalb noch lange kein Bismarck zu sein —, eine Poesie gelten, welche ihre Nahrung nicht aus dem Boden zieht, auf welchem er selber ringt und schafft mit allen Kräften des Leibes und der Seele? Oder auch nur eine, die wohl weiß, was sie sich selbst, was sie der Welt schuldig ist, aber nun wiederum die Welt nicht kennt — diese ungeheuere Welt von heute mit der Ueberfülle ihrer gewaltigen, sich scheinbar nach allen Richtungen kreuzenden Bestrebungen, die doch alle in dem identischen Centrum zusammentreffen müssen, soll das Leben, um mit Voltaire zu sprechen, nicht eine mauvaise plaisanterie und die Geschichte der Menschheit eine blutige Farce sein. . . .

Auch darauf muß der Poet heutzutage sich gefaßt machen, daß er trotzdem — trotzdem er nicht auf den alten Liebeseiern brütet und schmetterlingbeflügelte Amoretten besingt, sondern der Atriden und des Kadmos Thaten — keine Hörer findet, weil die Schlacht um ihn her zu gewaltig tobt. Soll er dann nicht in pessimistische Verzweiflung gerathen oder in weibische Wehleidigkeit versinken, muß er eben ein ganzer Mann sein und den Muth haben, seine Leier zu zerbrechen und zum Schwerte zu greifen. . . .

Der Herzog selbst, der über Bismarck sehr ketzerische Gedanken äußert, ihm alle Genialität und originelle Ideen abspricht, ihn einen „amusischen" Menschen nennt, sagt, als von dem Major von Vogtriz die Rede ist:

Diese Deutschthümelei, in der der gute Vogtriz schwelgt, ist doch nur ein Chauvinismus in usum Germanorum. Sie hat sich nach den Freiheitskriegen breit gemacht und wird sich jetzt

wieder breit machen. Damals brachte sie das ungeschorene Teutschthum mit den umgeklappten Hemdkragen auf die Bahn und als selbstverständliche Forsetzung die öde Reaction der zwanziger und dreißiger Jahre. Welche Formen sie heute annehmen wird — nun, man braucht gerade kein Prophet zu sein, um das vorauszusehen. Jedenfalls werden sie alle mit dem Cachet eines gewissen Jemand gezeichnet sein. Nationalitätsprincip! Nun ja, das ist eine schöne Sache, ebenso wie daß jeder Mensch seine eigene Nase im Gesicht hat. Aber wenn kein Mensch über seine eigene wohllöbliche Nasenspitze hinauszublicken vermag, so ist das ein schlimmes Ding, denn die nothwendige Folge ist, daß sie fortwährend aneinander rennen und sich blutige Köpfe holen. „Bohrt Ihr mir einen Esel?" — „Ich bohre einen Esel!" — und der Skandal ist fertig, mag Verona darüber zu Grunde gehen. Nun vielleicht, daß Europa diesen Nationalitätsschwindel durchmachen muß, den Louis Napoleon, mein sehr würdiger Freund, wenn nicht erfunden, doch in die Mode gebracht hat. Er war ja immer der Hecht im Karpfenteich und der stets verneinende Geist, der doch am Ende das Gute schaffen, zum wenigsten schaffen helfen mußte. Es ist damit wie mit den Kinderkrankheiten. Sie sind an sich nicht gut, aber wer sie gründlich absolvirte, hat die Anwartschaft auf ein gesundes Mannesalter. Das Nationalitätsprincip ist und bleibt in meinen Augen Schaukelpferdreiterei, wobei man nicht aus der Stelle kommt.

Doch auch an lyrischen Stellen fehlt es nicht, wie die folgende Begrüßung des Thüringer Waldes beweist, in welcher der Held die Liebe zu seiner schönen Adele wiederfinden soll, wie sie selbst in einem Billet an ihn ausspricht:

Ein Antlitz voll stiller, wehmuthsvoller Melancholie, das wundersam harmonirte mit der ahnungsvollen, aus Licht und Schatten mystisch gewobenen Dämmerung in den hohen Waldeshallen; dem feierlichen Rauschen des Windes durch die Wipfel zu meinen Häupten; dem süß-leisen Gesang der Vögel; dem Kinderlied, das die Quelle murmelte, sich den Weg zu kürzen zwischen bemoostem, farrenkrautüberwuchertem Gestein; dem großen glänzenden Auge des Rehs, das in der Lichtung friedlich äste und, nach dem nahen Wanderer furchtlos aufblickend, zu fragen schien: Was willst du hier in unserm Frieden, du friedloser Mensch? Ja, gib mir Frieden, heilige Waldesruhe! Laß mich theilhaben, du stilles Waldesleben, an deinem seligen Genügen, deinem frommen Verzichten auf alles, was du nicht selbst bist, nach anderm trachtet, als das ewige Gesetz will, welches du in dir trägst! Siehe das zarte Vergißmeinnicht an der Quelle: es will sich nicht zur Höhe der schmiegsamen Farrenbüschel über ihm heben; die Farrenbüschel bescheiden sich, unter dem straffen Weißdornstrauch zu wehen; der Weißdornstrauch will sich nicht messen mit der schlanken Birke; die Birke läßt gern der Buche ihre trotzige Kraft; das Reh stutzt, wie jetzt die Krähe auf der Buchenkrone ruft, und folgt gehorsam dem Warner, aber neidet ihm nicht die sichere Freiheit da oben im luftigen Revier!

Diese Stellen zeugen von dem Adel und der Macht des sprachlichen Ausdrucks, welche dem Dichter zur Verfügung stehen. Freilich könnten wir auch Stellen anführen von großer stilistischer Schwerfälligkeit oder von gewissen Verknöcherungen der Manier. Das ist wiederum eine Aehnlichkeit Spielhagen's mit Gutzkow, der auch einen von feinster geistiger Eigenart gesättigten Stil mit meisterlicher Sprachbeherrschung zu schreiben verstand und gelegentlich die Glieder der Handlung in seinen Erzählungen mit ziemlich ungeschickter Hand aneinanderfügte.

Doch trotz dieser kleinen Ausstellungen hebt die geistige Bedeutung des neuesten Romans von Spielhagen und die edle Begeisterung, die ihn erfüllt, denselben hoch über das Niveau der Alltagsbelletristik.

Einen zweiten Ich-Roman von Paul Heyse besprechen wir in der nächsten Nummer. Rudolf von Gottschall.

Militärische Schriften.

1. Vietigheim, oder der Krieg von 1890—91. Seine Ursachen, Kosten und Folgen. Autorisirte Uebersetzung nach der amerikanischen Originalausgabe von Kenneth M. Queen. Zürich, Verlags-Magazin. 1887.

Auf der Rückseite des blutigrothen Umschlags, der vielleicht die Gesinnungen zum rechten Ausdruck bringen soll, die das 132 Druckseiten umfassende Buch athmet, findet sich die Ankündigung zahlreicher anderer Schriften aus dem gleichen Verlage. Diese führen theilweise sehr packende Titel, wie: „Das Laster von Paris"; „Unter dem Sargdeckel"; „Ein dunkler Punkt im Leben des Geheimen Commerzienraths von Bleichröder in Berlin, zugleich ein Gegensatz zur Anklage gegen Professor Graef" u. s. w. Danach scheint der Schluß zulässig, daß es der Verlagshandlung, beziehungsweise den Verfassern, deren Bücher im Züricher Verlags-Magazin herauskommen, im wesentlichen um Angriffe auf die bestehende Gesellschaftsordnung zu thun sei. Diese Ansicht findet ihre Bestätigung in dem ganzen Tone des vorliegenden Hefts, das die fortgeschrittensten republikanischen Ideen auf seine Fahne geschrieben hat und nebenher einen wüthenden Deutschenhaß athmet. Die Form, in welcher der crasse Unsinn des Buchs geboten wird, entbehrt eines gewissen Reizes nicht; der Inhalt dagegen ist um so weniger empfehlenswerth, und das nähere Eingehen auf denselben an dieser Stelle hat lediglich den Zweck, darzuthun, bis zu welchen Hirngespinsten sich der pseudonyme Verfasser versteigt, um die Phantasie seiner politischen Gesinnungsgenossen zu entflammen.

Mr. Minor, Mitglied des nordamerikanischen Congresses, welcher den großen Krieg 1890—91 als Subalternoffizier der amerikanischen Truppen mitgemacht hat, hält im Winter 1932—33 drei Vorträge, die den Ueberschriften der drei Abschnitte des Buchs entsprechen. Als der neugewählte Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mr. Bayard, am 4. März 1889 seine Antrittsrede hielt, war am politischen Horizont keine Wolke sichtbar, aber ein Act ausgelassenster deutscher Grausamkeit und Aggression rief bald darauf eine unbeschreibliche Aufregung in Amerika hervor. Ein deutscher Militärpflichtiger, welcher seine Heimat fahnenflüchtig verlassen

hatte, war bei seiner Rückkehr in Haft genommen und, da er der Behörde thätlichen Widerstand leistete, mit dem Paß in der Hand, der ihn als amerikanischen Bürger bezeichnete, todtgeschossen worden. Den amerikanischen Consul, welcher das als einen kaltblütigen Mord bezeichnete, hatte der Pöbel insultirt.

Das geschah Ende August. Am 12. September bereits verließ der energische amerikanische Gesandte, welcher auf wiederholte Reclamation nur die unbestimmte Vertröstung erhielt, die Sache sei in Untersuchung, Berlin. In einer außerordentlichen Sitzung des Congresses war keine Stimme für den Frieden, doch nahm man schließlich mit schwacher Majorität die angebotene Vermittelung seitens der Königin Victoria an, und das Schiedsgericht versammelte sich im Januar 1890 zu London. Die Haltung der deutschen Abgesandten war, wenn nicht gerade anmaßend, doch sicherlich nicht versöhnlich, und der Spruch wäre sicherlich zu Gunsten Amerikas ausgefallen, wenn nicht andere große Ereignisse dazwischen gekommen wären.

Die hauptsächlichen Ursachen für die beständige Unruhe, in der sich die ganze civilisirte Welt seit Jahren befand, bestanden: in der deutschen Colonialpolitik, die sich ihrem Wesen nach aggressiv erwies; in Englands Animosität gegen Rußland; in des letztern Reichs beständigen Intriguen auf dem Balkan; in Frankreichs Revanchegelüsten; in den durch die Gründung des Kongostaats veranlaßten commerciellen Eifersüchteleien, und in der fortwährenden Ausdehnung der Socialistenbewegung.

Deutschland war es gelungen, „sich allmählich zur unbeliebtesten, ja zur verhaßtesten Nation zu machen“, und von dem Tage an, da der Kronprinz Friedrich Wilhelm den Kaiserthron bestieg, „neigte sich der Stern Bismarck's“ und verschiedene Streitfragen tauchten unter den deutschen Staaten auf.

„Im Januar 1890 verbreitete sich wie ein Blitz die Nachricht, ein russisches Armeecorps habe Herat besetzt. Dieser Act kam einer Kriegserklärung gleich, und England traf Vorbereitungen zum Kampfe in einem „ungeheuern Maßstab“. Gleichzeitig war eine russische Fregatte beim Passiren der Dardanellen von den Türken in den Grund gebohrt worden. Rußland warf sofort eine überwältigende Macht eigener und rumänischer Truppen über die Donau; Oesterreich sandte zwei Armeecorps nach Serbien und Bosnien und sammelte seine Flotte bei Triest; Deutschland, durch Frankreichs provocirende Haltung veranlaßt, stellte mächtige Truppenmassen an der Westgrenze auf, und natürlich rüsteten nun auch Italien und Frankreich.

Die von Nordamerika ausgehende „Mahnung zum Frieden“ blieb fruchtlos, das Schiedsgericht löste sich auf, und Amerika, gereizt durch den Hohn des deutschen Kanzlers auf verschiedene Klagen, erklärte den Krieg an Deutschland. Damit trat in den Vereinigten Staaten eine „große und ruhige“ Entschlossenheit an die Stelle fieberhafter Aufregung. Eine halbe Million Menschen erklärte sich für den activen Dienst bereit.

Anfang Mai standen „Deutschland, Rußland und Oesterreich vereint dem übrigen Europa hochmüthig und herausfordernd gegenüber“. England, Frankreich, Italien, Spanien und die Türkei schlossen ihrerseits ein Schutz- und Trutzbündniß, dem sich auch Nordamerika anschloß. Das letztere, welches seit 1885 über eine zahlreiche, wohlgerüstete Flotte verfügte, erklärte sich bereit, eine starke Truppenmacht nach dem europäischen Kriegsschauplatze hinüberzuführen. Der Krieg ward damit eingeleitet, daß ein amerikanisches Schiff den deutschen Panzer Fritz kampfunfähig machte und zur Ergebung zwang.

Nachdem in dieser Weise die Ursachen des großen Kriegs entwickelt worden, beschäftigt sich der zweite Vortrag mit seinen Kosten, unter welcher Bezeichnung wol die Opfer an Geld und Blut verstanden sein sollen. Eine große Transportflotte brachte die amerikanischen Corps glücklich an die französische Küste bis La Rochelle. Die französischen und amerikanischen Kriegsschiffe der Escorte schlagen, verstärkt durch einige Spanier, unterwegs den Angriff der vereinigten kaiserlichen Flotten ab, und die „flüchtigen“ Ueberreste der letztern werden von einem englischen Geschwader „derartig bearbeitet“, daß sich sechs Monate lang kein feindliches Schiff mehr im Atlantischen Ocean blicken läßt.

Konstantinopel fiel den Russen in die Hände, aber die türkische Armee wich nach Asien aus und die Panzerflotte entwischte glücklich in das Mittelmeer. Die „Dreikaiser-Heere“ zählten 3,400000 Soldaten und ihre Flotten 100 Panzerschiffe; die Armeen der Verbündeten waren 3,600000 Mann stark und verfügten über 214 Panzerschiffe.

Die Kaiserlichen griffen zur See allenthalben an. Deutsche Flotten bombardirten französische Häfen, wurden aber bei San Francisco durch Torpedos zurückgetrieben und erlitten auf dem Mississippi eine vernichtende Niederlage.

„Nun waren die Augen der Welt auf die mächtigen Armeen in Centraleuropa gerichtet.“ Im Januar 1891 rückten die Alliirten auf allen Punkten vor, überschritten die Vogesen und den Rhein, nicht ohne daß auch die Kaiserlichen gelegentlich einmal siegreich gewesen wären, und lieferten die Entscheidungsschlacht bei dem württembergischen Städtchen Vietigheim. General Boulanger führte die alliirten Truppen in diesem viertägigen Gemetzel. Am letzten Tage versuchten 200000 Kaiserliche unter dem General von Ehrenstein durch einen Flankenangriff die Schlacht zu ihren Gunsten zu wenden; aber sie stießen auf die eisernen Mauern der Amerikaner. Abends ertönte der Freudenruf in den Reihen der Verbündeten: der Feind hat sich ergeben! und bei diesem Siege hatten die amerikanischen Truppen den Ausschlag gegeben. Im Mai ward zu Karlsruhe der Frieden unterzeichnet, dessen mit „Blut und Eisen“ geschriebene Bedingungen natürlich für die kaiserlichen Unterzeichner höchst demüthigend waren.

Der die Folgen des Kriegs behandelnde Vortrag be-

ginnt mit den Worten: „Bietigheim machte die Welt nicht nur reiner. Es machte auch, daß Europa zu denken anfing und später handelte.“ Im Jahre 1893 stand eine sociale Revolution in Europa bevor. Man versicherte sich der Armeen, am 12. Februar 1893 wurde im Berliner und im Wiener Parlament die Republik proclamirt, und der Kaiser von Rußland, dem Druck der öffentlichen Meinung weichend, verzichtete freiwillig auf seine „Unbeschränktheit“. „Die rücksichtsvolle Behandlung der Personen, auch der abgesetzten Monarchen und ihrer Familien“, kennzeichnete den gemäßigten und liberalen Geist der Zeit. Die drei neuen europäischen Republiken wurden bald darauf von der amerikanischen Mutter- und Musterrepublik anerkannt. Bei der endgültigen Regelung der republikanischen Staatsform fanden die Ideen Emanuel Winterhoff's, eines ehrsamen Schuhmachers von bäuerlicher Abkunft, praktische Anwendung. Es bildete sich die Republik der Zünfte, in der jeder Bürger einer Zunft angehören mußte. Die Regierung sollte durchaus patriarchalischer Natur sein, der Staat die meisten Dinge, als da sind Fabriken, Eisenbahnen u. s. w., selbst betreiben, „Tausch und Handel als Privatquellen des Nutzens verschwinden“ und die Arbeit soll den einzigen Maßstab für den Werth abgeben. Aber diese Regierungsform hatte keinen Bestand; denn was in der Theorie als erstrebenswerth gegolten, wollte in der Praxis sich nicht bewähren. Die Republik der Zünfte verschwand vom Erdboden so rasch, wie sie gekommen, aber nicht so ruhig, und aus der folgenden Zeit allgemeiner Anarchie entwickelten sich dann neue Zustände, deren Schilderung nach dem Vorgehenden mir billig erlassen werden kann. Im Jahre 1910 entstand die Republik der Vereinigten Staaten Europas, und für Amerika hatten sich die wohlthätigen Einflüsse der republikanischen Institutionen schon im „Aufhören der deutschen Einwanderung“ gezeigt. Sapienti sat!

2. Der nächste Feldzug. Antwortschreiben an Herrn L. Seguin. Rathenow, Babenzien. 8. 1 M.

Das erste Erscheinen dieser, von dem neuen Verleger kürzlich wieder versandten Schrift fällt in das Jahr 1881. Der Inhalt wird vielen Lesern noch in der Erinnerung sein; immerhin ist es zu einer Zeit, da die französische Literatur von drohenden und gehässigen Auslassungen überströmt, die ihre Spitze fast ohne Ausnahme gegen den Bestand des Deutschen Reichs kehren, nicht überflüssig, von neuem auf die Schrift hinzuweisen, die in ruhiger und vornehmer Weise den Beweis erbringt, daß die französischerseits behauptete Nothwendigkeit zu einem Kriege mit Deutschland keineswegs vorhanden, auch „nirgends ein Grund dazu aufzufinden ist“, und daß — abgesehen von den in Frankreich reiche Blüten treibenden, aber kleinlichen Gefühlen verletzter Eigenliebe u. dgl. — in der Politik beider Staaten kein Gegensatz sich findet, der Deutsche und Franzosen verhindern könnte, „gute Nachbarn und Freunde zu sein“.

3. Die Cavalerie des Deutschen Reichs. Geschichtliche Notizen; Stiftungstage der Regimenter u. s. w.; Standarten, deren Beschreibungen und Auszeichnungen, Angaben der Uniformen; Anciennitätsliste bis zum 27. Mai 1886 vom Generalfeldmarschall bis einschließlich der Fähnriche, Aerzte und Zahlmeister; Gestütsverwaltungen und deren Bestände, Rennberichte, genaue Angabe der Renntermine u. s. w. Bearbeitet von R. von Haber. Rathenow, Babenzien. 1886. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Das mit vielem Fleiß und großer Genauigkeit zusammengestellte Nachschlagebuch enthält nach einer kurzen Uebersicht, welche die Eintheilung der deutschen Cavalerie erkenntlich macht, Notizen über die Standarten der Reiterei, und führt dann die einzelnen Regimenter, nach den Contingenten der vier großen Bundesstaaten geordnet, in der Reihenfolge der öffentlichen Ranglisten auf. Bei jedem Truppentheile sind außer werthvollen Mittheilungen, welche die Uniformirung desselben und seine kriegerische Vergangenheit betreffen, die activen Offiziere dem Range und dem Dienstalter nach aufgeführt, und dieser bis zum 27. Mai 1886 reichenden Anciennetätsliste ist auch ein Verzeichniß der à la suite stehenden Offiziere und Reserveoffiziere des Regiments hinzugefügt. Die Angabe der beden einzelnen Regimentern angestellten Aerzte, Zahlmeister und Roßärzte fehlt gleichfalls nicht. Durchgehende Anciennetätslisten der activen Cavalerieoffiziere und Portepeefähnriche in den vier Contingenten, verbunden mit einer Uebersicht der preußischen Gestütsverwaltungen und deren Beständen, Rennberichte über das vergangene und Angabe der Renntermine des laufenden Jahres vorvollständigen den Inhalt des vortrefflich ausgestatteten Bandes, der sich in regelmäßiger jährlicher Fortführung gewiß zahlreiche Freunde zu den bereits vorhandenen gewinnen wird.

4. Inactive Offiziere und Unteroffiziere, oder die Fürsorge des Staats für beide. Von einem alten Offizier. Rathenow, Babenzien. 1886. Gr. 8. 40 Pf.

Der Verfasser ist zu dieser Broschüre durch das neue Pensionsgesetz angeregt worden, das seiner Meinung nach eine helle Freude in Offizierkreisen erregt hat. Es erscheint ihm als berechtigtes Verlangen, die Gesetze und Verordnungen baldigst zu verbessern, nach denen eine Anstellung halb- und ganzinvalider Offiziere im Civildienst erfolgen kann, und gleichzeitig hält er es für zeitgemäß, auch für invalide Mannschaften vom Feldwebel abwärts in dieser Beziehung „ein Mehr zu thun, da trotz günstigerer Lage auch bei ihnen mancherlei sich als veraltet und unpraktisch erwiesen hat“. Die Darstellungen der kleinen Schrift gipfeln in sieben Forderungen, auf die des Nähern einzugehen der mangelnde Raum verbietet. Dem Wunsche nach einer Stellenvermittelung für inactive Offiziere ist durch die Initiative des Deutschen Offizier-Vereins inzwischen entsprochen. Manche bedenkliche Ausführungen der Broschüre werden in militärischen Kreisen berechtigten Anstoß erregen, und überhaupt dürften die Anschauungen

des alten Offiziers durchaus nicht von der Mehrzahl seiner Kameraden getheilt werden.

5. Der Sport in der Armee. Eine zeitgemäße Betrachtung von einem alten Reiteroffizier. Zweite Auflage. Rathenow, Babenzien. 1886. Gr. 8. 40 Pf.

Die kleine Schrift ist zu einem Zeitpunkt erschienen, da eine aus höhern Cavalerieoffizieren zusammengesetzte Commission nach der Reichshauptstadt berufen worden war zur Berathung darüber, ob überhaupt und beziehungsweise in welcher Art die Betheiligung der deutschen Offiziere an den öffentlichen Rennen neu zu regeln sei. Sie ist somit ein rechtes Augenblickskind, gewissermaßen eine Streitschrift, aber die ruhigen und sachlichen Ausführungen dürfen einen gewissen dauernden Werth in Anspruch nehmen. Ein leitendes politisches Blatt sagt von der kleinen Arbeit, daß sie offenbar von einem intimen Kenner der Rennbahnen geschrieben sei und am besten über die Sache orientire. „Der ernste Ton", heißt es in der „Kreuzzeitung" weiter, „in welchem dort die Angelegenheit behandelt wird, muthet an, und die Schranken, welche auch in jener Schrift als wünschenswerth für die Betheiligung der Offiziere an Wettrennen bezeichnet sind, decken sich im großen und ganzen mit den Ausführungen der bezüglichen allerhöchsten Kundgebung."

6. Darstellung unsers Militärgerichtswesens nebst einer Studie über die Nothwendigkeit einer Reform unserer Militärgerichtsordnung von H. von Hoff. Rathenow, Babenzien. 1 M.

Der Verfasser gibt zunächst eine klare Uebersicht des preußischen militärischen Gerichtswesens, setzt die Abweichungen auseinander, die dasselbe von der Civilgesetzgebung unterscheidet, und knüpft daran eine Anzahl von Vorschlägen zu einer zeitgemäßen Umformung des erstern. Die Wünsche des Verfassers bewegen sich in vernünftigen Grenzen, und namentlich weiß derselbe auch die Nachtheile vollkommen zu würdigen, die der unbedingten Oeffentlichkeit des militärgerichtlichen Verfahrens anhaften würden. Die Vorschläge in der kleinen Schrift gipfeln in der Forderung, daß an Stelle der untersuchungsführenden Offiziere juristisch vorgebildete Männer treten sollen. Das würde eine Vermehrung des militärischen Gerichtspersonals, der Auditeure bedingen. Der Verfasser meint selbst zum Schluß, es müsse besserer Einsicht überlassen werden, ob seine Vorschläge durchführbar seien, und es mag dahingestellt bleiben, ob seinem Wunsche gemäß sich recht viele Stimmen aus der Armee erheben werden für die baldige Heilung eines wunden Punktes, der darin bestehen soll, daß angeblich der Angeklagte unter jetzigen Verhältnissen „so ganz in der Hand der Gerichtsherrn und Auditeurs liegt".

7. Die Ausbildung der Rekruten bis zur Einstellung in die Compagnie. Von H. von Carlowitz. Zweite Auflage. Rathenow, Babenzien. 2 M.

In die vorliegende zweite Ausgabe des handlichen und nützlichen Buchs sind sämmtliche von den Rekruten zu erlernenden Uebungen und alle nöthigen Instructionen aufgenommen worden. Ein Nachschlagen in andern Instructionsbüchern ist daher um so weniger nothwendig, als bei den Erklärungen stets das Reglement und die bestehenden Vorschriften zu Grunde gelegt sind. Die hinzugefügten Erläuterungen erfüllen vollständig ihren Zweck, den ungeübten Rekrutenoffizieren auf die häufig vorkommenden Fehler und die Punkte aufmerksam zu machen, auf welche es am meisten ankommt.

8. Pulverdampf. Heitere und ernste Bilder aus Kriegs- und Friedenszeiten. Von Adalbert Leese-Loewe. Rathenow, Babenzien. 1886. Gr. 8. 1 M.

Anspruchslos, heiter und frisch stellen sich diese Schilderungen aus dem Soldatenleben in Krieg und Frieden dar; sie werden gewiß von zahlreichen Lesern mit ebensolcher Freude willkommen geheißen werden, wie das bei den frühern ähnlichen Arbeiten desselben Verfassers der Fall gewesen ist.

Hermann Vogt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Maximilian Bern hat früher in der Reclam'schen „Universal-Bibliothek" in Leipzig eine Anthologie unter dem Titel „Deutsche Lyrik seit Goethe's Tod" veröffentlicht. Dieselbe liegt in neuer Ausgabe und zwar in zehnter verbesserter Auflage vor. Sie ist überaus reichhaltig, berücksichtigt neue und neueste Dichter und sucht auch aus minder bekannten Sammlungen einiges Werthvolle heraus, welches sich neben den Gedichten der anerkannten Poeten behaupten kann. Auch findet sich nirgends wie in manchen andern Sammlungen eine „Meistbegünstigung", es werden nicht einzelne Dichter auf Kosten der andern zu sehr in den Vordergrund gestellt.

Jetzt hat Maximilian Bern eine neue Anthologie unter dem Titel „Am eigenen Herd. Ein deutsches Hausbuch" (Leipzig, Titze) herausgegeben. Diese Sammlung kann nicht wie die frühern allen dichterischen Talenten gerecht werden, denn ihre Tendenz ist eine Darstellung des Familienlebens und Familienglücks in einer Reihe neuer Gedichte; es gibt aber sehr hervorragende Talente und geniale Dichternaturen, welche diesem Thema fernstanden und die den häuslichen Laren keine poetischen Weiheopfer dargebracht haben. Maximilian Bern suchte in dem Liebesglück eines Ehepaares das Familienleben im allgemeinen zu schildern. Er sagt in der Vorrede: „Der Hauptreiz dieser an einen tiefinnerlichen Roman gemahnenden Anthologie besteht in ihrer streng logischen Entwickelung, in ihrer einheitlichen Weltanschauung, in der Uebereinstimmung aller pädagogischen Grundsätze sowie darin, daß die 631 Gedichte so ineinandergreifen und selbst, wenn durch viele Zwischenglieder getrennt, so aufeinander Bezug nehmen, als rührten sie nicht von 187 Dichtern, sondern von einem einzigen her. Im Grunde genommen sind ja alle diese Lieder, in denen das deutsche Gemüth seine reichsten Schätze offenbart, in der That nur in einer großen weltumfassenden Seele aufge-

rauscht, in der Volksseele der sinnigsten häuslichsten Stellen, in welcher die Poesie des Familienlebens heimisch wie in keiner andern, und der ich daher mein «Deutsches Hausbuch» widme."

Von den Dichtern, deren Beiträge hier gesammelt sind, fällt der Löwenantheil Rückert, Julius Sturm und Theodor Vulpinus zu, welche letztere mit je 23 Gedichten vertreten sind, während der erstere über 30 Lieder beigesteuert hat. Darauf folgen L. Schefer, E. Scherenberg, Hermann Kletke, Theodor Storm, der selbst ja eine lyrische Hauspostille mit ähnlicher Tendenz herausgegeben hat, Graf und Gräfin Wickenburg u. s. w. Die große Mehrzahl der Dichter hat nur mit zwei bis drei Gedichten an diesem Roman des Familienglücks mitgearbeitet.

— Von der Schrift „Die Welt in Waffen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" von G. von Berneck und E. Schnackenberg (Leipzig, Spamer) liegt der erste Band, der das Kriegswesen und die Kriegführung im Alterthum, Mittelalter und in der neuen Zeit bis 1789 behandelt, in vierter Auflage vor; 300 Textabbildungen erläutern die Heereseinrichtungen der verschiedenen Zeitalter. Auch die Bilder berühmter Feldherren schmücken das Werk. Der zweite Band wird uns jedenfalls die Armeen der Gegenwart vorführen. Europa starrt ja von Waffen, wie Graf Moltke sagte, und die neuen Volksheere machen die Kriege so mörderisch, so unheilvoll für die Blüte der Nationen, daß ein Vergleich zwischen jetzt und früher zwar die großen Fortschritte des Kriegswesens darthun würde, zugleich aber die ungeheuere Vermehrung der zerstörenden Kräfte und Mittel, die mindestens nicht als ein Fortschritt der Humanität betrachtet werden kann.

— In der Besprechung der Schrift von Kuno Stommel (Nr. 46. f. 1886): „Die Kunst gesund zu werden", ist gesagt, die Medicin darin gehöre andern Autoren an, größtentheils Paul Niemeyer. Um Misverständnissen vorzubeugen, erläutern wir dies dahin, daß allerdings Paul Niemeyer's Thesen wörtlich eingeführt sind, doch mit ausdrücklicher Namensnennung desselben, und indem der Verfasser selbst zu ganz entgegengesetzten Resultaten kommt.

Ausländische Literatur.

Wir haben ein Werk ganz vorzüglicher Art zu erwähnen und zwar den dreiundzwanzigsten Jahrgang des „The Statesman's Year Book, statistical and historical Annual of the States of the civilised World for the year 1886", herausgegeben von J. Scott Keltie, Bibliothekar der königlichen geographischen Gesellschaft (London, Macmillan u. Comp.). Dieses auf Grund amtlicher Berichte zusammengestellte statistische und historische Jahrbuch der Staaten der civilisirten Welt ist wol das vollständigste, zuverlässigste und übersichtlichste aller derartigen Werke und darf mit vollem Rechte Staatsmännern, Kaufleuten und allen Gebildeten, namentlich als Nachschlagebuch beim Zeitungslesen und fürs Contor, dringend empfohlen werden. Neu aufgenommen sind diesmal ins „Jahrbuch" der Congofreistaat, die Straitsniederlassungen und Fiji. Um ein Bild von der Einrichtung des Werks zu geben, seien hier die Ueberschriften der unter „Deutsches Reich" fallenden Abschnitte angeführt: „Regierender Kaiser und Könige", „Thronfolger", „Verfassung und Regierung", „Kirche und Schulen", „Einkünfte und Ausgaben", „Heer und Flotte", „Flächenraum und Bevölkerung", „Gewerbe, Handel und Industrie", „Geld, Gewichte, Maße", „Statistische und andere Nachschlagewerke". Und so unter jedem der einzelnen Länder Deutschlands und denen der civilisirten Welt überhaupt. Die Ausstattung ist eine vorzügliche.

Theater und Musik.

Paul Heyse's „Hochzeit auf dem Aventin", eine Tragödie mit einigen sehr wirksamen Scenen, hat am Hoftheater zu Hannover einen günstigen Erfolg davongetragen; wir verweisen auf unsere eingehende Besprechung dieses Dramas in Nr. 43 d. Bl. f. 1886.

— Adolf Wilbrandt's Bearbeitung der Oedipustragödie von Sophokles, eine freie Nachdichtung etwa in dem Stil, in welchem Schiller die „Iphigenie von Aulis" für die deutsche Bühne übertragen hat, in fünffüßigen Jamben und gereimten Chorversen, beginnt jetzt die Runde über die deutschen Bühnen zu machen. Vor Jahren bereits ist sie am meininger Hoftheater in Scene gegangen, jetzt in München und an der wiener Hofburg.

— Das Deutsche Theater brachte ein Lustspiel: „Die Goldfische" von Franz von Schönthan und Kadelburg, dem beliebten Mitgliede des Deutschen Theaters, zur Aufführung. An dem üblichen Lacherfolg fehlte es nicht; es handelt sich um drei „Goldfische", welche am Schluß im dramatischen Netze zappeln. Eigentlich sollte das Deutsche Theater die sogenannten Lacherfolge dem Wallnertheater und andern berliner Bühnen überlassen.

— Der Erfolg der Victor Neßler'schen Oper „Der Trompeter von Säkkingen" war der größte, den neuerdings eine Oper in Deutschland hatte. Ein weniger günstiges Horoskop kann man der neuen, in Leipzig glänzend inscenirten Oper des Componisten: „Otto der Schütz", stellen, zu welcher wiederum Rudolf Bunge den Text geliefere hat. Der an und für sich durchaus geeignete Stoff, der durch Kinkel's Dichtung populär geworden, ist zwar in anständiger dichterischer Einkleidung der Opernbühne angepaßt. Doch ist die Handlung nicht concentrirt genug, sondern durch Episoden zersplittert. Hierzu kommt, daß der Componist zwar manches Anmuthende geschaffen, aber die Musik doch nicht jene Treffer zu verzeichnen hat wie „Der Trompeter von Säkkingen". Obschon die Scene der Ueberschwemmung des Rheins großen Bühnen Gelegenheit bietet zu glänzender Entfaltung decorativen Prunks, so genügen derartige Schaustücke doch nicht für einen nachhaltigen Erfolg.

Bibliographie.

Albert, M., Harteneck. Trauerspiel. Wien, Graeser. 1886. 8. 2 M. 80 Pf.

Baumbach, R., Krug und Tintenfass. Gedichte. Leipzig, Liebeskind. Gr. 16. 2 M.

Poessnecker, W., Die Welt als unsere Erscheinungswelt und unsere Gedankenwelt. Die Bewegung des Sauerstoffs. Berlin, Fischer's medicinische Buchhandlung. 1886. Gr. 8. 4 M.

Riedl, O., Ludwig I., König von Bayern. Eine biographische Skizze. Mit dem Bildnis des Königs in Lichtdruck. Freiburg i. Br., Herder. 1886. 8. 1 M. 20 Pf.

Scherer, W., Aufsätze über Goethe. Berlin, Weidman. 1886. Gr. 8. 6 M.

Schönemann, Marie, Vom Adlersberge und der Finstern Erle. Ein Sang aus alter Zeit. Suhl, Kaufmann. 1886. 12. 1 M.

Schuhmacher, P., Lieder und Gedichte eines rheinischen Musikanten. Mainz, Diemer. 1886. 12. 2 M.

Shaw, A., Ikaria. Ein Betrag zur Geschichte des Kommunismus. Autorisirte Ausgabe. Deutsch von M. Jacobi. Stuttgart, Lutz. 1886. 8. 1 M. 75 Pf.

Simon, E., Kaiser Wilhelm und sein Reich. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Französischen. Jena, Costenoble. Gr. 8. 6 M.

Sloët, L., Der Raugraf. Eine Erzählung. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Söderström, H., Die Bürgermeisterwahl. Ein humoristisches Epos mit lyrischen Einlagen. Leipzig, Kittler. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Pädagogisches Testament eines königlichen Kreisschulinspektors. Herausgegeben von den Hinterbliebenen. Wittenberg, Herrosé. 1886. Gr. 8. 80 Pf.

Thieme, E., Aus vollem Herzen. Gesammelte Gedichte. Freiberg, Mauckisch. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Voltz, H., Die Ethik als Wissenschaft, mit besonderer Berücksichtigung der neueren englischen Ethik. Eine philosophische Abhandlung. Strassburg, Trübner. 1886. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Wichser, J., Cosmos Heer, Landammann des Kantons Glarus (geb. 1790, gest. 1837). Vortrag. Glarus, Baeschlin. 1885. Gr. 8. 4 M.

Wolff, E., Karl Gotthelf Lessing. Berlin, Weidmann. 1886. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Neueste Romane und Novellen
aus der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Wilh. Berger, Schwankende Herzen. Roman.
Mit Original-Illustrationen von **E. Thiel** und **L. Bechstein.**
Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Leo Warren, Die Jagd des Todes. Roman.
2 Bde. Geheftet 8 Mark; fein gebunden 9 Mark.

In zweiter Auflage erschienen soeben:

Joh. van Dewall, Katharine Ollsand. Roman.
3 Bände Geheftet 12 Mark; fein gebunden 15 Mark.

W. v. Reichenbach, Coeurdamen. 2 Novellen.
Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Sicilien.
Bilder aus Natur, Geschichte und Leben.
Von
August Schneegans.
8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Von dem Kaiserlich Deutschen Consul in Messina, frühern Reichstagsabgeordneten A. Schneegans wird in diesen Bildern aus Natur, Geschichte und Leben ein farbenreiches Rundgemälde der Insel Sicilien vorgeführt, die gegenwärtig ein so bevorzugtes Reiseziel der Deutschen bildet. Dem Besucher Siciliens empfiehlt sich das fesselnd geschriebene Buch als wohlunterrichteter Begleiter, allen Literaturfreunden aber als sehr interessante und anregende Lektüre.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern auf:

Unsere Zeit.
Deutsche Revue der Gegenwart.
Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Jahrgang 1887. In monatlichen Heften. Preis vierteljährlich 4 M. 50 Pf.

„Unsere Zeit", eine der gediegensten und vielseitigsten deutschen Revuen, bringt zeitgeschichtliche Artikel, Novellen, Reiseskizzen, literarische Essays, biographische Porträts, philosophische, naturgeschichtliche und kunstwissenschaftliche Studien, Aufsätze über Politik, Militärwesen und Volkswirthschaft.

Das soeben erschienene erste Heft des neuen Jahrgangs enthält:

E. Taubert: Am Teufelssee. Novellen. — F. Gregorovius: Segesta, Selinunt und Mons Eryx. — J. von Wickede: Die gegenwärtige Stärke und Organisation der französischen Armee. — R. von Gottschall: Deutsche Literaturhistoriker der neuesten Zeit. — Prof. F. J. Pisko in Wien: Das elektrische Glühlicht. — Consul B. G. Marshall in Patras: Die Erdbeben in Griechenland (27. Aug. 1886.) — H. von Scheel: Die neue Socialgesetzgebung des Deutschen Reiches. — Literarische Revue. — Politische Revue.

Die „Allgemeine Zeitung"
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.
Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 353 bis 358.

Deutscher Reichstag. — Militärisches aus Frankreich. — Denkschrift über die Anwaltsgebühren. — Die politische Debatte in den spanischen Cortes. — Die Reform der Provinz- und Gemeindeverfassung in Italien. (I./II.) — Der Austritt der deutschen Abgeordneten aus dem böhmischen Landtage.

Zum hundertjährigen Geburtstag Karl Maria v. Webers. Von M. Zenger. (II.) — Kaspar Hauser. — Ein neues Reisewerk über Griechenland. Von G. Meyer. — Die Forstrente in Elsaß-Lothringen. — Kunstwerke und Künstler. — Fr. Hanfstängls neueste Arbeiten. Von W. Lübke. — Staatssecretär Golownin. (Nekrolog.) — Das ägyptische Todtenbuch. Von Dr. V. v. Strauß und Torney. — Voltaire und das Theater zu Genf. Von H. Morf. — Die Correspondenz Cavours. (I./II.) — Agassiz. Von E. P. Evans. (I./II.)

Schwedische Eisenbahn-Verstaatlichungsprojecte. — Die sächsische Industrie. — Centralisirung der Bahnhöfe.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Durch das Britische Reich.
Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien — Oceanien — Canada.
Von
Alexander Freiherrn von Hübner.
Zwei Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Der bekannte österreichische Diplomat, Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt", schildert hier eine neue Weltreise, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden, dauernden Werth.

Arthur Schopenhauer's
Die Welt als Wille und Vorstellung
— Sechste Auflage —
erscheint soeben zum ersten male in einer wohlfeilen Ausgabe, in 12 Lieferungen à 1 M.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 2. 13. Januar 1887.

Zwei Ich-Romane.

II.

Der Roman der Stiftsdame. Eine Lebensgeschichte. Von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1887. 8. 6 M.

Wie Spielhagen hat auch Paul Heyse einen Ich-Roman verfaßt: allerdings mit einigen kleinen Unterschieden. Einmal tritt am Anfang der Dichter selbst auf und schildert ein eigenes Erlebniß. Im Zusammenhang mit demselben steht dann die Einsendung eines Manuscripts, des eigentlichen Ich-Romans. Doch ist auch dies cum grano salis zu verstehen: allerdings berichtet der Memoirenschreiber nur über Vorgänge, deren Zeuge er selbst gewesen; gleichwol ist er nicht der eigentliche Held derselben, obschon er in einige mitverwickelt ist; die Heldin ist vielmehr die Stiftsdame; der ihr so nahe stehende Freund schreibt die Chronik ihrer Erlebnisse. Dabei tritt eine Schwierigkeit des Ich-Romans hervor, die sich immer geltend machen wird, wo es sich um die Darstellung psychologischer Vorgänge im Gemüth anderer handelt; es wird einem dritten, wenn es nicht der allgegenwärtige Autor des objectiven Romans ist, der allen seinen selbstgeschaffenen Gestalten ins Herz sieht, schwer fallen, den innern Entwickelungsgang und die entscheidenden Motive der Charaktere, mit denen er äußerlich in Berührung kommt, mit überzeugender Wahrheit darzustellen: ja er muß sich jedenfalls noch darüber legitimiren, wie er in den Besitz der Documente, um mit Zola zu sprechen, gekommen ist, welche ihm auch nur jenen Einblick in das Innere gestatten, dessen Resultate er mittheilt. Am einfachsten sind dann freilich die confessions, die ihm von seiten der Persönlichkeit gemacht werden, deren Beweggründe er uns in glaubhafter Weise darzustellen wünscht. Damit wechselt indeß der Ich-Roman gleichsam seinen Schwerpunkt und streift an die Grenze, wo der Brief-Roman beginnt, der als eine Compilation von zwei oder mehr Ich-Romanen betrachtet werden kann.

An einer Stelle des Heyse'schen Romans springt diese Klippe sehr schroff hervor — und wir können nicht behaupten, daß der Dichter sie glücklich, und ohne Havarie zu erleiden, umschifft habe.

Im übrigen ist aber der Stoff weit gefügiger für einen Ich-Roman als der des Romans von Spielhagen, da es immer schwierig bleibt, ein großes Culturgemälde zu entwerfen, dessen Mittelpunkt das spröde Ich des Erzählers nicht bilden kann. Er wird immer nur einen Sector des großen Kreises beherrschen, und seine Erzählung wird gleichsam sich nicht auf dem Radius, sondern nur auf einer Sehne desselben bewegen. Der Ich-Roman kann nur an das nächste Erlebniß anknüpfen; das Ich ist nur wie der König auf dem Schachbret, es kann nach jeder Seite nur einen Schritt thun. Die englischen Humoristen, die ihre Helden selbst alle Schicksale erzählen lassen, beleuchten zwar alle Winkel ihres Seelenlebens, aber die andern Personen, die in ihren Sehkreis treten, werden nur nach dem Maß der Sichtbarkeit in das entsprechende Licht gerückt. Der humoristische Ich-Roman der Engländer beschäftigt sich durchaus nur mit den persönlichen Geschicken des Helden. In der That eignet sich diese Form vorzugsweise für die Darstellung entweder einer intimen Herzensgeschichte oder bunter Abenteuer, in welche der Held verwebt ist; allgemeine Culturbilder hingegen werden im Ich-Roman stets nur in einseitiger Beleuchtung erscheinen.

Bei Heyse handelt es sich um eine solche Herzensgeschichte; es ist die platonische Liebe des Candidaten Weißbrod zu der Stiftsdame, deren Leben er beschreibt:

Den nachfolgenden Aufzeichnungen habe ich die Bitte voranzuschicken, daß es mir nicht als eine armselige Eitelkeit gedeutet

werden möge, wenn ich mit meiner geringen Person beginne und selbige auch im Verlauf meines Berichts häufiger, als sie es verdienen mag, zum Vorschein kommen lasse. Die Natur der Sache bringt es so mit sich. Ist doch mein eigenes werthloses Geschick so untrennbar mit dem Leben der Hauptperson verknüpft, wie in einer Perlenschnur der unscheinbare Faden, an welchem die kostbaren Edeltropfen aufgezogen sind. Leider fehlen dieselben streckenweis ganz, und es würde dann nur der graue Faden sichtbar werden. Solche Stellen werde ich in aller Kürze abzuspinnen mich bemühen. Denn ich bin mir nur zu wohl bewußt, mein Dasein habe nur dadurch einigen Werth erlangt, daß mich die Vorsehung in die Nähe eines so seltenen Wesens gebracht und mir vergönnt hat, mich um sie wie der Mond um die Sonne zu bewegen und Licht und Wärme von ihr zu empfangen.

Doch das Drama hat ein Vorspiel. Hier ergreift der Dichter selbst das Wort und erzählt das Begräbniß der Stiftsdame, dem er zufällig beiwohnte bei einer Tour durch die Mark Brandenburg, wo er einen befreundeten Gutsherrn besuchen wollte. Diese Schilderung ist durchaus stimmungsvoll: die Promenade mit den prachtvollen Kastanien- und Ahornbäumen, der schilfumgürtete See, das Stift mit dem alten Mütterchen, die Leichenhalle mit der Todten, die schlichte Beerdigung — es macht alles einen so wehmüthig stillen Eindruck, und eine bessere Vignette konnten diese Memoiren, die vom Geiste der Resignation durchhaucht sind, nicht erhalten. Da macht uns nun der Dichter mit dem Erzähler bekannt, der ihm später sein Manuscript zuschickt:

Ich ging nun langsam um die Kapelle herum und näherte mich dem Hause. Da sah ich vor einem offenen Fenster an einer kleinen Bank in dem Blumengarten eine lange schwarzgekleidete Gestalt stehen, die regungslos in das Innere starrte. Es war ein Mann, wie mir schien, in den mittlern Jahren, mit schlichtem braunem Haar, das über die hohe Stirn ein wenig hereinhing. Das Profil, von edlem, charakteristischem Schnitt, schattete sich dunkel gegen die weißgetünchte Mauer ab; die Sonne brannte ihm scharf auf das Hinterhaupt und den Rücken, er achtete es aber nicht, sondern hielt den Hut zwischen den Händen vor sich hin, wandte sich auch nicht um, als ich vorbeiging, als ob der Schall meiner Schritte nicht an sein Ohr dränge. Sein Frack hatte einen veralteten Zuschnitt, aber die ganze Erscheinung machte durchaus keinen kleinstädtischen Eindruck. Ich hätte ihn gern angeredet, wenn es mir nicht geschienen hätte, als horche er auf irgendetwas, was drinnen im Zimmer, meinem Ohr unvernehmlich, geredet würde.

Doch das Versäumte holte Heyse später, als das Begräbniß vorüber war, nach: auf einer Bank des Stadtwalls sah er den einsamen Mann im schwarzen Frack sitzen und konnte in der Nähe sein regelmäßig feines Antlitz betrachten, in welchem besonders die schöngewölbte Stirn und die nicht kleine, aber charaktervolle Nase ihm auffielen. Doch blieb der Versuch, von dem einsam Trauernden Näheres über die verstorbene allverehrte Frau zu erfahren, vergeblich. Dafür erhielt er nach Jahresfrist ein Packet: das Manuscript der Aufzeichnungen des Candidaten, mit der Bitte um Veröffentlichung, den Ich-Roman des Candidaten, der nun als „Roman der Stiftsdame" in die Welt wandert.

Derselbe läßt sich ungezwungen in drei Theile gliedern: der erste behandelt das Leben auf dem Schlosse, in welchem das Stiftsfräulein lebt und von welchem sie entflieht, als ihr das Leben dort unerträglich wird; der zweite schildert uns die Abenteuer fahrender Komödianten, deren Director das Stiftsfräulein geheirathet hat; der dritte ihr stilles zurückgezogenes Wirken in der kleinen Stadt.

Die Charakterköpfe des Barons und seiner Familie, auf deren Schloß der Candidat als Hauslehrer kommt mit der Anwartschaft auf ein Pastorat, sind mit scharfen Umrissen gezeichnet; in der Schilderung des Lebens der Familie herrscht eine wahrhaft künstlerische Oekonomie der Mittel, und trotz des geringen Farbenaufwands heben sich doch alle Gestalten mit dem bezeichnenden Colorit hell vor unsern Augen ab: der Freiherr, eine männliche, prächtige Gestalt mit theologischer Färbung, der dabei indeß mit der theologischen Gelehrsamkeit auf etwas gespanntem Fuße lebt; sein Bruder, früher etwas leichtfertiger Offizier, jetzt aber als eine Art von verlorenem Sohn behandelt, ein Einsiedler mit feinem Humor; die Französin Suzon, eine zweifelhafte Persönlichkeit; die Schüler des Candidaten, Sohn und Tochter des Hauses; der Junker Kasimir mit der ganzen Ueberhebung und Siegesgewißheit der jungen Feudalen; vor allem aber die Stiftsdame, die Nichte des Freiherrn, Luise, mit der Gestalt einer Diana. Sie beachtet den jungen Candidaten nicht, erscheint von seiner ersten Predigt wenig erbaut; bei ihren Gesprächen läuft sie unerschrocken Sturm gegen seinen geistlichen Hochmuth. Doch er stand unter ihrem Bann, suchte ihre Gunst zu gewinnen und eroberte wenigstens ihre Theilnahme durch sein Orgelspiel; er war verliebt, Feuer und Flamme für das schöne Mädchen:

Von der Zeit, die nun folgte, wäre viel zu sagen. Es war die glücklichste meines jungen Lebens. Aber so unvergeßlich sie heute noch vor mir steht, so deutlich ich mir manchen Tag mit all seinen kleinen Ereignissen und überschwenglichen Freuden zurückrufen kann, werde ich mich doch hüten, hier ausführlich davon zu erzählen. Wenn man auch mit Engelszungen von seiner ersten und einzigen Liebe spräche, man würde doch keine geduldigen Zuhörer finden. Nur das muß ich hier zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß ich mich keinen Augenblick über die Hoffnungslosigkeit meiner Leidenschaft täuschte. Doch sonderbar genug: diese klare Erkenntniß von den Bergen und Abgründen, die zwischen mir und meiner Angebeteten lagen, machte mich keineswegs unglücklich. Ja es hätte den hohen Flug meiner Gefühle nur herabgezogen, wenn ich mir geschmeichelt hätte, dies unvergleichliche, unerreichbare Wesen könne sich eines Tags ganz bürgerlich und prosaisch von seiner Höhe zu mir herabverfügen und so etwas wie die Frau eines alltäglichen Dorfpastors werden. Daß es bei einem rein geistigen Hinaufblicken zu ihr geblieben wäre, kann ich freilich nicht behaupten. Wenn sie mir die Hand gab, ihr Kleid mich streifte, mein Fuß nur die Schuhe berührte, die sie abends zum Putzen vor ihre Zimmerthür gestellt hatte, durchfuhr mich ein elektrischer Schlag, der ohne Zweifel einen andern Ursprung hatte als bloße Andacht und Heiligenverehrung. Aber mir vorzustellen, daß ich jemals meinen Arm um sie schlingen und ihre Lippen berühren könnte, kam mir nie in den Sinn. Ich glaube auch, ich wäre vor Verzückung entseelt umgesunken, wenn dergleichen je sich ereignet hätte.

Luise wies einen Heirathsantrag des Junkers Kasimir zurück; hatte sie damit die Gunst des Schloßherrn verscherzt, so trat bald ein Ereigniß ein, das ihr ein längeres Verweilen unter seinem Dache unmöglich machte. Eine fahrende Schauspielergesellschaft war in das Dorf verschlagen; der Director, Herr Konstantin Spielberg, wollte mit seiner Truppe im Dorfe nächtigen; der Baron erlaubte das dem gottlosen Gesindel nicht. Es kam zu einem heftigen Auftritt im Hausflur; dem declamirenden Director schlug Junker Kasimir mit der Reitpeitsche auf die ausgestreckte Hand: da erschien Luise, nahm sich energisch des Directors an, es kommt zu einem heftigen Conflict zwischen ihr und dem Freiherrn und sie verläßt infolge dessen das Schloß.

So weit ist uns die Handlung begreiflich. Wenn wir nun aber erfahren, daß das Stifts- und Freifräulein jenen wandernden Theaterdirector Hals über Kopf geheirathet hat, so sehen wir uns einem sogenannten sensationellen Ereigniß gegenüber, für welches uns der Schlüssel fehlt. Wir erfahren zwar später aus einer Unterhaltung des Candidaten mit dem Bruder des Barons, daß Luise bei ihrer frühern Anwesenheit in der Residenz für den „Künstler" geschwärmt und daß dieser ihr einen Heirathsantrag gemacht habe, worauf sie plötzlich abgereist sei; wir müssen es uns also zusammenreimen, daß sie noch die Liebe für den Mimen in ihrem Herzen gehegt und, als ihre Verhältnisse auf dem Schlosse unerträglich wurden, bei ihm eine Zuflucht gesucht habe.

Daß dies nun so glatt ohne jedes Bedenken geschehen konnte, während wir von einer solchen Neigung in der bisherigen Erzählung keine Spur, keine leise Andeutung gefunden, daß eine Freifrau einem fahrenden Komödianten, eine Dame von scharfem Urtheil und tiefem Gemüth einem sich theatralisch drapirenden, innerlich hohlen Menschen so ohne weiteres ihre Hand reichen konnte: das ist doch etwas so Auffallendes, daß, wenn irgendwo, hier eine eingehende psychologische Entwickelung uns über diesen Schritt aufklären müßte.

Ja wenn die Stiftsdame selbst ihren Liebesroman beschrieben hätte, dann könnten wir Blicke in ihr Inneres thun, welche über dies überraschende Wagniß die nöthigen Aufschlüsse geben würden. Ein anderer vermag das nicht, um so weniger, als der Dichter auch von der Möglichkeit absieht, daß die Stiftsdame durch eigene confessions den Schleier lüftet, der über diesem Vorgange schwebt. Ein Romandichter darf bei den wichtigsten Wendungen im Geschicke seiner Helden nichts dem Errathen der Leser überlassen. Derartige Theatercoups läßt man sich noch eher in der Novelle gefallen, zu deren Eigenart plötzliche überraschende Katastrophen gehören. Wir sehen hierin die Achillesferse unsers Ich-Romans.

Nachdem die Stiftsdame in das Lager der fahrenden Künstler desertirt ist, verliert sie der Berichterstatter einige Zeit aus den Augen; er hat mit seinen eigenen Schicksalen zu thun; denn auch ihm passirt auf dem Schloß etwas Merkwürdiges, ein Abenteuer, das von dem Dichter in sehr delicater Weise behandelt wird. Den Verführungskünsten der Französin Suzon gelingt es, unsern Joseph abends vor ihrer Zimmerthür in eine zweifelhafte Situation zu versetzen. Das Ganze ist absichtlich arrangirt und wird belauscht, um dem Candidaten zur Pfarre auch die Quarre zu geben, welche der Baron in dieser Weise loswerden will. Als der Candidat sich weigerte, war seines Bleibens im Schlosse nicht länger. Nachdem er sich eine Zeit lang mit Privatstunden durchgeschlagen und dann eine neue Hauslehrerstelle angenommen hatte, trifft er zufällig an einem benachbarten Ort wieder mit dem fahrenden Volk und der Gattin des Häuptlings, Luise, zusammen. Das Treiben der reisenden Künstler, von denen der eine eine leidenschaftliche Neigung zur Frau Directorin hegt, wird uns in Genrebildern dargestellt, die bei aller knappen Haltung recht anschaulich sind. Luise ist die Mutter eines Kindes geworden, das sie über ihre Vereinsamung in diesem Kreise tröstet; der Gatte ergibt sich immer mehr dem Trunke. Als das Kind gestorben und ein roher Fastnachtsscherz, den ihr Gatte mitarrangirt, sie aufs tiefste beleidigt hatte: da trennt sich der Director selbst von ihr und wandert in die weite Welt.

Wieder vergeht einige Zeit: der Candidat ist Gymnasiallehrer in seinem Geburtsstädtchen geworden. Da wird er ins Krankenhaus berufen durch einige Zeilen Luisens, die dort seit vierzehn Tagen schwerkrank an den Masern daniedergelegen hat. Es beginnt nun ein neues Zusammensein mit der allmählich sich wiedererholenden Kranken, die eine dauernde Stelle im Stift und als Lehrerin der jungen Mädchen Achtung bei den Bürgern der Stadt und die Liebe ihrer Schülerinnen gewinnt. Noch einmal sieht sie ihren Gatten wieder, der als gänzlich verwahrloster Vagabund erscheint und sich bald darauf selbst das Leben nimmt. Einen Heirathsantrag des Candidaten weist sie zurück; nicht lange darauf erkrankt sie von neuem infolge einer Erkältung und stirbt.

Dies stille Leben, über dem der Hauch der Resignation schwebt, mit seinen unbedeutenden Vorgängen ist so liebevoll und stimmungsvoll ausgemalt, daß die Schilderung wol die Gemüther zu rühren vermag und eine leise Spannung bis zum Schlusse wachhält. Der Erzähler mit seiner kindlichen Natur und platonischen Liebe macht selbst einen rührenden Eindruck; es ist dem Dichter gelungen, seinen Charakter bis zum Schluß festzuhalten und in seiner Darstellungsweise auszuprägen. Das Ganze ist überaus discret gehalten; denn Johannes Weißbrod verfügt über keine üppige Phantasie und zeichnet mit einem nur leise über das Papier gleitenden Griffel. Für das Sensationsbedürfniß des großen Publikums hat er wenig gesorgt; denn wenn es auch nicht an frappanten Wendungen fehlt, so werden sie doch nur pianissimo dargestellt, nirgends so ausgetrommelt wie in vielen Leihbibliotheksromanen.

Der Stil ist von graziösem Fluß und untadeliger Correctheit; es fehlt der schlichten Darstellung oft nicht

an einem Anflug von guter Laune, obwol wir Weißbrod nicht zu den Humoristen rechnen dürfen. Wir theilen eine Probe mit, die Schilderung der Künstler und Künstlerinnen, die sich unter dem Vorsitz der Frau Luise an der gemeinschaftlichen Tafelrunde versammelt haben:

Während das einfache, aber sehr anständige Essen herumgereicht wurde, hatte ich Muße genug, die beiden jüngsten und interessantesten Mitglieder der Truppe zu studiren. Sie hatten sich in den fünf Jahren zu ihrem Vortheil entwickelt, wenigstens was ihr Aeußeres betraf. Der junge Mann, der nun ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt sein mochte, hatte ein auffallend schönes Gesicht, dessen lebhaftes Mienenspiel sogleich den Schauspieler verrieth. Ich erfuhr später, das er von einem jüdischen Vater und einer polnischen Mutter stammte. Von dieser mochte er den leidenschaftlich flammenden Blick und die weibliche Zartheit der Haut geerbt haben, dazu die kleinen Hände und Füße. Er trug einen hellen Sommeranzug von neuestem Schnitt und einen Rubinring am kleinen Finger. Nur sein Lachen klang höhnisch und häßlich trotz des weichen Tenors, und mit Befremden bemerkte ich, daß er Frau Luise zuweilen von der Seite anblickte mit einer Miene unverhohlener Abneigung, während sie die Lippe rümpfte, so oft sich zufällig ihre Blicke begegneten. Fräulein Victorinens Gesicht gab mir noch mehr zu rathen auf. Zwei Seelen wohnten darin, eine hochstrebende und eine gemeine. Man konnte nichts Anziehenderes sehen als ihre großen melancholischen grauen Augen unter den feinen schwarzen Brauen, und das Näschen schien einem griechischen Marmorbilde abgestohlen. Der Mund aber strafte diese Hoheit Lügen. Trotz seiner Jugend war er schlaff und frühverwelkt, und man traute ihm nur niedrige und anstößige Worte zu, auch wenn er fest geschlossen blieb. Ihre kleine Figur war das Zierlichste und zugleich Ueppigste, was man nur sehen konnte, und sie verstand die Vorzüge derselben in das beste Licht zu setzen. Ich selbst wurde anfangs getäuscht, als ich ihren schwimmenden Madonnenblick so verloren über die Gesellschaft hinschweifen sah. Ich las darin eine rührende Legende von verlorener Jugend und früher Weltverachtung. Sobald sie aber mit ihrem Nachbarn zu flüstern anfing, ging ein Ausdruck von dirnenhafter Kälte und Keckheit über ihr Gesicht, der mich im Innersten abstieß. Noch zwei Mitglieder der Tafelrunde will ich hier erwähnen: einen Graukopf in den Funfzigen, stämmig und derbknochig, in der Kleidung eines Handwerksmannes, der mir als der Theatermeister, Maschinist und Inspicient Gottlieb Schönicke vorgestellt wurde — ein curioser Kauz, der mir gleich am andern Tage eröffnete, er sei ein verkanntes Genie, und wenn man ihn nur ein einziges mal den König Lear spielen ließe, würde die Welt erkennen, wie schweres Unrecht sie ihm seit Jahren angethan; und seine Nachbarin ganz unten am Tische, eine wackere hausbackene Frau in mittlern Jahren, die das Amt einer Souffleuse verwaltete, dabei aber häufig als Darstellerin einspringen mußte, um Weiber aus dem Volk, die Hannah in der Maria Stuart, ja, wenn es die Noth erforderte, selbst die Mutter der Emilia Galotti zu tragiren.

Wie lebendig wird das Wiedersehen zwischen Luise und ihrem verkommenen Gatten geschildert; sie selbst erzählt es dem Freunde:

Gestern Nachmittag, da sie von dem schönen Sonnenschein gelockt noch allein ihren Gang fortgesetzt, sei unten am See, wo eine Weidengruppe einigen Schatten spendet, plötzlich eine armselige Gestalt an sie herangetreten, ein Mann mit langen grauen Locken und einem hagern, tiefverfallenen Gesicht, den Hut in der Hand in der Geberde eines Bettlers. Sie habe ihn, in ihre Gedanken vertieft, nicht sogleich näher betrachtet, sondern in die Tasche gegriffen, um ihm ein Almosen in den Hut zu werfen; plötzlich aber habe der Bettler ihre Hand ergriffen und mit heftigen Küssen bedeckt und dazu gerufen: Kennst du mich nicht mehr, Luise? Da habe ihr das Herz still gestanden vor jähem Entsetzen. Kein Glied habe sie zu rühren vermocht, nur die Hand aus der seinen losgewunden und ihn angestarrt, wie wenn das Gespenst sich vor ihrem Angstblick in Nebel auflösen müßte. Es sei aber leider sehr greifbar und hörbar an seiner Stelle geblieben, und mit Grauen habe sie die Verwüstung wahrgenommen, welche die Zeit an diesem einst so stattlichen und stolzen Menschenbilde vollbracht. Keines Wortes mächtig, sei sie gezwungen gewesen, die lange, wohleinstudirte Rede des Unglücklichen anzuhören, mit der er von seinen Fahrten und Abenteuern in beiden Welttheilen einen summarischen Bericht abstattete, seine ewige Liebe und Sehnsucht nach seinem angebeteten Weibe betheuerte und in überschwenglichen Theaterphrasen ihre Verzeihung erflehte. Erst als er ganz zu Ende war und Athem schöpfend sich wieder ihrer Hand bemächtigen wollte, habe sie sich so weit fassen können, um einen Schritt zurückzutreten und zu sagen: Wir sind geschieden für immer! Und damit habe sie sich umgedreht und ihn stehen lassen wollen. Er aber habe sie an ihrem Kleide festgehalten und die Litanei seiner Klagen, Bitten und Selbstvorwürfe von neuem begonnen. Und da sie gefürchtet habe, es möchten Leute vorbeikommen, die der verzweifelte Mensch unbedenklich zu Zeugen dieser pathetischen Rührscene machen würde, habe sie ihm mit gebieterischem Tone befohlen, jetzt sogleich sie zu verlassen, am Abend aber dort im Hause — wobei sie nach dem Spittel gedeutet — nach ihr zu fragen. „Und Sie haben mich nicht auf der Stelle benachrichtigt?" warf ich dazwischen. „Wozu, lieber Freund? Was ich zu thun hatte, wußt' ich, und niemand konnte mich dabei vertreten. Die Stunden freilich, bis es dunkel wurde — der Aufruhr in meinem Innern von bittern und bangen Gefühlen, die Scham bei dem Gedanken: diesen Mann hatte ich einst zu lieben geglaubt — das Grauen vor seiner Nähe und der Jammer über den tiefen Verfall eines Menschen, der doch einmal edel und gut gewesen war — Sie können wohl begreifen, daß mich das alles bis ins Mark erschütterte. Als er aber bei mir eintrat, war ich wenigstens äußerlich so weit gesammelt, daß ich in kurzen, entschiedenen Worten ihm meinen Willen mittheilen konnte. Du wirst mir schwören, sagt' ich, nie wieder vor mein Angesicht zu treten. Was du gegen mich verbrochen hast, ist lange vergeben. Du warst mir wie ein Todter und wirst es wieder sein, sobald jetzt die Thür zwischen uns geschlossen sein wird. Doch sollst du auch für die andern verschollen bleiben und deshalb dich verpflichten, deinen Namen hier nicht zu nennen und morgen früh abzureisen, um nie in unsere Heimat zurückzukehren. Das Wenige, was ich mir erübrigt habe, will ich dir auf den Weg mitgeben. Wenn du aber auf meine Schwäche noch einmal rechnen und mich mündlich oder schriftlich an dich erinnern solltest, würde ich den Schutz der Gerichte anrufen und das Recht der Nothwehr gebrauchen. Hier auf dem Tische liegt das Geld. Es wird reichen, daß du die Ueberfahrt nach Amerika damit bestreiten kannst. Was du drüben beginnen willst, ist deine Sache. Ich habe dir viel geopfert; das letzte Stück Leben und Frieden, das ich mir noch erobert, will ich mir nicht von dir zerstören lassen. Erlassen Sie es mir, fuhr sie fort, Ihnen die Scene zu schildern, die der unselige Mann nun vor mir aufführte, auf den Knien zu mir hinrutschend, mit Schmeicheleien, Verwünschungen seines Unsterns, Flüchen auf den Widerstand der stumpfen Welt, die das Genie verschmachten lasse — kurz, mit dem ganzen Aufwand seiner erbärmlichen Theaterkünste. Als er sah, daß er mir nichts damit abgewann, erhob er sich wankend, strich sich den fadenscheinigen Sammetrock zurecht und warf die dünnen Locken zurück, wobei er sich in dem kleinen Spiegel dort musterte und dann einen raschen Blick nach dem

Tische warf, auf welchem das Geld lag. Der Ekel in mir, zumal er einen schauerlichen Fuseldust um sich verbreitete, war so stark geworden, daß ich jeden Augenblick fürchtete, ohnmächtig umzusinken. Zum Glück aber befreite er mich rasch von seiner unerträglichen Nähe. Mit einem Schwall hochtönender Worte gelobte er mir, meinen Willen zu ehren, bis ich selbst ihn änderte, was er von meinem großen Herzen früher oder später erwarte. Einstweilen sehe er sich freilich gezwungen, eine letzte Wohlthat von mir anzunehmen, nur als Darlehen natürlich, das er mit Zinsen zurückzahlen werde, wenn ich mich von seiner völligen Wiedergeburt überzeugt hätte und ihn zurückriefe, um den Abend unsers Lebens in liebevoller Gemeinschaft miteinander zuzubringen und auf den Sturm und Drang unserer irrenden Jugend mitleidig lächelnd zurückzublicken. Damit trat er an den Tisch, steckte das Geld in die Brusttasche, machte noch eine Bewegung, als ob er meine Hand ergreifen wollte; als ich aber zurücktrat, warf er einen wehmüthigen Blick nach oben, verneigte sich tief vor mir und schwankte aus dem Zimmer. Ich horchte erst, ob er sich wirklich entfernte. Dann schob ich mit zitternden Händen, da ich noch immer vor einem neuen Ueberfall nicht ganz sicher war, den Riegel vor und warf mich zu Tode ermattet aufs Bett. Ich sagte mir, daß ich nicht anders hätte handeln können, daß dies Leben nicht zu retten sei, auch wenn ich mein eigenes ihm nachwerfen wollte. Und doch, mein Freund — dieser Mann, den ich von meiner Schwelle jagen mußte, hatte einst zum ewigem Bunde seine Hand in die meine gelegt und war der Vater meines lieben Kindes gewesen. Nicht eine Stunde habe ich ruhig geschlafen. Jedesmal, wenn der Frühlingswind an mein Fenster stieß und mit dem Laden klapperte, fuhr ich auf und horchte, ob er etwa draußen stehe und an das Fenster poche. Und nun fühle ich mich heute wie gelähmt, und überdies habe ich das klägliche Bild des armen Heimatlosen beständig vor Augen und zittere bei dem Gedanken, was für Unheil ihm und mir noch bevorstehen möchte."

Der „Roman der Stiftsdame" hat trotz des einen allzu brüsk in die Handlung eintretenden Ereignisses einen seltenen künstlerischen Vorzug — eine Grundstimmung zieht sich durch ihn hin, es ist der Ton einer gedämpften Resignation; eine wehmüthige Beleuchtung schwebt über dem Ganzen, und alle Gestalten, auch die unliebsamen und grotesken, werden in das gleichmäßige sanfte Licht gerückt.

Rudolf von Gottschall.

Länder- und Völkerkunde.

1. Griechische Frühlingstage. Von Eduard Engel. Jena, Costenoble. 1887. Gr. 8. 7 M.

In der Vorbemerkung zu diesem interessanten und sehr beachtenswerthen Werke steht unter anderm:

Zu einem lobenden Urtheil über ein fremdes Volk berechtigt selbst eine kurze Bekanntschaft; zum Tadel vielleicht kaum eine langjährige. Wo mir glänzende Eigenschaften des griechischen Volks begegneten, da habe ich ihnen meine Bewunderung nicht versagt; wo mir etwas nicht gefiel, da habe ich mein Misfallen nicht gleich zu einem allgemeinen Verdammungsurtheil erweitert. Eingehendere Beobachtung hat mich häufig gelehrt, daß mein anfängliches Misfallen aus nicht genügender Kenntniß der Bedürfnisse des Landes hervorging. Ein Volk von so erstaunlich mäßigen, anspruchslosen Menschen, wie das griechische, kann nicht wetteifern mit andern Völkern in den Errungenschaften einer oft genug rein äußerlichen Cultur.

Der Verfasser findet, es bestehe gegen Griechenland bei uns eine „Verschwörung der Unwissenheit mit der Böswilligkeit", und er hat dabei wol besonders eine Stimme im Auge, die in der jüngsten Zeit von einem Griechenlandreisenden in der „Allgemeinen Zeitung" erhoben wurde und die allerdings ungünstig genug über das moderne Hellenenthum lautete. Wir halten uns nicht für competent, in dieser Frage ein eigenes Urtheil abzugeben, da wir Griechenland nicht durch eigene Anschauung kennen. Aber eine herzliche Sympathie erweckt das Buch des Reisenden, der offenbar recht glückliche, frohe Tage, wirkliche „Frühlingstage" in Griechenland verlebt, der das Land seiner Reisen liebgewonnen hat und nun auch bei andern Liebe erwecken möchte für dieses nur von wenigen gründlich gekannte Land und das von so vielen gründlich misverstandene Volk der jetzigen Hellenen.

Eduard Engel hat Griechenland mit einem fröhlichen, unzerstörbaren Humor und einer großen Liebe für Land und Volk bereist, und so vermag er auch seine Reise mit allem Humor und aller Liebe zu schildern. Damit erweckt er beim Leser ganz dieselben Stimmungen. Seine Schilderungen sind anschaulich und fesselnd, wie uns eine beliebig herausgenommene Probe überzeugen mag. Wir versetzen uns nach Zante, wo unser Reisender einen Dampferanschluß versäumt hat und sitzen geblieben ist. Da berichtet er nun:

Einigermaßen trübselig saß ich am späten Abend unter dem Säulenvorbau eines Kaffeehauses und lauschte dem Glockengeläute von San Marko, der Kirche der römischen Katholiken. Als Fremden bezeichnete mich auf Schußweite mein Regenmantel. „Engländer?" fragt mich plötzlich ein alter Kerl in blauen Pluderhosen, gelbem Ledergurt und braunem Wollmantel, der hinter einem Stuhl herum an den kleinen Marmortisch getreten ist. — „Nein." — „Was denn?" In Griechenland muß man solche Fragen beantworten, will man nicht für ungehobelt gelten. Auch Odysseus hat sie beantworten müssen, mehr als einmal. Man wartet in Griechenland nicht, bis der Fremde sich vorstellt, sondern rückt ihm mit den gerichtlichen Fragen gerade auf den Leib. — „Ein Deutscher." — „Ach, ein großes Land, das Deutschland, ein reiches Land, ein . . ." — „Weißt du das genau, Bruder?" — „Gewiß; es hat ja die größte Armee und ist überhaupt die erste europäische Macht! Wenn es nur das arme kleine Griechenland nicht so böse . . ." — „Willst du mich wol mit der verruchten Politik in Ruhe lassen! Die hat mir noch gerade gefehlt bei dem Wetter!" Der Alte, den ich anfangs für einen pensionirten Schmuggler oder Schlimmeres gehalten, ist ein ehrlicher Barkenrheder und möchte gern mit mir ein Geschäft machen. Er hebt eine lange Litanei über das „anomale" Wetter an, wie es sehr gefährlich sei für die Schifffahrt, besonders zwischen Zante und Katakolo, dem großen Schlauch für den Südwind aus Aegypten. Nicht jeder Fischer werde die Fahrt wagen; aber wenn der Herr deutsche „Baronos" auf drei oder vier „Ikossafranga" (Zwanzig-

Frankstücke) nicht sähe, so ließe sich's schon machen. — Wie ich schwanke, beginnt er, er, der Zantiote, mir die Schrecken eines viertägigen Aufenthalts in Zante zu malen.... „Wie langweilig Zante für einen Fremden ist, das kannst du dir gar nicht denken. Es kommt keiner zu längerm Aufenthalt hierher; du bist ja auch der einzige hier." — „Das Wetter ist zu schlecht und dein Boot zu theuer." — „Dann fahre ich dich in meiner Karotsa spazieren, ich bin nämlich auch Wagenvermiether; für fünfundzwanzig Drachmen den Tag kriegst du einen herrlichen Wagen mit zwei Pferden. Zante ist wunderschön." Und nun schildert er die Schönheiten seiner Insel, fünf Minuten nachdem er mir erzählt, warum kein Mensch es hier längere Zeit aushalte als einen Tag. Es dauert eine geschlagene Stunde und vier Tassen Kaffee und ungezählte Cigaretten, ehe wir handelseins werden: wenn morgen früh um 6 Uhr menschliches Wetter ist und kein Südost weht, wage ich die Fahrt und bezahle für die gewonnenen vier Tage funfzig Drachmen, wofür mir der alte Theodoros auch noch vollständige Reiseverpflegung verspricht, lordikos (λορδικῶς = herrschaftlich). Zwei Schiffer sollen mich hinüberfahren, davon ist einer Gatte und Vater; wenn der sein Leben um wenige Drachmen einsetzt, werde ich es auch wagen dürfen.

Die Fahrt kommt zu Stande, und nachdem allerlei Seewidrigkeiten die Ruderer aufgehalten haben, geht es endlich nach einem vom Reisenden gespendeten soliden Frühstück „vorwärts wie ein Dampfer". In der Nähe des Landes hörte man den schrillen Pfiff der Locomotive. Das ist der Sidirodromos, der den Reisenden noch heute nach der Hauptstadt von Elis führen soll. Die Ruderer strengen alle Kräfte an, und die Eisenbahn ist geduldig und nimmt Rücksicht auf den heranschwimmenden Lordos, den man vom Bahnhof aus entdeckt hat. Der Zug geht nicht ab, ohne diesen neuen Passagier abgewartet zu haben. Die Züge auf dieser gemüthlichsten aller Eisenbahnen versäumen nie einen Anschluß; keinem der Fahrgäste kommt es auf eine Viertelstunde an, und so wartet man auf den heranrudernden Fremden, und dieser kommt glücklich mit, gelangt nach Pyrgos, der Hauptstadt von Elis, und am andern Tag nach Olympia.

Mit demselben fröhlichen Muth, der sich durch keine Widerwärtigkeit des Reiselebens, auch durch kein ernstlicheres Reiseabenteuer stören läßt, durchwandert Engel noch dies und jenes Stück von Griechenland, und überall nimmt er den freundlichsten Eindruck mit von den gastfreien, treuherzigen, biedern Bewohnern; überall findet er classische Reminiscenzen, und besonders in Ithaka folgt er den Spuren, die aus der Zeit des Odysseus ihm allein vertraut und wichtig sind, denn auf Ithaka selbst weiß man nur mit seltenen Ausnahmen etwas von dem „göttlichen Dulder". Der Ziegenjunge, der dem deutschen Reisenden den Weg weist, lacht auf die Frage nach Odysseus mit vollem Gesicht, er hat keine Ahnung von Odysseus! Daß auf Ithaka die Kinder fast nur odysseische Namen tragen, wie Engel einmal gehört hat und nun selbst auskundschaften möchte, erweist sich als Täuschung; denn von allen den Knaben und Mädchen, die er um ihren Namen fragt, trägt kein einziges einen homerischen Namen, und von den ältern Leuten, soweit sie nicht höhere Schulbildung genossen haben, weiß niemand etwas von Homer und der Odyssee. Sie haben nur eine unverbürgte Kunde, daß auf ihrer kleinen Insel eine sehr hübsche Geschichte spielt von einem alten „Pallikaren", Namens Odysseus, welche ein großer althellenischer Dichter geschrieben haben soll:

> Einer der ersten Kaufleute von Wathy, ein sonst nicht ungebildeter Mann und eine Blüte feiner, weltmännischer Lebensart, kannte nur den Namen Odysseus, aber weder Penelope noch Telemachos hatte er je gehört. Ich fiel beinahe in Ohnmacht über solche Unwissenheit auf Ithaka; er jedoch blieb sehr gelassen und meinte: „Das sind ja ganz alte Geschichten und nicht einmal wahr, und der Mann, der sie geschrieben, ist stockblind gewesen; was hat also der von Ithaka gewußt!"

So steht es mit der Kenntniß des Alterhums an diesem classischen Ort, von dem der deutsche Besucher, der hier bei jedem Schritt und Tritt und Blick in homerischen Erinnerungen schwelgt, einfach schreibt:

> Wie ein Stück Geistesheimat anmuthet es einen jeden durch den bloßen Namen, und das Meer, das sanften Schlages an den umfriedeten Strand wallt, athmet eine so selige Ruhe uns zu, als möchte man sich aus der Gegenwart hinausträumen.

Die Jugend freilich von Ithaka wird über Odysseus und über die glorreiche Vergangenheit des Inselchens besser unterrichtet, als es die vergangenen Generationen sind.

Von eigentlicher Begeisterung ist unser Reisender erfüllt für die neugriechische Sprache; er freut sich, „daß es ein lebendiges Griechisch gibt, von dem unsere Schulmeister sich nichts träumen lassen". Aber er ärgert sich „über die sieben Gymnasiumjahre mit ihren reichlich tausend griechischen Stunden, aus denen man nicht einmal eine für den Verkehr mit den lebendigen Griechen brauchbare Aussprache mitbringt". Und mit dem höchsten Eifer führt er nun aus, daß die Art, wie in Deutschland beim Gymnasialunterricht das Griechische ausgesprochen wird, durchaus falsch, daß sie jedenfalls zu keiner Zeit die Aussprache der alten Griechen gewesen sei. Er erzählt ein drolliges Erlebniß mit seiner deutschen Aussprache des Altgriechischen. Er hatte eine Empfehlung an den Director des Gymnasiums in Korfu und besuchte nun dasselbe. Zwölf- bis funfzehnjährige Jungen lasen gerade die Rede des Demosthenes „über den Kranz", und der deutsche Besucher mußte staunen über die Geläufigkeit des Uebersetzens aus dem Altgriechischen ins Neue und über die Bekanntschaft mit den sachlichen Erklärungen. Er fährt nun fort zu erzählen:

> Ich hatte mich prächtig mit diesen ionischen Tertianern amusirt. Nun aber sollten auch sie ihren wohlverdienten Spaß an mir haben. Der Herr Director, ein in Deutschland philologisch gebildeter Schulmann, wohlbekannt mit deutschem Unterrichtswesen und — dazu ein wenig Schalk, bat mich, seinen Schülern doch einmal eine Ahnung zu geben von der sogenannten altgriechischen Aussprache, die auf unsern Gymnasien für die richtige, die classische gilt, und auf deren zauberischen Wohlklang wir so schulstolz sind. Ich fürchtete mich ein wenig vor dieser Probe, denn ich ahnte, was mir bevorstünde. Indessen auf einen so ungezügelten Ausbruch tollster Lustigkeit war ich nicht gefaßt. Zuerst wußten die Jungen gar nicht, was für Gesichter sie

schneiden sollten, als ich ein paar Verse der Ilias so las, wie man sie auf deutschen Schulen lesen lernt, nämlich so, als seien sie neuhochdeutsch. Als sie aber merkten, daß dies Griechisch vorstellen sollte, da folgte ein Gelächter, ein Füßestrampeln, ein Gegluckse und Gejohle, daß der Director und ich selber widerstandslos mit einstimmen mußten in die ungeheuere Heiterkeit. Auch jetzt noch bei kaltem Blut kann ich es jenen korfiotischen Tertianern keinen Augenblick verdenken, daß sie mich — und in mir den ganzen deutschen Philologendünkel und Gymnasialzopf — gründlich ausgelacht haben. Sie hatten dazu genau dasselbe Recht, wie es eine deutsche Tertia haben würde, der ein Franzose den Anfang des Nibelungenlieds mit französischer Aussprache vorläse und dazu behauptete, dieses sei die richtige, die classische Aussprache des Mittelhochdeutschen.

Unser Reisender kommt in Besprechung dieser Sprach- und Ausspracheangelegenheit zu dem Vorschlag, das Griechische auf dem Gymnasium bei uns als eine lebende Sprache zu behandeln,

deren ältesten Zustand man lehrt, weil er die Grundlage für die heutige Sprache bildet, den man aber so lehrt, daß aus seiner Kenntniß heraus sich die Beherrschung einer schönen, nützlichen, weitherrschenden lebenden Sprache mit Leichtigkeit gewinnen läßt. Daß dazu die Einführung der neugriechischen Aussprache nothwendig ist, versteht sich von selbst. Ist das geschehen — eine praktisch viel leichtere Maßregel als man vorschützt —, so kann man den Gegnern des Griechischen auf dem Gymnasium der Wahrheit gemäß erwidern: eure Kinder lernen eine lebende Sprache, deren Kenntniß ihnen eine dauernde Quelle literarischen Genusses werden und ihnen die Welt des Orients sprachlich erschließen kann.

Wir möchten, wenn es der Raum gestattete, noch alles Mögliche und Schöne aus dem Buche anführen; wir wollen aber nur noch herzlich einladen zur Lektüre desselben. Es ist in der That ein liebenswürdiges Buch. „Mir ist auf der ganzen Reise nichts als Liebes vom griechischen Volk widerfahren. Wie sollte ich da anders als mit Liebe vom Volk reden?“ sagt Engel. Er wünscht, daß sein Buch anrege zur nähern Kenntniß von Griechenland, denn „vom neuen Griechenland wissen selbst Gebildete weniger als von Afrika“.

2. Aus dem Reiche der Karpathen. Ungarische Landschafts-, Sitten-, Literatur- und Culturbilder von Adolf Kohut. Stuttgart, Göschen. 1887. 8. 4 M.

Die vorliegenden Landschafts-, Sitten-, Literatur- und Culturbilder werden gewiß dem geneigten Leser den Beweis erbracht haben, daß Ungarn ein in vielfacher Beziehung höchst interessantes Land ist, dessen Studium sich wohl verlohnt. In geographischer, ethnographischer, geschichtlicher, literar- und culturhistorischer Beziehung bietet das vielsprachige und buntgestaltete Karpathenreich so viel des Anregenden und Beachtenswerthen, daß ich mich der Hoffnung hingeben darf, man werde in Deutschland seinen Bestrebungen eine größere Beachtung zuwenden, als es bisher der Fall war. Wenn Ungarn auf der seit zwei Jahrzehnten so erfolgreich betretenen Bahn des Fortschritts in geistiger, politischer und gesellschaftlicher Beziehung unentwegt und beharrlich weiter wandelt, wenn es mit allen Mitteln daran arbeitet, um den bahnbrechenden großen Ideen des 19. Jahrhunderts immer mehr Eingang zu verschaffen, so ist nicht daran zu zweifeln, daß diesem Reiche noch eine schöne und große Zukunft bevorsteht. ... Ueberall ist ein erfreulicher Wettkampf auf dem Felde der Intelligenz zu bemerken, und dieses einst als so barbarisch verschrieene Volk ist unter der Sonne der Freiheit, die ihm seit zwei Jahrzehnten leuchtet, zu einer hohe sittliche Aufgaben anstrebenden Culturnation geworden.... Unsere Ausblicke in die Zukunft sind daher sehr erfreulicher Art.... Eine Nation, die solche Ideale hat, die so hoher Begeisterung fähig ist, die den Ehrgeiz besitzt, an der Seite der übrigen civilisirten Nationen und Culturstaaten zu marschiren, muß immer reussiren, ihr Gedeihen und Blühen ist außer aller Frage. Aber noch ein anderes, für Europa besonders wichtiges Moment kommt in Betracht. Ungarn ist infolge seiner Lage, seiner Stellung zu der Gesammtmonarchie, seines Bestrebens nach innerer Consolidation ein Staat, der vor allem den Frieden wünscht. Europa kann dessen sicher sein, daß Ungarn seine Zustimmung zu einem Kriege, mit welcher Macht immer, nur in dem alleräußersten, allernothwendigsten Falle, d. h. erst dann geben würde, wenn seine vitalsten Lebensinteressen in Frage stünden, und es auf einen Kampf auf Leben und Tod herausgefordert würde. Eine freisinnige Regierung, eine freisinnige Parlamentsmajorität und eine freie Presse — wahrlich, dieses Trifolium ist ein sehr wirksames Ventil im internationalen Verkehr. Zwischen Ost und West ist Ungarn der Vermittler der Cultur, der Bannerträger der Freiheit. Solange es sich selbst treu bleibt und dessen eingedenk ist, daß die höchsten Güter des Lebens nur durch das Einsetzen des ganzen Lebens gesichert werden können, wird das Karpathenreich stets gleich einem Aar mächtig und frei seine Schwingen entfalten!

Diese Sätze haben wir dem „Schlußwort und Ausblick“ unsers Buchs entnommen. Wir erkennen in denselben eine hohe Begeisterung, ein starkes, edles Selbstgefühl des von der Größe Ungarns erfüllten Patrioten; aber wir meinen doch, die große Liebe zu Ungarn habe den Verfasser zu weit geführt, daß er den Mund etwas zu voll genommen, daß er manches, was vielleicht im Laufe der Zeit, in absehbarer Zukunft, von Ungarn wird gerühmt werden dürfen — wenn es nämlich in der That auf dem Wege des wahrhaft geistigen Fortschritts „unentwegt und beharrlich“ sich finden läßt —, schon jetzt als erreichtes Ziel preist und als gewonnenes Resultat in Anspruch nimmt. Vorerst aber scheint uns, und wir sind darin der Uebereinstimmung mit andern Beurtheilern sicher, daß Ungarn noch einen nicht ganz kurzen und leichten Weg zurücklegen muß, bis es so weit ist, wie die begeisterten Worte unseres Schriftstellers es bereits annehmen.

Gewiß wird jeder Leser dieses Buchs — und wir wünschen demselben recht viele — mit Freude und Theilnahme, und auch mit Bewunderung die Skizzen lesen, die hier geboten sind; niemand wird verkennen, welche bedeutende literarische Größen Ungarn aufweist in den Männern, über die hier so vortrefflich geredet wird (M. Jókai, A. Petöfi u. a.); man wird das über Volkscharakter und Volkstypen, über Theater und Kunst, über die ungarischen Frauen und ihre Vorzüge Gesagte mit herzlicher Freude und Sympathie begrüßen. Aber man wird nach alle dem und trotz alledem den Eindruck haben, daß diesem mächtigen, sich entwickelnden, einer reichen Zukunft entgegenstrebenden Land und Volk doch noch manches fehle, bis ein so volltönendes Urtheil wie das des Schlußworts ganz berechtigt und zutreffend ist.

Und daß Ungarn auf dem Wege des Fortschritts, wie es wünscht, weiterkomme: dazu gibt es unter anderm ein wirk-

sames Mittel, dessen fleißigere Benutzung die kleinen Geister Ungarns von manchem seiner großen lernen sollten: wir meinen die Hülfe des deutschen Geistes, der für Ungarn nur segensreich sein würde, den es aber vielfach in Haß und Hochmuth von sich stößt.

Kohut führt in seinem Buche ein Wort von M. Jókai an, das dieser ihm gegenüber geäußert: „Wir Ungarn achten die deutsche Nation. Eure großen Meister, die Jahrhunderte überleben werden, haben ja für uns gearbeitet. Was wir Ungarn durch die deutsche Nation an geistigem Reichthum, an Aufklärung gewonnen, das zu leugnen wird in diesen Tagen niemand wagen."

Nun, wenn bisher Ungarn durch Deutschland an geistigem Reichthum gewonnen hat, nach dem Zeugniß eines der größten Männer Ungarns selbst, so ist es thöricht und lächerlich, wenn so viele in Ungarn sich mit herbem Haß gegen Deutschland wenden.

3. Studien und Betrachtungen über Oesterreich. Von Eduard Reich. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1884. 8. 1 M. 20 Pf.

Von Ungarn kommen wir auf Oesterreich zu reden. Der durch eine große Anzahl von Schriften, meist anthropologischen, psychologischen, physiologischen und socialethischen Inhalts, bekannte Verfasser der vorliegenden Schrift betritt mit derselben das politisch-ethnologische Gebiet, aber gewissermaßen gleichfalls als Arzt, um einem kranken und heilbedürftigen Völkerorganismus seinen Rath zu geben. Da sind es denn begeisterte und zornige, ermunternde und strafende Worte eines für die zum Theil so unglücklichen österreichischen Zustände tief empfindenden Beobachters und Beurtheilers, die wir hier zu lesen bekommen. Zugleich enthalten sie einen ernsten Appell an die sittliche Kraft des Volks. Diese traut er aber dem Volke auch zu. Er sagt:

> ... Hierzu aber gehört sittliche Kraft. An solcher gebricht es freilich sehr im Lande der Lothringer (damit ist das herrschende Regentenhaus bezeichnet), aber sie fehlt nicht ganz. Es glimmen mächtige Torflager unter der Asche, und es bedarf nur eines kräftigen, andauernden Stroms frischer Luft, um Flammen zu erzeugen, Leben zu wecken.... Unbedingt nothwendig aber ist es, daß zunächst die einzelnen Völker miteinander Frieden schließen und aufhören, gegenseitig sich zu bekämpfen.... Es bedürfen die Völker Oesterreichs tiefstgreifender religiöser Reformation und vor allem der Aufhebung des Einflusses der alten versteinerten Kirchen mit ihrer Unduldsamkeit und Naturwidrigkeit; sie bedürfen einer humanen Politik, welche nicht theilt, um zu herrschen, sondern waltet, um den Menschen zu vereinen mit dem Menschen.

Dazu können wir nur unsern Beifall geben, mit der einzigen Einschränkung, daß nicht von versteinerten Kirchen in der Mehrzahl geredet werden darf, denn die Kirche des Protestantismus, dessen Kraft auch Oesterreich verjüngen könnte, ist noch nicht versteinert.

Aber ob die gut gemeinten Worte der Hoffnung sobald zur Erfüllung kommen werden? Leider ist das zu bezweifeln, trotz alles begeisterten Idealismus.

4. Ein Besuch in Kairo, Jerusalem und Konstantinopel. Von Johannes Winkler. Zweite vermehrte Auflage. Mit praktischen Winken für Pilgerreisende. Linz, Ebenhöch. 1886. 8. 1 M. 20 Pf.

Daß von diesem Schriftchen, das wir erst kürzlich besprochen haben, so rasch eine zweite Auflage erschienen, ist ein Zeichen für das Interesse, das in katholischer Bevölkerung für diese frische, populäre, mitunter etwas derbe, humoristische Schilderung einer Reise ins Heilige Land vorhanden ist. Für feinern Geschmack freilich ist das Büchlein, auch in seiner neuen Gestalt, weniger genießbar; es scheint, daß die Einfügungen der zweiten Auflage (184 Seiten statt 116 Seiten der ersten Auflage) ziemlich flüchtig gearbeitet wurden, wie denn auch eine gute Zahl von Druckfehlern die Flüchtigkeit der Correctur bekundet.

Protestantischen Lesern kann man kaum empfehlen, ihre Zeit mit diesem Buche zu verbringen, um einzelner widerwärtiger oder vielmehr unartiger Ausfälle willen, mit denen die zweite Auflage „vermehrt", wenn auch nicht verbessert ist; indessen mag es doch manchem zur Erheiterung dienen durch die — Naivetät des Verfassers.

5. Wallis und Chamonix. Von F. O. Wolf. Erstes bis viertes Heft. Mit 7 Karten und 120 Illustrationen von J. Weber und X. Imfeld. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1885—86. 8. In Lieferungen zu 50 Pf.

Wir haben in Nr. 50 d. Bl. f. 1886 einige Hefte der „Europäischen Wanderbilder", welche die Visperthäler schilderten, gerühmt. Hier erhalten wir nun eben dieselben Hefte mit noch vier andern zu einem stattlichen reichhaltigen Bande vereinigt, der die erste Hälfte des zusammenfassenden Werks über Wallis und Chamonix bildet. Die vier andern Abtheilungen, außer der über die Visperthäler, sind betitelt: „Von der Furka bis Brig", „Brig und der Simplon", „Lötschen und Leukerbad", „Die Thäler von Turtmann und Eifisch".

Wir können auch über den ganzen Band, der die genannten Hefte der „Europäischen Wanderbilder" vereinigt, nur dasselbe günstige Urtheil fällen, wie wir es kürzlich ausgesprochen haben. Von den darin behandelten Oertlichkeiten der Schweiz dürfte Leuk mit seinem altberühmten Bad wol die bekannteste sein; über letzteres werden höchst interessante und sehr eingehende Mittheilungen gemacht, auch nach der medicinischen Seite hin. Wir möchten indeß den Leser an der Hand des Buchs in eine wol weniger bekannte, abgelegene Gegend führen, nämlich nach Vissoye im Eifischthal (Val d'Anniviers), einem südlichen Seitenthal des Rhonethals, von dessen armen, einfachen und arbeitsamen Bewohnern folgende Charakterzüge erzählt werden:

> Ihre Ernährungsweise ist eine äußerst frugale.... Ihre gewöhnliche Nahrung besteht aus Roggenbrot, Käse, gesalzenem Fleisch (das an der Luft getrocknet wird) und Wein. Man schlachtet anfangs Winter für das ganze Jahr — in jeder Haus-

haltung ein Rind, ein paar Schweine, mehrere Schafe oder Ziegen — und das Brot wird der Reihe nach, zwei- oder dreimal des Jahres, im Gemeindeofen gebacken. Im ganzen Thal gibt es deswegen weder Metzgerei noch Bäckerei. . . . Bei Heirathen gibt es keinerlei Festlichkeiten noch Mahlzeiten. Die kirchliche Einsegnung der Brautleute findet in der frühesten Morgenstunde, schon vor Tagesanbruch statt, und die einzigen Personen, welche der Ceremonie beiwohnen, sind die beiden Zeugen. Letztere sowol als auch die jungen Eheleute trennen sich sogleich nachher und gehen ihren gewöhnlichen Feldarbeiten nach. Ebenso wenig bieten die Kindstaufen Anlaß zu Familienfesten. Nur die beiden Pathen kommen nach der Taufe ihres Schützlings ins älterliche Haus zurück, um auf dessen Wohlergehen anzustoßen, wobei dann die landesübliche Raclette — am Kohlenfeuer gebratener fetter Käse — nicht fehlen darf. Dabei hat es aber auch sein Bewenden. Etwas interessanter sind die Formalitäten bei Beerdigungen. Sobald eine erwachsene Person stirbt, begeben sich zwei hierzu bestimmte Mitglieder des Gemeinderaths, welchen zugleich die Functionen der Gemeindekassiere anvertraut sind, in das Todtenhaus. Sie haben die Verpflichtung sich zu erkundigen, welches die finanzielle Lage des Verstorbenen und dessen Erben sei, welches die Existenzmittel der Familie, ob ein Testament vorliegt u. s. w. Dann stellen sie den Verwandten des Verstorbenen das Gemeindehaus zur Verfügung, um daselbst die Leidtragenden zu empfangen und das übliche Leichenmahl abhalten zu können. . . . Nach Beendigung des Leichengottesdienstes wird dort das Leichenmahl eingenommen. Käs, Brot und Wein *) sind die einzigen Gerichte. Der Wein und Käs datiren aber gewöhnlich vom Tag der Vermählung des Verstorbenen und bei Minderjährigen vom Tag ihrer Geburt: sie wurden seitdem zu diesem Zweck aufbewahrt. **) Uebrigens dauert das Mahl nur kurze Zeit, worauf alle Geladenen zu ihren Geschäften zurückkehren. Die Erben aber und einige Gemeindeältesten, hommes de serment genannt, bleiben zurück, um den ausführlichen Bericht der zwei schon bekannten Gemeinderäthe zu vernehmen. Stehenden Fußes werden sodann die nöthigen Maßregeln getroffen, um alle Familienverhältnisse zu ordnen. Alle Erbstreitigkeiten werden bei dieser Gelegenheit endgültig geschlichtet, und es ist seit Menschengedenken kein einziger Fall im Thal bekannt, daß man die Rathschläge der hommes de serment nicht befolgt hätte, oder daß wegen Erbschaften Processe entstanden wären. Sind minderjährige Waisen vorhanden, so werden sie in der Regel den Vermöglichen zugestellt. Diese Liebesdienste werden nicht entschädigt, selbst die Zinsen der Einkünfte der Waisen werden nicht angetastet, sondern bis zur Majorität der Pfleglinge kapitalisirt.

Noch andere alte schöne Züge des Gemeindelebens dieses einfachen, biedern Volks berichtet unser Buch und kommt zu dem Schluß:

Dies ernste, ureinfache und dabei streng religiöse Völklein verdient also unsere volle Hochachtung, ja Bewunderung, besonders in gegenwärtiger Zeit, wo so viel gräßliches Elend in den so sehr gepriesenen und reichen Ländern der modernen Industrie zu Tage tritt und dort so häßliche Schattenseiten offenbart.

---

*) In frühern Zeiten und noch hier und da heutzutage stellte man bei dem Imbiß, der beim Abholen der Leiche eingenommen wurde, eine große Zinnkanne auf den Sarg, aus welcher sich jeder ein Glas Wein einschenkte, worauf er mit der Anrede: au revoir, am Sarge anstieß und austrank.

**) Derartige ehrwürdige Käse, die oft vierzig bis funfzig Jahre alt sind, werden dann etwa auch als Ehrengaben verschenkt, z. B. an den Geistlichen. Referent bekam einmal in Lausanne bei einem Geistlichen, der früher in diesen Gegenden angestellt gewesen war, von einem solchen Käse der Curiosität halben zu kosten; derselbe war ungefähr 40 Jahre alt, schmeckte aber trotzdem ganz vortrefflich.

6. Ein Herbstausflug nach Siebenbürgen. Von Wilhelm Lauser. Herausgegeben von der Sektion Wien des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins. Mit 28 Abbildungen. Wien, Gräser. 1886.

Der Verfasser „läßt diese kleine Schrift in die Welt gehen“ in der Erwägung, daß es vielleicht nicht überflüssig wäre, weitern Kreisen von dem vielen völkerschaftlich und landschaftlich Merkwürdigen und Schönen in Siebenbürgen zu erzählen . . . in der Hoffnung, seine Schrift werde in manchem Deutschen die Lust erwecken, Siebenbürgen kennen zu lernen. „Kennen lernen und lieben ist aber in diesem Falle ein und dasselbe.“

Wie anheimelnd ist es, wenn der Reisende, nachdem wir ihn „die Donau hinunter“ und dann nach Siebenbürgen begleitet haben, schreibt:

Man glaubt sich mit einem Schlage in das Thal des Neckars oder Mains oder in die fröhliche Pfalz versetzt. Von den Bergen schauen ernste Burgruinen herab; spitze Kirchthürme ragen über die Dörfer empor; die stattlichen Bauernhäuser sind wie in Süddeutschland um diese Jahreszeit mit buntfarbigen Welschkornkolben behängt, und wie sie in ihrer Behäbigkeit an die fränkischen Dörfer der Hardt erinnern, so sind sich auch die Menschen, Rheinländer und Siebenbürger, in Wuchs und Gestalt, in jeglicher Art innerer und äußerer Lebensentfaltung trotz der siebenhundertjährigen Trennung gar ähnlich geblieben.

Aber bedauerlich und wehthuend ist es auch, wenn der Reisende daneben sagen muß:

Mit den Ueberbleibseln der politischen Einrichtungen, denen zum guten Theil das Sachsenvolk seinen Fortbestand durch die Jahrhunderte und die Möglichkeit verdankte, im fernen Osten unter Magyaren und Rumänen die deutsche Gesittung zu wahren, mit der Freiheit und Reinheit des alten Sachsenbodens hat die Gleichmacherei unserer Tage aufgeräumt. . . . Es herrscht trotz der Zuversicht, die deutsche Sitte und Sprache werde in dem gesetzlichen Widerstande gegen Magyarisirungsversuche ebenso erfolgreich wie gegen die Katholisirungsversuche des vorigen Jahrhunderts ausharren, eine trübe Stimmung in Hermannstadt, welche von den gehobenen Gefühlen sehr absticht, mit denen man vor einem Jahre bei dem siebenhundertjährigen Fest der Einwanderung in dieses Land zugleich mit der Treue gegen den ungarischen Staat die Treue gegen die eigene deutsche Vergangenheit so freudig kundgegeben hatte.

Einen Trost in solcher trüben Lage findet der Verfasser in der Thatsache, daß die sächsische Bevölkerung stetig in viel größerm Maße als die des übrigen Ungarn zunimmt. Gewiß wünscht jeder Leser des hübschen Büchleins, das ihm von dem fernen Bruderstamm im Osten so friedliche und erfreuende Kunde gibt und dazu auch in den guten Illustrationen manche landschaftliche Schönheit des siebenbürger Landes vor Augen führt, daß derselbe auch ferner die deutsche Wacht im Osten halten und dabei weiter wachsen und blühen möge.

Der Verfasser macht sich ein Urtheil seines Landsmanns, des bekannten Aesthetikers Vischer, freudig zu eigen; dieser erklärte einmal:

Die besten Deutschen wohnen in der Diaspora, und wieder

in der Diaspora sind die besten die siebenbürgischen Sachsen. Und wie diese Sachsen ihre Heimat, ihr Vaterland lieben! Ich kenne niemand, der sein Vaterlandslied mit solcher Innigkeit und Wärme, mit solcher Begeisterung gesungen, wie die siebenbürgischen Freunde zu meiner Studentenzeit ihr „Siebenbürgen, Land des Segens" gesungen haben.

Culturgeschichtliches.

1. Culturbilder aus dem classischen Alterthum. I. Handel und Verkehr der wichtigsten Völker des Mittelmeeres im Alterthum. Von W. Richter. Mit Illustrationen. Leipzig, Seemann. 1886. 8. 3 M.

Dieses erste Bändchen einer viel versprechenden Sammlung behandelt: 1) die Phönizier als Vertreter der materiellen Civilisation auf den Inseln und Küstenländern des Mittelmeers; 2) die coloniale Handelsthätigkeit der Griechen auf dem Schwarzen Meere; 3) griechische Ansiedelung auf fremder Erde; 4) den ältesten Geldverkehr auf seinem Uebergange von Asien nach Europa; 5) Geld- und Wechslergeschäfte im griechischen Alterthum; 6) den atheniscchen Wochenmarkt; 7) Karthago, die erste erobernde Handelsrepublik im Alterthum; 8) Alexander's des Großen Einfluß auf die Belebung des Verkehrs und den Welthandel des von ihm gegründeten Emporiums Alexandria; 9) die Kapitalanlage und Speculationsgeschäfte der römischen Geldaristokratie; 10) den römischen Großhandel; 11) den römischen Straßen- und Marktverkehr; 12) Wolle und Wollenmanufacturen der Mittelmeerländer; 13) Handelsreisen im griechischen und römischen Alterthum, und 14) die römische Post.

Erhellt nun schon aus dieser Inhaltsangabe die große Reichhaltigkeit des vorliegenden Bändchens, so ist in der That auch die Belehrung, die der Leser aus den einzelnen Abschnitten desselben schöpft, eine sehr umfassende. Das Mittelmeer war das Weltmeer des Alterthums bis zur Völkerwanderung, ja es behauptete seinen Vorrang unter den Meeren bis zur Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien; es darf daher wol als die Vorschule des Welthandels und Weltverkehrs für die Culturmenschheit betrachtet werden. W. Richter's Buch wird um so mehr auf Theilnahme der Lesewelt rechnen dürfen, als in sonstigen Werken über die Geschichte und selbst über die Culturgeschichte des Alterthums den Handels- und Verkehrsverhältnissen keine tiefer eingehende Berücksichtigung zutheil wird. Dasselbe ist anziehend geschrieben und beruht doch auf streng wissenschaftlichen Forschungen. Besonders glänzend ist die Schilderung des altgriechischen Lebens, welchem gegenüber der Verfasser jedoch den lange unterdrückten, jetzt aber tüchtig emporstrebenden Neugriechen Unrecht thut. Auf Anführung der Quellen verzichtet der Verfasser, soweit nicht, was angenehm auffällt, die antiken Autoritäten für das Gesagte in den Text eingeflochten sind. Er bezeugt damit, daß er das Buch für ein weiteres, nicht gelehrtes Publikum bestimmt hat, was aber die Beurtheilung vom wissenschaftlichen Standpunkt erschwert. Doch macht dasselbe durchaus den Eindruck umfassender Quellenforschung und eines bedeutenden Fleißes und Zeitaufwands in der Bearbeitung. Die Abbildungen, deren Zahl sich ungefähr auf sechzig beläuft, sind gut gewählt und durchaus sachgemäß.

2. Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. Zweiter Band: Zur deutschen Wirthschaftsgeschichte im endenden Mittelalter. Funfzehn Vorträge von Gustav von Buchwald. Kiel, Homann. 1887. 8. 4 M. 50 Pf.

Was W. Richter's Buch für das Alterthum, das leistet das von Gustav von Buchwald für den spätern Theil des Mittelalters. Wir haben den ersten Band des trefflichen Werks in d. Bl. bereits besprochen. Der „Bildungsgeschichte" folgt hier eine „Wirthschaftsgeschichte", durchweg nach gleichzeitigen Quellen, nach Chroniken und Biographien, in fesselndem Stil und anziehender Darstellung verfaßt. Die Quellen sind auf dankenswerthe Weise in einem Anhange kurz zusammengestellt. In lebendigen Bildern führt uns der Verfasser zu den verschiedenen Gesellschaftskreisen der von ihm behandelten Zeit, sowol in Süd- wie in Norddeutschland. Wir lernen dabei, in wohlthuender Verknüpfung mit dem häuslichen und Familienleben, die wirthschaftlichen Verhältnisse des Fürstenhofes, des Stadthauses und der Bauernhütte, die Zustände der Jagd und Fischerei, Lohn und Verdienst der Arbeiter in Stadt und Land und das gegenseitige Verhältniß beider kennen. Es treten uns auch Verirrungen jener Zeit, wie die Judenverfolgungen, Land- und Seeraub, vor Augen. Das Ganze schließt mit einem Blick auf die oceanischen Entdeckungsfahrten, die dem Mittelalter ein Ende bereiteten.

Besonders fesselnd ist die Art, wie der Verfasser sein an sich oft trockenes Thema durch Verbindung mit dem Leben vielgereister und vielgewandter deutscher Männer genießbar zu machen weiß. Mag es sich dabei um einen fahrenden Ritter im Fürstendienste, oder um einen die Welt durchpilgernden Kaufmann handeln: überall treffen wir auf eine Menge lebensvoller und farbensatter Bilder vergangener Zeiten, die uns auch über das deutsche Land hinaus nach dem romantischen Spanien und nach Afrika, zum Kampfe gegen die Mauren, und auf die Inseln der Atlantis führen.

Der Verfasser hat sich mit großem Fleiß und umfassender Sachkenntniß in alle Einzelheiten damaliger Wirthschaft

hineingelebt, alte Wirthschaftsbücher mit Ausdauer studirt und viele Aufschlüsse über Geldwerth und Preisverhältnisse gefunden, die sonst wenig oder nicht beachtet wurden. Mit Recht verwirft er alle Vergleichungen zwischen damaliger und jetziger Münze, die nicht auf einer Vergleichung der Waare beruhen, die man dafür kaufen konnte und jetzt kaufen kann. Was z. B. damals für eine Kuh bezahlt wurde, ist ziemlich genau so viel wie das, was heute für eine solche gegeben wird. Kühe haben aber verschiedene Preise, und daher ist eine völlige Sicherheit im Schätzen älterer Preisangaben mit Rücksicht auf den wirklichen Werth der betreffenden Münze überhaupt unmöglich, solange nicht, wie der Verfasser richtig bemerkt, die Riesenarbeit einer Erhebung des Metallwerthes der Münzen aller Zeiten und Orte unternommen und durchgeführt wird. Das vorliegende Buch verdient allseitige Würdigung von seiten gebildeter Kaufleute und Landwirthe, wie auch jedes Geschichtsfreundes.

3. Culturhistorische Bilder aus alter Zeit. Braunschweig am Ende des Mittelalters. Von A. Hohnstein. Braunschweig, Ramdohr. 1886. 8. 3 M.

Eine augenscheinlich nach guten Quellen, wenn auch ohne Anführung derselben, aber mit offenbar novellistischer Ausschmückung bearbeitete culturhistorische Beschreibung der Stadt Braunschweig und aller ihrer Stadttheile, Bauwerke, Bürgersitten, Feste u. s. w. im Jahre 1515. Für Freunde von Schilderungen älterer Zustände sowol belehrend als unterhaltend.

4. Geschichte der Universität Heidelberg im Auftrage der Universität dargestellt von August Thorbecke. Erste Abtheilung: Die älteste Zeit. 1386—1449. Heidelberg, Koester. 1886. Gr. 8. 3 M.

Das halbtausendjährige Jubelfest der ältesten Universität des gegenwärtigen Deutschen Reichs hat so viel Aufsehen und Theilnahme in Deutschland erweckt, daß eine Geschichte dieser ehrwürdigen Lehranstalt auf allseitiges Interesse hoffen darf. Das vorliegende erste Heft des Werks umfaßt noch nicht das erste Jahrhundert des Lebens der Universität, das vollständige Werk dürfte demnach ziemlich umfangreich werden. Sein Charakter ist nicht einseitig gelehrt, sondern ganz geeignet, namentlich durch seinen reichen culturhistorischen Stoff, in weiten Kreisen Eingang zu finden.

5. Deutsche Cultur und Literatur des 18. Jahrhunderts im Lichte der zeitgenössischen italienischen Kritik. Von Theodor Thiemann. Oppeln, Franck. 1886. Gr. 8. 3 M.

Was im 18. Jahrhundert Italiener über Deutschland gesagt und geschrieben haben, zusammenzustellen, ist gewiß ein eigenartiger Gedanke. Doch ist immerhin interessant zu sehen, wie das Urtheil der transalpinen Nachbarn, die sich noch immer an der Spitze der Civilisation wähnten, obschon der Verfall ihrer Cultur längst begonnen hatte, im Laufe jenes Jahrhunders, in dem die Deutschen auf literarischem Gebiete so hoch emporstiegen, sich von der äußersten Geringschätzung nach und nach zu immer wachsender Anerkennung entwickelte.

6. Pandämonium. Criminal- und Sittengeschichten aus drei Jahrhunderten von Karl Braun-Wiesbaden. Zwei Bände. Hamburg, J. F. Richter. 1887. Gr. 8. 9 M.

Dies Buch kann als ein Pendant zu Hans Blum's Werk „Aus dem alten Pitaval" betrachtet werden, das wir kürzlich in d. Bl. anzeigten. Hier ist indeß nur die erste der vorgeführten Geschichten, „Die moderne Klytämnestra", aus dem „alten Pitaval"; die übrigen aber spielen in Deutschland und haben meist die Tendenz, entweder verrostete Rechtszustände oder das von Karl Braun stets mit so scharfer Feder gegeiselte Kleinstaatenthum an den Pranger zu stellen. „Der Geisterlips" ist eine Ausschmückung bekannter Volkssagen von Todtenversammlungen in verfallenen Schlössern. „Vagabunden und Räuber im westlichen Deutschland" und „Der Schinderhannes" schildern die unsichern Zustände, die sich im Gefolge der Kriegsereignisse an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts im Rheingebiete gebildet hatten. In dem „Duell vom 9. Februar 1825" lernen wir die abschreckenden Zustände eines kleinen thüringischen Fürstenthums in der Restaurationszeit kennen. „Auf falscher Fährte" zeigt lediglich, wie ein erfahrener Criminalist sich irren kann. In „Gattenmord durch Gift und Strick" handelt es sich um die interessante Frage, ob der Versuch eines Verbrechens, der von vornherein vereitelt wird, strafbar sei, und in „Polizeirath Stieber und die Falschmünzer" um die nicht weniger interessante, ob es einen Versuch der Theilnahme an einem Verbrechen gebe.

In unerquickliche Verhältnisse der neuesten Zeit führen uns die beiden letzten Aufsätze: „Die Majestätsbeleidigungen in Deutschland 1878—1885" und „Berichte und Betrachtungen über die beiden großen Hochverrathsprocesse vor dem Reichsgericht" (Dave, Bruder und Reinsdorf), welche dem Leser auch vielfache Aufschlüsse über die Parteien des Umsturzes geben. Das Werk verdient jedenfalls Aufmerksamkeit.

7. Deutschland über alles! Populäre Culturgeschichte des deutschen Volks von Friedrich Ronnemann. Erste Lieferung. Leipzig, Werther. 1887. Gr. 8. 1 M.

Die uns vorliegende erste Lieferung dieses Werks ist fließend geschrieben; das Werk ist aber etwas breit angelegt, sodaß die Darstellung noch nicht über die alten Germanen („Taciteische Zeit") hinausgekommen ist, was eine eingehende Beurtheilung unmöglich macht, ehe weitere Hefte erschienen sind.

8. Der Treppenwitz der Weltgeschichte von W. L. Hertslet. Dritte vollständig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Berlin, Haude u. Spener. 1886. 8. 4 M.

Ein mit ausnehmendem Fleiß und erstaunlicher Belesenheit bearbeitetes Buch, das allen denjenigen, die sich über Wahrheit oder Irrthum geschichtlicher Ueberlieferungen belehren wollen, unentbehrlich ist. Ob der etwas triviale Titel passend sei, darüber läßt sich streiten; das Buch ist ernst

gehalten und würde daher auch einen ernsten Titel verdienen. Mit Freimuth und Sachkenntniß werden darin nacheinander die als zweifelhaft geltenden Erzählungen und mündlichen Aussprüche aus der Urzeit, der griechischen und römischen, der mittelalterlichen und neuern, der Religions- und Kirchengeschichte kritisirt und auf ihren wahren Werth und Kern zurückgeführt oder in ihrer Nichtigkeit dargelegt.

Im einzelnen bleibt manches zu wünschen übrig. Die vielfachen Sagen über die ältere Geschichte Aegyptens, z. B. vom Schatz des Rhampsinit, von der Entstehung der Pyramiden u. s. w., sind mit Unrecht weggelassen. Nero wird nicht nur von der Schuld am Brande Roms losgesprochen, worin die Kritik so ziemlich einig ist, sondern es wird auch versucht, ihn von allen seinen Schandthaten reinzuwaschen, was denn doch zu weit gegangen ist. Daß die Siege des Germanicus in Deutschland erfunden seien, wäre wol recht erfreulich, wenn es mehr als Vermuthung wäre. Bei dem Nachweise, daß die Erzählung von Einhard und Emma eine Sage sei, vergißt der Verfasser eine Hauptsache: daß Karl der Große gar keine Tochter Namens Emma (Imma) hatte. Daß er ferner für Untersuchung des Auftritts in Canossa und anderes das ultramontane Tendenzbuch „Geschichtslügen" als Quelle benutzt, ist nicht sehr kritisch. Die Sage vom Auszug der Kinder von Hameln ist durchaus mythisch und nur vereinzelt vor längerer Zeit für geschichtlich gehalten worden; sie gehört daher nicht in das Buch, ebenso wenig die Kritik von Makart's Gemälde „Karl's V. Einzug in Antwerpen", dessen Darstellung niemand je für richtig ausgegeben hat. Kein Schriftsteller legt dem Winkelried die vom Verfasser angeführten Worte: „Kommt, Kinder (!), ich will euch eine Gasse öffnen", in den Mund. Die Geschichte ist übrigens wieder streitig geworden. Die Stelle von der Zerstörung Magdeburgs ist falsch aufgefaßt, ganz nach ultramontaner Geschichtsmache, obschon der Verfasser ein Freigeist ist; wir empfehlen ihm, die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" von dem parteilosen A. Gindely zu studiren. Nach demselben Werke wird er auch wol seine Ansicht von Waldstein's völliger Unschuld modificiren.

Es könnte noch mehr derartiges angeführt werden; allein diese kleinen Fehler kommen nicht in Betracht gegenüber der Masse richtiger Angaben, die sich bis auf unsere Tage erstrecken und die schonungslos fast alle schönen Worte und Züge aus der Geschichte als späte Sagen und Erfindungen darstellen. Freilich verwirft der Verfasser solche Züge vielfach ohne Angabe seiner Quellen. Auch läßt sich der Freisinn, mit welchem er die Religions- und Kirchengeschichte behandelt, schwer mit dem Zutrauen vereinbaren, das er sonderbarerweise zu den klerikalen „Geschichtslügen" hegt. Das Buch ist anziehend, ja spannend geschrieben.

9. Die schweizer Minnesänger. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Karl Bartsch. Frauenfeld, Huber. 1886.

Der vorliegende stattliche Band ist der sechste des Sammelwerkes „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz", herausgegeben von J. Bächtold und F. Vetter. Er enthält die Werke von 32 der deutschen Schweiz angehörenden Minnesingern, die etwa ein Fünftel aller so bezeichneten mittelhochdeutschen Lyriker betragen und gleich den übrigen, Walter von der Vogelweide ausgenommen, keine hervorragende Bedeutung ansprechen können, immerhin aber in sprachlicher und literargeschichtlicher Beziehung viele Beachtung verdienen. Vorgesetzt sind den Gedichten Nachweise über die Personen der Dichter und die Eigenart ihres Dichtens. Wir finden unter ihnen Grafen von Neuenburg, Toggenburg und Honberg, Herren von Singenberg, Stretlingen, Rinach, Klingen, Frauenberg, Sax, Landegg, Troßberg, den durch Gottfr. Keller bekannten Meister Johannes Hadlaub u. a. Die Ausstattung ist löblich.

10. Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. Herausgegeben von Max Koch. Erster Band. Erstes Heft. Berlin, Hettler. 1886. Gr. 8. Jeder Band 14 M.

Das erste Heft dieser neuen Zeitschrift enthält folgende Beiträge: „Zur Einführung", von M. Koch; „Das Heirathsversprechen" von Marcus Landau und „Ueber den Refrain" von R. M. Meyer; die „Abenteuer des Guru Paramartan" von H. Oesterley; „Beiträge zur Literatur des Volksliedes" von O. Boeckel, und mehrere Besprechungen. Die Zeitschrift macht es sich zur Aufgabe, den Wechselbeziehungen zwischen verschiedenen Literaturen, dem Zusammenhang zwischen der Literaturgeschichte und derjenigen der Politik, der Philosophie und der Kunst, der deutschen Uebersetzungskunst und der Sammlung von Liedern, Sagen, Sitten u. s. w. des Volkes als Organ zu dienen. Diese schöne, bisher durch kein besonderes Blatt vertretene Aufgabe verdient vielfache Unterstützung.

Otto Henne Am-Rhyn.

Zur religiösen Literatur.

1. Zur Lehre vom Wesen des Gewissens. Von A. Weckesser. Bonn, Strauß. 1886. Gr. 8. 2 M.
2. Die Religion im Lichte der Darwin'schen Lehre. Von M. J. Savage. In deutscher Uebersetzung mit Genehmigung des Verfassers herausgegeben von R. Schramm. Leipzig, O. Wigand. 1886. Gr. 8. 3 M.
3. Die Nothwendigkeit der Religion, eine letzte Consequenz der Darwin'schen Lehre. Gemeinfaßlich dargestellt von Friedrich Dahl. Heidelberg, Weiß. 1886. Gr. 8. 2 M.

Es sind drei Schriften von religiösem Interesse, die uns für diesmal zur Besprechung vorliegen: die eine geht

darauf aus, das Gewissen in seiner Thätigkeit zu belauschen, um daraus sein Wesen festzustellen, während die beiden andern der Darwin'schen Lehre gegenüber das Recht der Religion vertreten.

Es ist ein verdienstliches Unternehmen, das sich A. Weckesser mit seiner Schrift: „Zur Lehre vom Wesen des Gewissens" (Nr. 1) zur Aufgabe gestellt hat. Das Gewissen, die „bekannteste und sozusagen populärste religiöse Erscheinung", von drei verschiedenen Wissenschaften, der Psychologie, Moral und Theologie bearbeitet, bietet der Beantwortung der Frage, was es seinem Wesen nach eigentlich sei, noch manche Schwierigkeiten. Wir wollen hier von den materialistischen Erklärern absehen, die seine Existenz als eines selbständigen Wesens innerhalb des menschlichen Wesens in Frage stellen oder sogar geneigt sind, es als einen Irrgang oder eine Krankheit zu bezeichnen; auch auf der entgegengesetzten Seite begegnet man überraschenden Aeußerungen. Einer der namhaftesten Theologen der letztvergangenen Zeit, Richard Rothe, der selbst eine weithin anerkannte „Ethik" geschrieben hat, verwirft in den spätern Auflagen dieses Werkes den Gewissensbegriff als wissenschaftlich unbrauchbar. In der Wissenschaft, so meint er, sei ein Terminus nur dann zu verwerthen, wenn er einen genau bestimmten logischen Gehalt, also einen klaren und deutlichen Begriff bezeichne. Dies aber thue der Begriff des Gewissens nicht, und somit überläßt er ihn der populären Ausdrucksweise. Dieser eine Umstand wird genügen uns zu zeigen, daß hier noch manche Arbeit zu leisten, ist, und daß ein Buch, das uns Aufschlüsse über das Wesen des Gewissens zu geben verspricht, immer noch ein zeitgemäßes Buch ist. Die Weckesser'sche Monographie zerfällt in einen geschichtlichen und einen systematischen Theil. In dem erstern findet man in ausgeführter Weise und kritisch erwogen alles beisammen, was in neuerer Zeit über das Gewissen gelehrt worden ist. Was des Verfassers eigene Theorie über den Gegenstand betrifft, die er im zweiten Theile gibt, so läßt sie sich in folgenden Grundlinien veranschaulichen. Wie es nach der Lehre der Empiristen für die Seele keine angeborenen Ideen gibt, so gibt es nach Weckesser's Ansicht auch für das Gewissen keine angeborenen Inhaltsätze; das letztere schöpft vielmehr die Summe der Einzelgebote oder das Sittengesetz aus dem Gemeinschaftsleben der Menschheit. Für diesen aus der Erfahrung geschöpften Inhalt kann jedoch die Sittlichkeit eines apriorischen Moments nicht entrathen; dieses findet sie in der verpflichtenden Kraft, in dem „du sollst", und eben dieses letztere nennen wir in besonderm Sinne das Gewissen. Was für dasselbe bindend sein soll, darüber entscheidet die Vernunft. Im Mittelpunkt des Geisteslebens stehend, berührt es gleichwol die ganze Sphäre desselben, und so finden wir es im Willen als Gewissensverpflichtung, im Gefühl als Reueunlust und im Erkennen als Gewissensprüfung (Wahrheitsgewissen). Es möge noch hinzugefügt werden, daß Weckesser nach Kant's Vorgange im Gewissen den Quellpunkt der Religion findet. Seine gediegene Arbeit wird sich den Zutritt zu einem größern Leserkreise leider dadurch erschweren, daß die Sprache zu wissenschaftlich, für den Laien nicht gemeinfaßlich genug ist.

In den beiden folgenden Schriften, über die wir zu berichten haben, handelt es sich um die Frage: was wird aus Religion und Christenthum, wenn die Darwin'sche Entwickelungslehre recht hat? Jede beantwortet die Frage auf ihre Weise, beide aber wollen Besorgnisse zerstreuen und beruhigen. Bei der Schrift von M. J. Savage, einem freisinnigen amerikanischen Theologen, dessen Buch „Die Religion im Lichte der Darwin'schen Lehre" (Nr. 2) hier von einem deutschen Gesinnungsgenossen, R. Schramm, in einer guten Uebersetzung vorliegt, haben wir zuerst Kenntniß zu nehmen von dem Verhältniß, in welchem nach des Verfassers Meinung Religion und Wissenschaft überhaupt zueinander stehen. Für ihn gibt es nur eine Wahrheit, und Religion und Wissenschaft können sich schließlich nicht widersprechen. Dann aber sei es gerade die Wissenschaft gewesen, die der Religion schon die wesentlichsten Dienste geleistet. Jedesmal, wo sie einen Sieg davongetragen, seien die Früchte desselben auch der Religion zu statten gekommen; sie sei durch die Wissenschaft geläutert, veredelt, erhoben, erweitert worden; wie der Mensch mit seinen größern Zwecken wächst, so wächst die Religion durch die Eroberungen der Wissenschaft. Auch durch Darwin's Entwickelungslehre, in der er einen großen Sieg der Wissenschaft anerkennt, werde die Sache der Religion nicht gefährdet. Sehen wir uns nun nach einigen Sätzen um, die in greifbarer Weise uns die religiöse Stellung des Verfassers zum Darwinismus kennzeichnen, so dürfen wir folgende nennen. Zum ersten: die Entwickelungslehre kann an einen vollkommenen und zwar persönlichen Gott glauben. Zum zweiten: es ist nicht unvernünftig, an die Möglichkeit eines andern Lebens zu glauben. Zum dritten: das Christenthum ist unzerstörbar in seinem Kern, und keine Entwickelung wird über ihn hinausführen. Also: Gott, Unsterblichkeit, dauernde Geltung des Christenthums in seinem Kern, das mögen die drei Hauptpositionen sein. Im Zusammenhange damit werden dann noch manche Nebenwerke conservirt oder in modernem Sinne vertheidigungsfähig gemacht, während andere als unhaltbar preisgegeben werden. Wie unzureichend das manchem auch erscheinen mag, man sollte meinen, es sei damit wenigstens ein Boden geschaffen, auf dem Religiöse und Darwinisten miteinander verkehren können. Nur muß man nicht glauben, es hier mit einer orthodoxen Schrift zu thun zu haben; Savage spricht es offen aus, die Entwickelungslehre sei zwar mit der Religion vereinbar, aber nicht mit der Orthodoxie.

Wir werfen zum Schluß noch einen Blick in das Kapitel, welches von der Entwickelung des Gewissens handelt. Wir thun es mit Rücksicht auf das besprochene Buch von Weckesser, das denselben Gegenstand behandelt. Wir hatten am Schluß der Besprechung desselben bedauert, daß

es nicht populär genug gehalten sei. Was wir dort vermißten, finden wir in dem Buche von Savage in erwünschtem Maße. Hier ist alles praktisch, schlagend, nichts vom Geruch der Schule oder des Hörsaals. Savage ist sich von vornherein bewußt, eine große Gemeinde von Hörern vor sich zu haben, und seine Rede erhebt sich nicht selten zu energischem Schwunge. In der Sache selbst stimmt er mit Weckesser vielfach überein. Nach dem letztern hat das Gewissen den Inhalt seiner Gebote und Verpflichtungen aus dem Gemeinschaftsleben der Menschheit überkommen. Das ist auch die Meinung von Savage:

„Das menschliche Gewissen wurde geboren, als der Urmensch die ersten Grundlagen der Gesellschaft entwickelte. Es war die erste schwache Anstrengung zu der Vorstellung, «sich an des andern Stelle zu setzen», und so zu begreifen, daß andere nur ein anderes Selbst wären, welche ähnliche Wünsche hatten und ähnliche Schmerzen zu fühlen fähig waren.“

Er führt dann im einzelnen weiter aus, daß die Entwickelung des Gewissens immer gleichen Schritt gehalten habe mit der Gesellschaft, in der der Mensch gelebt. So gab es zuerst ein Familien-, dann ein Stammes-, ein Volksgewissen u. s. w.; er redet von einem Kirchengewissen, er unterscheidet sogar zwischen einem kaukasischen und eines schwarzen Mannes Gewissen; der Tag wird kommen, wo die heutigen primitiven Begriffe von Recht und Unrecht zu der Breite und Größe eines umfassenden menschlichen Gewissens entwickelt sein werden; der letzte Schritt wird sein, daß der Mensch auch ein Gewissen für die Thiere bekommt.

Es wird vielleicht schon bemerkt worden sein, daß der Amerikaner Savage im Grunde und hauptsächlich nur die „Möglichkeit“ der Religion neben dem Darwinismus betont; Friedrich Dahl geht in seinem vorliegenden Buche (Nr. 3) einen Schritt weiter und redet von ihrer „Nothwendigkeit“, als einer letzten Consequenz der Darwin'schen Lehre. Er meint damit zunächst das nothwendige Entstehen der Religion auf dem Wege der Entwickelung, woraus dann aber weiter ihre nothwendige Geltung für Gegenwart und Zukunft hergeleitet wird. Zuvor jedoch haben wir einige Worte über Gesammtinhalt und Titel des Buchs zu sagen. Dasselbe gibt auf 112 Druckseiten eine Darstellung des Darwin'schen Systems, aber erst auf S. 100 kommt der Verfasser auf die Religion, und auf S. 105 fast nur anhangweise endlich auf seinen Gegenstand, auf das Verhältniß der Religion zur Darwin'schen Lehre zu sprechen. Wir halten es bei dieser Vertheilung des Stoffes nicht für gerechtfertigt, dem Buche den obigen Titel zu geben, denn derselbe erregt Erwartungen, die nicht erfüllt werden. Was nun die Abstammungslehre selbst betrifft, so ist es nicht unsere Aufgabe, ein Urtheil über ihren Wahrheitsgehalt abzugeben, wir haben sie hier nur so weit zu berücksichtigen, als sie sich mit religiösen Interessen berührt. Gleichwol glauben wir einige Aeußerungen des Verfassers über seine Stellung zum Darwinismus nicht übergehen zu sollen. Er sagt: „Irgendjemand von der Richtigkeit der Darwin'schen Theorie zu überzeugen, daran denke ich nicht. Wer sich überzeugen will, muß eben Zoologie studiren und selbst forschen.“ Und weiter: „Ich bin weit davon entfernt, dem Leser meine Ansicht aufzudrängen. Ich verdenke es ihm durchaus nicht, wenn er die Lehre für falsch hält.“ Es sieht fast so aus, als wollte Dahl die Leser einladen, seinen Worten nicht zu glauben.

Was nun den Ursprung der Religion betrifft, so regte sie sich nach Dahl in dem Urmenschen zuerst als Instinct, als Hoffnung und Vertrauen in die Zukunft; ein Schritt weiter führte zur Personificirung der Naturkräfte oder zur Götterbildung. Damit ist der Ursprung der Religion nach der subjectiven Seite nachgewiesen: aber wie steht es nun mit der objectiven Wahrheit derselben? Hier stellt Dahl den Satz auf, daß die Wissenschaft die Wahrheit der Religion zwar nicht erweisen, aber auch nicht bestreiten könne, und nun werden gewisse Einwendungen zurückgewiesen, die namentlich gegen die christliche Religion erhoben werden. Somit kommt er über den Subjectivismus der Religion nicht hinaus. Schließlich wendet er sich noch gegen den Pessimismus, der sich vom Standpunkte der Darwin'schen Lehre ergebe. Wir meinen jedoch, daß der Darwinismus weniger den Pessimismus als vielmehr den Optimismus als die entsprechende Weltanschauung in seinem Schoße trage, weil er einer bis ins Unendliche aufsteigenden Entwickelung das Wort redet.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Heinrich Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften nach den neuesten Quellen dargestellt von Robert Proelß“ sagt R. McLintock in der „Academy“, Nr. 747, v. J.:

„Die dreißig Jahre, welche seit Heine's Tod verstrichen, scheinen seinem Ruhme nur größere Verbreitung gegeben und das Interesse an seiner Person erhöht zu haben. Die jüngste Veröffentlichung seiner bruchstückartigen «Memoiren» in einer Wochenschrift und der enorme Preis, der für das Verlagsrecht bezahlt worden, sind sehr laute Zeugnisse für die fortdauernde Beliebtheit Heine's bei seinen Landsleuten, und jetzt hat das Erlöschen des Verlagsrechts seiner Werke und die Wahrscheinlichkeit, daß ein noch größerer Leserkreis die Lebensumstände kennen zu lernen wünscht, welche in diesen Werken Ausdruck gefunden haben, das vorliegende Buch hervorgerufen. Woher entspringt wol die Beliebtheit, die sich nun sechzig Jahre lang bewährt hat? Die Antwort auf diese Frage, welche die jüngste Autorität auf dem Gebiete der deutschen Literatur, der verstorbene W. Scherer, leise angedeutet hat, ist kaum befriedigend. Seine Behandlung des Dichters ist überhaupt etwas zu verächtlich. Man kann schwerlich glauben, daß, wenn Heine wirklich das bloße

Echo und der Nachahmer Sterne's und Brentano's gewesen wäre und es ihm nur vermöge seiner «erhöhten literarischen Geschicklichkeit» sowie dadurch, daß er «stets auf das Publikum Rücksicht nahm», gelungen wäre, das zu ernten, was andere gesäet hatten, er zwei Generationen hindurch sich behauptet hätte. Die Geschichte der «Lorelei»-Ballade, welche als Beweis angeführt wird, daß Heine nicht selbst erfunden habe, beweist nur, daß er ebenso verfuhr wie die größten Meister vor ihm. . . . Was mich betrifft, so vermag ich nicht, den subtilen Reiz der Heine'schen Poesie zu analysiren; ich kann ihn nur mit dem starken Duft gewisser Blumen vergleichen, der als Parfüm köstlich ist, die Atmosphäre aber vergiftet. Sagt er ja selbst: «Vergiftet sind meine Lieder.» Doch ist auch bei ihm der Zusammenhang zwischen Leben und Dichtung so innig, daß es zum annähernden Verständniß dieser nothwendig ist, etwas von jenem zu wissen, so bin ich doch nicht überzeugt, daß es die wahre Ursache der Anwesenheit des Gifts angibt.

„Heine's Leben hat, wie dessen Dichtung, seine Räthsel, und wenngleich in den dreizehn Jahren, welche seit der Veröffentlichung der zweiten Auflage des monumentalen Werks von Strodtmann verflossen sind, vieles, was ihm noch unzugänglich war, an den Tag gekommen ist, so harren diese Räthsel doch noch immer ihrer Lösung. Proelß läßt es z. B. immer noch zweifelhaft, ob Heine im Jahre 1797 oder 1799 geboren worden, und ob die «Molly» seiner ältern Briefe mit Amalie, der Tochter seines Onkels Salomon, identisch sei, oder diese dem Dichter je gerechten Grund dazu gegeben habe, sie der Untreue zu zeihen. Diese Punkte sind jetzt womöglich noch zweifelhafter als vorher. Auch ist — um vom Anfange seiner Laufbahn auf deren Ende überzugehen — das Räthsel von der «Mouche» noch immer so dunkel wie je, und dies trotz Mme. Camille Selden's «Derniers Jours». Im Zusammenhange hiermit kommt der einzige Punkt vor, über welchen ich anstehe, Proelß' Urtheil gelten zu lassen. Unter die Gedichte, welche Heine in den letzten Tagen seines Lebens an die Mouche gerichtet hat, reiht Strodtmann «Die Wahlverlobten» ein; Proelß nennt es «das elegische, an seine Gattin gerichtete Abschieds- und Entsagungsgedicht». Sicherlich ist es weit vernünftiger anzunehmen, daß diese Worte an das Weib gerichtet waren, das er nur einige Wochen oder Monate gekannt hat, als an seine Gattin, die dreiundzwanzig Jahre lang seine Lebensgefährtin war. Andererseits bezieht Mrs. Selden in ihrem Buche das Gedicht nicht auf sich. Indessen, selbst wenn Proelß in diesem Punkte sich irrt, so ist das keine Sache von Bedeutung, und sein Werk bleibt deshalb doch immer ein sehr befriedigendes, und wenn er auch ausdrücklich alle Absicht von sich weist, das bisherige Meisterwerk Strodtmann's verdrängen zu wollen, so kann ich doch nicht umhin, zu glauben, er werde dies in Wirklichkeit thun. Strodtmann ist viel zu breit, um populär zu sein, und sein Werk ist mit einer Masse nebensächlichen Stoffs überladen, der jetzt noch weniger interessant ist, als zur Zeit, wo er neu war. Ueberdies ist dessen Druck und Papier wenig anziehend. Proelß hingegen hat es ermöglicht, trotzdem er alle neuern Erscheinungen über Heine gut benutzt hat, seinem Buche einen weit eher zu bewältigenden Umfang zu geben als sein Vorgänger, ohne irgendetwas von Bedeutung auszulassen, von Bedeutung wenigstens für diejenigen, welche Zugang zu Heine's eigenen Werken und Briefen haben. Dann ist das Buch auch sehr elegant ausgestattet, was Papier, Druck und Format betrifft; auch enthält es einige ziemlich gut ausgeführte Porträts und ein Facsimile von Heine's Handschrift. Bei meiner Lektüre ist mir nur ein einziger Druckfehler aufgefallen: «Januar» nämlich, statt Februar, ist als der Monat genannt, in welchem Heine beerdigt worden. Wenn ich hinzufüge, daß das Werk kein Register hat, so habe ich alle Ausstellungen, die ich daran zu machen hätte, erschöpft."

Bibliographie.

Bärthold, A., S. Kierkegaards Persönlichkeit in ihrer Verwirklichung der Ideale. Gütersloh, Bertelsmann. 1886. Gr. 8. 2 M.

Baumgarten, J., Die deutschen Kolonien und die nationalen Interessen. Ein Vademecum für Freunde und Vertreter der Kolonialbewegung. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Berghoff-Ising, F., Die Entwicklung des landwirthschaftlichen Pachtwesens in Preussen. Eine historisch-ökonomische Studie. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Beyschlag, W., Das preußische Paritätsprincip. Eine kirchenpolitische Zeitfrage. Halle, Strien. 1886. Gr. 8. 60 Pf.

Bilimek-Waissolm, H. R. v., Der bulgarisch-serbische Krieg 1885. Mit 5 Karten und 3 Skizzen als Beilagen. Wien, Seidel u. Sohn. 1886. Gr. 8. 6 M.

Briefe eines Unbekannten. 2 Bde. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. à 7 M.

Brückner, A., Bilder aus Russlands Vergangenheit. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Beiträge zur Kulturgeschichte Russlands im XVII. Jahrhundert. Leipzig, Elischer. Gr. 8. 8 M.

Buchwald, G. v., Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Zur deutschen Wirthschaftsgeschichte im endenden Mittelalter. 15 Vorträge. Kiel, Homann. 8. 4 M. 50 Pf.

Büdinger, M., Acten zu Columbus' Geschichte von 1473 bis 1492. Eine kritische Studie. Wien, Gerold's Sohn. 1886. Lex.-8. 80 Pf.

Dalmer, Geschichte des 5. Brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 48. Mit einem Porträt, Karten und Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1886. Gr. 8. 12 M.

Delbrück, H., Historische und politische Aufsätze. III. Abtheilung. Berlin, Walther u. Apolant. 1886. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Egloffstein, H. Freih. v., Der Reichstag zu Regensburg im Jahre 1608. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des 30jährigen Krieges. München, Rieger. 1886. Gr. 8. 3 M.

Die Fortschritte der Urgeschichte. Nr. 10. 1885—86. Leipzig, E. H. Mayer. 1886. 8 1 M. 60 Pf.

Frey, T., Zur Bekämpfung zweitausendjähriger Irrthümer. Leipzig, Th. Fritsch. 1886. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Froude, J. A., Das Leben Thomas Carlyles. Aus dem Englischen. Uebersetzt, bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Th. A. Fischer. 1ster Bd. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Gebhardt, B., Adrian von Corneto. Ein Beitrag zur Geschichte der Curie in der Renaissance. Breslau, Preuss u. Jünger. 1886. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hahn, O., Die Philosophie des Bewußten. Grundzüge der Naturphilosophie der Gegenwart, unter Berücksichtigung der Kirchenlehren dargestellt. Tübingen, Fues. Gr. 8. 4 M.

Huhn, A. v., Aus bulgarischer Sturmzeit. Eine authentische Darstellung des Handstreichs von Sofia und seiner Folgen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1886. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Portheim, F., Ueber den dekorativen Stil in der altchristlichen Kunst. Stuttgart, Spemann. 1886. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Roedel, B., St. Ulrich, der Gottesmann, oder die Hunnenschlacht auf dem Lechfeld. Großes historisches Zeitgemälde mit Gesang und 6 Tableaux in 5 Abtheilungen. Verfaßt zur 900jährigen St. Ulrichs-Jubiläumsfeier. München, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler u. Comp. 1886. 8. 50 Pf.

Rohlfs, G., Quid novi ex Africa? Kassel, Fischer. 1886. Gr. 8. 5 M.

Sammter, A., Der Rabbi von Liegnitz. Historische Erzählung aus der Hussitenzeit. Berlin, Pinn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Samarow, G., Auf der Brautschau. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Scheffel, J. V. v., Fünf Dichtungen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Schmidt, E., Charakteristiken. Berlin, Weidmann. 1886. Gr. 8. 8 M.

Schmidt-Weißenfels, Der Kampf einer Frau. Roman. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 8. 4 M. 50 Pf.

Storm, T., Bötjer Basch. Eine Geschichte. Berlin, Gebr. Paetel. 12. 3 M.

Stromberger, C. W., Die geistliche Dichtung in Hessen. Ein Vortrag. Darmstadt, Waitz. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.

Teichmüller, G., Religionsphilosophie. Breslau, Koebner. 1886. Gr. 8. 14 M.

Tagebuch eines unartigen Knaben. Aus dem Amerikanischen. Leipzig, Fr. Richter. 8. 1 M. 50 Pf.

Telmann, K., Vae victis! Roman. Minden, Bruns. 1886. 8. 4 M.

Trotha, T. v., Die Operationen im Etropol-Balkan. Ein Beitrag zu der Geschichte des russisch-türkischen Krieges 1877—78. Kriegsgeschichtliche Studie. Hannover, Helwing. Gr. 8. 8 M.

Vitzthum von Eckstädt, C. F. Graf, St. Petersburg und London in den Jahren 1852—1864. Aus den Denkwürdigkeiten des damaligen k. sächsischen ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers am k. grossbritannischen Hofe. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. 1886. Gr. 8. 12 M.

Vogel, M., Das britische Colonialreich. Geographisch, geschichtlich und statistisch beschrieben. Mit 1 Uebersichtskarte. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Die Wehrkraft Oesterreich-Ungarns in der zwölften Stunde, wie sie ist! Eine sachgemäße Abwehr von ***. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 20. Januar 1887.

Schriften über Goethe und Schiller.

1. Goethe's Leben und Werke. Von G. H. Lewes. Autorisirte Uebersetzung von Julius Frese. 15. Auflage. Durchgesehen von Ludwig Geiger. Stuttgart, Krabbe. 1886. Gr. 8. 5 M.
2. Schiller's Leben und Werke. Von Emil Palleske. Zwölfte Auflage. Bearbeitet von Hermann Fischer. Stuttgart, Krabbe. 1886. Gr. 8. 5 M.

Zwei ältere Werke mögen die Reihe der heute zu besprechenden Schriften über Goethe und Schiller eröffnen, alte gute Freunde, die stets willkommen sind, besonders wenn wir sie mit der Empfindung wiedersehen, daß der alte Freund noch immer so jugendlich wie vormals, ja jugendlicher erscheine. Und mit dieser Empfindung dürfen wir „Goethe's Leben und Werke" von G. H. Lewes (Nr. 1) und „Schiller's Leben und Werke" von Emil Palleske (Nr. 2) begrüßen.

Gerade vor dreißig Jahren, im December 1856, schrieb Julius Frese sein Vorwort zur Uebersetzung des ein Jahr zuvor erschienenen Buchs von Lewes; heute liegt die funfzehnte Auflage vor uns, ein für deutsche Verhältnisse ganz überraschender Erfolg, um so überraschender, weil Lewes in Viehoff und Schäfer zwei tüchtige Mitbewerber um die Gunst des deutschen Volks hatte. Wenn Lewes mit seinem nicht immer ganz zuverlässigen Buche den gediegenen Arbeiten der Mitstrebenden den Rang ablief, so war das, wie mir scheint, keineswegs eine Folge der deutschen Vorliebe für das Ausländische, sondern eine Wirkung der Frische und Herzenswärme, mit welcher der Engländer den Dichter und vor allem den Menschen Goethe erfaßte. Das Buch fährt nicht so gelehrtes Rüstzeug auf wie die Werke der deutschen Gelehrten; aber die Versenkung in Einzelstudien, die gründliche Kenntniß der örtlichen und geselligen Verhältnisse von Weimar, das Verweilen bei der Herzensseite des großen Dichters gaben dem Buche von Lewes augenfällige Vorzüge, denen gegenüber die zünftigen Goethe-Forscher mit ihren Bemängelungen, daß diese oder jene Thatsache unrichtig wiedergegeben sei, nicht aufkamen.

Julius Frese ist gestorben, und bei der Herstellung einer neuen, der funfzehnten Auflage handelte es sich darum dafür den richtigen Mann zu finden, und dieser ward gefunden in Ludwig Geiger, dem kundigen und geschmackvollen Herausgeber des „Goethe-Jahrbuchs". Er, dessen Aufgabe es seit sieben Jahren ist, jede neue Erscheinung auf dem weiten Gebiete der Goethe-Forschung zu verfolgen, und dessen feiner Geschmack der kritischen Haarspalterei wie dem literarischen Fehdewesen aus dem Wege geht, war die geeignetste Kraft dazu, dem alten Buche ein neues Gewand zu geben und es dadurch zu einer auf der Höhe der Forschung der Gegenwart stehenden Arbeit zu erheben. Ludwig Geiger erläutert im Vorwort, weshalb es sich bei dem bereits vielfach verbreiteten Buche nicht um eine neue Bearbeitung, sondern um eine Durchsicht handelte. Er erkennt die von Schöll und Düntzer gerügten Unrichtigkeiten als solche an, um sie zugleich zu beseitigen; er hebt aber auch mit warmen Worten die Vorzüge des Buchs von Lewes hervor, welches Bernays in der „Deutschen Biographie" als „hoffentlich in Deutschland für immer beseitigt" erklärt hat. Geiger spricht:

> Die großen Vorzüge des Lewes'schen Buchs sind unbestreitbar. Ihrer sind hauptsächlich drei. Zunächst die liebevolle Art, den Menschen in Goethe zu betrachten, seine Charaktereigenschaften zu analysiren und lieben zu lehren, die Güte seines Herzens, die Reinheit seiner politischen Auffassung, sein unablässiges Streben nach Wahrheit darzulegen. Ferner die klare Darstellung der einzelnen Werke, namentlich der Dramen, die musterhafte Analyse des Inhalts derselben, die geschickte Gruppirung und Auswahl der Proben. Endlich die Bescheidenheit des Autors, die sich in dem Zurücktreten des Schilderers hinter dem Geschilderten zeigt, und die sich von der vordringlichen Art mancher andern Biographen sehr vortheilhaft unterscheidet, der Versuch nämlich, Goethe selbst soviel wie möglich sprechen zu

lassen, nicht blos aus seinen Dramen und Gedichten, sondern aus seinen biographischen Schriften, vor allem aus seinen Briefen zahlreiche sehr passend ausgewählte Proben mitzutheilen. An solche Vorzüge zu erinnern ist nützlich und erforderlich zu einer Zeit, in der von Ultramontanen, protestantischen Heißspornen, von angeblichen Sittlichkeitswächtern diesseit und jenseit des Oceans Goethe's Charakter und Leben verdächtigt, in der zwar jede Kleinigkeit seines Lebens untersucht, die Daten der Briefe aufs peinlichste bestimmt, Quellen und Anlässe der Werke gründlichst aufgespürt werden, die eigentliche Kenntniß der Werke und Briefe dabei aber im Publikum wenig gefördert wird, das vielmehr durch sein reichliches Lesen über die Werke seine Pflicht gegen den Dichter abgetragen zu haben wähnt.

Bei der Neubearbeitung von Lewes' „Goethe" waren folgende Gesichtspunkte maßgebend: die Uebersetzung von Frese ward unberührt gelassen, nur einige wenige an das Englische gemahnende Wendungen geändert. Die Anordnung des Werks, die Charakteristiken und Urtheile blieben durchaus bestehen, womit nicht gesagt sein soll, daß der Herausgeber die Anordnung des Stoffs, die Beurtheilung einzelner Persönlichkeiten, die Kritik der Werke Goethe's immer billige. So beschränkte sich Geiger's Arbeit im wesentlichen darauf, Ueberflüssiges zu entfernen, Irrthümer zu verbessern, einzelne Zusätze zu machen. Er hat demgemäß eine Reihe von Hinweisungen auf englische Verhältnisse und Schriftsteller, gelehrt klingende Bemerkungen, Polemiken, die vor dreißig Jahren etwa angebracht waren, aber heute Abgethanes betreffen, allzu schroffe Urtheile, allzu vertrauensvolle Benutzungen der Schriften von Falk und Bettina u. a. beseitigt. So wurden mehr als hundert Seiten gestrichen. Daß alles nachweisbar Unrichtige richtig gestellt wurde, ist selbstverständlich; seltsamerweise war dies auch bei den zahlreichen Entlehnungen aus Goethe's Briefen wie aus den „Gesprächen mit Eckermann" nöthig: Stellen, „welche oft den Eindruck machten, als wenn Frese gar nicht das Original angesehen, sondern aus der englischen Uebersetzung ins Deutsche zurück übersetzt hätte". All diesem nachzugehen, machte freilich Arbeit genug. Andererseits mußte manches beigefügt werden, was erst im Laufe der letzten acht Jahre bekannt geworden, und es sind dabei sogar schon die im neuesten, siebenten Bande des „Goethe-Jahrbuchs" veröffentlichten Briefe benutzt. Ludwig Geiger hat es verstanden, bei diesen Zusätzen die ihm zu Gebote stehende gründliche Gelehrsamkeit nirgends auffallend hervortreten zu lassen, sondern sich durchaus in den zierlichen Plauderton des Buchs zu schicken. So haben wir überall das Bewußtsein, auf festem Boden zu stehen, nicht ein veraltetes, sondern ein die neuesten Forschungen benutzendes Buch zu besitzen, welches zugleich den Vorzug des alten Lewes'schen Buchs theilt, von schulmeisterlicher Kleinigkeitskrämerei frei zu sein. Wenn der Herausgeber Anstand nimmt, die Urtheile des Engländers nach seiner eigenen Anschauung zu ändern, so ist wol nichts dagegen zu erinnern. Er bemerkt ausdrücklich im Vorwort, daß er dem, was Lewes über Lotte und Goethe's Verhältniß zu ihr sagt, nicht zustimme; sollte er aber Lewes' hartes Urtheil über Lili gutheißen, das mir allezeit weh gethan hat? Und wenn nicht, steht es einem Herausgeber nicht frei, wenigstens durch eine Anmerkung den Leser darauf hinzuweisen, daß auch eine der Ansicht des Verfassers widersprechende Ansicht des Herausgebers vorhanden sei?

Emil Palleske's „Schiller" hat seltsamerweise fast genau die nämlichen Schicksale erfahren wie Lewes' „Goethe". Das Buch erschien zuerst gegen Ende 1858 und gewann sich, wenn nicht durch ganz dieselben, so doch durch ähnliche Vorzüge, wie sie der englische Mitbewerber besaß, rasch die herzlichste Zuneigung der deutschen Lesewelt. Das Buch war gleich dem von Lewes umfassend genug, um an nichts Wesentlichem vorübergehen zu müssen, kurz genug, um sich bequem durchlesen zu lassen, bei aller Gediegenheit eine flüssige und künstlerische Darstellung. Gewissenhafte Quellenstudien verbunden mit einer Frische, wie sie dem Schriftsteller gelehrten Standes in der Regel weniger zu Gebote steht, geschickte Gruppirung der Thatsachen, warmherzige Beurtheilung der dichterischen Leistungen Schiller's: diesen Eigenschaften vornehmlich dankt es Palleske's Buch, daß es als würdiger Bruder von Lewe's „Goethe" neben demselben hergeht von Auflage zu Auflage, beide vielleicht von den Schriftgelehrten getadelt, aber freundlich aufgenommen von denen, die ihren Goethe und Schiller liebhaben und dankbar sind, wenn sie einer warmen freudigen Darstellung ihres Lieblings begegnen. So hat zwanzig Jahre nach dem ersten Erscheinen des Buchs Palleske die elfte Auflage seines „Schiller" vollenden können; dann nahm ihn ein allzu früher Tod hinweg.

Vor uns liegt die zwölfte Auflage, bearbeitet von Hermann Fischer. Das Vorwort gibt Auskunft darüber, wie derselbe seine Aufgabe erfaßte:

> Palleske selbst hat mit der Gewissenhaftigkeit, die ihm durchaus eigen war, stets, wenn es eine neue Auflage galt, den neuesten Stand der Forschung berücksichtigt und sein Werk mit demselben in Uebereinstimmung gesetzt. Das mußte nach seinem Tode selbstverständlich sein Nachfolger ebenso thun. Ich habe nicht versäumt, die neuerdings gemachten Entdeckungen zu verwerthen. Sehr bedeutend im Verhältniß zum Ganzen sind sie freilich nicht. Palleske's Werk ist nun ein Vierteljahrhundert alt. Als es erschien, war es nicht blos ein Werk für das deutsche Volk, sondern auch ein gelehrtes Werk. In manchen Citaten, Anmerkungen, Discussionen tritt das hervor, und auch in solchen aus spätern Auflagen. Das durfte meines Erachtens nicht so weitergeführt werden, jedenfalls nicht von einem andern; denn es wird wol jedem Leser der letzten Auflagen aufgefallen sein, daß das Werk durch die Verbindung einer sehr frischen, fast dramatischen Darstellung mit solchen Specialdiscussionen ein etwas buntscheckiges Aussehen erhalten hatte. So kam ich denn zu dem Entschluß, das gelehrte Detail ganz über Bord zu werfen, die Anmerkungen, Citate und ähnliches durchaus zu entfernen.

Wer die frühere Gestalt des Buchs von Palleske kennt, wird mit dieser Verjüngung desselben ganz einverstanden sein.

So ist denn, im Gegensatz zu der Arbeit von Geiger, Hermann Fischer die Aufgabe zugefallen, weniger zu berichtigen — denn das hat Palleske bei seinen Lebzeiten

selbst besorgt —, als das veraltet Gewordene auszusondern. Berichtigungen waren vornehmlich vorzunehmen in Schiller's Jugendgeschichte im Anschluß an die gründliche Arbeit von Weltrich, dann in Hinsicht der wörtlichen Anführungen, welche bei Palleske ebenso wenig immer ganz genau waren, wie wir dies bei Lewes gesehen haben:

In meinen übrigen Aenderungen hoffe ich mit schuldiger Pietät verfahren zu sein. Ich wollte nirgends dem hochverdienten Verfasser meine Ansicht unterschieben; organisch mit dem Ganzen verwachsene Ausführungen mochte ich nicht entfernen. So habe ich z. B. die mir nicht zusagende Ausführung über die „Braut von Messina" in allem Wesentlichen stehen lassen, weil es mir unrecht dünkte, mehrere wichtige Seiten zu streichen und ex meo zu ersetzen. Im übrigen glaubte ich am besten zu verfahren, wenn ich, wo etwas nach meiner reiflichen Erwägung nicht bleiben durfte, eher strich, als einen neuen Lappen auf den alten Schlauch setzte. In allen diesen Dingen, die subjectiver Natur sind, muß ich um die Nachsicht der Leser bitten; diejenigen werden sie mir hoffentlich nicht versagen, welche die Schwierigkeit einer solchen Bearbeitung zu beurtheilen im Stande sind, die immerwährend zwischen der Scylla und Charybdis des Zuviel und des Zuwenig die Mitte zu halten suchen muß.

Wir können uns mit dieser Auffassung der Aufgabe eines Herausgebers eines seit fast drei Jahrzehnten beliebten Buchs nur einverstanden erklären. Wer selbst ein Buch schreibt, kommt für jedes Wort desselben auf; wer eines andern Buch, vornehmlich wenn dasselbe in vielen tausend Abzügen verbreitet ist, herausgibt, schuldet demselben eine Pietät, welche zu zeiten lästig sein mag, besonders wenn es sich um die wohlmeinende oder abfällige Beurtheilung künstlerischer Leistungen handelt, aber doch nicht zu vergessen gebietet, daß man blos der Bearbeiter und nicht der Verfasser ist.

3. Schiller's dramatisches Gedicht „Wallenstein" aus seinem Inhalt erklärt von J. G. Rönnefahrt. Zweite Auflage. Leipzig, Dyk. 1886. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Zwei alten Büchern schließen wir ein drittes altes Buch an, welchem aber das Geschick minder günstig gewesen als jenen beiden. Gleich den Werken von Lewes und Palleske ist Rönnefahrt's Buch über den „Wallenstein" zu Ende der funfziger Jahre erschienen; indeß während jene bereits eine Reihe von Auflagen erlebt haben, erscheint Rönnefahrt's Schrift erst jetzt in zweiter Auflage. Wir dürfen das der verdienstlichen Arbeit nicht zur Unehre rechnen; derartige kritische Bücher über eine einzelne Dichtung zählen eben ihre Leser gemeiniglich nur im Lehrerstande, und dieser hat nicht immer die Neigung, Bücher zu kaufen. Gegenüber dem mannichfachen Tadel, welchen Schiller's herrliche Dichtung erfahren hat, tritt Rönnefahrt mit vollem Recht als Vertheidiger des „Wallenstein" auf. Die Darlegung der Charaktere wie des Aufbaues unsers Dramas gibt Zeugniß von des Verfassers Geschmack und Verständniß, und auch derjenige, welchem die Dichtung längst aufs innigste vertraut ist, findet hier manche neue und sinnige Bemerkung. So ist uns das Buch von Rönnefahrt, wenn es auch erst nach fast drei Jahrzehnten zum zweiten mal hinausgeht, wiederum willkommen.

4. Schiller's „Jungfrau von Orleans" neu erklärt von G. F. Eysell. Hannover, Prior. 1886.

Als eine neue Erklärung von Schiller's „Jungfrau von Orleans" kündigen sich die nachstehenden Blätter an. Daß die Erklärung sowol im ganzen wie im einzelnen eine neue, kann kein Sachkundiger bestreiten. Jede bisher erkannte, aber nicht gelöste Schwierigkeit ist gehoben, unzählige annoch unerkannte Schwierigkeiten sind aufgedeckt und beseitigt. Die Frage wird mithin nur die sein, ob das Neue durchweg echt und richtig ist. Die Beweise dafür glaube ich bis zu demonstrativer Gewißheit aus der Dichtung selbst geführt zu haben, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß eine unparteiisch-vorurtheilsfreie Kritik mir allseitig recht gebe. Ich wünsche das nicht sowol um meinetwillen, als vielmehr zu Ehren unsers größten Dramatikers und vor allem zum Ruhme des deutschen Volks. Es ist fürwahr Zeit, daß Goethe's Urtheil: „Das Stück ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß", zu allgemeiner Geltung gelange und jedermann aus dem Grunde heraus erkenne, inwiefern Schiller's originales Werk den größten Schöpfungen aller Zeiten ebenbürtig zur Seite steht.

Mit diesen Worten bezeichnet der Verfasser das Ziel seiner Arbeit: eine Rechtfertigung Schiller's bis ins Einzelne, warum er seine „Jungfrau von Orleans" so und nicht anders geschrieben.

Die edle Dichtung hat bekanntlich seit ihrem Erscheinen die mannichfachste Beurtheilung erfahren. Schiller selbst hat wiederholt in seinem „Mädchen von Orleans" und in seinen Briefen betont, wie das Drama aus seinem Herzen geflossen sei und zum Herzen sprechen soll, und Goethe begrüßte es mit der bereits erwähnten volltönigen, wenn auch nicht öffentlich ausgesprochenen Anerkennung. Allerdings fehlte es auch nicht an entgegenstehenden Aeußerungen, zu deren frühesten ein sehr feinsinniges Urtheil von Karl August gehört. Nachdem die romantische Strömung vorüber war, hat sich mehr und mehr das Urtheil geltend gemacht, daß Schiller unter der Einwirkung der Romantik uns in der „Jungfrau von Orleans" zwar ein an hohen dichterischen Schönheiten reiches, auf der Bühne höchst wirkungsvolles Stück geschenkt, daß dasselbe aber doch vor allem in der Gestalt der Heldin, in der Einführung des Wunders, in der völligen Abkehr von der Geschichte bedenkliche Schwächen offenbare. Seitdem geht das Urtheil hin und her. Auf der Bühne entbehrt „Die Jungfrau von Orleans", gut dargestellt, nie ihrer zündenden Wirkung; der kühle überlegende Leser ist vielfach geneigt, sich dem gefeierten Stücke kritisch gegenüberzustellen; andererseits treten auch immer wieder Beurtheiler auf, wie Fielitz in seinen „Studien zu Schiller's Dramen", mit dem Bemühen, Schiller's Dichtung zu erklären nicht blos, auch zu rechtfertigen.

Als ich Primaner war — es ist leider schon recht lange her — schrieb ich einen Aufsatz, in welchem ich sehr eingehend und sonnenklar bewies, daß Schiller seine „Jungfrau von Orleans" durchaus nicht anders hätte dichten können, daß dieselbe daher in jeder Weise gut sei. Ich habe seitdem das Gedicht, ich weiß nicht wieviel Dutzend mal, gelesen und bin nach und nach doch meiner Primanermeinung ziemlich ungetreu geworden, vornehmlich

auch, nachdem ich aus Goedeke's Sammlung der Geschäftsbriefe Schiller's gelernt, daß der Dichter alsbald nach der Vollendung seines Dramas sich mit dem Gedanken trug, eine zweite „Jungfrau von Orleans“ zu schreiben. Daß die vorhandene sich nicht an die Geschichte anschloß, lag auf der Hand, und ebenso war es klar, daß eine solche neue „Jungfrau von Orleans“ nur die geschichtliche sein konnte. Nun, wenn Schiller selbst mit seiner „romantischen Tragödie“ alsbald nach deren Vollendung nicht ganz zufrieden war: ist es denn da eine so große Ketzerei, wenn andere Leute darüber nachdenken, weshalb wol Schiller an eine zweite, mehr der Geschichte treue Bearbeitung desselben Stoffes dachte?

Jenes verschollenen Primaneraufsatzes habe ich denken müssen, als ich das Buch von G. F. Eysell durchlas. „Die Jungfrau von Orleans“ ist von den Tragödien der romantischen Periode sowol die dichterisch großartigste wie auch zugleich die am meisten romantische. Man kann sich ihr meines Erachtens nur auf zweierlei Weise gegenüberstellen: entweder wird man sie ausschließlich als poetisches Kunstwerk der romantischen Periode annehmen müssen, wie sie eben ist, sich dem Eindrucke der dichterischen Schönheit ohne weiteres Nachdenken überlassen, ohne irgendwelchen Hinblick auf die geschichtliche Johanna, ohne Einspruch gegen das massenhaft in die historische Tragödie hereinspielende Wunder, ohne das Bemühen, die Widersprüche und Seltsamkeiten im Charakter der Heldin zu erklären. Wem das gegeben ist, der ist zu beneiden, und aus dieser Stimmung heraus erkläre ich mir die Liebe, mit welcher der Dichter über sein Werk spricht, die Bewunderung, mit welcher Goethe es empfängt, die allmächtige Wirkung, welche dasselbe auf die große Zahl der Leser und Theaterbesucher ausübt. Man läßt eben die großartige Poesie auf sich wirken, läßt alle grübelnde Kritik beiseite.

Der andere Standpunkt ist derjenige des Kritikers, welcher die Dichtung darauf prüft, ob sie den Forderungen des Kunstwerks entspreche, und bei aller Anerkennung der vorhandenen dichterischen Schönheiten doch möglichenfalls im technischen Aufbau, in der Begründung der Handlung wie der Charaktere Unverständliches, Seltsames, Widersprechendes erkennt. Ob der Kritiker das Recht hat, von seiner Theorie aus ein Werk des Genius zu meistern, ob er überhaupt mit seinen Ausstellungen recht hat, das mag dahingestellt sein; jedenfalls erhält er alsbald die Strafe für seine kritische Dreistigkeit in dem geringern Genuß, den ihm das Kunstwerk bereitet.

Verfehlt, wenn auch achtungswerth, erscheint es mir dagegen, wenn der Bewunderer einer Dichtung einen weitschweifigen kritischen Apparat ausbreitet, um verstandesmäßig zu beweisen, daß auch dasjenige, was andern unverständlich, seltsam, widersprechend erscheint, durchaus wohlüberlegt, wohlberechnet, wohlzusammenstimmend sei. Es macht mir das den Eindruck, als ob einer den Flug eines Schmetterlings nach der Flugbewegung einer Flintenkugel berechnen wollte. Schiller hat sehr wohl gethan, daß er seine „Jungfrau von Orleans“ eine romantische Tragödie nannte; er begegnet damit von vornherein dem Ansinnen, daß diese romantische Tragödie den Forderungen der geschichtlichen Wahrheit wie der Kunsttheorie des Dramas entspreche. Er sagt damit seinem Publikum: mein Stück ist romantisch; ihr habt es also als solches zu nehmen und nicht unberechtigte Anforderungen an mein Werk zu stellen! Ganz etwas anderes aber ist es, wenn uns bewiesen werden soll, daß Schiller alles so habe machen müssen oder doch alles mit verstandesmäßigster Ueberlegung so gemacht habe, wenn man uns die Einführung des Wunders in die Tragödie, das an Johanna ergangene Gebot, jeden Engländer zu tödten, und die Beihülfe des Himmels bei diesem Blutbeginnen, wenn man die blitzschnelle Art und Weise, wie sich Johanna verliebt, den schwarzen Ritter und anderes als das Naturgemäße, Berechtigte gewissermaßen mathemathisch beweisen will. Es gehört eben zum Wesen des Romantischen, daß es nicht beweisbar ist, nicht bewiesen sein will, daß der dichterische Genius „in holdem Wahnsinn“, fast traumhaft, wie durch Inspiration sein Werk bildet; und dann kommt der Kunstrichter und will uns beweisen, daß diese Schöpfung eines traumhaften Idealismus ein Werk weisester Ueberlegung gewesen, daß alles höchst einfach, sonnenklar, selbstverständlich sei. Es ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser seine Arbeit mit der wärmsten Liebe zu dem Gegenstande unternommen, daß er auch uns kritischern Menschen manchen feinen Wink zum Verständniß der Dichtung gibt; leider aber muß man — oder richtiger würde es heißen muß ich — jeden Augenblick sagen: die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube! Eysell's Vorgänger Fielitz ist es darin nicht besser gegangen; die beiden Gesinnungsgenossen im großen sind jedoch darum im einzelnen noch lange nicht derselben Meinung. Wo eben das Wunder anfängt, da hört die Beweisführung auf, und das Wunder geht durch das Schiller'sche Drama vom ersten bis zum letzten Auftritt.

Bei alledem, wer, sei er gläubiger Idealist oder verstandesmäßiger Kritiker, sich über Schiller's Dichtung gründlich unterrichten will — allerdings vornehmlich der erstere —, wird in dem Werke von Eysell Bestätigung seiner Ansichten oder doch manchen Anlaß zu erneuter Prüfung finden, wenn er überhaupt die Ausdauer besitzt, ein Werk von 364 Seiten mit zahlreichen Anmerkungen und gesperrt gedruckten Stellen über eine einzige Schiller'sche Tragödie völlig durchzulesen. Wenn der Verfasser selbst am Schlusse des Vorworts sagt: „manches habe ich mehrmals, wenn auch nicht stets mit denselben Worten gesagt“, so überhebt mich das der Verbindlichkeit, auf einen Mangel des Buches, seine Breite und seine Wiederholungen, eingehender hinzuweisen.

Wilhelm Buchner.

Neue Erzählungen.

1. Auf der Sonnenseite. Ein Geschichtenbuch von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Ein neues Novellenbuch von Hans Arnold. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. 8. 4 M.
3. Heimkehr. Zwei Novellen und eine Reiseerinnerung von Karl Weitbrecht. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. 8. 2 M.
4. Mimosen. Drei Theaternovellen von Julius Grosse. Zwei Theile. München, Callwey. 1886.
5. Fahre wohl! Erzählung von Amelie Godin. München, Richter u. Kappler. 1886. 8. 3 M.
6. Hinter Klostermauern. Eine Erzählung aus Grafenheim von Ernst Salzmann. Tübingen, Osiander. 1886. 8. 3 M. 60 Pf.
7. Neidoscha. Roman von R. von Fels. Breslau, Schottländer. 1886. 8. 4 M.
8. Abenteuer des Grafen Georg Albrecht zu Erbach. Eine wahre Erzählung von Emil Kenus. Leipzig, Böhme. 1887. 8. 2 M. 70 Pf.

Das Geschichtenbuch „Auf der Sonnenseite" von Ludwig Hevesi (Nr. 1) enthält zwanzig kleine Geschichten (Novelletten) und Genrebildchen.

Ein neuer Humorist und dazu ein tüchtiger; er sei gegrüßt, um so herzlicher gegrüßt, als wir in diesem Fach eher arm als überreich sind.

Wessen wir uns zu versehen haben, darüber klärt uns der erste Blick auf, den wir in sein Buch werfen. Führt er uns doch unter dem höchst possirlichen Bilde einer astronomischen Kreisbewegung und zweier Wandelsterne mit der fürchterlich drohenden Katastrophe des Zusammenstoßes, welche auf der Curterrasse zu Marienbad von zweitausend Augen beobachtet wird, vor — was oder wen denn? Herrn Andreas Mitterdicker, Dampfmühlenbesitzer aus Hamburg, und Frau Hilde Ohnemann (sie wird aber bald einen Mann bekommen, nämlich den soeben genannten), Rentnerin aus Hamburg. Das sind allerdings zwei für das europäische Gleichgewicht sehr bedeutsame Personen, denn jede wiegt gerade 111 Kilo — eine Uebereinstimmung der Seelen, die es vollständig begründet, daß sie sich heirathen. Zeigt uns nun diese erste Skizze, „Ein starkes Paar", den erfinderischen Schalk, so täuscht sie uns doch nicht; darüber werden wir uns sofort klar, daß mehr und Tieferes da zu finden ist als die bloße Schalksnarretei, die lacht und lachen macht.

Das Buch enthält eine durchgeführte Novelle von siebzig Seiten „Das Echo"; besser wol: Das verschwundene Echo, denn an dieser Darstellung ist das Verschwinden die Hauptsache. Alles andere sind ganz kurze Federzeichnungen, ich möchte sagen Uebungen des Federstifts, die freilich an Werth weit über das Stadium der bloßen Uebung hinausreichen.

Hören wir den lachenden Schilderer mit seinen unübertrefflich charakteristischen Epitheta voller Leben und Anschauung, voll Witz und Salz; wenige Proben genügen. Da ist gleich der Anfang der zweiten Geschichte, der so lautet:

> Im Salon Carré des Louvre erregte ein junger Mann unliebsames Aufsehen durch die Zudringlichkeit, mit der er etwa 167 Damen, welche eben mit dem Copiren der dort befindlichen Meisterwerke beschäftigt waren, in Augenschein nahm. Man darf ja schließlich Damen ansehen, dazu hat sie ja der liebe Gott unter anderm erschaffen; aber sie mit den Blicken verschlingen, mit den Augen verdauen, sie in den ungewöhnlichsten Verkürzungen, aus der Frosch-, ja Maulwurfsperspective, ja in kaum noch berechenbaren Profilen, ein Zehntel Profil u. dgl. zu studiren — nein, das war zu arg. Es kam schließlich zu Skandalen. Vierzehn Damen zwischen fünfunddreißig und fünfundsechzig Jahren, welche gleichzeitig die belle jardinière copirten, indem sie sich gegenseitig das wenige vorhandene Licht raubten, fuhren ihn wie auf Verabredung mit einem gleichzeitigen Empörungs-„Monsieur" von so arsenik-grünem Geschmack an, als ob er auch hätte mitcopiren wollen. Wenigstens bekam er bei diesem lakonischen Entrüstungschoral ihre sämmtlichen Gesichter zu sehen und überzeugte sich sofort, daß sie viel zu runzelig, viel zu pfropfzieherumlockt und überhaupt viel zu englisch waren für diejenige, der er durch die ganze Rue Rivoli nachgelaufen war.

Oder nehmen wir blos ein Stück aus einer von jenen gelungenen Personenzeichnungen, die so anschaulich sind wie Defregger's bairische Bauern und Bauerdirnen. Da ist der Unglückliche mit dem ominösen Namen Daniel Löwengruber, welcher Name schon die Rosengasse, wo sein Eigenthümer wohnt, in ihrem Zwerchfell erschüttert:

> Er war ein langer Bursche, der zu seiner sichtlichen Verlegenheit hauptsächlich aus Armen und Beinen bestand. Warum er den Kopf gar so sehr vorwärts trug, dürfte wenigen erklärlich sein; habe ich selbst doch nur eine Vermuthung darüber und zwar folgende: Daniel Löwengruber war sehr kurzsichtig und hätte sich gar zu gern mit eigenen Augen überzeugt, was für ein Ding das eigentlich sei, das auf seiner Nasenspitze stand. Es war dies nämlich eine kurze steife Borste, senkrecht hingepflanzt wie eine Signalstange, und darum offenbar streckte er den Kopf immer um eine volle Halslänge vorwärts, leider vergebens, denn jene Tantalusborste blieb dennoch immer gleich weit von seinen Augen.

Von solchen ergötzlichen Proben könnte man eine ganze Reihe aus der einzigen Geschichte herausziehen, die den Titel trägt „Dreißig Weihnachten" und die Kategorien aufstellt: rothe, weiße und schwarze Weihnachten. Sie fängt so an: „An meine ersten Weihnachten erinnere ich mich nicht mehr ganz genau. Nur die unbestimmte Vorstellung dämmert noch in mir, daß ich damals nicht ganz gut gelaunt war und meiner Umgebung einen rechten Spectakel machte. Ich wurde nämlich am Weihnachtsabend geboren. . . . Meine ersten Weihnachten waren also jedenfalls schwarze." Ich verweise unter anderm nur auf das prächtige Bildchen der siebenten Weihnacht, das zu citiren doch etwas zu lang ist. Dazu die heillosen Einfälle, von denen blos eine Probe. Da ist ein „Junggesellenbund", von dem einer nach dem andern abtrünnig

wird, indem er heirathet, zu allererst der fünfundsechzigjährige Alterspräsident. Von einem Mitgliede heißt es so:

Der dritte Verschwörer hatte gleichfalls das Los, seinen stolzen Brutusnacken unter das Joch Hymens beugen zu müssen; aber wenigstens war er nicht schuld daran und das Ganze ein bloßer Zufall. Er war nämlich einst bei der Trauung eines seiner besten Freunde anwesend, und da erfolgte die ebenso seltsame als verhängnißvolle Verwechselung, daß der Geistliche misverständlicherweise ihn mit der Braut copulirte; nachträglich stellte es sich indeß glücklicherweise heraus, daß im Grunde doch kein Misverständniß obwaltete, da er und sein oben erwähnter bester Freund eine und dieselbe Person waren.

Neben der zweifellosen Sprachmeisterschaft vereinigt Hevesi als Vorzüge: eine bis in die kleinen feinen Striche gehende Beobachtungsgabe und durchdringende Schärfe des Blicks mit einem tiefen Gemüth, das sich eben gerade in der richtigen humoristischen Mischung von Scherz und Ernst, Lachen und Weinen, Spott und Wehmuth ausspricht, aber dabei immer gesund bleibt und Aug' und Herz offen hält.

Er ist zuweilen in einem Grade originell und eigenartig, der überrascht. Wollte ich diese Seite seines Wesens näher untersuchen, so würde ich zu allererst nach einem der kürzesten Genrebildchen greifen, dem tief gemüthreichen „In der Christnacht", das mit seltsamem Anfange beginnt: „Das kam nämlich so." ... Oder auch das zwar ganz anders anklingende: „Alexander's Neujahrsnacht". Oder man nehme die bloße Federzeichnung „Franz, ein modernes Kind", die eigentlich gar nichts erzählt und doch überaus vernehmlich spricht und ans Herz klopft.

„Ein neues Novellenbuch" von Hans Arnold (Nr. 2) enthält fünf kleine Erzählungen: „Die Gesellschaft"; „Der gebrauchte Flügel"; „Verzaubert"; „Ein Rendezvous"; „Paul's Geburtstag".

Nicht weniger als vier davon verdienen eigentlich gar nicht den Namen Erzählung, so unendlich wenig ist da erzählt; es sind nichts weiter als kleine Federzeichnungen oder Genrebildchen aus dem modernen Familien- und Gesellschaftsleben, und zwar mit mäßig ausgesprochenem humoristischen Zusatze. Auch sehen sich die vier nach Ton und Haltung aufs Haar gleich, am ausgeprägtesten die erste und letzte, jene eine Soirée unter großen Kindern, diese eine solche unter kleinen, beide mit jenem bittern Bodensatz oder Nachgeschmack, den jeder Mensch genugsam kennt und erfahren hat, welcher die gesellschaftlichen Thorheiten und Kleinlichkeiten mitzumachen verurtheilt war. Ich erinnere mich dabei lebhaft an Turgenjew's schlagende Definition eines sogenannten Cirkels (cercle). Ganz anders hebt sich die mittlere Erzählung heraus durch bedeutsamen und erschütternden Inhalt.

Im ganzen meint es unser Autor mit seinen Personen herzlich gut. Wenn er in der ersten Erzählung ein schon etwas ältliches und nichts weniger als liebenswürdiges, aber desto anspruchvolleres Mädchen abblitzen läßt, so führt er dafür ein passendes Paar zusammen, dem wir gern gratuliren. In der zweiten Erzählung läßt er auf einem etwas ungewöhnlichen Umwege einen sehr bescheidenen und unbeholfenen Gelehrten seine bereits verloren gegebene Geliebte wiederfinden; in der vierten Erzählung geschieht einem Assessor ganz ähnliches, und selbst die Kindergesellschaft in der fünften Erzählung schließt mit einer Verlobung ab. Auch darin macht die dritte Erzählung, von echt tragischer Art, einen gewaltigen Unterschied. Der darin verarbeitete Conflict erforderte nicht gerade starke Erfindungsgabe, denn er ist im Leben und in der Literatur nicht neu; wohl aber ist er hier meisterhaft behandelt. Es ist die verhängnißvolle Geschichte, wie ein vornehmer und von tollem Leben übersprudelnder junger Mann durch Familienübereinkommen angewiesen ist, eine Verwandte zu heirathen; nun wäre das Unglück nicht groß, denn die Cousine ist innerlich reich begabt und äußerlich reizend. Aber zu gleicher Zeit geräth der junge Mann in die Schlingen eines zigeunerhaft wilden Mädchens von bestrickender Schönheit, und im Zwiespalt der Gefühle erschießt er sich.

Liest man jene vier Erzählungen hintereinander, so wird uns wol die Frage nahegelegt: es steckt doch eigentlich blutwenig dahinter, was brauchen wir uns diese Alltagsgeschichten erzählen zu lassen? Anders wird das Urtheil, sobald wir untersuchen, wie erzählt ist, und da anerkennen wir ein ausgesprochenes Talent. Hier sind die zum Kukuk gewünschten Herrlichkeiten eines mit Mühe und Kosten zusammengebrachten Gesellschaftsabends kräftig gemalt, und ebenso später in gelungenem Seitenstück die einer Kindergesellschaft, wo es nur etwas rüpel- oder bengelhafter zugeht; dort macht sich der schließliche Spott und Unmuth der gequälten Ehemänner über das ganze Treiben in natürlicher Ironie geltend; hier spielen sich sprechende Familienscenen ab, und dort liegt über allem eine feine Douche mit gemüthlich lachendem Humor. Eine der gelungensten Figuren ist der verliebte Primaner. Und in jener mittlern Erzählung die in ihren charakteristischen Eigenschaften scharf gezeichneten drei Gestalten: die dem adelichen Herrenhaus angehörende unglückliche Verlobte, eine fesselnde vornehme Persönlichkeit; Fritz, der heißblütige, liebenswürdige Geselle schwankenden Wesens; zwischen ihnen die wild dämonische Tochter des armen Schluckers Monsieur Boupré — es sind Cabinetsbildchen mit ebenso feinen wie kräftigen Strichen gemalt. In etwas zu grellen Farben ist der Candidat Johannes Schulz gehalten: wir wissen gar wohl, daß ein gelehrter Pedant und ein träumerischer Idealist allerlei Dummheiten machen und mit sich machen lassen; aber wie der Genannte, ganz ohne Ohr und Auge, um ein Jahr glücklichen Brautstandes kommt und hernach, auch noch ohne Worte, in zwei wildfremden Familien sich als Reitknecht und dann als Klavierstimmer behandeln läßt, das ist denn doch zu toll; das Gemälde wird überladen und deshalb karikirt.

Wir theilen ein paar Einfälle jenes schalkhaft spottenden Humors mit, der gerade das rechte Wort und die richtige Farbe trifft. Da heißt es von einer etwas abgeblühten Schönen, die wieder einmal mit ihrer Speculation auf die

Hand eines Cavaliers abblitzt: „Mimi war weder hübsch noch jung; sie war auch nicht klug oder interessant; dennoch galt sie in den Augen von zwei Personen für bezaubernd und unwiderstehlich. Die eine von diesen beiden war ihre Mutter, die andere sie selbst, und da beide sie von frühester Jugend an kannten, mußte doch wol etwas an der Sache sein.“ Und als der jämmerlich gescheiterte Gesellschaftsabend vorüber ist und nichts als leere Taschen und dumme Köpfe mit Migräne zurückgelassen hat, meint der als Lastpferd in der Familie gebrauchte Papa mit seinem trockenen Humor: „Weißt du was, Cäcilie, die Gesellschaft war aber hübsch; so etwas wollen wir doch öfter machen!“ Das Princip, nach welchem die gesellschaftssüchtige Frau das Geld zum Kränzchen herauspumpt, ist einfach dieses: „Der Vater behauptete, seine Frau verlange alle Stunden einen Eßlöffel voll Geld: eine Klage, die allerdings berechtigt schien, da die Justizräthin mit der Aufstellung des nöthigen Budgets nach dem Princip jenes Mannes verfuhr, der seinem Hunde den Schwanz stückweise abschnitt, um ihm nicht auf einmal so wehe zu thun.“

Der Inhalt der Sammlung „Heimkehr“ von Karl Weitbrecht (Nr. 3) ist: „Eine musikalische Frau“ (Novelle); „Der Knabe von Recco“ (Reiseerinnerung); „Des Bildhauers Lehrgeld“ (Novelle).

Auch die Reiseerinnerung, die sich an den herrlichen Uferstrich Genua-Spezzia hält, ist eine Novellette, allerdings einfachster Art; der Stoff ist der Tod eines Bettelknaben. „Eine musikalische Frau“ ist eine Familiengeschichte, wie sie sich oft im stillen abspielt. Gebildete Gatten kommen etwas auseinander wegen jener geistigen Misverständnisse oder des gegenseitigen Nichtverstehens, das gerade bei Gebildeten wol eine stärkere Gefahr ist als in den untern Ständen; eine derbe und gesunde Lection als Aufschluß klärt aber ein- für allemal den Horizont, und damit kehren Glück und Frieden wieder ein. Die letzte Erzählung ist die Jugend-, sagen wir besser die Erziehungsgeschichte eines Bildhauers, der sich, anfänglich in dumpfes Klosterleben gebannt, durch äußern und innern Zwang, welcher ihn in eine falsche Carrière werfen will, durch Geisteskämpfe, Verirrungen und Tollheiten, dazu noch durch eine verfehlte Liebe hindurcharbeitet und in alledem zum Künstler heranreift.

Die Weitbrecht'schen Erzählungen, die ersten zwei sehr schlicht und einfach, die dritte mit künstlicherm Getriebe und von auffallenderer Eigenart, haben den Vorzug, daß sie an Anziehung gewinnen, je weiter man liest. Die Familiengeschichte kann nur auf einen geringen Aufwand an Erfindung Anspruch machen und beschäftigt vielleicht die Phantasie etwas zu wenig, so correct und naturwahr sie auch gezeichnet ist. Die zweite Erzählung hat prächtige Naturzeichnung und daneben eine rührende Innigkeit der Auffassung. Es ist wahr, wer jene paradiesischen Landschaften am Mittelmeere und der Adria kennt, der weiß, daß dem Beobachter auf Schritt und Tritt farbenglühende Poesie entgegenstrahlt; aber es bedarf doch des rechten Auges, um sie zu fassen, und der richtigen Feder sie zu zeichnen. Die dritte Erzählung würde derjenige wählen müssen, der die schriftstellerische Qualität des Autors des Nähern untersuchen und in ihre Elemente zerlegen wollte. Die Geschichte spielt zum kleinern Theil in dem hochherrlichen Florenz, zum größern auf deutschem Boden, zunächst im äußersten Winkel eines Gebirgsthales, und ferner leuchtet ein Stück griechischen Himmels herein; also Wechsel genug. Die Entwickelung des Knaben Ludwig zum Mann und geachteten Meister seiner Kunst findet auf vielen Umwegen statt, während die Base Martha mit einem Tropfen classischen Blutes in den Adern uns mit überraschender Festigkeit als fertige Gestalt entgegentritt. Auch hier finden sich einzelne anziehende Naturbilder.

Bei Werthschätzung der drei Erzählungen in Julius Grosse's „Mimosen“ (Nr. 4) würde ich einen starken Strich machen, welcher ganz auszeichnend die erste, „Adelina“, von den zwei andern, „Derwische“ und „Der Dichter anderer Welten“, abtrennt. Jene unterscheidet sich schon durch die ganz eigene Erfindung und den ungewöhnlichen Verlauf. Adelina, in deren Adern von mütterlicher Seite her etwas adeliches Blut fließt, ist zwar eine einfache Försterstochter, aber von so liebenswürdiger und dazu hochbegabter Art, daß der verwundet ins Haus gekommene Graf Hubert sie mit aller Macht liebt und zum Weibe begehrt. Dem widerstreben die Standesvorurtheile, aber weit mehr ein anderer verhängnißvoller Umstand: Hubert ist eine etwas schwache Natur und ganz von einem vorgeblichen Freunde beherrscht, der sein Judas ist und die schöne Adelina für sich erwerben will. Dieser wendet sonach alles auf, um die beiden zu trennen, Gewalt und Verrath und Lüge. Adelina wartet zunächst halb entsagend und halb hoffend ab, geht dann zur Bühne und wird eine hochgefeierte Sängerin. Da schickt ihr eines Tages jener vermeintliche Freund, Arzt von Beruf, einen Brief: Hubert habe sich in der Verzweiflung ertränkt. Das ist freilich nicht wahr: der Selbstmörder war ein verlotterter Vetter des Grafenhauses. Die Liebende fühlt sich mitten ins Herz getroffen, ist nahe daran denselben Schritt zu thun, erkrankt schwer, geht dann nach Amerika, wo sie Geld und Lorbern zur Genüge erntet, ohne glücklich zu sein. Sie kann ihre erste Liebe nicht vergessen, und auf deutschem Boden bringen ihr Ahnung oder Traum die Hoffnung bei, ihr Hubert lebe noch; das ist keine Täuschung. Der Arzt hat sich von einer Nebenlinie des gräflichen Hauses bestechen lassen, den Erben zu beseitigen, damit das Majorat an sie falle; er erklärt seinen Freund als geisteskrank, was sich ganz gut thun läßt, da der junge Mann nach dem Verluste der Geliebten lebensmüde und stumpf geworden ist, und verwahrt ihn sorgsam in seiner eigenen Privatirrenanstalt. Adelina aber trifft mit dem kunstbegeisterten Vater Hubert's zusammen, den sie vollständig bezaubert, erfährt von dem wirklichen Stande der Dinge und rettet durch Klugheit und Energie den

gefangen Gehaltenen; aus den schwer Geprüften wird ein ungetrübt glückliches Paar. Das ist eine höchst eigenthümliche Entwickelung, wie sie mir noch nie vorgekommen, und schon dadurch frappirt die Erzählung.

Einen wesentlich andern Charakter tragen die zweite und dritte Erzählung, die mehr in das Geleise des Gewöhnlichen einlenken. Die zweite geht auf folgendes Schlußresultat hinaus: Zwei Leutchen, die sich liebhaben, aber voneinander getrennt sind, finden sich durch das Theater wieder zusammen; sie tritt uns als talentvolle, fesselnde und delicat noble Schauspielerin entgegen, er als begabter Dichter, der ebenfalls zur Bühne übergeht und damit seine richtige Bestimmung trifft. Die dritte Erzählung führt in ähnlicher Weise einen Kritiker und eine bescheiden hinter dem vorgeschobenen Namen ihres gesellschaftlich angesehenen Vaters zurücktretende Dichterin als passendes Paar nach vielen wechselnden Empfindungen und Beobachtungen zusammen; daneben läßt sie diesen Papa als nicht übel dupirt abziehen, indem eine launenvolle junge Schönheit, welche er zur Gemahlin zu nehmen die Thorheit beging, ihm noch rechtzeitig davon und ihrem Galan in die Arme läuft. Es ist viel Bewegung im Verlaufe der Handlung. Hätten wir Dramen vor uns, wir würden unbedenklich die beiden Geschichten unter die ausgeprägtesten Intriguenstücke zählen.

Der Eindruck, den die erste Erzählung hinterläßt, ist ein starker und nachhaltig zum Herzen sprechender, denn sie hat alle Vorzüge für sich: es ist nicht blos die oben berührte überraschende Erfindung und Beobachtung im Aufbau der Handlung, es tritt noch jene Innigkeit der Sprache hinzu, welche vom rechten Herzensantheil zeugt und deshalb ihre Wirkung nicht verfehlt. Adelina ist eine Prachtgestalt; es ist eigenthümlich: die Lydia der zweiten Erzählung ist ebenso rein, macht aber bei weitem nicht den gleichen Eindruck, vielleicht schon darum, weil die ganze Atmosphäre eine andere ist. Ueberhaupt sind die zwei letzten Erzählungen von leichterm Ton und weniger gehaltenem Wesen; sie bewegen sich ganz überwiegend im Kreise jener Theaterintriguen und Machinationen vor und hinter den Coulissen, die das Diplomatenspiel der Schauspielerwelt und ihrer Affiliirten ausmachen und sich in keiner lautern Atmosphäre bewegen. Natürlich sind auch sie mit jener Fertigkeit wiedergegeben, die wir von einem so wohl bekannten und gewandten Erzähler erwarten; aber sie scheinen mir für den weniger bedeutsamen Inhalt etwas zu weit ausgesponnen und machen jedenfalls nicht annähernd den Eindruck wie „Adelina“.

„Fahre wohl“ von Amélie Godin (Nr. 5) ist eine Herzensgeschichte, wie sie wol dann und wann im Leben sich ähnlich abwickeln mag. Der junge Chemiker Dr. Elmen hat schon als Student ein feines stilles Bürgermädchen, Marie, das neben ihm aufgewachsen, lieb gewonnen und trägt diese Liebe mit in die Welt hinaus. Er wird zunächst Fabrikdirector, und die stolze Tochter des Besitzers, Florentine, verliebt sich in den ernsten jungen Mann; durch besonders eingreifende Umstände getrieben und von der blendenden Schönheit berauscht, verlobt er sich mit ihr. Da erscheint Marie wieder in seiner Nähe, und sofort finden sich die Herzen von neuem zusammen, die ja doch nicht voneinander lassen können, weil sie nach der ganzen Geistes- und Wesenart zueinander gehören und innerlich verwachsen sind. Florentine löst erbittert die Verlobung auf und kehrt in die Geld- und Scheinwelt zurück, in der sie aufgewachsen.

Die Charakterzeichnungen sind nett und fein: der Idealist, denn das ist und bleibt dieser Mann, der angehende Professor; die vom Kinde zum lieblichen sinnenden Mädchen aufwachsende Marie mit dem treuen Sinn und tiefem Gemüth, neben ihr das Großmütterchen und sein trautes Heim; die übermüthige blendende Fabrikantentochter, die dann, durch flüchtig erwachte starke Liebe gehoben, einen Augenblick alles Ernstes eine andere werden, über die gewohnten Nichtigkeiten sich erheben will und es schließlich doch nicht zum innern Einklang mit dem verehrten Manne bringt, — es ist bei beiden, die zu ungleiche Naturen sind, ein verfliegender Traum; die kokette Tante als perfecte Weltdame in vollendeter Kleinlichkeit; der ernstgesinnte reiche Fabrikherr, dem trotz alles Glanzes ein Zug der Trauer anhängt: sie sind mit vieler Wahrheit nach dem Leben aufgenommen und nicht ohne Herzenswärme, die auch den Leser erfaßt, gezeichnet. Die hervorragendste Partie nach dieser Seite ist die Schilderung der Versuche, die Florentine endlich an und in sich anstellt, um dem Ideal, das ihr Otto sich von einer liebenden Hausfrau macht, nahe zu kommen; es ist ein innerlichst abwogender fruchtloser Kampf.

Das Buch wird sich nicht als eine große Leistung geben wollen; aber es ist eine freundlich ansprechende Lektüre von gesundem Ton, und die kurze Zeit, die das Durchlesen erfordert, ist wohl angewendet.

„Hinter Klostermauern“ von Ernst Salzmann (Nr. 6) ist eigentlich weniger eine Erzählung als eine Schilderung von dem Leben der Zöglinge und ihrer Erzieher in einem Alumnat oder staatlichen Institut, das nicht blos in einem Klostergebäude untergebracht, sondern so ziemlich nach den alten Klosterregeln gehalten ist. Wir geleiten einen der Zöglinge vom ersten zagenden Schritt an, den er in den Wilhelmsbau (so heißt das grafenheimer Institut) hineinsetzt, bis zu seinem Austritt nach vier Jahren, einer ziemlich strengen Zucht oder Dressur. Sehr ereignißreich werden wir diese verclausulirte Lebensperiode vom vierzehnten bis zum achtzehnten Jahre, da der junge Mensch aus den Knabenschuhen heraustritt, nicht nennen und schwerlich große Dinge oder Merkwürdigkeiten erwarten; und doch ist, dank dem Talent und auch dem Herzensantheil des Autors, gerade Inhalt genug da, um uns bis zum letzten Augenblick recht lebhaft zu beschäftigen; wir lesen dieses kleine Lebensbild mit Genuß. Der Charakter ist übrigens ganz überwiegend idyllisch, und wir möchten das Buch ein Klosterschulidyll taufen.

Da werden uns also vorgeführt und lebendig geschildert: der gelehrte grauhaarige Rector auf dem Thron des Hebräischen; der geriebene Oberfamulus mit den zwei abgestandenen Grazien von Töchtern; die beiden Oberlehrer oder Professoren und die zwei Inspectoren; der gutmüthig zufriedene Unterfamulus zumal in der erlauchten Eigenschaft des philosophirenden Stiefelwichsers. Gemustert wird die ganze Reihe der Zöglinge in den vier Arbeitsstuben Athen, Rom, Germania und Franconia. Wir leben die bekannten Schülerfreundschaften und -feindschaften mit durch, lauschen auf alle die kleinen Freuden und Leiden, Pläne und Träume; wir haben prächtige Jünglingscharaktere vor uns neben Nullen und Hallunken: von der letztern Sorte ist eine gelungene Figur der Angeber, Dieb und Spion Samuel Schleicher, der uns nach den ersten Strichen schon an eine ähnliche Gestalt in Schiller's „Räuber" erinnert. Wir kommen auch in einige Berührung mit der Außenwelt, dem Bürgerstande von Grafenheim: der fette Kunstmüller und sein graziöses Kind, die Oberkriegsräthin und ihr Sohn, aber vor allen der weltmännisch zugeschliffene Herrenverschönerungskünstler, genannt der Barbier von Sevilla, der nebenbei im Dunkeln für durstige Kehlen aus dem Wilhelmsbau eine confiscirbare Bierkneipe führt, das sind so ein paar sich scharf unterscheidende Charaktere aus diesen Kreisen. Eine nicht unwichtige Persönlichkeit ist des Directors Angorakater, der gelehrte schwarze Peter.

In recht angenehmem Wechsel des Inhalts beschäftigt sich der Autor auch viel mit der Natur, für die er freies Verständniß zeigt; und eine prächtige Berggegend ist es, die er uns in mannichfachen Forschungstouren vorführt. Ja auf der einen verwegenen Bergfahrt findet der talentvollste Zögling der Anstalt durch Sturz einen jähen Tod. Ein prächtiger Wasserfall, Bergwiesen und Buchenbestände, interessante Höhlen, ein poetisches Versteck im Tannenwalde geben den Stoff zu höchst anmuthenden Schilderungen. Daneben Dinge ganz anderer Art: die normal sich abwickelnde Geschichte einer Schülerliebschaft, ein Dilettantentheater und musikalische Aufführungen, eine echte Rattenjagd und ein anmuthiges Zaubermärchen. Das alles könnte unser Autor auch betiteln: Dichtung und Wahrheit, und er gibt uns ganz genau Rechenschaft, wie er es mit seiner Jugendgeschichte meint: „Meine Feder wollte sich nicht darauf beschränken, was einst wirklich gewesen, im Stil einer Chronik zu berichten, sondern ich wollte den Versuch wagen, Begebenheiten zu schildern, welche auf dem Nährboden der damaligen Ordnung und Lebenseinrichtung sowie der Lage und Umgebung des Klosters naturgemäß und zwanglos hätten aufsprießen können, und auf diese Weise eine, wenn auch nicht thatsächlich erlebte, so doch naturgetreue und lebenswahre Erzählung zu schaffen, die niemandem zum Verdruß, dem und jenem zum Genuß geschrieben sein sollte."

Die Pädagogik kommt da nicht zu kurz: es finden sich beherzigenswerthe Winke für Erzieher, so über das schädliche Uebergewicht der einseitig grammatisch betriebenen alten Sprachen und dagegen das Zurücksetzen der Muttersprache, über das Ignoriren der Naturwissenschaft und der formal ästhetischen Bildung des Menschen in solchen propädeutischen Instituten, über das Unterdrücken oder einfache Uebersehen der Individualität der Zöglinge, woher mit der Mangel an Originalität und Charakter in unsern Zeiten stammen mag. Ueber das alles finden sich wohlüberlegte und rationell durchdachte Winke, die jedem Jugendlehrer zu denken geben mögen, zumal sie die wichtigsten Fragen berühren. Und all das ist nicht im trockenen Kathederton vorgebracht, sondern an lebendigen Beispielen nachgewiesen, darum packt es.

Das Hauptverdienst des Buchs scheint mir überhaupt der Ton zu sein und die Färbung; es ist aus dem Herzen geflossen, darum geht in Scherz und Ernst ein warmer Hauch darüber hin, der uns anzieht und festhält. Dabei sind die Personenzeichnungen prägnant und wirklich sprechend. Kurz, es ist hier mit innerstem Verständniß ein Stück von jenem Jugendhimmel aufgethan, in den wir uns auch mit grauen Haaren gerne träumend zurückversetzen, wenn wir das Glück hatten, daß es uns nicht verkümmert wurde. „Ihr sollt werden wie die Kinder!"

Mit der Erzählung „Neidoscha" von R. von Fels (Nr. 7) bewegen wir uns zunächst in den ethnographisch wie malerisch gleich wechselreichen und interessanten Ländergebieten der untern Donau, und es rollt sich vor uns ein Stück jener Prachtbilder ab, die sich in den Gegenden des Eisernen Thors in großartiger Eigenart zeigen.

Für die hochromantische Geschichte ist der Titel sehr bezeichnend. Neidoscha ist nicht etwa Eigen-, sondern Gattungsname und bedeutet Findelkind. Ein solches ist die mit strotzender Lebenskraft und etwas keckem Uebermuth ausgestattete Olga, aufgewachsen im reichen Hause eines sogenannten Onkels, der ein mürrischer und invalider alter Oberst ist und die Schöne zur Gemahlin seines schwächlichen und schwachmüthigen Sohnes bestimmt hat. Um die als reich geltende Jungfrau bewirbt sich auch ein raffinirter und routinirter, zu Grunde gerichteter ungarischer Bojar; mit ihm ist die von Olga zurückgesetzte Haushälterin, eine schlechte Person und Intriguantin, verbündet, sie weiß es so zu wenden, daß Olga und der Bojar im Einverständniß zu sein scheinen. Der furchtbar erzürnte Alte stößt die Adoptivtochter als eine Neidoscha aus dem Hause, und von einem treuen alten Diener begleitet, der sie absolut nicht verlassen will, flieht sie durch Nacht und Frost und Schneesturm, um auf österreichisches Gebiet zu gelangen, kommt aber, in unwegsamer Gegend verirrt und erkrankt, in des Bojaren Schloß zurück, in die Höhle des Löwen, wo sich die Geschichte weiterspinnt. Der flotte Herr tritt ihr mit einer widerwärtig aufdringlichen Liebeswerbung wiederum entgegen, erleidet aber einen maßlosen Rückschlag der vorgespiegelten Gefühle, als er erfährt, welche Wandlung Olga's Leben genommen, besonders daß sie arm sei.

Doch dadurch wird diese, die sich in der Bedrängniß nicht zu rathen noch zu helfen wußte, vollends unabhängig und verläßt so schnell als möglich das unfreiwillig gewählte schlechte Asyl. Das Haus des alten kranken Militärs aber verödet trostlos, und Alexa, eine ohnehin gebrochene Natur, geht unaufhaltsam dem Tod entgegen. Nun macht die Geschichte unvermittelt einen gewaltigen Sprung in die Vergangenheit, und diese enthüllt uns folgendes: Der Oberst hat eine stürmische und schuldbeladene Zeit hinter sich; in toller und ungerechter Eifersucht hat er im Duell seinen treuen Freund erschossen, die sein empfindende Frau, die dann bald vor Gram gestorben, aus dem Hause getrieben und bis auf den Augenblick der letzterwähnten fatalen Situation seines Hauses keine Ahnung davon, daß Olga, die ihm auf geheimnißvolle Weise ins Haus gebracht worden, seine eigene Tochter von jener unglücklichen Mutter ist. Von da aus nimmt die Geschichte folgende Wendung: Alexa stirbt, nachdem er erfahren, daß die Zurückersehnte seine Schwester ist, und nachdem er von der unglücklichen Schwester der längst verstorbenen eigenen Mutter verpflegt worden; jene ist nämlich unter die Diakonissinnen gegangen, als ihr Geliebter nach einem so furchtbaren Mißverständnisse durch den Schwager im Duell erschossen und damit ihr Weltleben unwiederbringlich zerstört worden war. Olga aber wird dem in Sehnsucht um sie sich verzehrenden Vater, der eben auch erst durch die barmherzige Schwester erfahren, wer sie ist, zurückgeführt und hat überdies in der Zeit ihrer Vereinsamung und Hülflosigkeit einen charakterstarken Mann gewonnen, der von dem gebrochenen und gedemüthigten Alten als ein zweiter Sohn recht gern angenommen wird. Mit Vorliebe ist gezeichnet, wie die beiden zagenden und mit Bangen einander prüfenden Herzen sich allmählich unwiderruflich zusammenfinden und wie nun die schwere Schicksalszeit zu Ende und in Frieden und Freuden übergeht. Nebenbei lesen wir mit Vergnügen, wie die hochfahrende Haushälterin, welche lange Zeit den Obersten beherrscht und die heillose Intrigue gesponnen hatte, die Olga aus dem Hause trieb, schließlich entlarvt wird. So hat der Dichter seinen Personen nach allen Seiten volle poetische Gerechtigkeit widerfahren lassen, daran fehlt nichts.

Aber vieles fehlt daran, daß der Roman uns befriedigen könnte.

Er hat für den Augenblick den Reiz einer gewissen Neuheit oder Eigenart an sich; das liegt zunächst an dem Terrain und an den Kreisen, in denen er spielt, der durchaus poetischen Landesnatur, in der er sich bewegt, ohne jedoch diesen Vortheil zur vollen Geltung zu bringen. Er zieht ferner an durch ein Gepräge des Geheimnißvollen; manches wird vorausgesetzt, manches spielt hinter den Coulissen. Aber der Gang der Geschichte im ganzen ist verfehlt oder vernachlässigt, es ist keine Composition oder Organisation darin. Wir werden von einer Partie der ablaufenden Begebenheiten in die andere hinübergeworfen in einer Art, die man absolut nur dem momentanen Einfall oder Belieben des Autors zuschreiben kann; die Personen treten auf und ab, die Orte wechseln, die Zeiten werden vor- oder zurückgeschoben ohne Gesetz und Norm. Aber das Allerschlimmste ist, daß dabei jede Klarheit der Entwickelung verloren geht; ich stieß wiederholt auf Kapitel oder wenigstens Seiten, wo ich mich einfach nicht mehr zurechtfand; die Frage: wo stehen wir denn? oder: mit was für Personen haben wir zu thun, und wie kommen diese bei gewissen Actionen auf den Plan? schwirrte mir mehrmals durch den Kopf. Unvermittelt und unmotivirt treibt die Geschichte vorwärts.

Die Erzählung von Emil Kraus: „Abenteuer des Grafen Georg Albrecht zu Erbach“ (Nr. 8), nennt sich „eine wahre Erzählung“. Den Eindruck macht sie auch durchaus und ist vollständig darauf zugeschnitten; sie fällt absolut in die Klasse der Familienmemoiren. Daraus folgt, daß bei der Beurtheilung von denjenigen Qualitäten ganz abzusehen ist, die von dem dichterischen Erzähler gefordert werden.

Man sollte freilich meinen, daß auch so das Interesse für den Leser stark genug wäre. Erzählt wird nämlich: die Reise eines deutschen Cavaliers und der kleinen Karavane seiner Begleiter nach Italien, wie solche sich noch in den Anfängen des 17. Jahrhunderts gestaltete; dann die Ueberfahrt nach Malta, wo noch der berühmte Ritterorden blühte; auf der Rückfahrt Kampf mit den Corsaren der Barbareskenstaaten, Gefangennahme der Christen und ihr Transport ins Bagno zu Tunis; dort verschiedene Abenteuer des Hauptgefangenen bis zur Befreiung durch theuern Loskauf. Wechselvoll genug wäre also die Geschichte unstreitig und genug darin erzählt. Auch ist das Material ganz natürlich so vorgebracht und ausgebeutet, wie es sich unmittelbar bietet. Das Interesse wird indeß erst mit der Fahrt nach Malta geweckt, und da spielt die Hauptrolle eine Darstellung des Ordenslebens in seiner vollen Eigenart: Lebensweise, Art der Kleidung und Wohnung, Ceremonien und Feste, Kriegszüge — das alles wird Scene um Scene vor uns entwickelt, um zum Gesammtbilde zusammenzufließen, wozu auch etwelche antiquarische Kenntniß aufgeboten ist. Das Gegenstück zu diesem glänzenden Bilde ist das überaus trübselige des tunesischen Sklavenlebens.

Die Schreibweise hat mit Vorbedacht etwas Antiquirtes angenommen; es ist eine Art von Chronikenstil, der mehr oder weniger der Zeit des Ereignisses selbst entnommen oder doch angepaßt sein soll. Er hat aber Eigenheiten und Wort- und Satzwendungen, die weder schön noch correct sind; das kann man gleich auf der zweiten Seite herausfinden. Als Gedenkbuch für die Geschichte einer vornehmen Familie mag die Erzählung ihre Bedeutung haben; aber so trocken, wie sie wiedergegeben ist, kann sie kaum das Interesse des fernstehenden Lesers genügend beschäftigen; jedenfalls ist der literarische Werth der Arbeit ziemlich gering. J. J. Honegger.

Vermischte Schriften zur Natur- und Menschenkunde.

Je nach dem Standpunkte, den wir bei Betrachtung des Menschen einnehmen, erscheint uns dieser in anderm Lichte, in anderer Gestalt. Je höher wir steigen, desto mehr treten die geistigen und gesellschaftlichen Verknüpfungen der Individuen miteinander vor unser seelisches Auge, und desto deutlicher werden uns die Brücken, welche Physik und Moral miteinander verbinden. Wer unten steht, bemerkt von alledem nichts, glaubt nur an rein materielle Beziehungen und hält die Anthropologie mit der Schädelausmessung und Indexbestimmung für abgeschlossen. Wer oben steht, begreift erst die Einheit der physischen und moralischen Anthropologie, die Grundlage aller wirklichen Wissenschaft vom Leben des Organismus der Gesellschaft, und findet, daß der Mensch nicht nur ein leibliches und seelisches Thier sei, sondern auch ein gesellschaftliches.

Einseitige Naturforscher, die alles verwerfen, was sie nicht mit freien oder bewaffneten Sinnen wahrnehmen, gerathen in Entrüstung, wenn sie hören, daß jemand beabsichtige, die Ergebnisse der exacten Wissenschaft auf die politisch-moralischen Wissenschaften anzuwenden.

Aus diesen Gründen wird ihnen das Werk

1. Zur Naturgeschichte des Menschen. Von Hermann Frerichs. Norden, Soltau. 1886. Gr. 8. 6 M.

keineswegs an das Herz gewachsen sein, obwol es sorgfältiger Beachtung würdig und für gewisse Berufsgenossen geradezu unentbehrlich ist. Frerichs sagt:

Wir vermögen nur eine kurze Spanne der Geschichte der Menschheit zu überblicken; soweit uns aber dies möglich ist, scheint uns das Wesen des Menschen in seinen Grundzügen dasselbe geblieben. Noch mehr als uns mußte dies dem kritisch weniger geschärften Blicke früherer Völker erscheinen; von ihnen mußte der Mensch als immer der gleiche gesehen werden. . . . Leicht wird es ausgesprochen, daß der Mensch ein Vetter des Affen sei, da er, um Mensch zu werden, wahrscheinlich die Gestalt eines affenähnlichen Vierfüßers als Vorstufe durchlaufen mußte; aber wer beweist, daß das Geschlecht der Affen mit jenem Vierfüßer überhaupt verwandt sei und nicht vielmehr eine ganz andere Reihe der Entwickelung durchlaufen habe, die mit der gleichen Nothwendigkeit nur zum Affen führen konnte, mit der jene andere Reihe den Menschen als oberstes Glied bilden mußte?

Frerichs glaubt:

daß die Leibesgestalt des Menschen (heute) im wesentlichen abgeschlossen, daß aber eine höhere geistige Vervollkommnung und eine gewisse dadurch bedingte Veränderung einzelner Theile des Körpers nicht völlig ausgeschlossen ist. Bedeutend aber scheint uns auch die letztere nicht sein zu können, da wir nicht glauben, daß in spätern Jahrtausenden das einzelne menschliche Individuum eine sehr erhöhte, gottähnliche Intelligenz besitze, sondern nur meinen, daß die Gesammtsumme der menschlichen Erkenntniß wächst, der einzelne aber erst in zweiter Linie, sofern er nämlich an diesem Allgemeinbesitz Antheil nimmt, in Wissen und Können erstarkt. . . . Die Leibesgestalt kann sich nur vervollkommnen, so lange der Schwerpunkt der Entwickelung auf dem einzelnen Individuum ruht, das, sich verändernd, gewisse Vortheile erwirbt, diese den unmittelbaren Nachkommen vererbt und dadurch der Ausgangspunkt einer neuen Reihe von Formen wird. . . . Der Materialismus verspottet dieses Sehnen des Gemüths; er nahm die Lehre von der natürlichen Entstehung des Menschen mit Jubel auf, er begrüßte sie als die Krone seines Gebäudes. Mit ihr, meinte er, sei es endgültig bewiesen, daß alles, alles in der Welt aus dem todten Stoffe und seinen plan- und ziellosen Bewegungen hervorgehe. Gegen diese Deutungen müssen wir uns verwahren; wenn wir die natürliche Entstehung des Menschen auch zugeben, so müssen wir doch noch jene Forderungen des Gemüths als berechtigt und als allein wahr anerkennen.

Dies etliche Proben aus einem Werke, dessen aufmerksamste und eingehende Lektüre ich aus vollster Ueberzeugung wünsche und befürworte. Den Stoff hat der Autor auf sieben Hauptstücke vertheilt: die Entstehung des Menschen, die Bedeutung des Leibes, die Trennung der Geschlechter und die Familie, die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele, die Entfaltung des Geistes, die Frage nach der Unsterblichkeit, die Entstehung des natürlichen Glaubens.

Zur Lösung der socialen Frage wird die Anthropologie mittelbar sehr viel beitragen, wenn nicht Schulmeinung und Vorurtheil die Anthropologen und Socialisten befangen macht. Ein Versuch, die Frage des gesellschaftlichen Zusammenseins durch Anwendung der Anthropologie zu lösen, wurde von einem Ungenannten gemacht in der Schrift:

2. Die Aristokratie des Geistes als Lösung der socialen Frage. Ein Grundriß der natürlichen und der vernünftigen Zuchtwahl in der Menschheit. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Diese Arbeit darf nicht durchblättert, sondern muß gewissenhaft und fleißig studirt werden; denn sie betrachtet in ebenso wissenschaftlichem wie originellem Stil die Nothwendigkeit und die Art und Weise einer Erneuerung der Menschheit. Wenn manches von dem, was der Verfasser ausspricht, auch unbedingt zu verwerfen ist, so verdient anderes, von wissenschaftlicher Natur, dagegen unbedingte Anerkennung. Im großen und ganzen aber verschließt sich der Autor zuweilen vollkommen den Normen des Gemüthslebens. Nichtsdestoweniger enthält das Buch Stellen, deren Wahrheit und Klarheit ergreifend ist; so z. B. die folgende:

Die Ursache aller Bitterkeiten in der modernen Cultur, gleichsam der Wurm in der äußerlich schönen Frucht, ist das wachsende Zurückbleiben des persönlichen Fortschritts der Individuen hinter dem sachlichen der Verhältnisse. Ein vor kurzem noch ungeahntes Wissen hat unsere Cultur — auf das Papier gebracht; aber die Köpfe sind zu schwach, es durch richtige Auswahl und Aneignung ganz zu beherrschen. Alle menschlichen Verhältnisse hat sie in nie dagewesener Weise verfeinert; aber die Vernunft überschaut sie nicht mehr, sie hat die Zügel verloren und wird von dem Naturlauf, den sie selbst beschleunigt hat, ins Ungewisse gerissen. Eine treffliche, wenn auch nicht fehlerfreie Moral hat die Cultur auf das Papier gebracht und einigermaßen in die bessern Köpfe, aber wie wenig in die durchschnittlichen Handlungen, soweit sie frei sind von gesetzlichem Zwang. Die höchste Idealität und die schönsten Menschentypen

hat sie — auf dem Papier der Dichter erzeugt; im Leben aber eine niedrig denkende und trachtende Mehrheit. Alles Schöne und Große fußt nur in der Idee; als wäre es nur möglich in der Idee. Was nützte denn so eine Idee, die nur den Geschmack an der schlechtern Wirklichkeit verderbte? Auch das Ideale ist nicht Selbstzweck; Glück ist der einzige Selbstzweck, das Wohlsein in den vorhandenen Verhältnissen. Vielmehr in den zweckmäßig gestalteten; wozu hat man denn Vernunft und Thatkraft? Gestalte man die menschlichen Dinge so, wie der bisher Entwickelte sie verlangt; zunächst durch eine vernünftige Zuchtwahl, welche die Besten ans Ruder bringt und die Untauglichen unschädlich macht.

Der in Wahrheit ausgereifte Geist wird das Buch des ungenannten Menschenzüchters mit Nutzen lesen, Spreu vom Weizen trennen, und dem letztern seine Huldigung darzubringen wissen. Für den nicht Ausgereiften aber ist das Werk nicht verfaßt.

3. Ueber das Gedächtniß. Untersuchungen zur experimentellen Psychologie von Hermann Ebbinghaus. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M.

Die physiologische oder experimentelle Psychologie ist erst ein Kind der neuesten Zeit, aber ein solches, dessen Dienste man in Wahrheit rühmen muß. Der Autor vorliegender Schrift hat in höchst verdienstvoller Weise Beobachtungen und Versuche an sich selbst angestellt und ist zu ebenso interessanten wie gewichtvollen Ergebnissen gelangt. Er betrachtet unser Wissen von dem Gedächtniß und die Möglichkeit der Erweiterung desselben, legt die Methode der Untersuchung dar, spricht über die Brauchbarkeit der Durchschnittszahlen, faßt die Schnelligkeit des Lernens von Silbenreihen als Function der Länge derselben in das Auge, erörtert das Behalten als Function der Anzahl der Wiederholungen, das Behalten und Vergessen als Function der Zeit, das Behalten als Function wiederholten Erlernens und wieder als Function der Aufeinanderfolge der Reihenglieder. Wenn Ebbinghaus auch alle psycho-physiologischen Versuche an sich selbst anstellte, so haben dieselben doch weit mehr als individuellen Werth.

Es sei gestattet, einigen bezeichnenden Aussprüchen des Verfassers hier Raum zu geben. Derselbe bemerkt:

Psychische Zustände jeder Art, Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen, die irgendwann einmal vorhanden waren und dann dem Bewußtsein entschwanden, haben damit nicht absolut aufgehört zu existiren. Obschon der nach Innen gewandte Blick sie auf keine Weise mehr finden mag, sind sie doch nicht schlechterdings vernichtet und annullirt worden, sondern leben in gewisser Weise weiter, aufbewahrt, wie man sagt, im Gedächtniß. Freilich können wir dieses ihr gegenwärtiges Dasein nicht direct beobachten; aber mit derselben Sicherheit, wie die Fortexistenz der Gestirne unter dem Horizont, läßt sich auch die ihre erschließen aus den Wirkungen, die davon zu unserer Kenntniß kommen.... Gegen die Uebertragung der sogenannten naturwissenschaftlichen Methode auf die Untersuchung psychischer Vorgänge erheben sich zwei, wie es scheint, fundamentale Schwierigkeiten: der stete Fluß und die Unbotmäßigkeit des psychischen Geschehens erlauben nicht die Herstellung constanter Versuchsbedingungen; die psychischen Vorgänge bieten keine directe Handhabe für eine Messung oder Zählung.... Das völlige Entschwinden des mehr und mehr Zurückgedrängten tritt erst nach langer Zeit ein. Während der allmählich zunehmenden Verdunkelung aber sind die zurückgedrängten Vorstellungen nicht eigentlich als abgeblaßte Bilder vorhanden zu denken, sondern als Strebungen, als Dispositionen zur Wiedererzeugung eben der Vorstellungsinhalte, welche die Nöthigung des Sinkens traf. Erfahren diese Dispositionen irgendwoher eine Unterstützung und Stärkung, so kann es jederzeit kommen, daß die unterdrückenden und hemmenden Vorstellungen ihrerseits zu unterdrückten werden und das scheinbar Vergessene in voller Klarheit wieder ersteht.

Interessant sind die Ermittelungen von Ebbinghaus, welche die Schnelligkeit des Vergessens in der Zeit betreffen, gleichwie die Schnelligkeit und die Grade der Vollkommenheit des Erlernens. Die sehr interessante Schrift des talentvollen Autors sei hiermit bestens zu größter Beachtung empfohlen.

4. Das Gedächtniß und seine Abnormitäten. Vortrag, gehalten von August Forel. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Eine sehr anziehende, allgemein faßliche Darstellung des Gegenstandes nach dem Vorbilde und mit Benutzung der gleichnamigen Schrift von Th. Ribot, entbehrt die Arbeit A. Forel's allerdings hier und da der völligen Klarheit; so z. B. in folgender Bestimmung des Gedächtnisses: „Das Gedächtniß ist eine Eigenschaft sämmtlicher Nerventhätigkeiten (ob bewußte oder unbewußte), nach ihrem Geschehen einen veränderten Zustand zu hinterlassen, welcher sich erhält, später mit dieser erhaltenen dynamischen Spur in ähnlicher Weise sich wiederholen zu können wie das erste mal." Andererseits gebe ich gern zu, daß die vorliegende Schrift in den meisten Punkten den heutigen Zustand der, allerdings sehr einseitigen, exacten Wissenschaft zum Ausdruck bringt.

In den Banden eines Grundirrthums befinden sich die Experimentatoren: sie verlegen das Gedächtniß in die Nervensubstanz anstatt in die Seele. Die Nervensubstanz enthält nur die materiellen Bedingungen für die Bethätigung des Gedächtnisses.

5. Ueber gelöste und ungelöste Probleme der Naturforschung. Gemeinverständliche wissenschaftliche Abhandlungen von Otto Zacharias. Leipzig, Denicke. Gr. 8. 4 M.

In gemeinverständlicher Art beschäftigt sich Zacharias hier mit Gegenständen, denen in der Wissenschaft Bedeutung zukommt; und zwar spricht er von dem causalen Zusammenhang und der Gesetzlichkeit in der Natur, vom Zweckbegriff in seiner Anwendung auf Naturdinge, über ein räthselhaftes Organ im menschlichen Gehirn, über Julius von Flotow's Erforschung des Haematococcus pluvialis, über geographische Verbreitung und passive Wanderung thierischer Organismen und über die wissenschaftliche Thätigkeit von Charles Darwin sowie über dessen Lebensgang.

Die Schrift von Zacharias ist echt wissenschaftlichen Geistes und zeugt von gesunder Kritik. Ich wünsche von Herzen, daß dieselbe sich verbreite und nach Verdienst gewürdigt werde.

Eduard Reich.

Ein literarhistorischer Bilderatlas.

Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von Gustav Könnecke. Marburg, Elwert. 1886—87. Folio. In Lieferungen zu 2 M.

Das Illustrationswerk, auf welches wir mit den nachfolgenden Zeilen aufmerksam machen wollen — der ersten Lieferungen wurde nach ihrem Erscheinen in N. 39 d. Bl. f. 1886 gedacht —, gehört zu den schönsten und instructivsten Büchern, welche demjenigen geboten werden können, der sich einen genauen Einblick in unser Literaturleben verschaffen will. Es bietet auf 316 Seiten stattlichen Folioformats gegen tausend Abbildungen, in welchen der Leser und Betrachter die Geschichte der Entwickelung unserer Nationalliteratur von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage verfolgen kann. Diese Abbildungen bestehen in getreu und schön ausgeführten Facsimilien aus Handschriften unserer berühmtesten Dichtungen, in der Wiedergabe von Titelblättern, fliegenden Blattdrucken und Autographen bedeutender Dichter sowie in der Vorführung einer reichen Zahl von Porträts, welche fast ausschließlich zeitgenössischen Quellen entstammen. Wie gewissenhaft der Verfasser des groß, aber übersichtlich angelegten Werks dabei vorgegangen ist, erweist die Zusammenstellung der Sammlungen, aus denen Originale zur Reproduction vorlagen, und der Besitzer einzelner literarischer Seltenheiten, welche zu demselben Behufe ihre Schätze bereitwillig überließen. Wir finden nach den Orten, in denen sich die erwähnten Sammlungen befinden, vertreten die großen Bibliotheken und Archive von Berlin, Bern, Braunschweig, Dresden, Erlangen, Florenz, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Heidelberg, Karlsruhe, Kopenhagen, Leipzig, London, Mainz, München, Nürnberg, Oxford, Paris, Straßburg, Stuttgart, Weimar, Wien, Wolfenbüttel und Zürich und vielen andern deutschen und ausländischen Städten, aus denen zur Herstellung dieser in ihrer Art einzigen Zusammenstellung die kostbaren Originale beigezogen wurden. Nur der rührigen Beihülfe dieser öffentlichen und zahlreicher privater Sammlungen ist die Vollständigkeit und Genauigkeit zu verdanken, welche der „Bilderatlas" aufweist, den der Herausgeber als „eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte" bezeichnet, der aber auch gewissermaßen eine eigene Literaturgeschichte genannt werden kann, da ein, wenn auch kurzer Text jedes Bild und jedes Facsimile begleitet; insbesondere sind von den einzelnen Dichtern biographische Daten und bibliographische Angaben ihrer Werke geboten, welche zur Information vollständig genügen, obgleich eine eigentliche zusammenhängende Darstellung principiell ausgeschlossen erscheint.

Das ganze Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Bildnisse der bedeutendsten verstorbenen deutschen Sprachforscher und Literarhistoriker nebst deren Biographien enthält. Wir finden hier von Konrad Geßner, dem Verfasser des 1555 erschienenen „Mithridates", an eine Reihe trefflich ausgeführter und nach den ältern Originalen oder aus der jüngsten Zeit nach Photographien reproducirte Porträts der hervorragendsten Gelehrten auf dem Gebiete der Germanistik, darunter die Bildnisse Adelung's, des Freiherrn von Laßberg, der Gebrüder Grimm, Schmeller's, Bopp's, Lachmann's, Koberstein's, Simrock's, Wackernagel's, Haupt's, Pfeiffer's, Müllenhoff's und Scherer's, womit zugleich eine gute Uebersicht über die Geschichte der Wissenschaft geboten ist, welche diese Männer gepflegt haben.

Die zweite Abtheilung enthält die Abbildungen zur gesammten deutschen Literaturgeschichte von dem ältesten Auftreten der Nachrichten über deutsche Dichtwerke bis auf die Jetztzeit. Aus dem Mittelalter werden Nachbildungen der die Texte uns überliefernden Handschriften gebracht, Miniaturen aus denselben zeigen, wie man sich zu jener Zeit die Persönlichkeit der Dichter dachte, wie man Scenen aus ihren Werken darstellte. Den mittelalterlichen Texten ist zugleich eine Uebertragung in unsere Schrift sowie zwischenzeilige Uebersetzung zum nähern Verständniß beigefügt. Das größte und interessanteste Bild aus der mittelalterlichen Periode ist das bezügliche in Gold und Farbendruck ausgeführte Porträt Walther's von der Vogelweide aus der Manesse'schen (pariser) Liederhandschrift, welches dem „Bilderatlas" als Titelbild vorgesetzt wurde. Von den übrigen Nachbildungen verdienen insbesondere Erwähnung die Proben aus dem sogenannten Codex argenteus der gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas, jene aus dem „Beowulf", aus der „Aeltern Edda", aus dem „Hildebrandsliede", aus „Heljand", aus Otfried's „Evangelienharmonie", aus dem „Rolandsliede" und dem „Alexanderliede", die Miniaturen und Schriftproben aus verschiedenen Liederhandschriften der Minnesänger, die Facsimilia aus den Handschriften des „Nibelungenliedes", der „Gudrun" und anderer berühmten Dichtwerke jener Periode. Insbesondere ist eingehende Aufmerksamkeit einzelnen hervorragenden Dichtern wie Heinrich Veldeke, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Ulrich von Liechtenstein, Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg u. a. zugewendet. Mehrfach wurden auch Proben der ersten Drucke berühmter Dichtwerke beigefügt.

Die Bilder und Nachbildungen, welche schon der Zeit der Buchdruckerkunst angehören, sollen insbesondere durch die Reproduction von Titelblättern und Abbildungen aus den ältesten Druckwerken auch die Entwickelung des Buchdrucks zeigen und Einzelnes von den schönsten Erzeugnissen dieser Kunst vorführen, so finden wir in der „Mahnung wider die Türken" einen deutschen Druck Gutenberg's von 1454, ferner den Anfang aus der ersten gedruckten deutschen Bibel von 1460, verschiedene Titelblätter und Holzschnitte aus den ältesten gedruckten Volksbüchern, Volks-

lieber auf fliegenden Blattdrucken und Illustrationen in Druckproben aus den ersten Originalausgaben der Werke von Sebastian Brant, Geiler von Kaisersberg, Thomas Murner, Ulrich von Hutten, Martin Luther, Hans Sachs, Johann Fischart, aus dem ältesten „Faustbuch", aus den „Englischen Comedien" und andern seltenen und werthvollen Ausgaben der Werke unserer Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts. In der folgenden Periode sind es vorwiegend Porträts, welche die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich ziehen. Von ganz besonderm Interesse erscheinen die Abbildungen, welche sich auf die classische Zeit unserer Dichtkunst von Klopstock an beziehen: die Porträts und Handschriften aus verschiedenen Lebensperioden von Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Bürger, Goethe und Schiller, die Originalillustrationen aus den ersten Ausgaben der Werke dieser Dichter, darunter insbesondere die zierlichen Bildchen Chodowiecki's. Selbstverständlich treten auch hier Goethe und Schiller in den Vordergrund, und eine reiche Fülle von Illustrationen zeigt uns historische Stätten und Personen, welche zu den beiden in Beziehungen gestanden, oder Bildnisse Schiller's und Goethe's aus der frühesten bis zur spätesten Zeit ihres Lebens. Aus der Literaturgeschichte unserer Tage konnten naturgemäß nur Porträts gebracht werden, welchen die Handschrift jedes bezüglichen Dichters hinzugefügt ist; es gewährt jedoch ein besonderes Interesse für den Freund der Literatur, die Bildnisse aller der Männer hier beisammen zu finden, welche als Zeitgenossen die Träger des Schriftthums und der Poesie unserer Tage in Deutschland bilden. Man wird in der Sammlung kaum einen hervorragenden Namen vermissen.

Aus dieser skizzirten Uebersicht ergibt sich die Brauchbarkeit von Könnecke's „Bilderatlas" sowol zu Lehrzwecken, welchen er vorzüglich zu dienen berufen ist, als auch für jeden, der sich mit der Geschichte unserer Literatur eingehender beschäftigen und insbesondere die Anschauung von alten Handschriften aus Druckwerken erhalten will, welche er im Original zu sehen sonst nicht in der Lage sein dürfte.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist uns eine neue Uebersetzung des Ersten Theils des Goethe'schen „Faust" in den Versmaßen des Originals von Frank Claudy (Washington, Morrison) zugegangen. Diesmal ist es, trotz des scheinbar englischen Namens, ein Deutscher, der sich an die Arbeit gemacht hat und zwar, was das Wagniß um so kühner erscheinen läßt, nach der allgemein als vorzüglich anerkannten Taylor'schen; doch erklärt er uns den Sachverhalt im Vorworte. Nach diesem hat er die Arbeit vor der Veröffentlichung der letztern begonnen und ohne damals davon Kenntniß gehabt zu haben, daß Taylor sie in Angriff nehmen werde. So sehr ihn nun auch das Erscheinen der Taylor'schen Uebertragung entmuthigte, so trieb ihn doch, wie er berichtet, der seltsame Zauber, unter dem er sich bei seinem langjährigem Studium der Dichtung befand, dazu an, seine selbstgestellte Aufgabe fortzusetzen, und er ist fern davon, seine Uebersetzung auf eine Stufe mit der Taylor'schen stellen zu wollen. Indessen bedünkt es uns, er hätte nicht gar so bescheiden zu sein brauchen, denn nach sorgfältiger Prüfung wenigstens eines großen Theils des nun in eleganter Ausstattung uns vorliegenden Bandes glauben wir es unumwunden aussprechen zu dürfen, daß seine Uebertragung den Vergleich mit der seines amerikanischen Vorgängers wohl aushält und an gar manchen Stellen sie an Treue übertrifft. Nur hin und wieder hat Claudy einen weniger präcisen Ausdruck gewählt, wie wenn er beispielsweise im ersten Monolog das „Bilde mir nicht ein, was Rechts zu wissen", durch „I do not assume to know aught worth knowing", statt des bessern Taylor'schen: „I do not pretend", oder in Gretchen's ewig schönem Liede: „Meine Ruh' ist hin" durch „My rest is gone" statt durch „My peace" u. s. w. wiedergibt. Auch bedient er sich der Inversion vielleicht etwas häufiger, als man wünschen könnte, um den Zwang nicht zu empfinden, den Versmaß und Reim ihm auferlegt haben und jedem metrischen Uebersetzer einer Dichtung auferlegen. Abgesehen von diesen äußerst seltenen und unbedeutenden Fehlern, ist die Uebersetzung jedenfalls die treueste von allen bisher erschienenen und in vielen Hinsichten wol auch die gelungenste. Vielleicht entschließt sich Claudy nach diesem Erfolg dazu, auch den Zweiten Theil der gewaltigen Dichtung in Angriff zu nehmen; wir unsererseits wünschen ihm Lebens- und Ausdauer, sowie natürlich auch die nöthige Gesundheit und Kraft dazu, die Arbeit zu glücklicher Vollendung zu bringen.

— Die rührige Gottsberger'sche Verlagshandlung in Neuyork hat wieder zwei neue deutsche Werke ins Englische übertragen lassen. Ueber das von Mary J. Safford übersetzte „Aphrodite, a Romance of Ancient Hellas by Ernst Eckstein", entnehmen wir der dortigen Wochenschrift „The Nation" folgendes Urtheil: „Es ist nichts an der Art und Weise zu tadeln, in welcher die vielbenutzte Maschinerie der Vorbedeutungen, Göttinnen, Seeräuber, Blumenmädchen, Zecher, des talentvollen Bildhauers von plebeischer Herkunft, des Patriciermädchens schöner als Venus selbst und des Chors der Bürger in Ernst Eckstein's «Aphrodite» angewandt ist. Alles ist in vollkommener Weise geplant und ausgeführt, es bleibt aber eben ein mit der Maschine gefertigtes Erzeugniß. Der Geist des Zeitalters ist nicht in jener alles durchdringenden und feinsten Form gegenwärtig, welche allein eine Entschuldigung für einen historischen Roman bietet und dessen Unsterblichkeit zu sichern vermag. Der Leser bleibt — was ein unverzeihlicher Fehler ist — bei den wirksamsten Auftritten kalt und ungerührt und fühlt nicht, daß er die klargezeichneten Charaktere wirklich kennen und lieben gelernt hat. Der griechische Holztempel, der in manchem Dorfe in Neu-England als Kirche dient, erweckt keine Empfindungen von Kunst oder Schönheit in der Seele, wie sie der ursprüngliche Marmorschrein sogar bei Ungelehrten hervorrief. Der Verfasser ist selber nicht tief genug in den Geist und die Heimstätten des Volks eingedrungen, das er zu schildern sucht und vermochte daher nur eine vorübergehende Illusion beim Leser hervorzubringen. Die Uebersetzung liest sich glatt."

Das zweite Werk ist „Serapis, a Romance by Georg Ebers" in vorzüglicher Uebertragung von Clara Bell, der Uebersetzerin der sämmtlichen frühern Werke dieses Schriftstellers, die theils im Tauchnitz'schen, theils im Gottsberger'schen Verlag erschienen sind. Jede neue Leistung dieser Dame

gibt Zeugniß davon, wie sie sich immer mehr vervollkommnet und daß der Spruch „Uebung macht den Meister" auch von ihr gilt.

— Es gingen uns ferner von jenseit des Oceans zwei Originalwerke eines Schriftstellers und Dichters, George Lansing Raymond, zu, das eine „Poetry as a Representative Art" und das andere „A Life in Song" betitelt. Das erstere können wir als eine bedeutende und theilweise originelle Leistung auf dem Gebiete der Poetik bezeichnen. Es unterzieht die Dichtkunst mit ihrer ganzen Technik einer gründlichen Untersuchung und berührt sich dabei theils mit den unter „Poetik" und „Metrik" bei uns bekannten Werken, theils mit Gerber's „Die Sprache als Kunst". Am meisten scheint Raymond von Heinrich Schmidt's „Einleitung in die Rhythmik und Metrik der classischen Sprachen" geleitet und beeinflußt worden zu sein; doch geht er im Laufe der Untersuchung seine eigenen Wege und gelangt zu beachtenswerthen Resultaten. Das gegenwärtige Werk ist indessen, wie der Verfasser im Vorwort erklärt, nur ein Theil dessen, was er beabsichtigt, der Welt zu bieten. Sein Plan ist ein sehr umfassender und zerfällt in vier Abtheilungen oder Untersuchungen. Es sollen erstens der Unterschied zwischen der Natur und der Kunst, den nützlichen und bildenden Künsten, die verschiedenen Theorien betreffs der letztern und deren Wirkungen auf die Kunsterzeugnisse, dann die wahre Theorie, ihre philosophische Grundlage und die Klassificirung der Künste, wie sie danach bestimmt wird, geprüft werden. Die zweite Abtheilung soll sich mit der Darstellung und ihren Beziehungen zu den Methoden der verschiedenen Künste, mit der Poesie als darstellender Kunst (was im vorliegenden Werke geschehen ist), Darstellung durch die Musik, Malerei, Bildhauerei und Architektur befassen. Die dritte Abtheilung soll die Art und Weise und die vierte den Stoff der Darstellung behandeln. Der Raum gestattet uns nicht, das Schema dieser beiden letzten Abtheilungen im einzelnen wiederzugeben, der Leser wird es sich jedoch nach dem Vorangegangenen leicht selbst zusammen- oder vorstellen können. Diese Versuche (Essays), wie der Verfasser sie bescheiden nennt, hofft er, werden sich als echte Beiträge zur Literatur des Gegenstandes, mit welchem sie sich befassen, erweisen; nach dem vorliegenden ersten zu urtheilen, glauben wir, daß er sich darin nicht täuschen wird. Schade nur, daß eine Poetik wie die vorliegende ihre Beispiele, ganz vereinzelte ausgenommen und diese nur in englischer Uebertragung, lediglich der englischen Poesie entnimmt. Daß er nicht blos Theoretiker auf dem Gebiete der Poesie, sondern auch selber Dichter ist, beweist das zweite obengenannte Werk. In sieben Gesängen, welche die Ueberschriften führen: „Träumen", „Wagen", „Zweifeln", „Suchen", „Lieben", „Dienen" und „Wachen", wird uns der Lauf eines Dichterlebens in verschiedenen, mit großer Gewandtheit gehandhabten, fließenden Versmaßen und in ebensolcher Sprache geschildert. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in Raymond nach dem, was er hier geboten, einen echten und ganz bedeutenden Dichter begrüßen, welcher der amerikanischen Literatur zur Zierde gereichen wird. Formgewandtheit, Gelehrsamkeit und Gedankentiefe vereinigen sich in dieser Dichtung in hohem, für Amerika seltenem Grade. Raymond ist also nicht nur der gelehrte Professor (der Redekunst und der ästhetischen Kritik an der Princeton Universität), sondern auch ein denkender Künstler und verbindet schöpferische Kraft mit der Gelehrsamkeit. Freilich müßte er sich auch noch als gestaltender Dichter bewähren, ehe ihm die volle Anerkennung als solcher werden kann. Das vorliegende Werk ist ein autobiographisches Epos, das mehr ins Lyrische als ins Dramatische übergeht. Dies und die Enttäuschung, welche der „Zweifeln" überschriebene Gesang bereitet, da man erwarten mag, es werde darin der Kampf des Zweiflers geschildert werden, während Raymond als Frommer in seinem Glauben lebt, dürften die Mängel der sonst großartigen Dichtung sein. Da wir aber nicht wissen können, was für Leistungen die Zukunft noch von ihm bringen kann, so wollen wir die Dichtung nicht nach ihren Mängeln, sondern nach ihren Vorzügen beurtheilt haben.

Bibliographie.

Bericht über die Verhandlungen des Allgemeinen Deutschen Kongresses zur Förderung überseeischer Interessen in Berlin vom 13. bis 16. September 1886. Herausgegeben von der Schriftleitung. Berlin, F. Luckhardt. 1886. Fol. 2 M.

Bornhak, G., Geschichte der französischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zum Ende des zweiten Kaiserreichs. Berlin, Nicolai. 1886. Gr. 8. 9 M.

Cassel, P., Wie ich über Judenmission denke. Ein kurzes Sendschreiben an englische Freunde. Berlin, Siegismund. 1886. Gr. 8. 75 Pf.

Cavour's, C., gedruckte und ungedruckte Briefe. Gesammelt, erläutert und mit einer Biographie versehen von L. Chiala. Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi. 4ter Bd. (1860—1861.) Die letzten Monate. Leipzig, Grunow. 1886. 8. 5 M.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Hrsg. u. Red.: K. J. Schröer. 1. Jahrg. 1886/87. 12 Nrn. Wien, Hölder. Gr. 4. 4 M.

Dilthey, Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn. Rede. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1886. Gr. 8. 80 Pf.

Ebeling, F. W., August von Sachsen (1553—1586). Eine Charakterstudie. Berlin, I. I. Heine. 1886. 8. 1 M. 80 Pf.

Fink, E., Barbara Uttmann, die Begründerin der Spitzenindustrie im Erzgebirge. Ein Beitrag zur Geschichte ihres Lebens und Wirkens und zur Würdigung ihrer Verdienste. Mit 3 Abbildungen. Annaberg, Rudolph u. Dieterici. 1886. 8. 50 Pf.

Friedländer, E., Die Frage der Frauen- und Kinderarbeit. Eine Studie. Aus dem Italienischen übersetzt von A. Fleischer. Forbach, Hupfer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Geistbeck, M., Der Weltverkehr. Telegraphie und Post, Eisenbahnen und Schiffahrt, in ihrer Entwickelung dargestellt. Mit 123 Abbildungen und 33 Karten. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 8 M.

Honegger, J. J., Lieder und Bilder. Der Lieder 3. Auflage, vollständig umgearbeitet. Leipzig, Friedrich. 12. 4 M.

Schneidewind, E., Der tugendhafte Schreiber am Hofe der Landgrafen von Thüringen. Eine Festschrift. Gotha, F. A. Perthes. 1886. Gr. 8. 60 Pf.

Schwering, J., Lieder und Bilder. Münster, F. Schöningh. 12. 1 M. 60 Pf.

Sentier, H., Antike Novellen. Karlsruhe, Gebr. Vollmann. 16. 70 Pf.

Siking, F., Ein Kampf mit der „Gartenlaube". Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 60 Pf.

Sobolew, L. N., Der erste Fürst von Bulgarien. Aufzeichnungen. Aus dem Russischen. Mit einer Einleitung. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1886. 8. 2 M. 40 Pf.

Söltl, J. M. v., Ludwig I. König von Bayern und Graf von Armansperg. Ein Beitrag zur Feier des Centenariums der Geburt des Königs Ludwigs I. von Bayern. Nördlingen, Beck. 1886. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Spielhagen, F., Was will das werden? Roman in 9 Büchern. 3 Bde. Leipzig, Staackmann. 8. 15 M.

Steiner, R., Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung mit besonderer Rücksicht auf Schiller. Stuttgart, Spemann. 1886. 8. 3 M.

Stelter, K., Neue Gedichte. Elberfeld, Bädeker. 12. 3 M.

Stökl, Helene, „Schneerosen". Erzählungen aus der Weihnachtszeit. Leipzig, Gebhardt. 1886. 8. 3 M.

Das Testament oder die gestohlene Uhr. Charakterstück. Nach einem ältern Stück bearbeitet für Institute und Gesellen-Vereine von J. M. Regensburg. 1886. 8. 80 Pf.

Tittmann, C. E., Das Ideal. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Tolstoi, Graf L., Bekenntnisse. Was sollen wir denn thun? Aus dem russischen Manuskript übersetzt von H. v. Samson-Himmelstjerna. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1886. 8. 4 M. 20 Pf.

Verakoff, E., Kunst und Leben. Schauspiel. München, Behrens. 1886. 8. 1 M. 20 Pf.

Vikoler, H., Der Templer. Trauerspiel. Meran, Pötzelberger. 1886. 8. 1 M.

Wisemann, N., Fabiola oder die Kirche der Katakomben. Aus dem Englischen übersetzt von K. B. Reiching. Neue illustr., verb. Ausg. Mit feinen Holzschnitt-Bildern. Gezeichnet von E. Ritter v. Steinle. 1ste Lfg. Regensburg, Verlags-Anstalt. 4. 50 Pf.

Wolff, J., Lurlei. Eine Romanze. Berlin, Grote. 1886. 8. 5 M. 50 Pf.

Wolzogen, E. v., Heiteres und Weiteres. Kleine Geschichten. Stuttgart, Spemann. 1886. 8. 4 M.

Wördemann, J. H., Qucken un Ranken. Allerhand Snaken un Snurren, Gedichte un Vertellsel in plattdütscher Mundart. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1886. 8. 1 M.

Zobeltitz, F. v., Karadi-nisa. Roman. Minden, Bruns. 8. 3 M.

Zwischen zwei Weihnachten. Von Roth-Weiß. Rathenow, Babenzien. 1886. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 4. —— 27. Januar 1887.

Dramen und Schriften über das deutsche Theater.

Trotz der Zurücksetzung, welche nur zu oft Dichter von Beruf und Talent seitens der Bühne erfahren gegenüber den durch die Reclame geförderten und geschätzten sogenannten modernen Dramenfabrikanten, wagt immer und immer wieder eine Anzahl Schriftsteller, welche Dichter sind oder sich für Dichter halten, den kühnen Versuch, sich ein bescheidenes Plätzchen auf der Bühne zu erobern, oder sich mit größerm oder geringerm Rechte an die Oeffentlichkeit zu drängen und die stolze Bezeichnung Dichter zu erwerben.

Weder die Arbeit eines berufenen noch eines Dichters überhaupt ist:

1. Der Einsiedler und sein Kind. Historischromantisches Schauspiel in drei Aufzügen. Frei nach Sage und Thatsache gedichtet von Karl Grießhammer. Elberfeld. 1886.

Dieses Schauspiel macht den Eindruck eines Erstlingsversuchs, zu dem eine etwas rege Phantasie den Impuls gegeben. Es ist eine Dilettantenarbeit, deren Verfasser noch auf einer Bildungsstufe steht, die von Rechtschreibung, Stil, künstlerischer Form und Logik nichts weiß. Eine kritische Besprechung würde diese Arbeit nicht vertragen.

Einige Stufen höher steht:

2. Arbeit adelt. Genrebild in zwei Acten von Detlev Freiherr von Liliencron. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 2 M.

Die Bezeichnung als Genrebild statt als Drama entzieht das Werk einer schärfern kritischen Besprechung. Die kleine Dichtung läuft ohne jede ernstliche Verwickelung dem Schlusse zu und wird weder durch einen Effect angespornt noch durch einen seelischen Conflict aufgehalten. Sie ist jedoch von einem warmen Hauch durchweht, hat keinerlei Längen und einen guten moralischen Hintergrund. Daß die Entwickelung zu schnell vor sich geht, ist durch die Kürze des Werks bedingt und im Grunde kein Fehler zu nennen. Seine Bühnenwirksamkeit müßte dieses Genrebild erst erproben; einer Aufführung bereitet es keinerlei Schwierigkeiten. Der Dialog könnte stellenweise feiner ausgefeilt sein.

Eine dramatische Arbeit höchst seltsamer Art ist:

3. Die Socialisten. Schauspiel in vier Acten von Wilhelm Wedekind. Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 12. 1 M.

Eine Abhandlung in dialogischer Form über sociale Fragen der Gegenwart, aber kein Schauspiel, wozu ihr alle Bedingungen fehlen. Die Bezeichnung Schauspiel ist deshalb nicht nur eine gewagte, sondern eine geradezu falsche. Für die Sache, der sie dienen soll, ist die Arbeit ohne Zweifel gut gemeint, aber sie bringt nur Gemeinplätze und Allbekanntes zu Tage und eröffnet weder neue Gesichtspunkte, noch bietet sie Originales.

In bunten Bildern wenig Klarheit;
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit —

damit würde eine erschöpfende Kritik dieses Schauspiels gegeben sein.

Eine Reihe von Scenen aus des Dichters Schubart Leben bietet:

4. Schubart. Dramatische Skizze in fünf Aufzügen von Heinrich von Zimmermann. Prag.

Mit der Bezeichnung „dramatische Skizze“ hat der Verfasser den dramatischen Werth seiner Arbeit eigentlich schon genügend gekennzeichnet, denn sie ist allerdings unvollendet nach Form und Inhalt. Es sind bunte Bilder aus Schubart's Leben in scenischer Form, aber ohne innern logischen Zusammenhang. Zu einem wohlgegliederten Drama fehlen dem Stück außer andern Kleinigkeiten eine zusammenhängende rasch fortschreitende

Handlung, Charaktere, die sich im Verlauf derselben im Guten oder Bösen entwickeln, und eine klare schöne Diction. Die Sprache erinnert aber vielmehr an die Periode der Stürmer und Dränger, und zwar nicht im besten Sinne. Sie ist vielfach so mit Bildern belastet, daß sie bombastisch und unverständlich wird. Z. B.: „Der Schweizer ist der Riese der Deutschen, der Reichsstädter sein Schatten, und der Fürstenknecht nur die Porzellanpuppe zum Spiel seiner Kinder." Auch finden sich bekannte Reminiscenzen. Der Verfasser besitzt unbestreitbares Talent, aber es ist wie ungegorener Most und bedarf sorgfältiger Pflege. Ob es zum Drama ausreichen wird, muß sich erst erweisen; vorläufig ist wol das Wollen gut, aber das Können und Vollbringen nicht.

Eine Tragödie des bloßen Raffinements ist:

5. Gräfin Pusterla. Trauerspiel in fünf Acten von Wilhelm Walloth. Leipzig, Friedrich. 1886. 8. 2 M.

Wenn ein begabter Dichter wie Walloth auf so unlautere Motive ein Drama baut wie in diesem Stück, so ist das eine Herabwürdigung seines schönen Talents, und wir können nur unser Bedauern darüber aussprechen. Und je gelungener die künstlerische Ausführung ist, desto schärfer tritt das unlautere Element zu Tage, desto weniger läßt es sich mit einem psychologischen Schleier verhüllen. Der Herzog Visconti von Mailand, ein schon bejahrter abgestumpfter Wüstling, dessen Lebenszweck Genuß ist, hat die schöne Gräfin Pusterla erblickt und begehrt nach ihrem Besitz. Er will den Grafen durch Güte oder Gewalt zwingen, sich von seiner Gemahlin zu trennen und sie ihm abzutreten. Er verhandelt diese Angelegenheit ohne Scheu mit seiner bisherigen Maitresse, die ihn in seinem Begehren bestärkt, weil sie ihrerseits Gefallen an dem Grafen gefunden hat und denselben durch die Trennung von seiner Gemahlin für sich zu gewinnen hofft. Der Graf weist das in Wahrheit von Visconti an ihn gestellte Verlangen, sich von seiner Gemahlin zu trennen, mit Entrüstung zurück; dieser läßt sich jedoch dadurch nicht abschrecken, sondern schlägt andere Wege ein, um zum Ziel zu gelangen. Er läßt der Gräfin zur Nachtzeit eine Serenade bringen, um sie zu verdächtigen, erklimmt den Balkon des Pusterla'schen Palastes und dringt in das Schlafgemach der Gräfin. Ihr Gemahl kommt noch rechtzeitig zu Hülfe, beschimpft Visconti und zieht den Degen gegen ihn, wird aber von dessen herbeieilendem Gefolge überwältigt und als Majestätsverbrecher gefangen abgeführt. Die ehemalige Maitresse Visconti's gibt ihm nun ein Mittel an, in den Besitz der Gräfin zu gelangen. Sie verlangt die Unterzeichnung von Pusterla's Todesurtheil und die Aufstellung des Hinrichtungsapparats vor den Fenstern des herzoglichen Palais, um durch eine Scheinkomödie des Entsetzens und der Todesangst die um Gnade für ihren Gemahl flehende Gräfin zu zwingen, sich an Visconti hinzugeben, um jenen zu retten. Der Herzog willigt ein, und die Schein- und Schandkomödie hat den erwarteten Erfolg. Die Gräfin opfert Unschuld und Ehre, und der Graf wird begnadigt. Als letzterer den Grund seiner Begnadigung und zwar aus dem Munde seiner Gemahlin erfährt, will er diese in der ersten Zornesaufwallung tödten, besinnt sich jedoch und beschließt, sich zunächst an Visconti zu rächen. Visconti, der mit seinen Vertrauten stets allem nachspürt, hat auch diese Unterredung belauscht, tritt dazwischen, läßt den Grafen ermorden und der Gräfin ein sicheres Asyl auf seinem Schlosse anbieten. Festlich geschmückt begibt sich die Gräfin in das Schloß, nachdem sie zuvor den Befehl ertheilt, auch die Leiche ihres Gemahls dahin zu bringen. Hier bildet sie den Mittelpunkt einer Orgie, in der sie sich zu offenen Liebkosungen Visconti's herbeiläßt und Spöttereien auf ihren ermordeten Gemahl anhört, ohne in Entrüstung aufzuflammen. Erst als Visconti sie in sein Schlafzimmer führen will, mischt sie heimlich Gift in den bereit gehaltenen Stärkungstrank. Visconti stirbt an dem genossenen Gift, nachdem er zuvor seine mitschuldige Maitresse erdolcht hat. Auch die Gräfin erscheint noch einmal und verläßt dann die Bühne mit Schuld und Schande belastet und aller Ehre bar, um wahrscheinlich nun auch zu sterben.

Dieser Tragödie der unverhüllten Sinnlichkeit und offenen Lüsternheit mangelt jedes erhebende Motiv, jedes Auflodern wahrer Leidenschaft, die das tragische Verschulden sühnen könnten. Allerdings sind derartige Seelenconflicte, wie sie hier geboten werden, außerordentlicher Art, aber sie gehören vor ein anderes Forum, um in höherm Sinne Furcht und Mitleid zu erregen, als auf die Bühne. Die Scene im Schlafgemach der Gräfin, die Schlußscene des dritten Acts mit ihrem Raffinement und grausigen Effect und die Orgie im fünften Act sind widerlich und Abscheu erregend. Auch wird zu viel gelauscht und gehorcht. Der Dichter besitzt großes Talent, aber er hat es misbraucht, um die Sensationsdramen der Franzosen zu übertrumpfen. Er besitzt alle Vorzüge und Mittel, ein gutes und werthvolles, der deutschen Bühne zum Nutzen und ihm zur Ehre gereichendes Werk zu schaffen, und wir erwarten, daß er in Zukunft durch gelungene und seiner würdige dramatische Arbeiten die „Gräfin Pusterla" vergessen mache.

6. Eine Wohlthat. Volksdrama in vier Acten von Ferdinand von Saar. Heidelberg, Weiß. 1886. 8. 2 M. 20 Pf.

„Eine Wohlthat" ist ein Volksstück im wahren und guten Sinne des Worts, ganz im Stil Anzengruber's gehalten, mit einem festen moralischen Hintergrunde, gut gezeichneten Charakteren und einer geschlossenen, rasch vorwärtsschreitenden und ergreifenden Handlung; aber es hat den einen und zwar schlimmen Fehler, daß es mit einer grellen Dissonanz abschließt. Warum in aller Welt dieser unerwartete Schluß? Das schön und ruhig verlaufende Drama spitzt sich im vierten Act plötzlich zu einer Tragödie zu, und zu solcher fehlen ihm die Vorbedingungen in den Charakteren wie in der Handlung. Der Dichter hat mit dem tragischen Abschluß unstreitig seiner Dichtung den

größten Nachtheil zugefügt; ein mehr versöhnender harmonischer Verlauf der Dinge, der auch geboten erscheint, hätte die an und für sich verdienstvolle dramatische Arbeit leichter und schneller auf der Bühne eingeführt.

7. Eva. Dramatische Scene in einem Act. Fünfkirchen.

Das bedeutende Motiv der Eifersucht und das noch bedeutendere der Liebe sind hier von zarter Frauenhand zu zierlichen Nippfiguren verarbeitet. Die einactige Scene verläuft ohne Erregung und ist eigentlich nur eine harmlose Spielerei mit der dramatischen Form.

Eine ernstlich gutgemeinte dramatische Arbeit ist:

8. Moritz von Sachsen. Tragödie in fünf Aufzügen von Hermann Hölty. Hannover, Weichelt.

Es muß ein ganz eigenthümlicher Reiz in diesem spröden und undankbaren Stoffe verborgen sein, da er schon manchen Dichter zur dramatischen Bearbeitung verlockte, die doch keinem recht gelungen ist, am besten noch Prutz in seinem „Moritz von Sachsen“. Herzog Moritz von Sachsen, der schlau berechnende Staatsmann, ist trotz seines tragischen Ausgangs kein Held für die Tragödie. Dem Hölty'schen Stück mangelt eine eng zusammengeschlossene, rasch fortschreitende Handlung, seinen Menschen ein wenig Thatendrang und der Sprache, die sonst recht poetisch ist, dramatische Schlagkraft. Die Tragödie besteht aus lose aneinandergereihten Scenen, denen der innere feste Zusammenhalt gebricht. Der Verfasser besitzt ein ausgesprochenes Dichtertalent, aber es ist nicht ausreichend für die historische Tragödie großen Stils. Das vorliegende Werk enthält viel Gutes und Schönes und entbehrt auch nicht des fesselnden Reizes; aber wir glauben kaum, daß es eine brauchbare Bereicherung des Repertoires der deutschen Bühne bilden wird.

Wir reihen unserer dramatischen Revue drei Schriften an, die sich theils mit Einrichtungen und Schäden der Bühne und Vorschlägen zu ihrer Läuterung und Hebung beschäftigen, theils ihre Stoffe Geschehnissen des Bühnenlebens selbst entnehmen.

9. Die sieben Todsünden der deutschen Bühne. Ein Beitrag zur Beleuchtung der Regenerationsfrage des Theaterwesens von Benno Roedel. Nebst einem Anhang: Das Theater am Gärtnerplatz in München und seine Domaine, die Bauernkomödie. München, Fritsch. 1887. Gr. 8. 60 Pf.

Zu viel aufgebauschtes Raisonnement und zu wenig Sachliches. Es ist zwar manches Zutreffende über die Misstände der deutschen Bühne gesagt, aber es erstickt in dem brausenden Wortschwall. Der Wille und die Absicht sind zweifellos gut, aber die Ausdrucksweise ist unklar und verliert sich in dem Schwall überflüssiger Worte. Prägnanz, Klarheit und Kürze im Ausdruck fehlen. Der Anhang hat nur ein sehr bedingtes Interesse und dient mehr zur Befriedigung der Neugier derer, die noch einiges Interesse für die deutsche Bühne besitzen. Der Titel der Schrift spricht mehr, als sie hält.

10. Zur Geschichte des Liebhabertheaters. Ein culturhistorischer Beitrag von Robert Falck. Berlin, Brachvogel u. Boas. 1887. 8. 2 M. 40 Pf.

Ein lesenswerther und hochinteressanter Beitrag zur Culturgeschichte. Die Arbeit bekundet großen Sammelfleiß, eine geschickte Sichtung des Materials und ist nicht nur geistvoll, sondern auch vortrefflich stilisirt. Alle wahrhaften Bühnenfreunde werden sich an dem Buche erfreuen, das den Vorzug der Kürze und Prägnanz mit dem eines sehr anregenden Inhalts verbindet. Besonders interessant und reichhaltig sind die Abschnitte „Frankreich“ und „Deutschland“. Wir können mit gutem Gewissen allen gebildeten und wißbegierigen Lesern, denen die Bühne etwas gilt, das Buch bestens empfehlen.

11. Hinter den Coulissen. Humoristische Skizzen und Bilder aus dem Schauspielerleben. von Friedrich Friedrich. Neue, durchgearbeitete und verbesserte Auflage. Leipzig, Friedrich. 1886. 8. 1 M.

Aus der unerschöpflichen Quelle des Lebens und Treibens ambulanter Bühnen sind diese Skizzen und Bilder geschöpft, lediglich zu dem Zweck, um flüchtiger Unterhaltung zu dienen. Es ist darin allerdings auch des Jammers und Elends genug bloßgelegt, als warnendes und abschreckendes Beispiel; aber bei dieser Art Lektüre sucht man derartige Belehrung selten und findet sie ungern. Wir haben von dem Verfasser schon Besseres gelesen als „Hinter den Coulissen“.

Zum Schluß eine sociale Streitschrift und zugleich psychologische Studie, die manches Anregende und Belehrende enthält, aber zu sehr pro domo spricht, um weitere Kreise zu interessiren.

12. Komödie der Irrungen. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts von H. Segesser. Zürich, Herzog.

Sie bietet ein Stück Geschichte des socialen Lebens der Stadt Zürich, Arbeiterstrikes mit deren Ursachen und Wirkungen, das außerhalb der Schweiz kaum Interesse erregen dürfte. Die Schrift ist mit warmem Interesse verfaßt, enthält auch Gutes und Belehrendes pro patria, sie reicht aber über den enggezogenen Rahmen des Cantons nicht hinaus. Der Verfasser steht über dem Parteigetriebe und hat seine Anschauung der Dinge in dem Schlußsatz seines Werks ebenso klar wie schön ausgesprochen:

> Vor dem Ewigen ist die unendliche Zeit der Millionen Erdenjahre vom Erglühen bis zum Erlöschen einer Sonne nicht mehr als das Zucken seiner Augenwimpern. Das Geschlecht der Menschen ist im Werden begriffen, und Ihm sind die herrlichsten Gesänge, die tiefsten Speculationen und die größten Erfindungen ihrer Weisen nicht mehr als das Lallen des Säuglings. Ihre Organe sind noch zu schwach, um das Licht und die Wahrheit begreifen und ertragen zu können; daher haben sie sich von der Lüge bethören lassen.

Karl Nissel.

Schwäbische und schweizerische Dichter.

1. Der schwäbische Dichterbund. Ludwig Uhland. Justinus Kerner. Gustav Schwab. Karl Mayer. Eduard Mörike. Gustav Pfizer. Studie von Ambros Mayr. Innsbruck, Wagner. 1886. 8. 2 M. 80 Pf.
2. s Schwobaland in Lied und Wort. Eine Sammlung schwäbischer Dialektdichtungen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Richard Weitbrecht und Gustav Seuffer. Ulm, Ebner. 1886. 8. 5 M.
3. Deutsch-schweizerische Dichter und das moderne Naturgefühl. Zur Feier des hundertjährigen Cultus der Schweizerreisen von Wilhelm Goetz. Stuttgart, Schröter u. Meyer. 1887. 8. 50 Pf.

In unserm Zeitalter, wo man Wahrheit mit Alltäglichkeit verwechselt, wo das Schöne vom Außerordentlichen verdrängt wird, in unserm Zeitalter thut es gar wohl, Dichtern zu begegnen, denen es angelegen ist, den Born der Dichtung ungetrübt zu erhalten. Und glücklich das Land, dem es vergönnt ist, einen solchen Dichter zu erzeugen: ein Dichter bildet sich nicht aus sich selbst heraus, er ist das Kind seiner Umgebung, der Einflüsse, denen er ausgesetzt ist. So fällt ein Theil seines Ruhms auf sein Vaterland zurück, und nicht mit Unrecht brüsten wir uns, diesen oder jenen großen Mann unsern Mitbürger, unsern Stammgenossen, unsern Landsmann nennen zu dürfen.

Dieses Wort citirt W. Goetz in der unter Nr. 3. angeführten Schrift, und es mag als Motto unserer Kritik gelten. Mehr als je tritt ja heutzutage Stamm mit Stamm in eifersüchtigen Wetteifer, und wenn es auch die Schweizer im Sichbrüsten mit ihren Dichtern allen andern zuvorthun, so findet sich doch Aehnliches auch bei den verschiedenen zum großen deutschen Vaterland gehörigen Stämmen. Davon sind nicht nur die vielen Sammlungen von Dialektdichtungen der einzelnen Mundarten Zeuge, sondern auch die immer zahlreicher erscheinenden Dichterbücher, seien es nun schlesische oder schwäbische, westfälische oder baltische, thüringische oder österreichische. Es scheint fast, als ob man darauf verzichtete, eine deutsche Dichtung mit einem gewissen einheitlichen und charakteristischen Ausdruck zu haben; es ist, wie wenn die einzelnen deutschen Dichter nicht genug daran hätten, deutsche Dichter zu sein, sondern Dichter ihres Stammes sein wollten. Oder darf man es umkehren? Weil es heutzutage so schwer ist, ein deutscher Dichter zu sein und als solcher anerkannt zu werden, so ziehen unsere Dichter den leichter zu gewinnenden Ruhm vor, innerhalb ihres Stammes anerkannt zu werden. Vielleicht steckt auch etwas Particuralismus in dieser Neigung. „So sind wir Schwaben", „so wir Westfalen" „so wir Sachsen", klingt es den andern deutschen Stämmen, insonderheit allen berliner Centralisationsbestrebungen entgegen. „Und wir Oesterreicher", hallt es von der Donau her, „sind auch noch da, ihr Brüder im Deutschen Reiche!" „Und erst wir Schweizer!" tönt es von den Alpen zurück. „Mit unserm Leuthold, unserm Keller, unserm Meyer schlagen wir euch alle um Hauptes länge!"

Nun, man mag sich freuen über diesen Wetteifer, so weit die deutsche Zunge klingt, und Aehnliches ist ja auch literaturgeschichtlich schon dagewesen in der sächsischen, preußischen und schwäbischen Dichterschule. Dieser letztern widmete Ambros Mayr (Nr. 1) seine Studien; er bezeichnet sein Buch als einen Beitrag zu der nächstes Jahr stattfindenden hundertjährigen Geburtstagsfeier Ludwig Uhland's, welche der Kerner-Feier dieses Jahres folgen wird. Eine Karl Mayer-Feier (ebenfalls geboren 1786) hat es nur im engsten Kreise gegeben; im Jahre 1792 können wir dann der Uhland-Feier eine Gustav Schwab-Feier folgen lassen.

Wir haben damit schon vier Namen genannt; der Verfasser fügt diesen noch die Namen Eduard Mörike und Gustav Pfizer bei und begreift unter diesen sechs Namen den „Schwäbischen Dichterbund": ein Ausdruck, der zwar besser ist als der vielgebrauchte „Dichterschule", der aber, da Eduard Mörike unter diesen sechs Dichtern ist, sich doch kaum auf dieselben anwenden läßt. Ein zu dieser Schule, oder wie man sie nennen mag, wesentlich gehöriger Dichter fehlt aber bedauerlicherweise: Wilhelm Waiblinger. Dieser muß sich freilich immer noch in den Literaturgeschichten mit ein paar mehr oder minder nichtssagenden Phrasen begnügen, verdient aber durchaus nicht, wenn man einmal von den schwäbischen Dichtern redet, so beiseite gelassen zu werden, wie es gewöhnlich geschieht. Waiblinger gehört, wenn von der Schwäbischen Dichterschule die Rede ist, nothwendig dazu als eine ganz besondere, übrigens echt schwäbische Erscheinung. Der Grund, warum er hier fehlt, ist vielleicht der, weil über ihn sehr wenig zu finden ist. Denn Mayr gibt in seinem Buche fast nur das, was er in sehr vielen Büchern über die sechs Dichter gelesen hat. Es ist als ob er sich nicht getraute, ein eigenes Urtheil zu fällen, ohne erst ein halbes Dutzend Literaturgeschichten, Biographien, Monographien citirt zu haben, wie denn auch sein Ausdruck, wo er selbst redet, etwas fast allzu Bescheidenes und Aengstliches hat: eine Bescheidenheit, die heutzutage freilich selten ist. Da heißt es etwa: „dies Gedicht wird als ein bedeutendes gepriesen", und dazu wird die Anmerkung gemacht: Barthel S. 213, Kurz S. 358, Gottschall S. 18 u. s. w. Ganze Seiten bestehen fast nur aus Citaten, ohne Anführungszeichen, sodaß man nicht sicher ist, ob wörtlich citirt wird. Anzuerkennen ist jedoch, daß er sich nicht mit fremden Federn schmückt, sondern bei jedem Citat Buch und Seitenzahl anführt, wo er es gefunden hat. Anzuerkennen ist auch der Fleiß, mit welchem er die Quellen studirt hat, deren ihm kaum eine oder zwei entgangen sein mögen; nur Hermann Fischer's „Sieben Schwaben" finde ich nirgends citirt.

Die ganze Darstellung aber erhält dadurch etwas Mosaikartiges und ist dazu aus sehr ungleichen Mosaiksteinen zusammengesetzt. Neben den blühendsten und

bilderreichsten Sätzen finden sich oft recht nichtssagende. Ganz natürlich, denn wenn man aus den Büchern anderer das Allerbezeichnendste aushebt, so ist es schwer, das schon Gesagte noch zu übertrumpfen. So lautet z. B. ein, soviel ich sehe, eigener Satz Mayr's: „Frischer Humor und angenehme Schalkhaftigkeit spricht aus dem netten Liede «Hayingen auf der Alb»; durchweg hübsch ist sein reizendes Lied «Vom Berge», und mit Recht überall beliebt das von frohen Musensöhnen gern gesungene «Scheidelied des bemoosten Burschen»". Frisch, angenehm, nett, hübsch, reizend, überall beliebt, gern gesungen — das ist abgegriffene Münze, die in literaturgeschichtlichen Ausführungen keinen Curs mehr hat.

Mit dieser Mosaikarbeit hängt auch zusammen, daß neben vortrefflichen und wahren Urtheilen minder zutreffende stehen. Doch hat sich der Verfasser bemüht, das Treffendste aus der reichen Literatur auszuheben. Manchmal führt er auch falsche und schiefe Urtheile an und polemisirt gegen sie, obgleich sich ihre Anführung gar nicht verlohnt. Daß er mit seiner Polemik oft recht hat, wie z. B. gegenüber Heinrich Kurz und dessen grundschiefem Urtheil über Mörike, sei indessen ausdrücklich lobend anerkannt. Die eigenen Urtheile Mayr's möchte ich nicht alle unterschreiben, so gleich das über die Schwaben gefällte: sie seien ein leichtblütiges, daheimliebendes Völklein, welches sich von unmühsamem Erwerbe nähre. Das Gegentheil hiervon möchte richtiger sein. Auch der gleich darauffolgende Satz ist wunderlich: „Der Schwabe ist allbekannt wegen der alterthümlichen Sonderbarkeit (!) seiner Sprache und wegen der beweglichen Lebendigkeit seiner Natur". Schwerfälligkeit pflegt man sonst als ein Charakteristikum von uns Schwaben anzuführen. Ebenso wenig vermag ich Sätze zu billigen wie den über Eduard Mörike: „Als Lyriker wird er den Rang neben Gustav Schwab nach Recht und Gebühr einnehmen und behaupten". Ich kann diesem Satz nur dann halbwegs eine Richtigkeit zuerkennen, wenn ich annehme, daß damit gesagt sein soll: derselbe Rang, welchen Gustav Schwab, nicht als Lyriker, sondern überhaupt als Dichter einnimmt, gebührt dem Lyriker Mörike. Und auch dann noch ist der Satz falsch; vielmehr findet der gleich danebenstehende mit sieben Citaten belegte Satz unsere volle Zustimmung: „es fehlt nicht an Stimmen, welche erklären, Mörike sei nächst Uhland unstreitig der bedeutendste und eigenthümlichste der schwäbischen Dichter". Wir möchten sogar den obigen schiefen Satz dahin richtig stellen: als Lyriker wird Mörike den Rang neben Uhland, ja vor Uhland nach Recht und Gebühr einnehmen und behaupten.

Mit der, man verzeihe den Ausdruck, schulmeisterlichen Art, wie in einem eigenen Abschnitte jedem Dichter seine metrischen Sünden vorgerechnet werden, kann ich mich auch nicht befreunden. Am schlimmsten kommt hierbei wie überhaupt in der Beurtheilung Justinus Kerner weg; aber auch den andern werden zum Theil in langen Erzählungen ihre Fehler roth angestrichen, wie überhaupt die Mängel der Form manchmal in sehr engherziger und kleinlicher Weise hervorgehoben werden.

Das Buch ist eine Fundgrube aller möglichen Urtheile über die sechs behandelten Dichter, und als solche hat es gewiß seinen Werth, welcher noch erhöht wird durch die genauen Angaben, wo diese Urtheile zu finden sind.

Will Mayr's Buch die bedeutendsten schriftdeutschen Dichter des Schwabenlands dem Gedächtniß der Lebenden nahe bringen, so versucht das Sammelwerk „'s Schwobaland in Lied und Wort" (Nr. 2) — wegen seiner Zusammensetzung aus Dialekt und Schriftdeutsch kein ganz glücklich gewählter Titel —, eine vollständige Uebersicht über die schwäbische Dialektliteratur von den Anfängen bis zur Gegenwart in zahlreichen Proben zu geben. Da ich selbst bei der Herausgabe dieses Buches betheiligt bin, so muß ich mich beschränken, darzulegen, was dasselbe will und was es enthält.

Die Sammlung unterscheidet sich von den bisherigen Sammlungen vor allem durch Vollständigkeit und systematische Anlage. Den Herausgebern wird kaum etwas Gedrucktes oder Ungedrucktes von Bedeutung entgangen sein, und zahlreiche schwäbische Dialektdichter haben neue, noch nicht gedruckte Beiträge beigesteuert. So gibt das Buch nicht blos eine Einsicht in die Entwickelung der schwäbischen Dialektpoesie, sondern auch ein Bild des jetzigen Standes dieser Dichtung.

Es ist ein verhältnißmäßig großes Gebiet, welches der schwäbische Dialekt einnimmt; er umfaßt das jetzige Würtemberg, mit Ausnahme der nördlichen fränkischen Landestheile, erstreckt sich östlich nach Baiern bis zum Lech, dehnt sich südlich und südwestlich über Hohenzollern und das südliche Baden aus und findet am Rhein und der Pfalz seine westliche Grenze. Innerhalb dieser Grenzen lassen sich mehrere sehr deutlich unterschiedene Dialektgruppen erkennen; an den Grenzen selbst ist der Dialekt natürlich beeinflußt durch die Nachbardialekte. Die Verschiedenheit je nach der Lage ist oft eine so große, daß man zweifeln möchte, ob zwei Bauern aus entgegengesetzten Theilen des Landes, die beide schwäbisch sprechen, sich leicht verstehen können. Aber auch die nächsten Dörfer haben oft ihre besondern Nuancirungen, die vielleicht zum Theil auf confessionelle Unterschiede zurückzuführen sind. So hat z. B. das eine Viertelstunde von dem protestantischen Ulm gelegene katholische Dorf Söflingen gewisse Unterschiede im Dialekt hartnäckig bis auf diesen Tag festgehalten.

Die Verfasser haben dieser Verschiedenheit Rechnung getragen, indem sie in ihrem Buche die Dialektdichtung der Gegenwart nach geographischen Gesichtspunkten anordneten: unterländer-schwäbisch, Uebergang zum Oberschwäbischen, bairisch-schwäbisch, schwarzwald-schwäbisch. Daran schließen sich die Grenzdialekte: rieser-schwäbisch, hohenzollern-schwäbisch und endlich sogar rhein-schwäbisch, für welch letzteres der bekannte Humorist Ludwig Eichrodt in seiner Gedichtsammlung „Rheinschwäbisch" einige treffliche

Proben gegeben hat. Dem Leser ist dadurch ein Ueberblick über die Verschiedenheit des Dialekts ermöglicht, der auch dem Sprachforscher manches Interessante gewähren mag. Inhaltlich dagegen ist kein großer Unterschied zwischen den verschiedenen Gebieten: die Hauptstärke der Dialektdichtung liegt in der Schnurre, in der Anekdote mit mehr oder minder derber Schlußwendung. So sind auch weitaus die meisten Beiträge humoristischer Art. „Das liegt", sagt die Vorrede, „in den Erzeugnissen des schwäbischen Dialekts selbst. Und nicht aus der schwäbischen. Wer die sämmtlichen deutschen Dialektdichtungen durchgeht, wird finden, daß nicht nur die zahlreichsten, sondern auch weitaus die besten Producte stets humoristischer Art sind. Die Dialektdichtung lacht, spottet, neckt viel lieber, als daß sie weint und klagt, und für alles Sentimentale, auch im guten Sinne des Wortes, zeigt sie sich spröde. Ganz besonders aber ist dies im schwäbischen Dialekt der Fall. Es steckt eine Fülle von Humor in unserm Volke, und was an Humor sich in unserm Buche findet, ist meist nicht Humor des einzelnen Dichters, sondern dem Volke abgelauscht."

Wir geben ein paar Proben aus den verschiedenen Dialektgebieten. Im Mittel- oder Unterländerschwäbisch läßt sich Gustav Seuffer also vernehmen:

A' glückliche Eh.

„A' glücklichs Paar Leutla,
Der Hans und sei' Gret,
Drei Jôhr verheiricht
Und Streit noh net ghet!"

„„Drei Jôhr verheiricht
Und jetzt noh koin Streit?
Wo leabet denn au
Dia glückliche Leut?""

„Ear leabt in Stuagert
Und Sui leabt in Gmünd
Vom airschta Tag, daß se
Gheirôtet sind!"

Am Wandertag.

Huit ischt Martine,
Huit wechsle mein Platz,
Morga ischt d Stina,
Huit d Trina mei' Schatz!

„d Stina für d Trina",
So hoißts an mei'm Ziel,
„Gä's an Martine
Geits überall viel!"

Oberländerschwäbisch klingt bei Johann Georg Scheifele unter anderm:

Eu'ser Recht.

Im Schwaubaländle leit a' Nescht,
Döt hau't ma' ghet a' Gricht,
Denn heu't noch sieht ma' d Überrescht
Von deaner Galgagschicht;
Und an a' Zuchthaus ischt döt gwea,
Wan allerhand Kalfakter glea.
All Freitig hau't ma' d Urtel gea,
Und hau't au etle ghenkt;
Denn Galga sind es gwesa zwea,
Ma' hau't koi' Gnaud it gschenkt.
Der inner hau't für d Burger ghäart,
Da' ussra hau't ma' alle bscheart.
„A'maul", so sait der Bot von Blöckt,
„Hau'ts so viel Lumpa gea,
Daß schiar zum Henka hant it glöckt
Dia Galga alle zwea,
Und daß der Richter in der Noath,
Beim Magistrat hat gsait des Woat:
„„Ma' möcht in deaner harta Zeit,
Wan oiner nimma glöckt,
Weils Lumpa iatz grad ghaufet geit,
Dia s Zuchthaus hant verschmeckt,
Zum ußra, wau scho' viar thäb hau',
Da' innra Galga an noh lau'.""
Dan schreit ma' zsäma alle Ma'
Zua deaner Galgagschicht,
Und s Batschlabaschtels Baschtia'
Und s Soilers Uare spricht:
„Der inner Galga, dear ghairt eu's,
Miar lau't a' nimma hear, mit Fleiß."
„„Jawohl"", sait s Kirchabecka Louis,
„„Miar went bloß eu'ser Recht.""
„Miar went nix Alts und went nix Nuis",
Sait Brantäweiner Specht,
„Am End möcht jeder Spitzbua noh
Zum Galga s Reacht schiar hau'!"
„„Des Ding, des göht frei it a'-so"",
Sait Burgermoischter Brau',
„„Dear Galga ghöart it jedem Gsind,
Dear gheart für eu's und eu'sra Kind!""

Als Probe eines Grenzdialekts sei ein Gedicht aus Michael Karl Wild's „Riaser Gwächs" angeführt:

D Maurer.

Der Sepp hôt d Maurer aufâm Dach;
Ma' woiß wia d Maurer send,
A' Kell noh nôchâm Sechsaschlag,
Des hielta s für a' Send.

Heu't macha s om halb sechsa' -n- iatz
Scho' Feierôba'd gar.
„No'", sait der Sepp, „was isch denn heu't?
Des isch mer doch schiar z rar!" —

„Send zfrieda, Sepp, heu't dürschts o's gar,
Dô dob brennt d Sonn gar na',
Was heu't ôs früaher aufghöart hant,
Gôhts morga später a'!"

Wenn die Herausgeber die schwäbische Dialektdichtung der Gegenwart nach geographischen Gesichtspunkten angeordnet haben, so wählten sie für die Dialektdichtung der Vergangenheit die historische Anordnung, sodaß der Leser einen Ueberblick bekommt über den Gang der Dialektdichtung vom 17. Jahrhundert, aus dessen Anfang die frühesten uns erhaltenen Proben schwäbischer Dialektdichtung stammen, bis in die sechziger Jahre unsers Jahrhunderts. Die letzte Abtheilung des Buchs, überschrieben: „Aus dem Volksmund", enthält schwäbische Volkslieder, Schelmenlieder (Schnadahüpfel), Märchen, Sagen und Lieder bei besondern Gelegenheiten. Den Schluß bilden genaue Nachweise, Anmerkungen und Erklärungen zu den ein-

zelnen Gedichten. Die ganze Sammlung ist von einer Reichhaltigkeit und Vollständigkeit, wie bisher noch keine dieser Art erschien, und wird deshalb vielleicht auch über die Grenzen des schwäbischen Landes hinaus Aufmerksamkeit erregen. Die Schreibart haben die Herausgeber so zu gestalten versucht — sie haben ihre Grundsätze in der Vorrede dargelegt —, daß dem Schwaben das Lesen nicht erschwert, dem Nichtschwaben erleichtert werde. Zu einem Einblick in die Art und das Wesen des schwäbischen Volksstammes ist das Buch mithin wohl geeignet, wie es auch beim Durchblättern dem Leser manche Viertelstunde erheitern wird. Die Ausstattung ist vortrefflich.

Die schweizerischen Dichter, auch die Dialektdichter, seit Albrecht von Haller bis zur Gegenwart führt uns Wilhelm Goetz in seinem leider fast allzu kurzen Schriftchen „Deutsch-schweizerische Dichter und das moderne Naturgefühl“ (Nr. 3) vor, indem er hierbei sehr warme, von vaterländischem Hochgefühl getragene Töne anschlägt. Die Schrift ist eine der seltenen, die man ausführlicher wünschte; denn auf 25 Seiten, von welchen Keller und Meyer allein 7 einnehmen und die auch noch Proben enthalten, sämmtliche schweizerische Dichter, bei einem halben Hundert, zu kennzeichnen, ist fast unmöglich. Bei solcher räumlichen Kürze gelingt es selbst scharfen Charakteristiken nicht überall, das Interesse der Leser zu fesseln; die Darstellung muß in bloßen Aufzählungen und Anführungen bestehen. Solche aber genügen vielleicht für den Schweizer, obwol wir zweifeln, daß Dichter wie Krauer, Reithard, Tanner, Augustin Keller, Eduard Dösseckel selbst schweizerischen Lesern so bekannt sind, daß die bloße Anführung ihrer Namen und der Anfangsstrophen einiger Gedichte hinreicht, nicht aber für die übrigen Leser, selbst wenn sie literaturgeschichtlich gebildet sind.

Der Verfasser hat sein Gebiet allerdings, wie schon der Titel zeigt, mit Absicht auf die Beziehung der schweizerischen Dichter zu der Natur und dem Naturgefühl beschränkt. Er greift aber über diesen Rahmen hinaus, sobald es sich um ausführlichere Charakteristik eines Dichters handelt, und gibt so in kurzen, gedrungenen Zügen eine schweizerische Literaturgeschichte. Und seine Schrift zeigt in der That, daß man neben einer deutschen auch von einer solchen reden kann, wie auch schon eine österreichische, eine elsässische Literaturgeschichte geschrieben wurde. Wir wünschen, daß der Verfasser sein Schriftchen erweitere zu einer wirklichen schweizerischen Literaturgeschichte, welche zugleich Auszüge genug mittheilen müßte, um auch Fernerstehende mit schweizerischer Eigenart vertraut zu machen. Denn daß die Dichter der Schweiz eine bestimmte Eigenart hatten und haben: das ist bei keinem Lande begreiflicher als eben bei der Schweiz. Wenn sie sich dort nicht nachweisen ließe, dann wäre die Frage, ob das Land und der Volksstamm, denen ein Dichter entspringt, einen bestimmenden Einfluß auf ihn üben, so gut wie verneint.

Richard Weitbrecht.

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

Die Nilbraut. Roman von Georg Ebers. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887. 8. 12 M.

Schon in seinem vorletzten Roman „Serapis“ ist Georg Ebers nach zwei Ausflügen in spätere Jahrhunderte und zu andern Völkern wieder in sein Nilland zurückgekehrt; und dort spielt auch seine neueste Schöpfung: „Die Nilbraut.“ Zwar von Hieroglyphen und ägyptologischer Weisheit ist in diesen neuen Romanen nicht mehr die Rede: das graue Alterthum, das zu entziffern eine von den Facultäten approbirte gelehrte Specialität ist, liegt hinter ihnen, und da die Ebers'sche Muse von Roman zu Roman mit den Jahrhunderten fortschreitet, so ist, wie wir schon in „Unsere Zeit“ es aussprachen, nicht abzusehen, warum sie nicht eines Tags die Leser mit Schilderungen aus der Neuzeit, aus der französischen Occupation eines Bonaparte und Kleber oder aus der neuesten englischen Besitzergreifung von Aegypten mit dem Bombardement von Alexandrien und den Kämpfen mit Arabi überraschen sollte: eine Stoffwahl, welche auch solche Leser interessiren würde, die den aus alten Pyramidengräbern ausgegrabenen Helden und den sich gegenseitig verfolgenden christlichen Sekten gleich wenig Theilnahme entgegenbringen und die letztern wie die erstern zu den Mumien rechnen, welche ein Dichter der Gegenwart nicht poetisch einbalsamiren sollte.

Im Mittelpunkte der Handlung des neuen Romans steht der heißentbrannte Streit zwischen den melchitischen und jakobitischen Christen. Man muß mit der Kirchengeschichte sehr vertraut sein, um zu wissen, welches die Verschiedenheiten in der dogmatischen Auffassung der beiden Glaubenssekten waren. Jedenfalls flößen sie uns denselben begründeten Abscheu ein wie alle diese mit wüthendem Fanatismus durchgekämpften Kirchenstreitigkeiten der byzantinischen Epoche; einer Epoche der tiefsten Entartung des Menschengeschlechts unter dem Zeichen eines verhunzten Christenthums. Der Dichter hat Takt genug, uns nicht in den Dogmenkampf der Monophysiten und ihrer Gegner einzuweihen: wir erfahren nur, daß zwei feindliche Glaubensparteien sich gegenüberstehen, und es ist dabei gleichgültig, ob das Melchiten und Jakobiten oder Montecchi und Capuleti sind.

Der Jargon der Rothhäute in den Hinterwäldlerromanen ist uns nicht fremdartiger als die Terminologie, mit der diese Ausgeburten des kirchlichen Christenthums bezeichnet werden. Hierzu kommt, daß eine der von Hause aus wichtigsten Persönlichkeiten des Romans den Titel

„Mukaukas“ führt: ein Wort, das den damaligen Statthalter Aegyptens bezeichnet, der von den siegreichen Arabern, welche das Nilland großentheils unter ihre Botmäßigkeit gebracht haben, noch geduldet wird; doch mit welchen barbarischen Namen haben sich die Leser der altägyptischen Romane nicht schon befreunden müssen, und an wie vielen hat sich die Conversation der Salons, die auch an literarischen Modeartikeln nicht achtlos vorübergleiten darf, schon die Zunge zerbrochen!

Trotzdem gehört der neue Roman von Georg Ebers zu seinen besten Schöpfungen, was spannende Erfindung und die Benutzung origineller, nicht verbrauchter Motive betrifft. Die bunte Welt des damaligen Aegyptens tritt mit ihrer ganzen Farbenpracht vor uns hin, in welche das Prisma der damaligen Welt- und Glaubensanschauungen seinen mannichfachen Glanz wirft. Der jakobitische Statthalter, unter dessen Mitwirkung Aegypten in die Hände der Moslemin gefallen ist und der darüber schwere Gewissensbisse empfindet; der arabische Feldherr, sein wilder Stellvertreter, eins jener Raubthiere aus der großen geschichtlichen Menagerie, die immer in stürmischen Epochen ihre Käfige öffnet; der alte Gelehrte mit dem ägyptischen Heidenthum im Herzen; die stolze melchitische Christin; die Demi-Monde-Dame aus Byzanz; der persische Kaufmann und der jüdische Juwelier: welch eine Fülle von Gestalten, wie sie der Wirbelwind jener bewegten Epoche in dem alten Nilland zusammengefegt hat. Wo Ebers dies historische und culturhistorische Kaleidoskop schüttelt, da entfaltet sich vor unsern Augen eine bunte Gestaltenwelt, wechselnde Bilder, die unsere Theilnahme fesseln.

In dieses Netz sind nun die eigentlichen Romanhelden und Romanheldinnen eingezeichnet. Orion, der Sohn des Mukaukas, kehrt aus Konstantinopel, wo er ein flottes Leben geführt und mit einer genialen Witwe ein Verhältniß unterhalten hat, nach Memphis in seines Vaters Wohnung zurück. Dort lebt Paula, eine melchitische, d. h. dem officiellen Hofglauben huldigende Christin, in jakobitischer Umgebung, ein stolzes und schönes Mädchen, das bald Orion's Herz gewinnt. Doch nach dem Wunsche seiner Mutter soll er sich mit der kleinen Katharina vermählen, der reichsten Erbin von Memphis, und es kostet ihm auch nicht viel, dem niedlichen jungen Mädchen den Hof zu machen. Neben Paula und Katharina nimmt aber noch die Demi-Monde-Dame aus Konstantinopel, Heliodora, einen Platz in seinem Herzen ein, und überdies, wenn auch weniger, eine früher von ihm verführte Sklavin, die noch im Palast des Vaters weilt.

Orion ist ein Don Juan, der mit andern seinesgleichen in dem Jockeyclub der Reichshauptstadt eine Rolle spielte — wenn man mit diesem modernen Namen die jeunesse dorée bezeichnen darf, welche dort in den Arenen ihre Wagenrennen veranstaltete. Ein Don Juan bleibt indeß immerhin ein Held, der Theilnahme erwecken kann: es frägt sich nur, ob man dieselbe auch einem Helden noch erhalten wird, der einen Diebstahl begeht? Der gemeine Charakter eines derartigen Vergehens wirft doch auf den Verbrecher ein zu ungünstiges Licht, und so erscheint das Wagniß eines Autors nicht gering, die hervorragendste Gestalt seiner Dichtung mit einer solchen gravis notae macula zu belasten.

Nun, Ebers hat es gewagt, sein Orion ist ein Dieb, nicht etwa wie Saalfeld und der Held der Sardou'schen Komödie „Nos bons villageois“, um die Ehre einer Frau zu retten, sondern nur um seiner Geliebten ein Geschenk zu machen. Ein Perser hat seinem Vater einen prachtvollen Teppich verkauft, der mehrere höchst kostbare Smaragden enthält: einen derselben schneidet Orion zur nächtigen Stunde heraus, nur von Paula belauscht. Diese aber hat zufällig ebenfalls einen kostbaren Smaragd einem Juden verkauft, um damit den Boten zu bezahlen, welchen sie zu ihrem bis dahin verschollenen Vater schicken will, von dem sich eben eine Spur gezeigt hat. Diese Erfindung mit den beiden Smaragden ist originell und hat einen gewissen märchenhaften Reiz. Paula's Sklave, der Bereiter Hiram, der den Smaragd umgesetzt und dann seine Fahrt angetreten hat, kommt in den Verdacht, den Stein gestohlen zu haben. Er wird ergriffen, Orion selbst leitet die Untersuchung und weiß seine Braut Katharina zu einer falschen Aussage zu bewegen: Paula schweigt und klagt Orion nicht an.

Doch diese Kette von Handlungen, deren sich Orion schuldig macht, schleift im Schmuze gemeiner Gesinnung — und das ist etwas, was man auch dem Bereuenden nicht vergeben mag. Daß außerdem bei dem Attentat durch seinen Hund auch die irrsinnige Sklavin verstümmelt wird, kommt auch auf seine Rechnung.

Ohne Frage sind alle diese Vorgänge im ersten Bande lebendig geschildert und spannend erzählt; es sind einige der besten Romankapitel, die Ebers geschrieben: aber er hat seinen Helden doch zu sehr belastet, um es einleuchtend zu machen, daß Paula sich ihm wieder zuwendet, wenngleich sie ihm noch eine Prüfungszeit auferlegt.

Im Mittelpunkt des zweiten Bandes, in welchem die Handlung etwas erlahmt und die Schilderung allzu breit wird, steht der Wunsch des mohammedanischen Oberfeldherrn, viele Klöster aufzuheben, weil die Klosterarbeit seinen arabischen Arbeitern zu große Concurrenz machte. Der Prälat entschloß sich, um dem Oberfeldherrn genehm zu sein, zunächst das von ketzerischen, melchitischen Nonnen bewohnte Cäcilienkloster aufzuheben: es galt, die Nonnen vorher daraus zu entfernen, und an den Vorbereitungen zur Flucht betheiligten sich Paula und Orion. Nach längerer Nilfahrt wurden die Flüchtigen nach kurzem Kampf von den Arabern eingefangen. Die eifersüchtige Katharina, die ewige Lauscherin, die auch ihren Milchbruder Anubis zur Belauschung anstachelt, erfährt davon und verräth Paula dem Bischof Plotinus.

Daran knüpft sich der weitere Fortgang der Erzählung bis zur Katastrophe, von der sie den Titel herleitet:

Paula wird zum Tode verurtheilt. Nun begibt es sich, daß zu dieser Zeit Seuchen das Land verwüsten und der Nil nicht steigen will. Bei solcher Calamität hatte man in früherer Zeit dem Nilgott ein Mädchenopfer gebracht; der Aegypter Horus Apollo, im Herzen ein Anhänger heidnischer Bräuche und von grimmigem Haß gegen Paula erfüllt, ruft die Erinnerung des alten Opfers wach, und die durch den Urtheilsspruch der Strafrichter dem Tode geweihte Paula soll die neue Nilbraut sein.

Dadurch kommt wieder Leben und Bewegung in die stockende Handlung. Die Volksscenen und das Volksfest selbst sind mit glänzendem Colorit geschildert, und wenn am Schluß das „Bachstelzchen" Katharina als freiwillige Nilbraut, deren Opferung weit höhern Werth hat als die einer unfreiwilligen, dazwischentritt und den Tod sucht, so ist dies ein wirksamer Theatercoup; wir sagen Theatercoup, denn wie sich das Mädchen bisher gezeigt, sind solche heroischen Entschlüsse nicht aus ihrem Charakter herzuleiten: diese ihre letzte That ist ein psychologisches Wunder, das allerdings um so frappirender wirkt; wer es dem Autor auf seine Versicherung hin glauben will, daß Katharina so im Innersten umgewandelt worden, so reuevoll und großmüthig zu handeln im Stande ist, der mag es immerhin thun.

Wir meinen, daß die psychologische Entwickelung die schwächste Seite des neuen Romans ist, daß weder Orion noch Paula noch Katharina consequent gezeichnete Charaktere sind, daß wir manchen Machtspruch des Dichters auf Treu und Glauben hinnehmen müssen. Was aber die Lust und das Geschick zu fabuliren betrifft, so ist „Die Nilbraut" eine der gelungensten Erzählungen des Verfassers, da sie spannende und nicht verbrauchte Motive und Katastrophen enthält.

Fester auf sich ruhend als die drei Hauptcharaktere sind andere, die hier und dort in die Handlung eingreifen. So der Arzt Philippus, der Paula liebt, ein Mann von humaner werkthätiger Liebe und milder Lebensweisheit; so der fanatische Alte Horus Apollo, der wilde Vicefeldherr der Moslemin.

Wir werden, was das Durcheinander der Bekenntnisse und Glaubensschattirungen betrifft, an das Jerusalem zur Zeit von Lessing's „Nathan" erinnert: der Standpunkt des Dichters ist wol auch der Lessing'sche, der einer milden Toleranz, soweit er sich aus der objectiven Darstellung herauslesen läßt. Mindestens fällt auf die Fanatiker das ungünstigere Licht. Daß sich ein Dichter für die melchitischen oder die jakobitischen Christen begeistere, kann man ernstlich nicht verlangen; aber es würde doch dieser oder jener Autor gegen die Moslemin Partei ergriffen haben: davon hält sich Ebers fern.

Wie schon erwähnt, enthält der Roman einige sehr farbenreiche Schilderungen; so diejenige der Nilfahrt der Nonnen, von der wir hier den Anfang mittheilen:

Kein Lüftchen regte sich, selbst das kleine Segel der stromabwärts fahrenden Nilschiffe konnte nicht aufgesetzt werden, aber die Matrosen zogen die Ruder mit aller Kraft, und so glitt das Schiff weiter und weiter gen Norden. Der kundige Führer stand mit der Stange an der Spitze des Bootes, um den Grund zu sondiren, sein geschickter Bruder am Steuer. Die Lenkung war bei dem flachen Stande des Wassers schwierig, und auch der beste Kenner des Stroms konnte leicht von unerwarteten Untiefen, von neu angeschwemmten Schlammmassen aufgehalten werden. Als der Mond kaum aufgegangen war, saß denn auch das Schiff wenige Stadien unterhalb Fostat fest, und die Matrosen mußten ins Wasser steigen, um es unter lautem Gesang, der durch ihre gesonderten Willen und Kräfte gleichsam in eins verschmolz, loszustemmen und wieder flott zu machen. Mehrmals erfolgte ein solcher Aufenthalt, bis sie nach Letopolis gelangten, wo es bei der Spaltung des Nils, womöglich ungesehen, an den Zollwächtern vorbei zu kommen galt. Und gegen alle Erwartung blieb das große Fahrzeug in den Nebeln, welche vor Sonnenaufgang aus den Wogen aufstiegen, unbemerkt, und Kapitän und Mannschaft schrieben, als sie in den Phatmetischen Nilarm eintrieben, neu ermuthigt dies Gelingen der Fürbitte der frommen Schwestern zu. Im hellen Tageslicht waren die Untiefen leichter zu umgehen, doch wie schmal war die sonst in diesem Monat übervolle Wasserader! Die Papyrusdickichte am Saum des Flußbettes standen zum Theil auf trockenem Boden, und ihr strotzendes Grün hatte sich in strohiges Gelb verwandelt. Der lockere Schlamm des Ufers war zu einer steinigen Masse verhärtet, und über ihn hin fegte der leichte Westwind, der sich erhob und das Segel aufzuspannen gestattete, weißlichen Staub. An vielen Stellen war das Erdreich geborsten, und seine schwärzliche Fläche durchzogen tiefe Spalten, die nach Tränkung begierig wie durstige Rachen himmelwärts gähnten. Die Schöpfräder standen auf trockenem Boden abseits vom Strome, der sich von ihnen zurückgezogen, und die Aecker, welche noch vor kurzem von ihnen begossen worden waren, sahen aus wie die Tennen, auf denen man sonst die Frucht ausdrosch, die sie getragen. Um Dörfer und Palmengruppen schwebte ein von gelbem, heißem Licht durchzuckter qualmiger Dunst, und die Wanderer auf den hohen Dämmen am Ufer zogen gesenkten Hauptes und mit schleppenden Füßen durch den tiefen Staub des Weges.

Auch fehlt es nicht an sauber gezeichneten Genrebildern, wie das Spiel der Sklavinnen im Palast des Statthalters zu Memphis:

Unter dem mit Palmzweigen bedeckten, weiten Raum der Färberei waren viele Mädchen vereint, hübsche und häßliche, braune und weiße, kleine und große, gerade und von der schweren, früh begonnenen Arbeit im Webestuhle gekrümmte, aber alle jung, keine älter als achtzehn Jahre. Die Sklaven waren ein Kapital, die Zinsen, die es trug, ihre Arbeit und ihre Kinder. Jedes unfreie Mädchen wurde bald, nachdem es erwachsen, mit einem Sklaven vermählt. In der Weberei waren Mädchen und Frauen thätig, aber die letztern schliefen im eigenen Quartier bei Mann und Kindern, die ledigen Arbeiterinnen dagegen übernachteten in Schlafsälen, die sich an die Werkstätten schlossen. Jetzt genossen sie des Feierabends und hatten sich in zwei Gruppen getheilt. Die einen sahen einem ägyptischen Mädchen zu, das allerlei auf eine Tafel kritzelte, die andern belustigten sich mit einem harmlosen Spiel. Dies bestand darin, daß jede Dirne den Schuh über den Kopf hinweg schlenderte. Flog er über einen Kreidestrich, dem die Werfende den Rücken zukehrte, so bekam sie bald den Geliebten zum Mann; blieb er zwischen ihr und der gezogenen Grenze liegen, ohne sie zu erreichen, so hatte sie sich noch zu gedulden oder wurde mit einem Schicksalsgenossen verbunden, den sie nicht mochte. Die kritzelnde Dirne, um die sich wol zwanzig Mädchen scharten, hatte Muster

für die Weberei abzuzeichnen und besaß das schon ihren heidnischen Ahnherren eigene Geschick, jedes Antlitz in der Seitenansicht und mit wenigen Strichen so darzustellen, daß es, wie sehr es auch komisch verzerrt ward, leicht erkennbar erschien. Dies Kunststück verrichtete sie mit Hülfe eines Wachstäfelchens und eines kupfernen Stifts, und für die andern galt es zu errathen, wen sie gemeint. Ein einziges Mädchen kauerte einsam an dem hintersten Pfosten des Schuppens und blickte stumm in den Schos. Paula überschaute das alles und verstand auch, was da vorging, obgleich kein zusammenhängender Satz geredet wurde und es nichts zu hören gab als Gelächter, lautes, herzliches, unwiderstehliches Lachen. Warf eine Dirne den Schuh weit genug, so lachte die junge Schar aus vollem Halse, und jede rief fröhlich den Namen dessen, den sie der Genossin zum Gatten bestimmte; fiel die Sohle vor dem Strich zu Boden, so ging es noch munterer her, und die Namen der ältesten und garstigsten Sklaven wurden gerufen. Einer braunen Syrerin war es nicht gelungen, den Strich zu erreichen, aber sie griff keck nach der Kreide und zog eine neue Linie zwischen sich und der Sohle, sodaß diese nun doch hinter einem Striche zu liegen kam, und jetzt erreichte die Fröhlichkeit den Gipfel; denn viele stürzten sich auf die falsche Linie, um sie zu verlöschen, ein übermüthiger, nubischer Krauskopf warf den Schuh in die Luft und fing ihn wieder auf, während andere sich über den guten Spaß vor Vergnügen gar nicht beruhigen konnten und den Namen dessen ausriefen, dem zu gefallen ihre Genossin dem Schicksalsrad so verwegen in die Speichen gegriffen. Es war als habe ein lustiger Kobold in dem zugigen Schuppen sein Quartier aufgeschlagen; denn um die Zeichnerin ging es nicht weniger munter her als unter den andern. Ward ein Gesicht erkannt, so freuten sich alle, wenn nicht, so riefen die Dirnen die Namen verschiedener Personen, die es vorstellen konnte. Welch schallender Beifall lohnte das wohlgelungene Zerrbild des strengsten Sklavenvogts! Wer es sah, hielt sich die Seiten vor Lachen, und wie toll ging es her, als ein Mädchen der Zeichnerin das Täfelchen entriß und andere es überfielen, um sich mit ihm darum zu balgen.

Eins der gelungensten Porträts ist das des achtzigjährigen Horus Apollo, der das altägyptische Heidenthum vertritt, welcher Enkel eines Isispriesters von Philae ist, wo sich der alte Götzendienst bis vor kurzem erhalten und die kaiserlichen Truppen stets durch die Bewohner jener Gegend geschlagen wurden. Horus wohnt mit dem Arzt Philippus zusammen:

Als der Arzt den hohen und weiten Arbeitssaal seines greisen Freundes betrat, war dieser noch wach und saß hinter einer großen Zahl von ausgebreiteten Schriftrollen so ganz vertieft in die Arbeit, daß er den spät Heimkehrenden erst flüchtig bemerkte, als ihm dieser den Abendgruß zurief. Die Antwort darauf bestand nur aus einem undeutlichen Gemurmel, und noch mehrere Minuten später blieb der Alte tief in seine Schriften versenkt; endlich aber wandte er Philippus das Antlitz zu und warf dabei das Elfenbeinstäbchen, womit er die Papyrusrollen auseinanderlegte und glättete, ungeduldig auf den Tisch, und sogleich begann sich unter demselben eine dunkle Masse, der längst entschlummerte Sklave des Greises, zu regen. Die drei Lampen auf dem Schreibtisch setzten den Alten und seine Umgebung in helles Licht, während der Arzt, der sich auf ein Polster im Hintergrunde des großen Raumes niedergeworfen, im Dunkeln verblieb. Was den nächtlichen Arbeiter aufschreckte, war das ungewohnte Schweigen des Heimgekehrten: es störte ihn wie den Mühlenbewohner der Stillstand der klappernden Räder. Jetzt blickte er erstaunt und fragend nach dem Freunde hin, doch dieser blieb stumm, und nun wandte der Alte sich wieder seinen Schriftrollen zu. Dennoch mußte er um die nöthige Sammlung gekommen sein; denn seine bräunliche Hand, auf der die Adern wie blaue Stricke und Fäden lagen, schob bald die Rolle, bald den Elfenbeinstab hin und her, und sein eingefallener Mund, der vorher fest geschlossen gewesen, blieb in steter Bewegung. Die ganze Erscheinung dieses Mannes bot einen seltsamen, wenig erfreulichen Anblick; denn seine hagere, bräunliche Gestalt war vom Alter gebeugt, sein echt ägyptisches Gesicht mit den breiten Backenknochen und hochstehenden Ohren gefurcht und faltig wie Eichenrinde, sein Schädel hatte das letzte Haar verloren, und sein Antlitz war zwar frisch rasirt, doch wuchsen an Stelle des Bartes, wie Gesträuch, das aus dem engen Bette eines Baches hervorlugt, graue Haarstreifen, die in den tiefen Falten an Kinn und Wangen wurzelten; das fleißige Schermesser hatte ihnen dort nicht beikommen können, und sie gaben dem ganzen Gesicht ein unordentliches, ungepflegtes Ansehen. Dem entsprach auch die Kleidung des Greises, wenn der linnene Schurz und das weiße Tuch, welches seit dem Untergang der Sonne über seinen nackten Schultern hing, überhaupt diesen Namen verdiente, und doch würde ihn auf der Straße niemand für einen Bettler gehalten haben; denn das Linnen, welches er trug, war fein und schneeweiß, und aus seinen weit hervorquellenden Augen, über denen gerade in der Mitte kleine, aber lange, borstige Brauenbündel wunderlich aufschossen, leuchtete und blitzte ein heller Geist, starkes Selbstbewußtsein und eine abweisende Härte, die dem Almosenempfänger ebenso wenig zugekommen wäre wie der energische, oft höhnische Zug, welcher an dem Munde dieses Mannes eine Heimstätte gefunden. Nichts Liebenswürdiges, nichts Gefälliges und Weiches lag in den Zügen dieses alten Menschen, und wer sein Leben kannte, durfte sich nicht wundern, daß die Jahre nicht vermocht hatten, seine Schroffheit und herbe Widerstandslust zu schmelzen oder sie gar in jene freundliche Nachsicht zu verwandeln, in deren Uebung das Alter, das so oft gestrauchelt ist und so viel fallen gesehen hat, sich häufig gefällt.

Mit Bezug auf die Technik des Romans gehört „Die Nilbraut“ ohne Frage zu den besten Erzeugnissen der ägyptischen Muse, deren lang andauernde die Mode beherrschende Geltung, wie hoch man auch das Talent des Dichters anschlagen mag, doch ein Zeugniß dafür ablegt, wie unberechenbar der Geschmack des Tagespublikums ist.

Rudolf von Gottschall.

Poetische Uebersetzungen.

1. Gedichte einer Fürstin. Uebersetzt, mit Anmerkungen versehen und herausgegeben von Fritz Hirschmann. Zürich, Orell Füßli u. Comp. 1886. Gr. 8. 3 M.

Aus welcher Sprache die „Gedichte einer Fürstin“ übersetzt worden sind, verräth uns der Herausgeber nicht. Eins derselben ist „Philaletes“ überschrieben, bekanntlich der Dichtername des verewigten Königs Johann von Sachsen. Die Königin von Italien, wird man sagen, könnte also wol die Verfasserin der „Gedichte einer Fürstin“ sein; doch wenn die Dichterin durchaus in dem weiblichen Kreise der

Verwandten König Johann's gesucht werden soll, so wird ja mit Hülfe des Gothaischen Kalenders auch noch auf andere fürstliche Persönlichkeiten gerathen werden können. Was den Inhalt des Büchleins betrifft, so spricht aus ihm Naturliebe und religiöser Sinn. Der letztere ist nicht ohne eine Mischung von Polemik, wie sich dies namentlich in dem Gedicht „Heimkehr" fühlbar macht. Dasselbe ist gerichtet „gegen die metaphysischen Gedichte des Chevalier H.". Es hat möglicherweise durch die Uebersetzung nicht an Klarheit gewonnen, sodaß sich nicht mit voller Sicherheit sagen läßt, in welchem Sinne einige Theile des Gedichts verstanden sein wollen, wennschon der Ausgang desselben sich mit Schärfe gegen die Ausbeutung der Naturforschung zu irreligiösen Zwecken richtet. Vor allem die bestrickende Kunst der Poesie will die Dichterin nicht zu solchem Dienste erniedrigt sehen:

Es soll der Dichter — wißt es endlich alle! —
Einwirken auf das Volk, soll es erheben,
Soll wecken es zu einem höhern Leben
Und fördernd es bewahren vor dem Falle.

Doch sprecht! Erregt es nicht die bittre Galle,
Sieht man, wie andre gift'ge Tropfen geben,
Statt nach Erhöhung, nach Vernichtung streben
Mit sünd'ger Worte prunkumgebnen Schwalle?

Und habt ihr auch durch euer vieles Wissen
Dem blinden Glaubenshasse euch entrissen:
Nicht pred'gen dürft dem Volk ihr diese Wahrheit.

Die Augen ihm zu öffnen, ist behalten
Erst späterer Geschlechter geist'gem Walten;
Nur klare Geister fassen eure Klarheit!

Die Uebersetzung des Gedichts ist jedenfalls wegen der Form eine schwierige gewesen; es besteht aus fünf Sonetten, welche durch je einen fünfzeiligen Vers voneinander gesondert sind. Für manche scheinbar unlogische Wendungen wird daher das Original selbst wol nicht in Anspruch zu nehmen sein.

Unter den übrigen dreißig bis vierzig Gedichten seien noch die folgenden erwähnt. Das Gedicht „Philaletes" hebt mit den Worten an:

Umringt von seiner Bücher großer Schar
Saß Philaleth im dumpfigen Gemach
Und dachte, schon umrahmt vom Silberhaar,
Noch über Gott und Welt und Menschen nach.
Ein lustig Heer von unsichtbaren Geistern —
Gedanken aus der Decken Haft entsprungen —
Umschwirrte ihn, den endlich zu bemeistern,
Deß Scharfsinn sie fast alle schon bezwungen.
„Und doch, und doch", so flüsterte sein Mund,
„Thut ihr mir alle nicht die Wahrheit kund!
Entstand das Wesen auch, weil es gewollt,
Dem blinden Willen kann ich nicht vertrauen!
Und wenn in nie begrenzten Räumen rollt
Der Welten Schar, dann fühle ich ein Grauen
Vor dem Gesetz, nach dem sie ewig kreisen,
Mir meinen Glaubensirrthum zu beweisen.
O schöne Jugendzeit, du bist entschwunden,
Wo ich das große, weite All noch fand
Gelenkt von eines Gottes weiser Hand!
Denn alles ist an das Gesetz gebunden,
Dem selbst der Wille nicht kann widerstreben,
Dem alle sind auf gleiche Weis' ergeben.

Und nachdem Philalethes sich solcher Art mit den Geistern herumgeschlagen hat, welche die herkömmlichen Formeln des Materialismus entkräften wollen, gelangt er verzweifelnd zu dem Ausruf:

Am Rand des Grabes steh' ich zitternd! Weh,
Ich schaudre, wenn ich in die Grube seh',
Wo nächstens ich von Würmern werd' zerfressen,
Ein Staubgebild, vermodernd und vergessen!
Vergessen! — Hab' für andre ich geschaffen?
Wollt' Reichthum ich für mich zusammenraffen?
O hätt' ich meinen Schülern nichts gelehrt!
O hätt' ich ihren Trieb nicht so genährt,
Hätt' nicht auch ihnen ich den Glast gezeigt
Dem bittres Leid auch ihnen einst entsteigt! ...

In tiefes Sinnen sank der greise Mann.
Da hoben jene luft'ge Geister an
Im Tanz ihn schnell und schneller zu umkreisen,
Und laut und lauter klangen ihre Weisen. ...

Und sieh, es öffnet sich die dunkle Wand,
Und das Gemach erfüllet lichter Schein;
Ein weißer Engel schwebte leis herein. ..

Und nun klingt es:

Ehre sei Gott in der Höhe
Und Friede auf Erden!

Am Schluß des Gedichts aber hat ihn der Gesang und alles, was der Engel sprach, so sehr ergriffen, daß er nach dem Verschwinden der Vision in Thränen ausbricht und zum Gebet zurückkehrt:

Und auf den Lippen schwebt ihm — ein Gebet.

Wie man sieht, hat die Dichterin Philaletes zu einer Art Faust umgestaltet und ihn eine Osterbekehrung erleben lassen. Daß sie dabei an den König Johann gedacht haben sollte, dessen ganzes Leben, soweit sich dasselbe überblicken läßt, von solchen Anwandlungen frei gewesen ist, läßt sich nicht füglich annehmen, und es bleibt ein Räthsel, warum sie für ihr Phantasiegebilde sich des Namens Philalethes bediente.

Ein anderes Gedicht, „Mephistopheles" überschrieben, findet sich mit dem gleichen Thema kürzer ab; die Dichterin ruft dem ewigen Verneiner zu:

Nie wird es dir gelingen
Die Wahrheit zu bezwingen:
Sie wankt und weichet nicht.
Mit Glorienschein umgeben
Wird sie dir widerstreben,
Bis dir die Kraft gebricht.
Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla . . .

Von der Unangemessenheit der Aufgabe nicht in ihrer poetischen Wirkung beeinträchtigt, wie diese philosophisch-theologischen Versuche, sind die freundlich anmuthenden Gedichte „Brautlied", „Glaube", „Zeit", „Francesco's Klagelied am Grabe Berenice's", „Morgengang", „Waldeinsamkeit", „Selige Kindheit". Von tieferer Begabung zeugt

das Gedicht „Das alte Lager", in welchem die folgenden Verse vorkommen:

Einstens wallte schwerer Damast hernieder
Auf die Kissen, schimmernd in lichter Weiße,
Die im duftdurchhauchten Gemach dem Schos dir
Schwellend entquollen.

Und auf dir umschlangen einst runde Arme
Eines blühenden Mädchens entzückt den Jüngling,
Aufgelöst in seligem Liebesbeben
Wonnedurchglutet.

Doch die Zeit verrann! — Ach, wie viele Nächte
Weckte leises Schluchzen dich aus dem Traume!
Ach, gar manch bittre Thräne küßte
Dich aus dem Schlummer!

Aber lustig einst spielten lock'ge Kinder
Nahe dir, als hätten die lieben Kleinen
Leis geahnt, daß du sie zuerst vernahmest
Schreien und weinen.

Doch die Lust verstummte; ein leises Stöhnen
Klang aus dir, als bleich und mit hohlen Wangen
Auf den Kissen schmerzendurchschauert weinte
Klagend die Mutter.

Und als einst die Sonne im Osten flammte,
Standen rings mit thränenerfüllten Augen
Um dich her die liebenden Kinder, küßten
Weinend die Todte.

Träume nun, vergessnes, morsches Lager!
Hast geschaut die seligsten Wonnefreuden,
Hast gelauscht den schmerzlichsten Trauerklagen;
Modre! Zerfalle!

Zuletzt sei noch eines erzählenden Gedichts gedacht, das ein beachtenswerthes Talent für diese Gattung bekundet, wenn auch die zu große Flüchtigkeit des Vortrags hier noch die Wirkung abschwächt. „Der Mimen größter" ist es überschrieben und behandelt die Anekdote, nach welcher der Schauspieler Schicchi dem zu Gunsten der Kirche enterbten Sohne eines reichen alten Geizhalses Namens Buoso zu seinem Erbe dadurch noch verhalf, daß er in der Sterbestunde des Alten diesen, sobald derselbe gestorben, auf die Seite schaffte und sich selbst als sterbender Buoso in dessen Bett legte, von wo aus er mit Garrick-ähnlicher Verstellungskunst vor Notar und Zeugen sein erstes Testament für null und nichtig erklärte und den Sohn Buoso's wieder in seine Rechte einsetzte. Wie die naturalistische Richtung der Italiener bei dieser spröden Aufgabe auch seitens der Dichterin zu ihrem Rechte kommt, mag die Schilderung beweisen, welche das Beseitigen des Todten zum Gegenstande hat; da heißt es:

Und hurtig zieht
Die seidne Decke er von Buoso's Leiche,
Hebt auf den Todten und nun. . . . „Doch wenn man's sieht,
Daß ich nicht ganz dem alten Sünder gleiche?" —
Und auf das Lager sinkt die Leiche wieder. . . .

Nachdem er dann in längerm Selbstgespräch alles erwogen hat und zum Entschluß gekommen ist, heißt es weiter:

Und hastig faßt er abermals den Todten,
Daß auf dem rechten Arm der Rücken liegt,
Indem der linke um die Knie sich biegt,
Daß Händ' und Füße streben nach dem Boden;
Und wie ein Kind die Puppe trägt er schnell
Ins seitliche Gemach die starre Last,
Legt nieder sie an flink erkorner Stell'
Und eilt zurück in fieberhafter Hast. . . .

2. Collection Spemann. 171. bis 174. Band: Byron's Werke, übersetzt von Adalbert Schroeter. Stuttgart, Spemann. 1885—86. 8. 4 M.

Schon vor mehr als dreißig Jahren äußerte Friedrich Rückert gegen mich, es seien der Byron-Verdeutschungen so viele, daß nur wenig Häuser im Deutschen Reiche zu finden sein dürften, in denen es nicht wenigstens eine Byron-Uebersetzung gebe. Seitdem haben Meister und Gesellen sich in Menge immer von neuem der nämlichen Arbeit unterzogen, und nachdem man nach dem Erscheinen der vielbewunderten Byron-Uebersetzung Gildemeister's durch diese die Sache zum Abschluß gebracht wähnte, hat es sich bald gezeigt, daß aller Wahrscheinlichkeit nach überhaupt von einem Abschließen mit dem Uebersetzen Byron's in absehbarer Zeit nicht die Rede sein wird. Ich habe schon öfter in d. Bl. Gelegenheit genommen, das Uebersetzen bisher noch nicht übersetzter Werke des Auslandes als etwas im allgemeinen nicht nach Gebühr Geschätztes zu bezeichnen, da wir ja doch nun einmal zu kosmopolitisch geartet sind, um ohne Kenntniß der fremden Literatur auszukommen, wie dies in der Regel die Franzosen und die Engländer fertig bringen. Aber solches erste Uebersetzen ist begreiflicherweise eine viel schwierigere Aufgabe als das Uebersetzen von Werken, die bereits in mustergültiger Verdeutschung vorliegen und deren etwaige Dunkelheiten also keine mehr sind, sodaß die Lesewelt wol die Pflicht hätte, ersten Uebersetzungen etwas größeres Interesse entgegenzubringen, als es zumeist geschieht. Thäte sie das, so würde unsere Vertrautheit mit ausländischer Literatur bald eine gründlichere sein, und die Verleger wären auch nicht zur Veranlassung endloser neuer Concurrenz-Uebersetzungen gedrängt: eine Sachlage, die so manche schätzenswerthe Begabung von diesem Gebiete fernhält oder sie auch wol bereuen läßt, ihm Kraft und Zeit geopfert zu haben.

Die „Collection Spemann" ist durch den wohlfeilen Preis, zu welchem sie zumeist auch noch wissenschaftlich gut orientirende Einleitungen liefert, genöthigt, auf großen Absatz zu sehen und zu solchem Zweck Werke zu bringen, für welche in weiten Kreisen bereits günstige Meinung besteht. Solche Meinung wird für Byron aus vielen Gründen immer bestehen, und da somit eine abermalige Uebersetzung nicht wol unterbleiben durfte, ist es wenigstens erfreulich, daß sich derselben ein gründlicher Kenner des Englischen unterzog, der auch den Reim zu bändigen versteht. In der Einleitung hebt er mit Recht die Uebersetzung Gildemeister's als eine hoch verdienstliche Leistung hervor, glaubt aber doch, daß über Gildemeister's „Trachten nach classischer Accuratesse und prosodischer Reinheit der zartere Schmelz der lyrischen Empfindung sich hier und

da leise verflüchtigt und die Melodie des Vortrags an Natürlichkeit das verloren habe, was seiner äußern Form an Correctheit eine Kunst zu verleihen wußte, die zu fein bedacht und sorgfältig wägend operirte, als daß sich der Inhalt bei so mittelbarer Formulirung nicht hätte verkühlen müssen". Es wird sich später einmal Gelegenheit bieten, in dieser Richtung die Arbeit beider Uebersetzer zu vergleichen. Hat Schroeter sich für berechtigt gehalten, das von vielen Seiten in Deutschland gehegte Vorurtheil gegen die Mitverwerthung sogenannter falscher Reime bei seiner Uebersetzung nicht zu beachten, so sei es ihm, wo immer er dadurch dem Original näher kam, als Verdienst angerechnet. Die Freiheit, mit welcher englische Poeten Reime, die keine sind oder doch nur durch veränderte Aussprache zu solchen werden, zusammenkoppeln, ist weit größer, als die Nichtkenner der englischen Sprache es ahnen, und nur wenn man dem deutschen Uebersetzer wenigstens einen Theil der nämlichen Freiheit zugesteht, wird er einigermaßen im Stande sein, die ohnehin ja durch ihre vorwiegend einsilbigen Wörter bevorzugte englische Dichtung ohne allzu große Sinnverkümmerung in deutsche Reime zu übertragen. Vielleicht ist es an der Zeit, jene altherkömmliche englische Reimfreiheit durch einige Proben anschaulicher zu machen. Byron selbst und der bei uns ja auch so viel übersetzte Burns mögen dazu aus ihrem Schatz herleihen. Byron reimt birth mit earth, forth mit earth, boughs mit brows, stirr'd mit word, scatter mit water, curse mit universe, roll'd mit unfold, bow'd mit cloud, got us mit hothouse, fault's in mit waltzing, my heart mit thou art, La Valette mit sweat u. s. w.

Burns reimt abuse mit house, hags mit leagues, grip mit stop, miss mit place, breast mit beast u. s. w.

Dies sind keine Ausnahmen von der Regel; es ist daran auch nichts zu tadeln; der falsche Reim wird durch den zutreffendern Sinn des Worts gerechtfertigt, und auf den fein zutreffenden Sinn kommt es an, nicht auf den Klang — der bloße Klang als Herrscher hat Geschmacklosigkeiten genug hervorgebracht, man denke nur an die Tabulatur der nürnberger sogenannten Meistersinger.

Wenn trotzdem, wie auf das Versmaß der Urschrift, so auf das Vermeiden sogenannter falscher Reime bei uns immer noch ein viel größeres Gewicht gelegt wird, als der eigentliche Zweck der Uebersetzung richtig erscheinen läßt, so wäre überhaupt denen, welche über Dichtungen zu Gericht sitzen, Vorsicht in Bezug auf das Würdigen dieser oder jener bloßen Aeußerlichkeiten zu empfehlen. Es schweben mir hierbei verschiedene kritische Meinungsabgaben vor, die eher den jungen Dichter zu verwirren, als zu belehren geeignet sind. So z. B. eine an Geibel ertheilte Rüge, weil er eben und erheben, spenden und Händen reime (s. „Allgemeine literarische Correspondenz" vom 1. Februar 1880).

Minder zu billigen ist die überschwengliche Verwendung von Fremdwörtern; selbst bei humoristischen Gedichten wie Byron's „Don Juan" sollte der Uebersetzer sich nach dieser Richtung nicht zu sehr gehen lassen; denn in der Sprache des Originals sind diese Wörter ja nicht immer Fremdwörter; besteht doch gerade die englische Sprache aus einem längst fertigen Gemisch der Sprachen verschiedener Nationen. Hier nur einige von vielen derartigen Strophen aus der Schroeter'schen Verdeutschung des „Don Juan":

Ob man nun reite oder promenire,
Sich mit dem Don Quixote im Original
(Ein Hauptpläsir vor allen!) amusire,
Ob leicht man conversire, ob genial —
Geduldet euch, bis ich es referire.
Ich werde, hoffe ich, beim nächsten mal
Das Thema gründlicher ins Auge fassen
Und mein Talent dabei sehr leuchten lassen.

Und tanzen konnt' er! Fremde excelliren
Im steifen England durch die Eloquenz
Der Pantomimen. Hier war ein Chassiren
So reich an Würde wie Intelligenz,
Die unerläßlich ist beim Galopiren,
Ohn' die theaterhafte Vehemenz
Der Herrn und Nymphen vom Corps de ballet —
Er tanzte wie ein echter Chevalier.

Da manche dieser Fremdwörter bei uns so gutes Bürgerrecht erworben haben, daß wir sie nicht entbehren können noch möchten, so versteht es sich, daß gegen die Verwendung solcher Schutzbürger keine Einsprache erhoben werden soll. Aber neben so zahlreichen andern, auf dem Aussterbeetat stehenden Eindringlingen nehmen sie wieder einen störend undeutschen Klang an, und so wird einer der dereinstigen Nachfolger Schroeter's sich wol nicht der Mühe entschlagen dürfen, etwas mehr mit ihnen aufzuräumen, als es in der vorliegenden Verdeutschung geschehen ist.

3. Gedichte von Jaroslav Vrchlicky. Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün. Leipzig, Wartig. 1886. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Verfasser kennzeichnet sich schon durch seinen Namen als Czeche. Er ist 1853 zu Laun in Böhmen geboren und bekleidet gegenwärtig das Amt eines Secretärs in der Rectoratskanzlei des böhmischen Polytechnikums in Prag. Wurzbach hält ihn für den berufensten Vertreter der reflectirenden kosmopolitischen Richtung, welche seit dem Anfange der sechziger Jahre der nationalen, d. h. slawischen, entgegentrat. Er hat Lyrisches, Episches, Dramatisches in großer Menge geschrieben, ohne daß, wie versichert wird, die Gediegenheit seiner Arbeiten darunter gelitten hat. Zur Aufführung gelangten seine Trauerspiele „Drahomira", „Der Tod des Odysseus", „Julian Apostata", sowie seine Lustspiele „Eine Nacht auf Karlstein", „Im Fasse des Diogenes" und „Zum Leben".

Was den Uebersetzer der vorliegenden Gedichte betrifft, so würde seine Bescheidenheit den strengsten Kritiker entwaffnen, selbst wenn der Billigkeitssinn nicht zu Gunsten jeder ersten Uebersetzung spräche. „Ich trete nicht mit dem Anspruch auf", so heißt es in der Vorrede, „für

einen Uebersetzer oder Kenner der böhmischen Literatur zu gelten." Es sei nur sein Wunsch, berufenere Uebersetzer zum Studium der Werke Vrchlicky's anzuregen, da er von „der universellen Größe dieses Dichters" erfüllt sei.

Eine so enthusiastische Einführung verdient jedenfalls theilnehmendes Interesse, und es wäre bedauerlich, wenn man derselben nach Kenntnißnahme von dem Gebotenen ablehnend entgegentreten müßte. Glücklicherweise liegt hierfür kein Grund vor. Mag der junge Dichter seiner Neigung zu bilderreicher Sprache auch noch zu viel nachgeben, mag er auch hier und da durch zu viel philosophischen Ballast seinen poetischen Nachen in Gefahr bringen: es spricht aus dieser Gedichtsammlung doch ein vornehmer und poetisch begabter Geist, und der Uebersetzer hätte unrecht gethan, uns die Bekanntschaft mit demselben vorzuenthalten.

Um wenigstens eine kleine Probe dem Gesagten anzufügen, stehe hier das Sonett:

Zwei Schatten.

Einst ging am Abend sinnend ich nach Haus,
Der Weg war schwach erhellt vom Lampenscheine.
Zwei Schatten warf ich. Dunkel war der eine,
Und hell der andre; dieser ging voraus,

Als wich er einen Kampf mit jenem aus.
Doch beide schritten mit mir im Vereine:
Es hob der Helle, wie ein Riese, seine
Gestalt bis übers Sternenmeer hinaus:

Indeß der kleine, finstere Geselle
Mir nachschlich durch des Kothes trübe Welle.
Die Schatten zeigten mir mein ganzes Leben:

Hier Ideal, dort Stoff, Alltagsverlangen.
Auf diesen Schatten sah im Geist mit Bangen
Ich Don Quixote und Sancho Pansa schweben.

Noch eine Bemerkung, die sich lediglich auf das Aeußere des in der prager Druckerei „Politik" hergestellten Buchs bezieht. Seit wann gilt es für etwas Beeinträchtigendes, wenn ein Gedichtbuch Seite für Seite, sei es oben oder unten, numerirt wird? Kann man eine verkehrtere Neuerung auf diesem Gebiete ersinnen, als das Weglassen der Seitenzahl über jedem Gedicht, das nur eine Seite füllt und ebenso über jedem Anfang eines längern Gedichts? Eine ganze Reihe von Seiten bleiben solcher Art in diesem Buche ohne Zahlenangabe und sind nach dem Register, wo sie numerirt aufgeführt werden, nur auf dem Wege des Suchens zu finden. Gegen diese neue Buchdruckererfindung sei hiermit als gegen eine Verkehrtheit protestirt.

4. Collection Spemann. 100. Band: Gedichte Walther's von der Vogelweide. Uebersetzt und erläutert von Bruno Obermann. Stuttgart, Spemann. 1886. 8. 1 M.

In würdiger Weise schließt das erste Hundert dieses volksthümlichen Unternehmens ab. Die Uebersetzung ist eine ansprechende und sorgfältige; in der Einleitung wird alles dasjenige geboten, was den gegenwärtigen Stand der Forschungen über Walther's Leben und Dichten anschaulich macht. Hugo von Trimberg, welcher am Ende des 13. Jahrhunderts dichtete, hat ihm in zwei Zeilen einen Nachruf gewidmet, der hier als beste Empfehlung seinen Platz finden mag:

Herr Walther von der Vogelweide,
Wer des' vergäße, thät' mir leide!

Als Beleg für den richtigen Ton, den der Uebersetzer anzuschlagen und festzuhalten verstand, führen wir Walther's „Mahnung" an:

Dürft' ich den Priestern rathen, wie ich's treulich mein',
So spräche ihre Hand zum Armen: „Nimm, 's ist dein!"
Die Zunge säng' und nähme nicht so manchem Mann was sein.
Sie dächten dran, daß sie um Gott Almosen einst empfangen.
Als ihnen Konstantin zuerst Einkünfte thät verleihn,
Hätt' er gewußt, wie viel der Uebel draus entsprangen,
Wär' des Reiches Noth ihm da wol nah gegangen;
Nur waren sie da keusch und nicht in Uebermuth befangen.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Ein interessantes Werk sind die „Städtegeschichten. Aus allen Gauen des Vaterlandes. Historische Erzählung und Sittenschilderung aus deutschen Städten" von Karl Oppel (Leipzig, Spamer). Die deutschen „Städtegeschichten" bieten viele echt dramatische Episoden, deren sich auch die Muse unserer Dichter mehrfach bemächtigt hat. Einzelne Erzählungen gehören ganz der Geschichte an; bei andern ist die geschichtliche Ueberlieferung mit novellistischem Beiwerk ausgeschmückt. Streng historisch und vielleicht die spannendste von allen ist die Erzählung „Zwei Volkstribune. Aus Hamburgs Geschichte"; die erste Erzählung: „Der Spion", spielt in Frankfurt vor hundert Jahren; „Durch Leid zum Frieden" ist ein augsburger Sittengemälde aus der Mitte des 15. Jahrhunderts; „Der Stadthauptmann von Schweinfurt" spielt in den Jahren 1395—1440; „Der Würgengel" in Wiens schwerster Zeit 1679; „Berliner Kinder" in den Octoberwochen von 1760. Chroniken, Annalen, Biographien sind benutzt für das Colorit der verschiedenen Zeiten und Orte und einzelner Hauptbegebenheiten. Hinsichtlich der alterthümlichen Redeweise und des Dialekts hat der Verfasser das rechte Maß beobachtet, indem er durch Ausdrücke und Formen nur insoweit an Zeit und Ort erinnert, als das leichte Verständniß und der ungehinderte Genuß der Lektüre dadurch nicht beeinträchtigt wird.

Theater und Musik.

Das Lustspiel von Leopold Günther: „Die Nachrede", ist am dresdener Hoftheater und am leipziger Stadttheater mit mäßigem Erfolg in Scene gegangen. Der Gedanke, daß einer bei Lebzeiten die Nachrede erfährt, die man ihm nach seinem Tode halten wird, da man ihn eben für todt hält, könnte allenfalls einem Lustspiele zur Grundlage dienen, mindestens ein Motiv für einzelne komische Situationen hergeben. Hier aber ist die Anlage des Stücks eine verfehlte, indem der Haupt-

charakter, anfangs eine Art von malade imaginaire oder mindestens ein durch Fettablagerungen hypochondrisch und gallig gewordener Mann sich in der großen Zwischenpause zwischen den beiden ersten und den beiden letzten Acten mittels einer Schweninger'schen Cur und eines Seebades so gänzlich verwandelt, daß er gar nicht mehr wiederzuerkennen ist: nicht etwa was seine schmächtige Taille, sondern auch was seinen Charakter betrifft. Wenn Schweninger derartige Wundercuren vollbrächte, so würde doch ein dramatischer Dichter daraus keinen Nutzen ziehen können: denn es widerspricht allen Regeln der poetischen Charakterzeichnung, in solcher Weise aus einem Löwen ein Lamm zu machen. Der Verfasser der guten Lustspiele „Der Leibarzt" und „Der Stiftsarzt" hat hier mit dem Arzte hinter der Bühne, der seine Helden zurechtknetet, kein sonderliches Glück gehabt. Der ganze Aufbau des Stücks zerfällt überhaupt in zwei große Abtheilungen, und die Nachrede, die ihm den Titel gibt, kommt erst in der zweiten zur Geltung. Der Dichter hat sich diesmal im Stoff vergriffen.

— Rudolf Kneisel ist ein überaus productiver Schwankdichter: jetzt hat er wiederum einen Schwank vom Stapel laufen lassen, der in Leipzig zum ersten mal gegeben wurde: „Desdemona's Taschentuch". Schade, daß Kneisel in seinen neuesten Stücken eine stereotype Manier hat, komische Wirkungen zu häufen, indem er mehrere Personen in eine gleiche Situation versetzt: dies hat oft etwas Marionettenhaftes, so auch in dem neuen Schwank, der sonst an lustigen Erfindungen nicht arm ist und die Geschichte eines Taschentuchs, das eine Wäscherin verloren und das nun zu einer großen Verwirrung, besonders zu einer Reihe von Eifersuchtsscenen Anlaß gibt, zum Mittelpunkt hat. Die drollige Situationskomik des Stücks erheiterte das Publikums. Das Ganze machte aber eigentlich nur den Eindruck eines harmlosen auf die Bühne verpflanzten Gesellschaftsspiels.

— Das Lustspiel „Das kritische Alter" von H. Wittmann und M. Löbel, welches am wiener Burgtheater zur Aufführung kam, hat in den ersten Acten gefallen, während der Schlußact mißfiel. Das Thema ist jedenfalls eine für ein feines Lustspiel geeignete Aufgabe: ein Gutsbesitzer und seine Frau, welche beide bereits in dem kritischen Alter angekommen sind, ohne gerade „alt" zu sein, leben in kinderloser Ehe und nehmen ein siebzehnjähriges Mädchen, Rosa, ins Haus. Daraus ergeben sich dann die unvermeidlichen Verwickelungen. Doch herrscht nach dem Urtheil der Kritik eine falsche Tragik und eine falsche Naivetät in dem Stücke; besonders nimmt die Gattin Martha die schwächliche Verirrung ihres Gemahls viel zu tragisch, und auch die Unschuld der jungen Rosa scheint bisweilen von einer verzweifelten Naivetät zu sein. Das Lustspiel ist indeß sehr reich an Geist und verschwendet eine Menge von Motiven, aus denen sich mehrere Lustspiele machen ließen. So ist die Oekonomie des Stücks nicht glücklich, die Handlung zu überladen. Die Autoren aber sind durchaus talentvoll und haben vor allem den Schauspielern interessante Aufgaben gestellt. Man hofft, daß durch wesentliche Striche und Kürzungen und die daraus hervorgehende Vereinfachung der Handlung das Stück sich für das Burgtheater noch werde retten lassen.

Bibliographie.

Adler, V., Die Arbeiterkammern und die Arbeiter. Wien, Toeplitz u. Deuticke. 1886. 8. 20 Pf.

Alpenrosen und Gentianen. Eine Episode aus dem Leben König Ludwig II. von Bayern. Von J. Bajovar. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 2 M.

Alt, E., Keine Rose ohne Sonnenschein! Novelle. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 16. 60 Pf.

d'Altona, H., Rauhenborn und Sohn. Schauspiel. Annaberg, van Groningen. 1886. 8. 1.

Amyntor, G. v. (Dagobert v. Gerhardt), Gerke Sutemiune. Ein märkisches Kulturbild aus der Zeit der ersten Hohenzollern. 3 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 13 M.

An Fürstenhöfen Europas. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 6 M.

Beru, M., Am eignen Herd. Ein deutsches Hausbuch. Leipzig, Titze. 1886. 12. 5 M.

Bernhardt, L., Auf Umwegen. Roman. Halle, Fricke. 1886. 8. 3 M.

Bertus, L. (A. v. Haustein), Um die Krone. Drama. Berlin, C. F. Conrad. 1885. 8. 1 M. 60 Pf.

Buchwald, C., Der Heirathsantrag. Novelle. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 16. 1 M. 20 Pf.

Chillonius, Cancionero. Reiselieder und Zeitgedichte. (Wasserringe und Miscellen, neue Folge.) München, Callwey. 8. 3 M.

Dekh, J. P., Beschreibung der Stadt Gebweiler, geschrieben in den Jahren 1780—1786. Gebweiler, Boltze. 1884—87. Lex.-8. 8 M.

Deutsche Dichter der Gegenwart. Biographisch-litterarische Charakterbilder. 4ter Bd.: Viktor von Scheffel. Ein deutsches Dichterleben, dargestellt von H. Pilz. Mit dem Porträt des Dichters. Leipzig, Schloemp. 8. 3 M.

Domanig, K., Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung. Innsbruck, Wagner. 8. 3 M.

Droste-Hülshoff, Freiin Annette Elisabeth v., Gesammelte Werke, herausgegeben von Elisabeth Freiin v. Droste-Hülshoff. Nach dem handschriftlichen Nachlaß verglichen und ergänzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkung versehen von W. Kreiten. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Anna Elisabeth Freiin v. Droste-Hülshoff. Ein Charakterbild als Einleitung in ihre Werke. Nach den gedruckten und ungedruckten Quellen entworfen von W. Kreiten. Münster, F. Schöningh. 8. 4 M.

Ebers, G., Die Nilbraut. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 12 M.

Eschstruth, Nataly v., Potpourri. Dresden, Pierson. 8. 3 M. 50 Pf.

Fabri, F., Wie weiter? Kirchenpolitische Betrachtungen zum Ende des Kulturkampfes. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M.

Fereus, Z., Stimmen des Weltleids. Eine neue Anthologie. Leipzig, O. Wigand. 12. 8 M.

Feságomi. Berlin, Simion. 1886. 8. 6 M.

Frapan, Ilse, Hamburger Novellen. Hamburg, O. Meißner. 1886. 8. 1 M.

Freund, J., Der Lebende hat Recht. Novelle. Berlin, Steinitz. 8. 2 M.

Friedrich. G., Bunte Blätter. Eine Sammlung aus der Lyrik der neuesten Zeit. Mit 10 Vollbildern nach Originalen von R. E. Kepler. Stuttgart, Hänselmann. 1886. 8. 3 M.

Gaston, H., Gunthers Brautfahrt. Ein Lied vom Niederrhein. Pösneck, Latendorf. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.

Gedenk- und Geburtstags-Buch. Lahr, Schauenburg. 1886. 12. 2 M. 25 Pf.

Neue Gedichte von Arnold v. d. Passer. Meran, Pötzelberger. 16. 1 M.

Berühmte Handschriften des Mittelalters in photographischer Nachbildung. 1. München, Verlags-Anstalt für Kunst und Wissenschaft. 1886. Lex.-8. 60 M.

Harnack, O., Goethe in der Epoche seiner Vollendung. (1805—1832.) Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung. 1886. Gr. 8. 5 M.

Hosäus, W., Arendsee'er Lieder. Dessau, Baumann. 1886. 8. 1 M.

— — Balladen und Elegien. Dessau, Baumann. 1886. 8. 1 M. 80 Pf.

— — Die Geburt Christi. Ein Weihnachtsfestspiel. Paderborn, Kleine. 1886. 8. 60 Pf.

Hunfalvy, P., Neuere Erscheinungen der rumänischen Geschichtsschreibung, beleuchtet. Teschen, Prochaska. 1886. Gr. 8. 6 M.

Kirchhoff, T., Californische Culturbilder. Cassel, Fischer. 1886. Gr. 8. 6 M.

Der deutsch-dänische Krieg 1864. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. 1ster Bd. Mit 3 Uebersichtskarten, 6 Plänen und 12 Skizzen in Steindruck und im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. 1886. Gr. 8. 22 M. 50 Pf.

Kröner, E., Das körperliche Gefühl. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Geistes. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 6 M.

Linde, A. von der, Kaspar Hauser. Eine neugeschichtliche Legende. 2 Bde. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 15 M.

Nachtigal's, G., Reisen in der Sahara und im Sudan. Nach seinem Reisewerk dargestellt von A. Fränkel. Mit Nachtigals Porträts, 92 Abbildungen und 1 Uebersichtskarte. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 5 M.

Historisches Taschenbuch. Begründet von F. v. Raumer. Herausgegeben von M. Maurenbrecher. 6te Folge. 6ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Wachs, O., Die Weltstellung Englands, militärisch-politisch beleuchtet namentlich in Bezug auf Russland. Mit 7 Karten. Kassel, Fischer. 1886. Gr. 8. 4 M.

Weber, J., Ernst und Scherz. Gedichte. München, Callwey. 8. 3 M.

Wedekind, W., Die Sozialisten. Schauspiel. Berlin, Selbstverlag des Verfassers, Schiffbauerdamm 2. 1886. 12. 1 M.

Weise, K., Die deutsche Handwerker-Braut. Wismar, Hinstorff. 1886. 12. 1 M. 20 Pf.

Weißenthurn, M. v., „Sie schreibt" und andere Novellen. Leipzig, Peterson. 8. 4 M.

Weitbrecht, R., Der Bauernpfeifer. Eine Wallfahrergeschichte aus dem 15. Jahrhundert. Barmen, Klein. 8. 2 M. 50 Pf.

Wellenkamp, Dorette, Biller ut'n Leben. Geschichten un Gedichten in uns leew ol Modersprak. Schleswig-Holsteinische Dialect-Dichtung. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.

Wichert, E., Mutter und Tochter. Eine littauische Geschichte. Leipzig, Reissner. 1886. 8. 2 M.

Ziegler, J., Prenzlau, die ehemalige Hauptstadt der Uckermark. Prenzlau, Biller. 1886. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Zur Erinnerung an meine Dienstzeit. Ludwigsburg, Wieland. 1886. 8. 50 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** 1887. Nr. 2.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 3. Februar 1887.

Lyrisches aus alter und neuer Zeit.

1. Altdeutsche Weisen aus dem 12. bis 17. Jahrhundert. Urtext mit Uebertragungen von Ernst Moser. Brünn, Irrgang. 1886. 8. 3 M.

An geschmackvollen Anthologien aus den weiten Kreisen unserer mittelalterlichen Lyrik, soweit es sich um fachmännisch verglichene und sauber revidirte sowie um chronologisch geordnete Texte handelt, ist kein Mangel. Wohl aber haben die Bestrebungen, den alten Liedern eine allverständliche moderne Form zu verleihen, sodaß sich ihr einstiger Zauber in ursprünglicher Weise in den poetischen Kunstformen unserer Tage äußere, ihre schwierige Aufgabe nur so unvollkommen zu lösen vermocht, daß die Möglichkeit des Gelingens überhaupt vielfach verneint worden ist. Und allerdings, die lobenswerthen und zum Theil höchst ansprechenden Versuche Karl Ströse's: „Deutsche Minne aus alter Zeit" (3. Auflage, Leipzig 1878) und „Altes Gold" (2. Auflage, Leipzig 1878) haben sich schnell überlebt, und diejenigen Karl Pannier's: „Walther von der Vogelweide" (Leipzig) und „Die Minnesänger. Ausgewählt und übersetzt" (Görlitz 1881) sind in jeder Hinsicht mislungen. Hingegen sind zahlreiche Lieder Walther's aus meiner Nachdichtung in Schulbücher wie in Literaturgeschichten übergegangen, und Hans Ziegler, der verdienstvolle Sammler unserer Soldatenlieder, bereitete mit der ihm eigenen Umsicht und Sorgfalt eine umfängliche neue Sammlung vor, die von den ersten Tagen des kunstmäßigen Minneliedes beginnend auch auf das Volkslied des 15. und 16. Jahrhunderts Ausdehnung gewinnen und die mittelhochdeutschen Gedichte zum Theil in meiner Neuprägung geben soll. Damit hoffen wir einem Bedürfniß entgegenzukommen, das bei der Umgestaltung des deutschen Unterrichts an unsern höhern Schulen sich immer dringender kundgibt und durch das vorliegende Werk von Ernst Moser nicht befriedigt wird. Dasselbe ist das Erzeugniß eines wohlmeinenden Dilettantismus. Der Verfasser kennt, wie man sich überzeugen wird, nicht einmal die einfachsten Elemente des Mittelhochdeutschen. Seine Hauptquelle für den „Urtext" ist die Heinrich Kurz'sche Literaturgeschichte. Bei der Wahl der aufgenommenen Dichter herrscht kein Princip, die Auslese aus ihren Werken verräth weder Urtheil noch Geschmack. Die Manier des Uebertragens ist die eines Nachlallens der altdeutschen Vorlagen in jenen niedern archaistischen Modulationen, in welchen sich Simrock so sehr gefiel, deren Mistöne hier aber durch den überall hervortretenden Mangel einer auch nur oberflächlichen Kenntniß des alten Idioms sich um so unleidlicher verschärfen, als sich die Sprach- und Reimtechnik des Verfassers auf unterster Stufe bewegt.

Die Sammlung ist ungemein ärmlich und duftlos. Aus dem 12. Jahrhundert werden nur Lieder von Dietmar von Aist, Heinrich von Veldegge, Friedrich von Hauser, Heinrich von Rügge, dem Speervogel (sic!) und Ulrich von Singenberg gegeben; ignorirt werden der Kürenberger, die namenlosen Lieder, Walther's berühmter Lehrer Reinmar von Hagenau und Walther selbst, Heinrich von Morungen und alle die andern glänzenden Vertreter der ersten Blütezeit unsers Minnesangs. Nicht minder führerlos wandelt der Sammler sodann durch die fünf nächsten Jahrhunderte. Die Texte stehen auf der linken Seite mit sublinearen Angaben der heutigen Bedeutung veralteter oder verschollener Vocabeln; auf der rechten Seite leiten sodann biographische und literarhistorische Bemerkungen die Uebertragung ein. Die Manier der letztern beleuchte sich selbst.

Dietmar von Aist's bekanntes Frühlingslied:

> Ahî! nu kumet uns diu zît,
> dër kleinen vogellîne sanc!

wird übertragen:

Hahei! nun kommt uns die Zeit,
Der kleinen Vöglein Sang!

statt etwa folgender Fassung:

Ahî, nun kommt die Frühlingszeit,
Der Sang der kleinen Vögelein!

und weiter:

Es grünet voll die Linde breit,
Vergangen ist der Winter lang —

für den Text:

Ez gruonet wol diu linde breit,
zergangen ist dër winter lanc.

Die lautliche Anlehnung des „voll" an „wol" erweist sich zum mindesten als der Kunstgriff einer sehr — naiven Kunst. Nicht weniger erheiternd wirkt folgende Variante. Das Dietmar'sche:

Slâfestu, friedel ziere?
Wan wecket uns leider schiere
ein vogellîn sô wol getân,
daz ist dër linden an daz zwî gegân —

wird ohne alles Verständniß im einzelnen und ganzen vergewaltigt:

Schläfst du, schmucker Freund?
Es wecket leider uns so bald
Ein Vögelein, so froh und zahm,
Das öfters auf die Linde kam.

Sowol Form wie Inhalt entfernen sich von ihrer Vorlage so weit, daß uns ein nahezu Fremdes und dabei Geschmackloses in der Modernisirung entgegentritt.

Andere Stücke, welche die Sammlung bietet, erscheinen einer Neubildung überhaupt nicht würdig, wie denn der Herausgeber mit ausgesuchter Fertigkeit vielfach gerade solche Lieder oder Sprüche herausgreift, die unserm modernen Geschmack am meisten fremd sind. Daß sich die schwierigen Metren der Originale in seinen Uebertragungen völlig verwischen, kann nicht wundernehmen, wenn man ihn selbst den primitivsten Rhythmen gegenüber so machtlos findet. Aber auch der einfachsten Formen der alten Sprache erweist er sich so völlig unkundig, daß sein Versuch durch diese Thatsache in eine ganz besonders kritische Beleuchtung tritt. Den Eingang des bekannten Liedes Neidhart's von Reuenthal nämlich:

Ûf dem bërge und in dem tâl (sic)!
Hebt sich aber dër vogelîn schal,
Hiure, als ê,
grüener klê:
rume ez, winter, du tuost wê! —

übersetzt er mit köstlicher Unbefangenheit:

Auf dem Berge und in dem Thal
Hebt sich aber der Vögelein Schall,
Höre, wie eh',
Grüner Klee:
Weiche ihm, Winter, du thust weh!

Damit beweist er, daß ihm die Bedeutung des mhd. aber und hiure, also zweier der gebräuchlichsten mittelhochdeutschen Vocabeln, völlig fremd ist. Jenes, das er mit „aber" gibt, bedeutet: wiederum, von neuem, und dieses, das er mit „höre" (!) überträgt, heißt vielmehr, dem heutigen „heuer" entsprechend: heutzutage.

Und wie sehr er auch an andern Stellen, in die sein Verständniß ausnahmsweise eingedrungen ist, den ursprünglichen Charakter des Originals zu wandeln für erlaubt hält, belege die Schlußstrophe desselben Liedes, die bei Neidhart in der charakteristischen Derbheit seiner Manier folgendermaßen auslautet:

Ein altiu mit dem tode vaht (focht),
beide, tac und ouch die naht.
Die spranc sider (seitdem)
als ein wider (wie ein Widder)
und stiez die jungen alle nider.

Unserm Interpreten ist das drastische Bild offenbar zu unbequem gewesen oder zu indecent erschienen, und wir erhalten nun anstatt der launigen Pointe Neidhart's von Reuenthal die sinnige Wendung Ernst Moser'scher Conception:

Im Tode eine Alte lag,
Sowol die Nacht als auch den Tag;
Sie sprang in Lenzeslust,
Und sang aus voller Brust
Und hat's die Jungen noch zu lehr'n gewußt.

Damit habe sich aber das Werk denn selbst das Urtheil gesprochen in dem Grade, als sein Verfasser uns das Recht gegeben hat, seine Berufung für die Interpretation mittelhochdeutscher Dichterwerke überhaupt in Zweifel zu ziehen, welche, so vielfach unserer heutigen Geschmacksrichtung widerstrebend, gerade an Takt und technische Schulung des Erneuerers ganz besondere Ansprüche stellen: Ansprüche, denen Ernst Moser sich in keiner Beziehung gewachsen zeigt. Um noch einige letzte Belege seines Mangels an Verständniß der alten Texte zu geben: er überträgt Sendiu liebe, d. h. sehnende, schmachtende Liebe, mit „Botin Liebe" (!) und das Sprichwort Gescheide hanen fressen die fûchs auch: „Gescheidte (Leute) haben zu essen, die Füchse auch" (!); bei Theobald Höck's

Kein andern Dank kriegt ich davon,
Leer Stroh hab' ich gedroschen:
Schabab, ein Körbel ist mein Lohn,
Die Lieb ist ausgeloschen —

wird zu schabab der lustige Commentar gegeben: „Interjection; Schabab der Zuname eines Dichters, welcher sich der elende Knabe nannte." Die Uebersetzung variirt denn demzufolge die allgemein verständliche Vorlage also:

Keinen Dank kriegt' ich davon,
Leeres Stroh hab' ich gedroschen:
Ach, ein Körbchen ist mein Lohn,
Alle Lieb' ist ausgeloschen.

Wenn wir dem Büchlein den Abschiedsgruß zuriefen: Schabab! — würde die mysteriöse „Interjection" dem Commentator verständlich sein?

2. Im Thüringer Wald. Eine Wanderfahrt in Liedern von John Henry Mackay. Dresden, Pierson. 1886. 8. 60 Pf.

Es sind Lieder, die uns das Büchlein bringt, zu welchen ein junger Musensohn auf einer Wanderung durch

den Thüringer Wald inspirirt worden ist. Er hat die landläufige Route gemacht: von Kösen durchs Schwarzathal über Schwarzburg, Paulinzelle nach Ilmenau; über Friedrichroda, den Inselberg und Ruhla nach der Wartburg. Altenstein und Liebenstein, Arnstadt, Rudolstadt und Salzungen scheinen nicht gestreift worden zu sein. Die Lieder sind frisch und melodisch, aber ohne sonderliche Originalität und Tiefe und ohne feinere rhythmische Klärung. Anklänge an wohlbekannte Muster laufen mit unter und führen zuweilen an die Grenze des Abgegriffenen, Trivialen; z. B.:

Und du weilst —

(es ist in Kösen)

Und du weilst, und all dein Wesen
Ruht in dieser Stille aus,
Fühlst dich mehr und mehr genesen
Und begehrst nicht mehr nach Haus.

Der Dichter scheint in einer ruhigen Epoche in dem sonst so buntbelebten Badeorte gewesen zu sein, jedenfalls nicht zur Zeit der SC-Commerce. Ein ähnlicher Anklang, wie uns in dem

Und begehrst nicht mehr nach Haus —

begegnete, wird uns in der Strophe vernehmbar:

Nur fern am Bergesabhang
Des Schlosses Lichterglanz —

(Schwarzburg ist gemeint)

Doch füllt dies stille Leuchten
Die träumende Seele ganz. . . .

Auch an komischen Motiven gebricht es dieser modernsten Vagantenlyrik nicht. Der Poet sieht von irgendwelcher Höhe Jena „zu seinen Füßen" liegen.

Da liegt die alte Musenstadt vor mir
Im Abendsonnenglanz zu meinen Füßen,
Herab ins Thal (nicht *hinab*?) weht von der Höhe hier
Aus doppelt freudiger Brust mein stilles Grüßen.

„Classischen Hauch, der nie verwehen wird", sieht der Dichter um die alten Giebel weben. Daher erklärt er sich das Schweigen, das ihn staunen macht. Aber nein, er corrigirt sich. Dies Schweigen herrscht nur am Tage; „in dunkler Nacht" geht's lauter zu. „O nein", verbessert oder ergänzt er sich,

O nein, — ich, selber ein Student, kann's fassen:
Bei Tage still, tobt doch in dunkler Nacht
Jenas student'sche Jugend durch die Gassen.

Ein anderes mal ist der Sänger, wiederum in stiller Stunde, auf der Leuchtenburg.

Wie weit, wie still —

copirt er den Dichter der „Göttlichen Komödie".

Wie weit! wie still! — in mich versunken
Steh' ich nur, schau' und schaue nur —
Wer war's, der einst, selbst schönheitstrunken,
Segnend durch diese Lande fuhr?

Ja, das weiß ich auch nicht. Der Neue Tanhäuser etwa? Sonst hat John Mackay mehr die Goethe'sche Lyrik in Sinn und Gemüthe.

Sind dies die Wege, und du darfst sie gehen?

fragt er mit frommen Schauern auf dem Gickelhahn —

Sind dies die Wege? Und du darfst sie gehen —
Ist das nicht großes, unnennbares Glück?
Und fühlst du nicht, wie dieser Lüfte Wehen
In jene ferne Zeit dich trägt zurück?

Du sinnst — und wandelst still die alten Gleise;
Auf deinen Lippen schwebt ein Lied — *ein* Lied;
Du fühlst die Wehmuth, wie sie leise, leise
Ihn einst umzog — und nun auch dich umzieht.

Es ist ein sehr bescheidener Antheil an Goethe's Genius, aber doch ein fromm empfundener. Das gilt auch von dem Liede „Im «kühlen Grunde» bei Friedrichroda". Seine weichen, zarten Töne athmen Lenau's träumerische Melancholie. Wir empfinden hier mit dem Dichter, und Stimmungen, wie sie uns selbst in frühern Jahren in jener tannengrünen Waldeseinsamkeit durch die Seele zogen, werden in wehmüthiger Erinnerung in uns wach gerufen. In demselben Metrum, das hier John Mackay wählte, wagten wir selber einst in jenem stillen Grunde bei Reinhardsbrunnen den ersten lyrischen Versuch:

In abendliches Dunkel
Hüllt sich die weite Rund';
Der Sonne letzt Gefunkel
Erstirbt im Tannengrund. . . .

Es war das Scherflein der Witwe. Das Lied John Mackay's aber lautet wie folgt:

Der müde Tag entschlummert.
Grüngoldnes Dämmerlicht,
Die Abendschatten scheuchend,
Das Baumgezweig durchbricht.

Nur noch ein letztes Singen
Des Vogels hoch im Baum —
Dann sinkt auf alles Leben
Der Waldnacht süßer Traum. . . .

Im weichen Moos vergehen
Die Schritte ohne Spur,
Zu meiner Seite murmelt
Schlaflos die Welle nur.

Eintönig-stilles Rauschen,
Das dennoch nimmer ruht,
Dies ruhlos-hastige Wallen
Ist auch mein Erbtheil, Flut!

Wenn doch in dieser Kühle,
In dieser seligen Ruh,
Um nie sich mehr zu öffnen,
Die Augen fielen zu!

Der Ausklang, es ist wahr, verflüchtigt sich wiederum ins Leere, Triviale, und die Kunst einer epigrammatisch abschließenden Pointirung bleibt dem Poeten fürs erste noch versagt; aber ein herzliches lyrisches Empfinden wird ihm nach solcher Probe niemand absprechen wollen, so wenig er sich fähig erweist, die gewaltigen Eindrücke und Reminiscenzen, welche im Dichterherzen die Wartburg hervorzurufen pflegt, zu tiefer ergreifenden poetischen Gebilden zu verdichten; was er hier gibt, erhebt sich nicht über ein inhaltsarmes lyrisches Genrebildchen. Wohl aber faßt der Dichter die Stimmung, mit welcher er, ein Jünger seiner Kunst, von Weimar scheidet, dem einstmaligen

Schauplatze der Entwickelung ihrer vornehmsten Repräsentanten, — glücklich und kunstgerecht in die folgende, melodiös sich entfaltende Form:

Welche Fülle, welches Leben
Drängt hier machtvoll auf mich ein!
Meine Pulse fühl' ich beben,
Selig, so euch nah zu sein!
Wo ich weile, was ich sehe,
Ueberall weht euer Hauch;
Diese Straße, die ich gehe,
Gingt, Unsterbliche, ihr auch.

Diese Enge — welche Weite!
Welche Stille im Gebraus!
Breite nun, mein Geist, o breite
Deine stärksten Schwingen aus,
Daß du nicht vor ihrem Geiste
Schauernd hier zusammensinkst,
Und dein Flug sich so erdreiste,
Daß von ihrem Licht du trinkst.

Ja, ich fühl' es in mir fluten!
Dieser Tag, er paart in mir
Wehmuthsschmerz und Freudengluten
An dem heiligen Orte hier.
Auf den Lippen, schen betroffen,
Stirbt dahin das arme Wort,
Doch ich trage, voll von Hoffen,
Eine Welt in mir mit fort.

Um so matter verklingt dann freilich das gereimte Schlußwort.

Ein allgemeineres Urtheil über diese Lyrik würde dahin lauten, daß sie sich noch zu eng im Bann des rein Subjectiven bewegt und sich in nur einzelnen Fällen dem Absoluten, Allgemeingültigen, das jeder Leser als ein Stück seines eigenen Innenlebens mitempfände, anzunähern vermag. Der Dichter versteht es noch nicht, seine Stimmungen und Empfindungen zu objectiviren. Ob er es lernen wird, muß die Zukunft zeigen. Ein lebhaftes Gefühl für das Aesthetisch-Schöne und der Besitz einer gefälligen Reimfertigkeit sind noch nicht ausreichende Potenzen, um den, oft so schmerzensreichen, Werdeproceß eines berufenen Dichters einzuleiten.

3. Für Treu' und Glauben. Gedichte nach besonderer Auswahl von H. Schaffer. Ratibor, Lindner. 1886. 8. 3 M. 25 Pf.

Die Lieder sind der Herzogin von Ratibor gewidmet. Scheinbar haben sie mehrere Verfasser, wiewol Grundton, Ideenkreis, Sprache und Verskunst durchaus homogen sind. „Einfache Spielleute, keine Künstler von Ruf" nennen sie sich in der Vorrede, in der sie ihrer Herrin — augenscheinlich zur silbernen Hochzeit — diese Sammlung als „eine bescheidene Huldigung widmen". „Viele aus uns", heißt es a. a. O. weiter, „sind Ew. Durchlaucht seit einer fast gleichen Reihe von Jahren bekannt geworden, und der jüngere Nachwuchs weiß es aus dem Munde der Aeltern, daß Ew. Durchlaucht einem Liede «Für Treu' und Glauben» gern Gehör schenken, auch wenn es nicht von berühmten Meistern gesungen wurde." Nun kommt das so oft misbrauchte Uhland'sche Wort:

Wir singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit.
Wir singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Wir singen von allem Hehren, was Menschenherz erhebt.

Immerhin ein kühnes, vielversprechendes Programm! Sehen wir zu, was es hält.

Fast sämmtliche Gedichte haben durchaus pastorales Gepräge. Die „einfachen Spielleute" sind ohne Frage schlesische Kleriker; die Lieder selbst wohlgemeinte, aber herzlich inhaltsarme, dafür um so wortreichere Psalmodien. So hat denn die „Liebe", „Freiheit", „Männerwürde" und „Heiligkeit", von der sie singen, einen ganz eigenartigen Geschmack:

Geheimnißvolle Rose!
O Jungfrau, Königin!
O Mutter! Fleckenlose!
Leidvolle Martyrin!
Du strahlst gekrönt mit Sternenglanz.
Nichts kommt vor Gottes Thron dir gleich.
Der Freude wie der Schmerzen Thau
Sind Perlen Unsrer Lieben Frau. —
O segne mild, erbarmungsreich,
Ich fleh' es heiß,
Mich und den theuren Rosenkranz.
Marie hilf!

So pointirt sich das Gedicht „Bethaute Rosen und ihr Geheimniß". Es ist illustrativ nach verschiedenen Richtungen. Einmal erhellt es die stoffliche und formelle Manier des Buchs (poetischer Marien- und Heiligencult; Hymnenstil; Operiren mit dem im Mittelalter so reichlich ausgebildeten dichterischen religiösen Bildermaterial, also mangelnde Originalität), wie es außerdem ein beredtes Zeugniß für die überzeugungsfrohe Frömmigkeit der Verfasser gibt. Gerade in diesen Marienliedern übrigens bewegt sich ihre Sprache am gewandtesten und erhebt sich ihre bilderliebende Dichtweise zu einiger Gefälligkeit:

So viel Blumen blühen
Bunt auf grüner Au,
So viel Wolken ziehen
Ueber Himmels Blau —

So viel Wellen steigen
Schäumend auf im Meer,
So viel Aehren neigen
Tief sich segenschwer —

So viel Bächlein rinnen
Frisch und keck zumal
Von der Gletscher Zinnen
Nach dem Alpenthal —

So viel Tropfen flimmern
Auf bethautem Feld,
So viel Sterne schimmern
Hell am Himmelszelt —

So viel Blätter nicken
Vor dem Windeshauch,
So viel Beeren blicken
Aus dem Moos und Strauch —

So viel Schnee in Flocken
Fällt, so weich wie Flaum,
Mitleidsvoll mit Locken
Schmückt den kahlen Baum —

So viel Regentropfen
Stürmisch nun — und lind —
An die Fenster klopfen:
Wachst du, Menschenkind?

So viel Lieder dringen
Aus der Menschen Brust,
So viel Vögel singen
Rings in Frühlingsluft —

So viel Weihnachtsbäume
Frohe Kinder sehn,
So viel Hoffnungsträume
In Erfüllung gehn —

So viel tausend Grüße
Weiht dir frommer Sinn,
Milde Jungfrau, süße
Herzenskönigin.

Man sieht, die Manier verliert sich hier sogar in athemlose Redseligkeit und arbeitet auch hier mit abgegriffenen Gleichnissen, vermag aber dennoch einigen der so verschwenderisch ausgegebenen Strophen eine ansprechendere Form zu verleihen. Auch aus dem äußern Leben, z. B. dem seelsorgerischen und amtsbrüderlichen, werden hier und da Vorwürfe von unsern „Spielleuten" gewonnen, welche mit der Art der mittelalterlichen weltlustigen Wandergesellen allerdings geringe Aehnlichkeit haben. Aber ihre Erfolge bleiben doch völlig auf dem Niveau poetisch aufgebauschter Prose, welche sogar zuweilen durch üble sprachliche Flecken entstellt wird. Man vergleiche in dem Gedicht „Zwölf Jahre krank — die fromme Frau":

Der Weg war schmuzig. Trübe Lachen
Bespritzten arg der Träger Kleid,
Und dennoch folgt dem Sarg kein Wagen
Für Trauergäste dienstbereit . . .

Sonst sind die Stoffe bunt und kraus; Biblisches, Historisches, Legendenhaftes, Choralhaftes, Anekdotenmäßiges, Botanisches, Landschaftliches, Patriotisches, Persönliches schillert durcheinander, ebenso wie die vielartigen Metren, welche die landläufigen Formenscalen von der Terzine bis zur Ghasele und dem Voß'schen Hexameter durchlaufen. Prosaische Dissonanzen indeß finden sich überall. Zu reinerm oder höherm Genießen gelangt man nie. Alle diese Gedichte erscheinen uns als die Erzeugnisse jenes reimsüchtigen Dilettantismus, wie er zuweilen alternden Junggesellen zu einer Art die Stunden kürzenden Sports zu werden pflegt. Ueber manchen dieser Strophen sehe ich den dicken Tabacksqualm behaglich dampfender langer Ahornpfeifen wallen. Nein, Uhland hatte sich die Sänger, denen er sein „Wir singen von Lenz und Liebe" in den Mund legte, denn doch anders gedacht.

Die Weisen dieser Spielleute von Ratibor sind zu langathmig und fluglahm; ihre Sprache scheut um des lieben Reimes willen nicht vor Misbildungen zurück wie: „Die lüsternen Augen entzünden"; ihre Lieder sind gut gemeint, aber echte, lautre Sangeskunst hat sie nicht eingegeben; das Programm, mit dem sie vor den Leser treten, zu erfüllen, blieb ihnen versagt. Zwar dringt uns hier und dort ein Ton entgegen, der uns freundlicher anspricht, aber er wird alsbald verschlungen von monotonen endlosen Versreihen und von bänkelsängerisch behandelten Stoffen, die weder poetisch gewählt noch poetisch abgeklärt sind. Ein Senior führt unter diesen Sängern das Hauptwort; wo er erscheint und in die Harfe greift, welche die andern nach der seinigen zu stimmen sich bemühen, da weiß er auch uns wol das Herz zu bewegen. Ihm wollen wir, um der wackern Sängerkumpanei völlig gerecht zu werden, auch das Abschiedswort gönnen mit seinem schön empfundenen Liede:

Am Wasserfall.

Wir standen, drei junge Burschen,
Hier einst am brausenden Fall.
Uns freute der schimmernde Bogen
Hoch über dem Wogenschwall.

Uns brauste noch selbst in den Adern
Das jugendlich schäumende Blut.
Vielfarbig erglänzte die Zukunft
In morgensonniger Glut.

Wir sangen aus frischen Kehlen
Ein fröhliches Liedchen dabei;
Wir lachten und scherzten wie Burschen,
Von Aemtern und Sorgen noch frei.

Noch heute schwellen die Wogen
In unveränderter Kraft
Zum Fall' unaufhaltsam hinunter
Im Drange der Leidenschaft.

Noch heute wölbt sich die Brücke,
Aus schimmernden Farben gebaut,
Die wir mit trunkenem Blicke
Und schwärmendem Herzen geschaut.

Doch einsam steh' ich — das Liedchen
Der Freunde ist längst schon verhallt —
Ich höre nur rauschen die Wogen
Und rauschen den duftigen Wald.

Heut steh' ich einsam. — Die Freunde?
Sie weilen auf Erden nicht mehr —
Wie wird es so weh ums Herz mir,
Wie bangsam pocht es und schwer!

Tief seufzend schau' ich, wie Welle
Auf Welle kommt und zerrinnt —
Da seh' ich den Regenbogen,
Der heller zu leuchten beginnt:

„Sieh meine strahlenden Perlen!
Zerstäubt ist die Welle — zerschellt;
Doch schimmern, erstanden, die Stäubchen,
Verklärt von der Sonne der Welt."

Doch auch hier verflachen Prosaismen den Eindruck und hindert die wortreiche Vortragsweise ein höheres Gelingen: es gebricht dem Verfasser, wie man immer wieder erkennt, die Fähigkeit kunstmäßigen Concentrirens und Verdichtens, und der breite Erguß seiner Strophen beeinträchtigt die Unmittelbarkeit ihrer Wirkung.

4. Krönungslieder. Von Julius Hötel-Isensee. Hannover, Helwing. 1886. 8.

Das Heft enthält fünf Lieder, in welchen die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs gefeiert wird. Sie sind laut den beigefügten Entstehungsdaten vom 18. bis 21. Januar des Jahres 1871 gedichtet worden, und so ist denn das vielberufene Horazische nonum prematur in annum im Hinblick auf den späten Publicationstermin mit anerkennenswerther Resignation des Dichters respectirt worden. Als Motto dient dem Heft die Geibel'sche Strophe:

Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht
Und schwellt die knospenden Reiser;
Im Winde klingt ein altes Lied,
Das Lied vom deutschen Kaiser.

Dann beginnt ein „Präludium":

In dreiundzwanzig Schlachten klang
Das deutsche Schwert, das scharfe;
Die Helden grüß' ich mit Gesang
Auf reingestimmter Harfe.

Es wallt des Reiches Siegspanier
Im Schmuck der Eichenreiser,
Vorm Heldengreis in Kronenzier,
Vorm lieben, deutschen Kaiser.

Es hält des Kaisers feste Hand
Den güldnen Apfel wieder:
Horch auf, horch auf, mein deutsches Land,
Es klingt das Lied der Lieder!

Darauf folgt ein „Gesang der Fürsten", ein gleicher der „Krieger", ein ebensolcher des „Volks" und schließlich ein letzter der „Priester". Patriotische Wärme ist diesen Strophen nicht abzusprechen; nur hier und da würde der „reingestimmten" Harfe des Sängers ein noch reineres Stimmen sehr zum Vortheil gedient haben. Besonders belästigen uns die häufigen, zur Manier gewordenen, völlig zweck- und grundlosen Inversionen. Man vergleiche im „Gesang der Fürsten":

Du bist das Haupt, von Gott erkoren,
Im neugeeinten deutschen Land!
Des Reiches Scepter, lang verloren,
Nun ruht in deiner starken Hand.

Warum nicht das so nahe liegende:

Ruht nun in deiner starken Hand?

Eine ähnliche Geschmacklosigkeit bringen die nächsten Zeilen:

In Eintracht, Bruderliebe, Treue
Dir weihn wir Herz und Schwert aufs neue.

Und auch die „Krieger" verfallen in ihrem Gesang, einer talentlosen Paraphrase unsers „Heil dir im Siegerkranz", dieser leidigen Caprice:

In diesem heil'gen Krieg
Uns führtest du von Sieg
Zu Sieg und Ruhm.

Wäre der Druck dieser dilettantischen Exercitien überhaupt unterblieben, so hätte man nichts verloren. Besonders der „Gesang des Volks" ist ungemein schwerfällig und inhaltsleer:

Nieder lieget
Gar besieget
Gallia, der grimme Feind.

Dem Reime „eint" zu Liebe wird die Gallia masculin costümirt.

Im „Gesang der Priester" wird in schwer verständlicher Metapher der Herrgott „Horn unsers Heils" genannt; man könnte einen Druckfehler: Hort unsers Heils, vermuthen, aber die komische Trope wiederholt sich, ganz wie die Manier jener verrenkten Inversionen bis zum Schlusse constant bleibt:

Gezogen sie kamen
Mit furchtbarer Macht.
Wir warfen im Namen
Des Herrn Panier auf.

Der Verfasser verspricht uns, demnächst drei Bücher „vaterländischer Gedichte" und gleichzeitig ein Heldenlied in vier Gesängen: „Friedrich Karl", zu veröffentlichen. Seine „Krönungslieder" leisten diesen neuesten Offenbarungen seines Talents nicht den erwünschten Heroldsdienst.

5. Van de Waterkant bit an de Alpenwand. Die Dialektdichter der Gegenwart. Herausgegeben von E. Hackland-Rheinländer. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1885. 12. 4 M.

Das Buch bildet die anmuthigste und dankenswertheste Erscheinung unter den hier besprochenen Sammlungen. Der Herausgeber hat allerlei im Dialekt gedichtete Lieder der Gegenwart in den verschiedenen deutschen Districten gesammelt und so, wie er selbst sagt, „einen gar lieben Strauß gebunden, so schön wie es eben nur der Dialekt vermag. Humor, der rosenrothe, blitzt überall hervor, aber auch das Gemüth (der Humor wendet sich ja nur an das Gemüth, er selbst ein Kind des Gemüths) findet zur Genüge von dem, was die Brust durchbebt und das Herz erheben kann". So findet man denn auch hier wieder das viel citirte Uhland'sche Programm. Entschiedene Einwendungen erheben wir gegen die Anordnung. Statt nach den Territorien vollzieht der Herausgeber dieselbe nach der alphabetischen Reihenfolge der Dichter und Dichterinnen. So klingt denn elberfelder, hannoverisches, schleswig-holsteinisches, braunschweigisches Platt schrill durcheinander. Hier erklingen Laute aus dem niederösterreichischen Waldviertel, gleich daneben „aus 'm Zollerländle"; hier singt ein Kaufmann in prieguitzer Mundart und unmittelbar neben ihm der holsteinische Professor Klaus Groth. Schlesisches und Oberbairisches, elsässer Mundart und linzer Dialekt, Oberösterreichisches und Mansfeldisches, salzburger Flachlanddialekt, Schwäbisches, Deutsch-Böhmisches, Hamburgisches, Bergisches, Westpreußisches und Klänge aus dem Lande Hadeln surren bunt durcheinander. Trotzdem sind empfindliche Lücken zu verzeichnen. Thüringisches, Steirisches, Tirolisches, Pfälzisches, Kölnisches und noch andere Mundarten blieben nahezu ausgeschlossen, und es ist also dem verdienten Herausgeber die schöne Möglichkeit gewährt, sein Werk so wirkungsvoll wie umfänglich zu erweitern. An diese künftige, dann jedenfalls beträchtlich erweiterte und bereicherte Ausgabe wollen wir denn gern weitere literar-

historische Erörterungen anknüpfen, wozu die Sammlung in ihrer heutigen fragmentarischen Gestalt keine Veranlassung gibt. Trotzdem würde auch diese mehr skizzenhafte Form eine überlegte Sichtung vertragen; manches ermangelt doch gar sehr irgendwelchen phonetischen und rhythmischen Reizes sowie inhaltlicher Bedeutung. Man lese das „Lieweslied" von Friedrich Herms:

Gee Äbbelboom, gee Gerschenboom
Bliebd drauß'n in den Gärdchen.
Ich heere geenen Vogellaud
Un ooch gee Liewesweerdchen.

Un dich, mei liewes, sießes Gind,
Vermisse ich nich minder,
Du leefst im Gard'n nich schbatziern:
Denn es is ja noch Winder!

Dieser erotische Erguß ist doch gar zu nutzlos.

All der herzige Zauber des salzburger Flachlanddialekts offenbart sich dagegen in den Gedichten August Radnitzky's, wenngleich auch sie sich oft zu sehr in jene Breite verlieren, in welcher die lyrische Empfindung Innigkeit und Frische einbüßt. Doch entwirft der genannte Dichter in seiner „Seefahrt" ein höchst lebendiges, farbenfrohes Bild einer Heimfahrt der „Diandln" und ihrer „Buama" von der Kirchweih in Seeham (am obern Mattsee):

In Seeham is' Kihrta, und vo Mattsee herent
San woitla vui Leut beim Siglwirth drent.
Wie d' Sunn untageht, geht's Hoamroasn a;
Da tracht't halt ah'n ieds, daß's üwafahrn ka.

Da Landweg is' weit, drum stehngan s' beim G'stad
Und drükn in d' Schiff, wo's a Platzrl noh hat;
Awa d' Fischabuam laß'n koa Alte nöd h' nei,
Da müaßn's grad Junge und Sauwane [1]) sei.

„Diandln, steigt's eina, mie fahrn üwan See.
Es kostt Eng [2]) koan Kreuza, dös wüßt's ja ven eh.
Bein uns geht's so husi [3]) wie netta beim Fliagn.
'S Schiff schutzt sich nöd audascht [4]) als grad wia a Wiagn."

„„Ös foppadn Buama [5]), ös mechts uns betrüagn.
Mia brauchn koa Fuhrweck und brauchn koa Wiagn,
Mia gehngan leicht z' Fuaß und san eheda noh drent,
Eh' d' Muada's Petroli und's Stallicht a kennd [6]).""

„Diandln, dös blendt Eng. Ös kömmts sicha z' spat.
Bleibt's stehn, wann's Eng g'freut; für uns is's koa gnad.
Schauts ummi zun Wald; d'Stern glenzn dort scho.
Bsinnts Eng nöd lang, sunst fahrn ma davo."

Und d' Diandln steign eini, d' Buama ziahgn a,
Daß d' Ruada frei kragn, gasch san s'schon hida [7]).
Bald hert ma s' laut lachn; zletzt kimmt noh a Gsang.
So a lustige Seefahrt — dö wird Oan' nöd z' lang.

Bein Aussteig'n haut Oane noh's Ruada in See,
Daß d' Diandln recht aspritzt; dös thuat ea nöd weh.
„Schön Dank für den Weichbrunn [8])!" sagt a Diandl und lacht,
Und hinum und herum schrein s' zua: „Guade Nacht!"
D' Buama fahr'n hoam zua und jodeln in d' Heh:
Huidarree huidarree!
Pfüat dih God, Schatzei! [1])
Ih kenn' dih ja eh! [2])
Huidarree, huidarree!

[1]) saubere. [2]) euch. [3]) hurtig. [4]) schaukelt nicht anders. [5]) ihr foppenden Burschen. [6]) anzündet. [7]) schnell sind sie schon draußen auf dem See. [8]) Weihwasser.

Dieses originelle, lebensvolle Genrebild wird jeden ansprechen, und der Wohllaut und der metrische Fluß des urwüchsigen Dialekts der Leute vom Mattsee wie die unberührte Naivetät ihrer Ausdrucksweise entfalten hier ihren vollen traulichen Reiz. Auch aus vielen andern dieser so ganz volksmäßigen und echten Erzeugnisse weht der Waldblumenduft des Volkslieds. Wo hingegen reflectirend künstelnde Intentionen in die Dialektdichtung dringen, da erscheint sie von innen heraus verzerrt zur kalten Grimasse. Noch ein Erzeugniß des niederösterreichischen Dialekts sei gestattet zur Charakteristik unserer Sammlung herauszuheben, um in seinem wehmüthigen Grundton die lustige Heimfahrt vom „Kihrta in Seeham" zu contrastiren. Der Verfasser ist J. Düraner:

Und wia' n' i no oa Bui bi gwen
Und han i' d' Schul geh müaßn,
Da woa' n' i ollwal kreuzfidel;
Nua dös that mi vordrießn:
Wann nach da Schul i furt han wölln
Aufs Feld ganz i da ghoam [3]),
Und mi mei Muida [4]) hat dawischt
Und g'fragt: „Wann kimmst denn hoam?"

Viel spoada war's; i woa' r' oa Ma
Und han mi ehrli g'schundn,
Vo früahanf bis i d' spoati Nacht
Han i koa Ruah nöt g'fundn.
Und wann i furt bi, hat mei Weib
So manches mal i da g'hoam
Dö lia'm [5]) Augn voll Wossa [6]) ghabt
Und g'fragt: „Wann kimmst denn hoam?"

Am Friedhof draußt zwei Grawer san,
Zwee brave Leut liegn drei' —
's old Muida is dös oani Leut
Und 's onda is mei Wei' . . .
I denk an sö und alli Nacht
Siach i s' voa mir in Troam,
Und all' zwee schaun mi trauri a
Und frag'n: „Wann kimmst denn hoam?"

Man erkennt, wo die unmittelbare, sei es fröhlich beschwingte oder elegisch getrübte Stimmung in den Weisen der Mundart ihren Ausdruck gewinnt, da verleihen ihre schlichten naturfrischen Rhythmen und ihre kindlichen Accente den strophischen Gebilden einen ganz eigenartigen, rührendherzinnigen Laut und erheben sie in eine Höhe, auf welcher es schwierig wird, ihre Relativität gegen die Absolutheit der kunstvollendeten Lyrik der Schriftsprache abzugrenzen, ja unmöglich für jeden, der nicht die betreffende Mundart als Erbstück seiner Aeltern oder der Heimat empfing.

Adalbert Schroeter.

[1]) Behüt dich Gott, Schätzchen. [2]) Bist mir ja wohlbekannt. [3]) im geheimen. [4]) Mutter. [5]) lieben. [6]) Wasser.

Länder- und Völkerkunde.

1. Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde und Länderkunde, herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von Alfred Kirchhoff. Erster Band: Länderkunde von Europa, bearbeitet von A. Kirchhoff, A. Penck, J. Egli, A. Heim, R. Billwiller, A. Supan u. A. Lieferung 1—9. Prag, Tempsky. 1886. Lex.-8. In Lieferungen zu 90 Pf.

Es ist ein großartiges Unternehmen, das Herausgeber und Verleger dieses Werks begonnen haben. Dasselbe erscheint uns nach den bisjetzt vorliegenden Heften als eine würdige, ja glänzende Krönung all der Arbeit, die auf dem Gebiete der Länderkunde durch Einzeldarstellungen in den letzten zwei Jahrzehnten so reichlich geleistet worden ist. Seit Alexander von Humboldt und Karl Ritter hat Deutschland den Ruhm, die Heimat der wissenschaftlichen Länderkunde zu sein. Diesen Ruhm wird Deutschland von neuem erwerben und als wohlverdient in Anspruch nehmen können, wenn einmal dieses großartige Unternehmen vollendet sein wird. Um diese Vollendung überhaupt erreichen zu können, hat es freilich sein Ziel sich nicht so unendlich hoch und weit stecken dürfen wie seinerzeit Ritter mit seiner „Erdkunde". War es auch außerordentlich, was Ritter in diesem Werk, von dem er einundzwanzig gewaltige Bände vollendete, geleistet hat, so war doch dessen Umfang und Anlage übermenschlich groß, und das Geleistete mußte ein Torso bleiben. Nicht einmal die Geographie Afrikas und Asiens fand in dem Ritter'schen Werke ihre vollständige Darstellung. Dem von A. Kirchhoff herausgegebenen Werke „liegt ein viel bescheidenerer Plan als der einer Erneuerung des Ritter'schen Unternehmens zu Grunde. Es beabsichtigt nicht sowol für den Geographen von Fach, als für den weiten Kreis der Gebildeten, die Erde nach der Mannichfaltigkeit ihrer Ländergestalten umrißweise, doch streng wissenschaftlich zu schildern. Wir möchten dem deutschen Volke Heimat und Fremde vorführen in abgerundeten Bildern des Wesens jeglichen Landes, d. h. der Grundzüge sowol seiner Natur als auch der doppelten Beziehung der Bewohner zu ihr, der passiven wie der activen".

„Wissenschaftliche Gründlichkeit und Unparteilichkeit, gemeinverständliche Sprache, reichliche Beigabe von Karten, Landschafts- und Volkstypen" wird im Vorwort verheißen, und jedes Land soll von einem kundigen Beobachter, der es aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, dargestellt werden.

Von den fünf Bänden, auf welche das Ganze berechnet ist, wird, wie berechtigt, Europa zwei Bände einnehmen; der dritte soll Asien enthalten, der vierte Afrika und Australien, der fünfte Amerika und die Südpolarländer.

Den Anfang macht der Herausgeber Alfred Kirchhoff selbst mit dem einleitenden Abschnitt „Europa im allgemeinen". Der Referent käme sich unbescheiden vor, wollte er auf eine Kritik dieser inhaltlich gediegenen wie formvollendeten Abhandlung eingehen. Was das Vorwort als Bestreben der Verfasser bezeichnet, ist hier in der schönsten Weise erreicht.

Eine Fülle von Belehrung, ein Reichthum großartiger Gedanken und klarer Anschauung wird dem Leser zutheil; wo es nöthig ist, wird das belehrende Wort durch anschauliche Kärtchen und allerlei geographische Darstellungen wie durch höchst sorgfältige statistische Tabellen unterstützt, und die zahlreichen größern und kleinern Bilder sind von einer in ähnlichen Werken bisjetzt unerreichten Feinheit der Ausführung.

Eins der interessantesten Probleme der Länderkunde, die Frage nach dem Einfluß, welchen die natürlichen Verhältnisse eines Erdtheils oder eines Landes auf die Cultur und Gesittung seiner Bewohner auszuüben vermögen, wird von Kirchhoff in folgender Weise besprochen:

Die feine Umrißgliederung Europas hat man zumal seit Ritter gern angesehen als den geheimnißreichen Quell der culturellen Vorrangsstellung Europas. Das Schlagwort des Altmeisters wurde jedoch im Munde manches Jüngers zur mysteriösen Phrase, die so klang, als seien die Umrißgestalten des Festen je nach dem Grade ihrer Zierlichkeit Selbstschöpfer der Cultur, die Menschen nur automatische Marionetten, die höchst räthselhaft nach dem Maß der Küstengliederung ihr weltgeschichtliches Drama gut oder schlecht aufführten. Das heilsame Gegengift gegen vorgefaßte Meinungen, der Thatsachenvergleich, wurde beiseite gelassen, es wurde nicht beherzigt, daß erlauchte Culturstätten, wie Aegypten und China, Mexico und Peru, sich gar nicht durch Vielgliedrigkeit auszeichnen, andererseits die üppigste Fülle von Inseln, Halbinseln und engen Meeresgassen in hohen Nord- und Südbreiten der Westfeste so wenig Eskimos wie Indianer hoher Culturmacht entgegengeführt hat. Erst Peschel sprach das erlösende Wort, es sei immer die Thatkraft des Menschen, auf welche es ankomme, ob örtliche Begünstigungen der Gesittungsentfaltung verwerthet würden, und diese selbst auch functionirten verschieden je nach der Zeitlage: „Zur Renthierzeit waren die Umrisse unsers Welttheils noch todte Vergünstigungen für seine Bewohner." Ratzel verdanken wir die klarere Scheidung der Gliederungsfunction einerseits in die Individualisirung, wie sie von größern Halbinseln oder Inseln auf ihre Bewohner ausgeübt zu werden pflegt, andererseits in die Förderung der Berührung mit dem Meer, wie sie von jedem krausern Küstenzug bewirkt wird, wobei aber Küstenbau, Hafenreichthum und Flußwege von der Küste ins Binnenland noch sehr mit in Betracht kommen. So gewiß nun aller Culturfortschritt auf Erden in der Mittheilung glücklicher Gedanken, wohlthätiger Erfindungen von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk beruht, so gewiß muß Europa gepriesen werden, daß es zunächst da für solche Empfängniß trefflich ausgestattet war, wo die frühesten und wichtigsten Culturanregungen zu gewärtigen waren: in seinem Süden. Hier wehte selbst in der Eiszeit mildere Luft, der Mensch ging hier niemals auf in sklavischer Arbeit um den Erwerb der täglichen Nahrung; immerdar wurde die Mühe um Fristung des Daseins zugleich gefordert und erleichtert, sodaß es weder an Sporn zur Thätigkeit noch an holder Muße für Ausbildung des Geistes fehlte; gerade Südeuropa vereinigte stets mit der Empfänglichkeit seiner geweckten Bewohner für Neues aus der Fremde ganz einzig die Zufuhrsbegünstigung von Waaren

wie Gedanken aus benachbarten Erdtheilen: es hat den reichsten Antheil an der Küste des einzig echten Mittelmeers, wenn wir für ein solches die Landumschlossenheit durch verschiedenartige Festländer fordern, und dieser sein Antheil ist nicht blos ausgezeichnet durch Länge der Küstenlinie, sondern auch durch buchtenreichen Verlauf derselben, viele und treffliche Häfen, eine scharfe Sonderung der Landmasse in recht selbständige Glieder im grellen Gegensatz zu dem einförmigen Gegengestade Afrikas. Für eine recht intensive Einwirkung von außen her war also ebenso gesorgt wie für eine mannichfaltige Aufnahme des Dargebrachten, die auch allerorten fern blieb von unselbständiger Nachahmung. Denn das ist der Vorzug der Culturspenden über Meeresflächen, daß sie leichter geschehen als die, welche mit festländischem Hemmniß ringen, daß sie aber trotzdem eigenartige Verarbeitung des Gebotenen ungestörter sich vollziehen lassen. So kam denn, was man am Nil und am Euphrat ersann, über die weite Fahrstraße des Mittelländischen Meeres her an unsere Südgestade; jeder Buchstabe, den wir schreiben, erinnert an diesen segensvollen Culturweg, auf dem vor Jahrtausenden phönizische Händler Güter suchend Gutes schufen. Aus dem Wildling europäischer Gesittung ist zuerst am Mittelmeer durch Pfropfreiser aus dem Morgenland ein edler Fruchtbaum geworden, der bald kräftiger gedieh als die Mutterpflanzungen im Osten. Reinern Geschmacks, unter besser gezügelter Phantasie gestaltete sich die Schöpfung griechischer Künstlerhand gegenüber dem dargeliehenen Vorbild, frei von Despotie, und darum stärker erblühte das Gemeinwesen auf diesseitigem Boden. Marathon und Salamis zuerst bewiesen, daß die Schüler zu bessern Meistern herangediehen waren, der Alexanderzug und die Bezwingung des Orients durch Rom besiegelte die Ueberlegenheit des Westens; die Sonne der Geschichte, die ihr Frühroth einst ums Aegäische Meer ausgegossen, beschrieb fortan ihren Tagesbogen über Europa.

Und nach einem kurzen Blick auf die weitere Geschichte der europäischen Culturentwickelung fährt Kirchhoff fort:

Vielseitig hat also allerdings die wagerechte Gliederung Europa gefördert. Sie hat in den Jahren der Unmündigkeit Erzieher herbeigeführt, im kräftigen Mannesalter die Cultur hinaustragen lassen, daß aus ihr über den Rücken des erdumspannenden Meeres hinweg die Weltcultur zu erwachsen begann. Sie hat nicht an allen Küsten des Erdtheils gleichzeitig und gleichmäßig ihren Segen ausgebreitet, ist stellenweise lange latent geblieben in ihrem geschichtlichen Einfluß, hat immer erst auf den rechten historischen Moment und das rechte Volk warten müssen, welches ihre Lockung verstand, hat aber auch selbst redlich dazu geholfen, den Bewohnern Muth zum Kampf mit den Wogen sammt überseeischer Thatenlust einzuflößen, sie reich dafür bezahlt mit Macht und Reichthum, mit der ewigen Frische an Leib und Seele, wie sie seefahrenden Nationen eigen ist.

Eine Vergleichung der Erdtheile untereinander nach großartigen, umfassenden Gesichtspunkten führt zu dem Urtheil:

Man redet von Europas Kleinheit, aber man gedenkt zu selten daran, daß einer seiner herrlichsten Vorzüge in unerreichter Raumgröße ihm zutheil geworden: das menschenfreundlichste Klima, welches nicht blos Europas Fluren und Wälder mit Regen und Sonnenschein bedenkt zur rechten Zeit, sondern vor allem den Menschen denklustig, schaffensfreudig erhält im freundlichen Wandel der Horen. Nur durch mittlere Breitenlagen Asiens und Nordamerikas und nur in schmalen, unzusammenhängenden Streifen waltet der erfrischende, nie ausschreitende Gegensatz kalter Winter und warmer Sommer nach deutscher Art, wie wir ihn, obschon mannichfach abgestimmt, wirksam sehen vom portugiesischen Strand bis ins südliche Skandinavien, von Irland bis an den südlichen Ural. Er hat seinen Theil daran, daß vom Sokrates- bis ins Kant-Zeitalter alle große Gedankenschöpfungen europäischer Herkunft waren und noch gegenwärtig allein die transatlantische Tochter mit der Mutter Europa wetteifert auf dem Gebiete epochemachender Erfindungen. Es liegt eine Art Wahlverwandtschaft vor zwischen dem gesunden, maßvollen Klima unsers Erdtheils und der nüchtern verständigen, dem Sinnlichkeitsjoch fernen, sinnigen und doch thatkräftigen Weise seiner Bewohner, ihrer „Sophrosyne".

Wir haben hiermit einige Proben mitgetheilt von der weitblickenden, großartigen Art, in welcher Kirchhoff die Fragen, die der naturphilosophischen Seite der Länderkunde angehören, behandelt. Wir könnten ebenso, wenn es der Raum gestattete, Proben genug geben von der Sorgfalt, Pünktlichkeit und wieder der geistvollen Verwerthung wie der überaus klaren und leichtverständlichen, überzeugenden Darstellung von empirischem Material, wie es die verschiedenartigen neuen und neuesten Forschungen der Geologie, der Pflanzen- und Thiergeographie, der Sprachwissenschaft und Sprachvergleichung, der Kraniologie, der Bevölkerungsstatistik darbieten; wir können nur den Leser einladen, sich selber in das Werk zu vertiefen, allerdings nicht nur, um sich zu unterhalten — denn dazu allein möchte ein solch großartiges Werk nicht dienen wollen und nicht dienen können —, sondern um es zu studiren und reichste Belehrung daraus zu schöpfen.

An die soeben charakterisirte Einleitung Kirchhoff's schließen sich in ganz ebenbütiger Weise an zunächst die Beiträge von Albrecht Penck. Derselbe gibt zuerst eine „physikalische Skizze von Mitteleuropa", dabei auch eine höchst interessante, von hübschen Kärtchen illustrirte Geschichte der geologischen Entwickelung mit dem Schlußurtheil:

Dunkel noch sind die Ursachen jener seit Beginn der Tertiärperiode unablässig erfolgenden klimatischen Wechsel, welche Mitteleuropa sein einst tropisches Klima raubten, ihm eine Eiszeit gaben, und die es schließlich mit einem gemäßigten Klima ausstatteten; fraglich muß daher bleiben, nach welcher Richtung hin sich das gegenwärtige Klima entwickeln wird, ob es milder wird, oder ob es wieder einer Eiszeit entgegengeht.

Hierauf folgt, ebenfalls von A. Penck, der umfangreiche Abschnitt „Das Deutsche Reich". Nach der ethnographischen und geschichtlichen Einleitung enthält das erste Kapitel „Das Alpenvorland und seine Umwallung; physische Geographie" (Orographie und Klima); das zweite Kapitel „Das deutsche Alpenvorland; Bildungsgeschichte"; das dritte Kapitel „Die Anthropogeographie". Hier wird geredet von der Volksvertheilung auf der deutschen Hochebene, in den Alpen, im Böhmerwalde; ferner von den Verkehrslinien, von den Städten, von denen besonders Regensburg, Ulm, Augsburg, München hinsichtlich ihrer Lage, Geschichte und Bedeutung gewürdigt werden.

Nach demselben Schema wird im vierten bis sechsten Kapitel das südwestdeutsche Becken behandelt; zuerst die physische Geographie, dann die Entstehungsgeschichte, endlich die Anthropogeographie. Dem Referenten erscheinen

unbeschadet des Werths der andern Abschnitte, nur eben nach dem persönlichen Geschmack, gerade die Kapitel besonders interessant, welche die Anthropogeographie enthalten. Es hat einen hohen Reiz, den gedankenreichen Ausführungen derselben nachzugehen, die sorgfältigen Beobachtungen, Berechnungen, Statistiken zu überschauen, die tiefer liegenden Beziehungen zwischen dem Boden und seinen Bewohnern, dem Charakter des „Landes“ und dem seiner „Leute“, ihrer Geschichte, ihrer Industrie und ihres Verkehrs, sich von dem sicherblickenden Meister aufzeigen zu lassen, über Confession und Dialekt, Bauart und Stil des Hauses, Siedlungsform und Wirthschaft hier immer wieder Neues zu erfahren oder schon Bekanntes in neuer Beleuchtung zu sehen.

Es liegt eine ernste, umfassende Arbeit, vielfach sammelndes Studium diesen Schilderungen zu Grunde, aber dem Leser drängt sich das Gerüst, das der Verfasser in sammelnder Vorarbeit und in der Arbeit der künstlerischen Ausgestaltung brauchte, nicht vor die Augen; er sieht nur das ausgereifte Kunstwerk der Darstellung, das ihn zum Mitgenießen und Nachdenken einladet.

Wenn die künftigen Lieferungen auf der Höhe der bisherigen bleiben, wie wir hoffen und erwarten dürfen, so wird sicherlich dieses Werk in jeder Beziehung als eine Leistung ersten Rangs auf dem Gebiete der geographischen Wissenschaft dastehen.

2. Die Wunder der Welt. I. Europa. Eine malerische Wanderung durch die Länder und Städte Europas, mit besonderer Rücksicht auf ihre geschichtliche Entwickelung, ihre culturhistorische Bedeutung und die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten von Land und Leuten. Von Adolf Brennecke. Mit 182 Holzschnitten nach Zeichnungen hervorragender Künstler. Lieferung 9—15. Straßburg, Schulz u. Comp. 1886. Gr. 4. Jede Lieferung 1 M.

Die acht ersten Lieferungen dieses Werks wurden von uns in Nr. 14 d. Bl. f. 1886 zur Anzeige gebracht und empfohlen. Die Lieferungen 9 bis 15, mit welchen das Werk zum Abschluß gelangt ist, verdienen dasselbe Lob wie die frühern, und wir können nur unser dort ausgesprochenes Urtheil wiederholen.

Wir entnehmen noch dem Vorwort, das ja bei derartigen Lieferungswerken vielmehr ein Nachwort ist, ein paar Sätze:

Der Verfasser hat kein schulgemäßes Geographiebuch, aber auch keine bloße Skizzensammlung zu schreiben beabsichtigt.... Was er während eines Vierteljahrhunderts in den meisten Ländern unsers Erdtheils mit eigenen Augen beobachten durfte, was er außerdem durch eine langjährige Beschäftigung mit der „Culturgeographie“ aus den namhaftesten Schriftstellern dieses Fachs gelernt hat, das will er dem wanderlustigen Leser mit auf den Weg geben.... Der reiche Bilderschmuck, der Wandermappe hervorragender (meist englischer) Landschafter entnommen, läßt das malerische Element in den Vordergrund treten; ihm zu Liebe verzichtet das Buch auf systematische Vollständigkeit und Anordnung, um im Verein mit den Holzschnitten eine möglichst anschauliche und interessante Darstellung zu bieten. Daß der Text übrigens nicht mit einer oberflächlichen Zusammentragung statistischer, ethnographischer, geschichtlicher u.s.w. Notizen zu verwechseln sei oder nur Stimmungsbilder enthalte, wie sie die Einbildung des Schriftstellers erzeugt, wird der kundige Leser zwischen den Zeilen herauslesen....

Daß diese Erwartung und Forderung berechtigt, daß in dem Text eine freilich kurze, aber entsprechende, das Wichtigste richtig treffende und trefflich heraushebende Schilderung der hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten, ihrer geschichtlichen Entwickelung und culturhistorischen Bedeutung, wie es der Titel verspricht, gegeben ist, haben wir schon gerühmt.

Wir greifen ohne lange Wahl als nochmalige Probe der Darstellung einige Sätze aus dem heraus, was der Verfasser über Konstantinopel sagt:

Konstantinopel ist diejenige Weltstadt, welche durch ihre bloße Lage zu allen Zeiten auf Bedeutung Anspruch machen konnte. Als sie Kaiser Konstantin der Große 330 v. Chr. (hier wäre der Druckfehler zu verbessern, der dieses Ereigniß in die Zeit vor Chr. verlegt!) zur Residenz erhob, hatte sie schon eine tausendjährige Entwickelung hinter sich. Die griechischen Kaiser schmückten sie mit großartigen Bauten, aber Avaren, Perser, Araber, Kreuzfahrer, Genuesen, Venetianer und Osmanen haben im Verein mit Erdbeben und Feuersbrünsten unzählbare Schäden der gewaltigen Stadt zugefügt, die gleich der ewigen Roma zufolge ihrer unvergleichlichen Lage am Kreuzungspunkte der Land- und Seewege zweier Welttheile, im Besitz eines der herrlichsten Naturhäfen der Welt, sich immer zu neuem Leben erhob. Den überwältigenden Eindruck, welchen der erste Anblick Konstantinopels auf den von der Seeseite kommenden Fremden macht, hat Lord Byron in die oft angeführten Worte gekleidet: „Ich sah Athens geheiligte Räume, Ephesus' Tempel sah ich und war in Delphi, ich habe Europa durchstreift von einem Ende zum andern und Asiens schönste Länder besucht, aber nie erfreute mein Auge ein Anblick, dem von Konstantinopel vergleichbar.“ In allen Tonarten wird das farbenreiche Bild der Stadt im Rahmen der glänzenden Meeresflächen und der dunkeln Cypressenhaine längs der zerschossenen, epheuumrankten Mauern von den Reiseschriftschriftstellern gepriesen.... Von dem Goldenen Horn, dem Bosporus und dem Marmarameer wird auf drei Seiten das alte Stambul umschlossen; die östliche, berganstеigende Landseite wird von einer gewaltigen, aber in Trümmer zerfallenen Befestigungslinie begrenzt, an welche sich außerhalb die Kirchhöfe anlehnen. Diese Todtenäcker enthalten die Gräber ganzer Nationen, ihre unzähligen Grabsteine, von melancholischen, oft hundertjährigen Cypressen beschattet, bezeichnen die größte Grabstätte unsers Erdballs ... es überkommt den Wanderer unwillkürlich das wehmüthige Gefühl der Vergänglichkeit inmitten des lärmenden Treibens der Gegenwart. Den Straßen von Konstantinopel verleihen die Kuppeln und Minarets der Moscheen einen orientalischen Charakter, besonders wenn die Muezzin die Gläubigen von den Galerien herab zum Gebet rufen ... Die Grasflächen des reizenden Flußthals werden von alten Platanen, Sykomoren, Wallnuß- und Kastanienbäumen beschattet. Auf der Wiese lagern oft auf Teppichen Gruppen von Haremsdamen scherzend und lachend, umgeben von ihren Wächtern, im Genuß der sonnigen Luft oder des Ausblicks auf das schimmernde Stadtbild jenseits des Bosporus, oder an den süßen Näschereien sich labend, welche die Diener aus den Equipagen oder den buntbewimpelten Kaiks herbeiholen.... Der Große Bazar ist ein aus vielen sich kreuzenden Gassen bestehendes Stadtviertel und ist der lebhafteste Markt des Morgenlandes. Namentlich der Handel in Waffen, Kleidern, Galanteriewaaren und Büchern ist bedeutend. Alle

nur möglichen Gewerke, deren jedes seine eignen Gassen mit bedeckten Gewölben inne hat, stellen hier ihre Waaren zum Verkauf aus....

Dann redet der Verfasser in Kürze von der Hagia Sophia, dem berühmtesten von den mehr als 3000 kleinern und größern Tempeln Konstantinopels, läßt uns eine Spazierfahrt auf dem Bosporus machen und versetzt uns nach Bujukdere, das einem eleganten Badeort des Abendlandes gleicht, auf dessen europäisches ungebundenes Treiben die vornehmen Türkinnen neidisch hinsehen. Ihre Enkelinnen vielleicht dürfen einst ebenso wie diese Europäerinnen promeniren und plaudern, denn nach zwei Menschenaltern wird noch manches Stück türkischen Alterthums vom Geist der neuen Zeit auf die Seite geschafft worden sein.

3. Kaiser Wilhelms-Land und der Bismarck-Archipel. Nach den neuesten Quellen geschildert von C. Hager. Mit Abbildungen und zwei Karten von Kaiser Wilhelms-Land. Leipzig, Greßner u. Schramm. 1886. 8. 2 M.

Der Titel dieses Büchleins nennt zwei glorreiche Namen, die freilich zuerst und vor allem in der Geschichte Deutschlands, aber auch in der Geschichte der deutschen Colonialerwerbe müssen genannt werden. Ja in der That, Schiller hat diesmal unrecht gehabt mit seinem resignirten: „die Welt ist weggegeben;“ durch den Kaiser Wilhelm und seinen Fürsten Bismarck kam Deutschland gerade noch recht, um sich da und dort gar schätzbare und werthvolle Stücke des Colonialgebiets zu erwerben, die freilich erst in der Zukunft ganz und voll ihren Werth erweisen können, auf die aber Deutschland doch schon jetzt mit Stolz und Freude blicken darf, wie etwa glückliche Aeltern auf ihr gesundes, kräftiges, zukunftsreiches Kind blicken, auch wenn es noch hülflos und unbeholfen in der Wiege in den Windeln liegt.

Es ist sehr dankenswerth, doß das hübsche Büchlein, von dem wir reden, uns etwas mehr sagt von diesem kräftigen, vielversprechenden Colonialkind, das Deutschland vor kurzem zur Welt gebracht hat. Denn: Hand aufs Herz! wissen alle Leser und Leserinnen d. Bl. sicher und ohne langes Nachfragen oder Besinnen, wo das Kaiser Wilhelms-Land und der Bismarck-Archipel liegt. Doch wenn sie das auch wissen, so wissen sie wol schwerlich, wie dieses Land aussieht, was es enthält, was es jetzt schon bietet und was es für die Zukunft verspricht. Allen denen, die da ihre mangelhafte Kenntniß eingestehen müssen — und das ist ja vorerst noch keine Schande —, bietet das Büchlein gute Belehrung.

Den Namen nach sieht es in diesen deutschen Colonien schon recht gut deutsch aus, und anheimelnd klingen die Namen: Neupommern, Neumecklenburg, Neulauenburg, die uns da auf dieser neuen Karte von Neudeutschland fern im Osten begegnen. Möge bald die Zeit anbrechen, da diese neugewonnenen Länder, die auf so glorreiche alte Namen getauft sind, als vollwerthige köstliche Perlen und Edelsteine in der deutschen Krone mitschimmern und mitglänzen! Freilich vorerst geht es auf unsern neuen Colonialländern noch nicht eben sehr deutsch, sondern noch recht — papuanisch zu. Es wird einem doch etwas bedenklich zu Muthe, wenn man bei der Schilderung der papuanischen Sitten so viel vom Schädelcultus zu hören bekommt:

Den Schädel, als das Gehäuse der Gedanken, hält man werth, ob er vom Freund oder Feind herrührt. Vielleicht läuft die Vorstellung mit unter, als Besitzer des Schädels über die geistigen Kräfte des Verstorbenen gebieten zu können.

Einen solchen Schädelcultus könnte man sich nun zwar auch bei uns am Ende noch gefallen lassen; aber bedenklicher wird es, wenn wir weiter lesen:

Daher tritt eine förmliche Gier nach Schädeln hier und da auf; Kriege haben oft den alleinigen Zweck, Köpfe zu erbeuten, und ist nur ein einziger Schädel das Ergebniß des Kriegszugs so wird derselbe in Stücke zerlegt und unter die Häuptlinge vertheilt.... Sklaverei ist im Westen und wahrscheinlich auch im Nordosten heimisch. Der Sklavenstand wird aus den Kriegsgefangenen gebildet.... Im allgemeinen ist unter den Papuas, wie unter allen Naturvölkern, die Lage der Frau hart und drückend.... Vielweiberei herrscht mit Ausnahme von Doreh und der Torresstraße allenthalben.

Für die Geschichte der Erforschung von Neuguinea war von höchster Bedeutung das kühne Wagniß des Reisenden Miklucho-Maclay, der 1871 bis 1872 und dann wieder 1876 sich längere Zeit ganz allein unter den Wilden an der Astrolabe-Bai niederließ, durch kluges Verfahren sich das Vertrauen der Wilden erwarb und über Sprache und Sitten derselben wichtige Beobachtungen machte. Aber bisjetzt ist überhaupt nur ein ganz kleiner Anfang in der Erforschung Neuguineas gemacht. Unser Schriftchen sagt:

Nur die Küsten sind bekannt und erforscht, und selbst diese noch nicht ausreichend. Was das Innere des großen Landes birgt, ob es bewohnt oder unbewohnt, ob es dem Europäer dauernden Aufenthalt, ob es neue Einblicke in die Thier- und Pflanzenwelt unserer Erde verstattet, ist noch ein Geheimniß. Wie lange soll die Lösung der Frage, die seit Jahren als eine der brennendsten der Geographie bezeichnet wird, noch auf sich warten lassen! Wir hoffen, daß Deutschland auch in dieser Richtung seine Stellung in Neuguinea ausnutzen und nicht nur dem Vaterland neuen Ruhm schaffen, sondern auch die Nationen, die mit scheelen Augen auf unsere Besitzergreifung blicken, versöhnen wird, indem es in der Kenntniß von unserer Erde, dem Gemeinbesitz aller Völker, eine Lücke ausfüllt.

Hören wir noch ein paar Zahlen, welche die räumliche Ausdehnung der neuen deutschen Länder angeben. Das Kaiser-Wilhelmsland ist ein Gebiet von 3255 geographischen Quadratmeilen oder 179000 Quadratkilometer. Der Bismarck-Archipel enthält zusammen 947 Quadratmeilen oder 52000 Quadratkilometer. Es ergibt sich also zusammen ein Gebiet von 4200 geographischen Quadratmeilen oder 231000 Quadratkilometern (das Deutsche Reich selbst hat 540000 Quadratkilometer).

Wir möchten das kleine trefflich geschriebene Buch, das mit hübschen Bildern geschmückt ist, als sehr instructiv bestens empfehlen.

4. Das Wissen der Gegenwart. Band 53: Die Schweiz. Von J. J. Egli. Mit 48 landschaftlichen Abbildungen. Prag, Tempsky. 1886. 8. 1 M.

Von allen Bändchen dieses Sammelwerks, die wir bisher zu Gesicht bekamen, erscheint uns dieses als das gelungenste. In kurzer, guter Fassung bekommen wir von einem trefflichen Kenner der Schweiz das Wichtigste von Land und Volk zu hören und zu sehen; denn auch die zahlreichen Illustrationen sind in diesem Bande besonders wohl gelungen. Es ist erstaunlich, zu welch billigem Preis hier so viel Schönes dargeboten wird.

5. Schloß Hohenburg im Isarthal. Von Natalie Freiin von Stackelberg. Heidelberg, C. Winter. 1886. 12. 1 M.

Dem Herzog Adolf von Nassau gewidmet, ist dieses hübsche Schriftchen, das eine kurze Geschichte des Schlosses Hohenburg enthält, eine freundliche Gabe zur Erinnerung an das schöne Vermählungsfest des Erbgroßherzogs von Baden mit der Prinzessin Hilda von Nassau, das am 20. September 1885 auf Schloß Hohenburg gefeiert wurde. Anziehend ist besonders die Schilderung, in welch herzlicher Weise das biedere Gebirgsvolk der Umgegend an dem Feste Antheil nahm. Auf einer Ehrenpforte standen die Verse in bairischer Mundart:

Möcht Enk, Prinzeß, der liebe Herr
An glücklichen Ehestand schenka,
Und gnädi wollt's in höchster Ehr'
Des Isarthals gedenka!

6. Meine Reise in Usaramo und den deutschen Schutzgebieten Central-Ostafrikas. Von Schmidt. Berlin, Engelhardt. 1886. Gr. 8. 80 Pf.

Diese kleine Schrift ist eine der nun nicht mehr seltenen Blüten, welche die neue Pflanze der deutschen Colonisation treibt und ferner treiben wird. Neben den Publicationen im größern Stil haben auch solche anspruchslosere Schilderungen wie die vorliegende, die viel Detail bieten, ihren Werth und werden gewiß gern gelesen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Unterhaltungsschriften.

1. Ausgewählte Erzählungen von Franz von Gaudy. Mit einer Einleitung von Konstantin von Gaudy. Stuttgart, Spemann. 1886. 8. 1 M.
2. Von der rothen Erde. Westfälische Dorfgeschichten und andere Erzählungen von F. O. Weddigen. Erfurt, Bartholomäus. 1887. 8. 3 M.
3. Vier Novellen von Adalbert Meinhardt. Braunschweig, Westermann. 1887. 8. 5 M.
4. Er und Sie. Marit Skjölte. Zwei norwegische Dorfgeschichten von Kristofer Janson. Nach der sechsten Auflage der autorisirten kopenhagener Ausgabe. Deutsch von P. J. Willatzen. Bremen, Heinsius. 1886. 8. 5 M.
5. Eine Kreuzeskirche in Frankreichs Wildniß. Von der Verfasserin der „Spanischen Brüder". Uebersetzt von Elisabeth Klee. Gotha, Perthes. 1886. 8. 4 M.
6. Thankmar. Von Margarethe von Dieskau. Gotha, Perthes. 1886. 8. 3 M.
7. (Salon-Bibliothek.) Plaudereien aus dem Paradiese. Der Naturzustand des Menschen in Wahrheit und Dichtung. Von Carus Sterne. Teschen, Prochaska. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Die Collection Spemann bringt einen Band „Ausgewählte Erzählungen" von Franz von Gaudy (Nr. 1). Diejenigen, denen der Name dieses Autors fremd sein sollte, werden in dem vorliegenden Buche den feinsinnigen Schriftsteller kennen lernen. Kritik zu üben an Gaudy'schen Werken wäre ein verspätetes Unternehmen. Seit vierzig Jahren behauptet er einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur. Es soll hier nur angedeutet werden, daß diese Ausgewählten Erzählungen zu den besten Schöpfungen des Dichters gehören. Namentlich die erste: „Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen". Sie gemahnt hier und da in einzelnen Charakterzeichnungen an den liebenswürdigen „Taugenichts" Eichendorff's. Allerdings nur in einzelnen Partien, denn Gaudy verfolgte einen andern Zweck mit seiner Novelle als Eichendorff. Sie sollte eine Parodie des 1834 erschienenen Werks „Italien, wie es wirklich ist" von Gustav Nicolai sein. Die Bemerkungen des berliner Nadelritters, der auf Zufalls Unkosten Italien durchwandert, sind voll drastischer Komik. Freilich, um ihre witzigen Pointen recht zu verstehen, muß man vorher die Räuber- und Flohjeremiaden Nicolai's gelesen haben. Die andern in dem Bande enthaltenen Erzählungen Gaudy's zeichnen sich gleich der ersten durch frische Lebendigkeit der Darstellung, geistvolle Erfindung und eine selten schöne Sprache aus.

„Von der rothen Erde. Westfälische Dorfgeschichten" von F. O. Weddigen (Nr. 2). Der Verfasser hat vergessen, dem Titel seines Buchs hinzuzufügen: Für Kinder. Freilich auch für Kinder wäre es nicht rathsam, dieses etwas verkümmerte Deutsch zu lesen. Man weiß nicht, soll man sich ärgern, oder soll man Sätze wie die folgenden humoristisch auffassen; z. B. bei der Beschreibung der Stadt Minden: „Blühend und gewerbreich war ihre Physiognomie." Oder: „Christoph fühlte eine gewisse Scham, als er sich in seinem einfachen Arbeitsanzug so sehr gegen Bärbel abstechen sah." ... „Thränen rannen tags und nachts ihren gebleichten Wangen hinunter." ... „Bei den letzten Worten schlangen Adelheid, Margaretha und Ottilie ihren Vater schluchzend in die Arme." ... „Tiefe Runzeln legten sich auf seine Stirne."

Von solchen Sätzen wimmelt das Buch. Doch abgesehen von dieser dürftigen Form, auch der Inhalt ist ein dürftiger. Der Dichter hat seinen Helden zu

kurze Mäntelchen angemessen, überall sieht man die Marionettenbeinchen hervorgucken und sich mechanisch bewegen, je nachdem seine Hand die Schrauben aufzieht. Es erscheinen vor uns alle möglichen oder vielmehr unmöglichen Leute, von der drallen Schifferdirne bis zum verhungerten Idealisten. Aber alle nur Figuren, keine wirklichen Menschen! Das muß dem Verfasser manchmal auch so vorkommen, deshalb sagt er uns das mit Worten, was er unvermögend war, durch seine Gestalten auszudrücken. An „Erkerfenster" im Trastevere Roms wird ebenso wenig jemand glauben wie an die Dummheit der Frau Cornelie in „Klippen und Kloster". Diese Dame wollte nämlich nach einigen traurigen Erfahrungen, die sie mit Männern gemacht, in ein Dominicanerkloster aufgenommen werden. Aber „man hatte sie abgewiesen, weil sie nicht dem katholischen, sondern dem protestantischen Glaubensbekenntniß zugethan war". Diese Sammlung von Weddigen steht durchaus nicht auf der Höhe seiner sonstigen Veröffentlichungen.

Eine wahre Erholung ist es, nach der Lektüre eines Buchs wie das eben besprochene wieder einen wirklichen Poeten erzählen zu hören. Als ein solcher zeigt sich Adalbert Meinhardt in seinen „Vier Novellen" (Nr. 3). „Alt-Heidelberg", gleich die erste derselben, offenbart die Gestaltungskraft eines ungemein begabten Schriftstellers. Da begegnet uns doch originelle Erfindung, Geschmack, Wahrheit, Leben. Der Held ist ein Handwerks- und im gewissen Sinne auch Geistesgenosse Jakob Böhme's: eine imponirende Erscheinung in ihrer Schlichtheit, fein und nobel zum Ausdruck gebracht, den bestgezeichneten Charakteren Wilhelm Raabe's gleichkommend. „Georg Hansen", die folgende Novelle, steht der ersten an fesselndem Reiz nicht nach. Bei „Die Mönche von Fontana" möchten wir den Verfasser darauf hinweisen, daß in der katholischen Kirche die Messe nie des Abends gelesen wird. „Der Falke" zeigt, daß A. Meinhardt auch die poetische Form vollständig zu meistern versteht. Die Novelle ist in vierfüßigen Trochäen geschrieben, frisch, munter, nirgends in phrasenhaftes Pathos verfallend. Sie beweist aufs neue, daß der abgeblaßteste Romanstoff in der Hand eines Poeten neue Farbe, neuen Glanz, neues Interesse erhalten kann.

Mit den von P. J. Willatzen trefflich übersetzten Dorfgeschichten „Er und Sie" und „Marit Skjolte" von Kristofer Janson (Nr. 4) führt sich ein bisher bei uns unbekannter norwegischer Schriftsteller in die deutsche Lesewelt ein. Die beiden Erzählungen, die in des Dichters Heimat sechs Auflagen erlebten, werden sich auch in Deutschland einen Anhängerkreis erwerben. Sie sind gut geschrieben und entbehren nicht jenes Erdgeruchs, jener Ursprünglichkeit, jener Knappheit der Sprache, die doch so vielsagend ist, mit einem Worte, aller der Eigenschaften, welche den geistigen Schöpfungen der Norweger so eigenartigen Reiz verleihen. „Er und Sie" ist eine in großen Zügen entworfene Geschichte zweier junger Leute, die durch die Liebe zueinander von allen Schlacken ihres Charakters gereinigt werden. Mit welch keuscher Grazie diese Norweger ihre Menschen hinzustellen vermögen! Da bedarf es keines psychologischen Enträthselungstalentes, um die Personen verstehen zu können: ein einziges Auftreten, ein paar flüchtige Worte, eine Handbewegung, und wir schauen den Kosmos einer Menschennatur und können uns darin zurechtfinden, ohne den Commentar des Poeten nöthig zu haben. Diese naive Schlichtheit der Darstellung gemahnt an die großen Linien der Dichter des Alterthums. Es muß doppelt erfreuen, daß es noch eine Nation gibt, in welcher sich dieser Homerische Geist fortgeerbt hat. „Marit Skjölte" zeigt, daß der Autor trotz seiner scheinbaren kühlen Ruhe doch eine tiefe leidenschaftliche Natur ist. Die Erzählung ist ungemein einfach gehalten, und vielleicht wirkt gerade deshalb der aus ihr sprechende Geist der Tragik um so gewaltiger.

„Eine Kreuzeskirche in Frankreichs Wildniß" (Nr. 5) nennt die Verfasserin der „Spanischen Brüder" ihren geschichtlichen Roman. Schauplatz der Handlung ist das Hochland der Cevennen. „Es hieß damals die «Wildniß» weil es die Zukunftstätte eines geächteten Gottesdienstes war, die Heimat eines Häufleins von Verfolgten." Mit diesen „Verfolgten" sind die Protestanten gemeint, welche nach der Widerrufung des Edicts von Nantes schwere Tage in Frankreich hatten. Die Verfasserin versteht es trefflich, die Kämpfe und Leiden der Unterdrückten, ihre Standhaftigkeit, ihren Glaubenseifer zur Anschauung zu bringen. Am anmuthigsten ist sie, wenn sie die Natur schildert und eine Zeit lang vergißt, Psalmen zu citiren: eine Gewohnheit, die in einem Unterhaltungswerk nicht am Platze ist. Die Uebersetzung von Elisabeth Klee ist eine höchst gelungene.

Ebenfalls zu den historischen Romanen zählt „Thankmar" von Margarethe von Dieskau (Nr. 6). Tüchtige geschichtliche Kenntnisse, die indeß nicht aufdringlich geboten werden, eine heiter gestimmte Weltanschauung, Logik in der Entwickelung der Begebenheiten, machen das Bändchen zu einer empfehlenswerthen Lektüre. Die Verfasserin will nicht belehren, sondern unterhalten, und das gelingt ihr auch, indem sie den Vorhang der Vergangenheit zurückschlägt und uns ein buntes, in glänzenden Farben schillerndes Zeitgemälde entrollt.

In dem Sammelwerk „Salon-Bibliothek" erschien ein Band naturwissenschaftlicher Essays von Carus Sterne. „Plaudereien aus dem Paradiese" (Nr. 7) nennt sie der Verfasser. Diese Plaudereien sind wissenschaftliche Abhandlungen, aber in leicht faßlicher liebenswürdiger Form geboten, sodaß sie jeder Gebildete verstehen und damit seinen Wissensschatz bereichern kann. Die zwölf Essays, welche der Band enthält, beginnen mit dem „Paradiesestraum". Der Verfasser erörtert, darin von den neuesten Ergebnissen der Forschung ausgehend, die Frage nach dem Wo? der einstigen Stätte des Paradieses. Dann schreitet er stufenweise vorwärts in der Entwickelungslehre. Er

zeigt uns den „Naturfrieden im goldenen Zeitalter". „Wie der Tod in die Welt gekommen", „Die Riesengeschlechter der Vorzeit", und noch viel andere Dinge, die das Interesse des Lesers fesseln. Das Schlußkapitel: „Die Fortbildung von Sitte und Gesetz", bekundet einen schönen und durch die angeführten Thatsachen berechtigt erscheinenden Optimismus. Das Buch sollte in jeder Familie angekauft und den Kindern neben dem Katechismus und den Jugendschriften in die Hand gegeben werden. Denn wodurch könnte ein Mensch besser Religion lernen, als durch die Betrachtung seiner eigenen wundersamen Entwickelungsgeschichte, und wo fände er mehr Belehrung als in dieser? Martus Stein.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Von den reizenden „Chants du Pays. Recueil poétique de la Suisse romande publié par A. Jmer-Cuno" (Lausanne, Payot) ist kürzlich eine zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage erschienen. Die erste, über welche zu berichten wir nicht in der Lage waren, erschien Ende des Jahres 1882, bei welcher Gelegenheit ein Kenner das Urtheil fällte, daß, nach dieser Sammlung, die so oft erörterte Frage, ob es überhaupt eine romanische Poesie gebe, nun durch die Thatsache endgültig entschieden sei. Die Aufnahme, welche die Sammlung gefunden, hat ebenso die noch übriggebliebene Frage entschieden, ob diese Dichtungen auch ein Publikum finden, ob sie sich Freunde gewinnen werden. Durch den Erfolg der ersten Auflage ermuthigt, hat der Herausgeber diese neue, zweite veranstaltet und sich bei diesem Anlaß verpflichtet gefühlt, die bessernde Hand an die Sammlung anzulegen. So hat er manches aus derselben weggelassen, manches aber neu aufgenommen, sodaß sie vierzehn Dichter und neunundsechzig Stücke mehr enthält als in der frühern Auflage. Da überdies achtunddreißig Stücke durch andere ersetzt worden sind, so beläuft sich die Zahl der neuen Dichtungen auf hundertundsieben. Der Raum gestattet uns nicht, Proben aus dieser Sammlung zu geben; wir möchten daher, als unserm Geschmacke besonders zusagend, wenigstens auf folgende aufmerksam machen: „La Bible de ma mère", „Les Enfants", „La Vie est courte", „Soirée d'hiver", „Ces Cloches", „Gloire humaine". Ein Lied aber, welches gerade jetzt wieder vielleicht ein beklagenswerthes Interesse hat, können wir uns nicht versagen, hier anzuführen. Es datirt vom Jahre 1869, hat den Titel „Notre Rhin. Écrit après une soirée où l'on avait lu le «Rhin allemand» de Becker et la réponse d'Alfred de Musset" und lautet wie folgt:

Le Rhin que vous chantez dans vos vers fratricides,
Ce Rhin, fantôme impur, vieille divinité,
Qui n'a jamais lavé son lit ensanglanté,
Le Rhin des conquérants et des vanteurs avides —
Qu'il soit à vous, qu'il soit à vous!

Notre Rhin, libre enfant, frère jumeau du Rhône,
Sur l'Alpe, en son berceau, n'a que des rêves d'or;
Il est fier, il est libre, il est jeune, il est fort;
Le sang n'a pas souillé les fleurs de sa couronne —
Il est à nous, toujours à nous!

Aus derselben Verlagshandlung liegt uns vor: „Henri Warnery. Poésies. Les pures ivresses. La lutte et le rêve. Exil. Petits poèmes. Les Origines". Auch dieser Dichter gehört zu den romanischen oder denen der französischen Schweiz, die in der vorerwähnten Sammlung vertreten sind, und von ihm rühren die von uns oben besonders hervorgehobenen Gedichte „Les Enfants" und „La Vie est courte" her. Aus dem vorliegenden Bande, der noch viele ähnlich schöne Gedichte enthält, möchten wir, als wiederum gerade unserm Geschmack zusagend oder uns besonders sympathisch berührend und anmuthend, „Contentement", „Vouloir être heureux" und „Sursum corda" hervorheben, ohne dabei die übrigen von unserer warmen Empfehlung auszuschließen.

— Ueber das kürzlich erschienene und bereits in zweiter Auflage vorliegende stattliche Werk „L'Empereur Guillaume et son règne" von Edouard Simon (Paris, Ollendorff) können wir nur sagen, daß es nach zwei Seiten hin merkwürdig ist, einmal weil die erste vollständige Biographie des deutschen Kaisers von einem Franzosen verfaßt worden, und zweitens weil er sie in so unparteiischem Geiste geschrieben hat. Wenn wir noch hinzufügen, daß die Darstellung ebenso anziehend, wie die Ausstattung des Werks elegant ist, so haben wir wol genug gesagt, um es auch deutschen Lesern bestens zu empfehlen.

— Die Bereicherung, welche die historische Literatur Englands in letzter Zeit erfahren hat, besteht aus zwei neuen Bänden, dem vierten und fünften, des Werks „A History of England from the Conclusion of the Great War in 1815" von Spencer Walpole, und dem zweiten Bande des „A History of Modern Europe" von C. A. Fyffe, welcher die Zeit von 1814 bis 1848 umfaßt. Beides sind anerkennenswerthe, wenn auch nicht gerade hervorragende Leistungen.

Bedeutenderes ist auf dem Gebiete der biographischen Literatur erschienen. Zunächst, als Beitrag zu derselben, verzeichnen wir die „Early Letters of Thomas Carlyle", herausgegeben von Charles Eliot Norton. Der Herausgeber konnte sich mit Froude's, des Biographen Carlyle's, Darstellung des Verhältnisses des schottischen Weisen zu seiner Gattin oder vielmehr Braut nicht befreunden und hat sich nun bemüht, nachdem er in Besitz der hier zum ersten mal veröffentlichten Briefe Carlyle's gelangt war, dieses Verhältniß in ein neues Licht zu stellen, wodurch, wie das „Athenaeum" bemerkt, Froude in Miscredit gesetzt werde, während alles, was die Briefe enthalten, sich nur ehrenvoll für Carlyle und Miß Welsh, seine Braut, erweise.

Wie zu erwarten stand und wie er es vollkommen verdiente, hat der erst vor kurzem verstorbene Philanthrop Lord Shaftesbury bereits einen Biographen gefunden. Das Werk umfaßt drei Bände und führt den Titel „The Life and Work of the Seventh Earl of Shaftesbury, K. G." von Edwin Hodder. Man kann wol sagen, daß das „Werk" des eben verstorbenen Grafen größer und segensreicher war, als die „Werke" seines berühmten Ahnen, des Deisten, es waren, so ehrenvoll diese auch in der Geschichte der Philosophie genannt werden.

Die bedeutendste Leistung jedoch auf dem hier angezeigten Gebiete ist „The Life of Percy Bysshe Shelley" von Edward Dowden, in zwei Bänden. Der durch sein von dem verstorbenen Wagner übersetztes Werk über Shakspeare auch in Deutschland bekannte Literarhistoriker ist auf Grund bisher entweder ganz unbekannten oder nur unvollkommen gekannten Materials, das ihm die Familie des Dichters zur Verfügung stellte, in den Stand gesetzt worden, die längst erwartete vollständige Biographie desselben zu Tage zu fördern. So gut er jedoch auch sein Material verwerthet und so viel Neues er mit Hülfe desselben gebracht hat, so bleibt doch noch immer manches an dem Dichter dunkel; auch faßt der Biograph am Ende seines Werks sein Urtheil über ihn nicht zusammen, sodaß er bei dem Leser kein Gesammtbild von ihm zurückläßt. Ohne Jeaffreson zu

nennen, dies wollen wir noch hinzufügen, ist Dowden's Werk doch im ganzen gewissermaßen ein Protest gegen dessen „The Real Shelley".

— Der neueste Band der „English Men of Letters"-Serie ist „Sir Philip Sidney" gewidmet und von J. A. Symonds bearbeitet. Da die größern biographischen Werke über diesen Lieblingshelden der englischen Nation, den Ritter sans peur et sans reproche, dessen Vielseitigkeit wir erst unlängst in diesen Spalten zu erwähnen Gelegenheit hatten, dem deutschen Publikum kaum zugänglich sein dürften, so muß man diese schön geschriebene und nach allen Richtungen für Deutsche ausreichende Biographie willkommen heißen. Briefe des Helden und seiner edeln Aeltern sowie Auszüge aus Sidney's Werken, die darin mitgetheilt werden, machen das Buch noch besonders werthvoll.

— Von den neuesten englischen Romanen sei „Children of Gibeon" von Walter Besant als der hervorragendste der letzten Monate erwähnt. Nach Art von Charles Dickens und Charles Reade wird darin die traurige Lage der Nähterinnen in London und deren Ausnutzung seitens der Arbeitgeber, von welchen sie nebenbei unmenschlichen Martern als Strafe für Nachlässigkeit, wirkliche oder zugeschobene, unterworfen worden, bloßgestellt; doch geschieht dies, ohne daß der Verfasser wie Dickens übertreibt oder wie Reade blos grau in grau malt; vielmehr schildert er die Dinge und Menschen, wie sie wirklich sind, und mischt den dunkeln Tinten so viele helle bei, daß ein wahres, naturgetreues Gemälde daraus entsteht. Der echte Humor verläßt auch ihn so wenig wie Dickens; doch verfällt er nie in dessen falsches Pathos und Sentimentalität und schlägt nie einen falschen Ton an. Nur scheint er uns diesmal den Faden zu lang ausgesponnen und unnöthige, die Sache nur abschwächende Wiederholungen nicht vermieden zu haben.

— Die beiden neuesten Bände (Band 47 und 48) der im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden „Coleccion de autores españoles" enthalten unter dem Titel „Ocho Comedias desconocidas" eine Sammlung von acht Lustspielen berühmter spanischer Dichter, welche ihr verdienstvoller Herausgeber Adolf Schaeffer einem alten, von ihm aufgefundenen Buche entnommen hat. Schaeffer schließt aus dem Inhalt und der äußern Form dieses Buchs, dessen Titel und Vorrede fehlen, daß es im Anfang des 17. Jahrhunderts gedruckt worden ist. Jedenfalls stammen die vorliegenden Stücke, von denen übrigens zwei fast verschollen, die andern sechs gänzlich unbekannt sein dürften, aus der Blütezeit der spanischen Dramatik und sind schon deshalb für alle Kenner und Freunde der spanischen Literatur von besonderm Interesse.

Bibliographie.

Arnold, E., C. S. J., Die Leuchte Asiens oder die große Entsagung (Mahabhinischkramana). Nach der 24. Auflage des Originals übertragen von A. Pfungst. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Attarachus und Valeria. Eine lyrische Erzählung von Beatus Rhenanus. Aus der Studienmappe einer Bonner Studenten. Leipzig, Grunow. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.

Bago, E. L., Der Cölibat. Socialer Roman in 3 Bdn. Autorisirte Uebersetzung aus dem Spanischen von E. Bark. 1ster Bd.: Der Geistliche. Hagen, Risel u. Comp. 1886. 8. 2 M.

Bargen, H. N. v., Dem Tode entronnen oder ein Kampf um Erb' und Ehre. Neueste Erzählung. 1stes bis 16tes Hft. Neusalza, Oeser. 1886. Gr. 8. à 10 Pf.

Beckh, W., In ernster Zeit. Vorgetragen in der öffentlichen Versammlung des Pegnesischen Blumenordens am 8. November 1886. Nürnberg, v. Ebner. 1886. 12. 50 Pf.

Bergwitz, K., Ein Votum zur Erziehungsfrage. Reval, Kluge. 1886. Gr. 8. 80 Pf.

Benary, F. H., Hans Besenried. Ein Spielmannssang aus der Zeit nach dem großen Kriege. Hamburg, J. F. Richter. Gr. 8. 2 M.

Beta, O., Peregrine. Novelle. München, Callwey. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.

Armenische Bibliothek. Herausgegeben von Abgar Joannissiany. III. Bilder aus Persien und Türkisch-Armenien von Raffi. Aus dem Armenischen übersetzt von L. Rubenli. Leipzig, Friedrich. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.

Björnson's ausgewählte Werke. Aus dem Norwegischen von L. Lobedanz. 1ster Bd.: Dramen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1886. 8. 2 M. 25 Pf.

Bloch's, E., Theater-Correspondenz. Nr. 201: Sympathie. Dramatischer Scherz von F. Dunkland. Berlin, Lassar. 1886. 8. 2 M.

Böhmers, C., Gepa. Ein Roman. 2 Tle. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 10 M.

Brand, des alten Sebastian, neues Narrenschiff. Entdeckt und herausgegeben von F. Idus. Düsseldorf, F. Bagel. 1886. Gr. 4. 5 M.

Braune, E., Dichterstimmen. Ein Sentenzen-ABC. Anthologie aus den bedeutendsten Werken hervorragender Schriftsteller des In- und Auslandes in alphabetischer Reihenfolge. Berlin, Klemann. 12. 2 M.

Commer, Clara, Englische Dichtungen. Deutsch von C. C. Münster, F. Schöningh. 8. 1 M. 40 Pf.

Dietzel, H., Karl Rodbertus. Darstellung seines Lebens und seiner Lehre. 1ste Abth.: Darstellung seines Lebens. Jena, Fischer. 1886. Gr. 8. 2 M.

Droste-Hülshoff, Freiin Elisabeth v., Anna Morian. Erzählung. Münster, F. Schöningh. 8. 1 M. 40 Pf.

Eckers, G., Die Bevölkerung der Urzeit. Eine Erzählung. Berlin, Pinn. 1886. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Edlinger, A. v., Erklärung der Tier-Namen aus allen Sprachgebieten. Landshut, Krüll. 1886. 8. 2 M.

Erhard, E., Zwischen Havel und Spree. Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Escherich, E., Isaria. Culturgeschichtliche Erzählungen von den Ufern der grünen Isar. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 1886. 8. 2 M.

Feldpost. Roman von Dito und Idem (Königin Elisabeth von Rumänien und Mite Kremnitz). Bonn, Strauß. 1886. 8. 6 M.

Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, im Auftrage der Centralcommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland herausgegeben von R. Lehmann. 2ter Bd. 1stes Hft. Die Nationalitäts-Verhältnisse Böhmens von L. Schesinger. Stuttgart, Engelhorn. 1886. Gr. 8. 80 Pf.

Frey, A., Gedichte. Leipzig, Haessel. 1886. 8. 4 M.

Friedlaender, G., Aus den Kriegstagen 1870. Berlin, Hertz. 1886. 8. 1 M. 60 Pf.

Fritz, S., Aus ungleichen Tagen. Neue Gedichte. Wien, Konegen. 12. 2 M.

George, Amara, Mutterliebe in Lust und Leid. Eine Festgabe, den deutschen Müttern geweiht. Würzburg, Stahel. 8. 7 M.

Gerhardt, M., Die Herren von Lindenberg. Roman in 8 Büchern. 2 Bde. Braunschweig, Wagner. 8. 8 M.

— — Frau Susanne. Novelle. Braunschweig, Wagner. 8. 4 M.

— — Der Verschollene. Novelle. Braunschweig, Wagner. 8. 4 M.

Godin, Amélie, Fahr wohl! Erzählung. München, Richter u. Kappler. 1886. 8. 3 M.

Goltermann, H., Vom Heimathland am Weserstrand. Plattdeutsche Poesie und Prosa. Bremen, Kühtmann. 1886. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Grau, R. F., Das Selbstbewußtsein Jesu. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 7 M.

Grosse, W., Mutterliebe. Ein Märchen in Versen. München, Merhoff. 1886. 8. 1 M.

Grube, H., Hie Mann — hie Weib! Schauspiel. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 8. 2 M.

— — Der letzte Schultheiß von Bardowick. Historische Erzählung aus der Zeit der Zerstörung von Bardowick. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 8. 3 M. 50 Pf.

Gudden, Sophie, Wilde Rosen. Ein Märchenstrauß. Berlin, Janke. 1886. 8. 2 M.

Hesse-Wartegg, E. v., Nordamerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Bewohner in Schilderungen. Auf Grundlage mehrjähriger Reisen durch den ganzen Continent, und mit Beiträgen von Udo Brachvogel, Bret Harte, Thdr. Kirchhoff. 3ter Bd. Leipzig, G. Weigel. Lex.-8. 6 M.

Heyse, P., Der Roman der Stiftsdame. Eine Lebensgeschichte. Berlin, Hertz. 8. 6 M.

Juritzsch, G., Adalbero, Graf von Wels und Lambach, Bischof von Würzburg und Gründer des Benedictiner-Stiftes in Ober-Oesterreich. Ein Beitrag zum Investiturkampfe. Nach Quellen bearbeitet. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 4 M.

Kappler, A., Surinam, sein Land, seine Natur, Bevölkerung und seine Kultur-Verhältnisse mit Bezug auf Kolonisation. Mit Holzschnitten und einer Karte. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 5 M.

Kohut, A., Weber-Gedenkbuch. Erinnerungsblätter zum 100jährigen Geburtstage Carl Maria von Webers am 18. December 1886. Mit einem Porträt Webers. Reudnitz-Leipzig, O. Schmidt. 8. 2 M.

Lang, A., Der Schweizer in Neapel. Schauspiel. Nach einer wahren Begebenheit. Musik von F. Schneeberger. Bern, Nydegger u. Baumgart. 12. 80 Pf.

Lange, L., Kleine Schriften aus dem Gebiete der classischen Alterthumswissenschaft. 1ster Bd. Mit Porträt und Lebensabriss des Verfassers. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 10 M.

Lamprecht, K., Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. Untersuchungen über die Entwicklung der materiellen Kultur des platten Landes auf Grund der Quellen zunächst des Mosellandes. 3 Tle. in 4 Bdn. Leipzig, A. Dürr. 1886. Lex.-8. 80 M.

Lenz, J. M. R., Die sizilianische Vesper. Trauerspiel. Herausgegeben von K. Weinhold. Breslau, Koebner. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Lieder der Mormonin. Leipzig, Dürselen. 16. 5 M.

Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben v. Heyse und L. Laistner. 16ter bis 18ter Bd. München, Oldenbourg. 1886. 8. à 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 6. 10. Februar 1887.

Ein neuer Shakspeare-Kritiker.

Shakspeare-Literatur von Eugen Reichel. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1887. 8. 8 M. 50 Pf.

Der Titel dieses neuen Werkes lautet einfach genug, aber die Einfachheit eines Titels, wie die einer Grabschrift, kann ebenso wol auf große Bescheidenheit wie auf großes Selbstbewußtsein des Verfassers deuten. So wollte Arthur Schopenhauer bekanntlich nichts weiter als seinen Namen auf seinen Grabstein gesetzt haben, und zwar nicht, wie ebenfalls männiglich bekannt ist, aus Bescheidenheit. Vielleicht hat er diese Eigenschaft, wie sein Freund Goethe, dem er ja nach einem der neuesten und wol jüngsten Forscher sogar seine Philosophie verdankt haben soll, auch seinerseits den „Lumpen" überlassen. Wie es im vorliegenden Falle damit bestellt ist, d. h. also, welcher von den beiden Eigenschaften die Einfachheit des oben angeführten Titels entsprungen sein mag, das können wir füglich unsern Lesern zur Entscheidung anheimgeben. Wir unsererseits gestehen, daß, nachdem wir das Buch, mit Ausnahme jedoch der nachher zu erwähnenden Fragmente der Ueberarbeitungen Shakspeare'scher Dramen, gewissenhaft von der ersten bis zur letzten Seite durchgelesen, wir in wirklicher Verlegenheit sind, was wir von der Leistung des noch ziemlich jungen Verfassers — denn Kürschner's „Literaturkalender" zufolge zählt er erst 33 Jahre — halten und wie wir dieselbe behandeln sollen. Und die Verlegenheit wird noch dadurch vermehrt, daß, wie der Verfasser im Vorwort zu verstehen gibt, ein edler Gelehrter die Drucklegung seines Werks in der entschiedensten Weise befürwortet hat. Während der Lektüre ging es uns stets wie ein Mühlrad im Kopfe herum; wir mußten über höchst seltsame Einfälle laut auflachen, nicht zu gedenken der sonderbaren Ausdrücke, deren sich der Verfasser bedient, welcher wiederholt einen Gervinus wegen seines deutschen Stils tadelt. Als wir jedoch zu Ende gelesen hatten und daran dachten, wie die Besprechung wol am besten einzukleiden sei, da sagten wir uns, nicht anders als in den Juvenal'schen Worten: difficile est, satiram non scribere. Der Leser wird gewiß diesen Ausspruch auf das Buch anwendbar finden, wenn er erfährt, daß der Verfasser desselben, der über Shakspeare und Bacon zu Gericht sitzt und das Verdammungsurtheil über sie spricht, kein Englisch oder gerade nur so viel davon versteht, daß es besser wäre, und man nur innig wünschen könnte, er verstände gar nichts davon. Das erste seiner zahlreichen Mottos lautet: „Tadeln ist leicht; loben ist leichter. Ein Lob stichhaltig zu begründen, macht Mühe. Ein vernichtendes Urtheil unwiderleglich festzustellen, ist ungemein schwer und kann eine Herkulesarbeit sein." Nun, falls unsere obige Behauptung erwiesen werden kann, so ist es, denken wir, außerordentlich leicht, unser „vernichtendes Urtheil festzustellen", und es wird nichts weniger als „eine Herkulesarbeit" dazu erforderlich sein.

Satire ist zwar keine Widerlegung; doch wird bei der Besprechung eines Buches wie das vorliegende immer wieder zu dieser Waffe gegriffen werden müssen, und so können wir nicht umhin, obgleich Eugen Reichel den uns bekannten Shakspeare und dessen Dramen in ihrer jetzigen Gestalt vernichtet zu haben meint, die oft angeführten Worte des Cassius auch hier zu reproduciren und auf unsern Verfasser anzuwenden, wie Cassius sie auf Julius Cäsar anwendet. In dem gleichnamigen Römerdrama hätten wir ja, nach dem Verfasser der „Shakspeare-Literatur", ebenso wie in „Coriolan" „wenigstens einige größere Stücke, die wir als unverletzte Bruchstücke von Dramen ansehen können, die Shakspeare vielleicht unvollendet hinterlassen", und so wird es wol dieser Dichter sein, dem wir das Citat zu verdanken haben:

Ja, er beschreitet, Freund, die enge Welt
Wie ein Colossus, und wir kleinen Leute,
Wir wandeln unter seinen Riesenknien
Und schaun umher nach einem schnöden Grab.

So und nicht anders ist es. Haben wir kleinern Leute von heute und neun Generationen vor uns in und außerhalb England mit unserm beschränkten Verstande die sogenannten Shakspeare'schen Dramen als Meisterschöpfungen bewundert, hat die gelehrte Welt Bacon's „Novum Organon" eine ebenso lange Zeitdauer hindurch für eine der bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiete der Philosophie seit Aristoteles gehalten, so waren wir, oder vielmehr die ganze civilisirte Welt, in einem Irrthum befangen, haben urtheilslos das Werk des einen und mit verderbtem Geschmack die Schöpfungen des andern gelesen, bis endlich der Colossus an Geschmack und Urtheilskraft, Eugen Reichel, gekommen ist, um uns eines Bessern zu belehren, das ganze gewaltige Material zu sichten, die Spreu von dem Weizen auszuscheiden und sie mit Hohngelächter zu verwerfen. Sicherlich haben ihn die Lorbern des Herostrat, oder vielleicht die der Delia Bacon, oder gar die Mauerhof's, mit dem er jedenfalls den herausfordernden Ton gemeinsam hat, nicht schlafen lassen; er war entschlossen, sich seine literarischen Sporen an Bacon zu verdienen, und so mochte das literarische Curiosum entstanden sein. Ein solches ist es nämlich nicht blos seinem Inhalte, sondern auch seiner Form nach. Mit letzterer meinen wir jedoch nicht die Sprache, in welche jener gekleidet ist — diese möchte trotz des Verfassers Vorliebe für Ausdrücke wie „Zwiespältigkeit", „Unsinnigkeit" immer noch hingehen —, sondern vielmehr die äußere Zusammenstellung des gebotenen Stoffes. Die „Shakspeare-Literatur" bietet nämlich mehr, als der Titel verspricht. Der Leser muß zugleich den Wiederabdruck der in einer leipziger Wochenschrift zuerst veröffentlichten sensationellen Abhandlung: „Wer schrieb das «Novum Organon» von Francis Bacon?" mit in den Kauf nehmen, denn sie eröffnet das Sammelsurium von Artikeln, aus denen das Buch besteht. Dann folgt: „Shakspeare's Nachlaß", und diesem im Anhang „Coriolanus, ein Fragment", dessen „Nachdrucks-, Uebersetzungs- und Aufführungsrecht vorbehalten bleibt".

Der nächste Artikel bietet „Kritische Betrachtungen über Shakspeare's Dramen", denen abermals als Anhang ein Fragment: „Hamlet" folgt, wobei wieder alle Rechte vorbehalten bleiben. Es folgt hierauf: „Der Denker und Künstler. Eine Untersuchung", und als letzter Anhang: „Einiges über die Anti-Shakspeareaner". Man sieht, an Reichhaltigkeit oder besser Mannichfaltigkeit des Inhalts fehlt es nicht; wie aber, fragen wir und wird der Leser mit uns fragen, steht es um dessen Werth?

Was die Urheberschaft des „Novum Organon" betrifft, so spricht sie Reichel auf Grund mancher Widersprüche, die er in dem Werke selbst gefunden oder zu finden glaubt, dem Lordkanzler Bacon ab, und man würde geneigt sein, die ganze Untersuchung für einen Scherz, für eine Satire auf die Aufsteller und Vertheidiger der Bacon-Shakspeare-Theorie, nach welcher bekanntlich Bacon die Shakspeare'schen Dramen verfaßt hat, zu halten, würde man nicht durch den übrigen Theil des Buchs eines andern belehrt. Man wird namentlich zu ersterer Auffassung schon dadurch geführt, daß der Verfasser sagt:

> Wenn nach Justus von Liebig „das geistige Vermögen, welches die Dichter und Künstler macht, das nämliche ist, aus welchem die Fortschritte in der Wissenschaft entspringen", so möchte man geneigt sein, die Riesengestalt des herrlichen Stratforders, William Shakspeare, zu allererst in Erwägung zu ziehen, da dieser geniale Dichter und Dramatiker der einzige landsmännische Zeitgenosse Bacon's war, von dem etwas Großes, die Welt Bereicherndes ausging.

Freilich aber fügt er dann hinzu:

> Aber weil eine Phantasie, welche der Shakspeare's nicht unebenbürtig wäre, dazu gehören würde, um diesen größten aller Dramatiker auch zu einem streng wissenschaftlich geschulten Philosophen zu machen, so verbietet sich diese Annahme von selbst.

Welcher William Shakspeare hier gemeint sei, das ist freilich eine Frage, die für den Leser einstweilen noch in Dunkel gehüllt bleibt, ebenso wie uns Reichel darüber im Dunkel läßt, wer denn nun eigentlich der Verfasser des „Novum Organon" war. Vor der Hand nimmt er nach Art der Bibelkritiker einen Originalverfasser an, dessen Werk Bacon überarbeitet, beziehentlich verballhornt habe. Mit dieser Art Kritik gibt man sich die Miene großen Scharfsinns und gründlicher Gelehrsamkeit. Wie oberflächlich gleichwol Reichel bei dieser Untersuchung verfahren ist, kann man zur Genüge schon daraus entnehmen, daß er Kuno Fischer's gründliches Werk „Francis Bacon und seine Nachfolger" (2. Aufl. Leipzig 1875) nicht zu Rathe gezogen hat, wenigstens citirt er es nirgends*), sonst hätte er uns wol erspart, solche Behauptungen lesen zu müssen. Fischer würde ihn nämlich belehrt haben, daß man längst vor ihm „eine Menge Widersprüche und Antinomien in der Baconischen Philosophie gefunden", daß Bacon an einer Stelle etwas bejaht, was er an andern Orten verneint. Reichel würde aber dann auch belehrt worden sein, daß „aus einer vergleichenden Kritik jene Widersprüche sich leicht erklären, die in dem biegsamen und beweglichen Geiste Bacon's so schroff nicht sind, als sie andern scheinen", daß er „oft nur schont, was er zu bejahen scheint, nicht immer vernichten will, was er in Abrede stellt"; daß „überhaupt die Baconischen Aussprüche nie so spröde und unbedingt sind, daß nicht irgendeine Retractation noch möglich wäre, sei es im bejahenden oder verneinenden Sinne". Auch über die „Zwiespältigkeit", wie Reichel es nennt, die er in Bacon's Wesen findet, würde Fischer ihn aufgeklärt haben. Doch als echter Hypothesenjäger, der sich,

*) Erst am Schluß des Aufsatzes „Der Denker und Künstler" erwähnt er das Werk, jedoch nur, um es zu bekämpfen.

unverkennbar und eingestandenermaßen angeregt von denen, die Bacon zum Verfasser der Shakspeare-Dramen machen möchten, in seine Hypothese so verrannt hat, daß er ihn zum literarischen Betrüger stempelt, der sowol das „Novum Organon" eines freilich unfindbaren Autors wie auch die Shakspeare'schen Dramen verballhornt habe, hat er augenscheinlich nur solche Forscher studirt, deren Ansichten seine vorgefaßte Hypothese zu unterstützen scheinen, alle übrigen, deutsche sowol wie englische Quellen aber beiseite gelassen. Er citirt wenigstens nur Liebig, Dühring und zweimal F. H. von Kirchmann, nirgends aber die neuesten Herausgeber der Werke Bacon's, Ellis und Spedding, oder auch nur die neueste, so leicht zugängliche Biograpie des Philosophen von Dean Church, welche doch alle Anspruch darauf erheben dürfen, Bacon und seine Werke gründlich erforscht zu haben. Er sagt nämlich:

Auch kommt ein anderes hinzu. Es ist zweifellos, daß das „Novum Organon" in seiner ursprünglichen Gestalt nicht um 1620 verfaßt wurde, sondern viel früher. Schon 1586 „verfaßt" der fünfundzwanzigjährige Streber Bacon den ersten Entwurf seiner „Wissenschaftlichen Reform", die er „die größte Geburt der Zeit" nennt; ähnlich wie der Verfasser des „Novum Organon" seinen bahnbrechenden Gedanken bescheiden als eine „Geburt der Zeit" (man beachte wohl, nicht „die größte"; denn durch diesen Zusatz wäre das bescheidene Wort zu der unverschämtesten Phrase geworden) bezeichnet; Bacon war also jedenfalls schon 1586 im Besitz des Manuscripts und wagte es nur noch nicht, mit dem unheimlichen Schatz hervorzutreten, weil er fürchten mochte, daß der ketzerische Geist des Buchs, den er wol verkleiden, aber nicht ganz ausmerzen konnte, ihm in seiner Laufbahn gefährlich werden, ihm unter Umständen den Kopf kosten konnte.

Wer der Verfasser der Originalschrift gewesen sei, weiß Reichel freilich nicht anzugeben; wohl aber meint er, daß, geleitet von seiner Kritik, wir uns jetzt den unzerstörbaren Kern des „Novum Organon" ohne Schwierigkeit wiedergewinnen können. Aus diesem Kern gehe die heilsame Philosophie hervor, die dem Geiste, der majestätischen Idee huldigt, während „die Zuthaten, durch welche der betrügerische Bacon das Werk verunstaltet hatte", zur Hobbes'schen Theorie geführt haben, welche die religiöse Orthodoxie und das grobe Nützlichkeitsprincip in England zur Herrschaft gebracht.

Doch wir haben diesem scheinbar anfangs blos als ballon d'essai veröffentlichten und nun wieder abgedruckten Aufsatz des Verfassers schon viel zu viel Raum gewidmet. Mit der Shakspeare-Literatur hat er ja gar nichts zu thun oder doch nur insofern einen Zusammenhang, als Reichel dem armen Großkanzler, den er sich zu seinem Sühnopfer auserkoren, die doppelte Fälschung, die des „Novum Organon" und die der Shakspeare'schen Dramen, aufzubürden beliebt.

Unser scharfsinniger Kritiker unterwirft zunächst die Römerdramen einer Analyse, bei welcher Gelegenheit Gervinus und Ulrici tüchtig abgekanzelt werden. (Sie haben zwar durch ihre Commentare manches gesündigt; von einem solchen Apollo geschunden zu werden, haben sie aber denn doch nicht verdient.) Dann kommt er zu folgendem Resultat, das er mit sichtbarem Behagen und ohne alles Bedenken also vorträgt:

So hätten wir denn jetzt die viel gefeierten Römerdramen als das erkannt, was sie sind: unförmlich zusammenhangslose Compositionen, die einem Aspie nicht unähnlich sind. In „Coriolan" und „Cäsar" fanden wir wenigstens einige größere Stücke, die wir als unverletzte Bruchstücke von Dramen, die Shakspeare vielleicht unvollendet hinterlassen, erkennen konnten; in „Antonius und Kleopatra" dagegen war Shakspeare's Hand kaum noch in einigen poetischen Schmuckstellen zu erkennen; ja es könnte zweifelhaft sein, ob selbst diese Stellen von Shakspeare herrühren, und nicht vielmehr von einem dem Bearbeiter irgendwie nahestehenden Poeten; das Ganze zeigte sich als das trostlose Machwerk eines unfähigen Dilettanten.

Er findet dieses Ergebniß sehr traurig, ja beschämend, und ruft verwundert aus: „Wie war es nur möglich, daß wir uns, und nicht nur wir allein, so gröblich täuschen lassen konnten!" Er tröstet sich aber schnell, denn siegesbewußt fährt er fort:

Aber alles Irren ist menschlich; und wir haben ja nun die Genugthuung, daß wir den Betrug in diesen Fällen entdeckt, daß wir den Irrthum besiegt haben; das aber dürfte uns Muth und Kraft verleihen, wenigstens noch auf die beiden andern berühmten Dramen des Nachlasses, auf „Othello", die Tragödie der Eifersucht, und auf „Macbeth", die Tragödie des Ehrgeizes, einen vorurtheilsfrei-prüfenden Blick zu werfen.

Und er wirft diesen Blick. Doch weh dir, Bacon-Shakspeare! Wie die Antworten des seligen Hieronymus, traurigen Gedächtnisses, vor den gestrengen Herren mit den steifen Kragen nicht bestanden, so bestehen auch diese Dramen nicht vor dem Scharf- und Tiefblick Eugen Reichel's, und von seinem kritischen Sessel herab fällt er folgendes vernichtende Urtheil:

Das Ganze ist ein trostloses, wahnwitzig lächerliches Machwerk, an dem nur die lustige Kneipscene (II, 3), die Erzählung Othello's (I, 3) und allenfalls der Monolog Othello's (V, 2) werthvoll sind und von Shakspeare herrühren könnten, wenn diese Stücke nicht vielleicht vom „Dichter" irgendwo anders her „entlehnt" worden sind.

Bei der Analyse des „Macbeth" erfahren wir, daß alles das, was der Chronist Holinshed, dem die Sage entnommen ist, schmucklos, aber verständig und gewissenhaft berichtet, vom „Künstler" in gewissenlosester, oberflächlichster Weise „zusammengeknappt" worden sei, unbekümmert darum, ob die so gewonnene „Handlung" noch einen Sinn und Zusammenhang behalten habe. Wir lesen weiter, und siehe da, wir stoßen endlich sogar auf ein Wort der Anerkennung. Reichel will nicht übersehen, daß in diesem elenden, an den „Geschundenen Raubritter" erinnernden Machwerk, wie im „Othello", hin und wieder die Sprache eines wirklichen Dichters zur Geltung kommt.

Bald darauf platzt die Bombe und das große Geheimniß wird uns enthüllt. Eugen Reichel hat sich für immer einen Ehrenplatz neben den bereits genannten Herostrat und Delia Bacon gesichert, indem er folgende Zeilen niederschrieb:

Rufen wir uns nun die charakteristischen Merkmale der „Bearbeitungen" zurück: die große Verworrenheit in der Zusammenstellung der Bruchstücke, die Gedankenstriche, von denen die Einschaltungen und Zusätze begleitet waren, die Pleonasmen, das Unsichere des sprachlichen Ausdrucks — so werden wir unwillkürlich an eine „Bearbeitung" erinnert, die wir schon kennen, nämlich an die des „Novum Organon"; d. h. wir werden förmlich dazu gedrängt, anzunehmen, daß der diebische wissenschaftliche (philosophirende!) Dilettant dort der Dilettant hier ist, daß Lord Bacon der Nachlaß-Dramatiker ist, nach dem wir suchen!

Unsere Leser werden wol kaum verlangen, Reichel's Beweisführung zur Begründung seiner monströsen Behauptung zu hören. Ebenso verzichten wir darauf, aus Furcht unsere Leser zu beleidigen, seine weitere Ausführung und Begründung dieser wunderbarsten aller Entdeckungen, die seit der Entdeckung Amerikas gemacht worden, hier anzuführen. Sie lassen Reichel's glänzende Combinationsgabe in immer hellerm Lichte erstrahlen; was die Vertreter der viel verlachten Bacon-Theorie ans Licht gebracht, weise benutzend, überbietet er dieselben noch weit an Sonderbarkeiten, und mit großer Selbstzufriedenheit schmunzelnd macht er uns klar, was es bedeuten will, daß wir in dem christlichen, aller historischen Bildung baren Nachlaß-Dramatiker den saubern Lord Bacon erkannt haben. Dieser Pfuscher, Dummkopf und wie die Schimpfworte alle lauten, mit denen Reichel den „Nachlaß-Dramatiker" beehrt, nicht „der große Sohn Stratford's", den „die Leute gern für einen schlecht- oder halbgebildeten Genius ausgeben wollen", ist an den Anachronismen in den Römerdramen sowie an allen Abgeschmacktheiten in den vorher genannten Stücken schuld. Dabei beruft er sich immer wieder nur auf deutsche Shakspeare-Forscher, er muß erst von Carriere erfahren, daß den „Beiden Veronesern" ein spanisches Drama zu Grunde liege (das Stück hat übrigens mehrere Quellen), er weiß blos von Hertzberg's Tadel dieses Lustspiels zu berichten, kennt also augenscheinlich die englische Shakspeare-Literatur gar nicht und citirt nicht einmal nach einer englischen Originalausgabe der Shakspeare'schen Dramen.

Einen solchen Kritiker mit Rümelin auf eine Stufe zu stellen, hieße ihm viel zu viel Ehre erweisen: bei diesem Realisten ist Besonnenheit des Urtheils mit vollständiger Sachkenntniß vereint, und sind die an den Dramen des großen Briten gemachten Ausstellungen mehr oder minder berechtigt; bei Reichel herrschen Ueberstürzung und Anmaßung vor, gepaart mit Unkenntniß der Sprache, in welcher die verurtheilten „Machwerke" geschrieben sind. Soll man da ernstlich widerlegen? Ich gestehe, ich vermag diesem allzu scharfsinnigen Kritiker nicht zu folgen, halte aber eine Widerlegung ihm gegenüber auch nicht für nöthig. Wie es ja vorkommt — uns ist es wirklich begegnet —, daß man dann und wann einen sonderbaren Kauz antrifft, der (vielleicht nur aus Mangel an anderer Bekleidung oder um seine Lumpen zu verhüllen) im Juli einen Mantel trägt und gegen die Sonnenhitze unempfindlich ist, so sondert sich Reichel von der übrigen Menschheit ab und hat keine Empfindung für die Sonne der Dichtung, die aus Shakspeare's Dramen die Welt beleuchtet und erwärmt. Ihre Flecken hat seine Dichtung zwar ebenso wie der große Fixstern, den wir die Sonne nennen — Shakspeare war schließlich doch auch nur ein Mensch und litt an Unvollkommenheiten —; niemand aber wird verlangen, daß man die Wärme der Sonne beweise: wer sie nicht fühlt, dem ist sie eben nicht anzudemonstriren, und so wollen wir auch hier keine Widerlegung versuchen.

In den „Kritischen Betrachtungen" fällt Reichel mit einer wahren Berserkerwuth über Ulrici und Gervinus her, von denen der letztere „seine Muttersprache nicht zu schreiben verstand, kein Ohr für sie besaß und doch über Werke in dieser Sprache geschrieben aburtheilte". Und das sagt ein Mann, der selber über Werke aburtheilt, die in einer Sprache geschrieben sind, die er nicht versteht. Ebendaselbst heißt es von den beiden, sie „wußten nicht über ein leeres Geschwätz hinauszukommen", und wird uns gesagt, alle bedeutenden Zeitgenossen hätten über Shakspeare geschwiegen, nachdem einige Zeilen vorher Ben Jonson's Lobgedicht auf Shakspeare als „seltsam und widerspruchsvoll räthselhaft" bezeichnet worden. Es werden dann die Historien einer flüchtigen Prüfung unterzogen, bei welcher Gelegenheit wir folgende merkwürdige Stelle zu lesen bekommen:

> Jetzt aber stehen wir vor dem sonderbarsten Räthsel: Neun der gefeierten Dramen des gefeierten Dramatikers erschienen während seines Lebens und Wirkens in der Hauptstadt als unverschämte Verhunzungen, ohne daß ein Hahn darum kräht; und diese Ausgaben entsprechen in ihrer Gestaltung genau den von Bacon aus dem Nachlaß in unerhörter „Verarbeitung" herausgegebenen römischen Historien; auch in ihnen findet sich gelegentlich eine „vollkommene Willkür in der Durcheinanderwürfelung der Ereignisse"; auch sie erscheinen „roh und plump" und selbst so unbedeutender Dichter wie Marlowe und Greene nicht würdig. Wer löst uns das Räthsel?

Also Marlowe ein unbedeutender Dichter! Was wird man wol in England zu diesem neuesten Urtheil eines — sit venia verbo — deutschen Shakspeare-Forschers sagen? Doch dies beiläufig. Und nun die Lösung des Räthsels? Reichel übernimmt sie selbst. Nachdem er sich nun doch, widerspruchsvoll und inconsequent genug, auf die Schwätzer Ulrici und Gervinus, die hier „vorurtheilsvolle Leute" genannt werden, berufen hat, sagt er:

> Dem entsprechend ist man allerseits darin übereingekommen, daß „Heinrich VIII." gar kein Drama ist. Und nun drängt sich uns unabweislich die Frage auf: sind denn die andern neun Historien, wie sie uns in der geheiligten Folio überliefert worden, wirkliche Dramen? Ich bin unbefangen genug, mit aller Kaltblütigkeit zu antworten: Nein, keins der neun Stücke ist ein Drama!

Nun, wir meinen, da sie nur Historien (Histories) genannt werden, so gehört nicht viel Kaltblütigkeit dazu, diesen Ausspruch zu thun, und war es nicht schwer, dieses Räthsel zu lösen.

Nur noch einiges aus dem seltsamen Buche. Reichel's

Prüfung der Tragödie „Romeo und Julia" schließt mit folgenden Worten:

Habe ich nöthig, noch ein Wort über diese „Tragödie" zu verlieren? Ueberbietet sie nicht selbst Prachtwerke wie „Othello" und „Macbeth" an unfreiwilliger Komik? Und schreit nicht jede Scene in die weite Nachwelt hinaus: mich hat Bacon geschaffen!?

Bei der Untersuchung des „Hamlet" sagt er von „Herrn Werder", er fasse „den ganzen Conflict ebenso oberflächlich und äußerlich auf wie alle andern Kritiker", und nachdem er ihn abgethan zu haben glaubt, ruft er, ohne die Anwendung auf sein eigenes Werk zu ahnen, aus:

Und solche Weisheit wird auf Bücher gezogen, gedruckt, gepriesen, gekauft und zu wiederholten malen aufgelegt! Man möchte weinen, wenn es nicht philosophischer wäre, darüber zu lachen.

Reichel's Urtheil über „Hamlet" lautet, Bezug nehmend auf Rümelin:

Zunächst zeigt sich der „Realist" allen andern Kritikern dadurch überlegen, daß ihm die von Goethe zuerst betonte „große That" als eine „widrige Aufgabe" erscheint; er hätte nur nöthig gehabt, sich darüber klar zu werden, daß sie widerwärtig, roh und einer modernen Tragödie durchaus unwürdig sei, um bei seiner skeptischen Veranlagung und trotz der stark betonten Verehrung für Shakspeare dahin zu gelangen, diese Tragödie nicht nur „den unvollkommensten Werken des Dichters beizuzählen", sondern sie so, wie sie vorliegt, für unwürdig eines großen Dramatikers zu erklären.

Auch das Ergebniß seiner Analyse des „Hamlet" verdient mitgetheilt zu werden:

Es kommt übrigens in unserm Falle nicht darauf an, eine neue, über jeden Zweifel erhabene Handlung zu gewinnen, sondern nur darauf, nachzuweisen, daß das Stück, welches wir „Hamlet" nennen, aus unvereinbaren Stücken besteht, daß seine Handlung ohne Bedeutung ist, und daß neben den unzweifelhaft echten Theilen sich Theile befinden, die von dem Schöpfer des „Othello", „Macbeth", „Romeo und Julia" und anderer Narrheiten herrühren; und daß nebenbei noch Bruchstücke eines ältern „Hamlet" bei der Composition verwendet worden sind, eines Stücks, das möglichenfalls von J. Kyd herstammte.

Endlich gelangt er zu der Frage, wer der Schöpfer der großen Dramensammlung sei, welche theils aus Bruchstücken bestehe, die in verwegenster und meist ungeschicktester Weise zusammengestellt oder vielmehr durcheinandergeworfen und mit dilettantischem Beiwerk umkleidet seien, theils in sich zusammenhängende Albernheiten enthalte, denen gelegentlich eine poetische Stelle oder auch eine Scene von bedeutendem Gepräge eingefügt worden sei.

Zur Beantwortung dieser Frage holt er ganz unnöthiger Weise weit aus, indem er an eine Besprechung der Sonette geht. Da hat ihn aber die Nemesis für seine ikonoklastische That ereilt, denn gerade bei dieser Gelegenheit hat er ahnungslos zu erkennen gegeben, daß er Englisch nur stümperhaft versteht und somit für Kundige sich jedes Rechts begeben hat, in diesen Dingen mitzureden. Um den Leser aber nicht länger in Spannung zu halten, wollen wir ihm die lächerliche Antwort vorlegen, noch ehe wir die Blößen aufdecken, die sich Reichel gegeben und die seiner ganzen Arbeit den Stempel der Unzulänglichkeit aufdrücken. Die Antwort nun findet er in Spenser's wohlbekannten Versen, die wiederholt Gegenstand der Erörterung bei Shakspeare-Forschern gewesen sind, und die wie folgt lauten:

And there, though last not least, is Aetion:
A gentler shepherd may nowhere be found:
Whose Muse, full of high thoughts' invention,
Doth, like himself, heroically sound.

Da nun derselbe Dichter in seinem „Tears of the Muses" einen „Willy" besingt, den „die Natur selbst geschaffen, um sich zu verspotten und die Wahrheit nachzuahmen", und der nicht, wie Reichel misversteht, „vor kurzem gestorben", sondern „in letzter Zeit unthätig geworden ist" („Our pleasant Willy, oh! is dead of late" lautet der Vers, der, was den Namen betrifft, zu allerlei Deutungen Anlaß gegeben, von allen Auslegern aber nur so verstanden wird, wie wir ihn hier übertragen haben, was durch analoge Stellen bei damaligen Dichtern belegt werden kann), so folgert Reichel, was freilich andere vor ihm bereits gethan haben, daß der obengenannte „Aetion" „offenbar William Shakespeare" geheißen habe; er fügt jedoch, hierin von allen seinen Vorgängern abweichend, hinzu: „der aber natürlich mit dem William Shakespeare aus Stratford nichts gemein hatte".

Und dies ist in Wirklichkeit des Pudels Kern an dem ganzen Buche; nur dieser Entdeckung wegen scheint es geschrieben zu sein, denn auf diese Ankündigung ist der Verfasser losgesteuert. Den Namen „William Shakespeare", den er zur Unterscheidung von dem Stratforder also schreibt und glücklich als den des ursprünglichen Dichters der von kritiklosen Thoren letzterm zugeschriebenen Dramen entdeckt zu haben glaubt, hat er mit großen, fetten Buchstaben mitten in der Zeile alleinstehend drucken lassen.

Und nun zu unserm Beweise seiner vollständigen Incompetenz, was sein Verständniß der englischen Sprache betrifft. Er nimmt das neunundzwanzigste Sonett von Shakspeare vor und erdreistet sich, von Bodenstedt's meisterhafter Uebertragung, von der er vier Zeilen anführt, in einer Anmerkung zu sagen, Bodenstedt übersetze ohne jedes Verständniß für das Original. Die vorletzte Zeile dieses Sonetts lautet: „For thy sweet love remember'd, such wealth brings", was Reichel durch „Denn die Erinnerung an deine süße Liebe bringt solche Gesundheit" übersetzt. Und nicht genug damit, faselt er zwei Seiten später von dem „gesunden Sänger", der nicht mit Königen tauschen will. Den Schlußvers des 66. Sonetts: „Save that, to die, I leave my love alone" übersetzt er durch: „Das schützt zu sterben: ich lasse meine Liebe allein", und den 9. Vers in den oben erwähnten „Tears of the Muses": „Rolling in rimes (ältere Schreibart für rhymes) of shameless ribaldry" durch: „Wälzend in Rauhfrost der schamlosen Zote."

Daß Reichel auch in dem Vers „And tongues to be, your being shall rehearse" (Sonett 81) das to be nicht

verstanden hat und, nicht wissend, was er damit anfangen soll, blos „und Zungen" dafür setzt, wird bei ihm nach den vorangegangenen Blößen, die er sich im Englischen gegeben, niemand befremden. Als weitere Curiosa von Verständniß und Geschmack aber müssen wir die Anmerkungen auf der nämlichen Seite anführen. Als Commentar zum Anfang des Sonetts 30:

When to the sessions of sweet silent thought
I summon up remembrance of things past —

und zum fünften Vers darin:

Then can I drown an eye, unused to flow.

heißt es in der Anmerkung:

Diese „Sitzung stillen, süßen Gedankens", zu welcher die Erinnerung vorgeladen wird, ist jedenfalls kostbar. Auf das Abgeschmackte des juristischen Jargons, der dem „Dichter" freilich sehr geläufig war, darf ich wol nicht besonders hinweisen. Das „eine Auge" aber, das überschwemmt wird, übertrifft selbst noch den „todten Finger" Julia's.

Und zu den vorher angeführten Versen des Sonetts 81:

Die Stelle ist besonders kostbar und ein Muster dilettantischer „Dichtung". Die „ungeborenen Augen" mögen noch durchgehen; aber schon die „Zungen" sind schwerwiegend. Offenbar „dachte" sich der „Dichter" ein Gegenstück zu den „Augen", denn auf den „noblen Vers" lassen sich die „Zungen" nicht gut beziehen, obwol doch nur dieser Vers als Denkmal von dem Geliebten sprechen könnte, nicht aber die „noch ungeborenen Augen". Dann aber sollen die „Zungen" noch obendrein sprechen, wenn „alle Athmer dieser Welt todt sind", und da könnten sie sich die Mühe wol ersparen.

So geht es weiter. Doch auch um die Ehre deutscher Forschung, deutschen Verständnisses fremder Sprache und Literatur und deutschen Geschmacks will Reichel uns bringen, wie sein Urtheil über deutsche kritische Autoritäten beweist, die von der ganzen gebildeten Welt bewundert werden. Was die Sonette betrifft, so meint er daß auch diese „berühmten Gedichte", wie er sie ironisch bezeichnet, natürlich Bacon zum „Bearbeiter" gehabt haben.

Was wird nun aus dem von der Muse beweinten „Willy" oder dem von Reichel endlich nach so vieler Mühe entdeckten wirklichen Dichter der ursprünglichen Dramen, „William Shakespeare"? Diese Frage weiter zu verfolgen, würde zu einem vollständigen Rattenkönig von Anachronismen und unlöslichen Knoten führen. Wir sind aber nicht geneigt, uns damit den Kopf zu zerbrechen oder unsere Leser weiter zu ermüden, und indem wir nun von Reichel scheiden, können wir nicht umhin, der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß es auf Nimmerwiedersehen sein möge. Oder sollten wir uns in unserer Auffassung des Buchs geirrt und es, wie wir bereits angedeutet, mit einem Scherz, einer Satire auf gewisse Kritiker und Shakspeare-Forscher zu thun haben? Dann allerdings müßten unsere Leser auch unsere Besprechung als eine blos ironische ansehen und gelten lassen.

David Asher.

Länder- und Völkerkunde.

(Beschluß aus Nr. 5.)

7. Zwischen Donau und Kaukasus. Land- und Seefahrten im Bereiche des Schwarzen Meeres von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 215 Illustrationen in Holzschnitt und 11 colorirten Karten. Wien, Hartleben. 1886. Gr. 8. In 25 Lieferungen à 60 Pf.

Wir haben in Nr. 49 d. Bl. f. 1885 über das schöne Werk „Afrika" von A. von Schweiger-Lerchenfeld berichtet. Der vielgereiste Verfasser bietet uns jetzt ein Werk von ähnlichem Charakter: „Zwischen Donau und Kaukasus". Er will darin die Länder Rumänien, Südrußland (vom Pruth bis zum Asowschen Meer), Krim, Südostrußland (zwischen Don und Wolga), Kaukasien, Nordwestpersien und Armenien, die kleinasiatischen Küstenländer am Schwarzen Meer, ferner Konstantinopel mit dem Bosporus und den Dardanellen und endlich die östliche Balkanhalbinsel (Thrazien, Ostrumelien und Bulgarien) hauptsächlich nach der ethnographischen Seite hin schildern. Einen breiten Raum nehmen die geschichtlichen Abschnitte ein, und gewiß mit Recht. Aber das eigentliche Gebiet des Verfassers ist die ethnographische Skizze, die leichte, anmuthige Beschreibung von Volkstypen und Volkseigenthümlichkeiten, und die landschaftliche Schilderung, für welche ihm eine große Anschaulichkeit der Sprache zu Gebote steht. Lassen wir uns von ihm z. B. in Bukarest herumführen:

Man nennt die Capitale von Rumänien Bukureschci, d. h. Freudenstadt. Damit wird nun keineswegs auf das irdische Wohlleben angespielt, als dessen Sitz bei den Völkern an der untern Donau das buntscheckige „rumänische Paris" an der trüben Dimbowitza gilt. Zur Zeit, als der tapfere Bojar Mircea in den walachischen Steppen gebot, drohte Sultan Bajazid dem Lande mit Feuer und Schwert, falls es nicht einen Tribut von 10000 Dukaten leiste. Mancher moderne Bojar hat die doppelte Summe in einer einzigen Nacht am Spieltisch verloren. Mircea aber war ein sparsamer Herr und entschloß sich, den Türken statt mit klingendem Gold mit rasselndem Eisen heimzuzahlen. Er besiegte den Sultan in blutiger Schlacht. Darob großer Jubel in der festen Burg an der Dimbowitza, welche Mircea Freudenstätte oder Freudenstadt nannte. . . . Aus der Ferne bildet Bukarest eins der glänzendsten Städtebilder von Europa. Wenn die Sonne auf dieses ungeheuer ausgedehnte Häusermeer, das den Raum einer Millionenstadt einnimmt, aber höchstens eine Viertelmillion Menschen beherbergt, herabbrennt, so flimmern die unzähligen Weißblechbedachungen wie ein riesiger Flitter-

schmuck. Die weißen hellen Flecke werden noch wesentlich gehoben durch das viele Gartengrün, welches das silberhelle Gewoge unterbricht, und durch die zahlreichen Thürme und byzantinischen Kuppeln, die von dem unbegrenzten Horizont sich abheben. Aus solcher Entfernung ist das Bild voll Licht und Farbe. Man meint an der Pforte einer Märchenstadt zu stehen. Das Farbengefühl der Bukarester geht so weit, daß sie die einzelnen Bezirke der Stadt nach Farben geschieden haben. ... Das rothe Viertel ist das Geschäftsviertel ... im gelben Viertel überwiegt die Aristokratie, im blauen die orthodoxe Geistlichkeit ... das schwarze Viertel ist ein wahres Labyrinth von schmuzigen und krummen Gassen, aus dem keine Ariadne Rettung brächte. Wer seinen Kutscher in dieses Gassengewirre einfahren ließ, mag zusehen, wie er wieder herauskommt. ... Das öffentliche Leben ist voll der schreiendsten Gegensätze. ... Baracken stehen dicht neben Palästen, wohlgepflegte Gassen finden sich in Nachbarschaft von Pfützen und Kloaken. Wer aus einem Bojarensalon, in welchem üppig getafelt wurde, berauschende Musik erklang und ein Sternenhimmel von Juwelen eine lebenslustige und sorglos vergeudende Gesellschaft verklärt, auf die Straße tritt, macht nur einen Schritt vom Reichthum zum Elend. ... Eine Wanderung durch Bukarest ist kein Vergnügen. Außer der Siegesstraße, dem an der Universität vorüberziehenden Boulevard, dem Theaterplatz und noch einigen andern Gassen wird in andern Bereichen jeder Gang entweder zur Wanderung durch eine Staubwüste oder durch knöcheltiefen Sumpf. ... Wenn die Dürre angedauert hat und der heftige Ostwind einfällt, ist der aufgewirbelte Staub so dicht wie in der Libyschen Wüste. Nach ausgiebigem Regen heißt es in der Balancirkunst sich üben, denn alsdann ist der Verkehr nur auf Bretern möglich, die man über die Pfützen legt. ... Aber man vergißt das alles, wenn die Sonne westwärts hinabsinkt und ein Purpurstrom all diese flimmernden Dächer und Thürme überhaucht, daß die ganze Stadt in farbiger Brandung schwimmt. Es ist der Zauber eines morgenländischen Städtebildes, nicht mehr und nicht weniger. ... Mit diesem Eindruck verläßt man die Freudenstadt und flucht nicht mehr den Kloaken und Pfützen, der Welt des Scheins, der versinkenden Barbarei und der heraufdämmernden Civilisation.

Interessant sind die Bilder von einzelnen Naturerscheinungen in den südrussischen Steppen:

Die trockenen Herbststürme haben eine eigenthümliche Erscheinung im Gefolge. Eine Steppenpflanze (Gypsophila paniculata), welche der Russe Springinsfeld nennt, verästelt sich nämlich vielfach, und zwar gleich von der Wurzel an, sodaß sie einen dichten, runden Busch bildet. Hat sie verblüht und die Samen ausgeworfen, so bricht der Hauptstengel an seiner Basis ab, und die kugelrunde Pflanze wird nun vom geringsten Windhauch in Bewegung gesetzt. Im Weiterrollen verfilzt sie sich mit ihresgleichen, sie wächst und wächst wie ein im Rollen begriffener Schneeblock und erreicht endlich die abenteuerlichsten Dimensionen. Zu einer großen Kugel angewachsen bietet nun dieser dürre Pflanzenhaufe dem Winde eine hinlänglich große Angriffsfläche, um von jenem mit rasender Gewalt über die Steppe gejagt zu werden. Das ist die „Steppenhexe", an die sich allerhand Märchen knüpfen. Unglück oder Glück verkündet ihr Erscheinen.

Weniger harmlos als dieses neckische Spiel, das hier der Wind treibt, sind die durch Wirbelstürme entstehenden Staubhosen, die den Menschen und den Heerden häufig Gefahr drohen. Und noch viel gefährlichern Charakter können die winterlichen Schneestürme annehmen. Die leichteste Form derselben ist die Mjatjel, die noch keine ernstlichere Gefahr mit sich bringt. Dauert aber der Schneefall längere Zeit fort, bis der Schnee fußtief über allen Unebenheiten des Bodens liegt, so wirft sich oft der eisige Oststurm

auf die Schneemassen in den Mulden und Senkungen, durchwühlt sie, schleudert sie wie Wassergarben empor und verwandelt das ganze weite Feld in wilden Aufruhr. Furchtbar, wenn auch von unvergleichlicher Pracht ist ein solches Schaustück, wenn man es von einer Höhe herab betrachtet. Man hat nichts als eine milchige, wirbelnde Masse zu Füßen, ein Meer von blinkenden Eiskrystallen, weißen Schaummassen, die haushoch sich aufbäumen und mit gedämpftem Rauschen wieder zerstäuben. Der Russe nennt diese Form des Schneesturms Samjot. Am ärgsten läßt sich diese Naturerscheinung an, wenn mit dem Schneetreiben von oben gleichzeitig Wirbelstürme die liegende Schneedecke aufwühlen. Dann ist der Himmel finster, die ganze Landschaft in ein treibendes Chaos aufgelöst. ... Wehe dem Reisenden, der sich von der „Wjuga" überraschen läßt! er ist rettungslos verloren. Heerden, welche vom Orkan überrascht werden, sprengt er auseinander oder treibt sie mit unhemmbarer Gewalt vor sich her. ... Vom Schrecken getrieben rasen die Thiere vor dem Winde immer weiter und weiter, bis die Kräfte versagen und die Schneemasse Hunderte von Leichen bedeckt. ... Die Wjuga zerstört Ortschaften, demolirt Viehgehöfte, hält Eisenbahnzüge in ihrem Laufe an und deckt sie bis zu den Dachrändern der Waggons zu. ... Selbst Truppenabtheilungen sind in der nogaischen Steppe auf diese Weise zu Grunde gegangen.

In das seltsame geistige Leben des russischen, besonders südrussischen Volks thun wir einen Blick, wenn uns der Verfasser die mancherlei Sekten vorführt, welche für Rußland bekanntlich so bezeichnend sind. Die sonderbarsten, ja tollsten Dinge sollen von einzelnen Sektirern verübt werden. Bei den Morelstschikis z. B. kommt es vor,

daß sie an irgendeinem abgelegenen Ort unter seltsamen Ceremonien eine tiefe Grube graben, um diese herum legen sie Holz, Stroh und andere brennbare Stoffe. Alsdann verfügen sie sich in feierlichem Aufzuge in die Grube, um das Opfer der Selbstverbrennung zu begehen. Keinen Schmerzenslaut geben diese gräßlichen Fanatiker von sich. Die Zuschauer verhalten sich vollständig passiv, und es würde niemand beikommen, das Fest der Feuertaufe, wie sie diese Barbarei nennen, zu stören. Uebrigens geschieht die Opferung nicht immer auf dem Wege der Selbstverbrennung; es finden vielmehr bei einzelnen Gemeinden dieser Sekte gegenseitige Opferhandlungen statt, d. h. einer schlachtet den andern kalten Blutes ab. Eine russische Untersuchungscommission fand vor nicht allzu langer Zeit in einem Dorfe nur zwei lebende Menschen und siebenundvierzig Leichen. Man gab den beiden Lebenden zum warnenden Exempel die Knute, bei jedem Hiebe aber jubelten sie laut auf und priesen sich selber als Märtyrer. Ein anderes mal hatten einige Morelstschikis, welche ihrer Meinung nach sich im Zustande tadellosester seelischer Reinheit befanden, beschlossen, um auf ihrer fernern irdischen Laufbahn ja nicht etwa auf Abwege zu gerathen, gemeinsam zu sterben. Sie begaben sich, mit Stricken und Aexten ausgerüstet, an einen abgelegenen Ort und gingen ruhigen Bluts ans Werk. Das erste Opfer trat an einen Holzblock heran, legte das Haupt darauf, um es von einem Genossen abschlagen zu lassen. Dieser wurde alsdann von einem dritten enthauptet u. s. w. Für den letzten, an den niemand mehr Hand anlegen konnte, war der Strick bereit, den sich der Gottbegeisterte kalten Bluts um den Hals schlang, um seinen todten Gefährten in die Gefilde ewiger Seligkeit nachzufolgen.

Besonders seltsam sind auch die „Napoleonisten“. Sie hassen das Reich und verspotten die orthodoxe Kirche. Ihrer Ansicht nach ist Napoleon seit Menschengedenken der größte und gefährlichste Feind Rußlands gewesen, und deshalb verdiene er wahrhafte Verehrung. Auf jedem Altar der Napoleonisten in Moskau steht ein Bild des Corsen, vor dem sie knien. Napoleon aber ist nach ihrem Glauben nicht gestorben, sondern — hält sich in Irkutsk verborgen, bis der Rachetag angebrochen sein wird. Dann wird er kommen, um das regierende Haus in Rußland, den Beelzebub und seinen gesammten Anhang (alles Volk des Zarenreichs) über die Klinge springen zu lassen.

Doch kommen wir von diesen wenig erfreulichen Bildern noch auf ein anderes Gebiet, über welches in einem Werk dieser Art sicherlich jeder Leser etwas zu hören wünscht. Ueber die Tscherkessen sagt unser Buch:

Das Schönheitsideal, welches man für die Kaukasier im allgemeinen aufgestellt hat, trifft auch bei den Tscherkessen nicht immer zu. Gleichwol zeichnen sie sich vor manchem andern Bergstamme durch einen gewissen kriegerischen Ausdruck, durch Ebenmaß in der Gestalt und andere Körpervorzüge aus. ... Noch mehr kommen die körperlichen Vorzüge beim weiblichen Geschlecht zur Geltung. Die Schönheit der Tscherkessinnen galt und gilt gewissermaßen als ein unanfechtbares Axiom. Der allgemeine Typus prägt sich in Folgendem aus: die Tscherkessin ist meist von kleiner, aber höchst zierlicher Gestalt; ihr Haar ist tiefschwarz, ihr Auge leuchtend und seelenvoll; jede Körperbewegung verräth Lebhaftigkeit und Anmuth; das Incarnat ist zarter als bei allen übrigen kaukasischen Frauen. ... In der Kleidung ist blaue Seide, mit Gold und Silber durchwirkt, besonders beliebt. ... Ein feiner Shawl, meist von heller Farbe, wird entweder wie ein Turban aufgebunden oder fällt lässig umgeworfen malerisch über Nacken und Schultern.

Die sociale Stellung der oft so sehr gerühmten Tscherkessinnen wird wie folgt gezeichnet:

Die Tscherkessin hat fast ausnahmslos in ihrem heimatlichen Familienkreise eine elende Rolle gespielt. Man begreift daher unschwer, daß ihre gewöhnliche Bestimmung, in das Haus irgendeines türkischen oder arabischen Großen zu wandern, für diese Geschöpfe niemals eine beklagenswerthe war. Für den Tscherkessen ist die Frau nicht mehr und nicht weniger als die Magd, die ihm bei jeder Gelegenheit zu Willen sein, alle Arbeiten verrichten und seine Ausrüstung in Stand halten muß.

Begreiflich ist unter diesen Umständen, daß die Tscherkessinnen von Jugend an von dem glänzenden Schicksal träumen, zu dem viele von ihnen in der That schon gelangt sind: manche wurden in den großherrlichen Harem in Konstantinopel aufgenommen, einige sogar zu legitimen Sultansgattinnen erhoben. Andere erlangten Macht und Einfluß, indem sie die Frauen sonst hochgestellter Muselmänner wurden. Aber noch viel mehrere sind klanglos und sanglos verschollen, früh verblüht und dahingesiecht, namentlich der Schwindsucht erlegen, die sie ergriff, wenn sie aus der frischen Bergluft ihrer Heimat in heißere Länder, wie Aegypten, Tunis, versetzt waren.

Wir bringen hier noch ein Bild aus dem socialen Leben der Tscherkessen; es ist der Brautritt:

Will ein Tscherkesse freien und hat er seine Wahl getroffen, so verständigt er das betreffende Mädchen ganz im geheimen davon, daß er es zu der und der Stunde entführen werde. So will es die Sitte, und sie hat ihre besondern Unannehmlichkeiten. Das Dorf (Aul), in welchem die Braut sich befindet, ist nämlich jederzeit bereit, diese Entführung zu verhindern, und so erfordert dieselbe, um glücklich durchgeführt zu werden, viel Gewandtheit und Schlauheit. Ist es dem Bräutigam gelungen, seine Braut zu erhaschen, so schwingt er sich mit ihr in den Sattel und jagt in rasendem Laufe davon. Nach Bewältigung einer bestimmten Entfernung ist der Entführer verpflichtet, seinen ganzen Patronenvorrath zu verknallen, um die Bewohner des Auls von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Das gibt alsdann einen wilden, phantastischen Tumult; rasch jagen die wehrfähigen Männer dem Fliehenden nach. Wird derselbe eingeholt, so wird er tüchtig durchgeprügelt, man beraubt ihn seiner Waffen, seines Pferdes und selbstverständlich auch seiner Braut, die er in diesem Fall für immer verliert. Bleibt er dagegen in diesem Wettritt Sieger, so sperrt er die Entführte in ein eigens für sie hergerichtetes Gemach (oder Hütte) ein, und erst nach Wochen, bis er den Kaufpreis für den Vater des Mädchens aufgetrieben und hinterlegt hat, finden die Hochzeitsfeierlichkeiten statt.

Die Brautpaare in unserm gebildeten Westeuropa dürfen froh sein, daß derartige Hetzjagden und gefährliche Ritte nicht zu den Hindernissen gehören, mit denen ihre Liebe zu kämpfen hat. Da würde mancher Bräutigam die Probe nicht bestehen und manche Braut zurückschaudern vor solchem Wageritt! Aber — auch manches tscherkessische Brautpaar wüßte sich nicht zu helfen, und käme nicht zum Ziel, wenn es statt solch romantischen Rittes den oft noch viel schwierigern Forderungen westeuropäischer Etikette gerecht werden sollte.

In dem zweiten Theil des Werks werden wir nach Transkaukasien geführt, dann in den Süden des Kaspimeers, weiter in das armenisch-pontische Gebiet, durch das nördliche Kleinasien nach Stambul, dem ein eigenes ausführliches Kapitel gewidmet ist, und endlich in das Land der Bulgaren. Ein Anhang gibt unter dem Titel „Begleitworte zur Karte der Balkanhalbinsel“ noch allerlei vergleichende und zusammenfassende Notizen zur Geographie, Statistik, Production, Gewerbe und Handel der geschilderten Länder.

Würde es der Raum gestatten, so möchten wir noch dieses und jenes Interessante herausgreifen, z. B. über den persischen Schah, über das Bulgarenvolk, das gegenwärtig besonderes Interesse erweckt. Es möge aber jeder von den zahlreichen Lesern, die wir dem Buche wünschen, selbst herausfinden, was ihm am interessantesten ist.

8. Aus Süd und Ost. Reisefrüchte aus drei Welttheilen von Max Strack. Zweite Sammlung. Adria. Bilder aus Palästina und Syrien. Aegypten. Bearbeitet und herausgegeben von Hermann Strack. Karlsruhe, Reuther. 1886. 8. 4 M.

Die erste Hälfte dieses Werks, welche wir in Nr. 27 d. Bl. f. 1886 rühmend angezeigt haben, hatte Skizzen aus Italien, Sicilien, Griechenland und Kleinasien gebracht. Die nun vorliegende zweite Hälfte führt uns durch das Adriatische Meer nach Jerusalem, Syrien und

endlich Aegypten. Der Band bildet übrigens auch ein selbständiges Ganze für sich und ist, wie der erste Band, ein nach Form und Inhalt prächtiges Buch. Reiche, feine Bildung, guten, edeln Geschmack, treffendes, maßvolles Urtheil, umfassende Beobachtung und elegante Schilderung: alle diese Vorzüge möchten wir demselben zuerkennen. Auch der anspruchsvollere Leser wird vieles, das weit über die gewöhnlichen Reisebeschreibungen hinausgeht, darin finden.

Der Sohn des Verfassers, Professor Hermann Strack, der des Verstorbenen Werk vollendete und herausgab, hat manche werthvolle Zusätze geliefert, die sich auf neuere Ereignisse und Veränderungen beziehen, welche seit dessen Tode eingetreten sind. Da er selbst vor kurzem einen großen Theil der von seinem Vater geschilderten Länder bereist hat und durch seine wissenschaftlichen Interessen wie seine speciellen Fachstudien im Orient zu Hause ist, dient seine Mitarbeit dazu, das Buch auf die Höhe der gegenwärtigen Kenntniß dieser Länder zu erheben. Hierzu rechnen wir auch z. B. die vollständige Uebersicht und Zusammenstellung der Anstalten, Stiftungen und Bemühungen für Hülfsbedürftige aller Art, für humane und religiöse Zwecke, die im heutigen Jerusalem bestehen und von den verschiedenen Religionen, Confessionen und Nationen ins Leben gerufen sind.

Ein bemerkenswerthes Urtheil, das für eine gegenwärtig viel besprochene Frage einen Beitrag gibt, ist enthalten in dem, was über die evangelischen Anstalten Jerusalems gesagt wird:

Als Gründer und vornehmster Förderer der evangelischen Mission im Heiligen Lande wird Samuel Gobat, evangelischer Bischof in Jerusalem (30. December 1846 bis 11. Mai 1879) immerdar mit großer Anerkennung genannt werden müssen. Die großen Leistungen dieses für die Mission in ungewöhnlicher Weise beanlagten und thätigen Mannes werden gewöhnlich für Folgen seiner Stellung als englisch-deutscher Bischof oder doch als durch dieselbe wesentlich gefördert erklärt. Dem gegenüber ist zu bemerken, daß Gobat selbst unter den Ketten dieser Stellung seufzte und daß seine Arbeit durch sie häufiger gehindert als erleichtert wurde. Die Absicht des Königs Friedrich Wilhelm IV., durch ein von England und Preußen gemeinsam in Jerusalem unterhaltenes Bisthum Zusammenwirken der evangelischen Kirche an der heiligsten Stätte der Christenheit herzustellen, ist ohne Zweifel eine wohlgemeinte gewesen; der ideal denkende Herrscher hat aber weder die Engherzigkeit der weitaus meisten Angehörigen der englischen Staatskirche, noch die englische Herrschsucht, welche auch bei Missionsbestrebungen vielfach hervortritt, in Rechnung gezogen. Auch die politische Stellung unsers Vaterlandes im Orient ist seit 1841 eine wesentlich andere geworden. Theils aus diesen Gründen, theils weil bei den dortigen Verhältnissen eine gewisse Feierlichkeit beim öffentlichen Auftreten für die deutsche evangelische Kirche rathsam, ja geboten erscheint, sprechen wir den dringenden Wunsch aus, daß Preußen-Deutschland, da der Posten seit dem Tode des von England ernannten (dritten) Bischofs Barklay (gest. 22. October 1881) unbesetzt ist, selbständig handle und in Jerusalem ein eigenes Bisthum errichte, dessen Wirksamkeit sich über den ganzen türkischen Orient zu erstrecken hätte.

Allem Anschein nach ist dieser Wunsch zuständigen Orts bereits gebilligt worden, und wird demselben künftig ohne Zweifel willfahrt werden.

9. Ein Besuch in Kairo, Jerusalem und Konstantinopel. Von Johannes Winkler. Linz, Ebenhöch. 1886. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Diese Schrift berichtet vielfach von derselben Reise wie die vorige, und doch ist ein großer Unterschied zwischen beiden. Wenn zwei dasselbe sehen, so sehen sie nicht dasselbe, und wenn zwei von demselben Gegenstand erzählen, so erzählen sie nicht dasselbe: so möchten wir ein bekanntes Wort ins Deutsche übertragen. Der biedere österreichische Prämonstratenser, der in seiner Orientreise einen mehr als 20 Jahr alten Herzenswunsch endlich erfüllt sieht, schreibt und erzählt von seiner wohlgelungen Reise mit dem urwüchsigen Behagen eines für alles Neue und Schöne empfänglichen Gemüths, mit der Naivetät eines zum ersten mal auf so weiter Fahrt Begriffenen, mit dem fröhlichen Humor und der behaglichen Breite, vermöge der man alles Angenehme und Unangenehme in der Erinnerung nochmals genießt, das Angenehme erhöht und gesteigert, das Mißliche und Peinliche der Reiseabenteuer gemildert und vergoldet durch das frohe Gefühl es überstanden zu haben. Eine glückliche, heitere Stimmung begleitete den Reisenden von Anfang bis zu Ende und ließ sich auch nicht vertreiben durch allerlei Unbilden, welche etwa die Seekrankheit — über die er in köstlich humoristischer Weise philosophirt — oder die Unliebenswürdigkeiten des italienischen Pöbels oder der orientalischen Bakschischjäger ihm anthun wollten.

Tiefere Belehrung, wie sie aus dem vorbesprochenen Reisewerk Strack's zu entnehmen ist, darf man in dieser leicht und frisch hingeworfenen, oft auch in etwas drastisch komischem Stil gehaltenen Schrift nicht suchen; aber angenehme Unterhaltung wird man finden, und zum Ergötzen dient manchmal auch die Naivetät des Urtheils, der Beobachtungs- und Betrachtungsweise des Verfassers.

Bezeichnend ist z. B., was er über Loretto in Italien, wo er auf der Durchfahrt eine Haltstation machte, sagt:

Hier befindet sich ja das Häuschen von Nazareth, in dem die Heilige Familie wohnte. Dasselbe wurde nach der Legende von Engeln nach Dalmatien und dann nach Italien übertragen, als die Türken das Heilige Land verwüsteten. Thatsache ist, daß es aus Steinen gebaut ist, die nur in Galiläa vorkommen; und als wir nach Nazareth kamen, zeigte man uns den Platz, wo das Wohnhaus der Heiligen Familie gestanden hatte, und alle bestätigten, daß es zu jener Zeit verschwunden sei. Nur die Grundfeste, welche genau mit dem Bau in Loretto stimmte, fand man in Nazareth vor. Fachgelehrte haben öfter alles das untersucht und bestätigt. Das Häuschen ist klein, mit nur einer, aber hohen Wohnung, mit nur einem Fenster auf der rückwärtigen Wand. Hier ist also der Engel der heiligen Jungfrau gegenübergestanden und hat gesprochen: Gegrüßet seist du Maria u. s. w. Hier also ist das Wort Fleisch geworden. Mit dankerfülltem Herzen kniet man an diesem Ort. Das heilige Haus in Loretto ist für einen Theil der gelehrt sein wollenden Welt natürlich ungefähr das, was für einen Hund die Hundspeitsche ist.

Ein anderes Beispiel der leichten Art, mit welcher im Plauderton hier Urtheile gefällt werden, ist enthalten in den Sätzen am Schluß:

Soll ich nun ein recht kurzes Resultat ziehen, was Schönes ich gesehen habe, so muß ich sagen: das schönste Land ist — Oberösterreich, das trostloseste Land ist das Heilige Land. Die schönste Stadt ist Konstantinopel, die gemüthlichste Wien, die lebhafteste ist Kairo, die traurigste Jerusalem. Für das schönste Volk hielt ich nebst den Armeniern die Rumänen. Soll ich die Völker charakterisiren, inwieweit ich ihre Beziehungen, ihr Eingreifen in der Levante und ihr Schaffen beobachten konnte, so muß ich die Engländer das praktische, die Franzosen das eingebildete, die Spanier das noble, die Italiener das falsche, die Türken das faule, die Deutschen das g—, doch ich will sie nicht beleidigen (mit diesem Anfangsbuchstaben kann allerlei gemeint sein: das gutmüthige etwa? oder das geduldige? oder das gottlose? oder das gewerbtreibende? oder das gebildete? oder das geistreiche? oder geistlose? . . . wir wären in der That begierig, die Lösung des Räthsels zu erfahren!) und uns Oesterreicher das langsame Volk heißen. Wenn ich von den andern Besseres gesagt hätte, so könnte ich die Deutschen und besonders uns Oesterreicher das ehrliche Volk nennen.

Von dieser Ehrlichkeit, Naivetät und Biederkeit der Oesterreicher ist, wie schon gesagt, auch das vorliegende Schriftchen ein Beweis.

10. Wanderungen auf dem Gebiet der Länder- und Völkerkunde. Ein Hausbuch für jedermann. Nach den neuesten Reisewerken und andern Hülfsmitteln gesammelt und bearbeitet für Schule und Haus von F. Hobirk. Dreißigster Band: Das Weltmeer. Seine physikalischen Eigenschaften, seine Organismen, Küsten und Inseln, sowie eine gedrängte Geschichte der Entdeckungen zur See. Detmold, Meyer. 1885. 8. 1 M.

Wir kennen die 29 vorangehenden Bändchen dieses Sammelwerks nicht; nach dem uns allein vorliegenden dreißigsten Bändchen können wir aber sagen, daß hier auf engem Raume zu billigem Preis viel Belehrung in volksthümlicher Weise geboten ist. Derartige Werkchen werden sich für Jugend- und Volksbibliotheken wohl empfehlen.

Der letzte von den zwölf Abschnitten dieses Bandes will eine kurze „Geschichte der oceanischen Entdeckungen" geben; dabei hätten wir gewünscht, daß auch auf die allerneuesten Entdeckungen eines Nordenskjöld und anderer Rücksicht genommen wäre, wie es ja der Titel des Gesammtwerks verheißt.

Unterhaltungsschriften.

1. Alpenrosen und Gentianen. Eine Episode aus dem Leben König Ludwig's II. von Baiern. Von Joseph Bajovar. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Fünfte Auflage. 1887. 8. 2 M.

Diese Schrift hat binnen wenigen Monaten, nachdem ihr Inhalt in einer weitverbreiteten Wochenschrift erschienen war, bereits die vierte Auflage erlebt: ein beredtes Zeugniß, nicht sowol für ihren literarischen Werth und den guten Geschmack der Lesewelt, als vielmehr für die Skandalsucht und das Sensationsbedürfniß des Publikums. („Sensation" gehört zu den Modeausdrücken, für welche die deutsche Sprache zum Glück kein rechtes Wort hat.) Berechnet auf den Heißhunger der Menge nach Aufschlüssen über die Persönlichkeit eines Königs, dessen krankhafte Eigenart die Neugier schon lange gereizt und dessen furchtbares Ende dieselbe ins Ungemessene gesteigert hat, mußte das Buch natürlich einen äußern Erfolg erzielen, welchen es nie errungen hätte, wenn die darin auftretenden Personen nicht eben mit ihren wirklichen Namen bezeichnet wären. Rein als Erzählung oder Novelle betrachtet, ist die Schrift unbedeutend und langweilig; und diejenigen, die etwa Wahrheit über Geheimgehaltenes aus ihr zu erfahren glauben, möchten wir davor warnen, sich ein Bild von der historischen Persönlichkeit nach diesem Buche zu gestalten. Es ist ebenso unwahr, wie es eine unwürdige Speculation ist. Von den Schand- und Schundromanen unterscheidet es sich durch nichts als durch ein erträglicheres Deutsch und durch den schönen Einband. Wenn die vornehme Dame in ihrem Salon dies Buch in die Hand nimmt und es gierig durchliest, so thut sie nichts anders als ihre Zofe im Vorzimmer, die dasselbe Gebräu in schlechtgedruckten Colportageheften verschlingt.

2. Der letzte Deutsche von Blatna. Erzählung von Fritz Mauthner. Dresden, Minden. 1887. 8. 3 M.

Mit wahrhafter Befriedigung liest man auf dem Titel dieses Buchs: Dritte Auflage, und zu wünschen wäre nur, daß es die hundertste Auflage erlebte. Das eine wie das andere gründet sich nicht so sehr auf seinen literarischen Werth, als vorzugsweise auf den Inhalt, den Stoff. Der Verfasser hat bereits viel Treffliches geliefert, und von rein ästhetisch-kritischem Standpunkte aus könnte man vielleicht sagen, manches Frühere war weitaus besser. Dies Buch aber ist eigentlich nicht als zur Novellenliteratur gehörig zu betrachten; es ist eine Streitschrift, eine realistische zeitgeschichtliche Schilderung, die leider nur allzu wahr ist. Und als solche ist sie von packender Wirkung. Nicht mit großen Worten, mit hohlem Pathos, nein, schlicht und einfach, aber wahrheitstreu wird geschildert, wie es dem deutschen Stamm in einem Lande ergeht, dem Deutsche die Segnungen der Cultur brachten. Es wäre zu wünschen, daß jeder Deutsche dieses Buch lese und auch die rechten Schlußfolgerungen daraus zu ziehen wisse. Wir wiederholen auf Grund unserer Kenntniß der Sachlage: das Bild, welches F. Mauthner entwirft, ist wahr; und wenn es keine ästhetische Befriedigung hervorruft, so möge man bedenken, daß dies nicht Schuld des Verfassers ist, der hier nicht seinen literarischen Ruhm erhöhen, sondern seinem Volke einen großen Dienst leisten wollte.

3. Misverständnisse. Roman von Wladimir Fürst Meschtschersky. Zweite Folge von „Die Frauen der petersburger Gesellschaft“. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Russischen ins Deutsche übertragen von J. Clark. Breslau, Schottländer. 1887. 8. 4 M. 50 Pf.

Der vorliegende Roman bildet eigentlich nur einen (den dritten) Theil eines Romancyklus, der sich „Die Frauen der petersburger Gesellschaft“ betitelt. In diesem Theil wird ausgeführt, wie der einfach und natürlich empfindende Ehrenmann zu der Erkenntniß gelangt, daß sein Glaube an Ideale, vor allem der an ein ideales Weib ein Misverständniß gewesen sei, ein Misverständniß der realen Welt. Das Thema ist sehr geschickt durchgeführt und die psychologische Begründung vollkommen zutreffend und logisch: inwieweit die auftretenden Charaktertypen der russischen Gesellschaft naturwahr sind — die Handlung spielt in den höchsten Hofkreisen —, vermögen wir nicht zu beurtheilen; sie machen indessen den Eindruck der Wahrheit und sind durchweg originelle Gestalten. Im ganzen ist das Werk interessant und unterscheidet sich sehr wohlthuend von gewissen Fabrikaten, welche ebenfalls russische Stoffe behandeln, aber lebhaft an die Zeichnungsversuche eines Dorfjungen erinnern.

4. Kinder der Zeit und andere Novellen von M. Herbert. Zweite Auflage. Köln, Bachem. 1887. 8. 3 M.

Das Buch enthält fünf Novellen, von welchen die erste sozusagen das Glaubensbekenntniß des Verfassers, die letzte: „Nur ein kleines Leben“, sein künstlerisches Vermögen am deutlichsten darlegen. Der Verfasser steht auf dem Standpunkte positiven Glaubens und dies beeinflußt auch die Ausgestaltung der Themata seiner Novellen; daß er scharf die thatsächlichen Verhältnisse zu beobachten und kräftig und packend zu schildern weiß, beweist insbesondere die erwähnte letzte Novelle. Ein gewisses Maßhalten — wenn man ein Bild gebrauchen wollte, könnte man sagen, seine Tonleiter umfaßt nur eine Octave — verleiht den Geschichten eine Ruhe, welche das Gefühl des Lesers vor heftigern Bewegungen bewahrt und mehr zum beschaulichen Nachdenken stimmt.

5. Meines Lebens Roman. Ein Zeitroman von M. von Eschen. Breslau, Schottländer. 1887. 8. 4 M.

Der Roman hat zum Vorwurf das Ränkespiel in der Theaterwelt: ein Stoff, der schon so vielfach behandelt wurde, daß demselben kaum noch eine neue Seite abzugewinnen ist. Der Kampf, den eine, natürlich vornehmem Hause entsprossene Sängerin mit Collegen und Colleginnen, dem Intendanten, der ihrer Ehre nachstellt, und sonstigen Widerwärtigkeiten zu erfahren hat, wird in dem vorliegenden Buche zwar nicht originell, aber lebhaft geschildert, sodaß es wenigstens vom Standpunkte des Zerstreuung suchenden Lesers eine angenehme Lektüre bildet.

Johannes Emmer.

Des Kronprinzen von Oesterreich Werk über Oesterreich-Ungarn.

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Wien, Hölder. 1886. 4. In Lieferungen zu 60 Pf.

Das großartig angelegte Werk über Oesterreich-Ungarn, welches unter der persönlichen Oberaufsicht des Kronprinzen Rudolf in Wien erscheint, welcher, wie in Nr. 20 d. Bl. f. 1886 erwähnt wurde, die Idee zu dessen Anlage und Durchführung bis in die Details angegeben und unermüdlich wirkend die Ausführung ermöglichte, setzt sein Erscheinen pünktlich fort, und es liegen nunmehr sechsundzwanzig Hefte dieser bedeutenden ethnographisch-culturhistorischen Publication vor, deren Inhalt, von den hervorragendsten Schriftstellern und Künstlern des Reichs herrührend, in literarischer wie in künstlerischer Beziehung musterhaft genannt werden muß. Eine so auserlesene Schar von bedeutenden Fachgenossen auf jedem einzelnen Gebiete hat sich noch nie zu einem Werke vereinigt, und das Prognostikon, welches vor einer Reihe von Monaten hier nach dem Erscheinen der ersten Hefte dem Ganzen gestellt wurde, ist genau eingetroffen: heute schon ist „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ ein Volksbuch in des Wortes schönster Bedeutung, sie hat einen glänzenden moralischen Sieg errungen allen jenen Stimmen gegenüber, welche befürchteten, daß zu ernste wissenschaftliche Themen darin behandelt werden würden, geeignet, das größere Publikum abzuschrecken und das Werk nur gewissen Fachkreisen zugänglich zu machen. Allerdings kommt es auf die Art der Behandlung an, und von Heft zu Heft zeigte sich diese als eine solche, daß sie immer weitere Kreise herbeizog. Der einfache, klare, populär wissenschaftliche Text in Verbindung mit dem echt künstlerisch durchgeführten Bilderschmuck hat dem Werke einen Absatz verschafft, der, vom buchhändlerischen Standpunkte betrachtet, mit Rücksicht auf die weite Ausdehnung desselben fast ohne Beispiel dasteht. Autoren und Verleger können hieraus viel lernen und insbesondere entnehmen, daß man auf einen solchen Erfolg rechnen kann, wenn das Beste geboten wird. Freilich wird mit einer Sorgfalt und Genauigkeit bei der Wahl der Autoren und Künstler, bei der Prüfung der Beiträge in Wort und Bild vorgegangen, wie sie wol kaum je einem Werke zutheil wurde. Der kritische Scharfblick des Directors der auf die diesseitige Reichshälfte bezüglichen Abschnitte, Hofrath von Weilen, wird bei der Prüfung der Manuscripte unterstützt von dem berufenen Fachreferenten; die Illustrationen passiren das nicht minder kritische Künstlercomité, welches über Wahl und Ausführung entscheidet, und Kronprinz Rudolf selbst

unterzieht alles und jedes abermals seiner eigenen höchstpersönlichen Durchsicht. Wenn man bedenkt, daß Text und Bild Männern zur Abfassung anvertraut wurden, von denen jeder einzelne auf dem bezüglichen Gebiete sich bereits bewährt hat, so wird man beurtheilen können, welches Vertrauen von seiten des Publikums ein so hergestelltes Werk verdient.

Auf das Einzelne übergehend, möchten wir darauf hinweisen, daß die vorliegenden neuen Hefte in Verbindung mit den frühern nunmehr eine vollständige Uebersicht der Anlage und Ausführung gestatten, zumal mit den Lieferungen 13, 14, 17, 20, 21, 24 und 25 diejenige Abtheilung des Bandes „Wien und Niederösterreich", die speciell der Residenzstadt, deren Geschichts- und Culturentwickelung gewidmet ist, zum Abschluß gelangte. Ebenso geht der „Uebersichtsband" seiner baldigen Vollendung entgegen, da er in den Heften 12, 16, 18, 22 und 26 schon zu zwei Drittheilen vorliegt. Im richtigen Verhältniß hierzu sind von dem ersten Ungarn gewidmeten Bande drei neue Hefte: 15, 19 und 23, erschienen.

Wenden wir uns mit Rücksicht darauf, daß den ersten Heften der Abtheilung „Wien" hier bereits eingehende Aufmerksamkeit gewidmet wurde, der Fortsetzung bis zum Beginn der auf „Niederösterreich" im allgemeinen übergehenden Darstellung zu. Es sind vortreffliche Kapitel, das Geistes- und Culturleben der österreichischen Residenz schildernd, welche die angeführten Hefte enthalten. Der geistvolle Eduard Hanslick setzt seine Schilderung des wiener Musiklebens fort, indem er bei Besprechung der Tanzmusik noch der berühmten Meister derselben: Johann Strauß und Joseph Lanner, eingehend gedenkt; sein Hinweis auf den Sohn Johann Strauß und auf die charakteristische Volksmusik (Volkssänger) Wiens schließt die Darstellung ab. Jakob Minor bietet in dem Kapitel „Die deutsche Literatur in Wien und Niederösterreich" eine knappe, aber treffliche Uebersicht der hervorragendsten Vertreter auf nationalliterarischem Gebiete von der geistlichen Literatur des 12. Jahrhunderts an bis auf die jüngste Zeit; der gediegene Kenner des deutschen Schriftthums entwirft eine Geschichte der Literatur auf niederösterreichischem Boden und stellt insbesondere auch den Zusammenhang dar, in welchem dieselbe mit der deutschen Gesammtliteratur steht. Er hat eingehende Quellenstudien zu der elegant geschriebenen Arbeit angestellt, und es sei an dieser Stelle erwähnt, daß er in wissenschaftlicher Weise sein Quellenmaterial in einem der letzten Hefte der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien" vom Jahre 1886 dargelegt hat: ein Hinweis, der für manchen Leser dieser Zeilen nicht ohne Interesse sein dürfte. Vortrefflich charakterisirt L. Speidel „das wiener Schauspiel" von dem ersten einheimischen Theaternamen Wolfgang Schmelzl's an bis auf Nestroy herab; die Dramatik der Residenz hat in dem federgewandten Kenner derselben den besten Interpreten gefunden, und die Skizzirung der einzelnen Persönlichkeiten und ihrer Leistungen auf diesem Gebiete gehört zu den trefflichsten und bestgeschriebenen Publicationen des rühmlich bekannten wiener Feuilletonisten. Die weitern Kapitel wenden sich dem Kunstleben zu: Albert Ilg bringt die „Malerei und Plastik in Wien vom Mittelalter bis zur Neuzeit", Karl von Lützow die Production des 19. Jahrhunderts zur Besprechung; beide gelehrte Kunstkenner führen ein anschauliches Bild der gesammten Kunstentwickelung vor, welches durch die zahlreichen Abbildungen in gelungener bezeichnender Wahl seine instructive Illustration erhält. In feinsinniger Weise knüpft daran Jakob von Falke eine Darlegung der „wiener Kunstindustrie", deren Aufschwung gerade in dem letzten Jahrhundert ein so bedeutender genannt werden muß. Auch das „volkswirthschaftliche Leben" Wiens entwarfen tüchtige Fachmännern wie F. X. von Neumann Spallart, F. W. Exner, R. von Grimburg, W. Hecke und Emanuel Sax. Wir gewinnen in den bezüglichen Kapiteln genauen Einblick in die nationalökonomische Entwickelung der Großstadt, in die Verproviantirung, Wasserversorgung, in die städtischen Gewerbe, die Großindustrie, in das Verkehrsleben und in die Ausdehnung und Anlage der Donauregulirung. Selbst diesen scheinbar nüchternen Gegenständen wissen die Verfasser fesselnde Seiten abzugewinnen und so einen Ueberblick herzustellen, der in weitern und engern heimischen Kreisen Interesse erregen wird.

Damit ist die erste, Wien behandelnde Abtheilung geschlossen. In der Lieferung 25, welche den Abschluß enthält, eröffnet der fürstliche Autor, Kronprinz Rudolf, selbst die zweite „Niederösterreich" behandelnde Abtheilung mit einer sachkundig und glänzend erfaßten landschaftlichen Schilderung des „Wienerwaldes": er weist auf die schönen Landschaftsbilder, auf die reichen Forsten, auf die hervorragendsten Schlösser, Abteien und andern baulichen Objecte dieses Gebiets hin, als dessen eingehendster Kenner der österreichische Kaisersohn uns entgegentritt. Die schwungvolle Behandlung und die in allem und jedem niedergelegte Detailkenntniß zeugen von der vorzüglichen Begabung des hohen Autors, der auch gelegentlich interessante und werthvolle historische Ausführungen einflicht.

Noch sei der Illustrationen zu der vorhin besprochenen Abtheilung erwähnt. Alle gehören zu den besten Stücken, welche die Kunst des Holzschnitts bisher in Oesterreich zu Tage gefördert hat, und es fällt schwer, einzelne derselben als hervorragend hier anzuführen, da jedes Bild, jedes Porträt, jede Vignette und Kopfleiste ein kleines Kunstwerk genannt werden kann. Nur beispielsweise herausgegriffen und erwähnt seien die Porträts von Strauß und Lanner, Raimund, Grillparzer, Lenau, Anastasius Grün, Sophie Schröder, Anschütz, Scholz und Nestroy, zumeist von Gustav Frank, zum Theil nach J. Kriehuber gezeichnet, ferner die charakteristische Gestalt der alten wiener Volksbühne, der Hanswurst, von J. Kinzel, die bedeutenden plastischen, architektonischen und malerischen Werke der wiener Künstler Donner, Gran, Moll, Füger,

Krafft, Danhauser, Fendi, Gauermann, Rahl, Makart, Zumbusch u. a. von Karl von Singl, J. Groh, G. Frank und R. Hoch, die wiener Markt- und Verkehrsbilder von H. Schließmann, H. Charlemont, H. Alt u. s. w. Auch der schönen Landschaftsbilder von K. Hasch und K. Onken zu des Kronprinzen eigenen Schilderung muß hier besondere Erwähnung geschehen.

Von dem „Uebersichtsbande“ sind fünf neue Lieferungen hinzugekommen. Dieser Band enthält, wie schon in der frühern Besprechung erwähnt wurde, Einzeldarstellungen, welche sich auf die Gesammtmonarchie beziehen; Franz von Hauer setzt seine „geologische Uebersicht“ fort, Julius Hann entwirft die „klimatischen Verhältnisse“, Anton von Kerner zeichnet in anmuthiger Weise „Oesterreich-Ungarns Pflanzenwelt“, während der Zoologe August von Mojsisovics eine „zoologische Uebersicht“ bietet und diesen Stoff zum ersten mal in geschlossener Darstellung zum Theil auf Grundlage eigener Forschungen für weitere Kreise in fesselnder Art bearbeitet hat. So haben, wie die erwähnten Namen zeigen, alle bezüglichen Abtheilungen die hervorragendsten Fachleute zu Verfassern, und es muß von neuem betont werden, daß unter der Wissenschaftlichkeit der Darstellung das allgemeine Verständniß nicht nur nicht leidet, sondern daß jeder dieser Autoren seinem Stoffe ganz besonders ansprechende Seiten abgewonnen hat.

Unter den Illustrationen seien hier genannt: J. E. Schindler's Vegetationsbilder, Regensturm im Hochgebirge, Dalmatinische Landschaft, Macchin auf Lacroma, E. Baron Ransonnet's Tang im Meere und Wald im südlichen Ungarn, J. Mařak's Fichtenwald und Legföhren, H. Bank's treffliche Thierbilder und F. von Pausinger's kräftige Zeichnungen voll Leben und Charakteristik, welche Thierscenen im Hochwalde darstellen.

Die neu erschienenen Lieferungen, welche sich auf Ungarn beziehen, führen den ersten Band bis einschließlich zum sechsten Hefte fort. Die Leitung der Bearbeitung der ungarischen Ländergruppe hat der bekannte Schriftsteller Maurus Jókai übernommen, dessen Werke ja auch in Deutschland so hohe Anerkennung gefunden haben. Was den Text dieser Hefte betrifft, so behandelt derselbe in eingehender Weise die Geschichte Ungarns: das „Zeitalter der Könige aus verschiedenen Dynastien“ hat Karl Szabó, „Die Culturzustände dieses Zeitalters“ Desiderius Csánki, „Das Zeitalter der Könige aus dem Hause Habsburg“ Julius Pauler bearbeitet und eingehend dargestellt. Das letzte Kapitel ist bis zum Regierungsantritt Leopold's I. (1657) fortgeführt und in dem sechsten Hefte noch nicht zum Abschluß gebracht. Auch die Ungarn betreffenden Illustrationen sind reichhaltig und technisch vollendet ausgeführt; besonders erwähnt seien hier: die Abbildung des Eingangs der karlsburger Kirche von Béla Benczur, die schönen Vignetten desselben Künstlers, sowie die verschiedenen Facsimilen von Handschriften und Urkunden, Porträts nach zeitgenössischen Originalen, Siegelabbildungen, Wappen, Trachtenbilder, Waffengruppen von Ladislaus Kimnach. Von den Porträts verdienen noch besondere Aufmerksamkeit die des Königs Matthias und seiner Gattin Beatrix von Aragonien, Suleyman's II., des Königs Johann, Stefan Bathory's, Stefan Bocskay's, Peter Pázmány's und Georg Rákóczy's.

Damit wurde angedeutet, wie weit dieses in jeder Richtung mustergültige Werk bisher gediehen ist, von dem nach Verlauf etwa eines Jahres zwei Bände vollständig vorliegen werden. Schon ist Vorsorge dafür getroffen worden, daß auch für die sich anschließenden Bände die besten Mitarbeiter und Künstler — zumeist Angehörige des Landes selbst, das eben zur Behandlung kommt — gewonnen werden, und der Stoff in der Hauptsache bereits vertheilt. Ueberall ist trotz der verschiedenen Kräfte, welche sich an dem großartigen Unternehmen betheiligen, eine streng einheitliche Durchführung ins Auge gefaßt, wie uns solche auch in den bereits erschienenen Heften vorliegt. Für die Illustrationen nehmen Zeichner und Maler meistens an Ort und Stelle die betreffenden Objecte auf, und nur in seltenen Einzelfällen wird die Photographie zu Hülfe genommen. Aus diesem Grunde macht auch jedes Bild den Eindruck der ursprünglichen Unmittelbarkeit und gewährt einen wahrhaft künstlerischen Anblick. Auch in den folgenden Bänden wird der Grundsatz aufrecht erhalten bleiben, nur Illustrationen, welche direct nach historischen Originalen oder nach der Natur aufgenommen worden sind, dem Werke einzuverleiben, folglich nur authentische Abbildungen zu bieten. An den Band, welcher Niederösterreich behandelt, sollen sich Oberösterreich und Salzburg, zwei an Naturschönheiten so reiche Länder, anschließen. Darauf wird die Schilderung des Landes und der Bewohner von Steiermark folgen, wozu einer der hervorragendsten Männer des Landes, der allverehrte Graf Franz von Meran, der Sohn des unvergeßlichen Erzherzogs Johann, seine reichen Sammlungen und überhaupt seine Unterstützung durch Rath und That auf das liebenswürdigste zugesagt und bethätigt hat. Auch für Steiermark sind die Mitarbeiter vom Kronprinzen Rudolf bereits ernannt: ein Beweis, mit welcher Umsicht und Aufmerksamkeit fortwährend die Vorbereitungen für dieses bedeutende Werk getroffen werden.

Anton Schlossar.

Zur Anthropologie.

Wer die großen Bibliotheken durchstudirt, um über die Geschichte der Ehe sich zu unterrichten, der wird durch dieses Studium der Originale über Dinge belehrt, die er ehedem nicht für möglich hielt. Das Alterthum, das Mittelalter, die Neuzeit, sie enthüllen uns unter manchem Tröstlichen viel Untröstliches: aber was die sogenannten wilden Völker darbieten, geht denn doch über das Menschenmögliche hinaus und bestimmt den Parteilosen, die Naturvölker zum größten Theil als Caricaturvölker aufzufassen.

Kürzlich kam mir die sehr gelungene deutsche Uebersetzung des folgenden Werks in die Hände:

Anthropologisch-culturgeschichtliche Studien über die Geschlechtsverhältnisse des Menschen. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen. Jena, Costenoble. 1886. Gr. 8. 7 M.

Paul Mantegazza hat Europa, Amerika, Asien und vielleicht auch Afrika bereist — was ihm sehr leicht wurde, da er ein vielfacher Millionär ist — und neben seiner Beschäftigung als Professor, Forscher und Senator, Gatte, Vater und wol auch bereits Großvater Zeit gefunden, ein höchst interessantes Buch über den wichtigen Gegenstand des Verhältnisses der beiden Geschlechter in der Menschheit mit Geist und Geschick zu schreiben. Mit großen Quellenstudien brauchte er hierbei sich nicht Beschwerde zu machen; denn dieses mühevolle, nicht einträgliche Geschäft besorgen andere Leute.

Man liest das neue Buch Mantegazza's leicht und mit Vergnügen; man zollt dem Autor Dank für manches vortreffliche und tief empfundene Wort; man liest das letzte Hauptstück: „Die zukünftige Möglichkeit der Liebe", mit besonderm Interesse und spendet seinen Folgerungen gern Beifall, wenn man auch nicht alles unterschreibt und besiegelt.

Für Anthropologie und Culturgeschichte ist Mantegazza's Werk höchst bedeutungsvoll; es ist auch dem Geschichtsforscher und Philosophen unentbehrlich, dem Arzt und Richter nothwendig, dem Priester gewiß nicht ganz unangenehm. Ich empfehle allen diesen Berufsgenossen nachdrücklich dessen ernsthaftes Studium.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Wiederum bringt das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" eine von der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig mitgetheilte systematische Uebersicht der literarischen Erzeugnisse des deutschen Buchhandels in den Jahren 1885 und 1886. Von der erstaunlichen schriftstellerischen Productivität in Deutschland und von der nicht minder erstaunlichen Bereitwilligkeit des deutschen Verlagsbuchhandels, ihr unter die Arme zu greifen, legt der zusammenfassende Bericht über das Jahr 1886 ein neues Zeugniß ab, während die Parallele mit dem vorausgehenden Jahre manche interessante Gesichtspunkte bietet. Im ganzen steht das Jahr mit 16253 Werken gegen das Vorjahr (16305 Werke) etwas zurück, allerdings nur um die nicht sehr in Betracht kommende Zahl von 50 Werken. Unschuldig daran ist zunächst die belletristische Production; denn die schöne Literatur (Romane, Gedichte, Theater u. s. w.) ist von 1345 auf 1461 gestiegen, also um 111 Schriften: ein Beweis, daß trotz der Ungunst der Verhältnisse die Talente sowie die Talentlosigkeit überaus fleißig bei der Arbeit sind. Ebenso sind von jeder Schuld an diesem Minus freizusprechen die Theologen, die sich von 1391 Werken bis zur schwindelnden Höhe von 1517 emporgeschwungen, die Mediciner, die von 904 sich zu 1016, die Naturgelehrten, die sich von 851 bis 1044, die Historiker, die sich von 777 bis 800 erhoben haben. Auch die Rubrik „Vermischte Schriften" weist 497 gegen 330 im Vorjahr auf. Dagegen sind mit einem Minus behaftet; die Jurisprudenz (1362 gegen 1483), die Pädagogik (1916 gegen 2169), die Alterthumswissenschaft und classische Philologie (566 gegen 710) und merkwürdigerweise in diesen Zeiten der Colonisation und der kriegerischen Aspecte die Geographie (429 gegen 495) und die Kriegswissenschaft (404 gegen 435), ferner auch die Handelswissenschaft (680 gegen 727). Ziemlich gleich hält sich die Wagschale bei den Schönen Künsten (657 gegen 660) und bei der Philosophie (138 gegen 136). Die Statistik soll ja die unerbittliche Logik der Thatsachen vertreten: doch dem Spiele des Zufalls muß fraglos dabei sein gutes Recht gewahrt bleiben, wenigstens wo es sich um solche Schwankungen der Ziffern handelt wie bei dieser buchhändlerischen Uebersicht.

— „Von der Kunst des ästhetischen Genießens" handelt Maurus Hoffmann (Mähr. Ostrau, Wattolik). Dieses Schriftchen will das heranwachsende Geschlecht zur ästhetischen Selbsterziehung anleiten, und wurzelt in dem Satze, daß der wahrhaft ästhetische Genuß erst das Ergebniß einer sittlichen Durchläuterung sein könne. Die ästhetische Erziehung gilt dem jugendlichen, vielfach hyperidealistischen Verfasser als der abschließende Theil der allgemein menschlichen Erziehung, die Kunst empfiehlt er als Heilmittel für die der Gesellschaft anhaftenden Uebel. Der Tempel der Kunst ist ihm die Stätte reinster Humanität: nach ihm fördert das Theater die ästhetische Selbsterziehung am meisten. Die ehrenhafte Gesinnung des Verfassers erkennen wir gern an, müssen ihm aber zurufen, daß das Aesthetisiren leicht, echte Aesthetik hingegen sehr schwer ist.

— „Das Princip des Schönen" glaubt Martinus Schweisthal gefunden zu haben (Prag, Dominicus). Er hofft, der bisher haltungslosen Aesthetik ein festeres Fundament zu geben, welches im Stande sein werde, das ganze Gebäude zu tragen. Er analysirt die vornehmsten unter den ästhetischen Künsten und findet, daß das Schöne hervorgeht aus dem Zusammenwirken des Angenehmen, Geordneten und Eindrucksvollen. Die Kunst ist Symbol dessen, was sittlich gut, weise und groß ist; in den Museen wird der absoluten Kunst gehuldigt, aber die Hohenpriester wissen nicht, was das Wort „Ideal" bedeutet. Das Drama ist sozusagen ein Roman in Gesprächen. Richard Wagner's Musik gleicht irgendwelchem gothischen Bau mit zahl-

losen Wimpergen, in Nischen aufgestellten Statuen und vorspringenden Erkern. Die Einheit des Gemäldes wird durch den Rahmen hervorgehoben. Die antiken Statuen sind unschuldig und fromm im Vergleich zu den modernen Genrebaletten, zu denen man jetzt die Kinder führt. Ob wol der heilige Dominicus an diesem wunderlichen Heiligen der Aesthetik seine Freude haben würde?

— In Th. Grieben's Verlag in Leipzig erschien die erste deutsche Ausgabe eines „Buddhistischen Katechismus nach dem Kanon der Kirche des südlichen Indiens". Bearbeitet ist er von Henry O. Olcott, dem Präsidenten der Theosophischen Gesellschaft; wichtiger aber ist der Umstand, daß dieses Buch geprüft und empfohlen worden ist von H. Sumangala, dem Hohenpriester von Sripada und Galle u. s. w. Da wir es hier nur mit der Form und nicht mit dem Inhalt des Buchs zu thun haben, so erkennen wir die volksthümliche und klare Sprache in Frage und Antwort rückhaltlos an. Zur Orientirung über die Hauptlehren des Buddhismus ist dieser Katechismus ungemein instructiv. Als Probe geben wir die 128. Frage: welches ist der hauptsächlichste Unterschied zwischen dem Buddhismus und den gewöhnlichen sogenannten Religionen? Antwort: der Buddhismus lehrt die erhabenste Güte ohne einen Gott, eine Fortdauer des Seins ohne das, was man Seele zu nennen pflegt, eine Glückseligkeit ohne einen örtlichen Himmel, eine Möglichkeit der Heiligung ohne einen stellvertretenden Heiland, eine Erlösung, bei der jeder selbst sein Erlöser ist und welche sich ohne Ceremonien „Gebete, Bußübungen, ohne Priester und ohne die Vermittlung von Heiligen vollzieht, endlich eine höchste Vollkommenheit, welche schon in diesem Leben und auf dieser Welt erreichbar ist". Man sieht, der Buddhismus ist der Himmel des — Poeten.

— Die von uns schon oft angezeigten „Deutschen Zeit- und Streitfragen" und die „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" sind aus dem Verlage von Karl Habel in Berlin in denjenigen von J. F. Richter in Hamburg übergegangen. Noch in das Jahr 1886 gehören folgende Themen, welche in dem ersten Jahrgang der Neuen Folge enthalten sind: „Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwickelungsgange" von J. F. Ahrens (Doppelheft) eine vortreffliche Arbeit, ferner „Die Pflanzenwelt Norddeutschlands" von H. Potoni", endlich „Franz Lieber, ein Bürger zweier Welten" von Hugo Preuß. Die berühmten Herausgeber, Franz von Holtzendorff und Rudolf Virchow, sind dieselben geblieben; möge auch die Theilnahme des Publikums das umfassende Unternehmen auf seiner alten Höhe erhalten! — Hieran schließen wir das elfte Heft der Sammlung „Gegen den Strom" (Wien, Graeser), welches brillant erörtert: „Wie wir wirthschaften", sowie das elfte Heft der „Deutschen Warte" von Engelbert Pernerstorfer (Wien), woraus wir Abhandlungen über Schwurgericht und Schöffengericht, über Turgenjew's Kunst und Bedeutung u. s. w. hervorheben.

— Im Verlage von Otto Hendel in Halle a. S. erscheint eine Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes, von welcher jede Nummer 25 Pfennige kostet und jedes Bändchen einzeln käuflich ist. Nr. 39 und 40 dieser Sammlung enthält in trefflichem Druck und gediegener Ausstattung J. P. Hebel's „Schatzkästlein". Dieses allbekannte Volksbuch bedarf unserer Empfehlung nicht; eine ansprechendere Ausgabe ist bei dem denkbarbilligsten Preis nicht zu denken als diese Hendel'sche.

Bibliographie.

Grell, E., Aufsätze und Gutachten über Musik. Nach seinem Tode herausgegeben von H. Bellermann. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 M.

Grosse, J., Der Spion. Historischer Roman aus der Geschichte des heutigen Rußland. 2 Bde. Dresden, Pierson. 8. 6 M.

Grüneberg, H., Loreley. Trauerspiel. München, Mehrhoff. 1886. 8. 1 M. 20 Pf.

Günzler-Stotz, Charlotte, Christblumen. Gedichte. Stuttgart, Belser. 8. 3 M.

Hageborn, A., Dürre Reiser. Gedichte. Bernburg, Bacmeister. 1886. 12. 2 M. 40 Pf.

Hamerling, R., Blätter im Winde. Neuere Gedichte. Hamburg, J. F. Richter. 8. 5 M.

Hansen, M. M., Ein Paar Worte über den deutsch-dänischen Streit und Nordschleswig. Herausgegeben mit einer Vorrede. Kolding, Jörgensen. 1886. Gr. 8. 50 Pf.

Hanstein, A. v., Menschenlieder. Berlin, Conrad. 12. 1 M. 50 Pf.

Haupt, E., Plus ultra. Zur Universitäts-Frage. Halle, Niemeyer. 8. 80 Pf.

Haymerle, A. Ritter v., Biographie des k. k. Feldmarschall Josef Graf Radetzky von Hradetz. Geschrieben zur Erinnerung an den großen Feldherrn der k. k. Armee. Wien, Hölder. 1886. 8. 60 Pf.

Jacusiel, Die deutsche Schule der Zukunft. Gedanken und Vorschläge zu einer gründlichen Umgestaltung unseres Schulwesens. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Keil, R., Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Erinnerungen an Goethe und Alt-Weimar. Weimar, Huschke. 1886. 8. 1 M.

Keller, G., Martin Salander. Roman. Berlin, Hertz. 1886. 8. 6 M.

Klapka, G., Aus meinen Erinnerungen. Aus dem Ungarischen übersetzt vom Verfasser. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Klein, J. L., Geschichte des Drama's. Register-Bd. zu Bd. I—XIII. Bearbeitet von T. Ebner. Leipzig, T. O. Weigel. 1886. Gr. 8. 5 M.

Krause, K. C. F., Grundriss der Geschichte der Philosophie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 11 M.

Ein Krieg der Rache zwischen Frankreich und Deutschland. Von einem deutschen Offizier a. D. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kym, Hedwig, Gedichte. München, Th. Ackermann. 8. 3 M.

Lewicki, A., Ein Blick in die Politik König Sigmunds gegen Polen in Bezug auf die Hussitenkriege. Wien, Gerold's Sohn. 1886. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Liliencron, A. v., Margarita. Eine Erzählung aus dem Schwarzwald. Breslau, Dülfer. 1886. 8. 2 M.

Linde, A., Gudrun. Dramatisches Gedicht. (Moskau, Industrie- und Handelsgesellschaft M. B. Wolff.) 8. 4 M.

Lingg, H., Die Frauen Salonas. Tragödie. München, Th. Ackermann. 8. 80 Pf.

Loeper, G. v., Zu Goethe's Gedichten. Mit Rücksicht auf die „historisch-kritische" Ausgabe, welche als Theil der Stuttgarter „Deutschen National-Literatur" erschienen ist. Berlin, Dümmler. 1886. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Louvier, F. A., Sphinx locuta est. Goethe's Faust und die Resultate einer rationellen Methode der Forschung. 2 Bde. und Nachträge. Berlin, George u. Fiedler. Gr. 8. 12 M. 50 Pf.

Lubliner, H. (Hugo Bürger), Berlin im Kaiserreich. I. und II. Berlin, Schottländer. 8. 9 M.

Deutsch-amerikanisches Magazin. Vierteljahrsschrift für Geschichte, Literatur, Wissenschaft, Kunst, Schule und Volksleben der Deutschen in Amerika. Unter Mitwirkung deutsch-amerikanischer Geschichts- und Literaturfreunde herausgegeben von H. A. Rattermann. 1ster Bd. 1stes Hft. Cincinnati, O. 1886. Gr. 8. 3 M.

Malmer, M., Zwei Pilger im Osten. Schauspiel. Wien, Graeser. 1886. 8. 2 M.

Manchot, C. H., Martin Crugot, der ältere Dichter der unüberwindlichen Flotte Schillers. Urkundlich nachgewiesen. Mit 1 Bildnisse. Bremen, Roussell. 1886. Gr. 8. 1 M.

Marbod, Cora, Die Halbschwestern. Roman. Rohrerberg b/Coblenz, v. Busse. 1886. 8. 5 M.

Norddeutsche Novellen. 1ste Reihe. Bremen, Roceo. 1886. 16. 5 M.

Novellen-Bibliothek der Illustrirten Zeitung. Sammlung ausgewählter Erzählungen. 1ster Bd. Leipzig, Weber. 1886. 8. 3 M.

Oka, F., Die Schützenkönigin. Trauerspiel. München, Merhoff. 1886. 8. 1 M.

Panizza, O., Londoner Lieder. Leipzig, Unflad. Gr. 16. 2 M.

Ranke, J., Der Mensch. 2ter Bd.: Die heutigen und vorgeschichtlichen Menschenrassen. Mit 408 Abbildungen im Text, 6 Karten und 8 Aquarelltafeln von E. Heyn, G. Klepzig, H. Magnussen ꝛc. Leipzig, Bibliographisches Institut. Lex.-8. 14 M.

Reichel, E., Shakespeare-Litteratur. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Retcliff, Mara, die schöne Bulgarin, oder Geheimnisse von Sofia. Historischer Roman aus der Gegenwart. 1ste bis 5te Lfg. Dresden, A. Wolf. 1886. Gr. 8. à 10 Pf.

Reinöhl, R. v., Die Hut der Sudetenländer durch den Deutschen Schulverein. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Revanche-Geschichten. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schwarz. Mit zahlreichen Illustrationen. Budapest, Grimm. 8. 2 M.

Richter, Der deutsche Protestantismus in seinem Verhältniß zum Papstthum in Rom. Vortrag. Bremen, Roussell. 1886. 8. 30 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 17. Februar 1887.

Inhalt: Neue Dichtungen. Von Ernst Ziel. — Kunstgeschichtliche und ästhetische Literatur. Von Gustav Portig. — Der neue Jahrgang des „Historischen Taschenbuch". Von Hans Prutz. — Reisen und Weltverkehr. Von Alfred Kirchhoff. — Neue Dramen. Von Karl Nissel. — Feuilleton. (Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dichtungen.

1. Hans Besenried. Ein Spielmannssang aus der Zeit nach dem großen Kriege von F. H. Benary. Hamburg, J. F. Richter. 1886. Gr. 8. 2 M.
2. Noch ist Lelau nicht verloren. Erzählendes Gedicht in zwölf Gesängen aus der Feudalzeit von H. Kremer. Wickrath und Leipzig, Kremer.
3. Moselwein und Mosellied. Ein fröhliches Büchlein von J. Blumberger. Köln, Heyn. 1886. 12. 1 M. 20 Pf.
4. Lieder und Bilder von J. J. Honegger. Leipzig, Friedrich. 1886. 12. 4 M.
5. Gedichte von Karl August Fetzer. Erste Sammlung. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. 8. 4 M.
6. Dichtungen von John Henry Mackay. München, Heinrichs. 1886. 8. 3 M. 60 Pf.
7. Gedichte von Johann Hinrich Fehrs. Hannover, Weichelt.
8. Feldblumen, Gedichte von Julian Bojanowski. Mit Widmungsblatt von Olga Behm. Wolfenbüttel, Zwißler. 1886. 8. 2 M.
9. Prager Spaziergänge. Ein Cyklus ernster und heiterer Dichtungen von Heinrich von Zimmermann. Prag, Selbstverlag.
10. Gedichte von H. E. Schneider. Mit dem Bilde des Verfassers. Leipzig, Krüger. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.
11. Philosophie und Poesie. Sonettenkränze von W. Tangermann. Leipzig, Mayer. 1886. 8. 4 M.

An der Spitze der Dichtungen, die ich heute Revue passiren lasse, möge ein Spielmannssang stehen, der uns in die Zeit unmittelbar nach dem Westfälischen Frieden versetzt: F. H. Benary's „Hans Besenried" (Nr. 1). Das kleine Epos, das sich im Blankvers mit eingeflochtenen Liederstrophen bewegt, führt uns um das Jahr 1681 nach Rostock im mecklenburger Lande und läßt eine Reihe von ziemlich lose aneinandergereihten Scenen an uns vorüberziehen, in denen es sich der Hauptsache nach um Jahrmarkts-, Kriegs- und Lagerschilderungen handelt. Im Mittelpunkt steht der Spielmann Hans Besenried, eine keck hingeworfene Gestalt aus dem Leben der sturmvollen Jahre des Dreißigjährigen Kriegs, ein Nachkomme jener vielen Helden von der „fahrenden" Romantik, an denen unsere Dichtung bis zu Wolff's „Rattenfänger von Hameln" hinab und über denselben hinaus so überreich ist. Dieser Hans verrichtet allerlei Glaubliches und Unglaubliches, treibt sich mit seinesgleichen, also mit Jahrmarktsgesindel herum, singt keck und flott seine Spielmannslieder, rettet den Großen Kurfürsten aus den Händen der Schweden, in welche dieser beinahe durch Verrath gefallen wäre, und führt schließlich des rostocker Bürgermeisters Tochter als Braut heim. Das alles und vieles andere wird anspruchslos und mit einer gewissen natürlichen Anmuth, stets aber mit jener glücklichen Unbekümmertheit um sachliche und psychologische Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit dargestellt, welche diese Sorte von Poesie nun einmal als ihr Privileg betrachtet, und die vielen Episoden und Episödchen, lyrischen Intermezzos und zeitgeschichtlichen Anekdoten, an denen „Hans Besenried" so reich ist, tragen das Ihrige dazu bei, um dem Ganzen ein recht buntes Aussehen zu geben. Man hat an mehrern Stellen den Eindruck, einen auf richtiger dichterischer Anschauung beruhenden Einblick in das wüste Treiben jener stürmischen Zeit zu gewinnen; das Ganze entwickelt sich spannend und mehr als eine Scene hat packende Kraft und dramatische Schlagfertigkeit, wie die Vorgänge an der „Teufelskuhle", das Ende des bösen Bronnisch bei Lütten-Klein und die Scene im „Sperlingsnest"; auch fehlt es einzelnen Charakteren nicht an dem Reiz kräftiger und eigenartiger Erfassung, und etwas wie Hamerling'sches dämonisches Colorit findet sich hier und da. Aber diese Stimmung verflattert meistens sehr bald in der unkünstlerischen Breite der Anlage, in der Verschwommenheit der epischen Linienführung und der meistens weihelosen, oft derb dilettantischen Darstellung, welche ein feineres Formgewissen ganz

vermissen läßt und es nicht einmal zu einer durchweg correcten Handhabung des doch, weiß Gott, kinderleicht zu behandelnden Blankverses bringt, von der mangelnden architektonischen Schönheit und acustischen Bewegung der eingestreuten Liederstrophen gar nicht zu sprechen. Unter letztern findet sich übrigens, abgesehen von diesem Mangel feinerer Darstellung, einiges relativ Lobenswerthe, und ich will als Beispiel dafür nur das balladenartige Lied vom Ende des Herzogs Bernhard von Weimar hier mittheilen:

Zu Neuenburg im Schlosse
Liegt todt und still ein Held,
Der einst mit seinem Ruhme
Erfüllt die ganze Welt.
In Sachsen, Franken, Schwaben,
Elsaß und Oberrhein,
Da wird der Herzog Bernhard
Nimmer vergessen sein.

So wie des Sturmes Wehen
Streicht übers Feld mit Macht,
So zog Bernhard von Weimar,
Der Held, von Schlacht zu Schlacht.
Doch auch der milde Regen
Entströmt der Wetterwolk';
Es focht der tapfre Degen
Für Frankreich nicht — fürs Volk.

Ein Reich wollt' er erringen,
Wo fest und treu er wahrt
Trotz welscher List und Tücke
Die alte deutsche Art.
Ein Bollwerk gegen Frankreich
Zu bauen war sein Ziel
Von Straßburg in dem Elsaß
Bis hin zum Hohentwiel.

Der Richelieu, der falsche,
Grollt drob dem jungen Held,
Nicht konnt' er ihn bezwingen
In offner Schlacht im Feld.
Doch aus dem Hinterhalte
Sein Rachepfeil ihn trifft,
Zu Neuenburg im Schlosse
Der Herzog starb an Gift.

Das war ein Trauern, Klagen
Im Reiche weit und breit,
Zu Grabe ward getragen
Die Kaiserherrlichkeit.
Manch alter bärt'ger Krieger
Vom Herzog Bernhard spricht:
Vergessen dich die Fürsten,
Das Volk vergißt dich nicht.

Wird nimmermehr vergessen
Der Welsch' und Schweden Tück;
Will's Gott, so zahlen beiden
Wir noch die Schuld zurück.
Am Oberrhein, im Elsaß,
Mit Streichen blutigroth
Rächt Deutschland einst an ihnen
Des Herzog Bernhard's Tod.

Der „hohe dichterische Werth" des „Hans Besenried", von dem eine dem Buche angeheftete Ankündigung einer „Illustrirten Prachtausgabe" der Dichtung spricht, ist nach dem Gesagten eine reclamenhafte Uebertreibung zur Bemäntelung dieses neuen Symptoms der modernen Illustrirungswuth. Die ehrliche Kritik kann dem Benary'schen Gedicht ein so hochgegriffenes Prädicat leider nicht beilegen; sie muß sich darauf beschränken, anzuerkennen, daß „Hans Besenried" ein in seinen einzelnen Theilen nicht gleichwerthiges, im ganzen aber achtbares Product eines Talents ist, welches das Mittelmaß der Begabung nirgends überschreitet.

Gegen den mitunter ins Hyperromantische fallenden Ton des „Hans Besenried" sticht stark ab der echte Biedermannjargon, den H. Kremer's erzählendes Gedicht „Noch ist Lelau nicht verloren" (Nr. 2) anschlägt. Das zwölf sogenannte „Gesänge" umfassende kleine Heft schildert, wie die Grafen von Wickrath in der „Feudalzeit" (genauere Daten werden nicht angegeben) ihren Belehnten sämmtliche Fronen und Zehnten erließen und welche romantische Tradition sich daran knüpft. Der Verfasser hatte „die Ehre", die duft- und saftlose Dichtung dem „Grafen und Herrn" Otto von Quadt-Wyckradt-Isny, „hochwelcher" die Dedication „gnädigst" anzunehmen „geruhte", „gehorsamst" zuzueignen. Von der Schlußstrophe, die zugleich das Motto dieses langathmigen altfränkischen Poems bildet und welche lautet:

Ein Völkerfrühling erwachte zugleich
Und brachte das Fronen zu Falle;
Heut gilt in dem neuen, im deutschen Reich
Ein Recht, ein Gesetz nur für alle —

wäre zu wünschen, daß sie die Wahrheit verkündete.

Nach diesem flüchtigen Blicke auf die zwei mir vorliegenden epischen Erzeugnisse wende ich mich der Besprechung einer Reihe lyrischer Poesien zu. Da ist zunächst „ein fröhliches Büchlein" von J. Blumberger unter dem Titel „Moselwein und Mosellied" (Nr. 3), welches uns im Eingange seines Prosatextes von der noch heute geltenden Wahrheit berichtet, daß es eigentlich kein einziges allgemein bekanntes Mosellied gibt, während das poetische Lob des Rheins in aller Munde lebt. Dieser Mangel, so schildert der Text in seinem Fortgange, veranlaßte die im September 1845 vom ersten deutsch-vlämischen Gesangfeste zurückkehrenden Liedertafeln von Koblenz und Trier, im Casino zu Trarbach einen Aufruf zur Abfassung eines Moselliedes zu erlassen. Es gingen infolge dieses Aufrufs nicht weniger als 171 Lieder ein, und zwar Gedichte nebst Compositionen, da die Preisconcurrenz die Vereinigung von Wort und Ton als Bedingung aufgestellt hatte. Den Preis, bestehend in einem kostbaren Fuder 1846er Moselwein aus der enkircher Gemarkung, erhielt ein Lied von Julius Otto, damals stud. jur. in Leipzig, zu dem der Vater des Dichters, Musikdirector und Cantor an den drei Hauptkirchen zu Dresden, die Musik componirt hatte. Diese Entscheidung war auf Grund der Gutachten getroffen worden, welche die drei Preisrichter Marschner, Reissiger und Lachner abgegeben hatten; sie war ein Misgriff und somit der Erfolg der Concurrenz ein

Miserfolg. Man darf sich darüber nicht wundern, denn die Sache war wieder einmal mit echt deutscher Einseitigkeit angefaßt: blos auf die Composition hatte man Werth gelegt, den poetischen Text aber als Nebensache betrachtet; ja man hatte es nicht für nöthig erachtet, neben den musikalischen auch dichterische Sachkundige in das Preisrichtercomité zu wählen. Das gekrönte Lied, das bis heute ein verborgenes Dasein fristet, ging spurlos vorüber, was, abgesehen von dem eben erwähnten organisatorischen Fehler, wie der Verfasser unsers Büchleins richtig bemerkt, besonders sich daraus erklärt, daß Dichtung und Composition des Otto'schen Liedes allen volksthümlichen Ton vermissen läßt und einen viel zu hohen Schwung nimmt. „Ein Mosellied", sagt Blumberger, „muß anmuthig, träumerisch-sinnig, mädchenhaft-lieblich sein, wie der Charakter der Moselweinchen selbst, die man ja mit so tiefem Verständniß «die Mädchen unter den Weinen» genannt hat. Das Otto'sche Lied dagegen braust freiheitssangartig, pindarisch daher." Als Beleg für diese letztere Behauptung unsers Autors möge die Schlußstrophe des Liedes hier einen Platz finden:

Und ob auch deine Wiege jetzt
Seufzt unter fremdem Joch,
Ob welsche Gau'n dein Strom auch netzt,
Deutsch bleibst du, Mosel, doch.
Deutsch ist ja deines Namens Laut,
Deutsch ist dein goldner Wein;
Dem deutschen Rhein bist du getraut,
Deutsch wirst du ewig sein.
Und wenn erst unser Schlachtschwert klirrt
Im letzten heil'gen Streit,
Dann, deutsche Heldenjungfrau, wird
Auch deine Wieg' befreit.
Ein donnernd Hoch aus voller Brust
Erklingt zum Himmel laut
Dir, schönem deutschen Moselstrom,
Du deutschen Rheines Braut!

Neben diesem Otto'schen Liede theilt Blumberger die hervorragendsten Dichtungen der übrigen Preisbewerber mit, unter denen wir bekannte Namen wie Müller von Königswinter, Herloßsohn und andere finden. Unter diesen sämmtlichen Dichtungen ist das anmuthige Lied von Theodor Reck, Pfarrer zu Feldkirchen bei Neuwied, componirt von Georg Schmitt, das einzige, welches ins Volk gedrungen. Es ist aber charakteristisch, daß es bei der Preisconcurrenz nicht einmal der Beachtung für würdig befunden wurde. Das flotte kleine Buch, welches der Verfasser mit einem schwungvollen poetischen Vorwort einleitet, ist als ein dankenswerther Beitrag zur Geschichte deutscher Preisausschreibungen nicht uninteressant und entreißt überdies manches der damals dem Mosellied-Comité eingereichten hübschen Lieder dem Staube der Vergessenheit. Die Schlußmittheilungen über allerlei von der Mosel und dem Mosellande, bei denen Essen und Trinken eine Hauptrolle spielt und die eine ziemlich ungenirte Reclame für dies und das nicht unterlassen können, wären indessen zur Wahrung des guten Geschmacks wol besser fortgeblieben.

An dieses Liederbuch von der Mosel möge sich hier eins aus der Schweiz anreihen: „Lieder und Bilder" von J. J. Honegger (Nr. 4). „Ich beanspruche den Dichternamen nicht", sagt der Verfasser in der Vorbemerkung allzu bescheiden. Er ist ein Dichter. Die hier vorliegenden Poesien bekunden eine bedeutende, eine starke Dichterkraft, beherrscht von tief ernster Stimmung, beseelt von kosmischem Schauen und oft getrieben von Faustischem Drange. Honegger betrachtet die Dinge fast immer sub specie aeterni und verleugnet nur selten das gedankenmäßige Element; seinem Wesen fehlt zur Hervorbringung eines wahrhaft bedeutenden Eindrucks im Grunde nur eins: die Concentration und Pointirung seiner dichterischen Persönlichkeit. Seine Producte sind, eben weil dieses Eine fehlt, ihrem Werthe nach von auffallender Ungleichheit; es macht sich in ihnen ein gewisser Mangel der Selbstkritik geltend, der bei der bekannten kritischen Begabung Honegger's um so überraschender erscheint. Man muß oft lange blättern, bis man in den „Liedern und Bildern" eine Perle findet. Findet man aber eine, dann ist es meistens eine von alleredelstem Werth, die im Glanz echter Poesie schimmert. Zu solchen Perlen unter den Honegger'schen Gedichten gehören: „An die Vögel", „Erinnerung", „Der politische Gefangene", „Windesstille", „Wär' ich der Strahl der deutschen Sonne", „Götterstimmen", „Meine Liebe", „Phantasie", „Stürme", „Steppenbrand", „Im Jahre des Verderbens ... ?" und die nachfolgenden Terzinen:

Alexander II.

Fahlgraue Nebel! In der Prachtstadt Gassen,
Die immer feucht sind, wie die Herzen trocken,
Wälzt Prunk und Elend sich in wirren Massen.

Da schleicht der Mord heran auf leisen Socken
Und plant das Ungeheure. Frech zum Throne
Steigt er empor. Die finstern Stimmen locken.

Ein Druck, ein Knall — im Blute schwimmt die Krone.
Da liegt er, der gefeierte Erneuer
Des morschen Reichs. Seht her! Das ihm zum Lohne!

Von Millionen Knechten der Befreier
Verblutet, und die grausenvolle Kunde,
Belacht von einer Rotte Ungeheuer,

Fliegt schreckenbleich, beschwingt, von Mund zu Munde.
Die Hütten schauern und die Burgen beben;
Die Weltenuhr schlägt eine schwere Stunde.

Der zweite Alexander war's. Ein Leben,
Erst lichtumstrahlt, ein Fest die Herrschertage
Und ihre Arbeit menschlich schönes Streben.

Da brach der Schrecken ein und Sorg' und Klage,
Als ob ein unerbittlich finstres Ahnen
Dämonenhaft am hohen Geiste nage —

Ein trüber Abend vor dem jähen Ende!
An ein Schaffot am Seine-Strande mahnen
Will mich's, das bauten Sansculottenhände.

Ludwig und Alexander, Schuld der Ahnen
Und des Systems war's, die ihr schuldlos zahltet,
Ein Schicksalsdrama eure Leidensbahnen.

Die beiden Schlußverse, die wir hier nicht mittheilen, sind etwas craß pointirt und nicht ganz klar in ihrer Fassung. Schade, daß ein durch solche Prägnanz sich auszeichnendes Gedicht am Schlusse über das Ziel hinausschießt.

Trotz der gerügten Mängel kann die Kritik den trefflichen Cultur- und Literarhistoriker J. J. Honegger nur beglückwünschen, daß es ihm gelungen ist, neben seine großen und werthvollen wissenschaftlichen Werke durch Herausgabe dieser „Lieder und Bilder", die eine dritte vollständig umgearbeitete Auflage der früher erschienenen Lieder bedeuten, ein Werk reinster und edelster Kunst zu stellen und so der schönen und reichen Vielseitigkeit seines Wesens ein dauerndes Denkmal zu errichten. Möge das fesselnde Buch, das neben dem poetischen Theil noch lehrreiche und stimmungsvolle „Reisebilder" enthält, und zwar „Veduten von der Riviera" und „Skizzen aus England — Wales", zahlreiche Leser finden!

Würdig neben J. J. Honegger stellt sich Karl August Fetzer, der in seinen „Gedichten" (Nr. 5) sich als ein reiches und tiefes Talent erweist. Es ist edler Wein in köstlichem Gefäße, was uns hier geboten wird. In Fetzer's „Gedichten" tritt uns eine im Feuer von Bildung und Leben abgeklärte geistige Persönlichkeit entgegen, eine Persönlichkeit von vornehmem Schliff und ungewöhnlicher Vielseitigkeit der Beziehungen zu Leben und Welt sowie zugleich von starker Innerlichkeit. Ein Zug tiefer und ruhiger Resignation geht durch die meisten dieser Lieder und Reflexionsgedichte, und man fühlt der Sammlung, aus welcher der verständnißvolle Leser kaum ein Lied verbannt sehen möchte, an, daß es eine feine Hand ist, die sie mit unnachsichtlicher Strenge gegen das eigene Schaffen zusammengestellt. Es ist ein und dasselbe Abgekehrtsein von des Lebens Nichtigkeiten, ein und dasselbe Zugewandtsein zu ernster Welt- und Lebensbetrachtung, welches aus tief empfundenen und künstlerisch gerundeten Gedichten wie: „Der tiefe Strom", „Im Schlitten", „Laß dich vergessen!", „Lied des Alten" u. a. zu uns spricht. Und welch eine Größe, die zugleich Innigkeit, welch eine Einfachheit, die zugleich Reichthum ist, athmet in dem nachfolgenden Liede:

Lieb' und Leid.

Wem nie von Liebe leid geschah,
Geschah auch lieb von Liebe nie,
Wer in der Lieb' nur Freude sah,
Der kennt nur vom Erzählen sie.
Wer nicht erfuhr, daß Liebesschmerz
Der Liebe Wonnen ist getraut,
Deß Herz blieb ein vereinsamt Herz,
Der hat den Himmel nie geschaut.

In dieser Erdenwünsche Grab,
In dieser Nichtigkeiten Gruft
Steigt wie ein Bote sie herab,
Gleich einer Stimme, die uns ruft,
Gleich einem ahnungsreichen Klang,
Der heimwehweckend uns umrauscht
Und welchem sehnsuchtsvoll und bang
Die hingegebne Seele lauscht.

O bittre Lust, o süßer Schmerz,
Wenn sich hervor die Knospe drängt,
Bis sich entfalten darf ihr Herz
Und sie die Blütenhülle sprengt!
O Harren, das nicht enden will,
O Kampf und Mühen ohne Zahl,
Und nach der Stunde, süß und still,
Des Scheidekusses herbe Qual!

O Lieb' und Leid, o Leid und Lieb',
O Sehnsucht der gepreßten Brust!
Bist du das Erbe, das uns blieb,
Der ungetheilten Himmelslust?
Du bist's, und himmlisch steht sie da
Die Liebe, die in Leid gedieh;
Wem nie von Liebe leid geschah,
Geschah auch lieb von Liebe nie.

Ein ähnlicher Zug weichen und gehobenen Empfindens, gepaart mit feinem musikalischen Gefühl, kommt in den ergreifenden Sonetten „Todtenklage", die der Dichter dem Andenken seiner dahingegangenen Gattin widmet, in dem rührenden Liede „Mutterliebe" und andern Gedichten zum Austrag, während die Hymne „Titan", die Ballade „König Domalde" und eine Reihe verschiedener Gedankendichtungen einen bedeutsamen ethischen Inhalt in stets krystallklaren Formen ausprägen. Es erscheint verwunderlich und ist sehr zu beklagen, daß ein Dichter von der Bedeutung Fetzer's in Literaturgeschichten bisher so wenig oder gar keine Beachtung gefunden; denn es ist die dritte Sammlung seiner „Gedichte", die der hochbetagte Poet uns in diesem Bändchen darbietet. Fände doch die Mahnung, die ich hiermit ausspreche, an competenter Stelle Gehör!

In jeder Beziehung einen Gegensatz zu Fetzer bildet John Henry Mackay in seinen „Dichtungen" (Nr. 6). War dort alles klar und knapp artikulirt und disciplinirt, so ist hier dagegen das meiste verschwommen und breit, unorganisch und ungegliedert. Trotzdem ist aber Mackay ein Talent von ausgeprägter Physiognomie, und zwar eins von düster pessimistischer Färbung, von ausschweifender Gestaltungskraft der Phantasie, von entschiedener polemischer Initiative den Zuständen der Zeit gegenüber. Er nimmt zur Gegenwart meistens misbilligend und reformatorisch Stellung, und man kann im ganzen seine ethischen Ziele wie sein sittliches Pathos nur anerkennen und aufrichtig gutheißen — schöße er nur nicht gar zu häufig weit über das Ziel hinaus, und das sowol in seinem an sich berechtigten skeptischen Verhalten der Zeit gegenüber wie in seiner oft völlig ungezügelten Phantastik. Hierin, d. h. in der starken Ueberschwenglichkeit seiner Dichtungen, wie sodann in der oft geschmacklosen und unreifen Form derselben, liegt etwas unverkennbar Jugendliches und somit zugleich ein Moment für die Hoffnung, das Talent Mackay's werde sich mit der Zeit mehr und

mehr klären und sich von den Schlacken befreien, die ihm heute noch anhaften. Dann werden vielleicht die oft bedeutenden Gedanken, die in dem uferlosen Meere dieser salopen und nicht selten incorrecten Verse schwimmen, einen gemessenen Ausdruck gewinnen und damit die Mackay'sche Poesie erst zu ihrer vollen Wirkung gelangen. Einiges ist indessen schon in dieser Sammlung schön und bedeutend, so das Fragment „Das Leben", das mehrfach an Giacomo Leopardi anklingt. Zu den überschwenglichsten und unreifsten Stücken der „Dichtungen" gehört dagegen der pädagogische Cyklus „Moderne Jugend", der zwar viel, unendlich viel des Wahren enthält, aber das Kind völlig mit dem Bade ausschüttet. Als Probe für den Stil und für die Art Mackay's stehe hier ein höchst phantastisches und ganz barockes Gedicht:

Fraß.

Die Nacht flog lautlos durch den Weltenraum.
Da starb auf einem Stern, entfernt den andern,
Auf dem seit ungezählten Jahren sich
Ein freudloses Geschlecht, dem unsern gleich,
Emporgerungen aus der Nacht des Nichts,
Das letzte Licht, und mit ihm starb das letzte
Athmende Leben und der letzte Laut.
Da rollte er im alten Gleise fort,
Von der Gewohnheit Macht durch Nacht getrieben.
Und der Verwesung Dünste stiegen auf
Und füllten rings betäubend alle Luft.
Die witterte auf einem Nachbarstern
Ein scheußliches Geschlecht von wilden Vögeln.
Da flogen sie in dichtgedrängter Schar,
Die pestdurchtränkte Luft mit Flügeln peitschend,
Hin zu dem Stern durch dämmerstille Nacht,
Nur angelockt von gierig eklen Trieben.
Doch als dem todten Stern sie krächzend nahten,
Scheuchte das schweigende Entsetzen sie. . . .
Nur einer flog, von Gier getrieben, weiter
Und senkte sich auf den erloschnen Stern.
Sein hungernd Auge trotzte allem Dunkel.
Da sah er nah sich eine dunkle Masse
Blutlosen Fleisches, und sein Schnabel hackte
Sich lautlos in den Leichnam. Doch da zuckte
Ein letzter Funke Lebens durch die Adern,
Und kalte Hände griffen nach dem Unthier
Und würgten sich in seine blut'gen Federn.
Da flog der Geier kreischend auf, doch hob
Er seine Beute mit sich in die Luft,
Die seinen Hals fühllos umklammert hielt.
Er flog durch Weiten, die er hergekommen,
Und tiefer grub sein Schnabel in das Fleisch.
Da traf das erste Licht den Flug der beiden,
Und der Gestorbene schlug sein Auge auf
Und schauderte und stöhnte auf — und starb.
Und seine Finger ließen jäh sich los,
Und senkrecht fiel der seelenlose Körper. . . .
Da riß das Thier mit seinem Schnabel noch
Sich einen Fetzen kalten Fleisches los.
Den würgte es, als krächzend es voll Wuth
Durch leere Weiten spurlos weiter flog.

Niemand wird diesem wilden Phantasiegemälde dichterische Kraft und Reichthum der Malerei absprechen; aber, fragt man sich, was soll das alles? Was will der Dichter mit dieser im Grunde doch geschmacklosen hyperbolischen Poesie, mit diesem extravaganten Schwelgen in Bizarrerie und Phantastik? Will das Gedicht eine Allegorie bieten, so ist diese mindestens unklar. Ist es ein bloßes Spielen mit Gedanken und Bildern ohne tiefern Sinn und Zweck, so ist das eine zuchtlose Willkür, die außerhalb der Grenzen der legitimen Poesie liegt. Jedenfalls aber, wie viel sich auch gegen dieses Poem im besondern und gegen die Mackay'schen Dichtungen im allgemeinen einwenden läßt, darf man gespannt sein, was sich aus dem augenscheinlich noch nicht fertigen eigenartigen Poeten einmal entwickeln wird. Wir werden ja sehen. Sein Talent weist ihn namentlich auf die phantasiedurchhauchte Gedankendichtung. Möge er diese Bahn kräftig verfolgen!

Ernst Ziel.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Kunstgeschichtliche und ästhetische Literatur.

1. Geschichte der deutschen Kunst. I. Die Baukunst von R. Dohme. II. Die Plastik von W. Bode. III. Die Malerei von H. Janitschek. IV. Der Kupferstich und Holzschnitt von F. Lippmann. V. Das Kunstgewerbe von J. Lessing. Mit zahlreichen Illustrationen. Berlin, Grote. 1886. Hoch 4. Elfte bis dreizehnte Lieferung. Jede Lieferung 2 M.

Schon in Nr. 21 d. Bl. f. 1886 habe ich dieses monumentale Unternehmen als ein durchaus zeitgemäßes begrüßt. Zum ersten mal begegnen wir hier einer Kunstgeschichte, in welcher die beigegebenen Abbildungen nicht blos dürftige Surrogate, sondern von hohem künstlerischen Werthe sind, sodaß auch der Laie sich ohne Kenntniß der Originale ein selbständiges Urtheil bilden kann. Zum ersten mal auch finden wir hier einen Grundsatz angewendet, welcher in unsern Tagen eine Geltung erlangt hat wie nie zuvor: er heißt Theilung der Arbeit. Eine Anzahl von namhaften Kunstgelehrten bearbeitet die verschiedenen Zweige der bildenden Kunst in einheitlichem Geiste, womit der Sache ein viel größerer Dienst geleistet wird, als wenn ein einzelner das ganze ungeheuere Bereich umspannen wollte.

Heute haben wir nur einen Abschnitt des großen Werks zur Anzeige zu bringen: die elfte bis dreizehnte Lieferung, von denen die beiden erstern die Geschichte der Architektur bis zur neuern Zeit fortführen.

Wir erwähnen zunächst einen ganz ausgezeichneten Farbendruck in Doppelfolio: das Innere der Kirche zu Wienhausen; ferner in derselben Größe den trefflichen Holzschnitt: Stirnseite des Doms zu Regensburg. In kleinerm Format, aber immer mit der größten Sorgfalt ausgeführt, empfangen wir: den Stephansdom in Wien, Theile des Münsters in Straßburg, von Sanct-Sebald in Nürnberg u. s. w.; ferner das Innere der Dome zu Metz, Magdeburg, Basel, von Sanct-Gereon in Köln. Daran reihen sich über 60 in den Text eingeschaltete meist überaus sorgfältig hergestellte Abbildungen; besonders die Art, wie das Backsteinmauerwerk wiedergegeben ist, darf als ein Muster von Anschaulichkeit bezeichnet werden. Der Verfasser des Textes, R. Dohme, erweist sich auf jeder Seite nicht blos als einen gründlichen Kenner, sondern auch als einen vielfach thätigen Forscher. Er versteht es, viel Material zu lebensvollen Bildern zusammenzudrängen, die Entwickelungsgeschichte von Bautheilen und Bauarten nachzuweisen und das Ganze, wenn ich so sagen darf, mit dem Geiste der Baukunst zu sättigen. Daß ich nicht in allen Punkten mit dem Verfasser übereinstimmen kann, namentlich nicht in dem, was er über das Wesen der Gothik und den Dom zu Köln sagt, daß ich hin und wieder eine noch größere Allgemeinverständlichkeit des Ausdrucks und Anschaulichkeit der Schilderung wünschen möchte, ändert natürlich an den hohen Verdiensten Dohme's nicht das Geringste.

In der dreizehnten Lieferung führt W. Bode die Geschichte der Plastik in Deutschland weiter, und zwar behandelt er die zweite Blüte derselben. Auch hier haben wir treffliche Abbildungen zu verzeichnen: die Erzreliefs am Portal des Doms zu Gnesen, die Grablegung von Adam Kraft, die Hauptwerke von Tilman Riemenschneider, Michael Pacher u. s. w. Bode gibt sich seiner nicht gerade sehr dankbaren Aufgabe mit großer Liebe hin; seine Charakterisirung Tilman Riemenschneider's und des Meisters vom creglinger Altar zeugt von der eindringendsten Beobachtung; ebenso ist seine Kritik des Pacher'schen Hochaltars in der Kirche zu Sanct-Wolfgang ungemein scharf. Wir wünschen den Schöpfern dieser eminent nationalen Veröffentlichung die möglichste Verbreitung ihres Werks.

2. Die Entstehung der neuern Aesthetik. Von K. Heinrich von Stein. Stuttgart, Cotta. 1886. Gr. 8. 8 M.

Der Titel wie der Inhalt dieses Buchs hat ein freudiges Erstaunen in mir erweckt. In unserer Zeit des Realismus, wo die Philosophie auf den Aussterbeetat gesetzt ist, wo die Kunsthistoriker als die herrschende Kaste meist vor der verachteten Aesthetik sich bekreuzigen oder gar ihr jede Existenzberechtigung absprechen: in diesem goldenen Zeitalter der Materialiensammlung oder höchstens Beschreibung von Kunstwerken, da wagt es ein jüngerer Mann gegen den Strom zu schwimmen! Es ist schon ein gemeingefährlicher Hyperidealismus, sich selbst die Carrière verderben und die Söhne der alma mater Berolinensis um einen verlorenen Posten scharen zu wollen. Aber geradezu unberlinisch und reichsfeindlich ist es, sich aus der Geschichte der Aesthetik das am wenigsten cultivirte Terrain auszusuchen, um daran die Kunst ausgezeichneter Quellenforschung und Combination zu erweisen und den Muth eines Principienkampfes zu erproben! „Haben wir" — so werden die meisten Kunsthistoriker ausrufen — „Beelzebub ausgetrieben, damit er mit einer ganzen Rotte neuer ästhetischer Quälteufel wiederkehre? Berlin mit deinem großen Eduard von Hartmann und deinem Heinrich von Stein: ich erkenne dich nicht wieder, wenn gerade du die Matadore einer neuen Aesthetik aussendest und gestattest, daß sie aus dem sonst so kaufmännisch besonnenen Hamburg Hülfe annehmen!" Und doch stehe ich hier und kann nicht anders als bezeugen, daß das echt wissenschaftliche Werk, welches Heinrich von Stein über die Aesthetik des französischen Classicismus, über die französischen, englischen, italienischen und deutschen Aesthetiker des 17. und 18. Jahrhunderts geschrieben hat, fortan die gediegenste Darstellung jener vorbereitenden Epoche sein wird. Dabei hat der junge Mann das ganze Rüstzeug der Historiker verwendet, um — es in den Dienst der Aesthetik zu stellen!! Ich kann nur wünschen, daß er noch recht viele solche Sünden gegen den „Zeitgeist" begeht, damit einem gesunden Idealismus wieder die Stellung erobert werde in der Welt der Kunstliteratur, welche ihm als Gegengewicht zu einem übermüthigen Realismus gebührt.

3. Aesthetik. Grundzüge der Wissenschaft des Schönen und der Kunst von Max Schasler. Zwei Theile. Prag, Tempsky. 1886. 8. 2 M.

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Bei Heinrich von Stein ließ sich scherzen; bei Max Schasler kann man sich einer gewissen Wehmuth nicht entschlagen. Was hat er für seine überaus umfängliche, präcis definirende und bündig zusammenfassende „Geschichte der Aesthetik" geerntet? Was ist sein Lohn dafür gewesen, daß er als Redacteur der „Dioskuren" und in sonstiger publicistischer Thätigkeit zu seiner philosophischen Schulung eine große Summe von Einzelwissen gefügt und als Kritiker die Fahne eines gesunden ästhetischen Idealismus hoch gehalten hat? Nichts als literarische Anerkennung, natürlich auch nur bei gesinnungsverwandten Männern. Er hat ja nicht in der Zunft der deutschen Universitätsprofessoren von der Pike auf gedient und neigt in deren Augen noch zu sehr zu Meister Hegel hin. Was nun sein jüngstes Werk, die „Aesthetik", anlangt, so darf es wol als die ausgereifteste Quintessenz aller seiner Studien auf diesem Gebiete bezeichnet werden. Der Stoff ist am meisten durchdacht, die Form nicht so breit wie manche Partien in der „Geschichte der Aesthetik", die Gliederung logisch, folgerecht und übersichtlich. Von allen kleinern Lehrbüchern darf es als das beste bezeichnet werden, weil es echt philosophische Schulung mit reichem kunstgeschichtlichen Wissen vereinigt und nirgends in bloße Schönrednerei verfällt.

Einzelne Abschnitte und Stellen aus einem so reichen Material herauszugreifen, ist schwer; doch möchte ich Künstler und Kunstgelehrte auf Schasler's Ausführungen über das Porträt und die Landschaftsmalerei, auf dessen Unterscheidung von Vocal- und Instrumentalmusik, Programmmusik, Klangfarbe u. s. w. hinweisen. Eine Stelle will ich aber wörtlich wiedergeben:

In neuerer Zeit hat die ästhetische Kritik vielfach über die „poetische Gerechtigkeit" gespöttelt und sie als einen überwundenen Standpunkt für die moderne Tragödie erklärt; ja man hat in den Dramen selbst mit einer gewissen pessimistischen Absichtlichkeit den ganzen dramatischen Handlungscomplex darauf anzulegen versucht, daß der ideale Charakter lediglich an der miserabeln Einrichtung unserer socialen Verhältnisse zu Grunde gehe. Ein solcher Ausgang ist indeß nur schrecklich und niederschlagend, aber niemals tragisch, ja nicht einmal poetisch. Das blos Schreckliche ist ebenso unkünstlerisch wie das blos Nichtswürdige. Ein Confliet, in welchem auf der einen Seite nur ideales Streben, auf der andern nur schlechte Wirklichkeit stehen, kann weder, wenn das erstere unterliegt, eine tragische, noch, wo die zweite besiegt wird, eine komische Wirkung hervorbringen.

Ich wünsche Max Schasler und seinem Buche den wohlverdienten Erfolg.

4. Geschichte des Barockstils, des Rococo und des Classicismus von Cornelius Gurlitt. Mit circa 350 Original-Illustrationen. Siebente und achte Lieferung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1886. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M. 40 Pf.

Schon früher habe ich dieses Werk gerühmt als eine auf den umfassendsten Quellenstudien beruhende Originalarbeit, und auch jetzt wieder muß ich anerkennen, daß der Verfasser als durchgebildeter Architekt scharf beobachtet, reiches Material sammelt, wissenschaftlich sicher beurtheilt und auf der vollen Höhe seiner Aufgabe steht. Ich hoffe zuversichtlich, daß Gurlitt's Werk nach der Vollendung als eine Musterleistung auf dem Gebiete der Architekturgeschichtschreibung dastehen wird. Die beiden mir vorliegenden Lieferungen handeln von Vicenzo Scamozzi, Baldassare Longhena und seiner Schule, Carlo Maderna, Borromini, Pietro da Cortona u. a. Besonders hervorheben will ich, daß die zahlreichen Originalillustrationen von wirklichen Künstlern ausgeführt werden; so z. B. darf ich dem kunstliebenden Publikum berichten, daß endlich einmal die herkömmliche Schablone für die venetianischen Paläste und Kirchen neuen bessern Abbildungen Platz gemacht hat.

5. Kunst und Kunstgewerbe im Stifte Sanct-Florian von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Albin Czerny. Linz, Ebenhöch. 1886. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Dieses 317 Seiten umfassende Buch hat geradezu mein Erstaunen erregt wegen der Fülle von Studien und Sachkenntnissen, welche sein Verfasser darin niedergelegt hat. Allerdings ist das Ganze im Chronikenstil der bessern Art geschrieben; aber die Natur einer solchen Monographie sowie die kaum zu bewältigende Menge des Materials bringt das eben mit sich. In Albin Czerny lebt die Gelehrsamkeit der mittelalterlichen Geistlichen auf dem Kunstgebiete fort. Er handelt in seiner für die Geschichte der Kunst in Oesterreich so verdienstlichen Arbeit von der Vorgeschichte des berühmten Klosters Sanct-Florian; sodann gibt er die Geschichte der drei bildenden Künste, des Kunstgewerbes und der Musik in der Romanik, Gothik und Neuzeit; endlich bespricht er die Bilder-, Kupferstich- und Antiquitätensammlung von Sanct-Florian u. s. w. Die eigentlichen Kunsthistoriker und Specialforscher mache ich ganz besonders auf dieses Buch aufmerksam.

6. Friedrich Overbeck. Sein Leben und Schaffen. Nach seinen Briefen und andern Documenten des handschriftlichen Nachlasses geschildert von Margaret Howitt. Herausgegeben von Franz Binder. Zwei Bände. Mit zwei Bildnissen Overbeck's, einem Facsimile und sieben Stichen. Freiburg i. Br., Herder. 1886. 8. 12 M.

Wir haben es hier mit einer der umfänglichsten Künstlerbiographien zu thun, welche überhaupt vorhanden sind. Der erste Band von 562 Seiten umfaßt die Zeit von 1789 bis 1833 und ist geschmückt mit des Künstlers Jugendbildniß und zwei Stichen; der zweite Band enthält 451 Seiten, auf welchen die Zeit von 1833 bis 1869 behandelt wird, ferner Overbeck's Porträt, ein Facsimile und fünf Stiche. Die Verfasserin, Margaret Howitt, gegenwärtig in Meran lebend, hat sich schon mehrfach literarisch versucht und veröffentlicht jetzt die Biographie des berühmten lübecker Malers mit Hülfe des Herausgebers, Franz Binder, eher als ihr englisches Originalwerk. Binder hat sämmtliche Papiere, welche der Biographie als Unterlage gedient, selbständig nachgeprüft und, wo es ihm passend schien, deren Befund ergänzt. Er hatte literarisch sich ein Verhältniß zu Overbeck bereits dadurch gegeben, daß er 1870 in den „Historisch-politischen Blättern" die „Erinnerung an Friedrich Overbeck" veröffentlichte. Das uns vorliegende Buch will nicht eine kunsthistorische Monographie, sondern eine Biographie Overbeck's bieten, welche auf den unmittelbaren Zeugnissen des Künstlers und seiner Genossen beruht. Allerdings betrachtet der heutzutage herrschende Realismus Overbeck als Antipoden; es soll aber nie vergessen werden, daß jener fromme Nazarener zu den Begründern des großartigen Aufschwungs in der neuern deutschen Malerei gehört. Jedenfalls ist die heutige Kunstwelt für diese treffliche Biographie der Verfasserin und dem Herausgeber zu großem Danke verpflichtet; nur die Hingebung eines Weibes vermochte mit so eminentem Fleiß zusammenzutragen und zu sichten, so innig bescheiden zu urtheilen. Für den Kunstgelehrten ist hier eine erdrückende Menge von interessanten Bezügen aufgespeichert; für den Protestanten sei bemerkt, daß die das Buch durchwehende Frömmigkeit nicht eine specifisch ultramontane, sondern eine mild christliche ist, wie sie den gläubigen Gliedern beider Hauptkirchen gemeinsam sein kann. Jedenfalls wird durch derartige auf den gründlichsten Quellenforschungen beruhende Monographien der Aufbau der modernen Kunstgeschichte ganz wesentlich gefördert.

7. Kunstwerke und Künstler. Dritte Sammlung vermischter Aufsätze von Wilhelm Lübke. Mit 69 Illustrationen. Breslau, Schottländer. 1886. Lex.=8. 10 M.

Unter diesem Titel bietet der ungemein fleißige Autor eine Sammlung seiner Essays. In einem starken Bande von 587 Seiten sind hier 25 Abhandlungen und Aufsätze zusammengestellt, welche er früher in acht namhaften Zeitschriften veröffentlicht hat. Insofern er sie für den Neudruck vielfach umgearbeitet und erweitert hat, insofern auch ein Theil der Aufsätze die Zugabe von Illustrationen erhielt, darf man ihm für diese Vereinigung von zerstreuten Arbeiten dankbar sein. Ich habe die meisten derselben gelesen und glaube den Verfasser nur zu ehren, wenn ich sage: die sattsam bekannten Vorzüge Lübke's finden auch hier wieder. Wenn ich aber in einer bekannten politischen Zeitung auf das traurige Zeichen der Zeit stoße, daß ein namhafter Kunsthistoriker Lübke ein „Hängen an ästhetischen Schrullen" vorwirft, so erscheint es mir um so mehr als Pflicht, für den Angegriffenen einzutreten und öffentlich zu bekennen, daß der mannhafte Kampf, welchen Wilhelm Lübke in den Aufsätzen „Die Kunst und der Kaufmann", „Aphorismen" und besonders „Realismus und monumentale Kunst" gegen den überwuchernden Naturalismus in Kunst und Kunstkritik aufnimmt, des innigsten Dankes werth ist. Die lange Abhandlung „Heinrich Schliemann und seine Entdeckungen" dürfte zu dem Besonnensten und Instructivsten gehören, was über dieses Thema geschrieben worden ist. Weiter beschreibt er die 1847 am Esquilin zu Rom entdeckten Wandgemälde, welche Scenen aus den Irrfahrten des Odysseus mit landschaftlichem Hintergrunde darstellen; Grundlage ist ihm die ausgezeichnete Woermann'sche Publication dieser Bilder. Weiter schildert Lübke im Anschluß an den betreffenden Benndorf'schen Bericht die österreichische Expedition nach dem Heroon von Gjölbaschi, dessen Reliefs den kaiserlichen Museen in Wien überwiesen wurden. Ein kleiner Aufsatz zeigt die Ausgabe jener sieben Tafeln an, auf welchen man das Beste der berliner Terracotten von Tanagra veröffentlicht hat. Hier läuft wieder einmal eine jener flüchtig hingeworfenen Bemerkungen unter, durch welche sich der berühmte Verfasser so manchmal geschadet hat. Es ist dies der Satz, daß jene kleinen Figürchen „uns die wichtigsten Aufschlüsse über den Charakter der antiken Polychromie gewähren". Wie kann ein so gewiegter Kritiker wie Lübke hier ohne weiteres den gewagtesten Schluß offen lassen von dem griechischen Handwerk auf die hohe Kunst? In dem Artikel „Ein Pompeji der altchristlichen Zeit" war es doch wol unnöthig, einen vielleicht falsch geschriebenen griechischen Sinnspruch nun auch falsch abzudrucken. Der Aufsatz „Die Kunst und der Kaufmann" läßt uns wünschen, daß Lübke sich für derartige doch gar zu allgemeine Abrisse der Kunstgeschichte für zu vornehm halten möchte. „Alte Kunstwerke in Tirol" beruht auf eigenen sehr verdienstlichen Forschungen des Verfassers. Was Lübke ferner sagt über die Brüder Hubert und Jan van Eyck, Leonardo da Vinci als Architekt, Peter Paul Rubens und Rembrandt van Ryn, ist als Einführung in das Studium dieser Meister recht brauchbar. Von sehr gründlichen Studien und selbständigem Urtheil zeugen die „Schongauer=Studien", die Bemerkungen über Dürer's Handzeichnungen und Matthias Gerung's Apokalypse. Beiläufig — glaubt Lübke wirklich, daß der Maler der letztern dem einen der berühmten Reiter einen „Regenbogen" statt eines Bogens zum Schießen in die Hände gegeben habe? Sehr dankenswerth ist die Studie über „Ein Mausoleum des Mittelalters" (Kirche zu Brou in Frankreich), auch die über „Die ursprünglichen Entwürfe für Sanct=Peter". Weiter sind verdienstliche Specialleistungen des Verfassers seine Abhandlungen „Badische Wanderungen", „Eine Villa der Renaissance", „Der Dom von Aquileja", „Die Reiche Kapelle in München", „Zwei deutsche Schlösser". Dem großen Goldschmied Anton Eisenhoit widmet er mit Recht ein besonderes Blatt. Er bespricht die Stellung des Königs Ludwig II. zur bildenden Kunst sehr freimüthig. Treffend legt er in „Aphorismen" einen Theil seines Glaubensbekenntnisses nieder, und in der Philippika „Realismus und monumentale Kunst" läßt er das ganze Buch wirkungsvoll ausklingen. Wer so vieles bringt wie Lübke, wird sicherlich manchem etwas bringen, was er für seine Zwecke brauchen kann. Man sieht, der Verfasser steht noch immer auf der Warte der Zeit; er begleitet alle irgendwie bedeutsamen Kunsterscheinungen mit seiner kritischen Theilnahme und hat sich in seinem Alter die Jugendfrische bewahrt, welche ihn fähig macht, für einen gesunden Idealismus zu kämpfen.

Gustav Portig.

Der neue Jahrgang des „Historischen Taschenbuch".

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Sechste Folge. Sechster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1887. 8. 8 M.

Von den sieben Abhandlungen, welche in dem soeben erschienenen sechsten Bande der sechsten Folge des von Friedrich von Raumer begründeten und seit etlichen Jahren von Wilhelm Maurenbrecher herausgegebenen „Historischen Taschenbuchs" vereinigt sind, bieten zwei die Fortsetzung von größern Arbeiten, deren erste Abschnitte in dem vorigen Jahrgange veröffentlicht worden. Julius Asbach in Köln führt seine geistvollen und scharfsinnigen Untersuchungen über den Charakter und den dadurch bedingten Werth der Taciteischen Geschichtschreibung weiter

fort und gewinnt dem so viel behandelten Autor einige neue Seiten ab, welche die literarische Thätigkeit desselben mit den allgemeinen geistigen und namentlich mit den politischen Strömungen seiner Zeit in genauer Verbindung erscheinen lassen und ihr dadurch ein eigenthümliches publicistisches Gepräge verleihen. Ueber einzelne der von Asbach gegebenen Deutungen und aufgestellten Ansichten wird sich streiten lassen: jedenfalls verdient seine Art, den gefeiertsten römischen Historiographen zu behandeln, die Beachtung sowol der Historiker wie namentlich auch der Philologen, weil sie neue Gesichtspunkte aufstellt und neue Perspectiven eröffnet.

Der Aufsatz S. Löwenfeld's in Berlin: „Zur neuesten Geschichte des päpstlichen Archivs“, schließt sich an die Darstellung an, welche derselbe im vorigen Jahrgange des „Historischen Taschenbuchs“ von der Entstehung, der Entwickelung und den Schicksalen dieses bedeutendsten und inhaltreichsten aller Archive gegeben hat. Indem er den Faden mit der Rückführung des auf Napoleon's Befehl nach Paris translocirt gewesenen vaticanischen Archivs nach Rom wieder aufnimmt, skizzirt Löwenfeld die verdienstvolle Thätigkeit Marini's, dann die ebenfalls verdienstvolle, aber doch von einer gewissen Zweideutigkeit nicht freie Art, wie der in Deutschland einst vielgefeierte Augustin Theiner seines Amts an der Spitze dieser kostbaren Sammlung gewaltet hat, und geht dann näher ein auf die epochemachende Erschließung derselben für die Wissenschaft durch den derzeitigen Papst Leo XIII., auf dessen Veranlassung und unter dessen Auspicien die so lange Zeit ängstlich secretirten und, mit Ausnahme einiger weniger Bevorzugten, nur auf Um- und Schleichwegen zugänglichen Schätze in der Hauptsache ganz ebenso für die Wissenschaft erschlossen sind und in regelmäßiger Forschung nutzbar gemacht werden, wie das mit den weltlichen Archiven nun schon seit einer längern Reihe von Jahren geschieht.

Von den übrigen fünf Abhandlungen beschäftigt sich die den Band eröffnende von Bernhard Kugler in Tübingen mit dem Helden des ersten Kreuzzugs, Gottfried von Bouillon. Einst übermäßig gefeiert und in Lied und Sage gepriesen, hat der Lothringerherzog nachmals von der historischen Kritik insofern eine sehr üble Behandlung erfahren, als dieselbe ihn aller seiner Ruhmestitel beraubte und nichts weiter in ihm sehen wollte als den Repräsentanten der unpolitischen und unproductiven Richtung, welche mit dem Zunehmen des kirchlichen Glaubenseifers wie in der Leitung der Kreuzzüge so auch, den Thatsachen widersprechend, in der Auffassung und Darstellung derselben auf lange Zeit die Herrschaft gewonnen hatte. Kugler bringt dem gegenüber Gottfried von Bouillon wiederum zu Ehren und zeigt, wie derselbe nicht blos durch ausgezeichnete persönliche Eigenschaften über die meisten seiner Mitstreiter erhoben war, sondern auch in militärischer und politischer Hinsicht der Vertreter einer Richtung gewesen ist, von der man nur bedauern kann, daß sie, aus der anfänglich ihr zugefallenen Leitung des großen Unternehmens der abendländischen Christenheit verdrängt, dieselbe den Italienern und Provençalen überlassen mußte. Die Grundlage für diese neue Auffassung Gottfried's hat Kugler gewonnen durch seine im Kreise der Fachgenossen geschätzte Untersuchung der unter dem Namen des „Albert von Aachen“ bekannten Compilation über die Geschichte des ersten Kreuzzugs, in der er den Nachweis geführt hat, daß dieses Buch neben allem möglichen Fabelwerk und Sagenwust auch einen äußerst glaubwürdigen Bericht aus lothringischer Feder enthält, welcher von dem Antheil Gottfried's und seiner Lothringer an dem Zuge zur Eroberung des Heiligen Landes besonders zuverlässige Kunde aufbewahrt hat.

Zur Geschichte des 16. Jahrhunderts liefern drei der hier vereinigten Abhandlungen von sehr verschiedenen Seiten her interessante Beiträge. Der durch seine Forschungen zur Geschichte des Humanismus bekannte Adalbert Horawitz in Wien gibt eine genaue Analyse und Kritik der „Colloquia“ des großen Erasmus von Rotterdam, eines der berühmtesten und trotzdem heute wenigst bekannten Bücher jener Zeit, auf welche es doch durch die Vielseitigkeit und die praktische Tendenz seines Inhalts einen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Für die Cultur- und Sittengeschichte des ausgehenden 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts enthalten des Erasmus „Colloquia“ eine reiche Fülle charakteristischer und interessanter Züge; zugleich liefern sie werthvolles Material zur genauern Kenntniß ihres gelehrten Verfassers und der eigenthümlichen, einander mannichfach widersprechenden Beziehungen, in denen derselbe zu den großen geistigen und kirchlichen Strömungen seiner Zeit gestanden hat. Sehr lehrreich ist die den vorliegenden Band schließende Skizze, in welcher Georg von Below in Marburg die eigenthümliche Neuorganisation behandelt, welche im 16. Jahrhundert in der Verwaltung der Territorien des Deutschen Reichs durchgeführt wurde und den Ersatz der alten, auf dem Lehenswesen beruhenden Ordnung durch die Grundformen des modernen Beamtenstandes mit seiner straffen staatlichen Centralisation einleitete unter Anlehnung an das Vorbild Frankreichs und namentlich Burgunds, dessen Institutionen durch Maximilian auf seine Erblande übertragen und auch von den übrigen deutschen Fürsten vielfach nachgeahmt wurden. In eine ganz andere Region, in die des mit den transatlantischen Entdeckungen verbundenen gewaltthätigen widerrechtlichen, oft frevelhaft selbstsüchtigen Abenteurerthums führt uns der Beitrag Konrad Häbler's in Dresden: „Aus dem Leben des ersten Vicekönigs von Mejiko“, welcher die Geschichte der ersten Ehe Ferdinand Cortes' mit der Spanierin Catalina erzählt und den kühnen Conquistador zum mindesten mit dem Verdacht belastet, sich seiner vielfach gekränkten und mishandelten Gattin schließlich gewaltsam entledigt zu haben.

Der bei weitem umfangreichste Essay des neuen, so reichhaltigen Jahrgangs stammt von dem bekannten freisinnigen Professor der Theologie an der protestantischen

theologischen Facultät zu Wien, Gustav Frank, und wird gerade in unsern Tagen in weitern Kreisen das lebhafteste Interesse erwecken und zahlreiche dankbare Leser finden: liefert er doch in der Behandlung des „Mysticismus und Pietismus im 19. Jahrhundert" einen außerordentlich dankenswerthen Beitrag zur Geistesgeschichte der neuesten Zeit und legt in verständnißvoller und geistreicher, bei unverkennbarer Gegnerschaft doch durchaus unparteiischer Weise die Fäden bloß, welche unmittelbar zu gewissen Erscheinungen unserer Tage in dem Gebiete des religiösen Lebens hinführen. Die knappe, gedankenreiche, auch im Ausdruck eigenartige Darstellung regt lebhaft an; sie gemahnt zudem in angenehmer Weise an die bekannte Art Karl Hase's, in dem, irren wir nicht, Gustav Frank seinen Lehrer verehrt.

Hans Prutz.

Reisen und Weltverkehr.

1. Durch das Britische Reich. Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien — Oceanien — Canada. Von Alexander Freiherrn von Hübner. Zwei Bände. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1886. Gr. 8. 12 M.

Der durch seinen „Spaziergang um die Welt" in weiten Kreisen als ausgezeichneter Beobachter und vortrefflicher Erzähler bekannte ehemalige Diplomat in österreichischen Diensten, Freiherr von Hübner, tritt uns hier wieder mit der geschmackvollen Bearbeitung eines Reisetagebuchs entgegen. Diesmal galt die Reise den außereuropäischen Besitzungen und den Coloniallanden der Engländer. Noch mehr als der berühmte „Spaziergang" knüpft dieses neue Werk an die Reise selbst an; auch die kleinen Einzelzüge des täglichen Erlebnisses, die Physiognomie des Wetters, der Charakter der Mitreisenden auf dem Schiff oder derjenigen, welche der Verfasser bei seinen Streifzügen durch vier Erdtheile unter britischer Flagge kennen lernte: alles das wird keineswegs aus der Schilderung ausgeschlossen, die eben dadurch bewirkt, daß man sich gleich von der ersten Zeile an wie mit einem gewissen Zauber an die Seite des Reisenden versetzt fühlt; aber dank der überaus bündigen und mit einfachsten Stilmitteln vorzüglich veranschaulichenden Schreibweise des Verfassers langweilen auch diese Kleinmalereien nie. Sie bilden indessen nur den verknüpfenden Faden für eine reiche Fülle von feinsinnigen Skizzen der Gegenden, noch mehr der gesellschaftlichen, wirthschaftlichen und politischen Zustände, welche das beobachtende Durchmustern des britischen Südafrikas, Neuseelands, Australiens, Indiens, der Südseeinseln und des canadischen Nordamerikas veranlaßte. So wird jeder Gebildete an diesen zwei stattlichen Bänden sich erfreuen; er wird stets die Gesellschaft eines die Welt kennenden, erfahrungsreichen Aristokraten angenehm empfinden und manchen Tiefblick in das Getriebe des größten Colonialreichs der Erde gewinnen, so himmelweit auch der ungezwungene vornehme Plauderton des geistreichen Cicerone entfernt bleibt von lehrhafter Trockenheit.

Nach der Studirlampe duften diese Blätter gar nicht. Gelegentlich erinnert sogar irgendein unschädlicher Schnitzer daran, daß dieser Weltreisende kein fachgelehrter Geograph ist. Erzählt er doch unter anderm von einer „Inselgruppe Kergnela", als wäre der auf den französischen Seefahrer Kerguelen (natürlich „kérgelang" zu sprechen) gemünzte Name dieses Archipels ein declinirbares Wort, dem man nach Belieben je nach dem eigenen Idiom eine andere als die en-Endung verleihen dürfte. Doch seine Naturschilderungen werden selbst den Fachmann fesseln, zumal sie ausschließlich Selbstgeschautes widerspiegeln. Wie hübsch ist z. B. der Landschaftseindruck der neuseeländischen Alpen in folgenden, ganz gelegentlich bei der Beschreibung einer Excursion an den Wakatipusee hingeworfenen Worten umschrieben:

> Die bedeutende Entfernung der Scheitel der Berge von den Ufern des Sees bringt zwei optische Wirkungen hervor. Erstens erscheinen die Gipfel niederer als sie sind. Zweitens gestattet die sanfte Neigung dieser Kolosse dem Schnee, auf ihren Abhängen zu ruhen, daher man beinahe keinen nackten Felsen sieht. Ein ungeheueres weißes Leichentuch bedeckt die Alpen Neuseelands. Den Fuß hüllen sie in ein aus Tussock, dem gelben Grase, gewebtes Plaid. Man glaubt sich nach den Polargegenden versetzt. Nur die sengende Sonne zerstört die Täuschung.

Lieber allerdings verweilt der Verfasser bei den Menschen; die Landschaft bedenkt er mehr als Staffage mit flüchtigen Umrissen. Und eben in jenen Charaktermalereien zeigt sich ganz besonders seine Stärke. So in der den südafrikanischen Buren gewidmeten Skizze:

> Die Boern ergreifen hierzulande Besitz von der belebten und unbelebten Natur. Sie besetzen und bebauen das Land, sie verscheuchen die wilden Thiere oder zähmen sie; sie unterwerfen sich die Eingeborenen und machen aus ihnen Sklaven, wenn man Leute, die zur Arbeit gezwungen werden, so nennen kann, aber sie behandeln sie wie Glieder ihrer Familie. Sie kamen nach Afrika im Jahre 1652 mit der Absicht, zu bleiben, und sie blieben. Die Zukunft und Afrika gehört ihnen, vorausgesetzt daß sie nicht durch einen Stärkern vertrieben werden, und dieser Stärkere ist der Schwarze oder der Engländer. Sie nehmen den Kampf auf mit dem Schwarzen, und sie fliehen die Berührung mit dem Engländer. Sie trecken. Mit Holland, dem alten Mutterlande, haben sie keinen Verkehr. Kein Band, weder ein moralisches noch ein politisches, fesselt sie an dasselbe. Ja sie haben es eigentlich vergessen. Die „Hollander", wie man die modernen Einwanderer aus den Niederlanden hierzulande nennt zum Unterschiede von den Boern, beschäftigen sich hier mit Handel, selten mit Ackerbau, befassen sich aber gern mit Politik und erfreuen sich bei ihren alten Stammesbrüdern einer äußerst geringen Beliebtheit. Die modernen Begriffe: parlamentarische Verfassung, Gleichheit, Demokratie, Socialismus, sind den Boern unbekannt. Sie kennen nur die Familie und versammeln sich

nur zur Wahrung gemeinsamer Interessen oder zur Abwehr gemeinsamer Gefahren. Sie sind Republikaner, wie es die Patriarchen waren auf den Weidegründen der Bibel. Den modernen Menschen, Engländer oder Deutschen, vermeiden sie. Und können sie dies nicht, so ziehen sie ab; sie trecken. Auf diesen Wanderzügen schreckt sie keine Gefahr; kein Hinderniß scheint ihnen unüberwindlich. Mit ihren Leichen, mit den Resten ihres von der Tsetse getödteten Viehs besäen sie die Einöden von Namaqualand, von Damara, von andern noch geheimnißvollen Regionen des Binnenlandes Südafrikas. Man rühmt die Reinheit ihrer Sitten. In religiöser Beziehung bewahren sie den festen Christusglauben, die ererbten Vorurtheile, die angeborenen Antipathien der Voraltern. In jeder Hinsicht ist für sie das 17. Jahrhundert noch nicht abgelaufen.

Ein andermal werden wir nach Java versetzt, diesem prangenden Beweis neuniederländischer Colonialtüchtigkeit, den wir Deutschen uns heutzutage nicht oft genug vorhalten können, um uns zu stärken gegenüber der banalen Verlästerung des Werths unserer eigenen Erwerbungen unter den Tropen. Da wandeln wir im Schatten der prächtigen Laubbäume, mit denen Batavia vornehmlich geschmückt ist, und ergötzen uns an dem farbenreichen Getümmel der Eingeborenen, deren glänzende Tracht in vorherrschendem Wechsel von Roth, Rosa und Weiß eine freundliche Mannichfaltigkeit einfügt in das unendliche Grün der herrlichen Baumgruppen.

In der untern Stadt befinden sich die Comptoirs. Dort macht man Geschäfte und holt sich das Fieber. Im übrigen eine alte holländische Stadt. Die Reinlichkeitspolizei im Flusse wird von Krokodilen besorgt, welche in Fülle vorhanden sind. Sodann gelangt man in das Chinesenviertel. Man könnte sich in Kanton glauben. Hierauf folgt ein Wald von Kokospalmen, Bananen und indischen Feigenbäumen und riesigem Cactus. Andere Bäume mischen dazu mit dem Purpur ihrer Blüten das lichte und dunkle Grau, das blaue und röthliche Grün ihrer breiten, gezackten, schlangenförmigen, sammtartigen oder glänzenden Blätter. — Aber wo ist die Stadt? — Wir befinden uns bereits in ihr. — In der That, den Wald durchschneiden breite und schmale Fahrwege, welche die Gassen sind. Von durchsichtigen Schatten übergossen, von Gärten umgeben, halb versteckt im Gehölz, erräth man die Häuser mehr als man sie sieht. Sie tragen alle dasselbe Gepräge: eine niedere Façade — nur selten sieht man ein oberes Stockwerk — geschützt durch eine breite Veranda; an jeder ihrer zwei Ecken ein in den Garten vorspringender Flügel. Der Garten selbst meist nur ein Rasenplatz mit Blumenbeeten, umgeben von Balustraden, Statuen und Vasen, welche an Harlem oder besser an Japan erinnern, von wo die alten Holländer das Gefallen an Porzellantöpfen auf steinernen Fußgestellen nach der Heimat gebracht haben.

Höchst lehrreich sind die Schlußübersichten über die derzeitige Lage der Hauptgebiete britischer Wirthschaft und Herrschaft, welche der Verfasser den Erzählungen von seiner Reise durch dieselben und den daran sich reihenden Einzelbetrachtungen nachzuschicken pflegt. Gewöhnlich läßt er vorerst den Ansichten der im betreffenden Lande sich bekämpfenden Parteien ganz unparteiisch der Reihe nach das Wort; dann gibt er seiner eigenen Beurtheilung Raum. Ganz besonders eingehend geschieht naturgemäß beides bei Vorderindien. Diesem Lande, nach dem die Sehnsucht des Verfassers von alten Zeiten her ging, kehrte sich überhaupt sein Interesse vornehmlich zu. Ich denke, es muß die Engländer recht sehr fesseln, von einem so vielerfahrenen, dabei völlig vorurtheilsfreien Schiedsrichter das pro und contra über ihre Behandlungsart der außereuropäischen Besitzungen erwogen zu sehen. Jedoch wir selbst sind dabei nicht viel weniger interessirt. Gegenüber den halb böswilligen, halb auf mangelhafter Kenntniß des Thatbestandes beruhenden Verunglimpfungen der englischen Politik in Indien müssen folgende Worte besonders wohlthun:

Man kann nicht leugnen, daß Britisch-Indien heute ein Beispiel bietet, welches ohnegleichen ist in der Geschichte der Welt. Was gewahren wir? Anstatt der periodischen, wenn nicht ununterbrochenen Kriege tiefen Frieden im ganzen Reiche; an der Stelle der Erpressungen goldgieriger und grausamer Häuptlinge sehr mäßige Auflagen, welche hinter den auf den Gebieten der Lehnsfürsten erhobenen Steuern weit zurückstehen; die Willkür ersetzt durch Gerechtigkeit, welche für jedermann dieselbe ist; käufliche Tribunale durch unbescholtene Richter, deren Beispiel bereits auf die Rechtsbegriffe der Massen wirkt; keine Pindarri mehr, keine bewaffneten Räuberbanden; vollkommene Sicherheit in den Städten und auf dem Lande, auf den großen Heerstraßen und kleinen Nebenwegen; und mit einigen durch die Gebote der Sittlichkeit erheischten Beschränkungen volle Achtung des religiösen Glaubens, der Ausübung des Gottesdienstes und der bestehenden Sitten und Gebräuche. In materieller Beziehung ein Aufschwung ohnegleichen, und selbst das in gewissen Gegenden periodisch wiederkehrende Elend der Hungersnoth immer mehr gemindert durch die mit den Eisenbahnen zunehmende Leichtigkeit der Herbeischaffung von Lebensmitteln.

Beim Durchstreifen der Samoa-Inseln, wo noch immer der deutsche Handel sich in der Vorrangstellung befindet, kommt der Verfasser auch auf die Befähigung des Deutschen für das Colonialwesen im allgemeinen zu sprechen. Sein Urtheil fällt sehr zu unserm Gunsten aus. Unumwunden erklärt Freiherr von Hübner den Deutschen für den tüchtigsten Colonisten neben dem Engländer und dem Schotten. Letzterm ist seiner Ueberzeugung gemäß als Landbauer sogar nur der Deutsche, nicht der Engländer ebenbürtig. Den Engländer, erklärt er, zeichnet sein kühner Wagemuth vor allen Nationen der Welt aus; dieser ist auf die Nordamerikaner mit dem Blut übergegangen. Der Deutsche „sinnt nicht auf raschen Gewinn und liebt nicht zu wagen“, er schreitet deshalb beim überseeischen Wettbewerbe langsamer fort, schlägt aber um so sicherer mit seiner Geduld und Ausdauer feste Wurzel im neuen Boden. Endlich, bekennt der Verfasser, ist der Deutsche der untern und mittlern Volksklassen besser unterrichtet als der Engländer desselben Niveaus „und weiß sich leichter den Bedürfnissen seiner neuen Lage anzupassen“. Ein Lob, das der Zukunft unserer Colonien ein glänzendes Horoskop stellt.

2. Gustav Nachtigal's Reisen in der Sahara und im Sudan. Nach seinem Reisewerk dargestellt von Albert Fränkel. Zweite Auflage. Mit Nachtigal's Porträt, 92 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1887. 8. 5 M.

Ausgestattet mit einem recht naturwahren Brustbild unsers unvergeßlichen Afrikaforschers und Colonieengründers

Gustav Nachtigal, liegt uns unter obigem Titel eine populäre Bearbeitung seines Reisewerks „Sahara und Sudan" vor. Das eigentlich Spannende des kühnen Zuges durch die große Wüste bis in das noch von keinem Europäer vorher betretene Hunger- und Räuberland Tibesti, ferner ins Herz des Sudans, um den Tsadsee nach Bagirmi, nach Wadai — dies alles ist hier sammt den vortrefflichen Naturschilderungen und Völkerskizzen, in denen Nachtigal's Meisterschaft so glanzvoll sich bethätigt hat, mit Anlehnung an dessen eigenen Reisebericht und unter Verwerthung der schönen Illustrationen des Originals von dem Bearbeiter A. Fränkel wiedergegeben; dagegen blieben die rein fachwissenschaftlichen Darlegungen über Geographisches, Ethnologisches und Sprachliches fort.

Auf diese Weise ist aus zwei starken und kostspieligen Bänden, die doch zumeist nur in öffentlichen und Gelehrtenbibliotheken zu finden sein möchten, ein leicht zu handhabender wohlfeiler Band geworden, der hoffentlich in weitesten Kreisen unsers Volks fortan das Andenken an die wissenschaftlichen Großthaten des „bis in den Tod getreuen" Forschers wach erhalten wird. Der Bearbeiter hat in geschickter Anknüpfung an das Nachtigal'sche (bekanntlich unvollendet gebliebene) Werk auch den Schluß der Sudanreise bis zur Rückkehr des Reisenden über die Nillande nach Europa sowie dessen fernere Lebensschicksale bis zum Tod fürs Vaterland auf hoher See kurz berichtet.

3. Der Weltverkehr. Telegraphie und Post, Eisenbahnen und Schiffahrt, in ihrer Entwickelung dargestellt von M. Geistbeck. Mit 123 Abbildungen und 33 Karten. Freiburg i. Br., Herder. 1887. Gr. 8. 8 M.

In vier Abtheilungen behandelt der Verfasser seinen Gegenstand gemäß der Gliederung des heutigen Weltverkehrs in Telegraphie, Postwesen, Eisenbahn- und Schiffsverkehr.

Man darf wohl behaupten, daß er das Ziel, eine „gemeinverständliche Darstellung des Weltverkehrs in seiner Gesammtheit nach dem neuesten Stande seiner Entwickelung" zu geben, erreicht hat. Auf nicht ganz fünfhundert Seiten erhalten wir eine gute Ueberschau über die Grundzüge des allmählichen Werdens und der gegenwärtig erlangten Größe des nun die ganze bewohnte Erde umfangenden Verkehrs nach den erwähnten vier Kategorien. Theils eingedruckte Karten, theils Holzschnittbilder von Kabeldurchschnitten, Postläufern, Fahrposten seit dem Alterthum, primordialen Constructionen von Dampfwagen, großen Schiffen der Neuzeit, Bergeisenbahnen, kühnen Ueberbrückungen, Viaducten u. dgl. erhöhen das Interesse des Lesers durch Veranschaulichung.

Stets wird in einfacher und klarer Darstellung, welche Ableitung aus guten Quellen verräth — mitunter sind auch die Belegstellen in Anmerkungen unter dem Text verzeichnet —, der Hauptgang der historischen Entwickelung vorgeführt, sodann ausführlicher bei der derzeitigen Sachlage verweilt unter Vorführung statistischer Zahlentabellen, Beleuchtung der geographischen Bedingungen und mit mancher bezeichnenden oder doch unterhaltenden Zuthat von Einzelerfahrungen.

So wird z. B. zu jedermanns Frommen das Kapitel über die Ursachen der unverständlichen, beziehentlich misverständlichen Telegramme, der unbestellbaren Briefe behandelt, woraus sich jeder eine Lehre ziehen mag, weil oft genug einzig der Absender an dem Ungemach die Schuld trägt. Wir erfahren dabei, daß sogar die Mittelzahl der täglich allein in Berlin auf dem Stadpostamt mit unvollständiger Adresse einlaufenden Briefe rund 8000 beträgt! Gänzlich unbestellbar blieben während des Jahrgangs 1884 in Deutschland doch nur 169748 Briefe; in Großbritannien stieg damals diese Zahl auf 321169, in den Vereinigten Staaten sogar auf 2,702544. Die Union steht nicht nur in Betreff der absoluten Zahl unbestellbarer Postsendungen, sondern auch relativ zur Anzahl der letztern im ganzen deshalb so weit voran, weil die dort drüben geschaffenen Ortsnamen viel gleichtöniger sind als bei uns: es gibt dort 11 Orte Namens Humboldt, 18 Berlin, 23 Columbus, 23 Columbia, zahllose Liberties, Freedoms, Franklins u. s. w. Der Verfasser verschmäht auch nicht, mit ein paar Anekdoten die Findigkeit unserer Stephansjünger zu rühmen, von denen einer selbst das Kunststück fertig gebracht habe, einen aus Amerika angelangten Brief mit der Aufschrift „An Meinen lieben Papa in Niethen bei Pommritz" an seine richtige Adresse zu befördern. Aber für das Gegentheil ließen sich ebenso ergötzliche Beispiele sammeln. Ging doch vor ein paar Jahren eine in Leipzig aufgegebene Druckcorrectur, adressirt nach Baireuth, den weiten Weg über Syrien nach Oberfranken, nämlich zunächst gen Beirut!

Recht hübsch ausgefallen ist der kurze Abschnitt über die Taubenposten. Da erfahren wir, daß (auch abgesehen von Noah's Taube) schon das 6. vorchristliche Jahrhundert diese schnellen Segler der Lüfte zur Vermittelung von Nachrichten benutzte, und daß solche Benutzung so gut in China wie in Europa wahrscheinlich eine sehr lange, nie ganz unterbrochene Geschichte aufzuweisen hat, vornehmlich aber seit 1870 für Kriegszwecke geübt und studirt worden ist.

Während der Belagerung von Paris durch die Deutschen wurden nicht weniger als 95581 Taubenbotschaften aus der Stadt entsendet, und 60000 solcher Posten trafen in Paris während der nämlichen Zeit ein.

Alfred Kirchhoff.

Neue Dramen.

Sobald ein bedeutendes Thema gefunden und glücklich zur Anerkennung gebracht worden ist, finden sich die Versuche zahlreicher Variationen. Ein solcher Versuch ist:

1. Rauhenborn und Sohn. Schauspiel in fünf Acten von Heinrich d'Altona. Annaberg, van Groningen. 1886. 8. 1 M.

Seit Björnson's „Fallissement" seine ergreifende Wirkung auf den deutschen Bühnen ausgeübt, fühlen sich viele Dichter und Dichterinnen versucht, diesen Abschnitt der großen socialen Frage dramatisch zu verarbeiten: aber was das bedeutende Dichtertalent eines Björnson daraus zu gestalten und damit zu erreichen vermochte, gelang eben den minder begabten Dichtern nicht, und sie mußten diesen gewagten Griff ins volle Menschenleben als einen mislungenen oder gar vergeblichen ansehen. Auch das Schauspiel d'Altona's gehört zu den letztern, obgleich seinem Verfasser dramatisches Talent zuerkannt werden muß; aber er hat seine Motive theils nicht klar verarbeitet, theils auch unglücklich gewählt. Alltägliche Gaunergeschichten mit einem Stich in das Ordinäre, und dabei mit einer Dosis überschwenglicher und deshalb unwahrscheinlicher Großmuth verquickt, sind keine Motive für ein ernstes Drama. Auch die Charakterzeichnung ist stellenweise verfehlt und liefert ein Zerrbild. Ein wahrhaft liebendes Weib, wie doch Rebekka sein soll, kann zwar für den geliebten Gegenstand jedes Opfer bringen, aber sie kann und darf sich nicht so weit entwürdigen, um ihre Person an einen ehrlosen Schurken dahingeben zu wollen, nur um den Geliebten vor dem materiellen Ruin zu retten, während seine Person selbst unangetastet bleibt. Das ist mehr als ein Fehler, das ist ein künstlerischer Misgriff, ein bloßer Behelf, um auf die „Gründlinge im Parterre" zu wirken. Diesem Schauspiel fehlt vor allem die Verklärung durch die Poesie, die das materielle nüchterne Thema wenigstens einigermaßen erträglich und genießbar machen würde. Auch die Sprache bedarf noch einer sorgfältigern Durchfeilung. Es fehlt dem Schauspiel nicht an Effect, wenn dieser auch nur äußerlicher Art ist, aber es macht den Eindruck des Unfertigen, und die Behandlung des an sich heiklen Themas ist keine geschickte, auch die Charaktere sind nur in losen Umrissen gezeichnet. Das Repertoire der deutschen Bühne wird durch dasselbe nicht bereichert werden.

Dichterischen Werth bekundet:

2. Siegfried's Tod. Tragödie in drei Aufzügen von Georg Siegert. München, Finsterlin. 1887. 8. 1 M.

Das Nibelungenlied hat in der Neuzeit eine mächtige Anziehungskraft auf die deutschen dramatischen Schriftsteller ausgeübt, obwol es noch keinem gelungen, den gewaltigen Stoff dramatisch zu bewältigen und in einem Gesammtgemälde vor den Augen eines begeisterten Publikums aufzurollen; selbst die bedeutende Dichterkraft Hebbel's erlahmte daran und lieferte nur bewunderswerthe Bruchstücke in seiner Nibelungentrilogie. Alle andern Dichter boten nur mehr oder weniger gelungene Ausschnitte aus dem handlungsreichen Epos, um sie auf der Bühne zu verlebendigen, und ein solcher Ausschnitt ist auch „Siegfried's Tod" von Georg Siegert. Siegert schließt wie Geibel's „Brunhild" mit Siegfried's Tode ab, und bietet dadurch zwar einen Abschnitt, aber gerade dieser Abschnitt enthält doch nur die Exposition, das Vorspiel des kolossalen Werks, und befriedigt deshalb nicht, weil es nur eine Perspective in die Zukunft mit blutdunkelm Hintergrunde eröffnet. Wilbrandt hat in seiner „Chriemhild" den Versuch gemacht, die ganze Nibelungensage in drei Acte zusammenzufassen, und hat auch ein scenisch wirksames und poetisch hochbedeutendes Werk geliefert; aber er hat dies nur dadurch ermöglicht, daß er mit Hinweglassung der Brunhild das Hauptmotiv des Nibelungenliedes fallen ließ, das in dem Kirchgange der Königinnen in die Erscheinung tritt. Durch diesen Fehler hat er sein sonst gelungenes Werk schwer geschädigt; denn die Nibelungen sind ohne die Gegenüberstellung der beiden Königinnen gar nicht denkbar, und alle Kunstfertigkeit vermag die klaffende Lücke im Gange der Handlung nicht zu verdecken. Auch Siegert hat für seinen Nibelungenausschnitt die dreiactige Tragödienform gewählt und erfreuliches scenisches Geschick in der Ausführung bekundet; aber was Hebbel und Wilbrandt zumeist gelungen, den markigen naiven Ton zu treffen, den der Stoff bedingt, das ist Siegert nicht gelungen; denn der stellenweise aufgebauschte Wortschwall der Siegert'schen Helden hat nur einen rauhen Klang, jedoch einen modernen Bildungskern. Man höre Brunhild:

O Erde, öffne dich, schling mich hinab!
Brüllendes Sturmgewölk, thu auf den Mund,
Begrab' in deine Donner dieses Wort! (Dirne.)
Ihr unsichtbaren, fürchterlichen Mächte,
Wandelt den Tag in Nacht — versenkt
In alle Finsternisse diese Welt,
Mein Antlitz drin zu bergen, meine Schmach!
O Uebermaß der Schmerzen! Leidensflut,
Die mich in ihrem Wogenbraus begräbt!

Die Tragödie ist zweifellos scenisch wirksam, aber ihr Schluß läßt unbefriedigt. Die ermüdenden Längen einzelner Scenen ließen sich durch einen geschickten Regisseur beseitigen. Der Versuch, das Werk über die Bühne zu führen, würde sicher kein erfolgloser sein.

3. Maßlieb. Lustspiel in zwei Aufzügen von J. Schütz. Leipzig, Mutze.

Unter den modernen Lustspielfabrikanten gibt es eine Anzahl, die gar nicht zu wissen scheint: daß auch ein Lustspiel ein Kunstwerk ist, zu dessen Schöpfung Geist

und Schönheitssinn gehören, und daß dem Lustspieldichter Anmuth die Zauberschale kredenzen soll. Die unglaublichsten und unwahrscheinlichsten Motive werden gut oder übel gewaltsam in die Kunstform gezwängt, und das also entstandene Monstrum wird dann mit der Bezeichnung Lustspiel in die Welt hinausgeschickt, um Geschmack und Kunstsinn zu entwürdigen und zu verrohen. Ueber ein ähnliches Niveau hinaus ist auch „Maßlieb" nicht gewachsen, das mit zu dem Geistlosesten und Trivialsten gehört, was uns bisjetzt zur Begutachtung vorgelegen.

4. Heimat oder Silistria. Schauspiel in vier Acten von Kemal Bey. Aus dem Türkischen übersetzt von Leopold Pekotsch. Wien, Konegen. 1887. 8. 1 M. 80 Pf.

Diese türkische Dichtung ist zwar kein Drama in unserm Sinne, jedoch poesievoll und nicht uninteressant. Das dramatische Gerüst ist sehr einfach und kunstlos, und die Handlung, die es trägt, wird durch überlange Dialoge und Selbstgespräche überwuchert und verläuft ohne jede Verwickelung. Das Liebesleben, das den Grundton dieses Schauspiels bildet, ist gewissermaßen ein lang hallender weicher lyrischer Accord, durch den der Fatalismus leise hindurch klingt. Von leidenschaftlichen Ausbrüchen oder energischen Aufwallungen keine Spur; nur wo der Patriotismus mit in die Action tritt, gewinnt die Handlung Bewegung und Leben und erklingen markigere Töne. Jeden Versuch, das Stück für die deutsche Bühne einzurichten, halten wir für einen vergeblichen, es würde auf derselben nur als Curiosität erscheinen. Dagegen kann seine Lektüre die Kenntniß türkischen Liebeslebens und des türkischen Patriotismus vermitteln.

Kaum über das Niveau der Gewöhnlichkeit erhebt sich:

5. Jovan und Margot. Drama in fünf Acten von Johannes von Nepomuk. Magdeburg, Creutz. 1887. 8. 2 M.

Eine Menge Sensationsmotive, und wenn sie noch so geschickt verarbeitet sind, was sich von „Jovan und Margot" nicht sagen läßt, bildet noch lange kein gutes Drama, sondern erweist sich besten Falles nur als scharfes Gewürz für ein dramatisches Gericht, um abgestumpfte und überreizte Gaumen zu kitzeln. Das Drama ist ein Kunstwerk im höchsten Sinne des Worts, an dessen Gestaltung sich nur die berufene Hand eines Künstlers wagen sollte, den die Poesie geweiht; aber leider glaubt der Dilettant, dem ein Vers regelrecht gelungen, er sei auch zum dramatischen Dichter berufen, und mischt nun die heterogensten Bestandtheile zu einem scenischen Brei zusammen, bei dem weder von den Regeln des Aristoteles noch von scenischer Kunst oder gar Poesie die Rede ist. Doch sind unsere Bühnenverhältnisse freilich derart, daß man ihnen auch Dinge zumuthen kann, bei denen die Kunst nicht in Betracht kommt. Auch der Verfasser von „Jovan und Margot" hat Motive zu seinem Drama gewählt, die sich mehr zu einer Sensationsnovelle für ein gerade nicht wählerisches Lesepublikum eignen würden. Dem Drama fehlt der kunstgerechte dramatische Aufbau, seinen Scenen der logische Zusammenhang, seiner Sprache Feinheit und poetische Weihe. Wir wollen die gute Absicht und den redlichen Willen des Verfassers nicht verkennen: aber das ist auch alles, was wir zum Lobe dieses Dramas zu sagen vermögen.

Karl Niffel.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Adolf Wilbrandt hat, nachdem sein „Oedipus" in Wien Triumphe gefeiert, sich von Sophokles wieder dem Calderon zugewendet und das Schauspiel „Der Arzt seiner Ehre" bearbeitet, welches denn auch am wiener Burgtheater mit Erfolg in Scene ging. Es ist dies unsers Wissens das dritte Schauspiel aus dem Bereiche der spanischen Classicität, welches Wilbrandt der Burg aneignet, und so lenkt seine Direction wieder in die Bahnen Schreyvogel's und anderer Laube vorausgehender Directoren ein, welche an der Burg gerade das spanische Drama gepflegt haben. Laube hat seine ketzerischen Ansichten über dasselbe in seiner „Geschichte des Burgtheaters" mit dem erforderlichen Nachdruck ausgesprochen.

— Der deutsche Bühnencartellverein hat einen Preis für das beste Lust- und Schauspiel ausgesetzt, und dieser Preis besteht in der Verpflichtung aller dem Verein angehörenden Directoren, das Stück zur Aufführung zu bringen, eventuell bei begründeter Entschuldigung dem Autor Entschädigung in Höhe der Autoreneinnahmen für den ersten Theaterabend zu zahlen. Man mag über derartige Preisausschreiben denken wie man will: offenbar hat der Bühnenverein die Achillesferse aller bisherigen dramatischen Prämienconcurrenzen wohl erkannt: es war die Wirkungslosigkeit des ertheilten Preises den Bühnen selbst gegenüber. Hat doch die mit der Autorität und den Mitteln des Staats ausgerüstete Commission für den Schiller-Preis in Berlin es nie durchsetzen können, daß die gekrönten Stücke von mehr als ein paar Bühnen gegeben wurden. Diese beschämende Thatsache, die nur in Deutschland möglich ist, während in Frankreich jedes von einer so angesehenen Commission gekrönte Stück die Runde über die Bühnen gemacht hätte, hat dem deutschen Bühnenverein darüber die Augen geöffnet, was in erster Linie festgestellt werden muß, um eine Preisertheilung wahrhaft fruchtbringend zu machen. Jedenfalls wird bei ihm immer ein sehr bühnenpraktisches Stück den Preis erhalten, da vorzugsweise Directoren im Preisgericht sitzen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 18. Januar starb in Weimar der Geheime Regierungsrath Karl Albert Wilhelm Genast, Sohn jenes bekannten Schauspielers Franz Eduard Genast, der als Goethe's und Tieck's Schüler sich der Anleitung großer Meister für seine Kunst zu erfreuen hatte. Seine Mutter, geborene Böhler, war ebenfalls eine treffliche Schauspielerin. Der Sohn war am 30. Juli 1822 zu Leipzig geboren, studirte 1841—45 zu Jena und Heidelberg, wurde 1850 Staatsanwalt in weimarischen Diensten, später Mitglied des Landtags und seit 1871 des Reichstags, wo er der

nationalliberalen Partei angehörte. Im Jahre 1872 wurde er Regierungsrath im Ministerium, später auch Präsident der Landessynode. Um die deutsche Schiller-Stiftung, deren Sitz ja mehrmals in Weimar war, hat er sich als Vorstandsmitglied und Vorsitzender große Verdienste erworben.

Als Dichter trat Genast zunächst auf dramatischem Gebiete auf und wählte seine Helden aus dem Zeitalter der Reformation und des Dreißigjährigen Kriegs. Sein „Herzog Bernhard" (1853) macht zwar aus der Hauptgestalt eine Art von Washington, einen Friedenshelden, der sich nicht mit dem historischen kriegslustigen Herzog deckt; dagegen sind die andern Gestalten, besonders Richelieu, wahrer und schärfer charakterisirt. Sein „Florian Geyer" (1857) vertritt das Pathos der Bauernkriege in allzu idealer Haltung: doch ist die Darstellungsweise flüssig und der dramatische Stil nicht ohne Prägnanz. Von seinen Romanen erwähnen wir „Das hohe Haus" (4 Bde., 1862) und „Der Köhlergraf" (4 Bde., 1867).

Bibliographie.

Howitt, M., Friedrich Overbeck. Sein Leben und Schaffen. Nach seinen Briefen und andern Documenten des handschriftlichen Nachlasses geschildert. Herausgegeben von F. Binder. 2 Bde. Mit 2 Bildnissen Overbecks, 1 Fcsm. und 7 Stichen. Freiburg i. Br., Herder. 1886. 8. à 6 M.

Die höheren Mädchenschulen und deren künftige Gestaltung. Wünsche und Vorschläge von einem hannoverischen Lehrer. Hannover, Meyer. 8. 40 Pf.

Mansfeld, A., Die Reise der Familie Eggers nach Poppenbüttel. Hamburg, Schardius. 1886. 12. 30 Pf.

Maria nach den vier Evangelien. Ein Liederkranz von Klara K. Herausgegeben von G. Bauernfeind. Gnadau, Unitäts-Buchhandlung. 1886. 16. 50 Pf.

Marriot, E., Mit der Tonsur. Geistliche Novellen. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1886. 8. 4 M.

Marshall's, Emma, ausgewählte Erzählungen. 6ter Bd.: Christabel Kingscote oder geduldig in Hoffnung. Autorisirte deutsche Uebertragung. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.

Maurenbrecher, W., Staat und Kirche im protestantischen Deutschland. Vortrag. Leipzig, Hinrichs. 1886. Gr 8. 60 Pf.

Mauthner, F., Der letzte Deutsche in Blatna. Erzählung. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Mayr-Deisinger, K., Wolf Dietrich von Raittenau, Erzbischof von Salzburg 1587—1612. München, Rieger. Gr. 8. 5 M.

Meinhardt, A., Vier Novellen. (Alt-Heidelberg. Georg Hansen. Die Mönche von Fontana. Der Falke.) Braunschweig, Westermann. 8. 5 M.

Meitzen, E., Hohenzollernlied. Rhapsodische Dichtung aus großer Zeit. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1886. Lex.-8. 2 M.

Meltzer, O., Die Kreuzschule zu Dresden bis zur Einführung der Reformation (1539). Dresden, Tittmann. 1886. Gr. 8. 1 M.

Meschtschersky, W. Fürst, Die Frauen der Petersburger Gesellschaft. Roman. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Russischen ins Deutsche übertragen von J. Clark. 3te Abth. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Meyer, C. F., Stettin zur Schwedenzeit. Stadt, Festung und Umgegend am Ende des 17. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung der Belagerung von 1677. Mit 1 Karte und 2 Plänen. Stettin, Saunier. 1886. Gr. 8. 2 M.

Meyn, L., Aus dem Leben und aus der Natur. Gesammelte Aufsätze. Herausgegeben von J. Meyn. Garding, Lühr u. Dircks. 1886. Gr. 8. 1 M.

Mohr, L., Die Jubelfeste der Buchdruckerkunst und ihre Literatur. Ein bibliographischer Versuch. Veröffentlicht bei Gelegenheit des 400jährigen Jubiläums der Einführung der Buchdruckerkunst in Wien. Wien, Graeser. 8. 2 M.

Müller, K., Die Waldenser und ihre einzelnen Gruppen, bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts. Gotha, F. A. Perthes. 1886. Gr. 8. 3 M.

Munding, K., Die Schule des Lebens. Ein Brevier für Weltleute. Stuttgart, Levy u. Müller. 8. 3 M. 60 Pf.

Neuert, H., Almenrausch und Edelweiß. Oberbayerisches Charaktergemälde mit Gesang und Tanz mit theilweiser Benützung der Erzählung des Dr. Hermann v. Schmidt. Augsburg, Schmid. 1886. 8. 1 M.

Neumann, K. J., Ludwig Lange, ord. Prof. der class. Philologie an der Universität Leipzig. Ein Nekrolog. Berlin, Calvary u. Comp. 1886. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Paulus, E., und R. Stieler, Aus Schwaben. Schilderungen in Wort und Bild. Die Illustrationen in Holzschnitt ausgeführt von A. Cloß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 8 M. 60 Pf.

Penka, K., Die Herkunft der Arier. Neue Beiträge zur historischen Anthropologie der europäischen Völker. Teschen, Prochaska. 1886. Gr. 8. 5 M. 20 Pf.

Platter, J., Gustav Cohns „ethische" Nationalökonomie. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 1886. Gr. 8. 80 Pf.

Platz, B., Der Mensch, sein Ursprung, seine Rassen und sein Alter. Mit circa 200 Illustrationen, wovon 30 Vollbilder. 1stes Hft. Würzburg, Woerl. 1886. Lex.-8. 50 Pf.

Rittershaus, E., Aus den Sommertagen. Oldenburg, Schulze. 1886. 8. 4 M.

Roquette, O., Große und kleine Leute in Alt-Weimar. Novellen. Breslau, Schottländer. 8. 5 M.

Rösch, H., Sang und Klang im Sachsenland. Eine Blumenlese heimatlicher Volkslieder. Mit Bildern von Krause, Lewin und Will. Leipzig, Renger. 8. 3 M.

Ruhemann, A., Joseph Viktor von Scheffel. Sein Leben und Dichten. Von J. V. v. Scheffels Portr., in Lichtdr. ausgeführt, 1 Fksm. und 7 in den Text gedr. Illustr. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 3 M. 60 Pf.

Rudloff, G., D. Carl Schwarz. Eine Lebensskizze. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schmitt, C., Blumen am Wege. Ein Liederstrauß aus dem Elsaßlande. Gedichte. Straßburg, Heitz. 8. 2 M. 50 Pf.

Schott, Clara, Frühlingsreif. Zwei Erzählungen. Mit einem Vorwort von M. Oberbreyer. Stuttgart, Glaser u. Comp. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.

Schottelius, C., Dichtungen. Hameln, Fuendeling. 8. 2 M. 25 Pf.

Schubert-Soldern, R. v., Grundlagen zu einer Ethik. Leipzig, Fues. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Schuchardt, Julie, Geburtstags-Grüsse. Mit Citaten aus Rückert's und Longfellow's Werken, gesammelt von J. S. Zum Einschreiben für Freunde und Freundinnen. Tübingen, Laupp. 1886. 12. 3 M.

Schüler-Novellen. 1stes u. 2tes Bdchn. Leipzig, Rasch u. Comp. 1886. 12. à 1 M.

Schulte, J. F. v., Der Altkatholicismus. Geschichte seiner Entwicklung, inneren Gestaltung und rechtlichen Stellung in Deutschland. Aus den Akten und andern authentischen Quellen dargestellt. Giessen, Roth. Gr. 8. 12 M.

Schweikart, B., und M. Hoffmann, Mädchen-Philosophie auf der Hochschule des Lebens. Aus Erinnerungen der Jugendzeit in gereimter und ungereimter Briefform dargestellt. Mit 70 Kopfleisten und Schlußvignetten, sowie 7 ganzseitigen Extrabildern. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 3 M.

Schwuchow, P., Plauder-Stündchen. Kurze Geschichtchen aller Art. Karlsruhe, Macklot. 8. 1 M. 50 Pf.

Sepp, B., Process gegen Maria Stuart zu Fotheringay 14/24. und 15/25. Oktober 1586 und in der Sternkammer zu Westmünster 25. Oktober/4. November 1586. Nach den Akten dargestellt. München, Lindauer. 1886. Gr. 8. 5 M.

— — Maria Stuart's Briefwechsel mit Anthony Babington. Herausgegeben von B. S. München, Lindauer. 1886. Gr. 8. 2 M.

Seydel, R., Religion und Wissenschaft. Gesammelte Reden und Abhandlungen. Breslau, Schottländer. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Siegert, G., Siegfried's Tod. Tragödie. München, J. A. Finsterlin. 8. 1 M.

Sigwart, C., Vorfragen der Ethik. Freiburg i. Br., Mohr. 1886. Gr. 4. 2 M.

Stadion, Graf E. v., Isfried von der Düne. Ein Märchen aus dem Leben. Minden, Bruns. 8. 2 M.

Stern, M. R. v., Der Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft. Ein Versuch zur Verständigung. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Sterne, C., Plaudereien aus dem Paradiese. Der Naturzustand des Menschen in Wahrheit und Dichtung. Teschen, Prochaska. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Stinde, J., Der Familie Buchholz 3. (letzter) Thl. Frau Wilhelmine. Aus dem Leben der Hauptstadt. Berlin, Freund u. Jeckel. 1886. Gr 8. 4 M.

Tamamchef, J. v., Der Kampf um Constantinopel in seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ein historisch-politischer Beitrag. Wien, Huber u. Lahme. 8. 8 M.

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1887. Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge: 10. Jahrg. Mit 1 Abbildung. Zürich, Höhr. Gr. 8. 5 M.

Thikötter, J., Heriman der Westfale. Eine epische Dichtung in 12 Gesängen. Bremen, Heinsius. 8. 4 M.

Trautmann, F., Traum und Sage. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 8. 3 M.

Velzen, H. Thoden van, Ueber die Geistesfreiheit vulgo Willensfreiheit. Psychologischer Nachweis. Leipzig, Fues. Lex.-8. 1 M. 80 Pf.

Verne, J., Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen. 41ster Bd.: Die Schule der Robinsons. — 42ster Bd.: Der grüne Stuhl. Zehn Stunden auf der Jagd. Nur eine Plauderei. Wien, Hartleben. Lex.-8. à 4 M. 50 Pf.

Vollbrecht, C., Dissonanzen. Zwei Novellen. Weimar, A. Krüger. 8. 2 M. 50 Pf.

Voß, R., Die Auferstandenen. Antinihilistischer Roman. 2 Bde. Dresden, Minden. 8. 8 M.

Waldemar, H., Förster's Trude. Novelle. Stuttgart, Glaser u. Comp. 1886. 8. 1 M. 75 Pf.

Waldmüller, R. (E. Duboc), Das Geheimniß. Doppel-Novelle. Rostock, Verlag der Albumstiftung. 8. 4 M. 50 Pf.

Weiß, F. G. A., Chronik der Stadt Breslau von der ältesten bis zur neuesten Zeit, nach den besten Quellen bearbeitet. 1ste bis 4te Lfg. Breslau, Woywod. 1886. Gr. 8. à 50 Pf.

Werherr, A., Gedichte. Würzburg, Stahel. 8. 4 M.

Wie sich die Demokratie das Volk in Waffen dachte. Ein zeitgemäßer Rückblick. Berlin, Mittler u. Sohn. 1886. Gr. 8. 1 M.

Wlislocki, H. v., Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner. Gesammelt und aus unedirten Original-Texten übersetzt. Berlin, Nicolai. 1886. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Woeikoff, A., Die Klimate der Erde. Nach dem Russischen. Vom Verfasser besorgte, bedeutend veränderte deutsche Bearbeitung. Mit 10 Karten und 13 Diagrammen, nebst Tabellen. 2ter Tl. Jena, Costenoble. Gr. 8. 12 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 24. Februar 1887.

Eine Geschichte der russischen Literatur.

Man darf sagen, daß erst mit dem Auftreten Iwan Turgenjew's, dessen Werke in Uebersetzungen eine weite Verbreitung in Europa und Amerika gefunden haben, ein allgemeineres Interesse für die russische Literatur rege geworden ist. Nächst ihm scheinen Graf Leo Tolstoj und bis zu einem gewissen Grade wol auch Dostojewskij bei uns populär zu werden; überhaupt wiegen unter den Uebersetzungen in Deutschland zur zeit entschieden die Uebersetzungen aus dem Russischen vor. Das Publikum lernt eine Menge russischer Schriftsteller aus ihren Werken kennen. Es stellt sich das natürliche Bedürfniß ein, auch über ihre Persönlicheit etwas zu erfahren, über ihren Bildungsgang, ihre Stellung zueinander und zur Literatur- und Culturentwickelung ihrer Heimat. Eine Geschichte der russischen Literatur, die auf solche Fragen Antwort gibt, erweist sich daher als sehr zeitgemäß, und so kann man das nachstehende, in deutscher Sprache verfaßte Werk nur willkommen heißen.

Geschichte der russischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von Alexander von Reinholdt. Leipzig, Friedrich. 1886. Gr. 8. 13 M. 50 Pf. (Zugleich Bd. VII der „Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen".)

Die Arbeit Alexander von Reinholdt's war nicht leicht, da die Russen selbst noch keine vollständige Geschichte ihrer Literatur besitzen. Das Werk von Galachow, oder wie der Verfasser schreibt, Galahow (es ist nicht recht ersichtlich, warum er das russiche x mit h statt mit ch, wie es doch auch in wissenschaftlichen Werken gewöhnlich geschieht, überträgt) reicht nur bis zu Puschkin, das Porfirjew'sche nur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts; alles weitere, und zwar gerade die Hauptsache, da eben die letzten funfzig Jahre der russichen literarischen Entwickelung die interessantesten sind, mußte aus zahlreichen Monographien, Zeitschriften und vor allem aus den Werken der besprochenen Schriftsteller selbst geschöpft werden. Auch Pypin, der schon lange eine Geschichte der russischen Literatur in Anschluß an seine „Geschichte der slawischen Literaturen" (deutsche Ausgabe, zwei Theile in drei Bänden, Leipzig 1880—84) versprochen hat, ist immer noch mit den Vorarbeiten dazu beschäftigt. Allerdings war A. von Reinholdt zur Abfassung eines solchen Werks besonders geeignet. Deutscher von Geburt, stand er von Jugend auf in Beziehungen zum russischen Leben; er beherrscht die russische Sprache vollständig, lebt und wirkt in Petersburg, dem Ort, wo sich die reichsten Hülfsmittel zu einem solchen Unternehmen vereinigt finden. Er hat denn auch den seltenen Erfolg erzielt, daß seine Arbeit in Rußland selbst volle Anerkennung gefunden hat, und zwar sowol bei den Slawophilen als bei den Westlern, den beiden entgegengesetzten Polen des heutigen russisch-nationalen Lebens, die man als Vertreter des Patriotismus und des Humanismus bezeichnen könnte. Dem Vernehmen nach wird eine Uebersetzung des Werks ins Russische beabsichtigt.

Es sei gleich hier angeführt, wie der Verfasser über das Slawophilenthum, die russische Form des Panslawismus, urtheilt:

> Wenn das Slawophilenthum auch vieles Unhaltbare aufweist, so müssen doch auch seine großen Verdienste um die Entwickelung des Nationalbewußtseins nicht vergessen werden. Das Ideal der Slawophilen war das Volksthum, das Volk, wenn auch in der Idealisirung desselben sehr viel Uebertreibung mit unterlaufen ist. Es war schon an sich eine kühne That, auf das Volk als auf den Nerv socialer Entwickelung, das Grundprincip des nationalen Lebens hinzuweisen, damals, wo das Gesetz das Volk noch nicht anerkannte, wo die höhern Stände es nur als rohe Arbeitskraft betrachteten und verachteten. Und dann weisen die Slawophilen auch die historische Wissenschaft auf die bis dahin nur wenig berührte Aufgabe, die innern Elemente des

Volkscharakters aufzudecken, welche allein im Stande sind, wirkliches Licht über die historische Bedeutung des Volks und die Vergangenheit und die Gegenwart des Staats zu verbreiten. Hierin liegt das größte und der Anerkennung würdigste Verdienst des Slawophilenthums.

Wenn sonach A. von Reinholdt auch ein volles Verständniß hat für die moralische Bedeutung des Slawophilenthums in Bezug auf das russische Leben, so geht er doch in den Resultaten der Forschung durchaus nicht mit dieser literarischen und socialpolitischen Schule durch dick und dünn, sondern wahrt das Recht der Wissenschaft und stellt sich offen auf die Seite derselben, wo die nationalpatriotische Tendenz auf Irrwege geräth, z. B. bei Beurtheilung des russischen Volksepos (den Bylinen), das mehr von ausländischen Sagenstoffen beeinflußt ist, als die Slawophilen zugeben wollen, und in der Auffassung der Bedeutung Peter's des Großen. Letzterer ist nicht nur der Gründer des heutigen russischen Kaiserreichs, sondern auch der Schöpfer einer eigentlichen russischen Nationalliteratur.

Das literarische Leben begann in Rußland mit Einführung des Christenthums und gründete sich zunächst auf die altslowenischen Kirchenbücher, die aus Bulgarien, dem Sitz der bücherschreibenden Nachfolger der Slawenapostel Cyrill und Method, eingeführt wurden und hier ungeändert Verbreitung fanden. Nur allmählich drangen in diese Bücher beim Abschreiben Elemente der russischen Volkssprache ein. Die übrige Literatur, welche aus Gesetzen, Annalen, Belehrungen, apokryphen und phantastischen Erzählungen bestand, war von jener Kirchensprache stark beeinflußt. Aus diesen Fesseln erlöste sie erst Peter der Große; er setzte die reinrussische Volkssprache in ihre Rechte ein und gab ihr ein entsprechendes modernes Alphabet. Freilich kam diese Reform nicht sofort der Literatur selbst zu gute: Peter wollte vor allem berufstüchtige Staatsdiener erziehen und lenkte sein Augenmerk zunächst nur auf praktische Zwecke: westeuropäische Gelehrte, namentlich deutsche, wurden ins Land berufen, wissenschaftliche Werke aus den westeuropäischen Sprachen übersetzt.

Von da ab datirt auch der eigentliche, mächtige Einfluß des westeuropäischen Cultur- und Geisteslebens auf die russische Gesellschaft — der Einfluß, den die Slawophilen dem Westen nie verzeihen werden, obgleich sie selbst von ihm nicht frei geblieben sind. Man liebt es wol, die schroffsten Seiten des Petrinischen Systems zu unterstreichen und in diesen dessen Verurtheilung zu finden, aber man vergißt das Wesentliche dabei. Die Einführung der Cultur ist stets mit Opfern verbunden, und die genialsten Menschen suchen die Wahrheit oft auf Irrwegen. . . . Es war gewiß gut, wenn er für das bürgerliche Leben und die Profanliteratur ein neues, dem lateinischen nachgebildetes Alphabet einführte, und ebenso gut war es, daß er in die russische Schriftsprache viele volksthümliche Redeweisen aufnehmen ließ. Aber es war gewiß unnöthig, die russische Schriftsprache auch noch mit einer Flut von Germanismen, Gallicismen und andern Barbarismen zu überschwemmen, denn die Sucht sich „europäisch auszudrücken“ ging bald ins Lächerliche über.

Dieser Ueberflutung des westeuropäischen Fremden begann erst Lomonossow (gest. 1765) entgegenzutreten, ein vielseitiger Gelehrter und Dichter. Er unterscheidet drei literarische Stile: den erhabenen (in kirchenslawischer Sprache) für Oden und feierliche Prosa, den mittlern (mit maßvoller Einschaltung kirchenslawischer Redensarten) für Dramen, Satiren, Memoiren; den niedern (in der Volkssprache) für Komödien, Epigramme, Briefe. Aber schon die folgende Generation (Radischtschew, Nowikow) schrieben in der reinen Volkssprache, die nun die volle Herrschaft erlangte und sich immer mehr ausbildete.

Die poetische Thätigkeit concentrirte sich im alten Rußland im wesentlichen auf Uebersetzungen byzantinischer, orientalischer und westeuropäischer Sagenstoffe und geistliche Lieder (Legenden). Das Hauptproduct selbständigen poetischen Schaffens ist das „Lied vom Heereszug Igor's“ (aus der Periode der Theilfürstenthümer) von einem unbekannten Verfasser. Eine eigenartige russische Novellistik begann sich im 17. und 18. Jahrhundert zu entwickeln; dahin gehört z. B. die Thiernovelle „Kaulbars Bortig“, die „Mär vom Elend“, die „Historie von Sawwa Grudcyn“, dem russischen Faust, der charakteristischerweise aber nur nothdürftig lesen kann und also den Hauptḧaken nicht merkt, als er seinen Vertrag mit dem Teufel unterzeichnet. Eine andere Art Bildung entwickelte sich im 16. und 17. Jahrhundert in Kiew unter polnischem und katholischem Einfluß; sie brachte die westeuropäische Scholastik nach Rußland. Nach Peter dem Großen macht sich zuerst der Einfluß des französischen Classicismus geltend. Kantemir schrieb seine Satiren in dem von den Polen entlehnten syllabischen Vers, an dessen Stelle Tredjakowskij den für die russische Sprache allein geeigneten tonischen setzte. Unter Katharina II. belebt sich besonders das Theater; sie selbst tritt als gewandte und geistvolle Schriftstellerin auf. Der Verfasser unterzieht sich der dankenswerthen Mühe, diese in Westeuropa wenig bekannte Thätigkeit der großen Kaiserin eingehender darzustellen, „um der schmuzigen Klatschhistorik eines Masson und in neuerer Zeit Scherr's, welche die Epoche Katharina's blos vom Standpunkte des Skandals behandelt haben, Abwehr zu leisten“. Der erste russische Dramendichter von Bedeutung war Sumarokow (1718—73). Zum russischen Molière wurde Von-Wisin (eigentlich Baron Peter von Wiesen, aus einem deutschen Rittergeschlecht stammend) in seinen Lustspielen „Der Brigadier“ und „Der Landjunker“ („Nedorosl“). Der hauptsächlichste Lyriker der Epoche ist Derschawin. Die Censur- und Druckfreiheit in der ersten Periode der Regierung Katharina's förderte den Journalismus; eine Menge satirischer Zeitschriften beschäftigte sich mit den Mängeln des russischen Lebens. Die human liberalen Bestrebungen fanden Förderung in der Verbreitung der Freimaurerlogen. Doch blieb die Reaction nicht aus, als die Kaiserin vor der Französischen Revolution erschrak; die Zeitungen wurden unterdrückt, der Publicist Radischtschew nach Sibirien verbannt, Nowikow in die Peter Pauls-Festung eingesperrt.

Es ist nicht zu verwundern, daß in einem Lande wie Rußland das Schicksal der Literatur zu nicht geringem

Theil von dem Charakter und der Stimmung des jeweiligen Regenten abhängt. Die Gesellschaft athmete auf, als nach Kaiser Paul, dem „ritterlichen Tyrannen“, dem „bezopften Nero“, zu Anfang des 19. Jahrhunderts der freiheitliebende Alexander zur Regierung kam. Durch Speranskij's Bemühungen war Rußland nahe daran zu einem constitutionellen Régime überzugehen. Es kam die Periode des vaterländischen Kriegs gegen Napoleon. Die Russen, welche bisher nur vereinzelt und theoretisch mit Westeuropa bekannt waren, lernten dasselbe jetzt praktisch kennen. Allein wieder trat die Reaction ein. Karamsin, der Hauptvertreter dieser Literaturperiode, nach welchem sie ihren Namen führt, der in den „Briefen eines russischen Reisenden“ für Rousseau, Franklin und die Republik schwärmte, trat in den „Memoiren über das alte und neue Rußland“ gegen die Reformen Speranskij's auf, und verlangte die Beibehaltung des monarchischen Absolutismus. Der schwankende Charakter Alexander's widerstand dieser Lockung nicht. Es bildeten sich geheime Gesellschaften, und bei der Thronbesteigung Nikolaus' I. kam es zum Putsch der sogenannten Dekabristen, der grausame Repressalien nach sich zog.

So verderblich der Einfluß Karamsin's in politischer Beziehung war, so nützlich und bedeutend war er für die Entwickelung der Literatur. Seine sentimentalen Novellen „Die arme Lise“, „Natalia“, obgleich durchaus unwahr im Ton und in der Färbung, übten in Rußland dieselbe Wirkung aus wie in Deutschland Goethe's „Werther“. Einen beispiellosen Erfolg erzielte seine „Geschichte des russischen Reichs“.

Der durch Karamsin vollzogene Bruch mit dem französischen Classicismus und der Einfluß der Romantik erweiterten den Blick und lehrten noch mehr das Nationale schätzen. Nach der Uebersetzungsthätigkeit des talentvollen Shukowskij treten nun wahrhaft nationale Dichtergenien, Puschkin und Lermontow, auf. Allein auch ihre Thätigkeit wurde später bemängelt, namentlich seitens des Kritikers Pisarew, „dem Typus eines Realisten“. In arger Uebertreibung und Einseitigkeit zieht derselbe gegen jeden metaphysischen und ästhetischen Dusel los, er erklärt Lermontow und Puschkin für die Poeten schwindsüchtiger Jungfrauen und sporenklirrender Husarenlieutenants, nennt Goethe einen in Versen raisonnirenden aufgeblasenen Aristokraten, Heine einen grundsatzlosen Schreier, und erwartet allen Fortschritt der Menschheit von den Naturwissenschaften.

Die Kunst um der Kunst willen war in Rußland unmöglich geworden. Die Lebensverhältnisse erforderten Kriticismus und Forschung. Die neue Schule des Realismus, in den Arbeiten Gogol's begründet, stand eben, als Pisarew schrieb, in der Poesie Turgenjew's in der Blüte. Es ist das große Verdienst des Kritikers Bjelinskij, daß er zuerst die richtige Bedeutung Puschkin's sowol als Gogol's erkannt und festgestellt hat. Er selbst gehörte zu den Leuten, die aus dem Einfluß der Hegel'schen Philosophie in Rußland hervorgegangen sind. Dieser Einfluß hat sich als merkwürdig fruchtbar erwiesen. Geradezu alle Tendenzen, wir wollen nicht sagen Parteirichtungen, des gegenwärtigen russischen Lebens nehmen von demselben ihren Ausgang: die Slawophilen (K. Aksakow, Chomjakow), die Westler (Bjelinskij), die Socialisten (Herzen), die Anarchisten, oder wenn man will, Nihilisten (Bakunin), ja selbst die Conservativen — denn auch der jetzige Geheimrath und Redacteur der „Moskauer Zeitung“, Katkow, ging aus dem Stankewitsch'schen Kreise hervor, in welchem sich der Cultus Schelling's und Hegel's concentrirte und dem die genannten Männer insgesammt als Mitglieder angehörten.

Ueber Iwan Turgenjew äußert sich der Verfasser so:

Turgenjew kann der Vertreter jener Moral und Philosophie genannt werden, welche in der intelligenten russischen Gesellschaft während der letzten dreißig Jahre tonangebend geherrscht. Er verstand es, jedesmal die neuen Bedürfnisse und Ideen, die in der Gesellschaft keimten, zu errathen, und suchte in seinen Schöpfungen immer die allgemeine Frage zu behandeln, die auf der Tagesordnung stand oder erst dunkel die Gesellschaft zu bewegen anfing. Diesem Feingefühl Turgenjew's, diesem Takt und Vermögen, jeder edeln Bestrebung, jedem achtungswerthen Gefühl Verständniß entgegenzubringen und poetischen Ausdruck zu geben, wo jene erst in das Bewußtsein der besten Vertreter der Zeit einzudringen begann — dieser Stärke seines Talents ist auch wesentlich der große Erfolg und die außerordentliche Popularität Turgenjew's zuzuschreiben.

Wir geben dies für Rußland und für das russische Publikum zu, aber nicht für das westeuropäische, insbesondere nicht für das deutsche, wo sich Turgenjew doch einer nicht mindern Popularität erfreut. So homogen in Leben und Streben konnte sich das westeuropäische Publikum unmöglich mit Turgenjew fühlen wie das russische, weil eben die Lebensbedingungen zu verschiedene sind. Wenn gleichwol auch in Westeuropa die Arbeiten Turgenjew's unmittelbar sympathisch wirkten, so lag dies ohne Zweifel mit in der durchaus modernen und freiheitlichen Anschauungsweise des Dichters, aber mehr noch in der hohen Künstlernatur desselben, in dem feinen psychologischen und ästhetischen Gefühl, das sich in seinen Schöpfungen bekundet. Diese Künstlernatur Turgenjew's erkennt auch der Verfasser voll an, aber er stellt sie nur gewissermaßen als eine Zugabe in zweite Linie, während wir darin die Hauptsache, den eigentlichen Grund der Erfolge Turgenjew's zum wenigsten außerhalb Rußlands sehen. Der Verfasser fährt fort:

Dabei (also als Accidenz) unterstützte ihn ein bedeutendes Darstellertalent. Dieses Talent ist nicht eins jener titanischen Talente, die einzig und allein durch die Gewalt ihrer dichterischen Anschauung uns erfassen und mit solchen Erscheinungen zu sympathisiren zwingen, mit denen wir im Grunde nicht sympathisiren möchten. Nicht leidenschaftliche, stürmische Kraft, sondern im Gegentheil Weichheit, das Gefühl des Maßes und der künstlerischen Harmonie sind charakteristische Eigenthümlichkeiten des Turgenjew'schen Talents. Das Plastische und Coloritreiche seiner Naturbilder, das fein Durchdachte, das vornehm Edle seiner Charakterumrisse, der prachtvolle Stil und die hinreißende Sprache: alle diese Vorzüge lassen seine Lektüre zu einer im höchsten Grade erwärmenden, anregenden und genußreichen werden.

Das ist alles vortrefflich gesagt und durchaus wahr. Aber eben deshalb wird nicht leicht ein zweiter russischer Schriftsteller in so weiten Kreisen ein Liebling des Publikums werden wie Turgenjew, weil gerade die zuletzt angeführten Eigenschaften, wie es scheint, in Rußland nicht häufig sind.

Wir müssen uns versagen, auf die Charakteristik weiterer hervorragender Schriftsteller, wie Gogol, Dostojewskij, Saltikow, Nekrassow u. a., ebenso wie auf einzelne Literaturgattungen, wie Drama, Lyrik, Roman, und die wissenschaftlichen Leistungen in Ethnographie, Geschichte, Literaturgeschichte und Kritik einzugehen, und verweisen rücksichtlich derselben auf das Werk selbst. Mit besonderer Wärme verweilt der Verfasser bei Graf Leo Tolstoj, dem „größten und edelsten lebenden Realisten".

Sehr dankenswerth sind die in Uebersetzung mitgetheilten Proben aus einzelnen Werken; überhaupt führt der Verfasser die Uebersetzungen russischer Werke sowie die ausländischen Schriften über Rußland immer sorgfältig an, oft mit kritischen Bemerkungen über ihren Werth, sodaß der Leser wenigstens auf diese zurückgreifen kann, wenn es ihm nicht möglich ist, direct aus russischer Quelle zu schöpfen. Wir zweifeln aber nicht, daß bei manchem der Wunsch rege werden wird, sich auch die letztere zugänglich zu machen durch Erlernung der russischen Sprache.

Haben wir die Vorzüge des Buchs rückhaltslos anerkannt, so dürfen wir auch einen Mangel nicht verschweigen, der bei Benutzung desselben einige Vorsicht erfordert. Es sind dies die nicht seltenen Druckfehler im Text und besonders im Register, dessen eigenartige Ausführlichkeit (es ist Namen- und Sachregister zugleich) andererseits volle Anerkennung verdient. Auch sollten Worte wie Abewega (S. 475) in einem Werke, das für ein größeres Publikum bestimmt ist, nicht ohne Erklärung angewendet werden. Ohne Kenntniß des cyrillischen Alphabets wird der Leser nicht errathen, daß darunter die ersten Buchstaben dieses letztern (a b w g) verstanden sind, der Ausdruck also soviel wie das russische Azbuka oder bei uns A-b-c bedeutet.

Traugott Pech.

Neue Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 7.)

1. Hans Besenried. Ein Spielmannssang aus der Zeit nach dem großen Kriege von F. H. Benary. Hamburg, J. F. Richter. 1886. Gr. 8. 2 M.
2. Noch ist Lelan nicht verloren. Erzählendes Gedicht in zwölf Gesängen aus der Feudalzeit von H. Kremer. Wickrath und Leipzig, Kremer.
3. Moselwein und Mosellied. Ein fröhliches Büchlein von J. Blumberger. Köln, Heyn. 1886. 12. 1 M. 20 Pf.
4. Lieder und Bilder von J. J. Honegger. Leipzig, Friedrich. 1886. 12. 4 M.
5. Gedichte von Karl August Fetzer. Erste Sammlung. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. 8. 4 M.
6. Dichtungen von John Henry Mackay. München, Heinrichs. 1886. 8. 3 M. 60 Pf.
7. Gedichte von Johann Hinrich Fehr. Hannover, Weichelt.
8. Feldblumen, Gedichte von Julian Bojanowski. Mit Widmungsblatt von Olga Behm. Wolfenbüttel, Zwißler. 1886. 8. 2 M.
9. Prager Spaziergänge. Ein Cyklus ernster und heiterer Dichtungen von Heinrich von Zimmermann. Prag, Selbstverlag.
10. Gedichte von H. E. Schneider. Mit dem Bilde des Verfassers. Leipzig, Krüger. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.
11. Philosophie und Poesie. Sonettenkränze von W. Tangermann. Leipzig, Mayer. 1886. 8. 4 M.

Eigenart und individuelles Colorit, die in den Mackay'schen „Dichtungen" so markant hervortreten, fehlen den übrigen hier zu würdigenden Poeten ganz.

Johann Heinrich Fehr — um mit dem relativ bedeutendsten unter ihnen zu beginnen — erweist in seinen „Gedichten" (Nr. 7) zwar eine ganz achtbare Begabung, die sowol für das Zarte wie für das Kräftige den entsprechenden dichterischen Ton findet und die Form leidlich gewandt handhabt, ihren poetischen Erzeugnissen aber eine eigenartig fesselnde Physiognomie nirgends aufzuprägen versteht. Fehr's Können ist ein vowiegend formales, und dieses theilt er bekanntlich mit so vielen unter den Gebildeten seiner Zeitgenossen, daß er hierauf die Fähigkeit, sich über die producirende Masse zu erheben, kaum begründen kann. Die „Mädchenlieder" sind recht hübsch und duftig und die „Balladen" zum Theil echte Beispiele ihrer Gattung; sie haben die träumerischen Contouren und den sprunghaften Gang der Schilderung, den dieses zwischen Lyrik und Epik auf der Grenze stehende Genre haben soll, aber sie gehen im Träumerischen und Unbestimmten mehrfach einen Schritt zu weit und werden dadurch unklar. Geheimnißvoll darf die Ballade sein, nicht räthselhaft. Letzteres ist bei Fehr aber nicht selten der Fall. Neben solchen ins Unverständliche verzeichneten Balladen stehen freilich bei unserm Sänger trefflich gelungene Dichtungen dieses Genres, wie z. B. diese:

Nächtlicher Reigen.

Die Sonne ging gemach zur Ruh;
Sacht kommt die Nacht gezogen;
Die Lüfte schlafen schon im Tann —
Da hebt es fern zu spielen an,
Nur immer zu, nur immer zu,
Clarinett' und Fiedelbogen.

Marie, die horcht und huscht empor
Und öffnet leis die Laden;

Es ist kein Spuk, kein loser Traum;
Hell geigt's im Grund beim Weidenbaum —
Das Mieder und die Schuh hervor,
Ein Tänzchen kann nicht schaden!

Ein leichter Sprung — wie haucht so kühl
Der mondbeglänzte Rasen!
Nun sacht davon mit hasch und husch
Durch Gras und Binsen, Korn und Busch
Zum Weidenbaum — laut wird am Bühl
Gefiedelt und geblasen.

Hoch ragt der Baum im falben Schein,
Und auf dem Wiesengrunde,
Da wogt und walzt es Arm in Arm —
So schweigsam ist der tolle Schwarm,
So seltsam blickt's wie Todtenbein
Und klappert's in der Runde.

Hei, wie sie lockt und wie sie klingt,
Die altbekannte Weise!
Und wär's der Tod, der dorten geigt,
Kein Fiedler ist, der besser streicht!
Der Tänzer naht; die Geige singt
Berückend laut und leise.

Widewitt, widewitt! es klappt so gell
Im Takt wie Castagnetten.
Marie schwebt wirbelnd auf dem Plan —
Das ist ein Tänzer lobesan,
Mit Armen stark und Füßen schnell,
Als ob sie Flügel hätten!

Durch Ried und Röhricht, Heid' und Moor
Hinstürmt der wilde Reigen;
Kein Zaun zu hoch in Thal und Höhn,
Ein leichter Schwung, so ist's geschehn —
Schnell pocht das Herz, laut summt's im Ohr
Von Clarinett und Geigen.

Da donnerts vom Kapellenthurm
In zwölf gewalt'gen Schlägen.
Die Geige schweigt; es stockt der Schwarm,
Dann eilt's davon im Nebelsturm
Dem Kirchhofsthor entgegen. —

Die Nacht verrinnt, der Sonne Pracht
Wallt rosig über die Heiden;
Ein einsam Blümlein, hold und licht,
Blickt trauernd in ein bleich Gesicht —
Die Primel hält die Todtenwacht
Im Tümpel unter den Weiden.

Das ist echter Balladenton, und wäre nicht der etwas kleinlich sentimentale Ausgang, so dürfte man das Gedicht vollendet nennen, wenngleich das Sujet nichts weniger als neu ist. Den Schluß der Fehr'schen Sammlung bilden plattdeutsche Gedichte verschiedenen Inhalts, die des Hübschen und Charakteristischen, des Anschaulichen und Lebensvollen vieles enthalten und in Form und Darstellung durchaus echt und wahr sind.

Ganz dilettantisch, aber von warmer Empfindung erfüllt sind die „Feldblumen" von Julian Bojanowski (Nr. 8), zu denen Olga Behm ein duftiges Widmungsblatt in gutem Farbendruck geliefert hat. Zu den bessern Liedern des anspruchslosen kleinen Buches gehören das eigenartig empfundene, wirklich anziehende „Todtenfeier" und das melodiöse „Unter der blühenden Linde", das Tonsetzern zur Composition empfohlen werden darf.

Auf etwas höherm Niveau als die Bojanowski'schen Gedichte bewegen sich die „Prager Spaziergänge" von Heinrich von Zimmermann (Nr. 9). Diese der Stadt Prag gewidmeten Dichtungen enthalten in Liedform, in Sonetten, freien Strophen, Reflexionsdichtungen und Balladen Ernstes und Heiteres aus dem Leben der alten böhmischen Hauptstadt und sind nach Form und Inhalt recht verschiedenwerthig. Der feinfühligere Leser wird im ganzen die künstlerische Haltung in ihnen vermissen und an manchen einzelnen Anstoß nehmen, sei es im Heitern, wo die Grenze, die das Humoristische und Komische vom Burlesken und Trivialen scheidet, mitunter nach der Seite dieses letztern hin unschön überschritten wird, sei es im Pathetischen, wo das Können des Autors nicht immer seinem Wollen entspricht. Aber ein weniger difficiler Geschmack wird in dem kleinen Buche doch manches Ansprechende und inhaltlich Fesselnde finden; namentlich im Böhmerlande werden diese „Prager Spaziergänge" des durch seinen „Demetrius", seinen „Attila", seinen „Thalwirth" bekannt gewordenen Dichters sicherlich ein dankbares Publikum erwerben. Das umfangreichere phantastische Gedicht „Teufelsspaziergänge", welches uns den Verfasser von seiner besten Seite, von der Seite der phantasievollen Malerei, zeigt, gehört zu den Glanzpunkten des Bändchens, und hier ist der Pfad, auf dem wir dem Dichter öfter begegnen möchten. Als Probe der Zimmermann'schen Dichtweise hier ein Sonett:

Vor Kopernikus' Original-Manuscript:
„De revolutionibus corporum coelestium".

Geweihte Schrift des Geists! Erhabne Züge,
Die Kunde geben, wie in fernen Tagen
Ein großes Herz der Wahrheit schon geschlagen
Und kühn bekämpft den Irrthum wie die Lüge!

Anbetend laß vor dir im Staub mich knieen,
Mein Zauberbuch! Durch ungemessne Fernen
Dringst du empor zu jenen lichten Sternen,
Die um den Thron des Höchsten kreisend ziehen.

Und es wird Licht der traumversunknen Erde —
Die Sonne steht; ein neuer Morgen leuchtet,
Vom Himmelsthau des Wissens mild befeuchtet.

Zum zweiten mal ertönt ein mächt'ges „Werde"
Im Reich des Geists. Bald ringt aus Götterschos
Ein Newton, Leibniz sich — ein Goethe los.

Anerkennend erwähnt seien hier aus der Zahl der übrigen Gedichte der Sammlung noch das humoristische „Karlstein", das hymnenartige „Prager Rundschau", das Sonett „Am alten jüdischen Friedhofe" und die Apotheose „Den Manen Schiller's", die sämmtlich einen echt dichterischen Hauch athmen.

Zwei Sammlungen von theologischen Verfassern, in denen der pastorale Zug stark ausgeprägt ist, mögen hier zum Schluß Revue passiren: die „Gedichte" von H. E. Schneider (E. Sartorius) (Nr. 10) und „Philosophie und Poesie, Sonettenkränze" von W. Tangermann

(Nr. 11), zwei Publicationen von ziemlich ephemerer Bedeutung.

Zuerst H. E. Schneider. Ich kann mein Urtheil über die dichterische Capacität dieses Herrn, der sein Porträt in vollem Seelsorgerornate den „Gedichten" voranschickt, kurz in dem Satze zusammenfassen: wenn gut orthodoxer Glaube, biedermännische Gesinnung und leidliches Geschick im Gebrauch einer etwas altfränkischen Verskunst den Dichter machen, so ist H. E. Schneider einer. Theologische Einseitigkeit und gedankenlose Rechtgläubigkeit sind das Material, aus dem der rothe Faden gewoben ist, der diese Gedichte durchzieht; Phantasie und gesteigertes Fühlen und Denken aber, Eigenschaften, die doch den wahren Dichter ausmachen, zählen bei unserm Poeten leider zu den raren Dingen. Die „Lieder des Glaubens" sind in ihrer kirchlichen Enge und Beschränktheit für freiere Geister ganz unleidlich, die „Lieder des Leides" und die „Lieder der Liebe", namentlich die letztern, aber meist zu süß und verschwommen, als daß ein kräftiger Sinn an ihnen sich erbauen und erwärmen könnte, wie denn Verschwommenheit und leere Breite zur Signatur der Schneider'schen Dichtung gehören. Die Rubriken „Heimat und Fremde" und „Kampflieder", welche letztere den Kampf um Schleswig-Holstein verherrlichen, enthalten dagegen das Beste der Sammlung. Schwung und Melodie, Plastik und Prägnanz gehören indessen auch hier zu den Seltenheiten. Der Autor hat ein hübsches Stück Welt gesehen, doch wie wenig weiß er diesen glücklichen Umstand seiner Dichtung dienstbar zu machen! Die russische Metropole an der Newa schildert er uns wie folgt:

Langgestreckte, breite Straßen,
Straßenlange, niedre Häuser,
Breite, kühn gewölbte Brücken,
Weiße, steinerne Paläste,
Riesenhafte Monumente,
Städtegroße, freie Plätze,
Reichthumüberladne Kirchen.

Reges Treiben auf den Straßen,
Auf dem glatten Holzblockpflaster,
Menschen aller Nationen,
Pferd' und Wagen aller Arten,
Uniform und Rock und Kaftan,
Buntes, wirres Durcheinander.

In der riesigen Kaserne,
In dem bunten Menschenknäuel
Kann ich nicht zu Haus mich fühlen.

Glanz und Pracht des Winterhofhalts
Ziehn den eingebornen Adel
Zu der Residenz des Zaren.
Aber nur um Gold ist Schimmer,
Ehre, Macht und Ruhm zu kaufen;
Arglist, Feilheit und Bestechung
Lauern an des Thrones Stufen.

In der Hauptstadt seines Landes,
Auf dem Markt für Glanz und Ehre,
In dem Brennpunkt alles Reichthums,
Kann er nicht sich heimisch fühlen.

Das eine Probe von Schneider's descriptiver Poesie. Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas.

Und nun W. Tangermann's „Sonettenkränze". Der Verfasser ist katholischer Pfarrer, und wenn Kürschner's „Literaturkalender" uns auch nicht hierüber belehrte, der penetrante Weihrauchgeruch, der sie durchweht, kennzeichnet sie deutlich genug als Producte, die unter dem Dache der alleinseligmachenden Kirche entstanden sind. Der dichterische Werth dieser Sonette, wenigstens soweit es sich um die eigentlichen „Kränze" handelt, ist ziemlich gering und vieles an ihnen Phraseologie und Reimgeklingel; sie beweisen aufs neue, eine wie ärmliche Spielerei Sonettenkränze sind; auf diesem Schnürbette der Verskünstelei muß schließlich ein bedeutenderes Talent als das Tangermann's Schiffbruch leiden. Freier bewegt sich unser Poet in den Rubriken, wo er die Form der Sonettenkränze verläßt und nur das Einzelsonett cultivirt. Hier finden sich unter der allerdings vorwiegenden Spreu einige Weizenkörner wirklicher Poesie. Nun komme ich aber auf etwas Amusantes. In dem Sonett „Rolandseck" lese ich die Verszeile:

Die schönste Gabe, die wir Gott verdanken —

und in dem ersten Terzett desselben Sonetts:

Der ruhig ernsten, heitern Weltbetrachtung
Entweicht der Sinne irdische Umnachtung.

Ich lese und denke: das klingt mir bekannt! Und — ich greife zu meinen eigenen „Gedichten". Richtig, da ist's! Hochwürden Herr Pfarrer wollen die Güte haben, in besagten „Gedichten" (Leipzig, Ernst Keil, zweite Auflage) Seite 79 nachzuschlagen! Da werden der Herr Pfarrer in einem kurzen Aperçu die zuerst citirte Verszeile wörtlich wiederfinden. Und nun, bitte, schlagen Sie ebenda Seite 81 auf! Da heißt es — abermals in einem meiner Aperçus — folgendermaßen:

Es weicht von mir die irdische Umnachtung
. . . .
Ums Haupt fühl' ich den linden Flügel wehen
Der ruhig ernsten, großen Weltbetrachtung.

Merkwürdige Uebereinstimmung zwischen Hochwürden dem Herrn Pfarrer und meiner profanen Seele! Zufall, denke ich, und blättere etwas zurück. Da stoße ich auf ein Sonett: „Quelle des Trostes". Die Ueberschrift ist wiederum mein, kann ich nicht unterlassen zu flüstern — und seltsam, auch hier in Inhalt und Ausdruck diese Uebereinstimmung!

Wenn . . . . Pläne jäh zerfallen
. . . .
Wenn . . der Hoffnung eingesunkne Hallen
. . . .
Dann . . .

sage ich Seite 275 meiner „Gedichte" — und dasselbe sagen Sie, Hochwürden Herr Pfarrer. Natürlich abermals nur Zufall!

Nun aber gar! Ich habe folgendes Sonett:

Maienregen.

Aus Wolkenschleiern tropft der Maienregen,
Den uns von Süden her die warmen, sachten,
Noch unerhofften Frühlingswinde brachten —
In jedem seiner Tropfen Frucht und Segen.

Sein Kuß erweckt, die lang erstarrt gelegen,
So Baum wie Busch — und mit verschämtem Schmachten
Schaun ihm die Blumen, die vom Schlaf erwachten,
Aus frommen Kinderaugen hell entgegen.

Da bricht die Sonn', umhaucht von linden Düften,
Aus Wolken, die sich noch am Himmel dehnen,
Und doch — o Wunder! — tropft es aus den Lüften.

— So weint wol, wenn nach lang gehegtem Sehnen
Ein Glück ersteht aus todter Hoffnung Grüften,
Ein strahlend Menschenauge Freudenthränen.

Dagegen haben Hochwürden Herr Pfarrer dieses Sonett:

Maienregen.

Herniedertropft ums knospend Grün der Bäume
Aus Wolkenschleiern warmer Maienregen,
In jedem Tropfen reichen Himmelssegen
Verstreuend in die lenzumwallten Räume.

Wie Wonnehauch schwebt's durch die Blüthenträume
Der Gartenflur, die lang erstarrt gelegen;
Den Blumenaugen schmilzt entzückt entgegen
Der Goldglanz lichtgetränkter Wolkensäume.

Noch tropft's hernieder über Wald und Auen,
Indeß des Himmels Tiefen tiefer blauen,
Die Sonne strahlend das Gewölk durchbricht.

So strahlt auch, wenn nach lang gehegtem Sehnen
Aufs neu ergländzt der Hoffnung Sonnenlicht,
Das Glück in stillgeweinten Freudenthränen.

Diese Uebereinstimmung ist doch aber wirklich zu — merkwürdig, Hochwürden Herr Pfarrer! Vergleichen Sie gütigst die gesperrt gedruckten Stellen Ihres „Maienregen"! Ich habe dazu gar nichts weiter zu bemerken, als daß meine „Gedichte" in dieser zweiten Auflage 1881 erschienen sind. Ihre „Sonettenkränze" sind aber funkelnagelneu, wie man an der Ostsee sagt. Was man nicht alles erlebt, Hochwürden Herr Pfarrer! Ernst Biel.

Gottfried Keller's neuer Roman.

Martin Salander. Roman von Gottfried Keller. Berlin, Hertz. 1886. 8. 6 M.

Mehr noch als das, wie Otto Brahm sagt, vielfach zum Widerspruch reizende Erstlingswerk Gottfried Keller's: „Der grüne Heinrich", wird der Inhalt von „Martin Salander" manchen Leser zu solchem Widerspruch zwingen. Ich denke mir sogar, daß es nicht die schlechtesten Leser sind, denen, wenigstens von vornherein, „die ganze Geschichte" nicht recht gefallen wird. Und ich bin, was ich offen gestehen will, deswegen dieses Glaubens, weil es mir selber so gegangen ist. Die vielen kaufmännischen Details, ein etwas breites Hervortreten der äußerlichen, rein materiellen Lebensfragen, die ganze spießbürgerliche Sphäre und eine gewisse Art von geistigem Demokratismus und Bildungsphilisterei — nicht im Dichter, aber in seinen Menschen und seinem Helden — mutheten mich zuerst gar nicht an. Man braucht gerade kein Romantiker zu sein, um in einem Roman zu erwarten, daß wenigstens der Held interessant sei. Er braucht es ja nicht durch seine äußere Erscheischeinung, braucht weder Schönheits- noch Weisheitsideal, weder ein Amadis noch ein Quasimodo zu sein. Auch nicht ein außerordentlicher äußerlicher Lebensgang muß ihn interessant machen; vielmehr sollte dies sein Innenleben thun, welches im wirklichen Leben sich unserer Beobachtung mehr oder weniger entzieht. Die Forderung von interessanter äußerer Erscheinung kann wol als überwundener Standpunkt bezeichnet werden, wenn man von Backfischen und Romanlesern ähnlichen Kalibers absieht. Von der Forderung wechselnder Schicksale wird auch das „bessere" Publikum nicht lassen wollen. Zu denen aber, welche verlangen, daß der Held doch auf die dritte Art, wenn auch vielleicht nur auf diese interessant sei, gehört gewiß noch immer der weitaus größte Theil der guten Leser. Es sind das Leute, welche ein Buch wie „Die Familie Buchholz" trotz des großen Darstellungstalents seines Verfassers nicht oder nur mit Mühe zu Ende lesen können, und welche etwa Zola's „Pot-bouille" mit Ausnahme einzelner Partien langweilig, erdrückend, ertödtend finden werden. Dieselben brauchen deswegen die materielle und die formelle Seite eines Kunstwerks, einer dichterischen Gestalt nicht naiv zu verwechseln oder die letztere ganz zu übersehen. Sie können sehr gut wissen, daß diese die große Hauptsache ist und vor allem unser Interesse in Anspruch nehmen muß; nur ist ihnen auch die andere nicht gleichgültig.

Hier ist vielleicht die Bemerkung am Platz, daß es keine gröbere und doch häufigere Verwechselung gibt als die des künstlerischen Materialismus und Naturalismus. Niemand ist vom erstern weiter entfernt als der große Meister der Naturalisten, dem, wie er darstellt, also das Formelle, alles ist, während ihm ganz gleich gilt, was er darstellt.

„Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux", sagt Voltaire, womit gar nicht viel gesagt ist, da den einen langweilt, was ein anderer sehr lustig findet. Wenn nicht das Wie, sondern das Was in Frage kommt, kann man die viel objectivere Forderung aufstellen: Alles darf der Dichter darstellen und lediglich seiner selbst willen, ausgenommen das Banale. Aber er darf es als Mittel zum Zweck verwenden. Damit ist alles gesagt. Wollte einer eine Geschichte zu dem Zweck erzählen, um uns über mehr oder weniger verwickelte kaufmännisch-geschäftliche Vorgänge und ihren Causalnexus mit pecuniär günstigen oder ungünstigen Lebenssituationen zu unterrichten,

so möchte er damit allenfalls ein nützliches und für Kaufleute und „solche, die es werden wollen", interessantes Buch liefern; aber immer hätte dasselbe einen banausischen Charakter, d. h. es entbehrte jedes rein menschlichen Interesses, besonders im höhern Sinne, könnte also niemals auch nur im entferntesten zu jener Art menschlicher Geistesproducte gerechnet werden, wozu Kunst- und Dichterwerke gehören. Werden jedoch die bezeichneten oder ähnliche Vorgänge und von ihnen bedingte Situationen als bloße Mittel verwendet um eines dichterischen Zwecks willen, um etwa zu zeigen, daß mit der auf kalter Berechnung beruhenden Geschäftsmaschinerie auch noch wirkliches warmes Menschenleben verflochten ist, welches dabei sehr oft Gefahr läuft, zerquetscht, zerdrückt, erstickt zu werden, und das um so mehr, je feiner es angelegt ist, dann kommt es nur noch darauf an, wer dies darstellt, ob es einer ist, „der immerfort an schalem Zeuge klebt", oder einer, der mit jedem Zuge „tief ins volle Menschenleben greift".

Im „Martin Salander" besteht die ganze Handlung in einem Gewebe geschäftlicher, häuslicher und politischer Alltagsgeschehnisse, dessen Fäden sich innig ineinander verschlingen. Martin Salander, früher Volksschullehrer, später Kaufmann, wird von seinem ehemaligen Schulkameraden und Collegen Louis Wohlwend, welcher ebenfalls Geschäftsmann geworden, zweimal um sein Vermögen gebracht und steht auf dem Sprunge, ein drittes mal um ein noch höheres Gut betrogen zu werden, während ihm gleichzeitig die zwei Zwillingsbrüder Weidelich seine Töchter gleichsam stehlen und die armen Dinger mit ihrer Heirath unglücklich machen. Man sieht, die Handlung könnte kaum alltäglicher sein: kein einziger Zug, den man romanhaft nennen kann, keine Spur einer romantischen Phantasiewelt; was in dem Buche geschieht, können wir rings um uns her beobachten. Auch die Liebe spielt darin eine geringe Rolle, eigentlich gar keine; denn beide male, wo sie in Betracht kommen könnte, handelt es sich nur um eine fratzenhafte Caricatur von ihr. Der Dichter hat es auch verschmäht, unter seine biedern schweizer Geschäftsleute eine einzige äußerlich abstechende pittoreske Figur zu mischen: eine heroische Zurückhaltung bei einem Poeten, für welche ihm jedoch manche Leser nicht danken dürften. Nur einmal, wie wenn in einem Garten von deutschen Apfelbäumen, Veilchen, Centifolien, Gelbveiglein und vielen Brenn- und Taubnesseln plötzlich eine exotische Blume aufschösse und ihren seltsam üppigen Kelch über alles empor trüge, taucht eine Art Feenwesen auf — Myrrha Glawicz, aber nur kurz und sehr von fern, wie eine Vision.

Ein sehr demokratisches Buch, rief ich einmal in mir selber aus. Aber nicht im bösen und schlimmen Sinn, sondern im guten und besten ist dieses Urtheil richtig, wie man immer deutlicher merkt, je mehr man sich in die Dichtung hineinlebt. „Martin Salander" ist ein demokratisches Buch, zugegeben; aber es ist auch ein sehr feines, ein geistig sehr vornehmes Buch, so vornehm, wie nicht viele geschrieben werden. Es ist das Werk eines Meisters, und Lebensblut pulsirt in ihm. Die Menschen darin sind wirkliche Menschen, nicht mit klingenden Phrasen ausgestopfte Puppen, sondern mit Leben erfüllt durch und durch, mit eigenthümlichem individuellem Leben, aus welchem sogar seltsame, überraschende Räthsel vor uns aufsteigen trotz der Alltäglichkeit des äußerlichen Geschehens. Denn während wir im Leben an den Menschen meist nur sehen, was sie scheinen, zeigt uns der Dichter, was sie sind, zeigt uns den Contrast von Sein und Schein und leuchtet mit der Fackel seines Genius in die geheimsten Winkel ihrer im guten wie im schlimmen Sinne scheu in sich zusammen kauernden, sich zusammen wickelnden Lebensherzblätter. Nichts Gigantisches, Außerordentliches führt er uns diesmal vor, weder an Tugend noch an Laster, weder an Genie noch an Wahnwitz. Aber er gibt der Beschränktheit so rührend menschliche Außenseiten, der gemeinen Schlechtigkeit so drollige Züge und eine so spaßhafte Physiognomie, daß wir mit dem besten Vorsatz zum Gegentheil damit endigen, beide ganz interessant zu finden, und er deckt uns, wo wir echt hausbackene Tugend vermuthen, solch unerschöpfliche Sonnenheiterkeit des Gemüths auf, eine so echte und einfache Seelengröße und eine geradezu bezaubernd liebenswürdige Weiblichkeit unter schlichter Außenseite, daß wir mit Bewunderung erfüllt werden. Aber auch wenn die zur Darstellung gebrachten Gestalten materiell für uns gar nichts Anziehendes hätten, so müßten uns allein die Kunst in der Gestaltung, die Art der Beleuchtung, die kleinen aber bedeutungsvollen Feinheiten im Detail genug entzücken. Dies gilt von allen Figuren des ganzen Werks, selbst von den nur augenblicklich auftauchenden, in die Handlung gar nicht eingreifenden Nebenpersonen, wie den beiden Arbeitern, dem Schweizer und dem Deutschen, im Wirthshause, dem Präsidenten des Großen Raths, dem abdankenden Großrath Kleinpeter und seiner Frau und nicht zum wenigsten von Möni Wighart, dem politischen Antipoden und liebenswürdigen Freunde Salander's. Nur von der Myrrha Glawicz könnte man sagen, daß ihre Gestalt etwas schemenhaft und verschleiert vorüber gehe. Auch der Sohn, Arnold Salander, scheint mir, weniger zwar in seinem Wesen als in seinen Plänen und Absichten, etwas vage und unklar. Die lange Epistel, die er einmal heimschreibt, enthält einige dunkle Stellen. Bei Myrrha Glavicz mag das Schattenhafte in ihrer Erscheinung Absicht sein. Sie ist wie ein illusorischer schöner etwas betäubender Traum, von dem aber Martin Salander bald zum klaren Bewußtsein seiner selbst erwacht. Dieser Traum ist eine kleine Schwäche des Helden, aber keine unliebenswürdige. Er hat deren mehrere und wäre ohne sie wol ein vollkommnerer Mensch, jedoch vielleicht eine weniger vollkommene Schöpfung des Dichters; seine Schwächen lassen uns erst recht an seine Tugenden glauben. Er und seine unübertreffliche Ehefrau Marie wirken als künstlerische Gestaltungen wie gute Porträts großer Meister, wie Bildnisse von Rembrandt, nur daß statt des vielberufenen Helldunkels absolut helles Tageslicht um sie her

leuchtet. Oberflächlich sehen sie etwas philiströs aus, die äußern Formen ihres Lebens haben ein wenig diesen Anstrich (sie müßten sonst keine schweizerischen Kleinstädter sein), aber ihr innerster Seelengrund ist unverkümmertes gesundes Menschenthum, um dessentwillen man sie lieben muß. Ein interessanter Studienkopf ist daneben Louis Wohlwend, der auch Hans Schadenmüller u. Comp. und später Louis Volvend-Glavicz heißt. Spitzbube durch und durch, entschädigt er die von ihm Bestohlenen mit idealen Phrasen, deren er für jede Gelegenheit ein halbes Dutzend bereit hat. Zuletzt wird er fromm. Wahre Prachtkerle sind die Zwillingsbrüder Weidelich, Julian und Isidor, die sich bis auf die gerollten Ohrläppchen an je einem Ohr ähnlich sind und nur dadurch voneinander unterscheiden, daß Julian sein gewickeltes Ohrläppchen am rechten und Isidor das seine am linken Ohr hat. Durch diese symmetrisch angebrachte anatomische Sonderbarkeit sind sie ihren Bräuten bei ihren nächtlichen Stelldicheins einzig kenntlich, weshalb diese instinctiv immer zuerst nach den Ohrläppchen ihrer Jünglinge greifen. Der Lebensgang dieser beiden „Tausendskerle", wie ihre Mutter, vielmehr ihre „Frau Mama", die Waschgeschäftsinhaberin Amalie Weidelich, sie nennt, und ihre allmähliche äußere und innere Entwickelung von der Wiege bis ins Zuchthaus ist so farbig dargestellt, mit so viel reizendem charakteristischem Kleinwerk, mit einer solchen Fülle feinen Humors und drollig komischer Situationen, daß es eine wahre Lust ist. Wie bezeichnend sie sich gleich auf der ersten Seite des Buchs einführen mit ihren runden Bäuchlein und darüber gespannten Wachsschürzchen! Den Knaben des Martin Salander verachten und mishandeln sie, weil er keine „Mama", sondern nur eine „Mutter" hat, und seinen dem Verhungern nahestehenden beiden Schwesterchen wissen die Wohlgemästeten das jenen bestimmt gewesene Butterbrot wegzuschnappen. Großgeworden, stehlen sie den beiden Mädchen die Herzen, welche für sie auch etwa die Bedeutung eines Butterbrots haben. Beim Bier im Wirthshause würfeln sie darum, wer von ihnen ein Altliberaler und wer ein Demokrat werden solle, und so bleiben sie sich treu bis ans Ende. Kein geringeres Prachtstück ist die Mutter dieser „Tausendskerle". Sie scheint fast die Lieblingsfigur des Dichters gewesen zu sein, die es ihm angethan; er wird gar nicht müde, diesen Typus durch immer neue charakteristische Züge zu vervollständigen, ohne dabei, wie es ihm hier und da einmal passirt, die tüftelnde Manier zu streifen. Man muß diese Wäscherin und Inhaberin einer Gemüsegärtnerei und Milchwirthschaft reden hören, z. B.:

Ich besuche sonst immer eine der Stadtkirchen, wo es immer so voll und interessant ist und die Leute ihre Visitenkarten an die Bänke nageln! Aber heute, dacht' ich, kannst du aussetzen, einmal ist kein mal, und die Predigten werden ja nicht abgestellt wie die Brunnen, am Sonntag läuft alleweil noch das Lebenswasser. Aber sonst kann man's freilich brauchen, meine liebe Frau Schwägerin! Zwar verstehe ich nicht immer recht, wo's hinaus will, weil ich eben nicht gelehrt bin, aber ich thu's meinen Söhnen zu Ehren, die gebildete Herren sind. Man soll nicht sagen, daß man ihre Mama nicht in einem gebildeten Gottesdienst zu sehen bekomme! Sie verdienen es eigentlich nicht! Aber man ist halt doch die Mutter! Und wenn sie dann auf den Kanzeln vom lieben Gott reden, der keine Beine habe und uns persönlich nicht kenne, und wir doch mit einer gewissen Gotteskindschaft dick thun sollen, so lasse ich es dabei bewandt sein und bete dafür das Vaterunser desto andächtiger mit! Das verstehe ich jetzt wieder besser, als auch schon, liebe Frau Salander! Denn ich habe es nicht wie der liebe Gott, ich fange an meine Beine zu spüren, sie werden müd.

Auf die herausgeforderte Bemerkung der Frau Salander, daß die beiden Töchter von ihren Männern nicht sonderlich erbaut seien, weil es Menschen ohne Seelen wären und es nichts sei mit den jungen Herren, ruft Amalie Weidelich:

Keine Seelen? Meine zwei Buben, die ich unter dem Herzen getragen? Das ist eine niederträchtige Verleumdung! Rund und nett habe ich sie zur Welt gebracht wie zwei Forellen, von den Köpfchen bis zu den Füßchen kein Mängelchen, und jedem hab ich sein Seelchen mitgegeben von meiner eigenen unsterblichen Seele, so viel Platz finden kann in einem so kleinen Tümpelchen Blut, und es ist mit den Buben nachgehends gewachsen wie sie selbst! Wo soll es denn hingekommen sein? Würden sie Landschreiber geworden sein? Keine Seelen! Die verfluchten Gänse! Die dürfen mir nich so kommen! Oh!

Aber nicht nur die Einzelgestalten des Buchs haben alle so deutliche klare Züge: das Gesammtbild und das milieu der Handlung sind nicht minder präcis gezeichnet. Die kleine in raschem Wachsthum begriffene Stadt, wo man, um Bauplätze und gerade Straßen zu gewinnen, der alten schattengebenden Bäume so wenig schont wie an andern Orten, das öffentliche Leben, der Volkscharakter, der Geist des Staatswesens, die politischen Parteien: das alles ist mit größter lebendigster Anschaulichkeit und mit sichern Localfarben zwischen die Handlung hinein gemalt. Das ganze Schweizervölklein mit seinem lebhaften Bildungs-, Aufklärungs- und Freiheitstriebe, mit seinen Schützen-, Gesang- und Turnfesten, mit seiner harmlosen politischen Experimentirsucht und militärischen Wichtigthuerei, kurz mit allen seinen Tugenden und Schwächen steht in dem Buche leibhaftig vor uns.

Keller liebt zu symbolisiren. In dem bis in die letzte Faser hinein realistischen Martin Salander tritt dies weniger hervor. Aber eine andere Gestalt, die des deutschen Arbeiters, der seinem schweizer Kameraden platte Schmeicheleien sagt und zuletzt rund heraus erklärt, daß er sich schäme, ein Deutscher zu sein, ist leider! von mehr als blos individueller Bedeutung.

Nicht zum wenigsten zeigt sich die Meisterschaft des Verfassers in der großen Einfachheit und Simplicität seiner Darstellungsmittel, welche diesmal wirklich so weit geht, daß man nur noch die Wirkung sieht und die Mittel, womit dieselbe hervorgebracht wird, ganz vergißt: eine Sache, die sich auf einem gewissen naiven Standpunkte von selbst versteht und nur von Eingeweihten in ihrem ganzen Werth gewürdigt werden kann.

Unter den künstlerischen Mitteln des Dichters steht die

Sprache oben an. Die Keller'sche Sprache ist reich, ohne sich den Anschein davon zu geben; sie ist einfach, natürlich, keusch, von großer versinnlichender Kraft, poetisch ohne Aufwand eines sich breit machenden poetischen Apparats. Doch nichts läßt sich schwerer in abstracte Begriffe bringen als das Individuelle in der Sprache; ein kleines Beispiel wird das viel mehr darlegen:

Es war ein unruhiger Tag im Spätherbst. Bald schien die Sonne auf Wiesen und Gärten, bald jagte der Wind fliegende Wolken über den Himmel und ihre Schatten über die Wege, welche der Trauerzug langsam beschritt, den von acht Männern getragenen Sarg voran. Ueber die Bahre und die Köpfe der Leidtragenden hinweg wehte der Wind außerdem das von den Bäumen gerissene abgestorbene Laub, und die gelben Blätter raschelten und tanzten auf dem Wege so hurtig voraus, wie wenn sie Leben und große Eile hätten, den Heimgang einer Seele anzusagen.... Auf dem Friedhofe ruhte die Sonne und flimmerte in unbestrittenem Glanz auf den Hunderten von Glas-, Flitter- und Blechkränzen, mit denen der verirrte Geschmack die Denkmäler der Verstorbenen behing aus der gleichen Eitelkeit, welche Wochen und vierzehn Tage hindurch die öffentlichen Blätter erst mit der Todesanzeige und dann mit der Danksagung für erfahrene rühmliche Theilnahme anfüllt. Das wäre alles so recht im Sinne der armen Amalia Weidelich in ihrer guten Zeit gewesen; nun war sie der Thorheit enthoben und ging den letzten Gang in einem bessern und höhern Stil.

Es ist ein vollendetes poetisches Stimmungsbild. Noch dazu könnte die Beifügung über Amalia Weidelich nicht charakteristischer sein, und die Worte vom „letzten Gang in einem bessern und höhern Stil" mit ihrer Kürze und leise durchklingenden doppelten Ironie erscheinen wie ein bedeutungsvolles Epitaphium.

Und nun frage ich, warum müssen nur wir Deutschen immer fremde Götter neben unsern haben, oder gar fremde Götzen? Und wie sehr sind wir geneigt, die erstern wie die letztern nicht blos neben, sondern über die unsern zu stellen! Wenn dieselben wirklich größer sind, ist es ja schön, dies anzuerkennen. Jedenfalls fehlt uns die richtige Selbstschätzung. Nicht nur fremdem Wesen, sondern auch fremdem Urtheil fragen wir viel zu viel nach. Es bringe eine französische Revue nach langer Zeit einmal wieder einen halb anerkennenden, halb geringschätzigen Artikel über eine deutsche Literaturerscheinung, und es fehlt nicht viel, daß die ganze Presse sich freudig dafür bedankt. Ueber französische Literatur referiren wir jahraus jahrein; die Franzosen geruhen kaum Notiz davon zu nehmen, oder sie thun es, um darin einen Beweis für unsere eigene Armuth zu finden.

Im Jahre 1846, ganze elf Jahre vor der 1857 gedruckten „Madame Bovary" von Flaubert, erschien Meinhold's „Bernsteinhexe", ein Buch, in welchem trotz des historischen Stoffs die moderne Kunstform des Romans, des realistischen, naturalistischen Romans, anticipirt und bereits zu verhältnißmäßig vollkommener Ausbildung gelangt war. Gustav Flaubert wird auch von uns Deutschen allgemein als der Vater des naturalistischen Romans bezeichnet; noch nie habe ich Wilhelm Meinhold in Beziehung zu demselben bringen hören. Und heute — wen nennen wir Deutschen, wenn es sich um Typen realistischer Erzähler handelt? Franzosen, Russen, Ungarn, Norweger, nur keinen Deutschen. Warum keinen? Warum vor allem nicht Gottfried Keller? Zola's Bedeutung und außergewöhnliches künstlerisches Können bestreiten zu wollen, wäre thöricht. Aber zu übertreiben brauchen wir beides deswegen doch nicht, und namentlich nicht so, daß nun daneben unser einheimisches Verdienst klein und armselig erscheint, daß wir seinen Namen häufiger im Munde führen als die Franzosen selbst. Ich will nicht Gottfried Keller mit Zola vergleichen, schon deswegen nicht, weil mir Keller ein deutscher Dichter ist. Nur einen Gedanken möchte ich hervorheben: wer Zola und seine Kunstweise kennt und Keller's „Martin Salander" liest oder eigentlich ästhetisch studirt, wird, besonders wenn er auch Max Kretzer gelesen hat, manche interessante und lehrreiche Bemerkung machen, z. B. die, daß nicht nur für das Publikum, sondern auch für die meisten Kritiker der Stoff eben augenfälliger ist als die Form, sodaß sie vor ersterm die letztere, vor Bäumen den Wald nicht sehen. Und so kommt es, daß man zwei Künstlerindividualitäten in eine Kategorie verweist, nur weil sie hier und da zu dem nämlichen Stoff greifen, zwei andere aber nicht, weil sie materiell nichts miteinander gemein haben, während sie sich formell so verwandt sind, wie es zwei starke eigenartige Persönlichkeiten nur sein können.

Benno Rüttenauer.

Der nachgelassene Band von Ranke's „Weltgeschichte".

Weltgeschichte. Von Leopold von Ranke. Siebenter Theil: Höhe und Niedergang des deutschen Kaiserthums. Die Hierarchie unter Gregor VII. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1886. Gr. 8. 9 M.

Der Wunsch, mit welchem Leopold von Ranke den sechsten Band des großen Werks geschlossen hatte, es möchte ihm vergönnt sein, den Fortgang der Weltgeschicke unter dem von ihm bisher durchgeführten Gesichtspunkte noch weiter nachzuweisen, ist, wie zu befürchten war, nur zum Theil in Erfüllung gegangen. Schon seinem äußern Umfange nach ist der siebente Band, den Alfred Dove im Auftrage der von Ranke'schen Familie herausgegeben hat, im Vergleich mit seinen Vorgängern als ein nachgelassenes Werk erkennbar: er ist kaum halb so stark wie die zweigetheilten Bände, die wir während der letzten sechs Jahre als besonders kostbare Weihnachtsgabe zu empfangen gewohnt waren. Demgemäß ist auch der darin behandelte Zeitraum in engern Grenzen beschlossen; die

weltgeschichtliche Betrachtung bleibt beschränkt auf die westliche Hälfte des sonst von ihr umspannten Gebiets, indem die byzantinische und die islamitische Welt nur in den Punkten, wo sie sich mit der abendländisch-christlichen berührt, kurz gestreift, aber nicht in ihrer Totalität eingehend betrachtet wird. Es fehlen endlich die quellenkritischen Beilagen und Excurse, welche sonst immer neue Belege für die originale Selbständigkeit der Ranke'schen Forschung boten und gerade für den Fachmann von hervorragendem Interesse und vielfacher Anregung waren. Es liegt hier eben nur das vor, was Ranke von dem siebenten Bande der „Weltgeschichte" fertig gestellt hatte bis zu dem Augenblick, wo seine ausdauernde arbeitsfreudige Natur unter dem Einfluß der beginnenden Todeskrankheit zusammenbrach: fast bis zu dem Schwinden des Bewußtseins hat sein Geist sich unausgesetzt mit den weltgeschichtlichen Problemen beschäftigt, in denen er all diese letzten Jahre gelebt und gewebt hatte. Die Worte, mit denen S. 190 das achte Kapitel beginnt, ein nachträglicher Einschub zu dem ursprünglichen Text, sind, wie der Herausgeber bemerkt, das letzte, was Ranke auf dem Sterbebett für die „Weltgeschichte" dictirt hat. Eine gewisse Dunkelheit des Ausdrucks wird darauf zurückzuführen sein; was gemeint ist, wird aus der folgenden Darstellung der Thätigkeit Kaiser Heinrich's III., der jene allgemeinen Bemerkungen vorangeschickt wurden, in der Hauptsache verständlich:

Auf der Höhe tiefer, die Welt umfassender, stürmischer Bewegungen, welche die Gemüther von dem Standpunkte ihrer Ueberzeugung aus mit den größten Aussichten erfüllen, erscheinen wol auch großartig angelegte Naturen, die die Aufmerksamkeit der Jahrhunderte fesseln. Etwas Ungeheueres war es, daß in dem abendländischen Kaiserthum ganze Dynastien in dem Zuge der einmal betretenen Laufbahn fortgeschritten waren. Wir sehen, wie sie, mitten indem sie ihr Ziel zu ergreifen gedachten, zu Grunde gingen, und welche Mühe dann Kaiser Heinrich II. zweiundzwanzig Jahre hindurch anwenden mußte, um dem Reiche seine Stellung in der Welt zu sichern. Aber das Recht blieb dabei ein dynastisches. Man empfing dabei doch in jedem der einzelnen Gewalt, aber eine neue Gestalt.

An dieser Stelle des Nachtrags brach, wie der Herausgeber in einer Note bemerkt, Ranke von Schmerzen überwältigt ab mit den Worten: „Inter tormenta scripsi", d. i. Unter Qualen schrieb ich. Auch bei andern Stellen wird man daran erinnert, daß es Ranke eben nicht vergönnt gewesen ist, die letzte Hand an sein Werk zu legen. Das geschah bei diesem rastlos arbeitenden Geiste, der die Betrachtung und damit auch den Ausdruck immer feiner zuzuspitzen liebte, meistens erst während des Drucks: in den neuerdings herausgegebenen Mittheilungen aus Ranke's Briefwechsel mit seinem Verleger spielt diese Eigenthümlichkeit in der Arbeits- und Productionsweise des großen Historikers eine nicht unbeträchtliche Rolle. Vielleicht sind damit gewisse Züge in Verbindung zu setzen, welche dem mit Ranke's Schreib- und Darstellungsweise Vertrauten in diesem unvollendet nachgelassenen Werke auch sonst auffallen. Dahin möchten wir namentlich den außerordentlich häufigen Gebrauch von Fremdwörtern rechnen, den Ranke ja auch sonst nicht gerade vermieden hat, für den sich im Gegentheil im allgemeinen eine gewisse Neigung bei ihm vorfindet, der hier aber in einem auffallend starken und zuweilen beinahe störenden Grade eingetreten ist.

Diese letzte Fortsetzung der Ranke'schen „Weltgeschichte" behandelt die Zeit von dem Tode Otto's I. des Großen bis zum Ende Kaiser Heinrich's IV. Die siebzehn Kapitel, in welche die weltgeschichtliche Entwickelung dieser etwa 130 Jahre gegliedert ist, vertheilen sich ziemlich gleichmäßig auf die beiden Hauptabschnitte, in die Ranke nach dem Titel des Bandes die Fülle des Stoffs hat sondern wollen. Die ersten acht Kapitel behandeln die Höhe des Kaiserthums, das mit Heinrich III. seinen Gipfel erreicht; die folgenden geben die Geschichte des Niedergangs desselben und die der Anfänge der Hierarchie unter Gregor VII. Steht dabei durchweg die Geschichte des deutschen Königthums und des mit diesem verbundenen römischen Kaiserthums im Vordergrunde, so wird doch in echt universalhistorischer Auffassung nicht blos die Entwickelung des Papstthums und Italiens, sondern auch die Frankreichs, Englands und des skandinavischen Nordens mit in den Kreis der Betrachtung gezogen und die Einwirkung, welche dieselbe auf die Gestaltung der Dinge in Deutschland ausübte, ebenso überzeugend nachgewiesen wie diejenige, die von jenen Gebieten und ihren Zuständen aus auf Deutschland und das König- und Kaiserthum ausging. Besonders eindrucksvoll aber ist doch immer die Art, wie Ranke den großen Gedanken, den er gleich bei dem Beginn seiner weltgeschichlichen Arbeit als den eigentlich leitenden hervorgehoben und nachdrücklich betont hat, immer wieder aufzunehmen und durchzuführen weiß, indem er ungesucht, völlig ungezwungen den Leser auf den Standpunkt wieder zurückführt, von dem aus er es unternommen hat, die Einheit in der Mannichfaltigkeit des historischen Lebens und Geschehens nachzuweisen. Gerade die Frage, von deren Beantwortung die Auffassung des Mittelalters und insbesondere der deutschen Kaiserzeit vornehmlich abhängt, findet dabei eine ganz einfache und naturgemäße Lösung und kann niemals mehr zu solchen Controversen führen, wie sie vor zwanzig und mehr Jahren aus Anlaß des Streits über die politische Berechtigung oder die Verwerflichkeit der Kaiserpolitik der Ottonen, der Salier und Staufer zwischen H. von Sybel und J. Ficker entbrannt waren. Denn auch Ranke sieht in der Wiederaufnahme der imperatorischen Idee durch Otto den Großen und seinen Nachfolger nicht eine That der Willkür, die aus persönlicher Neigung oder Laune entsprang, sondern die natürliche und nothendige und deshalb auch berechtigte und für die Gesammtentwickelung nützliche Fortführung früher gemachter Anfänge. Mit wenigen sichern Strichen, in großen und kühnen Umrissen zeichnet er gleich im Eingange dieses Bandes im Rückblick auf die bisher durchmessenen Jahrhunderte gleichsam den Grundriß der welthistorischen

Situation der Jahrhunderte, in denen das römisch-deutsche Kaiserthum in dem Centrum der weitern Entwickelung steht. Das römische Reich, wie es die Nachfolger Cäsar's organisirt hatten, sagt Ranke:

war eine den Frieden und die Macht erhaltende Gewalt, die sich über den Orient sowie über den Occident erstreckte und auch einen Theil der germanischen Völker umschloß. Nicht in diesem Umfange war sie die Jahrhunderte daher fortgesetzt worden. Sie würde sonst das innere Leben der Nationen unmöglich gemacht und absorbirt haben. Die religiösen Vorstellungen der Alten Welt, welche, ursprünglich überall an locale Dienste anknüpfend, jetzt in der Hauptstadt centralisirt, dieser, ja dem Cäsar selbst, eine göttliche Mission zuschrieben, konnten hierdurch doch weder befriedigt noch erschöpft sein. Die zweifelhafte Uebertragung der höchsten Gewalt von einem Herrschergeschlecht zum andern mußte immer neue Bewegungen hervorbringen, welche das religiöse Ansehen des Imperators erschütterten. Die Völker verlangte so nach neuer Religion, die in ihnen selbst das Gefühl einer tiefinnerlichen, von diesen Wechselfällen unabhängigen Gemeinschaft erzeugen konnte.

Das zu leisten, war das Christenthum berufen. Aber gleich im Beginn seiner Organisation geräth dieses in einen fortwährenden Widerstreit mit dem Kaiserthum, dem es in Anknüpfung an den Dienst Jehovah's einen überweltlichen Gott in gläubiger Verehrung entgegensetzte. Erst da wird dieser Gegensatz aufgehoben, als die römischen Kaiser, die bisher selbst göttliche Ehren beansprucht hatten, sich dem siegreichen Christenthum beugten und sich auf den durch dessen Lehre geschaffenen Boden stellten. Auf der damit eingeleiteten Wechselwirkung zwischen Reich und Kirche beruht die Entwickelung der folgenden Jahrhunderte. Das wichtigste Ergebniß derselben ist, daß die Kirche neben dem Kaiserthum eine selbständige Stellung erlangt, und daß das an ihre Spitze erhobene römische Bisthum, mit dem Imperium zerfallend, sich von diesem lossagt, dadurch eine scharfe Scheidung zwischen Occident und Orient herbeiführt und nun, von Byzanz und zugleich durch den Islam bedroht, bei den inzwischen im Westen zur leitenden Macht aufgestiegenen Germanen Schutz sucht und findet: damit treten alle die Factoren deutlich gesondert hervor, auf deren Zusammen- und Gegeneinanderwirken die Entwickelung der Welt in den folgenden Jahrhunderten beruht.

Den Höhepunkt in der Entwickelung des Kaiserthums, wie es auf der so geschaffenen Grundlage erwächst, bezeichnen die Anfänge Otto's II.: damals stoßen Christenthum und Islam, Occident und Orient in Unteritalien zusammen. Mit der Niederlage des jugendlichen Kaisers, der im Begriff stand, das Ideal des abendländischen Imperiums zu verwirklichen, beginnt die rückläufige Bewegung; den universalen Tendenzen treten namentlich auch in Deutschland selbst die nationalen entgegen, und die Schwankungen des zwischen beiden entbrennenden Kampfes bedingen die Gestaltung des Westens in den folgenden Menschenaltern. Auf neuen Grundlagen erwächst das Kaiserthum des salischen Hauses, das mit Heinrich III. seinen Höhestand erreicht.

In großen Zügen, ohne auf Einzelheiten des Nähern einzugehen, aber nicht ohne manchen lehrreichen und geistvollen kritischen Seitenblick auf die Ueberlieferung und deren Deutung, führt Ranke so die Geschichte des Mittelalters an uns vorüber bis zu der großen Krisis, welche mit dem Aufkommen der Hierarchie und der Organisation derselben durch Gregor VII. eintrat. Gerade diese Dinge von Ranke behandelt und beleuchtet zu sehen, hat ein ganz außerordentliches Interesse. Der Stand der Ueberlieferung, zu deren richtiger Beurtheilung Ranke vor mehr als einem Menschenalter durch seine akademische Abhandlung über Lambert von Hersfeld soviel beigetragen, veranlaßt ihn auch hier wieder zu vielen kritischen Erwägungen, und mancher der von ihm gegebenen Fingerzeige verdient es, daß die Specialforschung ihm auch noch weiter nachgehe. Besonders interessiren wird weitere Kreise Ranke's Auffassung von Gregor VII.; derselbe wird hier entschieden niedriger gestellt, als dies sonst, seit Johannes Voigt die unhistorische Auffassung des vorigen Jahrhunderts beseitigt hat, im allgemeinen üblich ist: unbedingt verwirft Ranke die von demselben erhobenen Ansprüche als völlig exorbitant und aller Begründung entbehrend, und mit starken, fast leidenschaftlichen Worten nimmt er das Recht des Staats und der Weltlichkeit gegen das Gregorianische System in Schutz, das darauf beruhte, die klerikale Gewalt zur Grundlage des gesammten menschlichen Daseins zu machen.

Gerade um dieser Abschnitte willen wünschen wir dem letzten Urtheil, das unser größter Geschichtschreiber auf der Höhe der Erkenntniß über eine der wichtigsten Fragen aller Zeiten geäußert hat, die weiteste Verbreitung: man kann Ranke's Darstellung Gregor's VII. und der Hierarchie wie eine Mahnung an das deutsche Volk auffassen, vor Rom auf der Hut zu sein.

Hans Prutz.

Culturgeschichtliches.

1. Ein Buch vom Bier. Cerevisiologische Studien und Skizzen von Eduard Maria Schranka. Zwei Theile. Frankfurt a. d. O. 1886.

Der Verfasser des vorliegenden „Buchs vom Bier", des ausführlichsten Werks über dieses Thema, E. M. Schranka, hat sich bereits als Poet wie als Culturhistoriker ehrenvoll in die Literatur eingeführt, insbesondere ist in der letztern Richtung seine Monographie „Rübezahl" eine der trefflichsten Arbeiten zur Mythologie und Sagenkunde, die wir besitzen, und die Aufmerksamkeit, welche er im „Cerevisiologischen Kalendarium" sowie in verschiedenen Aufsätzen dem Biere und der Geschichte desselben zugewendet, zeigt schon, wie

eingehend er sich auch mit diesem Gegenstande beschäftigt. Es war daher zu erwarten, daß er in einem Werke wie das vorliegende eine Frucht seiner Studien und seines Sammelfleißes bieten würde, welche nach vielen Seiten hin besondere Beachtung verdient. Dies verhält sich in der That so, und man kann das „Buch vom Bier" einen Beitrag zur deutschen Culturgeschichte nennen, welchen die Sittengeschichtschreiber unsers Landes und Volks nicht übersehen dürfen. Daß auch die Geschichte des Humors und der Poesie damit eine Bereicherung erfahren hat, liegt in der Natur des Gegenstandes, dem hier so viele anregende Seiten abgewonnen wurden. Der Leser wird sich vielleicht nach diesen Worten eines Lächelns nicht erwehren können; wenn er aber das Buch selbst zur Hand nimmt und dessen systematische Bearbeitung, die oft geradezu wissenschaftlichen Kapitel, die Reichhaltigkeit in jeder Beziehung prüft, muß er den hier gemachten Bemerkungen beistimmen. Es existirt ein Werk des ausgezeichneten Literar- und Culturhistorikers, Mythologen und Sagenforschers J. G. T. Grässe unter dem Titel „Bierstudien" (Dresden 1872), welches als eine Art Vorläufer von Schranka's Werk betrachtet werden kann, jedoch nicht so umfassend und in anderer Weise angelegt ist. Das vorliegende hat durchaus keine technologische Tendenz, sondern bietet eine literarische Behandlung, welche es für weitere Kreise anregend und beachtenswerth erscheinen läßt.

Schon in dem ersten Kapitel über das „Bier als Wort und seine Etymologie" finden wir eine ansprechende sprachliche Untersuchung, wobei insbesondere die Etymologie in den germanischen Sprachen eingehend behandelt wird. Weiterhin kommt der Verfasser auf das lateinische cerevisia zu sprechen und widmet auch dem englischen Ale ein eigenes Kapitel; humoristisch durchgeführt ist die Untersuchung über das Bier in der Studentensprache. In dem Abschnitte über die „Onomatologie und Nomenclatur des Bieres" finden wir ein Lexikon der Biernamen, dem jedoch bei einer neuen Auflage den berühmten Bieren aus der Umgebung Wiens auch das St. Marxer, das Hütteldorfer und das Linsinger, sowie aus Steiermark das bis nach Neapel verfrachtete Puntigamerbier eingefügt werden mögen. Wie reichhaltig sonst dieses Lexikon ist, beweist schon, daß es ganze 10 Seiten füllt. Auch Kärnten und Oberösterreich hat mehrere nicht erwähnte Biergattungen, welche über die Landesgrenze hinaus bekannt sind. Das schlechteste Bier dürfte auf österreichischem Gebiete wol in Tirol zu finden sein. Die übrigen Kapitel behandeln die Persönlichkeit des Gambrinus, die verschiedenen andern bierartigen Getränke, „Bier und Wein", „Bier und Taback", „Bier und Brot'" „Das Bier in der Küche", wobei insbesondere der Biersuppe gedacht wird, ferner „Das Obst des Biertrinkers", mit dem der Rettig gemeint ist. Von Interesse sind die Ziffern aus der „Statistik des Bieres" und für den Mythologen von Werth die Kapitel: „Die Mythologie des Bieres" und „Das Bier im Aberglauben". Wir finden auch noch behandelt das Bier in der Sage, im Märchen, im Räthsel, im Spruche und im Sprichwort, im Bilde und im Humor.

Obgleich der Verfasser das ganze Werk hindurch eine staunenswerthe Menge von Citaten in Vers und Prosa, in verschiedenen Sprachen über das Bier anführt, auch längere Erzählungen, Scherze, Reden, Aufsätze u. dgl., in denen das Bier eine Hauptrolle spielt, zum Abdruck bringt und damit das Ganze überaus abwechselungsvoll gestaltet, hat er doch in dem Abschnitte über die „Poesie des Bieres" außerdem noch eine sehr reichhaltige Anthologie aller möglichen Bierlieder zusammengestellt und aus der Dichtung aller Zeiten Proben gebracht, welche zur Verherrlichung des Gerstensaftes dienen. Das Schlußkapitel des Buches erklärt den Ausdruck „Cerevisiologie", welchen der Verfasser sich selbst gebildet und hier rechtfertigt. Zufällig sind wir in der Lage dem Verfasser auch einige Beiträge zu seinem fleißigen Werke zu bieten durch den Hinweis auf einige seltene Schriften, deren Kenntnißnahme nicht ohne Werth sein dürfte. Die zu Wolfenbüttel 1742 erschienene Sammlung F. E. Brückmann's: „Centuria epistolarum itinerariarum", enthält in der XXXVIII. Epist. eine heitere charakteristische lateinische Beschreibung des Goslarischen Bieres und eine nähere Eintheilung desselben. Epist. LII., überschrieben „De Mumia Brunsvicensium", verherrlicht in deutschen Versen die braunschweiger Mumme, und das Supplement zu dem erwähnten von Brückmann herausgegebenen curiosen Sammelwerke führt sogar eine Cantate mit Instrumentenbegleitung an unter dem Titel „Das Lob der Goßlar'schen Gose" mit der Bemerkung „ist von dem Goßlar'schen Collegio Musico den 2. Martii 1740 aufgeführt". Der Spruch „Von lobung Wein, Met & Byer" im 119. Bande der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart ist eine poetische Verherrlichung des Bieres aus dem 16. Jahrhundert. Endlich sei noch angeführt, daß Realis im österreichischen Morgenblatte vom Jahre 1839 eine stattliche Reihe von deutschen Bieren aufzählt. Wir glauben dem Verfasser durch diese Andeutungen gezeigt zu haben, welches eingehende Interesse wir seinem Werke zugewendet haben; daß dieses die Aufmerksamkeit weiterer Kreise verdient, dürfte aus dem bisher Gesagten zur Genüge hervorgehen.

2. Geschichte des Tanzes in Deutschland. Beitrag zur deutschen Sitten-, Literatur- und Musikgeschichte. Nach den Quellen zum ersten mal bearbeitet und mit alten Tanzliedern und Musikproben. Herausgegeben von Franz M. Böhme. Zwei Theile. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1886. Lex.-8. 20 M.

Mehr als zwanzig Jahre lang hat der Autor dieser groß angelegten Geschichte des Tanzes, F. M. Böhme, die Vorstudien zu seinem Werke betrieben, das sowol in culturgeschichtlicher als auch in musikalischer, insbesondere musikgeschichtlicher Hinsicht hoher Beachtung werth ist. Wir wissen, welche Rolle der Tanz in der Vorzeit insbesondere in Deutschland spielte, wie derselbe mit dem Liede des Volks innig verbunden war, ja in einigen Gegenden heute noch

ist. Allein zu einer historisch zusammenhängenden Arbeit, welche eine erschöpfende Darstellung auf Grundlage der Quellen geliefert hätte, fehlte bisher die geeignete Kraft, und manchem mag der Stoff wol zu kleinlich, zu unbedeutend für die aufzuwendende Mühe erschienen sein. Daß er dies nicht ist, beweisen die vorliegenden zwei stattlichen Bände, das Werk eines Mannes, der schon in seinem „Altdeutschen Liederbuche aus dem 12. bis 17. Jahrhundert“ (Leipzig 1877) gezeigt hat, mit welcher Mühe und Genauigkeit er seine Untersuchungen ausführt. Man könnte, mit Rücksicht auf die zahlreichen Tanzlieder diese jüngste Arbeit gewissermaßen eine Ergänzung jenes altdeutschen Liederbuchs nennen. Aus dem Quellenverzeichniß am Ende des ersten Bandes ersieht man, welch eine Fülle von Stoff zu bewältigen war, um dem Gegenstande nach allen Richtungen hin gerecht zu werden. Von einer eigentlichen Geschichte des Tanzes in deutscher Sprache lagen bisher nur zwei Versuche vor: Czerwinski's „Geschichte der Tanzkunst“ (Leipzig 1862) und R. Voß' „Der Tanz und seine Geschichte“ (Berlin 1868). Beide Bücher haben indeß nicht vorzugsweise den deutschen Tanz ins Auge gefaßt; sie sind etwas aphoristisch gehalten, und ihren Verfassern war es durchaus nicht um eine vollständige wissenschaftliche Bearbeitung zu thun. Eine solche aber liegt in Böhme's Werke vor, das eine gediegene und wahrhaft nationale Arbeit genannt werden kann. Der Verfasser sagt im Vorwort:

Leider kann man dem Deutschen den Vorwurf nicht ersparen, daß er gar zu gern beim Ausland borgen ging und besonders in dem Modeartikel Tanz alle Modethorheiten mitmachte, wozu seit dem höfischen Zeitalter Fürsten und Adel, noch mehr aber die Geldaristokratie den Anlaß gegeben haben. Der deutsche vornehme Stand verachtete von jeher seine guten heimischen Tänze und vertauschte dieselben mit welschen oder slawischen; seine eigenen tanzte er erst dann, wenn dieselben, nach Paris gewandert, mit fremden Namen zurückkamen. Hoffentlich hat das Tanzen nach der Pfeife anderer Völker für das große geeinte Deutschland auf immer ein Ende.

Was den Inhalt und die Eintheilung des Buchs anlangt, so beginnt die Einleitung mit der Darlegung des Begriffes, der Entstehung und der Arten sowie der ältesten Ausdrücke des Tanzes. Dem Tanz im germanischen Alterthum ist ein eigenes Kapitel gewidmet, welches die Beschreibung des Schwertertanzes bei Tacitus eröffnet und insbesondere die Fest- und Opfertänze der Germanen eingehend behandelt. Die Geschichte der deutschen Tänze wird hierauf vom 8. bis zum 12. Jahrhundert fortgeführt, dabei auch der Hexentänze, die eine so merkwürdige Rolle in der Sittengeschichte spielen, gedacht, und nach der Schilderung des Tanzes zur Minnesängerzeit auch der Unterschied zwischen „Reihen“ und „Tanz“ hervorgehoben. Besonders abwechselungsreich ist der Abschnitt über den Tanz des 14. bis 16. Jahrhunderts, in dem die Bauern- und Volkstänze, die Handwerkertänze, und die Bürger- und Geschlechtertänze, endlich die Tänze der Fürsten und des Adels zur Darstellung gelangen. Die „Urtheile und Predigten“ über Tanz im Mittelalter werden in einem Kapitel besprochen, worin einige der Predigten zur vollständigen Wiedergabe gelangen, ebenso die obrigkeitlichen Verbote gegen das Tanzen. Nach einer Uebersicht der ausländischen Tänze in Deutschland geht der Verfasser auf die Tänze im 17. und 18. Jahrhundert über, auf die bis ins 19. Jahrhundert erhaltenen alten Tänze, insbesondere auf die beim Volke in dieser Art noch üblichen Tanzformen, und endlich auf die deutschen Gesellschaftstänze bis auf den heutigen Tag. Die Schlußkapitel: „Ueber Tanzlieder, Tanzmusik und Fortleben der alten Volksreigen im Kinderspiel“ haben besonders musikalisches, mythologisches und volksthümliches Interesse. Ebenso ist musikalisch werthvoll die reiche Zusammenstellung von Tanzliedern und Tanzmelodien im zweiten Theile des Werks, welcher hauptsächlich Musikbeilagen enthält, aber auch viele werthvolle alte Texte von Volks- und Kinderliedern mittheilt.

Damit ist der reiche Inhalt dieser wissenschaftlichen Arbeit über den Tanz und zugleich der Werth angedeutet, welchen das umfassende Werk für den Musik- und Sittengeschichtschreiber ebenso wie für den Germanisten besitzt. Uebrigens wird auch der allgemeinere Leserkreis dem Buche Böhme's großes Interesse entgegenbringen, zumal die Darstellung gerundet und lesbar genannt werden muß. Daß die vielen Citate nicht nur erwähnt, sondern auch wirklich zum Abdruck gebracht sind, wird denjenigen Lesern, die nicht immer eine ganze Bibliothek zur Verfügung haben, besonders willkommen sein.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Im ganzen ist es in Deutschland wenig bekannt, welche Werke unserer neuern Autoren in osteuropäische Sprachen übersetzt worden sind; es ist das nicht nur dem Publikum, sondern auch den Schriftstellern selbst unbekannt, weil keine internationalen literarischen Verträge zwischen Deutschland und den slawischen Staaten bestehen. Das folgende Verzeichniß darf daher gewiß darauf rechnen, in Deutschland allgemeine Beachtung zu finden; ausgeschlossen blieben hier die rein fachwissenschaftlichen Werke im Gebiete der Medicin, Technik u. s. w.

Ins Russische übersetzt wurden: W. Böhmert („Gewinnbetheiligung“), F. Dittes („Erziehungslehre“, 5. Aufl.), G. Ebers („Serapis“ in zwei verschiedenen Uebersetzungen), K. Franzos („Novellen“), Kolmar Goltz („Das Volk in Waffen“), Goethe („Aussprüche in Prosa“; „Faust“ in Bearbeitung für die russische Bühne), F. Gregorovius („Geschichte der Stadt Rom“, 1. bis 6. Bd.), Gebrüder Grimm („Märchen“), H. Heine („Lichtstrahlen aus seinen Schriften“), W. Hey („Funfzig Fabeln“), P. Heyse („Getreu bis in den Tod“), Franz Hoffmann (verschiedene Jugendschriften), Otto Hoffmann (einige Jugendschriften), F.

Hottenroth („Trachten, Haus= ꝛc. Geräthschaften“), O. Hübner („Statistische Tabellen“), O. Jäger („Geschichte der Römer“, 2. Aufl. der Uebersetzung; „Geschichte der Griechen“), F. Jünger („Er mengt sich in alles“), Lessing („Dramatische Werke“), F. Lübker („Reallexikon des classischen Alterthums“), K. Marx („Das Kapital“, 2. Bd.), F. Mommsen („Römische Geschichte“, bis zum 5. Bd.), G. Nieritz („Betti und Tom“), M. von Pettenkofer („Die Cholera“, populär, in drei verschiedenen Uebersetzungen), A. Pott („Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft“), F. Rosenberger („Geschichte der Physik“), E. Roßmäßler („Für freie Stunden“, 2. Aufl. der Uebersetzung), Schiller („Braut von Messina“), Chr. von Schmid (verschiedene Jugendschriften), J. Schnitzer („Zigeunerbaron“, in zwei Uebersetzungen), A. Schopenhauer („Die beiden Grundprobleme der Ethik“; „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes“; „Ueber den Willen in der Natur“; „Aphorismen und Maximen“ über die Physiologie, über die Frauen, über die Leiden der Welt, zur Vervollständig der Ethik, über Kritik, Beurtheilung, Billigung und Ruhm, über Gelehrsamkeit und Gelehrte, über selbständiges Denken, über die scheinbare Einmischung des Schicksals ins Leben der Menschen), O. Schrader („Sprachvergleichung und Urgeschichte“), F. Spielhagen („In Reih vnd Glied“, 5. Aufl. der Uebersetzung), G. Weber („Allgemeine Weltgeschichte“, 1. und 2. Bd.), W. Wundt („Entwickelung ethischer Anschauungen“), Zell und Genée („Gasparone“; „Nanon“), E. Zeller („Geschichte der griechischen Philosophie“).

Ins Polnische wurden übersetzt: F. Campe („Franz Pizzaro“), V. Cathrein („Die Sittenlehre des Darwinismus“), Couplets aus Millöcker's Oper „Gasparone“, Fr. Engels („Ursprung der Familie“), F. Gerstäcker („Das Wrack des Piraten“), Goethe („Balladen“), A. W. Grube („Charakterbilder aus der Geschichte“), W. Hauff („Lichtenstein“), F. Henning („Willibald, der Sohn der Witwe“), Franz Hoffmann („Willy“), G. Jäger („Normalkleidung“), G. Moser („Aus Liebe zur Kunst“), Schiller („Don Carlos“), Chr. von Schmid (Schriften, bis zu Bd. 5; einzelne Erzählungen), J. von Zedtlitz („Todtenkränze“).

Ins Magyarische wurden übersetzt: E. Eckstein („Violanta“), Gervinus („Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts“), Goethe („Götz von Berlichingen“), F. Gregorovius („Lucrezia Borgia“; „Grabdenkmäler der Päpste“), W. Hauff („Othello“), Franz Hoffmann („Die Banknoten“; „Ehre Vater und Mutter“; „Nemesis“; „Wie der Herr, so der Knecht“), Jhering („Civilrechtsfälle ohne Entscheidung“), G. Keller („Die weiße Rose“), L. Ranke („Die römischen Päpste“), A. von Roberts („Kohinor“), Fritz Reuter („Zwei Erzählungen“), L. Thomas („Buch der Erfindungen“), O. Welten („Eine Nacht eingesperrt“).

Uebertragungen ins Lettische sind erschienen von: Engelberg („Böses erzeugt Böses“), F. Galen („Tochter des Diplomaten“), A. Görner („Im Grünen“), R. von Gottschall („Rose vom Kaukasus“), Franz Hoffmann („Der Fuhrmann“; „Ein Mann, ein Wort“; „Peter Simpel“), Lessing („Minna von Barnhelm“), E. Marlitt („Goldelse“), H. Pantenius („Um ein Ei“), H. Schaumberger („Fritz Reinhardt“), O. Schupp („Der blinde Zeuge“).

Ins Czechische sind übersetzt: E. von Ambach („Augustinermönch“), R. Baumbach („Zlatorog“), Mosenthal („Königin von Saba“), R. Niedergesäß („Erlebnisse meines Großvaters“), G. Nieritz („Im Armenhaus“; „Der Segen der Arbeit“), L. Rellstab („Drei Jahre von Dreißig“, 3. Aufl. der Uebersetzung), Chr. von Schmid (Jugendschriften), H. Zschocke („Die Liebe der Ausgewanderten“); ins Kroatische: de la Motte Fouqué („Undine“), W. Hauff („Die Bettlerin vom Pont des Arts“), Franz Hoffmann (150 Erzählungen), Kurmeyer („Disputirhans“), Lobe („Katechismus der Musik“), Sacher=Masoch (einige Erzählungen), Schiller („Lied der Glocke“; „Wilhelm Tell“), Chr. von Schmid 100 kleine Erzählungen); ins Slowenische: R. Baumbach („Zlatorog“), Alban Stolz („Die heilige Elisabeth“); ins Serbische: Franz Hoffmann („Gute Kameraden“).

Bibliographie.

Andreae, F., Schwester Barbara. Eine Erzählung für junge Mädchen. Frankfurt a. M., Alt. 8. 2 M.

Aus Rodbertus' Nachlaß. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von H. Wagener. Minden, Bruns. 1886. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Avenarius, F., Die Kinder von Wohldorf. Dresden, Ehlermann. 8. 2 M.

Behrle, R., Die Kinder im Walde. Ein Weihnachtsspiel. Freiburg i. Br., Herder. 8. 25 Pf.

Berke, P., Gedichte. Stuttgart, Metzler. 8. 1 M. 80 Pf.

Braun, Clara, Der Liebe Lenz. Lieder der Liebe und Freundschaft, gesammelt von C. B. Illustriert von R. E. Kepler, F. Lipps u. A. Stuttgart, Greiner u Pfeiffer. 1886. 12. 4 M.

Breidenbach, E. v., Sibylla's Traum und Anderes. Rostock, Verlag der Albumstiftung. 8. 4 M. 50 Pf.

Buchwald, H., Herzensräthsel. Novellen. Rostock, Verlag der Albumstiftung. 8. 2 M.

Deutscher Bühnen=Almanach. 15. Jahrg. Herausgegeben von Th. Entsch. Berlin. 12. 5 M.

Cypria. Episches Gedicht in 5 Gesängen. Von einem „Epigonen“. Stuttgart, Metzler. 8. 1 M. 20 Pf.

Dörr, J., Bärbchen. Eine kleinstädtische Geschichte in 5 Versbündeln. Prenzlau, Mieck. 1886. 12. 1 M.

Drache, C., Dämmerstunden. Gedichte. Bautzen, Rühl. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Dreves, G. M., S. J., Kränze ums Kirchenjahr. Geistliche Lieder. Paderborn, Junfermann. 1886. 16. 2 M. 75 Pf.

Eidam, Rosa, Erinnerungen an Hohenschwangau. Gedichte. Ansbach, Brügel u. Sohn. 8. 1 M. 20 Pf.

Enberg, A. v. R. (Frau v. Gottberg), Was zum Ziele führt. Roman Rostock, Verlag der Albumstiftung. 8. 4 M. 50 Pf.

Eschen, M. v., Meines Lebens Roman. Ein Zeitroman. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Faldre, E., Bismarck's politisches Testament oder der geheime preussisch-russische Vertrag. Höchst interessante Enthüllungen aus den hinterlassenen Papieren eines Verstorbenen. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 50 Pf.

Flach, Josephine, Fürst und Bettler. Frei nach dem amerikanischen Original des Mark Twain. Konstanz, Verlag der „Deutschen Heimat“. 8. 2 M.

Fulda, L., Neue Jugend. Novelle in Versen. Frankfurt a. M., Koenitzer. 12. 2 M.

Greville, H., Eine russische Geige. Roman. Autorisirte Uebertragung von A. Godin. 2 Bde. Augsburg, Gebr. Reichel. 1886. 8. 6 M.

Grosse, J., Das Bürgerweib von Weimar. Eine Stadtgeschichte aus dem 17. Jahrhundert in 5 Büchern. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 9 M.

Hebbel's, F., Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von F. Bamberg. Nebst einem Porträt Hebbel's nach Rahl und einer Abbildung seiner Todtenmaske. 2ter Bd. Berlin, Grote. Lex.=8. 15 M.

Herzog, L., Novellen. Mit einem Vorwort von F. Dahn zu der Preisnovelle „Ein verlorenes Leben“. Hannover, Düsing. 8. 3 M.

Jahnke, H., Ferdinand Schmidt. Ein Bild seines Lebens und seines Wirkens als Jugenderzieher, Volkspädagoge und Schriftsteller. Festschrift. Mit 1 Titelbild. Berlin, Sensenhauser. 1886. 8. 1 M.

Jühlke, K., Die Erwerbung des Kilima=Ndscharo=Gebiets. Köln. 1886. Gr. 8. 50 Pf.

Keim, F., Aus dem Sturmgesang des Lebens. Gesammelte Dichtungen. Minden, Bruns. 8. 4 M.

Kiss, J., Gedichte. Aus dem Ungarischen von L. Neugebauer. Vom Dichter einzig autorisirte Uebersetzung. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 M.

Liebesblüthen. Eine Auswahl der schönsten Liebeslieder älterer und neuerer Zeit. Von G. Amor. Leipzig, C. A. Koch. 1886. 12. 2 M. 40 Pf.

Madách, E., Die Tragödie des Menschen. Dramatisches Gedicht. Aus dem Ungarischen übersetzt von J. Siebenlist. Preßburg, Stampfel. 1886. 12. 3 M.

Mohr, L., Eddergold. Poetischer Sagenschatz aus dem Lande der Hessen. Gedichte von L. W. Kassel, Klaunig. 1886. 8. 2 M.

Rentsch, O., Von der Wiege bis zum Grabe. Liederhort für das deutsche Haus. Die edelsten deutschen Volks= und volksmäßiger Lieder, gesammelt und geordnet. Frankfurt a/O., Trowitzsch u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Wolff=Kassel, L., Pietro Aretino. Charakterlustspiel. Kassel, Klaunig. 1886. 8. 2 M.

Wothe, Anny, Lenzesblüten. Zum Strauß gewunden für die Frauenwelt. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Zettel, K., Frühlingsgrüße. Lieder von Lenz und Liebe, Freud' und Leid. Gesammelt von K. Z. Illustriert von R. E. Kepler u. a. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1886. 8. 5 M. 50 Pf.

Zur Erinnerung an Gerhard von Zezschwitz. Eine anspruchslose Gabe aus dem Hause insbesondere für seine jungen Freunde und Schüler. Leipzig, Hinrichs. 8. 75 Pf.

Anzeigen.

Im Verlage der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. G. Rönnefahrt, Schillers dramatisches Gedicht Wallenstein aus seinem Inhalt erklärt. Zweite Auflage. Preis 2 M. 80 Pf.

Die neue Auflage dieser hervorragenden Abhandlung sei allen denen empfohlen, welche die größten Werke unserer Classiker nicht nur gelesen haben wollen, sondern auch bemüht sind, sich deren inhaltlicher Bedeutung klar zu werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Eduard Stephani.

Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, insbesondere zur Geschichte der nationalliberalen Partei.

Von

Dr. Friedrich Boettcher,
Mitglied des Deutschen Reichstags.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Mit Benutzung der hinterlassenen Tagebücher Stephani's gibt der Verfasser hier eine eingehende Darstellung von den Erlebnissen und Erfahrungen dieses verdienstvollen Mannes, der ein halbes Menschenalter als Reichstagsabgeordneter unentwegt für die Forderungen des gemäßigten und national gesinnten Liberalismus gewirkt hat. Wie Stephani selbst bei allen Parteien in hoher Achtung stand, wird auch das vorliegende Buch in den verschiedensten politischen und parlamentarischen Kreisen freundliche Aufnahme finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sicilien.

Bilder aus Natur, Geschichte und Leben.

Von

August Schneegans.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Von dem Kaiserlich Deutschen Consul in Messina, frühern Reichstagsabgeordneten A. Schneegans wird in diesen Bildern aus Natur, Geschichte und Leben ein farbenreiches Rundgemälde der Insel Sicilien vorgeführt, die gegenwärtig ein so bevorzugtes Reiseziel der Deutschen bildet. Dem Besucher Siciliens empfiehlt sich das fesselnd geschriebene Buch als wohlunterrichteter Begleiter, allen Literaturfreunden aber als sehr interessante und anregende Lektüre.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arthur Schopenhauer's

Die Welt als Wille und Vorstellung

— Sechste Auflage —

Zwei Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

(Auch in 12 Lieferungen à 1 M. zu beziehen.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gustav Nachtigals

Reisen in der

Sahara und im Sudan.

Nach seinem Reisewerk dargestellt von

Dr. Albert Fränkel.

Mit Nachtigals Porträt, 92 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Eine für die weitesten Kreise bestimmte Bearbeitung des großen Reisewerks Nachtigals, welche ein noch übersichtlicheres und faßlicheres Gesammtbild von Nachtigals afrikanischen Reisen gewährt. In klarer Gruppirung werden hier die Gegenden, Länder und Zonen dargestellt, die der verdienstvolle Forscher durchzogen, die Kämpfe, die er bestanden, die fremdartigen Volkstypen und Culturzustände, denen er begegnet ist. Der reiche Inhalt sowie die vorzüglichen Abbildungen (dieselben wie im Originalwerk) und der sehr billige Preis machen das Buch zu einem der empfehlenswerthesten Festgeschenke auch für die reifere Jugend.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart.

Von

Moriz Carriere.

Zweite vermehrte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Eine Erneuerung dieses seit längerer Zeit vergriffenen Werks, mit welchem sich vor vierzig Jahren der Verfasser eine selbständige Stellung in der philosophischen Literatur errang, ist von vielen Seiten gewünscht worden. Es behandelt den Italienischen Humanismus, die Deutsche Mystik, die neuern Naturansichten, die politischen und socialen Theorien und gibt ausführliche Darstellungen hervorragender Philosophen der Reformationszeit, namentlich Giordano Bruno's, Tomaso Campanella's und Jacob Böhme's. In der vorliegenden zweiten Auflage blieb der Ton des Ganzen unverändert, während im Einzelnen vieles berichtigt und erweitert wurde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ferdinand Gregorovius: Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur.

Erster Band. 8. Geh. 5 M. 50 Pf. Geb. 6 M. 50 Pf.

Der berühmte Verfasser der „Wanderjahre in Italien" und der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" bietet hier eine Reihe geschichtlicher und culturgeschichtliche Essays, welche wie alle seine Schriften Ernst und Gründlichkeit der Forschung mit eigenthümlicher Anmuth der Sprache verbinden. Sie werden seinen zahlreichen Verehrern sehr willkommen sein und empfehlen sich auch als werthvolle Gabe für den Weihnachtstisch.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 9. 3. März 1887.

Fremde Sprachen auf der deutschen Bühne.

Die Kunst ist international; sie kennt keine politischen Schranken; wie die Sonne läßt sie ihre Strahlen leuchten über alle Völker, welchen Stammes, welcher Sprache sie auch sein mögen, und es verräth Barbarei der Gesinnung, sich abzuwenden von Kunstdarbietungen, nur weil sie einer Nation entstammen, die uns politisch befeindet ist.

Leider war diese barbarische Gesinnung nicht etwa nur „in Zeiten, die vergangen sind“, zu finden, sondern betrübenderweise herrscht sie auch noch in unsern Tagen. Ja der vergangene Sommer hat offenkundig gezeigt, daß heutzutage eine noch größere Kunstbarbarei existirt, die sich nicht nur mit der Thatsache verträgt, daß dasjenige Land, in welchem sie ihr Panier aufgepflanzt, außerordentlich große Künstler hervorgebracht hat und sich in Kunstdingen noch immer für das tonangebende Land hält, sondern auch mit der weitern Thatsache, daß es gerade die Künstler dieses Landes sind, welche sich hier als Kunstbarbaren in Bezug auf die Internationalität der Kunst bewiesen haben. Die Maler, die Bildhauer, die Architekten Frankreichs, sie waren der sonst von allen künstlerisch schaffenden Völkern beschickten berliner Jubiläumskunstausstellung fern geblieben, trotzdem auch sie eingeladen worden waren, die Zahl ihrer Bewunderer durch neue Anhänger aus den Reihen der Einheimischen und der Besucher Berlins zu vermehren. Der Chauvinismus, jene verdammenswerthe und so gefährliche Caricatur des Patriotismus, die sich zur wahren Vaterlandsliebe verhält wie der Aberglaube zum Glauben, wie der Bigotismus zur echten Religiosität — der Chauvinismus hatte über alle die Gefühle gesiegt, welche dem Künstler eines jeden Landes naturgemäß innewohnen und die ihn antreiben sollten, seine Werke der Betrachtung möglichst vieler Kunstfreunde zugänglich zu machen. Dieser Chauvinismus hatte die französischen Künstler veranlaßt, die Ausstellung nicht zu beschicken.

Merkwürdigerweise blieben und bleiben uns aber nur diejenigen Künstler Frankreichs fern, welche mit dem Pinsel schaffen. Diejenigen, welchen das gesprochene Wort das Material ihres Kunstschaffens ist, sind minder zurückhaltend: sie geben uns, was sie haben, ja wir möchten sagen, sie überfluten Deutschland mit ihren Schauspielen, Lustspielen und Possen, sowie sie uns mit ihren Operetten überflutet haben, bis die neue Aera für diese oft frivole, noch öfter aber höchst liebenswürdige Zwittergattung der Bühnenkunst die Zeit der minder pikanten, aber nicht minder liebenswürdigen wiener Operette anbrach. Aber leider ist auch hier nicht etwa ein künstlerisches Motiv maßgebend gewesen, sondern nur der Goldklang der Tantièmen.

Wäre es den französischen Bühnendichtern nicht viel leichter als den Malern Frankreichs gemacht, aus Deutschland Geld zu holen: sie würden die deutschen Theateragenten schnöde abweisen, wenn diese kommen, um die Jahresernte der dramatischen Production Frankreichs einzuheimsen. Sie würden vielleicht gar dieselbe höhnische Antwort geben, welche die große Schauspielerin und noch größere Reclamekünstlerin Sarah Bernhardt einmal gab, als ein verdienstliebender Agent sie zu bewegen suchte, doch nicht blos in Wien, sondern auch in Berlin und einigen andern größern deutschen Städten aufzutreten: „Gewiß, aber der Preis dafür ist die Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich.“ In diesem Falle würden wir Deutschen ja allerdings, wie jetzt auf die Maler, so auch auf die Dichter unserer transrhenanischen Nachbarn verzichten müssen.

Indeß vor einem solchen, gewiß außerordentlich bedauerlichen, wenn auch nicht gerade mit zwingender Gewalt zum Untergange des Deutschen Reichs führenden Schicksale bewahrt uns vorderhand der für den deutschen Dramatiker freilich nicht sonderlich angenehme Umstand, daß das deutsche Publikum dreimal so gern ins Theater geht, wenn

ein Stück französischen Ursprungs gegeben wird, als wenn ein deutscher Dichter zu Worte kommt, und daß infolge dessen den pariser Autoren die Tantièmen so reichlich zufließen, daß bis heute noch keiner von ihnen auf den Gedanken gekommen ist, das Elsaß als Einreichungsgebühr und Lothringen als Tantièmenpauschale zu beanspruchen.

Wie die Bühnendichter Frankreichs, so sind auch seine Bühnenkünstler nicht abgeneigt, ihre Kunst bei uns bewundern zu lassen — mit Ausnahme von Sarah Bernhardt natürlich; und so kommt es denn, daß wir gelegentlich das Vergnügen haben, französische Dichter in ihrer Muttersprache von unsern deutschen Bühnen herab zu uns reden zu hören. Und da erhebt sich eine Frage, die sich vielleicht derjenige nicht vorlegt, welcher im Theater nur Unterhaltung sucht und sie auch in der fremdsprachigen Komödie ohne weiteres findet, falls er das wohlklingende Idiom der Franzosen völlig beherrscht, die aber nichtsdestoweniger von allen denen aufgeworfen werden muß, deren Amt es ist, über die Kunst zu wachen, damit sie nicht in Verfall gerathe, die Frage nämlich: kommt es der Kunst zu statten, das heißt in diesem speciellen Falle: haben wir einen Kunstgenuß und dient es zur Hebung unsers Kunstverständnisses und nicht vielmehr zur Minderung desselben, wenn wir die Schauspieler, welche vor uns agiren, in einer Sprache reden hören, die nicht die unsere ist?

So gestellt würde sich die Frage leicht beantworten lassen; nämlich: wir haben nur dann einen Kunstgenuß und werden nur dann in unserm Kunstverständniß gefördert, wenn wir genau zu beurtheilen vermögen, ob, wie es in Meister Shakspeare's „Hamlet“ für alle Zeiten gültig ausgesprochen ist, „das Wort sich der Geberde, die Geberde dem Worte anpaßt“, und wir können das natürlich nur beurtheilen, wenn wir der fremden Sprache mächtig sind. Dies ist nun hinsichtlich des Französischen bei den meisten Gebildeten der Fall, wenigstens bei denen, die nicht blos weil es Mode ist in die französische Komödie gehen. Bei Stücken, die in englischer Sprache aufgeführt werden, wie z. B. bei der englischen Operette „Mikado“, die jetzt auf den Bühnen unserer deutschen Großstädte bei immer vollen Häusern gegeben wird, ist dies wol auch allenfalls anzunehmen, und so muß man die Frage dahin beantworten, daß es für die Kunst unbedenklich ist, dem Publikum französische und englische Stücke in der Ursprache vorzuführen.

Aber so eng begrenzen, wie das oben geschehen ist, dürfen wir leider die Frage nicht. Sind doch die Fälle, wo die Bühnenkunst fremder Völker gleich durch eine complete Schauspielergesellschaft repräsentirt wird, verhältnißmäßig selten bei uns. Unvergleichlich häufiger ist es, daß nur ein Schauspieler oder Sänger, nur eine Schauspielerin oder Sängerin in der fremden Sprache redet oder singt, während die übrigen auf der Scene Befindlichen sich der deutschen Sprache bedienen. Will man untersuchen, ob eine solche Vorstellung der Kunst nachtheilig sei, so reicht die Frage, ob man die fremde Sprache versteht, also die Kunst des einen Fremden zu beurtheilen vermag, nicht aus; es tritt dann die zweite Frage hinzu: wird dadurch nicht die Einheit des Kunstwerks zerstört, geht nicht dadurch die Einheitlichkeit des Stücks, die wesentlichste Vorbedingung eines echten Kunstwerks, verloren?

Diese Frage beantwortet sich eigentlich schon, indem man sie aufwirft. Gewiß, die Verschiedenheit der Sprache ist eine Zerstörung der Einheit des Kunstwerks und daher vom künstlerischen Standpunkte aus verwerflich. Spricht der Hauptacteur in einer fremden Sprache, während die übrigen Mitwirkenden in den Lauten unsers Vaterlandes reden, so muß das, da die Sprache eben als das Material des Kunstschaffens der Schauspieler anzusehen ist, auf jeden, der sich von ästhetischen Eindrücken Rechenschaft gibt, den Eindruck machen, als habe er eine Büste aus carrarischem Marmor vor sich, der eine Nase von Glas eingesetzt ist. Er wird ohne Zweifel zum Lachen gereizt und, nachdem er den Lachreiz überwunden hat, ärgerlich werden. Darüber wird ihm auch der Umstand nicht hinweghelfen, daß diese aus einem andern Material als die Gesammtbüste angefertigte Nase vielleicht von wunderbarer Formvollendung ist und wie ein kostbarer Diamant funkelt; im Gegentheil, er wird sich um so mehr darüber ärgern, je schöner sie, für sich betrachtet, ist. Dem, der etwa entgegnen wollte, daß dieses aus der Plastik herbeigeholte Gleichniß zwar im allgemeinen zutreffend, aber doch viel zu drastisch sei, könnte man auch aus den mischsprachigen Vorstellungen selber ein paar einzelne Beispiele vorführen, die zweifellos ebenso komisch und ebenso ärgerlich wirken wie jene Glasnase. Oder lacht und ärgert man sich etwa nicht, wenn in der „Traviata“ der alte Vater Germont's die Kameliendame, die er darum angeht, seinen mit ihr verlobten Sohn freizugeben, auf Deutsch ansingt: „Sag' ihm, daß du ihn nicht liebst“, und Marcella Sembrich ihm italienisch antwortet: „Non crederà“ (Er wird's nicht glauben)? Ist es nicht höchst komisch, wenn ein braver deutscher Schauspieler, welcher den Geist von Hamlet's Vater gibt, in der Terrassenscene ausruft: „Doch wisse, edler Jüngling, die Schlange, die deines Vaters Leben stahl, trägt seine Krone jetzt!“ und Hamlet-Booth darauf erwidert: „Oh my prophetic soul! Mine uncle!“ Reizt es nicht ebenso zum Lachen und ist doch sehr ärgerlich dabei, wenn ein Fräulein Schulze, Müller oder Meier als Desdemona mit Salvini als Othello in dem Augenblicke, bevor der Mohr sein Weib in den Kissen ihres Bettes erstickt, das folgende zwiesprachige Zwiegespräch hat:

Desdemona. Verstoße mich! O, tödte mich nur nicht!
Othello. Muori, meretrice!
Desdemona. Tödte mich morgen, laß mich heut noch leben!
Othello. Non dibattersi!
Desdemona. Nur ein Stündchen!
Othello. Quando è fatto, non occorre più indugio!
Desdemona. Nur bis ich noch gebetet!
Othello. È troppo tardi! (Er erstickt sie.)

Wer das nicht als einen Misklang peinlichster Natur empfindet, der empfindet ästhetisch überhaupt nichts.

Am allerschlimmsten jedoch gestaltet sich die Sache, wenn wir uns nicht einem classischen, jedem Gebildeten genau vertrauten, sondern einem dem großen Publikum noch unbekannten Stücke und zugleich einem Darsteller oder einer Darstellerin gegenüber befinden, die in einem uns gänzlich fremden Idiom klagt, fleht, zürnt und rast. Dann verfällt man entweder in Gleichgültigkeit oder geräth in eine Aufregung, die sich kaum noch durch die Vorschriften des gesellschaftlichen Anstandes unterdrücken läßt; wir werden gemartert und revoltiren dagegen.

Das zeigte sich vor einiger Zeit sehr deutlich in Berlin, als eine russische Schauspielerin von unzweifelhafter hoher Begabung den Versuch machte, uns mit ihrer Kunst zu befreunden. Sie wählte als Antrittsrolle Adrienne Lecouvreur und brachte es trotz ihrer außerordentlich interessanten Erscheinung, trotz eines Organs, das den treffendsten Ausdruck sowol für die leiseste Regung des Gemüths wie für die Dauer der Leidenschaft fand, dahin, daß ein großer Theil des Publikums das Theater verließ und sie mit dem Häuflein von Landsleuten aus der russischen Colonie Berlins sowie mit den durch ihren Beruf zum Ausharren gezwungenen Vertretern der Presse allein blieb. Sehr begreiflich; denn wer hält es dritthalb Stunden lang aus, auf eine deutsche Rede eine russische Gegenrede zu hören; wer sollte nicht in eine gelinde Raserei verfallen, wenn er aus dem bewegten Spiel und den deutschen Reden einiger der Acteure entnimmt, daß er eine hochdramatische, vielleicht die Peripetie des Stücks bildende Scene vor sich hat, und doch kein Wort von dem versteht, was da oben russisch auf die deutschen Reden geantwortet wird! Man denke sich z. B. die große Scene im vierten Act von „Adrienne Lecouvreur", in welcher Frau Gorewa in der Rolle der Schauspielerin Adrienne gezwungen ist, eine Probe ihrer Kunst zu geben, und zwar auf Verlangen ihrer Nebenbuhlerin, der Herzogin von Bouillon, die, um die Schauspielerin zu demüthigen, den auch von ihr geliebten Grafen Moritz von Sachsen an ihre Seite befiehlt und der Adrienne höhnisch zuruft, sie solle doch den Monolog der verlassenen Ariadne declamiren. Auf den Zwischenruf einer andern Dame wählt aber Adrienne, erfüllt von flammender Eifersucht und sprühend vor Zorn, die Rolle der Phädra, um mit drei Zeilen derselben ihre Gegnerin zu brandmarken: eine Rache, für welche sie später mit dem Tode durch Gift zu büßen hat. Die Scene lautet auf deutsch:

Herzog (zu Adrienne). Was werden wir hören?
Athenais. Hermione —
Baronin. Oder Kamilla —
Herzogin (ironisch). Besser noch den Monolog der verlassenen Ariadne —
Adrienne (für sich, sich kaum noch beherrschend). O, das ist zu viel!
Athenais. Nein, nein, Phädra!
Adrienne (schnell). Phädra! Ja, so sei es!
(Alles setzt sich; Adrienne steht allein inmitten der Bühne und declamirt mit stets zunehmender fieberhafter Erregung, die Blicke auf die Herzogin gerichtet, welche sich öfter zum Grafen Moritz von Sachsen neigt und mit ihm flüstert):

Ihr Götter, was hab' ich gethan!
Mein Gatte naht, mit ihm sein Sohn!
Ihn, den Vertrauten meiner Schuld, werd' ich nun sehen,
Wie er beobachtet, mit welcher Stirn
Ich seinen Vater zu empfangen wage!.
(Sieht Moritz an.)
Das Herz von Seufzern schwer, die er verachtet,
Das Aug' von Thränen feucht, die er verschmäht!
Und glaubst du wohl, er, voller Zartgefühl
Werd' meiner schonen, könnte den Verrath
An seinem Vater, seinem König, dulden?
(Sieht Moritz an, der sich bückte, um den Fächer aufzuheben, den die Herzogin fallen ließ, und ihr denselben galant überreicht.)
Gebieten seinem Abscheu gegen mich?
Und schwieg' er auch: ich kenne meine Schuld,
(außer sich, auf die Herzogin zuschreitend)
Oenone, und bin keins der frechen Weiber,
Die schamlos im Verbrechen Ruh genießen
Und zu erröthen ihre Stirn entwöhnt!
(Ist ganz nahe an die Herzogin herangetreten, auf die sie mit dem Finger deutet, und verharrt einige Secunden in dieser Stellung. Die Gäste erheben sich, erschrocken über diesen Auftritt.)

Das ist eine Scene von intensivster Wirkung. Und nun stelle man sich vor, daß sie uns vollständig unverständlich wird, weil die Schauspielerin ihre Feindin nicht mit dem deutschen Worte brandmarkt: „Und schwieg' er auch: ich kenne meine Schuld, Oenone, und bin keins der frechen Weiber, die schamlos im Verbrechen Ruh genießen und zu erröthen ihre Stirn entwöhnt", sondern auf russisch sagt: „I jessli on daže molžal by, ja znaju moju winu, Oenone, ja ne prinadležu k tjem derżkim żenschtinam, kotorìjà uspokoilis wo grechje i otwiklis ukrasnet!"

Wenn man es überhaupt möglich machen könnte, aus der Haut zu fahren, hierbei würde man es thun. Aber eins ist möglich: das Reißausnehmen, wenn einem ästhetische Martern auferlegt werden, und so springt man denn von seinem Sitze auf und entrinnt ihnen, so schnell man kann.

Man beweist die Unzulässigkeit einer Sache am besten, indem man die Ungeheuerlichkeit ihrer Consequenzen aufdeckt. Wir können demgemäß auch die Unzulässigkeit der fremden Sprachen auf der deutschen Bühne nicht besser beweisen, als indem wir zeigen, wohin ihre Anwendung schließlich führt: zum Verlassen des Theaters, nachdem unser Gemüth alle Stadien der Bewegung vom ehrlichen Kampfe gegen den Lachreiz und vom stillen Aerger bis zum hell auflodernden Zorn durchlaufen hat. Daß da von einem Kunstgenusse, einer Förderung unsers Kunstverständnisses nicht die Rede sein kann, liegt auf der Hand; und damit ist denn auch die Verwerflichkeit der Anwendung fremder Sprachen auf unserer deutschen Bühne dargethan. Sie ist vom ästhetischen Standpunkte aus nicht zu dulden.

Wir glauben nun freilich nicht, daß diese Erkenntniß sich so allgemein Bahn brechen wird, daß uns auch nur das schlimmste Uebel: ein einzelner fremdsprachiger Schauspieler inmitten von deutsch redenden, künftig erspart werden wird.

Dazu ist die Menge derer, die überall „dabei" sein müssen, die ins Theater laufen, selbst wenn sie gar nichts von dem auf der Bühne Vorgehenden verstehen sollten, die eben nur hineingehen, weil es Mode ist, viel zu groß, und zu groß auch der geschäftliche Eifer der Theaterdirectoren, die jede Thorheit der Menge im Interesse ihrer Kasse zu Riesendimensionen aufzupäppeln und auszubeuten wissen. Und so wird es denn wol eines Tags noch dahin kommen, daß ein schwarzer deutscher Landsmann aus Kamerun auf unsern Bühnen den Wallenstein in den Schnalzlauten seiner afrikanischen Heimat verbricht und wir es schaudernd miterleben müssen, daß Romeo deutsche Liebesworte mit einer Julia wechselt, die uns ihre Rolle im Volapük, der neu erfundenen Weltsprache des Pfarrers Schreyer in Lützelstedten, vorsetzt.

Nachdem wir Russisch auf einer deutschen Bühne gehört, dürfen wir ja wol auch auf das gefaßt sein!

Otto Felsing.

Zur französischen Literaturgeschichte.

Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert. Von H. Koerting. Erster Band. Oppeln, Franck. 1886. Gr. 8. 10 M.

Es ist ein oft wahrzunehmender Vorgang, daß Literaturwerke, welche zur Zeit ihres Erscheinens das Entzücken von Tausenden von Lesern bilden, nach wenigen Jahrzehnten in Vergessenheit gerathen, und daß, wenn sie dann einmal erwähnt werden, dies im Tone der Geringschätzung und des Spottes geschieht. Das ist auch das Schicksal des französischen Romans im 17. Jahrhundert gewesen: einst die Freude der feingebildeten Geister des Siècle de Louis XIV, sind die Werke d'Urfé's, Gomberville's, La Calprenède's, des Fräulein de Scudéry jetzt der Vergessenheit anheimgefallen; nur selten werden sie in ihrem jahrhundertelangen Schlaf durch die stöbernde Hand eines Bücherfreundes gestört, um bald wieder ihrer Ruhe in den stillen Räumen der Bibliotheken überlassen zu werden. Gewiß mit Unrecht. Denn sind auch die Zeiten anders geworden, hat sich auch unser Gesichtskreis erweitert, hat auch die Literatur, gerade im Roman, großartige Fortschritte gemacht, so dürfen wir doch nicht spottend auf die Anfänge dieses Literaturzweiges herabsehen, der heute der Alleinherrschaft nahe ist, darf zumal der Literaturforscher sie nicht mit Geringschätzung übergehen, dem jede Epoche der literarischen Entwickelung eines Volks wichtig und des nähern Studiums werth sein muß. Und doch ist gerade dieses Gebiet der glanzvollen Literatur Ludwig's XIV. höchst stiefmütterlich bedacht worden; wenn auch in neuerer Zeit einige Forscher, wie Bobertag, Cousin, Fournel, de Loménie, versuchten, Kenntniß und richtige Beurtheilung des Romans des 17. Jahrhunderts anzubahnen, so betrafen ihre Bemühungen immer nur einzelne, besonders hervorragende Werke, die jedoch, aus ihrem Zusammenhang herausgerissen, oft in falschem Lichte erschienen, ganz abgesehen davon, daß man sie meist nur auf ihren Werth für Fragen der Sittengeschichte prüfte, ihre literarische Bedeutung dagegen unerörtert ließ. H. Koerting gebührt das Verdienst, uns endlich eine Gesammtdarstellung des französischen Romans im 17. Jahrhundert gegeben und damit eine empfindliche Lücke in der Literaturgeschichte ausgefüllt zu haben. Jeder, der das Buch in der Hand gehabt, wird über die Arbeitskraft des jungen Gelehrten staunen, der sich die Mühe nicht hat verdrießen lassen, die zahlreichen und voluminösen Folianten durchzulesen, ihren Inhalt aufzuzeichnen, sie vom literarhistorischen und ästhetischen Standpunkt aus zu besprechen, und der, von Freude an seinen Studien getragen, es verstanden hat, auch den Leser für den Gegenstand zu interessiren. Dabei ist nicht gering anzuschlagen der leichte, flüssige Stil, dessen so manche literargeschichtlichen Darstellungen noch immer ermangeln. Ueberlassen wir uns seiner Leitung und werfen wir einen kurzen Blick auf die Entwickelung des französischen Romans in jenem für die französische Literatur so hochwichtigen Zeitraum.

Vor dem 17. Jahrhundert war das Gebiet des Romans in Frankreich ziemlich vernachlässigt; man beschränkte sich darauf, die Ritterepen in Prosa umzuarbeiten, den beliebtesten Ritterroman des Mittelalters, den „Amadis von Gallien", gierig zu verschlingen, die Phantasie mit den griechischen Abenteuer- und Liebesromanen zu nähren, die, wie des Heliodor „Aethiopiaca", des Achilles Tatius „Leukippe und Kleitophon", des Jamblichus „Babyloniaca", durch gute Uebersetzungen auch dem größern Publikum zugänglich geworden waren. Eine neue Epoche schien Rabelais' Riesenwerk einzuleiten; doch blieb man bei dürftigen Nachahmungen stehen, und nach wenigen Decennien las man auch dieses Werk nicht mehr.

Da sollte von den südromanischen Ländern ein neuer Anstoß kommen. In Italien und Spanien blühte im 16. Jahrhundert die Hirtenpoesie, der die besten Geister der Zeit ihren Tribut gezollt haben; ich nenne nur Tasso's „Aminta", des Cervantes „Galatea", denen Montemayor's „Diana" als verbreitetstes und am meisten als Muster verwerthetes Werk anzureihen ist; sie war die moderne Ausbildung eines Literaturzweiges, den auch das Alterthum schon aufweist und der in des Longos „Daphnis und Chloe" eine schöne Frucht gezeitigt hatte; dann hatte sie jahrhundertelang ein dürftiges Leben gefristet und war erst zur Zeit der Renaissance, wol infolge des Studiums von Virgil's und Theokrit's Hirtengedichten zu neuem Leben erblüht, allerdings zu einem Scheinleben; denn die Unnatur ihres Inhalts und die Unnatur ihrer wider-

sinnigen, gespreizten Redeform war ihrem Dasein verderblich. Im 16. Jahrhundert aber empfand man die eben berührten Mängel noch nicht, und die stürmischen Zeitläufte, die man durchzumachen hatte, die Roheit der niedern Klassen, die bei den kriegerischen Unruhen sich breit machte, ließ gerade diese Geistesschöpfungen, welche in eine ideale, schöne Welt versetzten, besonders hochschätzen und sie zur Lieblingslektüre der gebildeten Welt erheben. Und besonders in Frankreich war die culturelle Lage derart, daß die Illusion des Hirtenromans mit Freude begrüßt wurde: ein Jahrhundert großer politischer Noth, religiöser Kämpfe und innerer Zerrüttungen neigte sich dem Ende zu; neu eingeführte sociale und gesellige Beschränkungen übten einen Druck aus, der nur wenigen nicht fühlbar war. Künstlichkeit und Gespreiztheit beherrschten das Leben wie die Literatur und erregten wie eine überwürzte Speise Widerwillen und Begehren nach größerer Einfachheit und Natürlichkeit.

Der erste Schäferroman in französischer Sprache: „Les bergeries de Juliette" von Nicolas de Montreux, fand daher, obgleich es ein fades, langweiliges, den Italienern sklavisch nachgeahmtes Werk war, reichen Beifall, weil er eben zur rechten Zeit auf die Welt kam. Aber gänzlich in den Schatten gestellt wurde er ein Vierteljahrhundert später durch Honoré d'Urfé's „Astrée", einen fünf Bände umfassenden, 5155 Seiten compressen Drucks enthaltenden Roman. Dies Werk, von dem d'Urfé übrigens nur die drei ersten Bände verfaßte, während ein gewisser Baro die zweibändige Fortsetzung besorgte, dies Werk, das in keinem Salon des 17. Jahrhunderts fehlte, hat nun auf die Romanschreiber in jenem Zeitabschnitt eine ungemein nachhaltige Wirkung ausgeübt, sodaß fast in jedem der später zu nennenden Romane sich sein Einfluß nachweisen läßt. Die „Astrée" bezeichnet in der That einen Wendepunkt in der französischen Romanliteratur; sie führt eine neue Epoche würdig ein und verdient auch diese hervorragende Stellung in jeder Hinsicht: denn nicht nur eine gut entwickelte Erzählung, relativ lobenswerthe Charakterzeichnung und eine häufig mustergültige stilistische Darstellung lassen den ästhetischen Werth der „Astrée" als einen nicht unbedeutenden erscheinen; die Werthschätzung des Romans wird vielmehr noch gesteigert durch seinen sittlichen Gehalt, seinen moralischen Ernst. Die Auffassung aller Lebensverhältnisse, insbesondere der Liebe, ist eine durchaus edle und ideale. Mit Ausnahme ganz weniger Stellen hat d'Urfé mitten in einem Jahrhundert lockerer Sitten nicht nur die Regeln der Decenz, sondern auch die Gesetze echter natürlicher Sittlichkeit in Ehren gehalten. Es gibt kaum eine Tugend, welche er nicht voll Eifers in das schönste Licht gesetzt und seinen Lesern als erstrebenswerthes Ziel vor Augen gestellt hätte. Ehrfurcht vor dem göttlichen Gebot, Achtung vor der Autorität der Gesetze und vor der Person des Regenten, Gehorsam gegen die Aeltern, Aufopferung und Treue in der Freundschaft, wahre Hingabe und doch keusche Zurückhaltung in der Liebe, Standhaftigkeit im Leiden, Demuth in den Tagen des Glücks, Muth in jeglicher Gefahr: all das wird begeistert gepriesen und schließlich belohnt, dagegen jede Uebertretung der sittlichen Norm aufs schärfste verurtheilt und als verhängnißvoll für den Thäter dargestellt. Boileau's oberflächliche Auffassung von der Moral der „Astrée", daß nämlich dieselbe sei „fort vicieuse, ne prêchant que l'Amour et la mollesse, et allant jusqu'à blesser un peu la pudeur", ist die einzige tadelnde Stimme, welche sich vernehmen läßt; sonst war man in allen Schichten der Bevölkerung der Bewunderung voll; in den minder vornehmen Kreisen erlangte die „Astrée" sogar praktische Bedeutung: sie galt als Handbuch der feinen Lebensart, als Rathgeber in Fragen des guten Tons, als Leitfaden der Conversation und galanter Briefsteller, als weitläufige Anweisung zu feiner geselliger Zerstreuung.

Wie kam es nun, daß die Production des pastoralen Romans in Frankreich sobald erlahmte, daß d'Urfé fast keinen nennenswerthen Nachfolger fand? Es liegt in der Natur der Hirtendichtung, daß sie verhältnißmäßig nur kurze Zeit Befriedigung gewähren kann; sobald die Verhältnisse, welche sie hervorriefen, eine andere Gestalt gewinnen, ist sie einem rasch fortschreitenden Verwelken preisgegeben. Eine solche Umwandlung der Verhältnisse trat in Frankreich ein; unter Richelieu's staatskluger Leitung erhob sich das Land rasch zur leitenden Macht in Europa, und mit diesem mächtigen nationalen Aufschwunge ging auch eine Regeneration seines gesammten geistigen Lebens Hand in Hand. Sehr wahrscheinlich würde die Liebesgeschichte von Astrée und Celadon der veränderten Zeitrichtung gänzlich zum Opfer gefallen sein, wenn sie lediglich ein Schäferroman gewesen wäre, und wenn sie nicht zahlreiche Elemente enthalten hätte, für welche der Geschmack noch nicht erloschen war: wir meinen die eingestreuten kriegerischen Erzählungen, die Schilderungen des höhern geselligen Lebens, die durchsichtige Verhüllung anziehender zeitgenössischer Geschichte und Geschichtchen.

Es ist nur natürlich, daß in einer an großen politischen Umwälzungen reichen Epoche auch die Gattung des politischen Romans zu früher Blüte gelangte. Jean Barclay (1582—1621) war der erste, der es in Frankreich unternahm, politisch merkwürdige Personen und Ereignisse in das Gewand einer ausgedehnten epischen Prosaerzählung zu hüllen. Seltsamerweise wählte er die lateinische Sprache, als wenn er seine Belehrungen über Staatseinrichtungen, seine Urtheile über deren Mängel und Vorzüge nur den humanistisch Gebildeten wollte zutheil werden lassen, allerdings ein Latein, das ihm das Lob aller Kenner eintrug. Sein Roman „Die Argenis" (1621) ist mit den ihm bald nachfolgenden heroisch-galanten eng verwandt, muß aber doch gesondert angeführt werden. Diese wollen weiter nichts als eine oder mehrere künstlich ineinander verschlungene Liebesgeschichten geben; finden sich bei ihnen Bemerkungen über Staatsverfassung, alte oder

neue Geschichte, Kriegswesen u. dgl., so ist das als Beiwerk, als nebensächlicher Schmuck anzusehen. In „Argenis“ sind die Liebesgeschichten nur Mittel zum Zweck; dem Verfasser liegt hauptsächlich daran, politischen Scharfsinn zu entfalten, auf dem Gebiete des staatlichen Lebens eine seiner Ueberzeugung nach heilsame Erkenntniß zu verbreiten und die Verirrten zur richtigen Anschauung zurückzuführen. Nach Barclay ist der Versuch, einen politischen Roman zu schreiben, in Frankreich während des 17. Jahrhunderts nicht wiederholt worden. Denn die politischen Romane und Märchen sind, sagt Herder, die undankbarsten. Gewöhnlich sträubt die Materie sich der Form entgegen; dann wird jene in dieser unkenntlich und hat eines belehrenden Commentars nöthig. Wie beschwerlich aber wird uns ein nur mittels langer historischer Noten verständliches oder genießbares Märchen! Bleibt der Roman der Geschichte zu nahe, so amusirt er selten; entfernt er sich von ihr, so entstellt er diese, ohne doch selbst ein reines Gewächs der Einbildungskraft zu werden.

Eine neue Art des Romans, den allegorischen Roman, vertritt Jean Ogier de Gombauld (1576—1666) mit seinem „Endymion“. Dieses Werk wurde veranlaßt durch die schwärmerische Verehrung, die der Dichter für die schöne Maria dei Medici empfand, und durch die vollständig grundlose Illusion, seine hohe Gönnerin erwidere seine Zuneigung; diese, so sehr sie auch den Dichter, den gern gesehenen Gast des Hôtel de Rambouillet, schätzte, war für ihn ebenso unnahbar wie die Diana seines Romans für den sie inbrünstig anbetenden Endymion. Im ganzen betrachtet ist der Roman ein trauriges Machwerk; die Personen entbehren jeder Charakteristik; die Ereignisse folgen zusammenhanglos und unbegründet aufeinander; alberne Episoden stören den Zusammenhang, und die Sprache krankt an süßlicher, fader Sentimentalität.

Ein Gemisch aus den griechischen Liebesromanen, dem „Amadis“ und den Hirtendichtungen, das Ganze versehen mit einem religiös-moralischen Anstrich, ergab den religiösen Roman, vertreten durch Jean-Pierre Camus, Bischof von Belley (1582—1652), einen auf dem Gebiete des Romans und der Novelle, der geschichtlichen und religiösmoralischen Abhandlung ungemein fruchtbaren Schriftsteller. Von seinen Romanen sind nennenswerth: „Palombe ou la Femme honorable“ (1624), eine Apologie der Ehe in ihrer reinsten Gestalt und Verherrlichung einer musterhaften Gattin, und „Le Cléoreste, Histoire Françoise-Espagnolle, représentant le tableau d'une parfaitte amitié“ (1626), mit der im Titel ausgesprochenen Absicht, wahre Freundschaft schildern zu wollen, zugleich aber mit der noch höhern Tendenz, eine Minderung des zwischen Frankreich und Spanien bestehenden Nationalhasses herbeizuführen, indem in ihm Personen aus beiden Ländern innig miteinander verbunden werden. Erwähnt werden mag auch noch, daß der Dichter weit entfernt ist von der in jenem Jahrhundert üblichen Prüderie, daß er jedoch niemals dabei lasciv wird: muthig nennt er alle Dinge bei ihrem Namen, und man fühlt deutlich, daß nur der ernste Wunsch, durch ein wahrhaftiges Gemälde der menschlichen Verworfenheit den Leser zu erschüttern und zu bessern, ihm die anstößigen Schilderungen eingab. Wie d'Urfé, Barclay und Gombauld hat auch Camus keine nennenswerthen Nachfolger gefunden.

Wir gelangen nun zu denjenigen Romanen des 17. Jahrhunderts, welche man heroisch-galante nennen kann und welche, durch mehrere bedeutende Geister gepflegt, fast ausschließlich die zweite Hälfte des Jahrhunderts beherrschen, zu den Romanen, an die man bei der Erwähnung der Romanliteratur im Siècle de Louis XIV zuerst zu denken pflegt, zu den Schöpfungen von Gomberville, La Calprenède, Mlle. de Scudéry. Da diese Werke aus den Handbüchern der französischen Literaturgeschichte im allgemeinen bekannt sind, können wir uns hier kurz fassen. So wie er in seinen Anfängen bei Gomberville und in seinem Höhepunkt bei La Calprenède und bei der Scudéry sich zeigt, erweist sich der heroisch-galante Roman in erster Linie als ein Product der Nachwirkungen der Renaissancebildung, freilich ein seltsames Product, ein Zwitterding zwischen Poesie und Gelehrsamkeit, unbestimmt schwebend zwischen antikem und modernem Fühlen und Denken, fortwährend bestrebt, die Größe des antiken Heldenthums mit dem Reiz jüngster Culturerrungenschaften zu umkleiden, das Antike und Moderne durch eine absonderliche Verquickung zu einem neuen phantastischen Etwas umzugestalten. Von einer scharfen Individualisirung der Gestalten ist gewöhnlich nicht die Rede; die Art zu reden und zu handeln ist, besonders bei La Calprenède, bei hoch und niedrig, jung und alt dieselbe: der feurige Jüngling und der hinfällige Greis sprechen ganz in demselben Tone wie die Fürstin und ihre Kammerfrau und entwickeln selbst bei den heikelsten Situationen eine stupende Eloquenz; die Situationen selbst wiederholen sich in einem und demselben Roman gar zu oft; dazu kommt, daß die Romane reich an personnages déguisés sind, d. h. daß sie in antikem Gewande Zeitgenossen vorführen und zahlreiche Anspielungen auf damalige Verhältnisse enthalten, sodaß sie für die Gesellschaft des 17. Jahrhunderts sehr interessant sein mochten, für uns aber eine sehr beschwerliche, ermüdende Lektüre bilden. Das Verdienst indeß haben sie, daß sie mit ihrem lebensvollern, stoffreichern Inhalt der faden Zerflossenheit der Hirten- und allegorischen Romane ein Ende machten und den Weg zu der vollkommensten Gattung, zum psychologischen Roman bahnten.

Die ersten Versuche im heroisch-galanten Roman wurden angestellt von Marie Leroy Sieur de Gomberville (1600—74) in der „Carithée“, in „Polexandre“ und „Cytherée“, aber es waren auch nur Versuche. Seine Werke gleichen monströsen Embryonen, die den fertigen Organismus, zu dem sie sich gestalten sollten, kaum ahnen lassen. Eine Läuterung tritt im Laufe der Zeit in Gomberville's Schöpfungen nicht ein. Ihm fehlte eben bis auf die Fähigkeit, einen leicht dahingleitenden Stil zu schreiben,

wol jede der Eigenschaften, die ein auch nur erträglicher epischer Dichter besitzen soll. Anders ist es mit Gautier de Costes, Chevalier de La Calprenède (1609—63), dem Dichter des „Cassandre", der „Cleopatre", des „Faramond" (fortgesetzt von Pierre de Vaumorière). Er ist nach Barclay der erste Romandichter, der in der Erzählung einem festen und absichtsvoll gefügten Plane gefolgt ist; mit bewunderungswürdigem Geschick ist Episode zu Episode gefügt, hunderterlei Einzelnes in glückliches Verhältniß zum großen Ganzen gesetzt, und in wohlberechnetem Crescendo und Decrescendo bewegen sich die Haupthandlung und die ihr parallelen Nebenhandlungen. Seine Romane erfreuten sich denn auch großer Beliebtheit; Männer wie La Fontaine, der ältere Crébillon, Jean Jacques Rousseau geizen nicht mit ihrem Lobe, und Uebersetzungen ins Deutsche, Italienische und Holländische machten sie auch dem Auslande bekannt.

Nicht minder großen Erfolgs erfreute sich der heroisch-galante Roman in den Werken des Fräulein Madeleine de Scudéry (1608—1701). Ihr Witz und Geschmack, ihr lebendiger Stil, vor allem aber die Durchsichtigkeit ihrer Romane, in denen sie mehr als ihre Vorgänger zeitgenössische Geschichte unter antikem Gewande schilderte, verschaffte ihr allgemeines Ansehen. Doch darf man nicht glauben, daß sie es in der Charakterentwickelung, in der Originalität der Handlung weiter gebracht habe als etwa La Calprenède; von psychologischer Erkenntniß, von der hohen Kunst, aus dem Seelenleben der Personen sich die äußern Vorgänge gestalten zu lassen, ist bei ihr noch recht wenig zu finden; ihre Charaktere sind entweder blutlose Schemen oder übertriebene und unangenehme Caricaturen; die äußern Vorgänge kranken an Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit; verwickelte Verwandtschaften, Tausch der Namen, Todtsagungen, Entführungen, Seestürme, Ueberfälle von Räubern, namentlich von Piraten, sind der Dichterin unentbehrliche Ingredienzen.

Ungeachtet dieser und mancher andern Mängel führte Madeleine de Scudéry den Idealroman in der Form, die ihm schon Jahrzehnte vorher verliehen worden war, auf den Gipfel äußern Erfolgs. Aber sie erlebte auch noch den Umschlag des Zeitgeschmacks, den Sturz der von ihr gepflegten Romangattung. Nur der „Grand Cyrus" fand ungetheilte Bewunderung; schon „Clélie" aber stieß auf einigen Widerspruch, welcher bewies, daß der heroisch-galante Roman sich zu überleben begann. Es zeugt von der Klugheit der Scudéry und ihrer großen Vertrautheit mit den literarischen Verhältnissen, daß sie diesen Umschwung sofort erkannte, sodaß sie selber mit den beiden Romanen, welche sie noch verfaßte, richtig in die Bahnen einlenkte, welche zur endlichen Läuterung des Idealromans hinleiten sollten. In „Almahide" und in „Mathilde" beschränkt sie das déguisement auf ein sehr knappes Maß, ist sehr sparsam mit den Abschweifungen, sucht die Erzählung poetischer, origineller zu gestalten, natürlich-anmuthigere Charaktere zu zeichnen, kurz, sie wird, soweit sie es vermag, die Vorläuferin der Frau von Lafayette, deren schönes Talent alles, was jene vielleicht nur geahnt und unbestimmt gewollt hatte, zur erfreulichsten Reife bringt.

Marie-Madeleine Pioche de la Vergne, Gräfin de Lafayette (1634—93) trat zuerst mit der Novelle „Mademoiselle de Montpensier" hervor. Es ist bedeutungsvoll, daß die Dichterin gleich in ihrer Erstlingsschöpfung bethätigte, was überhaupt ihre Producte so vortheilhaft von denen ihrer Rivalen unterschied: das Bestreben, kurz zu sein und die erzählten Begebenheiten nicht in ein dem Alterthum abgeborgtes Gewand zu hüllen. Diese Vorzüge und außerdem eine feine psychologische Motivirung und ein glänzender Stil zeigen sich aber im hellsten Glanz in ihren größern Romanen, in „Zayde" und vor allem in „La Princesse de Clèves", dem Meisterwerk der Gräfin (1677). Dieser Roman würde, auch wenn er heute erschien, Aufsehen erregen. Es läßt sich daher begreifen, daß er in jener Zeit, als noch kaum ein Roman von gleich packender Lebenswahrheit vorhanden war, einen Sturm der Bewunderung hervorrief. Was ein damaliger Kritiker aussprach, daß Madame de Lafayette die geistvollste und bestschreibende Frau Frankreichs sei, wurde nahezu die allgemeine Ueberzeugung, die nur der Unverstand oder der Neid nicht theilte. Mit Madame de Lafayette ist eine bedeutungsvolle Phase in der Entwickelung des französischen Romans zu einem unverkennbaren Abschluß gelangt; ihre „Princesse de Clèves" ist das Samenkorn, aus dem sich unter geringen und sich langsam vollziehenden Modificationen der Sittenroman unserer Tage entwickelte.

So weit Körting in dem ersten Bande seiner „Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert"; der zweite, dem wir ein recht baldiges Erscheinen*) wünschen, wird sich mit dem realistischen Roman befassen und dürfte noch interessantere Ergebnisse zu Tage fördern. Auf jeden Fall glauben wir dem Werke, in dem der Detailforscher viele Berichtigungen von lang eingewurzelten Fehlern und Versehen früherer Literarhistoriker finden wird, eine hervorragende Stelle unter den Werken verheißen zu können, welche die französische Literaturgeschichte behandeln. Adolf Kreßner.

*) Derselbe ist während des Drucks dieses Artikels erschienen.

Neue Romane.

1. Fredegunde. Historischer Roman aus der Völkerwanderung von Felix Dahn. (Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Fünfter Band.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1886. 8. 10 M.
2. Gerke Suteminne. Ein märkisches Culturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern. Von Gerhard von Amyntor. Drei Bände. Breslau, Schottländer. 1887. 8. 13 M.
3. Das Bürgerweib von Weimar. Eine Stadtgeschichte aus dem 17. Jahrhundert in fünf Büchern von Julius Grosse. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1887. 8. 9 M.
4. Große und kleine Leute in Alt-Weimar. Novellen von Otto Roquette. Breslau, Schottländer. 1887. 8. 5 M.

Ein historischer Roman aus alten Zeiten; zwei halbhistorische Culturgemälde aus den Anfängen und der Mitte neuerer Geschichte; endlich ein aus verschiedenen Novellen zusammengewachsenes Zeitbild ganz localer Natur, das beim Uebergang des vorigen ins jetzige Jahrhundert spielt: das ist es, was unsere vier Autoren bringen.

Die aus der Völkerwanderungszeit genommenen kleinen Romane Felix Dahn's scheinen Erfolg zu haben. Nicht ohne Grund. Es sind bisjetzt ihrer fünf, mit mehr oder weniger streng historischer Färbung, bald in sehr ernstem, bald in humoristischem Ton. Der hier vorliegende, „Fredegunde" (Nr. 1), streift gemäß der Natur seines Stoffs ins Schreckhafte und Hochtragische hinüber; der bloße Name Fredegunde erschreckt und ruft eine Art von Grauen wach.

Dem welthistorisch gewordenen Conflict der beiden fränkischen Königsfrauen Brunhild und Fredegunde hat der Verfasser hier folgende Grundlage gegeben: der unerbittlich zerstörende Haß ist mit der Geburt als anscheinende Lebensbestimmung eingepflanzt. Brunhild ist die in Purpur geborene, strahlende und überreiche westgothische Königstochter, Fredegunde das im armseligsten Schmuz als Ziegenmädchen aufgewachsene Proletarierkind, das aber nicht weniger stark den Trieb nach Glanz und Macht in sich fühlt. Das liegt in ihrem Blut, denn eigentlich ist die bestrickend schöne Kleine ein merovingisch königlicher Bastard und hat alle wilden Eigenschaften des väterlichen Bluts geerbt. Ist schon dieser Contrast angethan, in unbändigen Herzen eine Nebenbuhlerschaft auf Leben und Tod zu entzünden, so kommt ein ebenso gefährliches zweites Element hinzu: Brunhilde hat den einzigen wahrhaft königlichen, gleich edel wie stark gearteten Sproß aus dem damaligen Merovingergeschlecht, den Helden Sigibert geheirathet, und das ist unter allen Männern auch der einzige, für welchen Fredegunde gleich beim ersten Begegnen eine aufflammende Liebe empfunden, während sie selber sich mit dem jämmerlichen Wollüstling und Feigling, dem werth- und wortlosen Disputirhelden Chilperich begnügen muß. Die weitere Logik nun ist für den Kopf eines furchtbaren Weibes ganz consequent. Weil sie den unter allen allein Bewunderten, dem ihr Herz entgegengeschlagen und unter dessen kräftiger Leitung es sich vielleicht bändigen und zum Rechten lenken ließe, nicht besitzen, sondern einer von vornherein tödlich gehaßten Nebenbuhlerin überlassen soll, so muß er selber und muß sein ganzes Haus, die Gemahlin vor allen, tödlich getroffen, womöglich mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Es ist nur der Anfang der Greuel, daß sie mit eigener Hand Brunhildens Schwester, die stille und feine Galaswintha, Chilperich's erste Gattin, umbringt. Danach handelt sie weiter und fällt Schritt vor Schritt so tief in unsägliche Grausamkeit und Raserei hinein, daß sie schließlich als halb Wahnsinnige endet — ein unberechenbarer, furchtbarer, von schreckenden Widersprüchen erfüllter und höchst verwickelter weiblicher Charakter; und doch wird sie uns, dank der klaren Einsicht und Darstellungsfähigkeit des Autors, vollkommen verständlich, diese dämonische Menschengestalt. Ganz der Zeit entspricht im Bilde des frevelhaften Ehepaares der stark und vielfach herausgehobene Grundzug, daß die Missethäter, ohne einen Funken wirklicher Religiosität zu besitzen, am tollsten knechtischen Aberglauben hängen und Gott und die Heiligen durch überreiche Gaben aussöhnen, förmlich erkaufen wollen.

Mit Leichtigkeit könnte man aus dem Buche eine lange Reihe von einzelnen Genrebildchen herausgreifen, welche das Leben der Zeit nach seinen verschiedenen Richtungen illustriren, von jener ersten Scene an, in welcher wir das arme Hirtenmädchen bei seinem niedrigen Berufe treffen, halb ein Kind und doch in Berechnung und Bosheit schon vollkommen ausgewachsen, bis zu dem Moment, da die gottverfluchte Königin, von der Rache des Himmels erreicht, von allen geflohen, in qualvoller Verzweiflung stirbt. Einer der frappantesten Auftritte ist der gotteslästerliche Act, als die Königin ihren gewaltsam umgekommenen Gemahl durch mittelalterliche und mitternächtliche Zauberkünste wieder zum Leben erwecken will; einer der gemüthlich ansprechendsten aber und zugleich erschütterndsten, wie die jungen Söhne zweier vornehmer Frankenfamilien als warnende Engel vor König und Königin hinzutreten wagen.

Die Bilder sind klar und scharf, volle Culturgemälde der Zeit; die Sprache kräftig und gewandt; die Farben grell, entsprechend dem Leben wild barbarischer Geschlechter, Blut und Feuer sprühend.

Die fundamentalen Factoren, welche in „Gerke Suteminne" von Gerhard von Amyntor (Nr. 2) ein norddeutsches Culturbild des 14. und 15. Jahrhunderts zusammensetzen, sind folgende: das neuerwachte Leben und Treiben in den Städten, in ihrem Bürgerstande, zumal dem kaufmännischen und gewerblichen; das Gebaren des Adels auf seinen Schlössern und Burgen, sagen wir seinen Raubburgen; die Ohnmacht des schlecht regierten deutschen Reichs und das erste erfolgreiche Emporstreben einzelner Territorialfürsten oder mächtig werdender Landesherren.

Aus dem Streben und Gegenstreben, der Reibung dieser drei im Kampfe stehenden Mächte ergibt sich die richtige Färbung: der Adel gegen die Städte, die Städte gegen den Adel in gesetzlos fortwuchernder Fehde und Verwüstung, beide Elemente aber gegen den aufstrebenden Landesfürsten, bis dessen geistige Uebermacht sie beide niederzwingt und in seinem Gebiete die neuzeitliche Staatsordnung begründet. Eine anmuthige Liebesgeschichte, welche daneben durch das Ganze geht, gibt Stoff zu genauern Einblicken in das Leben von Haus und Familie wie in das Pulsiren der Herzen und liefert ein anziehendes psychologisches Gemälde.

Der mit einem großen Vorrath an überschüssiger Kraft ausgestattete Riese Gerke Sutemiune stellt in sich so recht das Schwanken und den Widerstreit der Gesellschaftsschichten dar. In frühester Jugend seiner Mutter geraubt und von einer armen Frau auferzogen, will er sich aus dem Proletariat, dem er anscheinend angehört, durch eigene Kraft emporringen; er kommt in Berlin zu einer vielversprechenden bürgerlichen Stellung, lernt da aber auch die Unsicherheit der städtischen Rechtszustände kennen, indem eine falsche peinliche Anklage, leichthin angenommen, ihn dem Tode nahe führt. Da er nun sein Leben lang nach festem Recht und Gesetz sucht, ein moderner Drachentödter, wird er durch diese schlimme Erfahrung Feind der bürgerlichen Rathmannschaften und gibt seine gewaltige Faust in den Dienst des fehdelustigen Landadels, der trotzig auf seinen Burgen haust. Aber natürlich sieht er bald, daß auch bei diesen Gesellen Recht und gesetzliche Ordnung nicht zu finden sind, sondern nur wilde willkürliche Gewalt. Da leiht er sein Schwert dem vom Kaiser zum Landeshauptmann gesetzten und zum unabhängigen Fürsten erhobenen Burggrafen von Nürnberg, unter welchem die bis dahin von der Regierung vernachlässigte und nur als Steuerquelle benutzte sowie von widerstrebenden Kräften in unaufhörlichen Fehden heimgesuchte Mark Brandenburg ein tüchtig und einheitlich sich organisirender Rechtsstaat wird. Bei ihm und durch ihn, der Städte und Adel zugleich bändigt, findet Gerke endlich, was er ahnend sein Leben lang gesucht; er hat sonach Wesen und Walten aller drei gesellschaftlichen Mächte kennen gelernt und im eigenen Lebens- und Geistesgange eine der merkwürdigsten Phasen geschichtlicher Entwickelung mitgemacht, die Herausbildung des modernen Staatsorganismus. Fast rührend ist dabei, wie der seine Feinde urkräftig in die Pfanne hauende Recke manche Jahre lang still und ziemlich hoffnungslos eine kindlich reine Liebe im Herzen trägt zu der Tochter eines ihn hassenden reichen berliner Kauf- und Rathsherrn, und wie die schöne Cordula sie erwidert und trotz aller Anfechtungen und Verleitungen unwandelbar an ihr festhält, bis die treuen Seelen doch vereinigt werden. Eine charakteristische Figur ist eben jener aufgeblasene und trotzköpfige Rathsherr, ein Geldsack, aus dessen Falten auch sonst allerlei Staub aufwirbelt, wenn man ihn ausklopft, und gar heiter liest sich's, wie er schließlich gedemüthigt wird. Er repräsentirt den Hochmuth und die Rechthaberei des durch Handel wohlhabend gewordenen Bürgerthums, dessen noch schlechtere Seite der durch Ausschweifung verdorbene nürnberger Kaufmann darstellt, welchen der Berliner sich zum Schwiegersohn ausersehen hat; der aber endet, des Meineids überführt, durch den Strick.

Diesen Anlaß hat der Autor benutzt, das so viel berufene Femgericht in seinen charakteristischen Formen vorzuführen, was in so lebendiger und treffender Weise geschieht, daß das Bild ansprechen muß und selbst den belehrend fesselt, welcher zur Genüge sich mit der ausnahmsweisen Rechtsform einer Zeit vertraut gemacht hat, die dieses unregelmäßigen und gefährlichen Schutzes bedurfte. Weitere charakteristische Figuren sind: etliche Bürger aus dem kleinen Gewerbstande, dessen spießbürgerliche Anschauungen sie vertreten und zwar mit einem guten Stück von witzigem Humor, so der behäbige kugelrunde Bäckermeister und die etwas giftige Plaudertasche von Chirurg oder Barbier, natürlich eine Art Tageblatt der Stadt; ferner ein verwachsener, durch und durch pfiffiger und überall aalglatt durchschlüpfender Knirps aus der untern Arbeiterklasse, der unerbittliche Rächer seiner von dem reichen Nürnberger verführten Schwester; vagirende Bettler, Schwärmer und Betrüger unter religiöser Maske; einige Frauengestalten sehr verschiedener Art, vom Anmuthigsten bis zum Häßlichen, vom höchst Verständigen bis zum Närrischen und Tollen.

Gerhard von Amyntor ist ein vorzüglicher Schilderer und Erzähler. Die Cultur- und Sittenzustände einer bewegten und wechselreichen Zeit sind von ihm mit einer Durchsichtigkeit gezeichnet, welche sie klar und sicher vor das Auge rückt; der Gang der Erzählung ist ungehemmt, fest und correct. In Ton und Färbung liegt etwas Frisches und zugleich Anmuthendes; man liest die drei Bände gern und ohne Ermüdung durch.

Der Roman „Das Bürgerweib von Weimar" von Julius Grosse (Nr. 3) spielt im Jahre 1681. Es ist für Deutschland die bekannte Zeit der Schmach und Ohnmacht, während Frankreich unter seinem großen Eroberer Ludwig XIV. seine Raubangriffe auf dem Boden des weiland heiligen römisch-deutschen Reichs dreist und ungestraft durchführt. Während unsere Familiengeschichte — denn eine solche ist der Roman — im Innern der Stadtmauern von Weimar spielt, geschieht draußen das Allerfrechste, was die neuere Geschichte an politischem Uebermuth und Völkerrechtsverachtung kennt, der Raub von Straßburg; und unterdeß steht das kleine Fürstenthum unter einem wohlmeinenden kranken Herrn, der es bitter empfindet, daß er und sein Ländchen nichts von der Schmach abladen und nichts zur Kräftigung des niedergetretenen Vaterlandes thun können. Die Reflexe dieser trübseligen Verhältnisse des deutschen Reichs fallen schwer auch in unsere Einzelgeschichte hinein und werden dem Auge noch näher gerückt durch eine kleine Revolution in

der Stadt selbst, einen Sturm im Glase Wasser, der aber doch nicht ohne Brand und Wunden abgeht. Er richtet sich wegen einer verhaßten Lebensmittelaccise gegen den Stadtrath und hat immerhin den Erfolg, daß dieser die unliebsame Steuer aufheben muß. Indem wir daneben das von der blinden Leidenschaft eines Einzelnen irregeleitete und nicht eben durch Weisheit oder Einsicht sich auszeichnende Stadtgericht sich gründlich blamiren sehen, erhalten wir gleich eine Probe von dem nicht sonderlich erfreulichen Rechtszustande der Zeit. Also die politisch-volkswirthschaftlich-rechtlichen Verhältnisse eines kleinen Fürstenthums gegen das Ende des 17. Jahrhunderts bilden die geschichtliche Folie oder den Hintergrund der privaten Geschichte, welche die Erzählung vorführt.

Der ganze Roman trägt Form und Färbung einer Criminalgeschichte, und zwar ist er ein verspäteter und wahrscheinlich der letzte Hexenproceß, der in einem nicht unerleuchteten Ländchen spielt und denn doch vermöge besserer Vernunft der Zeit als ein dunkler Anachronismus schließlich abgewiesen wird. Das Schicksal trifft eine durch Fleiß und Verstand wohlhabend gewordene ehrbare Bürgerfamilie, ganz besonders die von allerlei schlechtem und unverständigem Volk als Hexe angeklagte verständige Hausfrau, die fast ein Jahr hindurch in Verwahrsam und Untersuchung gehalten wird und unter der hirnlosen Anklage leiden muß, bis der Landesfürst selber und auch eine berufene fremde Juristenfacultät dem heillosen Skandal ein Ende machen und die Angeklagte erlösen. Rechtsformen und Zeitanschauungen, die bei dem ganzen Proceß zu Tage treten, zeigen da noch eine Gestalt, welche wir lächerlich nennen würden, wenn sie nicht so unheilvoll wären.

Die Angeklagte, Frau Kämmerer, ist in ihrer überraschend einsichtigen, würdigen und etwas resoluten Weise, hinter welcher dazu noch recht tiefes Gemüth steckt, die Prachtgestalt eines deutschen Weibes vom echtesten Schlage. Der Herr Gemahl ist durch das Glück verwöhnt und ein bischen zum Prahlhans und Schellenkönig geworden, bis die schweren Schicksalsschläge ihn wieder zum charakterfesten Manne machen. Am besten gezeichnet sind die Gestalten und Scenen aus dem Volke, lebendig und vollkommen naturwahr. Wie in diesen Kreisen ein Gerücht entsteht und der Schneeball zur Lawine wird; wie sozusagen die ganze Bevölkerung einer Stadt in durchaus unberechenbaren Stimmungen von heute auf morgen umschlagen kann vom „Kreuzige ihn" zum „Hosiannah"; wie eine sonst recht ehrbare und fast philisterhaft zahme Bürgerschaft ins Rumoren und Tumultuiren hineinkommt, wobei sogar ein ganz verkommenes Subject, der bettel- und lügenhafte „Kapitän", einen Augenblick den Ton angeben kann: das ist hier in farben- und gestaltenreichen Auftritten frisch und wacker dargestellt.

Die Sammlung von Otto Roquette: „Große und kleine Leute in Alt-Weimar" (Nr. 4), enthält sechs Novellen gleichfalls aus dem weimarer Leben, doch aus etwas jüngerer Zeit: „Das unterbrochene Opferfest"; „Der Schülerchor"; „Rinaldo"; „Der gefrorene Kuß"; „Der elfte Mai"; „Die schöne Silie".

Es ist nicht lange her, seit mir ein Roman in die Hände fiel, welcher die gesellschaftlichen Verhältnisse Weimars in seiner großen Zeit der Dichterheroen zu schildern sich vorgesetzt hatte; etwas Aehnliches thun diese Novellen, nur in engerer Umgrenzung. Erstlich bewegen sie sich überwiegend blos im Kreise des vielbesprochenen weimarischen Theaters, und zweitens nehmen sie auch nur einen kleinen Zeitabschnitt gegen das Ende jener Glanzzeit heraus, vornehmlich die Jahre 1802—5, sonach bis zum Tode Schiller's.

Wenn Roquette als Titel für die Sammlung „große und kleine Leute" gewählt, so trifft das nicht so scharf zu; denn fast durchgängig sind es kleine Leute, welchen die Hauptrolle in diesen Erzählungen zugetheilt ist; die großen Häupter jener Zeit stehen eigentlich hinter den Coulissen. Er hat sich darüber einleitend in ein paar gedrängten Sätzen ausgesprochen, die als eine Art von ästhetischem Glaubensbekenntniß angesehen werden können. Er sagt in Bezug auf die historische Novelle überhaupt sehr passend: „Es sind doch vorwiegend die kleinen Leute in Alt-Weimar, welche in diesen Geschichten ihre novellistischen Angelegenheiten betreiben, während die großen, dem Tagesgetriebe mehr entrückt, nur gelegentlich eingreifen, manchmal auch die Entscheidung herbeiführen. Karl August, Goethe, Schiller, Herder zu Helden einer Novelle zu wählen, würde ich mir niemals zur Aufgabe stellen." Da leitet ihn ein vollkommen richtiges Gefühl, oder wenn man lieber will, die durchdachte und erprobte Einsicht. Man thue oder versuche, was hier der zweite Satz ganz klar abwehrt, und man wird ein Product zu Tage fördern, das weder Fisch noch Vogel ist, weder Dichtung noch Geschichte, ganz abgesehen von andern nächstliegenden Gefahren und Klippen. Also an die Kleinen hat er sich gehalten, und zumal an die entwickelungsfähigen jungen, wobei die großen Häupter Schiller und Goethe wiederholt ganz deutlich hinter dem Vorhange hervorgucken und die Fäden leiten. Auch der saubere Patron Kotzebue drängt sich vor; einige der durch jene prägnante Geistesbewegung mit emporgehobenen und berühmt gewordenen Hofpersonen treten ebenfalls auf; im Hintergrunde bleiben die wegen ihrer reservirten Haltung sich gleichenden Literaturhäupter Wieland und Herder. Einen sehr breiten Raum nehmen die Fragen der Theaterleitung ein, auf denen die ganze zweite Erzählung ruht; daneben die gleichmäßig überall in der Welt auftretenden Reibereien in den Gesellschaftskreisen. Von theatralischen Größen spazieren da auf: die majestätisch-heroische Jagemann, der wild geniale Karl Unzelmann in seiner frühesten Entwickelung, das Ehepaar Wolff, auch noch in seiner Jugendzeit. Einige Partien sind humoristisch, und in diesem Tone sagen sie uns zu. Eindruck macht der nähere Bericht über das Begräbniß Schiller's.

Kurz, wir bewegen uns auf einem Boden, dessen Fundamente jedem Literaturkenner sehr wohl bekannt sind; es handelt sich um die ins Kleine und Einzelne gehenden Ausstrahlungen einer großen Geistesperiode. Jede der fließend geschriebenen Erzählungen mag den Leser eine Stunde oder mehr beschäftigen; es sind Kleinigkeiten, und ich bin überzeugt, daß der einsichtige Verfasser selbst ihnen kein großes Gewicht in seinem nach vielen Richtungen laufenden literarischen Schaffen beilegt. Aber weil dem so ist, wünschte ich sie auf die Hälfte des Umfangs, den sie einnehmen, beschränkt; denn 450 Seiten gehen weit über das hinaus, was zu der untergeordneten Bedeutung des Stoffs im richtigen Verhältniß steht.

J. J. Honegger.

Schriften zur Kunstwissenschaft und Aesthetik.

1. Der Goldene Schnitt und dessen Erscheinungsformen in Mathematik, Natur und Kunst. Von F. H. Pfeifer. Mit vielen 100 Nachweisungen und 13 Lichtdrucktafeln. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 1885. Gr. 8. 8 M.

Das häufige Vorkommen der Proportion des Goldenen Schnitts in Natur und Kunst nachzuweisen und als die nothwendige Folge eines allgemeinen, die Natur und Kunst beherrschenden Gesetzes zu erklären, ist die Aufgabe vorliegender Schrift. Was der Verfasser dabei vor andern Autoren, die bisher dieses Thema behandelten, voraus hat, ist die klare Einsicht in die Bedeutung der verschiedenen Erscheinungsformen des Goldenen Schnitts. Die gewöhnliche Construction der Proportion des Goldenen Schnitts — davon geht er aus — ist nur ein Specialfall unter vielen andern Constructionen derselben Proportion, und der Begriff „Proportion des Goldenen Schnitts" ist von dem Schnitt selbst zu trennen. Daß diese verschiedenen Modificationen und Variationen mathematisch construirbar sind und in Natur und Kunst wirklich vorkommen, weist er in dieser Schrift zuerst nach. Bei dem Nachweise des Goldenen Schnitts an concreten Objecten verlangt er, daß nicht blos gezeigt werde, daß, sondern auch in welchen Erscheinungsformen die nachzuweisende Proportion auftritt. Dadurch übertrifft Pfeifer seine Vorgänger an Vollständigkeit und Exactheit.

In dem „Allgemeinen Theil" wird der Goldene Schnitt aus mathematischen Gesichtspunkten betrachtet, und insbesondere werden die verschiedenen Constructionsweisen behandelt, wobei besonders interessant diejenigen sind, bei denen die proportionalen Glieder durch Zwischenglieder getrennt sind. Daran schließt sich eine „Geschichte des Goldenen Schnitts in ihren Hauptmomenten"; hier treten besonders Euklid, Pacioli, Kepler und Zeising hervor. Die Schrift Sonnenburg's wird eingehend kritisirt und seine Behauptung, der Goldene Schnitt habe außerhalb der Mathematik keine Bedeutung, widerlegt.

Der „Specielle Theil" behandelt die Erscheinungsformen des Goldenen Schnitts in der Natur (im Planetensystem, Pflanzenreich und Thierreich) und in der Kunst (Architektur, Malerei, Musik). Die eingehendste Behandlung hat der Goldene Schnitt im Pflanzenreich erfahren, was sich aus der leichtern Zugänglichkeit, Beschaffung und Meßbarkeit des Untersuchungsmaterials erklärt. Ueber den Menschen, ausgenommen die menschliche Hand, hat der Verfasser leider keine Untersuchungen angestellt, er verweist uns da auf Zeising; ebenso hat er das Gebiet der Kunst nicht gründlich und umfassend behandelt. Werthvoll ist die dem Speciellen Theil vorausgeschickte Uebersichtstabelle der sämmtlichen bisjetzt von ihm in der Natur vorgefundenen Erscheinungsformen, d. h. Modificationen und Variationen der Proportion, die er in geschickter Weise systematisch zusammengestellt hat.

Die Schlußreflexionen enthalten den Versuch einer Erklärung des frequenten Auftretens des Goldenen Schnittes aus einem allgemeinen Gesetze und zwar dem Gesetze der Einheit in der Mannichfaltigkeit oder der Vermittelung. Vielleicht wäre dieses allgemeine Princip besser als das Princip des Gleichmaßes von Differenzirung und Integrirung oder der „goldenen Mitte" zwischen absoluter Identität und absoluter Diversität zu erklären. Es ist schade, daß der Verfasser die einschlägigen Untersuchungen O. Caspari's über die philosophische Bedeutung des Goldenen Schnittes nicht kannte. Im übrigen dürfte dies Werk wohl geeignet sein, manchen Zweifler an der Bedeutung des Goldenen Schnittes zu bekehren.

2. Studien zur Kunst- und Culturgeschichte. Von W. Seibt. III. u. IV.: Helldunkel. 1. Von den Griechen bis Correggio. 2. Adam Elsheimer's Leben und Wirken. Frankfurt a. M., Keller. 1885. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.

In beiden Heften gibt der Verfasser keine abgeschlossene und abgerundete Darstellung des Gegenstandes, sondern nur Studien und Beiträge zu einer solchen, die aber in ihrer Art von Werth sind. Im ersten Heft behandelt er, nach einleitenden Bemerkungen über den Begriff „Helldunkel", die Ausbildung und Entwickelung dieses wichtigen Mittels der Malerei, und zwar zunächst bei den Griechen und dann in der italienischen Renaissance. Aus dieser wählt er besonders die Kunsttheoretiker des Quattrocento, dann Lionardo da Vinci, Mantegna und schließlich Correggio zum Gegenstand seiner Studien. Letzterer wird am eingehendsten behandelt. Sein Name und das Wort Helldunkel fordern einander wie Schall und Echo. Er hat das Helldunkel im eigentlichen Sinn, jene idealistische Licht- und Schattenbehandlung, bei der Licht und Schatten

zu einer warm erleuchteten Dämmerung gemäßigt sind. Diese Untersuchungen über Correggio und sein Helldunkel bieten manches Interessante.

Im zweiten Heft gibt W. Seibt zunächst Notizen über Hans Grimmer und Philipp Uffenbach, zwei frankfurter Künstler des 16. Jahrhunderts, und sodann Beiträge zur Biographie Adam Elsheimer's. Hier polemisirt er verschiedentlich gegen Bode und nimmt Sandrart gegen ihn in Schutz. Ueber Elsheimer's Beziehungen zu Rottenhammer, über seinen römischen Aufenthalt, über seine schlimmen Geldverhältnisse erhalten wir neue Aufschlüsse. Die künstlerische Bedeutung Elsheimer's wird klar gemacht; seine Jugendwerke und das „Skizzenbuch" im frankfurter Städel'schen Museum werden besprochen. Den Schluß bilden Notizen über Elsheimer's Freund, den Kupferstecher Hendrik Goudt.

3. Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien. Von Henry Thode. Mit Illustrationen. Berlin, Grote. 1885. Gr. 8. 16 M.

Den Einfluß des heiligen Franz von Assisi und seines Ordens auf die italienische Kunst des 13. und 14. Jahrhunderts in umfassender Weise zu schildern und in seinen mannichfachen Beziehungen zu verfolgen, die zahlreichen Fäden, welche in diesem geistigen Centrum zusammenlaufen, bloßzulegen, ist die dankbare, aber schwierige Aufgabe, welche Henry Thode in schöner Weise gelöst hat. Ob die unter dem Einfluß des Franziskanerordens stehende Kunst des 13. und 14. Jahrhunderts als „Anfänge der Kunst der Renaissance" bezeichnet werden darf, erscheint uns zweifelhaft; die Baukunst wenigstens war in dieser Epoche gothisch.

Im ersten Hauptabschnitt gibt der Verfasser zunächst ein ausgezeichnetes Lebens- und Charakterbild des Heiligen, bei dem er wol ab und zu die poetische Phantasie hat walten lassen, das aber dafür um so lebendiger und anschaulicher ist. Die folgenden Abschnitte behandeln den directen Einfluß desselben auf die Kunst. Zuerst werden die Porträts des Heiligen und die Darstellungen seiner Legende besprochen, unter letztern besonders ausführlich Giotto's Fresken in der Oberkirche zu Assisi, das „erste monumentale Werk der neuern Kunst". Der Einfluß, welchen der Stoff auf Giotto gewonnen, wird klar gemacht, seine Bilder werden recht lebendig und anschaulich beschrieben und mit feinem Verständniß ihr künstlerischer Werth gewürdigt, dabei auch die Schwächen des großen Meisters mit liebevoller Nachsicht beurtheilt. Auffallend ist es, daß Giotto's entschieden künstlerisch vollendetere und bedeutendere Darstellungen desselben Gegenstandes in Santa-Croce zu Florenz nur ganz kurz und nebenbei behandelt und auch nicht abgebildet werden.

Im folgenden Abschnitt beschäftigt sich der Verfasser mit der Hauptkirche des Heiligen in Assisi; er gibt die Beschreibung und die Geschichte ihres Baues und sodann die Geschichte der malerischen Ausschmückung derselben durch Cimabue, Giotto und seine Schule und die Sienesen. Besonders interessant sind die Untersuchungen über Giotto's Fresken in der Oberkirche, die hier zum zweiten mal behandelt werden. Durch Prüfung ihrer stilistischen Eigenthümlichkeiten und ihrer „Manier" sucht Thode, im Gegensatz zu Crowe und Cavalcaselle (und Frey), sie als Werk Giotto's nachzuweisen, als dessen Jugendarbeit.

Endlich behandelt er dann die Architekturgeschichte der Bettelmönchkirchen (Franziskanerkirchen) in Italien, die fast gleichbedeutend ist mit der Geschichte des gothischen Stils in Italien überhaupt, wobei die bisher weniger beachteten Denkmäler besonders eingehend untersucht werden. Hervorzuheben ist, daß Thode die meisten der beigegebenen Grundrisse selber an Ort und Stelle aufgenommen hat.

Im zweiten Haupttheil lernen wir zunächst die Entwickelung und Gestaltung des Franziskanerordens und seine Bestrebungen in Wissenschaft, Predigt und Dichtung kennen. Die folgenden Abschnitte beschäftigen sich mit der Bedeutung desselben für die italienische Kunst. Hier wird zuerst die Neugestaltung der christlichen Darstellungen durch die Mystik des Franziskanerordens, wie sie sich in der Darstellung des Lebens Christi, der letzten Dinge und der Maria zeigt, besprochen. Sodann werden die von den Franziskanern erfundenen allegorischen Darstellungen, insbesondere die Allegorien der Franszziskanergelübde, die Kreuzesallegorien und die Todesallegorien, einer eingehenden Betrachtung unterzogen.

Gründliche Studien der ältern italienischen Literatur, besonders der Franziskaner, sowie der neuern kritischen Forschungen und andererseits der Denkmäler selbst, der Kirchengemälde, waren für diese umfassende Arbeit nöthig. Und wenn sich da und dort Lücken finden, so sind dieselben bei dem Umfang und der Schwierigkeit der Aufgabe von vornherein zu entschuldigen. Das Buch ist die Frucht gewissenhaften, ernsten Forschens und zeigt, daß der Verfasser nach der kritisch-historischen Methode und mit der philologischen Akribie der modernen Kunstwissenschaft zu arbeiten, dabei aber die großen, allgemeinen Gesichtspunkte wohl im Auge zu behalten versteht. Daß er neben der wissenschaftlichen Exactheit an geeigneter Stelle auch dem Schwunge des Gedankens, der Wärme des Gefühls und der Begeisterung für seinen Gegenstand Ausdruck verleiht, sogar der poetischen Phantasie ab und zu einmal Raum gönnt, werden die kunstgeschichtlichen Mikroskopiker vielleicht sehr tadeln; uns aber gefällt dies besonders an dem Buche, und wir sind überzeugt, daß viele Leser sich sympathisch davon berührt fühlen werden.

Friedrich von Goeler Ravensburg.

Poetische Uebersetzungen.

1. Josef Kiss' Gedichte. 1868—1881. Deutsch von Josef Steinbach. Wien, Szelinski. 1886. 16. 3 M. 60 Pf.

Das Buch ist dem Kronprinzen Rudolf zugeeignet. Aus der Widmung geht hervor, daß der Uebersetzer zu den Begleitern des hohen Herrn auf dessen Orientreise gehörte:

Nicht nur am Meere — auch im Land der Träume
War ich in jenen Tagen Dein Genoß,
Auch dieses Büchlein regte sich im Keime,
Als Blatt um Blatt aus Deiner Feder floß ...

Ueber die Schwierigkeiten, welche sich jedem Uebersetzer entgegenstellen, sagt Steinbach unter anderm:

Der Eigenschmelz der Ursprache verliert schon durch das geänderte Klangcolorit der fremden. Das Erreichbare aber muß angestrebt, Inhalt und Form muß durch gewisse künstlerische und Compensationsmittel harmonisch gestaltet werden. ... Gelingt es dem Uebersetzer, die graziöse Zartheit oder die lapidare Kraft des ursprünglichen Gedankens mit der stilgerechten Ornamentik einer anziehenden Sprache zu krönen, so ...

Das Anziehende der deutschen Sprache — so möge hier beistimmend, aber einschränkend bemerkt sein — wird am sichersten zu seinem Rechte gelangen, wenn für die zu verdeutschende fremde Sprache nicht ohne dringende Nöthigung wiederum Fremdworte herbeigezogen werden. Diese Aufgabe ist selbst für Deutsche freilich eine sehr schwierige, und ein Deutsch-Ungar hat natürlich noch mehr Mühe, ohne Anleihe bei den Ausdrücken anderer Cultursprachen durchzukommen. Gerade Uebersetzer werden aber gut thun, sich nach dieser Seite hin nicht zu sorglos gehen zu lassen, denn die Mehrzahl der deutschen Leser hat für Aushülfen dieser Art ein empfindliches Ohr, und was früher als erlaubt oder wol gar als ein wohlklingender Zierath hingenommen wurde, beeinträchtigt heute den Genuß selbst sonst löblicher Uebersetzungen. Zu der Annahme, daß der Verdeutscher der vorliegenden Sammlung ein Deutsch-Ungar ist, berechtigt wol der Umstand, daß in dem Widmungsgedicht der kaiserliche Prinz nicht als solcher, sondern als Königssohn angesprochen wird.

Auf alle Fälle gebührt dem Uebersetzer Dank, daß er uns einen Dichter vorführt, der neben den nur zu zahlreichen andern ungarischen Dichtern in Deutschland noch nicht zu Worte kam; und damit nicht aus den eben geäußerten Bemerkungen rührige Nachübersetzer den Schluß ziehen mögen, es komme nur darauf an, die vorliegende Uebersetzung rasch zu übertrumpfen, so sei gleich hier hinzugefügt, daß sie für die Bekanntschaft mit Joseph Kiss durchaus genügt. Dieser Dichter hatte sowol Witz wie Gemüth, aber vor allem, so will es scheinen, die journalistische Gewandtheit im Bewältigen eines jeden dichterischen Stoffs. In Zeitschriften haben denn auch die meisten dieser Gedichte ohne Zweifel schon ihre Verwerthung gefunden. Daß dabei nicht immer Seide gesponnen wurde, geht aus manchem derselben hervor, am traurigsten aus dem Gedicht „Auf den Tod eines illustrirten Blattes, dessen Redacteur ich war". Hier die frohgemuthe Schlußstrophe:

Fare well, mein Blatt! Der Himmel segne dich!
Ich habe just genug vom goldnen Ruhme.
Ach selig, wer zu Mittag gut gespeist —
Nun schaun auch wir nach Rinde und nach Krume.
Fare well, mein Blatt! Ich ließ in Cicero
Des Partezettels Schrift für dich besorgen.
Geh lieber du, als daß man mich erst trägt!
Hier gilt das Wörtchen: Heute dir, mir morgen.

In andern Gedichten spricht sich ein entschiedenes Talent für Schilderungen aus, welche das Alltagsleben zum Vorwurf haben, z. B. in der Abtheilung „Tragödien", in der Abtheilung „Jüdischen Inhalts". Wieder stößt man freilich auch auf Geschmacklosigkeiten, wie die traurige Geschichte eines Kanarienvogels; vergleicht man mit dieser Burleske das einem gleichen Vorgange gewidmete Rückert'sche Gedicht, so empfindet man recht deutlich, wie viel Staub des abspannenden Tagesschriftstellers auf dem Poetentisch des ungarischen „Nachrufers" lagerte.

Sei ihm zu besserm Verständniß seiner Vorzüge und Mängel noch zum Schluß in seinem Epitaph das Wort gegeben:

Der hier am Mutterbusen ruht —
Glaubt nicht, daß ihn ein Traum bewegt;
So hart straft wol der Himmel nicht,
Daß er ins Grab noch Träume legt.

Der Mann der stillen Phantasien,
Der dichtend durch die Saiten fuhr,
Des Traumreichs unbeschränkter Herr —
Nun schläft er hier, der Troubadour.

Da noch das ärmste Lorberreis
Dem Herzen mehr als Schätze werth,
Im Lenz — da hat er, ach, umsonst
Ums kleinste Blümchen sich verzehrt.

Und als der Ruhm empor ihn trug
Und Lorber wuchs mehr als zur Noth,
Fiel Reif aufs Herz — und herbstwärts ging's,
Und der Applaus kein Glück mehr bot.

Ja weher that ihm der Applaus,
Als einst Versagung mochte thun ...
Jetzt gilt's ihm gleich — er ist am Ziel —
Ob Distel oder Lorber nun.

2. Die Lieder des Anakreon. Frei übertragen von Ludwig Weissel. Leipzig, Elischer. 1886. 8. 1 M. 20 Pf.

Professor Ferdinand Lotheissen gibt im Vorwort des Büchleins über die Umstände Auskunft, unter welchen die Uebertragung stattfand. Ludwig Weissel beschäftigte sich mit dem heitern Sänger des Weins und der Liebe, während ein Herzleiden ihm am Leben nagte; der Tod hat ihn inzwischen abgerufen, sodaß es ihm versagt blieb, an seine Arbeit die letzte Feile zu legen. Eine große

Anzahl der Lieder wird demungeachtet in seiner Uebertragung neben den zahlreichen Verdeutschungen, die wir bereits Gleim, Götz, Ramler, Kannegießer, Möbius, Rettig u. a. verdanken, solchen Verehrern Anakreon's willkommen sein, welche sich nicht an eine gereimte Uebertragung stoßen. Rettig hat in seiner ebenfalls gereimten Uebersetzung die dadurch herbeigeführte Modernisirung zu mildern gesucht, indem er aus dem Original möglichst viele Fremdworte herüberrettete. Evius Himeros, Kytherea, Methe, Charis, Lypä, Ania u. a. geben ihm nicht nur Veranlassung zu einer Fülle gelehrter Anmerkungen; sie helfen auch das ganze Colorit der Liederchen vor allzu großer Aehnlichkeit mit verwandten Schöpfungen der nahen Gegenwart behüten. Von ganz entgegengesetztem Standpunkte ist Weissel ausgegangen, wie er denn auch in seiner Einleitung sagt:

Wählet nur für seine Dichtung
Auch die rechten deutschen Klänge;
Sorgt, daß nicht pedant'sche Richtung
Als poetische Vernichtung
Störend wirke auf die Menge.

Lieder, die vom Trunke singen
Und in Liebe uns erwärmen,
Dürfen uns nicht griechisch klingen,
Weil wir deutsche Liebe bringen
Und für deutsche Räusche schwärmen.

Ob sich deutsche Liebe mit der Unnatur verträgt, mit der Knabenliebe? Lieder wie die an Bathyllos gerichteten sind doch wol nur dort am Platze, wo man ihre Verdeutschung nicht an die Adresse der großen Menge richtet. Abgesehen von dieser Einschränkung der Bestimmung aller Anakreon-Uebertragungen, also auch der vorliegenden, auf die mit den Licht- und Schattenseiten des alten Hellas schon hinlänglich Vertrauten, wird man nicht ohne Bewegung beim Lesen des Büchleins den Worten Lotheissen's zustimmen: „es ist gewiß ein Beweis für die geistige Kraft des Verstorbenen, daß er sich trotz seiner Schmerzen in die lebensfrohe Welt des hellenischen Sängers versetzen konnte. Sie half ihm vielleicht, sich über sein eigenes Leid zu täuschen und von der Wiederkehr besserer Tage zu träumen". In diesem Sinne sei aus Anakreon's Gedicht „An die Rose" der von dem Tode handelnde Vers hierhergesetzt:

Ohne Rosen ist kein Mahl,
Kein Gelag erbaulich;
Rose heilt des Kranken Qual,
Macht das Grab uns traulich.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Aus dem Album eines Achtzigjährigen" nennt sich eine bei J. C. B. Mohr in Freiburg i. Br. erschienene Schrift, worin mit vieler Mühe, feinem Takt und warmem Herzen Aussprüche hervorragender Männer über die wichtigsten Gebiete des Lebens zusammengetragen sind; z. B. über Religion und Philosophie, Politik und Volkswirthschaft, Recht und Billigkeit, Erziehung, Bildung, Kunst u. s. w. Besonders interessant sind die letzten Worte von berühmten Männern und Frauen. Wir können das Buch zu dem Besten zählen, was in dieser Art von Blütenlesen existirt; es ist offenbar von einem wissenschaftlich und ästhetisch feingebildeten Manne zusammengestellt.

— Schon früher haben wir den ersten Band eines Werks gerühmt, welches jetzt vollendet vorliegt. Es ist dies „Der große Kurfürst, ein Heldenleben von Armin Stein" (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses). Ist schon der Stoff an sich ungemein ausgiebig an den interessantesten Momenten, so gewinnt er noch mehr durch die meisterhafte Bearbeitung, welche er hier erfahren. Wir stehen der großen Masse der fabrikmäßig zurechtgeschnittenen Jugendliteratur mit gewichtigen Bedenken gegenüber; hier aber haben wir es mit einem Buche zu thun, welches wir der reifern Jugend sowie überhaupt allen patriotischgesinnten Männern und Frauen dringend als ein echtes Volksbuch empfehlen. Wir sehr der Große Kurfürst zu den Begründern der heutigen deutschen Größe gehört: das erhellt hier mit überzeugender und wohlthuender Gewalt. Das Bild dieses Mannes so zu zeichnen für weite Kreise, wie es hier geschehen, muß als ein zeitgemäßes, patriotisches Unternehmen dankbar begrüßt werden.

Ausländische Urtheile über Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Geschichte des deutschen Cultureinflusses auf Frankreich, mit besonderer Berücksichtigung der literarischen Einwirkung" von T. Süpfle sagt die „Saturday Review" (Nr. 1616 v. J.) in ihrer letzten, nach langer Pause endlich wieder einmal erschienenen Rundschau über deutsche Literatur: „Dieser Einfluß ist bekanntlich weit geringer, als man bei Völkern von so naher Nachbarschaft, die noch dazu so vortrefflich geeignet sind, sowol ihre Gaben wie ihre Mängel gegenseitig zu ergänzen, erwarten sollte. Süpfle weist nun freilich nach, daß Frankreich Deutschland in geistiger Hinsicht mehr verdankt, als man oft geglaubt hat; dennoch scheint dies nicht sehr viel zu sein. Am meisten hat es wol der Wirkung zu verdanken, welche die Mischung mit fränkischem Blut auf die Kelten hervorgebracht haben muß, die ohne dieselbe sich wol der politischen Einigung ebenso unfähig erwiesen hätten, wie sie es in den Tagen Cäsar's waren." Es wird dann eine Reihe von Thatsachen aus dem Werke angeführt, die jedoch an der obigen Meinung des Referenten nichts ändern, sodaß er mit den Worten schließt: „Dennoch, wenn man den deutschen Einfluß auf Frankreich noch so hoch anschlägt, bleibt der Gesammtbetrag immer noch unbedeutend und nur geringfügig im Vergleich mit dem, was es England verdankt."

Ueber H. Romundt's „Die Vollendung des Sokrates. Immanuel Kant's Grundlegung zur Reform der Sittenlehre" heißt es: „Romundt drückt seine Ansicht bildlich dahin aus, daß Kant die Aufgabe, die sich Sokrates gestellt, dadurch vollendet habe, daß er der Sittenlehre, welche der Sohn des Sophroniscus als Torso zurückgelassen, Kopf und Füße hinzugefügt habe. Das Gleichniß erlangt einen gewissen Halt in der Thatsache, daß Sokrates wirklich ein Bildhauer gewesen ist; es wird uns aber glaubwürdig versichert, daß er ein sehr schlechter war, auch

ist es nicht erwiesen, daß ein deutscher Kopf auf einem griechischen Rumpfe passend oder harmonisch wäre. Jedenfalls eignet sich die hier vorgebrachte Idee eher für einen Artikel in einer Monatsschrift, als für einen Band von 300 Seiten."

„F. Nietzsche's Beitrag zur Ethik: «Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft» ist weit unterhaltender als Romundt's Werk und bringt weit geistreichere und werthvollere Ideen zum Ausdruck als des letztern Einfall vom Tugend-Torso. Nicht etwa als ob Nietzsche's Ideen stets richtig wären; im Gegentheil sind sie häufig gewaltsam paradox; sie sind aber meist sehr anregend, und selbst wenn sie scheinbar ungereimt sind, enthalten sie immer noch ein Gran von Wahrheit. Paradoxe und halbe Wahrheiten sind jedenfalls besser als Gemeinplätze, und Nietzsche's Aeußerungen haben außerdem noch das Verdienst, daß sie häufig unmittelbare Anwendung auf Tagesereignisse finden. So sagt er z. B., daß die Unfähigkeit der Deutschen, die Juden zu verdauen, nicht die Schuld der Juden, sondern der Deutschen, aber trotzdem eine Thatsache sei. Sein eigener großer Fehler ist, daß, während er eine Schreibart versucht, welche die äußerste Knappheit verlangt, er Aphorismen in Paragraphen ausdrückt."

„«Weimars Glanzzeit» von Frau Professor Karl Koch ist eine Sammlung von Bruchstücken, denen nur wenig Werth beigelegt werden kann; doch dürfen sie als eine kleine Erinnerung an Goethe's Geburtstag auf Nachsicht Anspruch machen. Das Beste in dem Buche ist die Photographie der Büste, die Goethe der Frau von Stein, nachdem sie einander entfremdet worden waren, geschenkt hat: ein Umstand, aus dem man übrigens entnehmen kann, daß seine Aufmerksamkeiten gegen sie nicht darauf beschränkt waren, ihr Gerichte von seiner Tafel zuzuschicken."

„Viel werthvoller", heißt es dann, „ist «Das Goethe'sche Gleichniß» von Hermann Henkel, sowol was die Poesie als was die Prosa anlangt, welche nach dem Inhalt gruppirt sind und denen eine sachkundige Einleitung vorangeht. Ihre Eigenartigkeit und Anzahl beweisen die Kraft und den Reichthum der poetischen Fähigkeit Goethe's und ihre Genauigkeit die Richtigkeit seiner Beobachtungsgabe und seines vorherrschenden gesunden Menschenverstandes."

Bibliographie.

Almanach der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Herausgegeben von E. Gettke. 15. Jahrg. 1887. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 5 M.

Baum, G., Eine Bergfahrt nach dem hohen Stein. Ein Scherzidyll in Hexametern, seinen ehemaligen lieben Collegen, Schülern und Freunden gewidmet zur freundlichen Erinnerung. Plauen, Kell. Gr. 8. 50 Pf.

Berger, W., Schwankende Herzen. Roman. Mit Original-Illustrationen nach E. Thiel und L. Bechstein. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Beust, F. F. Graf v., Aus drei Viertel-Jahrhunderten. Erinnerungen und Aufzeichnungen. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 12 M.

Bornhak, Friederike, Sternbildchen. Berlin, Tonger u. Greven. 1886. 12. 3 M.

Böttcher, K., Schauspieler-Eitelkeit. Ungeschminkte Plaudereien. Berlin, Zenker. Gr. 8. 1 M.

Brandes, G., Die Litteratur des 19. Jahrhunderts, in ihren Hauptströmungen dargestellt. 2ter Bd.: Die romantische Schule in Deutschland. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Clasen, L., Erlebtes und Verwebtes. Aus der Schreibmappe eines Malers. Leipzig, Peterson. 8. 4 M.

Edlinger, A., Aus deutschem Süden. Schilderungen aus Meran. Mit Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Toni Grubhofer. Meran, Pötzelberger. Lex.-8. 7 M.

Endrulat, B., Gedichte. Auswahl aus den älteren Sammlungen und dem handschriftlichen Nachlaß. Mit einem Lebensabriß des Dichters. Posen, Jolowicz. 1886. 12. 1 M. 50 Pf.

Erin, Amabel Leigh. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Feld-Artillerie der Zukunft. Zeitgemäße Forschungen. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 2 M.

Das bulgarische Festungsviereck. Ein Rückblick auf den russisch-türkischen Krieg 1877—78. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 75 Pf.

Froude, J. A., Das Leben Thomas Carlyles. Aus dem Englischen übersetzt, bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von T. A. Fischer. 2ter Bd. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Haffner, P. L., Sammlung zeitgemäßer Broschüren. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Hallwich, H., Gindely's „Waldstein'. Eine kritische Studie. Prag, Dominicus. Gr. 8. 80 Pf.

Hartmann, R., Geschichte Hannovers von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Mit besonderer Rücksichtnahme auf die Entwickelung der Residenzstadt Hannover. 2te, sehr erweiterte Auflage. Mit über 40 historischen Portraits-Abbildungen und Plänen. 4 Bde. Hannover, Kniep. 1886. Gr. 8. 8 M.

Heiden, E., Anna Boleyn. Historisches Trauerspiel. Fürth, Eßmann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hermann, E., Urheberschaft und Urquell von Shakespeares Dichtungen. Ein Essay. Erlangen, Deichert. 1886. 8. 1 M.

Herrig, H., Gesammelte Schriften. 2ter Thl. Luxustheater und Volksbühne. Berlin, F. Luckhardt. 8. 2 M. 40 Pf.

Hohenlohe-Ingelfingen, Strategische Briefe. I. Mit 3 Skizzen in Steindruck. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7 M.

— — Gespräche über Reiterei. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Jacobi, M., Unsere Festzeiten in Liedern und Gedichten. Gesammelt und herausgegeben. Cannstatt, Bosheuyer. 1886. 8. 3 M.

Keferstein, H., Schleiermacher als Pädagog. Jena, Mauke. Gr. 8. 3 M.

Köberle, G., Brennende Theater-Fragen. Eine Denkschrift für alle kunstfreundlichen Patrioten. Wien, Künast. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kohler, A., Kornblumen, gesammelt auf der Dichter Aehrenfeld. Blumenlese von Sinn- und Denksprüchen auf jeden Tag des Jahres. Nördlingen, Reischle. 1886. 16. 1 M. 50 Pf.

Kübler, J., Aus aller Welt. Ernste und lustige Geschichten. Winterthur, Westfehling. 8. 2 M. 80 Pf.

Kriegs-Chronik Oesterreich-Ungarns. Militärischer Führer auf den Kriegsschauplätzen der Monarchie. Verfasst im k. k. Kriegs-Archive. II. Thl.: Der südwestliche Kriegsschauplatz im Donauthale und in den österreichischen Alpenländern. Mit 2 Tafeln. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Langer, E., Vetter Christian. Der Barometer-Einkauf. Zwei komische Theater-Scenen. Schweidnitz, Brieger u. Gilbers. 1886. Gr. 8. 50 Pf.

Lauff, J., Jan van Calker. Ein Malerlied in 16 Aventüren. Berlin, Thiel. 8. 3 M.

Lemke, E., Volksthümliches in Ostpreußen. 2ter Thl. Mohrungen, Harich. Gr. 8. 4 M.

Müller-Müllerbach, E., Der Bauernfreund. Leipzig, v. Biedermann. 12. 2 M.

— — Im Dienst der „liberalen" Presse. Leipzig, v. Biedermann. 12. 2 M.

Napoleon I. und sein Hof. 4ter Bd. Napoleon und Marie Luise. 1810—1815. Memoiren der Generalin Durand, erste Palastdame der Kaiserin Marie Luise. Deutsche Original-Ausgabe von A. Ebeling. Köln, A. Ahn. 8. 6 M.

Neuschotz, O., Moldauische Zigeuner-Silhouetten. Prinzeß Smaratda. Czernowitz, Pardini. 1886. 12. 3 M.

Russisches Novellenbuch. Eine Sammlung russischer Erzählungen. Uebersetzt von E. Jürgens. 1ster Bd. Mitau, Felsko. 1886. 8. 2 M.

Peters, F., Aus Lothringen. Sagen und Märchen. Leipzig, Reißner. 8. 1 M. 50 Pf.

Pfister, H. v., Ueber deutsche und lateinische Buchstaben. Ein Mahnruf an das deutsche Volk. Berlin, Reinecke. 8. 50 Pf.

Pola, seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Eine Studie. Mit 4 Tafeln enthaltend Ansichten und Pläne. Wien, Gerold's Sohn. 1886. Lex.-8. 4 M.

Presber, R., Festspiel zum 300jährigen Jubiläum des Gymnasiums zu Karlsruhe am 23. November 1886. Karlsruhe, Braun. 1886. Gr. 8. 30 Pf.

Ranke, L. v., Weltgeschichte. 7ter Thl.: Höhe und Niedergang des deutschen Kaiserthums. Die Hierarchie unter Gregor VII. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1886. Gr. 8. 9 M.

Samhaber, E., Dichtungen. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. 8. 4 M.

Schäffer, C., und C. Hartmann, Die königlichen Theater in Berlin. Statistischer Rückblick auf die künstlerische Thätigkeit und die Personal-Verhältnisse während des Zeitraums vom 5. December 1786 bis 1885. Mit 15 Illustrationen in Facsimile-Reproductionen nach den Original-Bildern. Berlin, Berliner Verlags-Comtoir, A.-G. 1886. Gr. 8. 6 M.

Schleinitz, A. v., Pergamentblätter. Erzählende Gedichte aus Geschichte, Legende und Sage. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 12. 3 M.

Schneegans, A., Sicilien. Bilder aus Natur, Geschichte und Leben. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Scholz, F., Die Diätetik des Geistes. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Sutermeister, O., Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. 38stes Hft.: Vier einaktigi Lustspiel, liecht ufz'füehre i Vereine u. Familie. Vo W. F. Niedermann. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1886. 8. 50 Pf.

Wald, K., Herzog Reginald. Große romantische Oper. Musik von O. Brucks. Düsseldorf, F. Bagel. 1886. 8. 40 Pf.

Meine Welt. Herausgegeben in zwanglosen Bänden von W. Eick, redigirt von A. Hinrichsen. 1ster Bd. Rostock, Verlag der Album-Stiftung. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Winkler, L., Der Anteil der bayerischen Armee an den Feldzügen in Piemont 1691 bis 1696. 1ster Thl. Feldzugsjahr 1691. München, Franz. 1886. Lex.-8. 2 M.

Wolf-Südhausen, J., Studien über Wesen und Geschichte der Malerei. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 5 M.

Zieglauer, F. v., Die Befreiung von der Türkenherrschaft 1686. Ein Beitrag zur 200jährigen Gedächtnißfeier. Mit 1 Tafel. Innsbruck, Wagner. 1886. Lex.-8. 6 M.

Zingler, K. W., Zum Entscheidungskampf um den christlichen Glauben in der Gegenwart. Ein Wort an die Suchenden unter Deutschlands Gebildeten. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 4 M.

Die Zukunft unserer Marine. Wien, Seidel u. Sohn. 1886. Gr. 8. 30 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** 1887. Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 10. 10. März 1887.

Zur Goethe-Literatur.

1. Tagebücher und Briefe Goethe's aus Italien an Frau von Stein und Herder herausgegeben von Erich Schmidt. Der Schriften der Goethe-Gesellschaft zweiter Band. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 1886.

Wieder nach Jahresfrist liegt uns ein zweiter Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft vor, diesmal eine Arbeit von Erich Schmidt selbst, welcher damit von seinem allzu rasch vorübergehenden Wirken in Weimar uns wenigstens dieses werthvolle Denkmal hinterläßt. Ein stattlicher Band von nahezu fünfhundert Seiten, Adolf Schöll zum Gedächtniß gewidmet, ein schönes Seitenstück zu dem ersten Bande, der die Briefe der Frau Räthin Goethe an Anna Amalia enthält.

Die beiden ersten Bogen des Buchs bringen uns aus der Feder des Herausgebers eine Einleitung, welche mit den Worten beginnt:

„Von früher Jugend an war der Gedancke Rom zu sehen in seine Seele geprägt und ich kan mir die Freuden sehr lebhaft dencken, die Er jetzt fühlt in dem Genuß der Meisterwerke der Vorwelt — auf sein gantzes Leben muß ihn das ergötzen — auch seine Freunde werden mit genüßen, den Er hat die Gabe ziemlich lebendig die Dinge darzustellen." So lasen wir in dem letzten Briefe der Frau Rath an die Herzogin Anna Amalia. Unsere neue Publication, die zweite der Gesellschaft, die erste aus dem Goethe-Archiv, zieht einen großen Theil der italienischen Urkunden ans Licht, welche der Geliebten, der Mutter, den Freunden und Gönnern Goethe's jenen Mitgenuß bescheerten und viel später die Hauptgrundlage für die „Italienische Reise" bilden sollten.

Jeder nur einigermaßen Kundige weiß, einen wie bedeutungsvollen Markstein in Goethe's Lebensgang seine italienische Reise bildet, wie der Dichter, welcher in den alltäglichen Pflichten eines sachsen-weimarischen Geheimraths die Seele ermatten fühlte, schon seit Jahren krankte an der Sehnsucht nach Italien, sodaß er keinen römischen Schriftsteller mehr lesen, keine italienische Landschaft mehr ansehen konnte; wie er, sobald er sein großes Werk der Erziehung des jungen Herzogs vollendet sah, am 3. September 1786 heimlich von Karlsbad entwich mit unbestimmtem Urlaub seines Herzogs, welcher so wenig wie Herder und Charlotte von Stein wußte, wohin die fluchtartige Reise unsern Dichter führen sollte. Er nimmt keinen Diener mit, er reist unter falschem Namen, um völlig frei zu sein. So geht es eiligst, fast in Tag- und Nachtfahrten, über Regensburg, Nürnberg, München, Innsbruck, den Brenner, immer südwärts. Bei der Hinabfahrt im Etschthal, beim Aufenthalt am Gardasee, beim Anblick der wundervollen Naturbilder jenes südlichen Alpenhangs wird ihm unglaublich glückselig zu Muthe; dann versenkt er sich mit behaglichem Verweilen in die Alterthümer Veronas, in die Renaissancebauten Palladio's zu Vicenza, in das wundersame Treiben der Wasserstadt Venedig. Dann wieder rasch weiter, wie von einem Dämon gehetzt. In Bologna verweilt Goethe drei Tage, in dem holdseligen Florenz nur drei Stunden; immer weiter auf der alten Völkerstraße des Chiana- und Tiberthales südwärts über Perugia, Assisi, Spoleto, bis er endlich am 29. October durch die Porta del Popolo einfährt in das ewige Rom. Jetzt erst weiß er sich weit genug von Thüringen, um keinerlei lästige Gesellschaft mehr fürchten zu müssen; jetzt erst, Anfang November 1786, schickt er Briefe in die Heimat an Karl August, Charlotte von Stein, Herder, welche dergestalt nach mehr denn zwei Monaten vernehmen, wohin den Ausreißer seine Straße geführt hat.

Man hat wol öfter gemeint, daß zu diesem Entschluß Goethe's die Erkenntniß von der Ungesundheit seines Verhältnisses zu Frau Charlotte von Stein erheblich beigetragen habe. Dieses ist, wie wir jetzt sehen können, durchaus irrig. Vom ersten Reisetag an schreibt Goethe ein Tagebuch, zu dessen Abfassung er die wenigen ruhigen

Augenblicke seiner Eilfahrt benutzt; er verzeichnet darin alles, was ihm irgend bemerkenswerth erscheint, Notizen über die Landschaft, die Bevölkerung, den Ackerbau, die Merkwürdigkeiten der Städte, über Gebäude und Kunstwerke, das Wetter, Gestein und Pflanzenwuchs. Aber was er auch aufzeichnet, er schreibt es im Gedächtniß an die Seelenfreundin seiner letzten zehn Jahre, an den „Schutzgeist", wie er Charlotte von Stein in dem Briefe aus Neapel vom 25. Mai 1787 nennt. Nur zweimal vor der Ankunft in Rom läßt er der Freundin ein Brieflein zufliegen, ohne ihr zu sagen, wo er es schreibt; aber an jedem Morgen und Abend gedenkt er ihrer in seinem Tagebuch, welches nur für ihn selbst und Charlotte bestimmt ist:

Ich habe so viel zu erzählen und darf nichts sagen, damit ich mich nicht verrathe noch bekenne. Wieder ein kleines Lebenszeichen von deinem Liebenden und, ich hoffe und weiß, Geliebten. Mein erstes auf einem ähnlichen Blättchen wirst du erhalten haben. Ich bin wohl, habe das schönste Wetter und geht mir alles glücklich. Mein Tagebuch ist zum ersten mal beschlossen, du erhälst ehestens die genaue Geschichte jedes Tags, seitdem ich dich verließ, alles was ich gethan, gedacht und empfunden habe. Behalt' es aber für dich, wie es nur für dich geschrieben ist.

Auf diese Weise ist ein Tagebuch entstanden, welches in fünf Stücken die Reiseerlebnisse Goethe's von Karlsbad bis zum Brenner und weiter bis Verona, Padua, Venedig, Rom berichtet, eigentlich nicht Tagebuch, sondern tägliche briefliche Mittheilung der empfangenen Eindrücke ausschließlich an die Freundin, voll persönlicher Beziehungen, welche natürlich bei endgültiger Fassung für den großen Kreis der deutschen Lesewelt um so mehr ausgeschieden werden mußten, als schon das durch das ganze Tagebuch durchgehende Du die Mittheilung desselben an jeden andern, auch die nächsten Freunde, untersagte. Erst 1787 geschah es wol durch Sorglosigkeit Charlotte's, daß das Haus Herder von dieser innigen Beziehung Goethe's zu der Freundin Kunde erhielt. Sonst legte Goethe wol den Briefen an Charlotte ein Blatt bei, welches in seiner farblosen Fassung auch andern Freunden und Bekannten gezeigt werden konnte. Gleichzeitig gehen Briefe an Herder, welche ebenfalls, obwol in anderer Weise, die Eindrücke der italienischen Reise festhalten; so war mit diesen verschiedenen Mittheilungen an die weimarer Freunde die thatsächliche Grundlage gegeben zu einer dereinstigen künstlerischen Verarbeitung der Reiseeindrücke aus Italien.

Goethe hat es denn auch so gemacht. Die Reise, welche ursprünglich nur auf ein halbes Jahr, höchstens ein Jahr beabsichtigt war, wurde immer weiter ausgedehnt. Auf das erste römische Vierteljahr folgte der Aufenthalt in Neapel, diesem die Reise nach Sicilien. Dann kam der zweite Aufenthalt in Neapel und Rom; der Dichter konnte sich nicht losreißen von der Herrlichkeit Italiens, vom Genuß der Freiheit und der Kunst, und aus einem höchstens einjährigen Aufenthalt jenseit der Alpen waren fast zwei Jahre geworden, ehe Goethe trüben Herzens am 18. Juni 1788 wieder in Weimar einfuhr.

Zu einer schriftstellerischen Verwerthung der italienischen Reiseeindrücke kam es zunächst nicht; es erschien nur im Jahre 1789 der Aufsatz über den römischen Carneval, eine Arbeit, die mit ihrer durchgehend behaglichen Stimmung nichts von dem Misvergnügen verräth, welches Goethe in Rom während dieser tollen Tage empfand. „Tasso" verdankt der sehnsuchtsvollen Erinnerung an den Süden manche schöne Stelle; die Arbeiten über Winckelmann und Hackert, der „Benvenuto Cellini" erwuchsen aus den italienischen Eindrücken; Goethe's fernere Kunstbetrachtung ruht ganz auf den Anschauungen, welche er in Vicenza, Venedig, Rom, Pompeji über die Kunst des Alterthums und der Renaissance empfangen. Als dann in der Mitte seines sechsten Lebensjahrzehnts Goethe sich allgemach von eigenen Schöpfungen abwandte, um die Erlebnisse der Jugendzeit in künstlerischer Abrundung darzustellen, als er die ersten drei Bände von „Dichtung und Wahrheit" hinaus hatte gehen lassen, brach er beim Beginn der Lili-Geschichte ab, überschlug die ersten zehn Jahre des weimarer Aufenthalts, alles Verhältnisse zarter, einstweilen zu verhüllender Art, und machte sich 1813 daran, die Tagebücher und Briefe, welche er vor mehr als einem Vierteljahrhundert nach Hause gesandt, für den weitesten Leserkreis zu bearbeiten; 1816 und 1817 erschienen die beiden ersten Bände der „Italienischen Reise". Dann ließ er die Sache wieder ein Jahrzehnt lang liegen; erst im Mai 1828, also nicht weniger als vierzig Jahre nach der Heimkehr von Rom, begann Goethe die Darstellung des zweiten Aufenthalts in Rom, welche 1829 abgeschlossen ward:

Ein Jahrhundert hat sich zwischen uns und diese Briefe gelegt, deren classische Urkunde mit unbefangenem ästhetischem und historischem Sinn zu würdigen manchem Leser so schwer fällt. Keine Beschreibung Italiens, sondern eine Darstellung seiner südlichen Ernte wollte Goethe der Nation vorlegen, und nichts ist weniger am Platze, als im großen oder kleinen Goethe's Rückstand gegenüber der heutigen Kunstwissenschaft überlegen geltend zu machen. Als eine Bildungsreise will dieses bedeutsame Stück aus Goethe's Leben betrachtet werden. Goethe bringt nirgends elegische Wallungen zu Papier, so gewiß er deren auch gefühlt hat, und ein paar geschichtsphilosophische Streiflichter oder eilige Liviuslektüre geben seinem Reisewerk keinen historischen Anstrich. Es ist ganz begreiflich, daß es einen Niebuhr verdrießen konnte, mit wie ruhiger Sicherheit und wie unbekümmert um alle Politik und um das ganze Mittelalter Goethe von diesem fruchtbarsten Boden der Geschichte Besitz ergriff, Historiker nur, wo die Erdrinde und die Fauna sich exacte Auskünfte abfragen ließ. Er ruft beim ersten Anblick des Meeres kein emphatisches „Thalatta!", er sieht die Ruinen malerisch an und die sicilischen Tempel auf ihr Material, er schreibt einen ruhigen Aufsatz über die Bohrmuscheln zu Puteoli, er arbeitet im Colosseum, unter den Kaiserpalästen, auf dem Capitol nicht mit Contrasten. Das Altchristliche erweckt kein Interesse. Pompeji ist ihm halb unangenehm, und Tischbein's Erinnerungen an die Staufer antwortet bei Goethe in Palermo kein Hauch; er geht nicht den schwäbischen und normannischen Gespenstern, sondern dem Principe Pallagonia und den Verwandten eines modernsten Schwindlers nach. Indem er sich an die Antike hält, bestimmte Gebiete der Gegenwart ins Auge faßt und den geliebten Rafael

aus der Umgebung des Cinquecento herauslöst, imponirt ihm die Geschichte des Papstthums nicht, und während der Heilige Vater eine Messe celebrirt, wandelt ihn die „protestantische Erbsünde“ an. Klar, zielbewußt mit überlegter Beschränkung, rücksichtslos gegen alle Störung macht er seine Schule durch und läßt uns diese geraden Wege verfolgen.

Goethe selbst, und das ist bezeichnend für ihn, war von seinen Reiseaufzeichnungen keineswegs erbaut. Bekanntlich trat Herder alsbald nach Goethe's Heimkehr ebenfalls eine Romfahrt an und begehrte, wie es scheint, zu seiner Belehrung Goethe's Reiseberichte, die er übrigens schon längst kannte. Der Dichter antwortete:

Die Abschrift meines Reisejournals gäbe ich höchst ungern aus Händen; meine Absicht war, sie ins Feuer zu werfen. Ich weiß schon, wie es geht. So was sieht immer noch einer und wieder einer, es wird noch einmal abgeschrieben, und endlich habe ich den Verdruß, den nichtsnutzigen Kram — um so ein von Goethe gebrauchtes derbes Fremdwort zu verdeutschen — irgendwo gedruckt zu sehen. Denn es ist im Grunde sehr dummes Zeug, das mich jetzt anstinkt. Du kannst sie nirgends brauchen als in Verona. Auf dem Rückwege würde sie dir fatal sein, und ich bin in Unruhe, wenn ich das Zeug auf Reisen weiß. Es ist nicht Knauserei, sondern redliche Scham, daß ich die Blätter nicht hergeben mag.

Ebenso nahm Goethe 1790 sein altes Tagebuch nicht nach Venedig mit. Nachdem er den Aufenthalt in Neapel und Sicilien für den Druck bearbeitet, verbrannte er selbst etwa Eingang 1818 die darauf bezüglichen Blätter, und ebenso nach Vollendung des dritten Bandes die, welche sich auf den zweiten römischen Aufenthalt bezogen: dagegen das Tagebuch von Karlsbad bis Rom sowie die Briefe an Frau von Stein aus dem ersten Aufenthalt in Rom fanden sich im Goethe-Archiv vor; die Freundin hatte ihm dieselben noch im Sommer 1788 zum Zweck der Benutzung zurückgegeben, wie Goethe sich auch die Briefe an Herder zurückerbat und aufbewahrte; die alten Blätter mit ihren Erinnerungen an die Jugendliebe zu Frau Charlotte lagen ihm wol allzu sehr am Herzen, als daß er sich hätte entschließen können, sie zu vernichten. So bewahrte denn das Goethe-Archiv, was noch von Grundstoff für die „Italienische Reise“ überhaupt vorhanden ist: die Briefe an Frau von Stein und Herder bis Ende Februar 1787, ein paar Blätter an Karl August und den Minister von Fritsch, das Reisetagebuch von Karlsbad bis Rom, eine Anzahl abgerissener Notizen in römischen und sicilischen Heften, einen großen Theil der Ausgabebücher und sonst vereinzelte Aufzeichnungen und Briefe, welche durch Zufall dem Feuertode, Lessing's und Goethe's beliebter Weise, mit der Vergangenheit abzurechnen, entgangen sind:

Das alte Reisejournal trägt kaum eine Spur von der Redaction her; um so stärkere, ja ich möchte sagen, um so grausamere Spuren tragen die Briefe. Mit einer Objectivirung des Vergangenen, die beim ersten Anblick etwas Erschreckendes hat, und ohne welche doch ein Leben und Wirken wie das Goethe'sche undurchführbar wäre, hat er diese Blätter, zum größten Theil Botschaften der Liebe, als Rohmaterial für ein zu schreibendes Buch behandelt, sie auseinandergerissen und manchmal in Streifen zerschnitten, über der Zeile mit Stift oder Feder Aenderungen eingetragen, fast alle Seiten diagonal durchstrichen und, mit diesem Zeichen der Erledigung oder Ausscheidung nicht zufrieden, sehr oft Zeile für Zeile ausgemerzt; manchmal nach einem gewissen Princip, so zwar, daß Bleistiftstriche das Reinpersönliche, Röthelstriche das Allgemeinere treffen. Es liegt auf der Hand, daß für das Tagebuch und die ostensibeln Briefe an den Freundeskreis eine oberflächlichere Bearbeitung nöthig war als für die Briefe an Charlotte und Herders, welche zu viel Reinpersönliches enthielten und im Drange des römischen Lebens oft nur eilig auf den Gegenständen verweilten. „Im Anfange“, schreibt Goethe am 24. Juli 1788 dem Philologen Heyne, „hatte ich noch Lust und Muth, das Einzelne zu bemerken, es nach meiner Art zu behandeln und zu beurtheilen; allein je weiter ich in die Sachen kam, je mehr ich den Umfang der Kunst übersehen konnte, desto weniger unterstand ich mich zu sagen, und meine letzten Briefe sind eine Art von Verstummen oder, wie Herder sich ausdrückt, Schüsseln, in denen man die Speisen vermißt.“

Goethe's „Italienische Reise“ ist ein eigenes Stück Arbeit. Wer das Buch heutzutage liest, hundert Jahre nachdem es in seinem Kern entstanden, wird wol bald über die bruchstückartige Fassung, die stark abgeblaßte Färbung desselben sich klar werden. Bis Rom freilich weniger, weil da, abgesehen etwa von Venedig, kein längerer Aufenthalt an demselben Ort den frischen Fluß der Erlebnisse unterbricht. Der Dichter konnte, was er unter dem unmittelbaren Eindruck des Tags empfunden, am Abend rasch in kurzen Zügen zusammenfassen, Einzelnes, das ihn tiefer gepackt, eingehender ausführen, wärmer schildern; so konnten ihm die flüchtigen Aufzeichnungen jedes Tags — und nur die tiefe Zuneigung zu Frau Charlotte von Stein macht diese theilweise umfassenden täglichen Aufzeichnungen des ermüdeten Mannes erklärlich — als Grundstoff dienen zu seinen Reiseschilderungen. So mag es gleichermaßen sein bei dem Ritt durch Sicilien. Ein anderes aber war es in Großstädten wie Rom und Neapel mit ihrem Ueberschwang von Eindrücken. Was er da in frischer Gegenwart empfunden, zum ersten, zweiten, dritten mal gesehen, das ließ sich nicht so leicht in ein rundes abgeschlossenes Bild vereinigen; wenn er sich der Freundin gegenüber bezüglich der geschauten Kunstwerke vielfach auf den Bädeker jener Zeit, den alten Volkmann, bezieht, so konnte er das gegenüber dem Leser des fertigen Buchs nicht thun. Dem Dichter selbst aber war, als er fünfundzwanzig Jahre später seine „Italienische Reise“ druckfertig machte, die Frische des ersten Eindrucks längst abhanden gekommen. Was er dem Tagebuch und den Briefen mehr oder minder wörtlich entnimmt, macht den Eindruck des Jüngsterlebten, aber vielfach auch des Flüchtigen, Raschhingeworfenen; er muß es aus jenen alten Blättern wie eine Mosaikarbeit zusammensetzen, und erlaubt sich nur zuweilen, wo er bei einzelnen dramatischen Erlebnissen verweilt, novellistische Ausschmückungen, wie bei der Geschichte vom Harfenmädchen am Walchensee, bei dem Abenteuer im alten Schloß von Malsesine, bei der Schilderung der deutschen Pilger zwischen Padua und Venedig und derjenigen des Abenteuers auf der Fußwanderung bei Assisi; hier sehen wir, wie der alte Herr, Wahrheit und Dichtung

mischend, ein künstlerisches Gebilde schafft. Sonst aneinandergereihte Notizen verschiedenster Art aus den alten Aufzeichnungen, selten eine längere eingehende Schilderung, noch seltener ein volles künstlerisch abgerundetes Bild. So hat, wenn ich eine große Ketzerei aussprechen darf, Goethe's „Italienische Reise“ mir niemals den Eindruck gemacht, als ob es das Werk eines vollkräftigen Mannes am Ende der Dreißiger oder gar das Werk eines großen Dichters und Künstlers sei; das Buch hat mir, vornehmlich nachdem ich selbst, und zwar keineswegs als junger Mann, das wundervolle Land leider nur allzu rasch durchflogen, bei aller Schönheit einzelner Schilderungen, aller Feinheit zahlreicher Beobachtungen, im ganzen einen trockenen, ja fast greisenhaften Eindruck gemacht.

Diese neue Veröffentlichung der Goethe-Gesellschaft erklärt mir, woher dieses Gepräge kommt. Wenn ein Mann, und wäre es ein Goethe, auf hastiger Reise oder im Getriebe einer Großstadt wie Venedig, Rom, Neapel jeden Abend, ermüdet und übersättigt, mit fliegender Feder seine Beobachtungen und Erinnerungen niederschreibt, so bekommen diese Aufzeichnungen, so viel Kluges, Schönes, Feinbeobachtetes darin sein mag, ein gewisses Gepräge der Füchtigkeit, der Hast, der Athemlosigkeit, die sich auch in der gesudelten Schrift ausspricht, für welche Goethe wiederholt um Entschuldigung bittet; es fehlt ihnen die Ruhe, die künstlerische Abrundung. Und wenn gar diese flüchtig aufgezeichneten Erinnerungen an einen überhasteten Tag erst fünfundzwanzig Jahre später druckfertig gemacht werden, so sind die frühern Eindrücke längst verblaßt und erstorben, alle frischen Einzelzüge und Einzelbeobachtungen längst vergessen, und auch der größte Künstler kann ihnen keine Lebensfrische mehr geben. Er stellt eben aus Tagebüchern und Briefen zusammen, was etwa noch leidlich bedeutend erscheint; Thatsächliches beifügen kann er nicht, denn es ist ihm versunken; er mildert den einen oder andern freien verwogenen Ausdruck; er streicht die rein persönlichen Beziehungen, bearbeitet das ihm längst fremd Gewordene, ordnet längst Vergessenes übersichtlich zusammen, macht dieses oder jenes Erlebniß in freier Umdichtung zurecht, schiebt hin und wieder eine Abschweifung ein, der man es gleich ansieht, daß sie nachträglich eingeschoben ist. So wird das Buch aus einzelnen Bruchstücken zusammengefügt, leidlich verkittet, aber nicht abgerundet; die zahlreichen Striche zwischen den verschiedenartigen Bestandtheilen zeigen uns, wie das Ganze aus Bruchstücken erwachsen ist. Es ist noch edler Wein, aber er schäumt nicht mehr, er ist firn geworden; nur wenn der Dichter, wie z. B. beim Abschied von Rom, seinen Gefühlen freien Lauf läßt, tritt uns auch wirklich der Dichter entgegen. Es ist schade, daß Goethe nach Vollendung des „Tasso“ nicht sofort mit der Frische eines angehenden Vierzigers der Bearbeitung seiner Tagebücher und Briefe aus Italien näher getreten ist; das Buch wäre ein ganz anderes geworden.

Die nunmehr veröffentlichten Tagebuchblätter und Briefe geben uns über die Entstehung von Goethe's „Italienischer Reise“ völlige Auskunft; sie zeigen uns, daß das Buch im Grunde nur eine sorgsame, alles Persönliche ausscheidende Umschmelzung jener frühern Reiseberichte ist; gerade daß das Persönliche, die nahen Beziehungen zu Frau von Stein und Herder hier noch vorhanden sind, gibt ihnen größere Wärme und Frische. Wir sehen, wie der Dichter nur für die Geliebte schreibt, allezeit ihrer gedenkt und in Rom schwer darunter leidet, daß Frau von Stein seine heimliche Abreise ihm sehr übel nimmt; daß er nicht einmal ihr, der Vertrautesten des letzten Jahrzehnts, seine Absicht und sein Reiseziel offenbarte, mochte sie als einen Verrath an ihrer Liebe, als einen beginnenden Abfall betrachten, wie denn ja auch alsbald nach Goethe's Heimkehr schwere Entfremdung und dann völliges Zerwürfniß eintrat. Wie wir aus einem Schreiben ersehen, hat er selbst auf Wunsch der Freundin Charlotte's Briefe nach Italien alsbald nach Empfang vernichtet. Schon im August 1788 erbat Goethe sich von der Freundin die aus Italien empfangenen Blätter zurück; als er ein Vierteljahrhundert später sein Buch redigirte, waren ihm die schmerz- und liebevollen Briefe der achtziger Jahre nur noch Material zu einem Buch.

Es ist anziehend, die vorliegenden ersten Aufzeichnungen mit der ausgearbeiteten „Italienischen Reise“ zu vergleichen. Was an Thatsachen irgend verwendbar war, hat Goethe benutzt; Persönliches mußte er tilgen, und gerade darunter findet sich manches Anmuthige und Merkwürdige, welches er seinem großen Leserkreise vorenthalten mußte. So schreibt er am 25. September zu Vicenza:

Ich kann dir nicht sagen, was ich schon die kurze Zeit an Menschlichkeit gewonnen habe. Wie ich aber auch fühle, was wir in den kleinen souveränen Staaten für elende einsame Menschen sein müssen, weil man, und besonders in meiner Lage, fast mit niemand reden darf, der nicht was wollte und möchte. Den Werth der Geselligkeit habe ich nie so sehr gefühlt und die Freude, die Meinigen wieder zu sehen, in der Entfernung, nie so lebhaft. Jeder denkt doch eigentlich für sein Geld auf der Reise zu genießen. Er erwartet alle die Gegenstände, von denen er so vieles hat reden hören, nicht zu finden wie der Himmel und die Umstände wollen, sondern so rein wie sie in seiner Imagination stehen, und fast nichts findet er so, fast nichts kann er so genießen; hier ist was zerstört, hier was angekleckt, hier stinkt's, hier raucht's, hier ist Schmuz rc. so in den Wirthshäusern, mit den Menschen rc. Der Genuß auf einer Reise ist, wenn man ihn rein haben will, ein abstracter Genuß; ich muß die Unbequemlichkeiten, Widerwärtigkeiten, das was mit mir nicht stimmt, was ich nicht erwarte, alles muß ich beiseite bringen, in dem Kunstwerk nur den Gedanken des Künstlers, die erste Ausführung, das Leben der ersten Zeit, da das Werk entstand, heraussuchen und es wieder rein in meine Seele bringen, abgeschieden vor allem, was die Zeit, der alles unterworfen ist, und der Wechsel der Dinge darauf gewirkt haben. Dann habe ich einen reinen bleibenden Genuß, und um dessentwillen bin ich gereist, nicht um des augenblicklichen Wohlseins oder Spaßes willen. Mit der Betrachtung und dem Genuß der Natur ist's eben das. Trifft's dann aber auch einmal zusammen, daß alles paßt, dann ist's ein großes Geschenk, ich habe solche Augenblicke gehabt.

Von Rom am 23. December 1786:

Laß mich dir nur noch für deinen Brief danken! Laß mich einen Augenblick vergessen, was er Schmerzliches enthält. Meine Liebe! Meine Liebe! Ich bitte dich nur fußfällig, flehentlich, erleichtere mir meine Rückkehr zu dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe. Verzeih mir großmüthig, was ich gegen dich gefehlt, und richte mich auf. Sage mir oft und viel, wie du lebst, daß du wohl bist, daß du mich liebst. In meinem nächsten Briefe will ich dir meinen Reiseplan schreiben, was ich mir vorgenommen habe und wozu der Himmel sein Gedeihen gebe. Nur bitt' ich dich: Sieh mich nicht von dir geschieden an, nichts in der Welt kann mir ersetzen, was ich an dir, was ich an meinen Verhältnissen dort verlöre. Möge ich doch Kraft, alles Widrige männlicher zu tragen, mitbringen. Daß du krank, durch meine Schuld krank warst, engt mir das Herz so zusammen, daß ich dir's nicht ausdrucke. Verzeih mir, ich kämpfte selbst mit Tod und Leben, und keine Zunge spricht aus, was in mir vorging. Dieser Sturz hat mich zu mir selbst gebracht. Meine Liebe! Meine Liebe!

Höchst bezeichnend für das Wesen des großen naiven Dichters wie für Herder's scharfe Weise ist ein Wort aus München:

Herder hat wohl Recht zu sagen, daß ich ein großes Kind bin und bleibe, und jetzt ist mir es so wohl, daß ich ohngestraft meinem kindischen Wesen folgen kann.

Nun ein Näheres über den Inhalt des Buchs. Zuerst sechs Briefe, vor der Abreise geschrieben, darunter fünf an Charlotte von Stein, einer an Herder, sowie die beiden Briefe, welche Goethe von Verona und Venedig, jedoch ohne die geringste Andeutung des Orts und der bisherigen Reise, an Frau von Stein richtete. Es folgen dann von S. 9—214 die fünf Stücke des Tagebuchs, sodann S. 215—313 siebenundzwanzig Briefe aus Rom an Frau von Stein, darunter etliche zeigbare Rundschreiben an die Freunde; dazu vier vereinzelte Schreiben aus Palermo, Neapel und Rom, welche durch Zufall dem Flammentod entgangen sind. An das Haus Herder sind zwölf Briefe gerichtet, von der Abreise bis zum römischen Carneval, an Karl August zwei alsbald nach der Ankunft in Rom, an den Minister von Fritsch drei römische Briefe. Drückt sich in den Schreiben an Frau von Stein die hingebendste Liebe aus, so in denen an Herder und den Herzog eine verehrende warme Freundschaft, in dem Briefe an den Minister achtungsvolle gemessene Höflichkeit. Neben den Schreiben an Frau von Stein sind besonders die an Herder inhaltlich bedeutend, dessen Wesen als geistiger Treiber des Dichters, als Pathe der „Iphigenie" ganz besonders hervortritt.

Den 362 Seiten der Briefe folgen fünf Bogen Anmerkungen, „die Frucht eines bedrängten Monats", wie die Einleitung sagt. Schmidt lehnt es ausdrücklich ab, damit einen Commentar zur „Italienischen Reise" zu geben, sondern verweist in Beziehung auf Kunstwerke auf Düntzer's Arbeit; „dagegen", sagt Schmidt, „habe ich mich bestrebt, außer andern Beziehungen möglichst alle Anspielungen auf Personen und Dinge, die dem weimarischen Kreise von 1786 bekannter waren als uns, zu erhellen". Es versteht sich von selbst, daß er dies thut mit der ihm eigenen eindringenden Sachkenntniß. Der folgende Abschnitt, „Kritischer Apparat" überschrieben, gibt Rechenschaft über die Beschaffenheit der einzelnen Briefe und Tagebücher sowie über die bezüglich der vielfach sehr sorglosen Rechtschreibung Goethe's beobachteten Grundsätze. Den Schluß bildet ein sorgfältiges Verzeichniß der in dem Buche erwähnten Personen, Orte und Schriften, dabei ein possirliches Verzeichniß von italienischen Spitznamen der damals in Rom ansässigen deutschen Gelehrten und Künstler. Maler Müller erscheint darin wenig schmeichelhaft als Cavallo tedesco oder deutsches Pferd, Tischbein als Naso storto flemmacio, was wol schiefnasiger Phlegmatiker heißen soll, Hofrath Reiffenstein als Dio Padre Onnipotente, der allmächtige Gottvater, Philipp Hackert als Dio Figlio Redentore a causa di pranzi, Gott Sohn der Erlöser wegen der Mittagessen, Angelika Kauffmann als Madonna u. s. w.

Die Ausstattung ist diejenige der Schriften der Goethe-Gesellschaft, tadellos schön, der Druck im ganzen sehr correct. Ein paar Kleinigkeiten darf ich wol erwähnen. Das Tagebuchblatt S. 91 ist nicht am 10., sondern am 20. September geschrieben, wie die beiden Blätter vor und nach beweisen. S. 297 ist ein Lesefehler: Borazo ist natürlich der für die süditalische Frühlingsflora bezeichnende borago, das Gurkenkraut der deutschen Hausfrauen. In einem reizenden, auch durch Goethe benutzten Briefe Tischbein's aus Neapel S. 434 steht der ganz unverständliche Satz: „Die Zahl Samaveli, welche mit Capaunen beladen waren, ist nicht zu nennen"; schon Goethe's Umarbeitung konnte darauf hinweisen, daß das seltsame Samaveli ein Lesefehler für Sommari, Lastesel, ist. Doch diese Notizen nur zum Beweise, daß der Berichterstatter nichts überschlagen hat.

Wie früher spreche ich mein Bedauern aus, daß die Veröffentlichungen der Goethe-Gesellschaft nur den Mitgliedern derselben gegen einen jährlichen Beitrag von 10 Mark zugänglich sind; aber es mag das nothwendig erscheinen, um so die engere Goethe-Gemeinde zusammen zu halten. Doch sollten später diese Bände auch dem großen Publikum zugänglich gemacht werden, und vor allem ist es zu wünschen, daß die literarischen Zeitschriften in den Stand gesetzt werden, über die Funde des Goethe-Archivs aus der am besten legitimirten Quelle zu berichten.

2. Zu Goethe's Gedichten. Mit Rücksicht auf die „historisch-kritische" Ausgabe, welche als Theil der stuttgarter „Deutschen National-Literatur" erschienen ist. Von G. von Loeper. Berlin, Hempel. 1886. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Daß die beiden hauptsächlichen Commentatoren Goethe's, Heinrich Düntzer und Georg von Loeper, vielfach nicht derselben Meinung sind, weiß schon längst derjenige, welcher sich näher mit diesen Fragen beschäftigt. Düntzer hat es übel vermerkt, daß ein ungemein kundiger, belesener und schlagfertiger Nebenbuhler ihm zur Seite trat, nach-

dem er sich so lange im so gut wie ausschließlichen Besitz des Rechts befunden, Goethe zu erläutern. So sind denn die Herren wiederholt polemisch zusammengestoßen, und das neueste Ergebniß dieser literarischen Polemik ist die vorliegende Schrift aus G. von Loeper's Feder.

Der gelehrte Erläuterer des „Faust" und der „Gedichte" bespricht darin mit Hinweisung auf die seit Eröffnung des Goethe-Archivs beabsichtigte authentische Textausgabe der „Sämmtlichen Werke" die von Düntzer für die Kürschner'sche „Nationalliteratur" gelieferte erläuternde Textausgabe der Goethe'schen „Gedichte". Zunächst den Text selbst, welcher sofort eine sehr scharfe Beurtheilung erfährt:

Wo wir die drei Bände aufschlagen mögen, überall tritt uns der Mangel eines reinen Textes entgegen, das Fehlen der „geheimen Schönheit der Correctheit", wovon einmal Klopstock schreibt. Dieses ebenso wol den Leiter des Unternehmens, Joseph Kürschner, und den Herausgeber, Düntzer, als auch den Verleger, W. Spemann, treffende Versehen zerstört völlig die auf die Ausgabe verwendete Mühe; was nützt der Glanz des Papiers, was der schöne Druck, was die Vollständigkeit der vereinigten Gedichte, wenn der schönste Schmuck ausbleibt, die Echtheit, Richtigkeit, Vollständigkeit des Wortes selbst? Schon die Cotta'schen Ausgaben hatten sich zu einer annähernden Correctheit hinaufgearbeitet, wie verschwindend wenig Fehler sind noch bei Hempel zu finden! Und hier kommt alles wieder ins Wanken; mit Cartons ist Abhülfe nicht zu schaffen; dem Verleger kann vielmehr nur gerathen werden, die ganze Ausgabe zu vernichten und von einem Berufenern neu bearbeiten zu lassen. Die eigenmächtigen Aenderungen des Bearbeiters haben den Text völlig umgestaltet. Jedenfalls sind in der vorliegenden Gedichtausgabe die Pflichten des Herausgebers eines classischen Textes in den wesentlichsten Beziehungen mit Füßen getreten: der Text selbst willkürlich durch Einfälle des Herausgebers entstellt und das Metrum, der Numerus der Sprache und ebenso die Strophenform einer Reihe von Gedichten bilderstürmerisch zerstört. Im großen und ganzen gibt man uns hier nicht Goethe's Gedichte, sondern eine freie Umarbeitung derselben; denn gilt dies streng genommen nur von einzelnen Gedichten, so genügt das schon, um die Eigenthümlichkeit des Ganzen zu ändern. Ueberall die Neigung, die erklärte Absicht, drn Dichter zu „verbessern". Gern nennt Düntzer anderer Versuche „Versündigungen" am Dichter, wie soll man denn sein Buch nennen?

Diese Aeußerungen sofort zum Beginn der Schrift lassen allerdings an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; indeß G. von Loeper ist der Mann dazu, seine Behauptungen nicht blos aufzustellen, sondern auch zu beweisen. Ich habe vor zwei Jahren in den leider rasch wieder entschlafenen „Akademischen Blättern" von Otto Sievers den Ausdruck „hundertjährige Druckfehler in deutschen Classikern" gebraucht und mir erlaubt, einige Stellen von Lessing und Goethe auf ihren Sinn zu prüfen und zu dessen Besserung nach philologischem Ausdruck Conjecturen vorzuschlagen. Mit denselben mögen dann die zukünftigen Herausgeber nach Belieben verfahren; denn so gewiß auch unsere Classiker die Drucklegung ihrer Werke mit einer heutzutage kaum erklärlichen Sorglosigkeit ihren Verlegern überließen, so gewiß dadurch in unsere Texte sich zahlreiche Stellen von zweifelhafter Richtigkeit eingeschlichen haben, ebenso gewiß bedarf es für den Herausgeber der Gegenwart der allerzwingendsten Gründe, um eine Aenderung des seit einem Jahrhundert überlieferten Textes sich erlauben zu dürfen. Georg von Loeper weist nun aber nach, daß Düntzer sich diese Freiheit an zahlreichen Stellen von Goethe's „Gedichten" genommen hat, nicht etwa weil dieselben in der überkommenen Fassung unverständlich sind, sondern weil ihm dieses oder jenes Wort aus stilistischen Gründen nicht zusagte. „Das ist Düntzer's durchgehende Tendenz, den Dichter zu trivialisiren, ihm das Hervorragende, Ungewöhnliche zu nehmen, die Sprache auf das «Gangbare» herabzustimmen und gleichsam überall den Wein in Wasser zu verwandeln."

Die angeführten Beispiele sind allerdings schlagend. Wenn Goethe im „Blümlein Wunderhold" schreibt:

Ich nenne mich zwar keusch und rein
Und rein von bösen Fehlen —

so druckt Düntzer frischweg „frei von bösen Fehlen", weil das „rein" aus der vorigen Zeile irrig wiederholt sei. Und so an manchen andern Stellen, während es doch zur Eigenart besonders des jungen Goethe gehörte, in seinen dithyrambischen Ergüssen sich auszustürmen, ohne auf völlige Correctheit der Darstellung oder Versbildung auszugehen, oder Wiederholungen und Ungleichartigkeiten zu meiden. Seinen Ansichten über Metrik zu Liebe, um streng gebaute Verse zu erzielen, wirft Düntzer in seinem Neudruck nicht selten ein i oder e aus, druckt also zieh'n statt ziehen, Feu'r, war'n, Ypsl'on, als ob Goethe nicht lebenslang seine Verse mehr nach der freien alten Weise der Betonung, als nach correcten Versfüßen gebaut hätte:

Wir sagen nein und dreimal nein. Der Wohlklang des Goethe'schen Worts wird überall in dieser Ausgabe solchergestalt vernichtet. In dem Logengedicht von 1825 sind sogar die Reimworte „Flüchtige, Tüchtige, Lebendige, Beständige" corrumpirt; nicht nur die ersten Drucke, auch Goethe's eigene Handschrift sowie die musikalischen Compositionen vom Hummel und Zelter ergeben die vollen Formen. Düntzer weiß es, er schreibt, sie seien „handschriftlich überliefert, aber die schließenden Daktylen sind ganz ungehörig. Goethe war eben in dieser Beziehung beim Schreiben oft äußerst ungenau". Das ist es! Goethe soll nicht ungehörig, er soll nicht ungenau sein; er ist der Schulknabe, in dessen Heften der Schulmeister Fehler nicht duldet.

Wir können nicht jede einzelne derartige Schulmeisterei des jüngsten Herausgebers von Goethe's „Gedichten", noch auch die mannichfaltigen Arten derselben verfolgen, welche Loeper mit dem scharfen Auge eines Kundigen aufspürt. Wird der Textgestaltung Düntzer's eine scharfe Rüge zutheil, so nicht minder seinen Anmerkungen, seinen Interpretationen, Lesarten, sprachlichen Entscheidungen. Die letztern, welche Loeper mittheilt, sind allerdings theilweise unbegreiflich. Noch bedenklicher erscheint es, wenn Düntzer die persönlichen Beziehungen von Goethe's Lyrik, wo nicht gerade der schriftliche Nachweis zu erbringen ist, sogar bisweilen da, wo er vorliegt, ins Allgemeine zu verflüchtigen liebt. Wenn Goethe seine Elegie „Metamorphose der Pflanzen" an Christiane richtet, so betrachtet Düntzer

die Anrede an die Geliebte nur als eine glückliche dichterische Wendung:

Wie wenig kennt doch der Ausleger seinen Dichter! Dieses großartige Liebesbekenntniß, wahr in jedem Worte, ein Erguß bewegten Herzens, die zusammengefaßte Geschichte seines Ehestandes, das ist dem Ausleger ein entschiedener Irrthum, höchstens eine dichterische Wendung. Wo der Dichter nur Erlebtes schildert, sieht jener nur Gedachtes. Damit enthüllt sich einer der Grundfehler Düntzer's, was die Seele der Goethe'schen Lyrik überhaupt ausmacht, was ihr den Stempel der höchsten Meisterschaft aufdrückt, das lebendige eigene Erlebniß in ihr zu leugnen, das Spontane seines Dichtens als ein Gemachtes, Ersonnenes, Fingirtes zu nehmen, in den Personen der Gedichte im Zweifel eher erfundene als wirkliche Menschen zu sehen und den abstracten Ausdruck dem concreten und sinnlichen vorzuziehen. Es liegt darin ein offenbares Verkennen seiner Dichternatur, ja diese wird in das directe Gegentheil verkehrt. Durch den vorliegenden Commentar blickt überall die grundsätzliche Neigung hindurch, aus Goethe's Gedichten das persönliche Moment zu entfernen oder doch es möglichst zu beschränken. Wenn Goethe, der seine sämmtlichen Gedichte der Gelegenheit zuschreibt, zur Erhärtung des Zusammenhangs seiner Dichtung mit seinem Leben mehrfach in seiner Biographie das Gedichtete heranzieht, fällt damit nicht ein Licht auf die Entstehungszeit und die in jenen Gedichten wirksamen realen Mächte? „Das Kind", spricht Düntzer, „muß aus sich selbst verstanden werden." Freilich muß es das wie alle guten Gedichte, und Goethe wäre nicht der große Dichter, hinge der Genuß seiner Lyrik von der historisch-kritischen Exegese ab. Der Charakter absoluter Poesie wird ihr jedoch durch Auffindung ihrer Quellen in keiner Weise genommen.

Wenn auf diese Weise von Düntzer in Gedichten wie: „Willkommen und Abschied", „Mit einem goldenen Halskettchen", „Jägers Abendlied" u. s. w., alle persönlichen Beziehungen verworfen, wenn sie zu allgemeinen poetischen Stilübungen herabgewürdigt werden, so wird damit freilich aller Poesie das Herz ausgebrochen:

Die Goethe's Dichtercharakter verkennende Sucht, die schönsten Blüten deutscher Dichtung in Erzeugnisse blasser Reflexion zu verwandeln, verschuldet eine ganz unbegreifliche Annahme, als ob Goethe über seine Weise zu dichten nie etwas geäußert, als ob Schiller nie etwas über sentimentalische und naive Dichtung geschrieben, die Annahme, Goethe habe als rechter Handwerksdichter einen großen Theil seiner lebendigsten Lieder verfaßt, um die Ausgaben seiner Gedichte zu füllen. Wir wissen jetzt, woher die große Menge der Lieder kommt; non olet, dachte Goethe.

Diese bittere Bemerkung ist veranlaßt dadurch, daß eine ganze Anzahl von Liedern, welche die sichtlichen Spuren einer vollkommen freien Entstehung tragen, wenn uns auch die genaue Kenntniß der Zeit ihrer Entstehung fehlt, von Düntzer als lediglich zur Erweiterung der Ausgabe, welche jene Gedichte zuerst bringt, abgefaßt betrachtet werden; darunter solch köstliche, dem Selbsterlebten entwachsene Blüten der Lyrik oder der Lebensweisheit wie: „So hab' ich wirklich dich verloren", „Verfließet, vielgeliebte Lieder", „Willst du immer weiter schweifen" u. a. „Auch das Schlußgedicht «An Lina»: «Liebchen, kommen diese Lieder», hat der Dichter ohne jede persönliche Veranlassung 1799 zur Vervollständigung der neuen Ausgabe «ersonnen», noch dazu mit «der etwas sonderbaren Wendung des Gedankens, daß Lieder gesungen werden müssen.»"

Wenn bei solchen Schulmeistereien des Interpreten gegenüber einem Dichter dem Verehrer des letztern die Quinte springt, so ist das freilich nicht zu verwundern. Daß Düntzer in seinen Erläuterungen nicht selten die Neigung offenbart, auch das ganz Verständliche eines Gedichts in eine flache Prosaauslegung umzuschreiben, und zwar nicht selten unzutreffend, wird ebenfalls durch G. von Loeper hervorgehoben und mit Beispielen belegt.

Die Zeitbestimmung mancher Gedichte ist bekanntlich eine vielbestrittene Frage, über welche auch die beiden Hohenpriester des Dichters schon früher nicht einig waren. G. von Loeper bespricht einzelne dieser Streitfragen; wir können ihm natürlich hierbei nicht folgen und nur die Bemerkung nicht verschweigen, daß uns die Feststellung des Datums der Entstehung des unvergleichlichen „Ueber allen Gipfeln" auf den 6./7. September 1780 als völlig unanfechtbar erscheint. G. von Loeper schließt seine Darlegung:

Wir lassen es hierbei bewenden, obgleich noch eine Menge anderer Gedichtserklärungen gleich Verfehltes aufweisen. Es mußte einmal gegen die ganze, sich so unangenehm breit machende Düntzer'sche Art anläßlich eines Buchs öffentlich protestirt werden, welches für die gerügten auffälligen Mängel mit nur wenigen guten und neuen Bemerkungen entschädigt. Alle vereint hätten unter die Miscellen des Goethe-Jahrbuchs sich bequem einfügen lassen. Eine Bereicherung unserer Kenntniß von Bedeutung gewähren allein die Noten zu Goethe's Logengedichten. Die Art, wie der Verfasser den Umständen ihrer Entstehung nachgespürt, verdient uneingeschränktes Lob. Wir wissen jetzt, daß die meisten derselben für Goethe's Sohn bestimmt waren, daß an ihnen der Vater den Hauptantheil hat.

Es ist nicht zu verkennen, daß in dieser „polemischen Unterhaltung", wie G. von Loeper sein Büchlein nennt, das polemische Element eine sehr erhebliche Rolle spielt und in recht scharfer Weise auftritt. Indeß ist das erklärlich, nachdem Düntzer in den „Akademischen Blättern" gleich scharf aburtheilend über G. von Loeper's Goethe-Ausgabe sich geäußert hatte. Es liegt uns fern, hier ein Urtheil über Düntzer's Bemühungen um die nähere Kenntniß von Goethe's Leben und Schriften auszusprechen; es ist ja kein Zweifel, daß seine Schriften vielfach an großer Redseligkeit, an einem lebhaften Gefühl der Unfehlbarkeit und einem daraus entstehenden absprechenden Tone leiden, welcher sich unliebsam geltend macht; sein Sichversenken in unwesentliche Einzelheiten, sein Vermuthen und Orakeln auch über das, was er nicht weiß und nicht wissen kann, hat es vielfach verschuldet, daß die zünftige Goethe-Forschung bei dem Fernerstehenden in nicht geringen Miscredit gekommen ist. Nichtsdestoweniger war und ist Düntzer einer unserer frühesten und eifrigsten Arbeiter auf dem Felde der Goethe-Philologie; wenn Wilhelm Scherer, und mit Recht, das volltönige Lob empfängt, er habe ganz der Wissenschaft sich geweiht und leider geopfert, während Düntzer nie den Saum ihres Gewandes berührt habe, wenn dem letztern geradezu „Unkenntniß in Sachen Goethe's"

vorgeworfen wird, so scheint uns dies gegenüber einem Manne, der seit vierzig Jahren zu den unterrichtetsten und thätigsten Goethe-Forschern gehört, als ein entschieden allzu schroffes Urtheil. Es ist ja immer eine unangenehme Sache um die Concurrenz, nicht blos im Kampf ums Dasein, sondern auch in der Wissenschaft; indeß jeder, der über einen Dichter wie Goethe schreibt, sollte auch gegenüber dem Widerspruch eines Mitstrebenden immer das „Erlaubt ist was sich ziemt" beobachten.

Wilhelm Buchner.

Neue Novellen und Romane.

1. Nach der ersten Liebe. Roman von Karl Frenzel. Zweite Auflage. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887. 8. 8 M.

Es gibt dermalen in Deutschland nur höchst wenige Autoren, die denselben Stempel der Vornehmheit aufweisen, wie ihn die lange Reihe von Schöpfungen, die wir Karl Frenzel verdanken, trägt. Dieselbe feine, tiefgehende Lebensauffassung, die sich in seinen kritischen Arbeiten zeigt, zeichnet auch des Autors belletristische Hervorbringungen aus. Der Erzähler Frenzel nimmt seinen Rang zwischen Heyse, Spielhagen und Gutzkow ein; die Formvollendung seiner Sprache macht ihn zu einem Rivalen Heyse's; die Wahl seiner Stoffe stellt ihn neben Spielhagen; mit seinen feinfühligen Wendungen, mit der bewunderungswerthen Schlagfertigkeit des Stils kann er mit Fug und Recht als Genosse Gutzkow's gelten. Es ist allerdings wahr: die lodernde Leidenschaft, die bei Spielhagen das Gebäude seiner Romane einzuäschern droht und das Herz des Lesers mitreißt, fehlt bei Frenzel. Manche rechnen ihm dies als Mangel an, während dies in Wahrheit nichts anderes ist als eine Eigenthümlichkeit in Frenzel's Veranlagung, die wir hinnehmen und beurtheilen müssen, so wie sie ist, und nicht wie sie sich der einzelne wünscht. Wenn man Frenzel's literarischen Charakter in Bezug auf dessen erzählende Thätigkeit betrachtet, in jener objectiven Art, die das wichtigste Element eines Urtheils bildet, so kommt man zu dem Resultat, daß es eine subjective Willkür, eine Ungerechtigkeit ist, von einem Autor eine Eigenschaft zu begehren, die, falls sie bei ihm wirklich aufträte, nur störend wirken und seiner Physiognomie einen fremdartigen Zug geben würde. Die Schöpfungen Frenzel's haben, soweit ich dieselben bisjetzt kennen gelernt, sämmtlich eine gewisse eigenthümliche Atmosphäre, und das ist ein Vorzug, den nur berufene Erzähler aufweisen; in dieser Atmosphäre können die Gestalten nur so existiren, wie sie der Autor schildert. Da ist keine vorlaute Leidenschaft, kein himmelanstürmendes Gefühl, kein gigantisch-phantastisches Innenleben; da ist nichts von jenen übertriebenen seelischen Affecten zu lesen, die man als „unwahrscheinlich und romanhaft" bezeichnet. Ebenso wie ein Gemälde von Max, Makart, Böcklin, eine Zeichnung von Oberländer, von Schlittgen sofort wegen ihrer Originalität erkennbar ist, tragen die Erzählungen Frenzel's von der ersten bis zur letzten Seite einen gewissen Typus. Ich möchte diesen Typus mit einem Edelopal vergleichen, einem milchweißen Stein, der aber ein wundervolles Feuer wirft. Mit diesem Vergleich möchte ich angedeutet haben, daß, wie der Stein, so auch die Novellen für den ersten Moment etwas Farbloses, monoton Weißes haben, aber daß durch die Grundfarbe ein Spiel schimmernder Farben schießt. Die Helden Frenzel's haben, weil sie nicht gleich den Mund voll nehmen und über allerlei Schmerzen klagen oder nicht gleich in die abenteuerlichsten Situationen gerathen, für manche Leser etwas Graues, Mattes an sich; aber durch den Nebel der Alltäglichkeit blinken plötzlich blühende Landschaften, und wenn man diesen scheinbar kalten, vornehmen Leuten den Puls fühlt, so sieht man, daß auch ihr Herz fieberhaft schlägt, und wenn man sich die Mühe nimmt, sie näher kennen zu lernen, so macht man die Entdeckung, daß auch sie lieben und hassen, ringen und streben, denken und fühlen, und vielleicht tiefer als manch andere, die lange Tiraden über ihr Leid und ihre Lust loslassen. Und nun sind wir bei dem Standpunkt angelangt, von dem aus wir am richtigsten und klarsten Frenzel beurtheilen. Die Welt, in welche der Autor uns versetzt, ist genau so wie die wirkliche, denn diese kennt Frenzel wie selten jemand; die Probleme, die er uns vorführt, sind interessant und mit bemerkenswerther Virtuosität componirt und durchgeführt. Erstaunlich ist die Mannichfaltigkeit der Scenerie, die Menge der Personen, von denen eine jede einzelne scharf charakterisirt ist. Was uns in der sonst sichern und fein zugeschliffenen Technik hin und wieder bedenklich erscheint, ist der Umstand, daß Frenzel oft bei bedeutsamen tragischen Momenten stehen bleibt und in die Vergangenheit zurückgreift, um manches zu erklären und nachzuholen. Statt daß die Handlung vorwärtsschreitet, werden wir gezwungen, rückwärts zu sehen. Allerdings könnte man mir entgegnen, daß meine Forderung nur in Bezug aufs Drama eine gerechtfertigte sei, für die erzählende Dichtung aber nicht erfüllt zu werden brauche; zugegeben, daß diese Entgegnung vom ästhetischen Standpunkt aus meinen Einwand entkräftet, so ist es doch für das Gefühl des Lesers unangenehm, wenn ihm der Autor manchmal gerade an jener Stelle, wo seine Phantasie einen raschern Flug nehmen will, ein bannendes Halt zuruft. Abgesehen von dieser Eigenthümlichkeit in Frenzel's Technik, mit der wir uns nicht einverstanden erklären können und die zum Glück nicht häufig auftritt, bieten dieses Autors Romane für junge Erzähler, die ernstlich bestrebt sind, noch etwas zu lernen, ein wichtiges und interessantes Material.

Anlaß zu diesen Bemerkungen gab uns der oben angezeigte jüngste Roman Frenzel's „Nach der ersten Liebe“; das Problem, das sich der Autor stellte und welches er in ungemein glücklicher Weise gelöst hat, ist von so vielen Erzählern benutzt worden und kann dennoch nicht alltäglich oder abgearbeitet genannt werden. Seine reiche Erfindungsgabe zeigt sich schon darin, daß er in einem Werke dieses Problem in mehrern Fällen behandelt. Die Beziehungen, in welche diese einzelnen Fälle zueinander gelangen, ohne aber ineinander zu verschwimmen, geben nicht nur ein kunstreich componirtes Ganzes, sondern lassen auch jeden Fall für sich bedeutsam und in klarem Lichte hervortreten. Frenzel führt uns vier Gestalten vor, in deren Herzen theilweise das berauschende und verzehrende Glück der ersten Liebe verzittert ist, theilweise entsteht und ihre Wirkungen auf das Gemüth und das Schicksal der Helden ausübt. Mit der Sicherheit eines Weltweisen und dem philosophischen Tiefblick des Dichters zeigt er uns, wie vielgestaltig der Einfluß einer großen ersten Leidenschaft sein kann, und den Lessing'schen Grundsatz, die Schönheit durch ihre Wirkung zu schildern, auf die Liebe anwendend, versetzt er uns in die Gefühlswelt einiger Personen, in welcher das erste Gewitter der Liebe ausgetobt und die herbstlich kühle Luft der Resignation weht. Eine gräfliche Witwe, welche „noch immer schön ist“ und mit raschem Schritte dem „Zeitalter des Johannistriebs“ zueilt, liebte in ihrer frühen Jugend, als sie noch eine talentvolle Bühnenkünstlerin war, ihren Spielgenossen, ehlichte aber nach manchen trüben Erfahrungen mit dem Gegenstand ihrer zweiten Liebe einen Grafen, und tritt in die Handlung bereits als beschauliche Witwe ein; ein etwas abenteuernder Verwandter ihres Gemahls weilt bei ihr auf Besuch; er angelt nach dem Herzen der Witwe, um kraft ihres Reichthums von nun an behaglich das Leben genießen zu können — seine Eroberungsgelüste haben aber einen unerwarteten Erfolg, denn es verliebt sich in ihn die junge interessante Ziehtochter der Gräfin, die in Wahrheit ihre illegitime Tochter ist; daneben tritt ein junger Theolog auf, welcher mit blinder Leidenschaft dem jungen Mädchen, das ihn von sich stößt, angehört; schließlich taucht der Gräfin Jugendgeliebter auf und erweckt in deren Herzen Gefühle, die sie schon lange erloschen geglaubt. Diese kurze dürre Charakteristik der vier Hauptpersonen genügt, um die buntbewegte, vielfach verschlungene Handlung erkennen zu lassen. Diese zu erzählen kann nicht Zweck meiner Zeilen sein; ich darf nur verrathen, daß der abenteuernde Verwandte die bezweckte Geldheirath nicht macht, aber seiner materiellen Sorgen enthoben wird; daß das junge Mädchen nach geheilter Leidenschaft den Jugendgenossen der Gräfin heirathet, daß die letztere aber entsagt und der leidenschaftliche Theolog, nachdem er sich lächerlich gemacht hat, spurlos vom Schauplatze der Begebenheiten verschwindet. Man wird vielleicht durch diesen Schluß überrascht sein, und doch ist nichts für den Leser des Romans unwahrscheinlich, alles ergibt sich consequent nach dem Maßstabe des wirklichen Lebens. Der Mensch ist ein anderer vor der ersten Liebe, ein anderer während derselben und ein anderer nach ihr; diesen Satz, glaube ich, wollte Frenzel dichterisch gestalten. Sein Buch „Nach der ersten Liebe“ ist eine bedeutsame, interessante Leistung auf dem Gebiete des eigentlichen Romans; selten hat übrigens ein Autor so geschickt die Grenzen zwischen Roman und Novelle gezogen wie Frenzel; man lese nur den eben besprochenen Roman und seine Novelle „Der Schmuck des Inka“ (kürzlich im zwölften Bande des Heyse'schen „Novellenschatzes“ erschienen). Im Roman wird ein Problem von den verschiedensten Seiten aus behandelt, in der Novelle irgendein interessantes Ereigniß knapp und straff erzählt. In jener Novelle handelt es sich um einen räthselhaften Diebstahl: die Braut eines reichen Kaufmanns läßt am Hochzeitsabend ihren Schmuck, ein ungemein werthvolles, historisch interessantes Geschmeide verschwinden, um damit ihren Geliebten aus der peinlichen finanziellen Noth zu helfen; diese That, die ihr die herbsten Gewissenskämpfe verursacht, bewirkt aber, daß sie ihren ungeliebten Gatten, dem sie eigentlich gezwungen die Hand gereicht, achten und lieben lernt. Das Ganze, im lebhaftesten Ton, in den brennendsten Farben gehalten, ist eine vorzügliche Novelle.

2. Blitz und Stern. Novellen von Otto von Leixner. Zweite Auflage. Berlin, Janke. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.

Zündender Blitz und leuchtender Stern, sie sind Gleichniß der Liebe:
Schnellauflodernde Glut, welche das Herz dir versengt —
Liebliches, tröstendes Licht, das den Himmel zur Erde hinabbringt,
Segen und Fluch des Geschicks, sagt dir das nämliche Wort.
Möge dir nimmer als Blitz die Liebe verwunden die Seele,
Strahle sie dir als ein trostbringender, freundlicher Stern!

Mit diesen schönen Distichen leitet Otto von Leixner seine Novellen ein, in denen meist ein düsterer Ton herrscht; nur in einer der fünf Novellen wird von jener Liebe berichtet, welche dem Menschen als trostbringender Stern strahlt, in den übrigen Erzählungen versengt die Liebesglut das Herz der Menschen und weiht sie einem tragischen Untergang. Allerdings entläßt uns der Autor nie in trostloser Stimmung; jener milde Hauch der Versöhnung, jener unerklärliche harmonische Ausklang, welche zu den nothwendigsten Bedingungen eines edeln Kunstwerks gehören, finden sich auch in diesem Bande, welcher das traurige Schicksal so mancher vortrefflichen Menschen in sich vereinigt. Die beiden ersten Erzählungen sind Kunstnovellen; „Die Adja“ behandelt die verzehrende Liebe eines Zigeuners zu seiner Wohlthäterin, einer vornehmen blasirten Dame, die zur Abwechselung den jungen Musiker eine kurze Zeit liebt, ihn nach Paris mitnimmt, wo er große künstlerische Triumphe feiert, und ihn dann achtlos zur Seite schiebt. Er, auf den Tod verwundet, wandert nach Hause und haucht sein Leben aus. Noch tiefer berührt uns „Die Eumenide“, welche von einem herben, unsäglich

traurigen Künstlerlos erzählt. Ein hochbegabter junger Bildhauer ringt wie ein Titane mit dem Leben; alles steht ihm hindernd im Wege; er überwindet zwar die meisten Schwierigkeiten, aber auf Kosten seines verrathenen Herzens und des äußern Glücks. Leixner wanderte in dieser Novelle einen gefahrvollen steilen Weg, den, ohne zu straucheln und zu stürzen, nur ein routinirter echter Erzähler durchschreiten darf. Und ihm ist es doch gelungen, seine Geschichte klar und ergreifend zu erzählen. Man athmet nach diesem Nachtstück menschlicher Tragik auf bei der Lektüre der folgenden Pièce: „Die Fälle Hymens"; hier schlägt Leixner schalkhafte Töne an; ein feiner Humor geht durch diese Novelle, welche die Umwandlung eines blasirten Menschen zum liebenden Bräutigam und zum treuen Gatten behandelt. Auch dieses nicht so leicht zu lösende Problem hat er vortrefflich zu beantworten verstanden. Von den beiden kurzen Schlußnovelletten „Das Vermächtniß" und „Der Abt" ziehen wir die erstere vor. Auch hier entrollt uns der Verfasser ein elendes Menschenschicksal mit wunderbar ergreifendem Ausgang. Poetisch genommen ist diese Skizze von besonderm Werthe. „Der Abt" erzählt von einer unglücklichen Liebe, welche das Leben zweier Menschen zerstört. Dem Buche muß Vielseitigkeit der Stoffe, sichere Charakteristik, edle feine Sprache und stets ein tiefer Grundgedanke nachgerühmt werden. Sein spannender Inhalt wird ihm zahlreiche Leser sichern, und selbst das anspruchsvollste Publikum wird auf Grund dieser Novellen den Erzähler Otto von Leixner, von dem wir eine andere Schrift weiter unten anzeigen, schätzen und lieben lernen.

3. Kleine Bilder von Johannes Trojan. Ernstes und Heiteres. Minden, Bruns. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.

In Berlin, wo gegenwärtig die verschiedensten, einander auf Leben und Tod befehdenden Literaturströmungen den Wall traditioneller Anschauungen bald beschützen, bald unterspülen wollen, leben, unbekümmert um die literarischen Kämpfe rings um sie, zwei Schriftsteller, als wären sie von einer dichten Hecke umgeben, schaffen sorglos und fröhlich, und was sie uns bieten, hat nichts zu thun mit dem Geschrei des Tags, nichts mit den Bestrebungen der Gegenwart. Es sind dies Heinrich Seidel und Johannes Trojan, zwei in ihrer anspruchslosen Sinnigkeit, gemüthlichen Hingabe an die Natur wahlverwandte Autoren. Diesmal wollen wir das Publikum nur auf die neueste Gabe Trojan's aufmerksam machen, welche die Gunst des Lesers in hohem Maße verdient. Die „Kleinen Bilder" bestehen aus circa dreißig Skizzen, deren jede einen höchst geringen Umfang hat. Aber welche Fülle von liebenswürdiger Ironie, Schalkhaftigkeit, Gemüthlichkeit ist hier vereinigt. Trojan scheint die Natur mit hundert Augen angesehen, so vielseitig, so scharf sind seine Naturschilderungen; manchmal gemahnt er an Storm, manchmal an Stifter, abzusehen von seiner Wahlverwandtschaft mit H. Seidel; manchmal glaubt man, eine Fortsetzung des allerliebsten „Schatzkästleins" von Hebel zu lesen — und doch ist Trojan, trotz all dieser angeführten Namen, eine Physiognomie für sich, namentlich wenn er seine geradezu erstaunlichen botanischen Kenntnisse entrollt; hierin dürfte er sogar manchen Professor übertreffen. Es wird einem so heimlich, so traut zu Muthe bei seinen Skizzen, als läse man alte Märchen, die man von Großmütterlein vor Zeiten in der Dämmerstunde gehört hat. Es sind köstliche Filigran-Arbeiten, mit denen uns der Poet beschenkt; es würde mich in Verlegenheit setzen, wenn ich einige als Muster nennen wollte; denn alle sind ihrem Wesen nach gleich vortrefflich; aber zur Illustrirung meines Lobes sei es mir gestattet, eine ganz kleine Skizze hier abzudrucken, und ich bin überzeugt, jeder Leser wird meinen Worten beipflichten:

Von der Johannisnacht.

In der Johannisnacht kann man manches sehen und erfahren, was einem lieb oder auch unlieb ist. Schon am Abend kann man, wenn man sich in größerer Gesellschaft befindet, mitunter seinen künftigen Liebsten oder seine künftige Liebste sehen. Das Genauere, welcher oder welche der Anwesenden es war, pflegt sich eben oft erst über Jahr und Tag herauszustellen. Ferner bringt es keinen Schaden, ein Kränzlein von siebenerlei Kräutern zu binden. Jungen Frauenzimmern, wenn sie ein hübsches Gesicht haben, steht das gar nicht übel zu Haupte. Auch hat es viel für sich, am Johannisabend mit einer Wünschelruthe auszugehen; ein tüchtiger Stock ist aber doch für alle Fälle besser. Wenn einer nicht viel Grütze im Kopfe hat, so kann er in der Johannisnacht einen dummen Teufel sehen, und braucht dazu weiter nichts als ein Licht und einen Spiegel. Vor allem aber ist das Alräunchen am besten in der Johannisnacht auszuheben. Man findet es zwischen Tunis und Konstantinopel an der Stelle, wo der hohle Weidenbaum steht, rechts von dem Wegweiser mit dem abgebrochenen Arme. Man muß aber genau um Mitternacht dort sein. Wer sich aber nicht fürchtet, und stellt sich um Mitternacht an einen Kreuzweg, in der Hand ein Ei, in das zwei Löchlein gebohrt sind, und wartet da, bis ein Wirbelwind kommt und ihm das Eilein säuberlich ausbläst: der kann, wenn's Glück gut ist, Dinge erleben, von denen wir hier nichts verrathen wollen, um niemand die Ueberraschung zu verderben.

Ist das nicht eine allerliebste Verspottung des Aberglaubens?

4. Abälard und Heloise. Eine Geschichte aus dem 12. Jahrhundert von Ludwig Schabinger. Karlsruhe, Reiff. 1887. 8. 2 M.

Der Verfasser hält von einer poetischen Bearbeitung der Liebesgeschichte Abälard's und Heloisen's sehr viel und führt zum Beweise hierfür an, daß sie in England und Frankreich längst Gegenstand dichterischer Verherrlichung geworden ist. Schabinger will sonach mit Pope und Rousseau in die Schranken treten. Nun, poetischen Werth hat sein Opus wol kaum, aber es ist recht gut gemeint, und namentlich wird es dem, der die Geistesrichtung jener Zeit kennen lernen will, mancherlei Dienste leisten; die historische Einkleidung ist recht hübsch, der Ton etwas zu salbungsvoll. Das Buch wird sicherlich in einigen Kreisen Verbreitung finden, allerdings kaum als Unterhaltungslektüre.

5. Herbstfäden. Scherz und Ernst von Otto von Leixner. Berlin, Janke. 1886. 8. 5 M.

Auf seine vorjährigen, von der Presse mit besonderm Beifall aufgenommenen Skizzen und Essays „Randbemerkungen eines Einsiedlers“ läßt Otto von Leixner eine zweite Sammlung unter obigem Titel erscheinen. Wir haben es oftmals öffentlich betont, daß wir die Sitte, Zeitungsaufsätze in einem Buche herauszugeben, falls dieselben nicht einem besondern tendenziösen oder actuellen Zwecke entsprechen oder an und für sich einen über den Tag hinausgehenden Werth haben, für einen Unfug halten, haben aber stets jene Fälle, wo obige Bedingungen erfüllt sind, gelten lassen. Auch hier befinden wir uns in der angenehmen Lage, eine solche Sammlung willkommen zu heißen, um so mehr, da sie viel zum Gesammtbild eines Autors beiträgt, der mit Recht eine angesehene Stelle in der literarischen Welt einnimmt. Leixner ist ein ehrlicher, aufrichtiger Schriftsteller, der mit der ganzen Kraft seiner Ueberzeugung, seines Wissens, seiner productiven Begabung für das Hohe und Gute sowol in der wirklichen Welt als in der imaginären der Literatur eintritt, mit scharfem Auge beobachtet, das Schlechte und Verwerfliche mit ätzendem Spotte geiselt und mit bewunderungswürdigem Spürsinn immer jene Stelle zu erfassen weiß, wo der von ihm bekämpfte Gegenstand wirklich verwundbar ist. Das Buch zerfällt in folgende Abschnitte: „Aus dem Leben“, „Randbemerkungen in Reim und Prosa“, „Fabeln“, „Zur Literatur“, „Zur Malerei der Gegenwart“. Trotzdem mir das Meiste in diesem Buche von früher her bekannt war, habe ich es dennoch mit vielem Vergnügen wieder gelesen. Im ersten Theile haben mich besonders „Höflichkeit und Wahrheitsliebe“, „Geselligkeit und Gesellschaftelei“, „Ein Optimist“, „Auch ein Pessimist“ besonders angesprochen; ein tiefes Gemüth, ein mannhafter Charakter leuchtet durch alle diese genannten und die übrigen Aufsätze hervor. Mit einigen der „Randbemerkungen in Reim und Prosa“ wollen wir den Leser selbst bekannt machen:

In dem Geiste der meisten Menschen sitzt mindestens ein ganz kleines Päpstlein, welches sich für unfehlbar hält. Die Thoren päppeln es mit Eitelkeit auf; die nach Weisheit streben, versuchen es auszuhungern. Willst du ein Ziel erreichen, dann arbeite mit demselben heiligen Ernst, mit welchem ein Kind, die Welt um sich vergessend, spielt. Es gehört viel mehr Geist zu einer musterhaften Gattin und Mutter als zu einer gelehrten Frau. Jeder, welcher ehrlich einem sittlichen Leitbilde nachringt, hat heute vielen Menschen gegenüber einen schwierigen Stand. Ist er mild und wohlwollend, so hält man es für Berechnung; Bescheidenheit gilt als versteckter Hochmuth, offenes Urtheil für verbitterte Gereiztheit und ruhiger Stolz für Selbstüberhebung. Wem es so geht, der lasse sich nicht beirren. Bleibt er sich treu, so gewinnt er doch in jedem Jahrzehnt vielleicht einen echten Freund, und hat er nur drei solche sich errungen, so läßt es sich im Leben schon aushalten.

In diesen Sprüchen und den darauffolgenden Fabeln steckt so viel wirklicher Geist, sind mit wahrhaft verschwenderischem Reichthum so viel Gedanken aufgestapelt, daß man damit einige Dutzend Romanschriftsteller speisen könnte. Aus dem Abschnitt „Zur Literatur“ scheinen mir die Erörterungen über „Familienblätter“, „Dilettantismus“, „Aesthetik des Romans“ am treffendsten zu sein. Ungemein interessant und instructiv sind die Schlußaufsätze zur „Malerei der Gegenwart“. Wie schon aus diesen wenigen Daten hervorgeht, ist das Buch von großem gedanklichen Inhalt, von einer erstaunlichen Mannichfaltigkeit der Themen und einer großen Beweglichkeit der Auffassung modernen Lebens. Da blendet uns nichts, täuscht uns nichts; alles ist solid und gleicht der vornehmen Eleganz eines Patricierhauses, das mit seinem Reichthum nicht flunkern will, aber in würdiger Weise seinen Herrn repräsentirt und die Gäste aufnimmt. Man scheidet von dem Buche mit vollster künstlerischer Befriedigung und dem Gefühl wahrer Achtung vor dem Autor. Ernst Wechsler.

Dichtungen aus Steiermark.

1. Blätter im Winde. Neuere Gedichte von Robert Hamerling. Hamburg, J. F. Richter. 1887. 8. 5 M.

Man hat dem berühmten Dichter des „Ahasverus in Rom“ den Vorwurf gemacht, daß er selten mit einem neuen Werke vor das Publikum trete, und in diesem Vorwurfe liegt bei der heutigen schreibseligen Zeit eigentlich eine Art Schmeichelei. Hamerling hat wirklich keine endlose Reihe von Büchern aufzuweisen, wie sie die Hast der heutigen Poeten jahraus jahrein auf den Markt wirft. Aber jedes seiner Werke ist eine vollkommene bis ins kleinste ausgeführte Arbeit, die in jedem Zuge den Künstler verräth; nie ist in derselben ein Strich zu viel, nie einer zu wenig. Gedankentiefe und Formvollendung sind die Eigenschaften, welche jeder der größern Dichtungen, welche selbst der kleinsten Strophe des Poeten als Charaktereigenthümlichkeiten anhaften, der kein Werk dem Drucke übergibt, das er nicht selbst wieder und wieder geprüft und mit seinem eigenen Imprimatur versehen hat. Rechnen wir die Cyklen von Dichtungen, welche allerdings auch lyrischen Charakter tragen, die aber doch ein zusammengehöriges Ganze bilden („Schwanenlied“ u. s. w.) ab, so liegt ein einziger Band lyrischer Gedichte in der 1859 erschienenen Sammlung „Sinnen und Minnen“ vor, und jetzt erst, 28 volle Jahre später, bietet der Dichter neuere Gedichte in dem Buche „Blätter im Winde“, das soeben erschienen ist.

Wenn wir dieses Buch des uns lieb gewordenen Sängers, der sich seitdem längst die erste Stelle unter den deutschen Poeten Oesterreichs, ja einen hohen Rang unter den Dichtern ganz Deutschlands erstritten, durchlesen, so

steht der Charakter des Autors in derselben edeln Weise vor uns wie bei der Lektüre seiner ältern Poesien; formschön gegliederte Strophen preisen Schönheit und Liebe und bieten zum großen Theil ernste tiefe Gedanken, die der Dichter im Laufe der Jahre dem edeln Liede vertraut und hier niedergelegt hat. Wol ist der elegische Zug, welcher alle Dichtungen Hamerling's durchweht, auch hier manchem Gedichte aufgeprägt und vielleicht mehr als in früherer Zeit, aber dem sinnenden Gemüthe wird er wohlthun und das Herz bestricken. Und ein besonderes Moment tritt uns noch aus dem zierlich ausgestatteten Bande entgegen, ein warmes nationales Fühlen für sein deutsches Vaterland und Volk; ohne politischer Dichter zu sein, läßt uns Hamerling in den „Drei Prologen", welche zu Gelegenheitsdichtungen in des Wortes bester Bedeutung gehören, in dem „Straßburgerlied", in dem „Deutschen Lied am Rhein", in dem prächtigen Hymnus „An das deutsche Volk", einen tiefen Blick in sein Inneres thun und die Begeisterung erkennen, welche darin für seine deutsche Nation glüht. Wie lieb er aber auch sein engeres Vaterland hat, zeigen die Strophen des „Deutschen Liedes in Oesterreich", seinen loyalen österreichischen Sinn hat er nicht minder in mehrern Dichtungen („Habsburgfeier in Steiermark" u. s. w.) offenbart, wol die schönsten und schwungvollsten, welche seit Jahrzehnten in dieser Richtung zur Veröffentlichung gelangt sind.

Wie in allen frühern Werken des Dichters finden wir auf vielen Seiten auch dieses jüngsten Buchs jene tiefe Empfindung für die classische Schönheit, zu deren Preis er so klangvolle Töne anzuschlagen versteht, welcher er begeisterte Verse widmet. Dieser tief ausgeprägte Schönheitssinn weist auf das Erfassen antiken Denkens in seinen idealsten Momenten hin, und selbst der leise Zug von Sinnlichkeit, der sich in einigen der melodischen Liebeslieder, wie „Küsse", „An Miranda", „Morgenidylle", kundgibt, steht dem Poeten gar wohl an, welcher sich auf so echt antikpoetischen Standpunkt gestellt hat. Von Interesse sind auch die aphoristischen Spruchgedichte zu Anfang und zu Ende der Sammlung, die uns manchen überraschenden Einblick in Hamerling's Denken und Fühlen gewähren; es klingt gar bitter, wenn ein Dichter wie Hamerling die Verse niederschreibt:

Mir ist schon längst die ganze Lust
Am Lob der Welt verleidet:
Nicht was du schaffst, nicht was du thust,
Nur was du bist, entscheidet.

Mit Wehmuth muß es jeden erfüllen, der die liebliche Apostrophe „An ein Kind" durchgelesen, welche mit der Strophe schließt:

Sei gesegnet, letzter Strahl
In erloschnem Glanze!
Letzte Blüte, letztes Grün
In verwelktem Kranze!

Es ist dies eins der ergreifendsten Gedichte der ganzen Sammlung. Noch sei der Dichtungen dieses Bandes gedacht, welche einen epischen Charakter an sich tragen und die in so plastischen Bildern Situationen und Personen zu zeichnen verstehen, so die Liebesepisode „Marie" oder das herrliche Bild „Correggio", ein Meisterwerk in Versen, als hätte der Dichter selbst dem Künstler in leuchtenden Farben seine Technik abgelauscht und doch wieder den düstern Hintergrund dazu componirt, in dem das Poem ausklingt. Zahlreich sind die Strophen und Gedichte, welche uns daran gemahnen, daß Hamerling nunmehr ein halbes Menschenalter sein Heim in der schönen Steiermark aufgeschlagen, so das „Stiftinghaus", in welchem er dieses Sommerheim selbst besingt, das Gedicht „Dichterlos" zu Ehren des steiermärkischen Dichters C. G. von Leiten, die „Quellnymphen von Radegunt", „Nach einer Aufführung der Antigone", „Zur Eröffnung des Stephaniensaales in Graz" u. s. w. Das Bruchstück aus der Tragödie „Panther und Wölfin", welches den Band abschließt, zeichnet eine eigenthümliche poetisch-dramatische Scene, welche gewiß in jedem Leser das Verlangen erweckt, diese Tragödie bald als Ganzes genießen zu können. Möge der Dichter mit seinen Werken weniger zurückhaltend die Verehrer der deutschen echten Poesie bald wieder mit einer neuen dichterischen Gabe erfreuen; die interessanten Skizzen seiner Selbstbiographie, die er in Rosegger's „Heimgarten" veröffentlicht hat, deuten an, daß er auch in dieser Richtung noch werthvolle Gaben in seiner Mappe verborgen hält.

2. Liebesmärchen von Emil Ertl. Leipzig, Liebeskind. 1886. 8. 4 M.

In liebenswürdiger Weise führt sich durch das vorliegende hübsche Buch ein jüngerer Dichter der Steiermark ein. Daß dem Verfasser dieser anmuthigen und sinnigen Märchen ein reicher Born der Poesie quillt, zeigt die Wahl der Stoffe wie die Anlage und Durchführung der einzelnen Gedichte. Wie frische Alpenluft weht es durch die meisten dieser Märchen, welche allerdings nicht für Kinder, sondern für den gereiften Leser oder noch besser für die empfängliche Leserin bestimmt sind. Durch die einfache zu Herzen dringende Sprache weiß Emil Ertl ebenso wie durch die zierliche Detailmalerei und durch hundert sinnreiche Züge zu fesseln und das Gemüth desjenigen zu gewinnen, der sich in des Dichters duftige Märchenwelt versenkt. Die Erzählung selbst ist schlicht und einfach, gewinnt aber eben deshalb das Gemüth, und gerade die Anspruchslosigkeit ist ein besonderer Vorzug dieser hübschen Dichtungen, welche an die schlichte Einfachheit unserer Volksmärchen gemahnen. Damit ist übrigens durchaus nicht gesagt, daß der Verfasser arm an Erfindung sei. Ein buntes reichbewegtes Leben vielmehr führt er uns vor, und die freundlichen Gestalten der Hirten- und Waldkinder, welche er zu Helden seiner Dichtung erhoben, stehen in schönem Einklang mit den anmuthigen Schilderungen des Waldes und der Berge, in deren Gebiet er zumeist die Handlung verlegt hat. In

den verschiedensten Variationen weiß er die Töne des Herzens erklingen zu lassen und das Liebesleben in zarten Umrissen zu entwerfen. Manch zierliches Naturbildchen erhöht dann den Reiz der Schilderung des Aufkeimens stiller Liebe in der Tiefe des Gemüths und der Erzählung von dem Zueinanderneigen zweier Herzen schlichter Naturkinder. Dazwischen wirken die Gestalten der deutschen Sage und des deutschen Märchens mit ihrem geheimnißvollen Zauber. Von den einzelnen zehn Märchen des Buchs sei insbesondere hervorgehoben „König Bitterwurzel", worin in anmuthiger Weise der Satz erwiesen wird, daß die Liebe alle Hindernisse zu besiegen weiß, durch die Geschichte des liebenden Hannes, welcher dem bösen Erdgeist König Bitterwurzel zum Trotz die schweren Aufgaben vollbringt, welche ihm dieser gestellt, und sein geliebtes Mädchen dadurch aus der Macht dieses Geistes erlöst. Durch zarte Innigkeit ist „Dornröschen" ausgezeichnet, und das „Herz aus Eisen" läßt uns in der Erzählung von dem Schmied, der sich ein eisernes Herz einsetzen ließ, erkennen, daß selbst ein schmerzerfülltes leidendes Herz für den Menschen besser ist als ein starres unempfindliches eisernes. Daß die Liebe auch ohne Geld und Gut gar viel der Seligkeit birgt, zeigt die Märe „Rübezahl", worin das liebende Paar der Wuth des erzürnten Geistes zu spotten und seine Gaben zu entbehren vermag. Die Geschichte „Der Stöckelvater" aber belehrt in sinniger Weise, wie echte und wahre Liebe unvergessen und mit gleicher Wärme im Herzen thront, auch wenn Jahre über dasselbe hingezogen sind. Die alten Leute, welche so lange geharrt, bis sie das Geschick zusammengeführt, haben Jahre hindurch ihre Liebe treu im Herzen bewahrt, und insbesondere die Zuversicht der Lenni zum Stöckelvater — zu dem Bilde des Heilandes am Marterpfahl — wird keinen Leser der Dichtung ungerührt lassen, wenn diese auch auf die Bezeichnung eines „Märchens" eigentlich am wenigsten Anspruch erheben kann. Auch die übrigen Gedichte des Bandes: „Das größte Leid", „Duseldumm und Augentrost", „Himmelsschlüssel", „Das scheue Reh" und „Waldtöchterchen", zeugen ebenso von der Phantasie des Verfassers wie von dem Geschick desselben, seine Herzensgeschichten in das Märchengewand einzukleiden. Besondere Aufmerksamkeit in dem elegant ausgestatteten Buche verdienen die schönen Zeichnungen von Kunz Meyer, welche, heliotypisch wiedergegeben, so recht dem Geiste der Dichtungen entsprechen und eine Reihe überaus lieblicher Gestalten vorführen, welche dem Text zur wahren Zierde gereichen.

3. Steiermärkisches Dichter-Buch. Herausgegeben von K. W. Gawalowski. Graz. 1887.

In dem Bande, welchen K. W. Gawalowski, als Verfasser sinniger Lieder und poetischer Erzählungen bekannt, unter obigem Titel herausgegeben hat, finden wir eine Zahl der hervorragendsten poetischen Talente, die entweder schon länger in der Steiermark weilen oder dem Lande durch ihre Geburt angehören, vertreten, daneben lenken auch einige neuere Namen die Aufmerksamkeit auf sich. Dieses Buch will überhaupt eine Uebersicht des gegenwärtigen Standes der deutschen Poesie im Lande bieten und erreicht diese Absicht auch vollkommen durch die darin fast ausschließlich zum ersten mal zum Abdruck gelangten Beiträge, von denen die meisten besonderes Interesse erregen werden. So hat der greise Karl G. R. von Leitner mehrere Gedichte aus verschiedenen Lebensperioden beigesteuert, eine Ballade „Attila von Aquileja" (von 1826), welche den trefflichen Balladendichter kennzeichnet, das prächtige von so warmer deutscher Gesinnung zeugende Lied „Des Wanderburschen Abschied von Straßburg" (1857), ein Gedicht „Aufblick" (1883), ein Märchen „Der Verlobungsring" (1886) und zwei kleine Stücke „Himmelsleiter" (1886) und „Genüge" (1886). Das letztere Poem des sechsundachtzigjährigen Sängers, wol des ältesten unter den deutschen Poeten, lautet:

> Es tönen gar viele der Lieder
> Hinaus in des Marktes Gedränge;
> Doch wenige hallen nur wider
> Im Herzen der lärmenden Menge.
> So mag denn verwehn im Getümmel der Luft
> Mein Lied auch! Ich weiß doch dies Eine,
> Das meine
> Tönt frei mir und warm aus der Brust.

Leitner hatte lange, bevor die jetzige Generation erstanden war, schon durch seine Lieder und Balladen die Aufmerksamkeit von Deutschland auf sich gezogen: möge dem greisen Sänger gegönnt sein, noch manches Jahr im Kreise der Jüngern ihnen zum Vorbilde zu dienen und seine Freunde mit dem einen oder andern Liede zu erfreuen.

Von Robert Hamerling bringt das „Dichterbuch" einen interessanten Beitrag, die Bruchstücke des „Schwanenlieds der Romantik" in älterer Fassung, nämlich in Canzonenstrophen und in Hexameterform. Man ersieht daraus, mit wie feinem Gefühl der Dichter seine Arbeiten häufig umformte, bis sie die letzte Gestalt erhielten. Die schwungvolle Diction und die glänzende Phantasie Hamerling's treten übrigens auch in diesen ältern Bearbeitungen hervor, welche zur Vergleichung mit dem publicirten Text in der Nibelungenstrophenfrom von hohem Interesse erscheinen. Von P. K. Rosegger finden wir einige Gedichte in hochdeutscher Sprache und einen seiner köstlichen Dialektschwänke in steirischer Mundart. Wilhelm Fischer ist durch ein Bruchstück „Frau Wasolde" aus einer größern epischen Dichtung vertreten, in welchem eine gesunde Romantik zur Geltung gelangt. Faust Pahler, der so lange geschwiegen, hat einige lyrische Gedichte voll zarter Empfindung, die junge begabte Dichterin Sophie von Khunnberg liebenswürdige Lieder, darunter eins „Der Mutter R. Hamerling's zum achtzigsten Geburtstage", beigetragen. Vornehm in der Diction und Durchführung erscheinen die Poesien von Friedrich Marx sowie von Albrecht Graf Wicken-

burg, und die schönen hochdeutschen Lieder von Hans Gensberger lassen bedauern, daß der sinnige Poet nicht schon eine größere Sammlung seiner ähnlichen Dichtungen veranstaltet hat. Bekanntlich liegen von Gensberger aus der letzten Zeit mehrere hübsche Sammlungen von steirischen Dialektpoesien vor. Auch in dem „Dichterbuch“ hat er einige heitere Lieder in der Mundart seiner Heimat veröffentlicht. Thomas Schlegel, der Verfasser einiger größerer epischer Dichtungen voll Kraft und Leben ist durch Gedichte, aus denen besonders das Liebeslied „Liebchen, komm du statt des Priesters“ hervorragt, in anerkennenswerther Weise vertreten. Schade jedoch, daß wir nicht eine Probe aus des Dichters Epos „Harald“, welches derselbe seit einiger Zeit vollendet haben soll, an dieser Stelle gefunden. Man erwartet in literarischen Kreisen schon lange das Erscheinen der erwähnten epischen Dichtung. Noch finden sich in dem „Dichterbuch“ Poesien von Fritz Pichler, der einen lyrischen und einen epischen Beitrag geboten, von Albert Schnitter, Franz Tiefenbacher, Anton Gauser und Adolf Hagen, welche die Sammlung ebenfalls durch anmuthige Stücke bereicherten. Margarethe Halm hat eine kurze Prosaskizze „Fama“ verfaßt, die wol autobiographische Anklänge enthält; Emil Ertl, dessen hübsche Märchen vorhin zur Besprechung gelangten, hat auch hier wieder ein sinniges Märchen „Die Mutter“ geboten. Aufmerksamkeit verdienen auch die Dichtungen der jüngern Talente wie H. Geras, H. Goltsch, H. Kienzl, P. Lindes und E. Salburg. Wenn noch erwähnt wird, daß der Herausgeber selbst sich mit einigen hübschen lyrischen Gedichten und A. Schlossar mit einem Gedicht „An die Ephemeren“ und mit einigen Sprüchen anschließt, so dürften alle Namen genannt sein, welche der hübsch ausgestattete Band umfaßt, der auch in einem Autoren-Verzeichniß die wichtigsten biographisch-literarischen Daten über die in dem Buche Vertretenen mittheilt. Man kann im allgemeinen den Eindruck dieses „Dichterbuchs“, dessen Reinertrag dem grazer Zweigverein der Deutschen Schiller-Stiftung gewidmet ist, als einen besonders freundlichen bezeichnen und dasselbe allen Freunden der Poesie warm empfehlen. Anton Schlossar.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Ein Privatmann in Dresden, August Jenny, hat eine Stiftung mit einem Kapital von 10000 Mark ins Leben gerufen und die Verwaltung derselben ausschließlich dem Vorstand des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes in Leipzig übergeben, unter der Bedingung, daß der Vorstand eine öffentliche Concurrenz über zwei literarische Arbeiten auf folgender Grundlage ausschreibe: 1) Es werden für die beste, resp. zweitbeste Abhandlung, welche die letzten sieben Paragraphen in Lessing's Schrift über „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ mit der Tendenz der eindringlichen und überzeugenden Vertheidigung ihres Inhalts behandelt, die Preise von 1500 Mark und 1000 Mark ausgesetzt. 2) Es werden für die beste, resp. zweitbeste Erzählung, welche womöglich auf historischer Grundlage gehalten und in ihrer Tendenz ebenfalls eine Rechtfertigung jenes Lessing'schen Gedankens von der Wiedergeburt des Menschen auf Erden und von der versittlichenden Kraft und veredelnden Wirkung dieses Gedankens in Bezug auf Humanität, Menschenliebe und sociale Wohlfahrt enthalten soll, Preise von 2500 Mark und 2000 Mark ausgesetzt. Die Abhandlungen müssen auf wissenschaftlicher Grundlage zwar, aber in durchaus faßlicher und allgemein verständlicher Form gehalten sein, während die Erzählungen in Bezug auf Geist, Composition und Sprache den Charakter und das Gepräge literarischer Kunstwerke zeigen sollen. Zur Bewerbung sind ohne Beschränkung alle deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen zugelassen. Die Arbeiten müssen in deutscher Sprache verfaßt und dürfen noch nicht vorher im Druck erschienen sein. Die Erzählungen sollen nicht den Umfang von acht, die Abhandlungen nicht den von fünf Druckbogen übersteigen. Endtermin der Einlieferung ist der 1. Juli 1888. Die Preisrichter sind August Jenny in Dresden, Professor Dr. Rudolf Seydel in Leipzig, Dr. August Becker in Eisenach und Dr. Moritz Brasch in Leipzig.

Es ist erfreulich, daß auch außerhalb der Universitäten für wissenschaftliche Arbeiten Preise ausgesetzt werden. Was indeß die Erzählung betrifft, so wird es unsern Novellisten gewiß nicht leicht fallen, auf der Grundlage eines wissenschaftlichen Themas ein ästhetisches Kunstwerk aufzubauen.

— Im Verlage von J. F. Richter in Hamburg erscheint vom 1. April ab eine „Zeitschrift für deutsche Sprache“, herausgegeben von Professor Dr. Daniel Sanders. Der Name des Herausgebers bürgt für die Gediegenheit des Unternehmens. Der Verfasser sagt in dem Programm: „Diese Zeitschrift wendet sich an den großen, weiten Kreis aller der Gebildeten und Bildungsbeflissenen, die von dem Streben erfüllt sind, in unserer neuhochdeutschen Schriftsprache auf dem Standpunkte der heutigen Entwickelung sich mit der vollkommenen, aus dem klaren Bewußtsein der Gründe hervorgehenden Sicherheit gut, gewandt, rein und richtig auszudrücken. Die ältere Sprache sowie die Mundarten werden hier also nur gelegentlich Berücksichtigung finden, so weit sich daraus für die Begründung des bessern oder des vielleicht allein richtigen Gebrauchs Thatsachen ergeben oder für die Reinigung und Bereicherung der hochdeutschen Schriftsprache ein Gewinn ziehen läßt. Alle Punkte, über welche unsere gewöhnlichen Sprachlehren bereits eine vollkommene, abgeschlossene, sichere Feststellung bieten, werden in dieser Zeitschrift nicht weiter erörtert werden, sondern nur als Ausgang und Grundlage für die Erörterung von Fragen dienen, über welche die gewöhnlichen Sprachlehren keine — oder doch keine durch den Gebrauch der Gebildeten und unserer besten Schriftsteller allgemein anerkannte und bestätigte — sichere Auskunft geben. Gerade alles das, worüber die Regeln und Vorschriften der Sprachlehrer sich mit der Uebung der gebildeten Kreise und unserer besten Schriftsteller, wenn nicht im Widerspruch, doch wenigstens nicht im vollen Einklange befinden, möchte ich für diese Zeitschrift, wie ich es für mein «Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache» gethan — als das eigenste Gebiet in Anspruch nehmen, und ich bezeichne es ausdrücklich als einen Hauptzweck der Zeitschrift, wie einem einreißenden falschen Gebrauche entgegenzutreten, so auch falsche und unrichtige Regeln und Vorschriften zu berichtigen, sei es, daß zu weit gefaßte auf ihr eigentliches Maß zu beschränken oder umgekehrt die aus einem

zu engen und beschränkten Gesichtspunkt gefaßten von einem höhern und weitern Gesichtspunkt aus anders zu fassen und abzuändern sind und Aehnliches mehr, und ferner bei thatsächlich noch schwankendem Gebrauch wenigstens das Für und Gegen möglichst eingehend zu erörtern und sorgfältig gegeneinander abzuwägen, sodaß, wenn auch noch nicht sofort eine allseitig anerkannt sichere Feststellung zu gewinnen ist, die Leser wenigstens für sich eine auf feste Gründe gestützte Entscheidung treffen können, statt sich auf ein schwankendes und unsicheres Gefühl verlassen zu müssen.“ Auch will Daniel Sanders sprachliche Fragen, die auf allgemeinen Antheil rechnen dürfen und ihm aus dem Kreise der Leser zugehen, beantworten. Am häufigsten will er seine sprachlichen Erläuterungen und Bemerkungen an bestimmte Lese- und Musterstücke aus guten Schriftstellern anknüpfen.

— Mit großer Schnelle schreitet das großartige Unternehmen „Die Realencyklopädie der gesammten Heilkunde“, herausgegeben von Professor Dr. Albert Eulenburg, fort (Wien, Urban u. Schwarzenberg). Es liegen bereits 70 Lieferungen vor bis zum Artikel Gehirnerschütterung, mit welchem der siebente Band abgeschlossen ist. Obschon das Werk für Mediciner von Fach bestimmt ist, findet doch auch der Laie einige ihm zugängliche und nicht unverständliche Auseinandersetzungen. Wir können hier nur einige der vorzüglichen, ihren Stoff meistens erschöpfenden Artikel aufführen: Delirium tremens, Dementia paralytica, Diabetes, Dyspepsie, Ei, Eisenpräparate, Elektrotherapie, Fieber, Geburt, Gehirn.

— Der fünfundzwanzigste Band der von Bernhard Seuffert in Neudrucken herausgegebenen „Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts“ enthält „Kleine Schriften zur Kunst“ von Heinrich Meyer. Gemeint ist der sogenannte Kunstmeyer, der Director der Zeichenschule zu Weimar und langjährige intime Freund Goethe's. Dieser Maler war der bedeutendste Kunstkenner in dem Kreise unserer Classiker; er besaß nicht blos ein reiches Wissen, sondern auch eine sehr feine Beobachtungsgabe. Dreizehn Abhandlungen über Gegenstände der Malerei und Plastik aus der Feder Meyer's sind hier aneinandergereiht und für den Kunstgelehrten noch heute lesenswerth. Mit einem vielleicht allzu großen Fleiß hat Paul Weizsäcker eine ungemein gründliche, auf den sorfältigsten Quellenforschungen beruhende Einleitung dazu geschrieben. Eine derartige Sammlung von Neudrucken gereicht dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern nur zur Ehre.

Bibliographie.

Auszug aus der Geschichte des 1. Badischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 14 und seines Stammtruppentheils. Auf Befehl des Regiments für dessen Unteroffiziere und Mannschaften zusammengestellt. Karlsruhe, A. Bielefeld. 1886. 8. 2 M. 70 Pf.

Baade, F., Zur Reform des Naturgeschichts-Unterrichts in der Volksschule. Spandau, Oesterwitz. 8. 50 Pf.

Bamberg, E. v., Die List der Liebe. Komödie, frei nach Motiven des Lope de Vega. Halle, Beyer u. Ronnger. 1886. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Becker, Das königliche Schloß zu Coblenz. Ein Beitrag zur Geschichte des letzten Kurfürsten von Trier Clemens Wenceslaus und der Stadt Coblenz. Mit 4 Lichtdruck-Bildern. Coblenz, Groos. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.

Becker, W., Immanuel Tremellius. Ein Proselytenleben im Zeitalter der Reformation. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 60 Pf.

Bismarck, Fürst, Reichstags-Reden vom 11. Januar 1887 über die politische Lage Europas. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 1 M.

Blaul, F., Heimwärts. Lieder und Gedichte. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Kaiserslautern, Gotthold. 1886. 8. 6 M.

— — Thürmers Lottchen. Novelle. Kaiserslautern, Gotthold. 1886. 8. 20 Pf.

Boettcher, F., Eduard Stephani. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, insbesondere zur Geschichte der nationalliberalen Partei. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 5 M.

Bütow-Pyritz, A., Die Volksschule und der Handfertigkeitsunterricht. Eine Beleuchtung der Zeitfrage vom Standpunkte der Schule und des praktischen Lebens. Leipzig, Rust. 8. 75 Pf.

Brunner, S., Friedrich Schiller. Curiose Freunde, trübselige Tage, Mißachtung bis in's Grab hinein, kein Ehrenbuch für Weimars Größen. Wien, Verlag der „St. Norbertus'-Buchdruckerei“. 8. 2 M.

Charakterbilder aus dem deutschen Bühnenleben. Unter Mitwirkung verschieder Autoren herausgegeben von G. Penzler. 1ster Bd. 1stes Hft. Johanna Schwartz, königl. Hofschauspielerin zu Berlin. Ein Charakterbild von G. Penzler. Berlin, Lassar. Gr. 8. 1 M.

Cohn, F., Lebensfragen. Rede. Berlin, Hirschwald. 8. 50 Pf.

Collins, W., Der böse Genius. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Conrad, H., George Eliot. Ihr Leben und Schaffen, dargestellt nach ihren Briefen und Tagebüchern. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 8 M.

Dock, F. W., Gesunde Seele im gesunden Körper. Populär-wissenschaftlicher Vortrag. Mit Vorrede von A. Schoel. St. Gallen, F. B. Müller. Gr. 8. 80 Pf.

Destouches, E. v., Rothkehlchen. Ein Weihnachts-Märchen. München, F. Arnold. Gr. 8. 50 Pf.

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des 1. allgemeinen Beamtenvereines des österreichisch-ungarischen Monarchie. 16. Jahrg. Wien, Manz. Lex.8. 7 M.

Eckstein, E., Die vier Lebensalter. Studien und Beiträge zu ihrer Charakteristik. Leipzig, Reißner. 8. 2 M.

Erler, H., Robert Schumann's Leben. Aus seinen Briefen geschildert. Mit zahlreichen Erläuterungen und einem Anhang, enthaltend die nicht in die „Gesammelten Schriften“ übergegangenen Aufsätze R. Schumann's. Mit einem Medaillon-Bilde R. Schumann's von A. Donndorf. 2 Bde. Berlin, Ries u. Erler. Gr. 8. 10 M. 50 Pf.

Ewe, E., Silvane. Dichtung zu M. v. Schwind's Aquarellen-Cyclus „Die sieben Raben“. Berlin, Schneider u. Comp. 12. 2 M.

Fastenrath, J., Die zwölf Alfonsos von Castilien. Historischer Romanzen-Cyclus. Leipzig, E. H. Mayer. 8. 4 M.

Fehrs, J. H., Allerhand Slag Lüd. Geschichten för den Winterabend. Garding, Lühr u. Dircks. 8. 2 M.

Flach, J., Die Einheitsschule der Zukunft. Ein Mahnwort für Alle. Leipzig, Schloemp. 8. 1 M.

Förster, W., Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 6 M.

Franck, H., Gotthard Ludwig Kosegarten. Ein Lebensbild. Nebst einem Bildnis Kosegartens, gestochen von A. Krauße. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 6 M.

Friedrich, F., Die Frau des Arbeiters. Sozialer Roman. 3 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 12 M.

Gabriel, M., Das Lied. Novelle. Ilmenau, Schröter. 8. 2 M.

Schlimme Geschichten. Drei Novellen von Gustav Adolf. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Gies, L., Das Pflegekind des Hagestolzen. Roman. Berlin, F. Luckhardt. 8. 5 M.

Heidingsfeld, M., Gottfried von Strassburg als Schüler Hartmann's von Aue. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte. Leipzig, Fock. Gr. 8. 2 M.

Hüdiger, K., Reinhold und Helene. Eine Idylle aus Preußens Ostmark. Leipzig, Dürselen. 8. 1 M. 50 Pf.

Kayserling-Rautenburg, Cécilie Gräfin, Wahres und Erträumtes. Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 8. 3 M.

Keyserling, E. Graf, Fräulein Roso Herz. Eine Kleinstadtliebe. Erzählung. Dresden, Minden. 8. 4 M.

Klopp, O., Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Groß-Britannien und Irland im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714. 13ter Bd.: Die Kriegsjahre 1708, 1709 und 1710. Wien, Braumüller. Gr. 8. 15 M.

Kuropatkin, Kritische Rückblicke auf den russisch-türkischen Krieg 1877/78. Nach Aufsätzen von K. bearbeitet von Krahmer. Neue Folge. 1stes Hft. Die Blockade Plewnas. Mit 2 Textskizzen und 2 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Lübke, W., Grundriss der Kunstgeschichte. Jubiläums-Ausgabe. 10., durchgesehene Auflage. 2 Bde. Mit 392 Holzschnitt-Illustrationen. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Lex.-8. 15 M.

Mackay, J. H., Schatten. Novellistische Studien. Leipzig, Peterson. 8. 3 M.

Martens, H., Skandinavische Hof- und Staatsgeschichten des 19. Jahrhunderts. Nach den Quellen des A. Ahnfelt. Stuttgart, F. Frommann. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Neuwirth, J., Studien zur Geschichte der Miniaturmalerei in Oesterreich. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Pröll, K., Das österreichische Deutschthum in Noth und Gefahr. Zürich, Schmidt. 8. 30 Pf.

Quednow, M., Harte Zeiten. Historische Erzählung aus den Tagen des großen Königs. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Reidelbàch, H., König Ludwig I. von Bayern und seine Kunstschöpfungen. Zu Höchstdessen 100jährigem Geburtstage geschildert. 1ste Lfg. München, Franz. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Rohnstock, F., Volkswirthschaftliche Studien über die Türkei. I. Salonik und sein Hinterland. Poln. Wartenberg. 1886. Gr. 8. 6 M.

Rokos, J., Chronologisch-übersichtliche Darstellung der zehn wichtigsten Epochen der Weltgeschichte seit den Kreuzzügen. 1stes und 2tes Hft. Preßburg, Heckenast's Nachf. Gr. 8. à 60 Pf.

Schäffle, A. E. F., Gesammelte Aufsätze. 2ter Bd. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 6 M.

Schwabe, B., Was ist die Sprache und was die Aufgabe der Sprachwissenschaft? Ein sprachphilosophischer Essay. Güstrow, Opitz u. Comp. 8. 1 M.

Seeley, J. R., Stein. Sein Leben und seine Zeit. Deutschland und Preußen im Zeitalter Napoleons. 3ter Bd. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 8 M.

Severinus, A., Was wir wollen. Ein Wort zum preußischen Kulturkampf. Leipzig, Leuckart. 1886. Gr. 8. 60 Pf.

Stedler, W., Beiträge zur Geschichte des Fürstentums Kalenberg. 1stes Hft. Ergänzungsblätter zur Geschichte des Alten Deisterlandes und der angrenzenden Gebiete. Barsinghausen, Bothe u. Schmidt. 1886. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 11. 17. März 1887.

Das kritische Alter.

Man hat in Wien ein Stück gegeben, „Das kritische Alter". Ich war leider nicht dabei. Man könnte unsere Literaturepoche die des kritischen Alters oder auch die der alternden Kritik nennen. Sie ist verstimmt, verbissen, verhärmt, vergrämt, ungerecht. Es gilt eigentlich nichts mehr. Mit der Romantik bilden wir uns ein fertig zu sein. Es fehlt keineswegs an Stimmen, welche unsere weimarer Classikerzeit als ein nicht nachzuahmendes Muster hinstellen. Si jeunesse pouvait! Der Realismus und sein liebstes Kind, der Naturalismus, leben doch wahrlich nicht ohne Gegner, aber sie sind; sie haben demnach eine Hegel'sche Existenzberechtigung. Jüngst schrieb mir sogar einer der ersten Vertreter des Naturalismus: „Euer akademisches Schönheitsgethue ist einfach lächerlich; im Grunde mag auch kein Mensch mehr davon was wissen; nur die heuchlerische Sitte thut noch, als wäre euere Kunst und Literatur heute noch was Rechtes!" Dagegen ließe sich nun einwenden, daß die Abonnenten auf die meistgelesenen Revuen, Wochenschriften, Monatshefte nach Hunderttausenden zählen. Die Gesellschaft der Naturalisten ist nur eine kleine, aber dafür um so gewähltere. Wer die „Deutsche Rundschau", „Westermann's Monatshefte", „Unsere Zeit", „Ueber Land und Meer", die leipziger, die berliner und die wiener „Illustrirte Zeitung", die „Gartenlaube", „Daheim" u. s. w. liest, der ist „kein Mensch", oder er handelt „nach heuchlerischer Sitte". Die Unterzeichner auf die neuesten weimarer Goethe-Publicationen sind einfältige Hämlinge, die nur noch auf die Worte der Meister schwören, ohne ihren Sinn zu verstehen. Es gibt endlich sogar noch Blödsinnige oder Verblendete, die veralteten Kram wie Heine's sämmtliche Werke, Immermann, Brentano, Tieck, E. T. A. Hoffmann, ja Zschokke und gar „Des Knaben Wunderhorn" nebst ähnlichen Banalitäten kaufen! Man frage nur die Buchhandlungen, welche mehrere Bände solcher Werke für 3 Mark geben können, ob sie nicht mehr davon absetzen als von einem ausbündig schönen Buche des heiligen Naturalismus, das 4, 5, 6 Mark kostet. Aber jede Gattung: romantische, classische, moderne Literatur, hat ihre Gegner, Verächter, Kritiker. Selbst der Erfolg, der Absatzerfolg, den die neue Schule doch noch nicht aufzuweisen hat, beweist nur unser kritisches Alter. Wolff, Ebers, die Marlitt, sie werden am heftigsten angegriffen; die beliebtesten Bühnenautoren müssen sich die traurigsten kritischen Keulenschläge gefallen lassen.

Warum ist andererseits die Kritik so, wie sie ist? In Wien spricht man es offen aus: „weil die Kritik der Production so himmelweit überlegen ist". Ja! Es gibt zwei, drei Namen, die ich nicht nennen will, die wirklich kritische Thaten allerersten Ranges verrichteten und noch verrichten. Aber diese Thaten waren doch mehr einreißender als aufbauender Natur. Das bessere Fremde war vielfach der Feind des einheimischen Guten; selten, sehr selten ist den jungen Talenten ein aufmunterndes Wort gesagt worden. Man hat die Bedeutenden aus dem Lande kritisirt. Um nur die Bühne zu nennen: Siegwart Friedmann, Tewele, Schweighofer, Mitterwurzer, die Groß, die ... doch eben kommt ja Marcella Sembrich zurück, und erst wenn das Ausland die Künstlerstirn mit dem Lorber schmückte, bezahlt die kaiserliche Hofoper gern mit 20000 Gulden Triller, die sie für 5000 Gulden ein paar Jahre vorher verschmähte. Ja, wir sind alte Kritiker und haben ein kritisches Alter. Es gibt gewiß manch eigene Verschuldung, und es fehlt sicherlich nicht an unerfreulicher Production und Ueberproduction. Es fehlt uns aber die Nehmensfreude! Wir freuen uns nicht

mehr, wenn einer etwas Ordentliches macht, wir ärgern uns, daß und weil einer etwas leistet; selbst wenn wir es geleistet haben möchten. Ich meine aber, dem kritischen Zeitalter dürfte etwas rascher über seinen Wendepunkt hinauszuhelfen sein, wenn wir das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht blos in praktischen Fragen wie in der „Deutschen Schriftstellerzeitung“ documentirten, sondern auch in idealen Fragen einen mildern Ton anschlügen. Gewiß, es gibt Dinge, die stets zu brandmarken sind: aber es ist Sitte geworden, daß jeder Vertreter einer literarischen Strömung, verkennend, daß für viele Strömungen im deutschen Vaterlande Raum ist, demjenigen, der einer andern beipflichtet, sein „Steiniget ihn“, „Kreuziget ihn“ zuruft und von einer Unvereinbarkeit der Ansichten spricht. Wenn wer an Heyse, Storm, Keller etwas auszusetzen hat, er möge es aussprechen, begründen, aber nicht behaupten, das naturalistische Standesamt, um das Wort Kirche nicht zu misbrauchen, sei das alleinseligmachende! Ein wenig Collegialität schändet keinen, und wenn dann gleich „Versicherungsgesellschaft!“ geschrien wird — gab es nicht einen Hainbund, schlesische, schwäbische Dichterschulen, haben alle unser Vorgänger nur Unreines, Unedles gewollt, wenn sie Freundschaften schlossen? Wurden Goethe und Schiller selbst als Freunde nicht groß, größer? Wurden sie etwa nur groß durch Kritiken?

Die heutige Kritik ist nicht urban genug. Es gibt Dinge und Bücher, die sind unter jeder Kritik, die sollte man einfach todtschweigen. Leider wird aber in den meisten Zeitungen, die überhaupt noch Raum für Besprechungen haben und geben, gerade das Mittelmäßigste bemerkt, das Gute verschwiegen und das Beste, was eben heute producirt wird, mit allzu strengem Maßstab gemessen. Seid urban, seid Freunde; aber keine Coterien!

Aber ist denn das alles neu? Von den Coterien sagt schon Molière („Femmes savantes“, III, 2):

> Nous serons, par nos lois, les juges des ouvrages;
> Par nos lois, prose et vers, tout nous sera soumis:
> Nul n'aura de l'esprit, hors nous et nos amis.
> Nous chercherons partout à trouver à redire,
> Et ne verrons que nous, qui sachent bien écrire!

Production und Kritik ging ebenfalls stets nebeneinander. Zoïlus schreibt gegen die Blüte des reinsten Atticismus, gegen die Reden des Isokrates, die Dialoge des Plato, gegen die zwei Epen Homer's. Homeromastix wird er genannt; aber seine Opposition gegen den hellenischen Geschmack zieht ihm ein wirkliches Todesurtheil zu, das auch vollstreckt wird. Zwei Jahrhunderte später ist Aristarch das Vorbild eines strengen, aber gerechten Richters. Der „Gorgias“, „Phädon“ Plato's sind erhabene Kritiken, so die „Politik“ und „Rhetorik“ des Aristoteles.

Cicero und Horaz sind Kritiker. Und Lessing! Und die „Xenien“! Bei den Franzosen geht der Geist mit der Ungerechtigkeit Hand in Hand. Die „Phädra“ Racine's wird so schmählich beurtheilt, daß Boileau dem Autor jene berühmte Epistel schreibt, worin er die Nützlichkeit der „censeurs et ennemis“ nachweist. Diderot, Laharpe, Sainte-Beuve, Jules Janin sind groß, aber sie fühlen sich doch den Productionen nicht überlegen. Kant gibt einer ganzen Epoche, dem Geschmack, der Philosophie, dem Urtheil den „kritischen“ Namen. Der boshafte Labruyère meint schon: die Kritik ist oft keine Wissenschaft, sondern ein Gewerbe, zu dem man mehr Gesundheit als Geist, mehr Arbeit als Fähigkeit, mehr Gewohnheit als Genie braucht. Sie verdirbt oft die Leser und den Schreiber. D'Alembert macht über die Kritiker die feine Bemerkung: die meisten haben einen Vortheil, den sie vielleicht selbst gar nicht erkennen, aus dem sie aber Nutzen ziehen, als ob sie dessen ganze Tragweite erfaßten: es ist die Vergessenheit, der ihre Entscheidungen anheimfallen, und die Freiheit, die ihnen dieses Vergessenwerden gewährt, heute anzupreisen, was sie gestern getadelt haben. Und er gibt den vorzüglichen Rath: wenn die Kritik gerecht und voller Rücksicht (pleine d'égards) ist, so schuldet ihr derselben Dank und Hochachtung (déférence); ist sie gerecht ohne Rücksicht, Hochachtung ohne Dank; ist sie beleidigend, und ungerecht, das Schweigen und Vergessen.

Kritisches Zeitalter, könntest du dir etwas von jener alten, verschwundenen Urbanitas zurückgewöhnen, du verjüngtest dich! Im großen Rom war dereinst das Benehmen artiger, feiner, der Witz attischer als in den antiken Krähwinkeln, daher urbanitas. Der Kritiker soll nicht wie Herakles mit der Keule bewaffnet einhergehen, quaerens quem devoret. Er ist kein Detective, der sich in das Familienleben der Autoren zu drängen hat. Die Kunst will die Hervorbringung einer edlern, reinern, erhöhtern, schönen Natur! Die Kunst schließt die Natur keineswegs aus. Und Vertreter verschiedener Richtung können sehr wohl Freunde sein, sowie Wahrheit und Schönheit nicht Feinde zu sein brauchen. Urbane Kritik, Toleranz gegenüber allen edeln Bestrebungen, rüstiges Schaffen auf allen Gebieten: das sind die Zeichen, unter denen das kritische Zeitalter seine Krise überwinden wird.

Alfred Friedmann.

Neue Romane und Novellen.

1. Blinde Liebe. Roman von Hugo Klein. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887. 8. 4 M.

Der Erstlingsroman eines hochbegabten Novellisten. Die Erinnerung an die Lektüre von Hugo Klein's ungarischen Novellen „Aus dem Pußtenlande" machte uns auf diesen Roman gespannt — und wir finden unsere Erwartungen übertroffen. Hier sind keine tiefgreifenden psychologischen Vorgänge ergründet, keine weittragenden socialen Fragen discutirt; Klein ist der Mann der poetischen Stimmungsbilder; die seelischen Vorgänge schildert er prächtig, aber nicht tief, nicht leidenschaftlich, sondern mit dichterischer Verklärung; von socialen Problemen spricht er, aber er streift sie nur. Er bietet uns einige vorzüglich getroffene Scenen aus der zeitgenössischen Arbeiterbewegung; er berührt das Verhältniß zwischen Fabriksherren und deren Brotnehmern, er erwähnt die Strikes und die Lohnerhöhungsbestrebungen, aber er weist diesen Dingen keine ungebührlich große Rolle zu, sondern beschränkt sie weise auf das ihnen innerhalb des Rahmens eines Liebesromans zukommende Maß. Dasselbe gilt von seiner Behandlung des Unterrichts und des Seelenlebens der Blinden. Er schildert eine Musterblindenanstalt und deren ganzes Drum und Dran mit hoher Naturwahrheit, und zwar sehr eingehend; allein er vergißt nicht, daß eine allzu große Ausbeutung solcher Nebensachen — das müssen sie selbst bei der meisterhaftesten Darstellung bleiben — vom Uebel wäre. Weitere Vorzüge entfaltet er in der Charakterzeichnung, im Schürzen und Lösen der Knoten, im Erfinden einer ungemein spannenden Handlung und in der fast durchweg schwungvollen, schönen Sprache. Wir sagen in letzterer Hinsicht „fast", denn hier und da bleibt noch einiges zu wünschen übrig, sei es daß bedenkliche Austriacismen, oder daß geschmackswidrige Wiederholungen eines und desselben Wortes, oder ein zu ausgedehnter Gebrauch von Fremdwörtern uns stören, übrigens in Anbetracht des werthvollen Ganzen nur unerhebliche Mängel.

Konrad Reinhard hat als Bankdirector einen Freund zum Kassirer gemacht. Dieser läßt sich eine große Veruntreuung zu Schulden kommen, und Reinhard fühlt sich verpflichtet, den aus seiner Vertrauensseligkeit erwachsenen Schaden gut zu machen. Dies kostet ihm sein ganzes Vermögen; aber er wird dennoch entlassen, kann keine andere Stelle bekommen, weil man seine Leichtgläubigkeit scheut, und geräth in so große Noth, daß seine zarte Tochter Agathe durch Anfertigung von Handarbeiten das Dringendste verdienen muß. Da sie hierbei sehr wenig verdient und von der großen Ergiebigkeit der Goldarbeiterei hört, bietet sie sich dem reichen Fabrikanten Schlüter als Goldarbeiterin an. Er lacht sie aus, denn sie sei viel zu schwach, um sich einem solchen Gewerbe widmen zu können, aber er stellt sie in Betracht ihrer sorgfältigen Erziehung und ihrer großen Sprachkenntnisse als Correspondentin in seinem Comptoir an. Durch ihren Pflichteifer gewinnt sie das volle Vertrauen des edeldenkenden, menschenfreundlichen Chefs, der sie bald auch zu seiner Almosenierin macht und sich schließlich, in Liebe zu ihr entbrennend, mit ihr verlobt. Mittlerweile ist Reinhard gestorben und hat ihr ein Päckchen Briefe hinterlassen, die er als Jüngling von Schlüter's Mutter empfangen hatte, und aus denen hervorging, daß diese ihn geliebt und ihm ihre Hand versprochen, aber aus Vergnügungssucht und Ehrgeiz den viel ältern Schlüter geheirathet hatte. Reinhard erzählte Agathen diese Geschichte und warnte sie vor der alten Frau; die Briefe, durch welche diese bloßgestellt werden konnte, sollten dem Mädchen als Schutzwaffe gegen etwaige Ränke dienen. Frau Schlüter weiß nicht, daß Fräulein Reinhard in ihrem Hause angestellt ist; sie hat Reinhard gehaßt, weil er ihr jene Briefe nicht herausgeben wollte — viele andere hatte er ihr herausgegeben — und sinnt, als ihr Sohn ihr seine Verlobung anzeigt, auf Mittel, die Partie zu verhindern. Unmittelbar nach der Verlobung muß Schlüter eine dringende Geschäftsreise antreten, und nun zerbricht sich seine Mutter den Kopf darüber, wie Agathe ausfindig zu machen wäre. Das hochherzige Mädchen hofft, die Mutter des Bräutigams durch freiwillige Auslieferung der Briefe, die es nicht gelesen, günstig zu stimmen, und begibt sich daher zu ihr; allein die Alte, die immer eine schroff egoistische, stolze Natur gewesen, beeilt sich zwar, die Briefe entgegenzunehmen, behandelt Agathen aber sehr hochmüthig und hämisch, beschimpft den todten Reinhard und erklärt, nimmer in die Heirath ihres Sohnes mit einem armen Mädchen, am wenigsten mit ihr, willigen zu wollen. Agathe, zu zartfühlend, um gegen den Willen seiner Mutter Schlüter's Weib zu werden, verläßt Wien vor seiner Rückkehr; damit ihr Verlobter sie nicht finden und zur Eheschließung überreden könne, sorgt sie dafür, daß niemand in Wien ihre Adresse erfahre. Sie begibt sich nach Südungarn, ins Pußtenland, wo sie eine wohlhabende Freundin hat, von der sie als Gesellschafterin aufgenommen wird. Es trifft sich aber, daß der junge Gatte dieser Freundin, der sehr bekannte Geigenvirtuos Dobos, ein intimer Freund Schlüter's ist, und so kommt Agathen's Versteck, freilich erst nach längerer Zeit, zur Kenntniß des wiener Fabrikanten, der sie dann abholt und bald heirathet. Sie geht hierauf erst ein, als sie erfährt, daß seine Mutter infolge eines Schlaganfalls — den sie sich vor Schreck darüber zugezogen, daß beim hastigen Verbrennen jener Briefe ihr Kleid von der Flamme ergriffen wurde — das Gedächtniß vollständig und unwiederbringlich verloren.

Dies die Haupthandlung. Der Titel des Buchs, „Blinde Liebe", rührt aber von einer zweiten Handlung her, die sich in dem Roman abspielt. Agathe hat nämlich eine blinde Schwester, die von Schlüter, nachdem sie die Stelle in dessen Fabrik angetreten, in dem Blindenasyl seines Freundes

Dr. Kronstein untergebracht wird, wo sie sich namentlich als Sängerin auszeichnet und den blinden Componisten, dessen Lieder sie singt, lieben lernt. Kronstein ist Gegner der Blindenehen und begünstigt daher keineswegs die Neigung der jungen Leute; um derselben wirksam entgegenzutreten, entfernt er Dietrich Hollmann aus der Anstalt und läßt ihn anderwärts seine musikalische Ausbildung vollenden. Aber ein von Dobos, der den jungen Künstler protegirt, für diesen in Wien veranstaltetes Concert bringt das Pärchen wieder zusammen, und nach Agathens Verheirathung kommt Hollmann oft in deren Haus, welchem Selma seit ihrem Austritt aus der Anstalt ebenfalls angehört. Selma wird wider alles Erwarten doch noch glücklich operirt und gewinnt das in der Kindheit verlorene Augenlicht wieder; trotzdem ehelicht sie den blinden Hollmann.

Unsere trockene Wiedergabe des Gerippes der beiden Handlungen des Romans läßt nicht vermuthen, welche Schönheiten dieser enthält. Die Darstellung des gewissenlosen Treibens mancher Arbeiterführer, sowie der Empfindungen, Gedanken, Gefühle und Regungen der Blinden, die Schilderung der Organisation des Blindeninstituts und der Einrichtung des Comptoirs einer großen Fabrik mit den trefflich gezeichneten Gestalten aus der kaufmännischen Welt, der Ausbruch und die Dämpfung von Arbeiterunruhen, das richtige Colorit, das sich in jeder Hinsicht geltend macht: alles dies müssen wir mit besonderer Anerkennung hervorheben. Fast hätten wir vergessen, Klein's bewährte Geschicklichkeit im Hervorzaubern von stimmungsvollen Landschaftsbildern zu erwähnen; dafür greifen wir hier eine solche Naturschilderung heraus, die ein Stück südungarischen Flachlandes betrifft:

Wenige hundert Schritte von ihr zog sich die Landstraße auf dem Schutzdamm dahin, der alles Land in zwei Hälften theilte und sich ausnahm wie ein zerfetzter Gürtel, der um einen braunen Leib geschlungen war. Das ebene Land war mit dem hohen, welken, vertrockneten Heidegrase bedeckt, das in gelblichgrauen Farben schimmerte und wogte, in seiner Einförmigkeit nur hier und da durch ein blaues oder grellrothes Blümchen unterbrochen. In der Ferne ging die Ebene in hügeliges Land über, das durch irgendeine Baumallee gekrönt war, welche die Scenerie wie mit einem dunkeln vielzackigen Rahmen umgab. Im Westen lag das Dörfchen Balla mit seinen weißen Häusern und seinem hohen Kirchthurm, umgeben von Weingärten und Stoppelfeldern, die nur hier und da von schwarzen Flächen unterbrochen waren, wo der Pflug die Erde wieder aufgerissen hatte. Hinter Agathe aber zog sich der rauschende Wald hin, wo der Wind mit den dürren Blättern spielte. Kein lebendes Wesen weit und breit; nur ein Adler kreiste über der Ebene, langsam und träge die Luft durchschiffend und manchmal mit weit ausgebreiteten Flügeln minutenlang über einem einzigen Punkte schwebend, als wäre er in den Lüften festgenagelt. Es war ein heller, sonniger Tag gewesen; der Abend brach jedoch früh herein. Immer länger wurden die Schatten der Bäume, immer blässer und schwächer das Sonnenlicht. Das Tagesgestirn ging im Westen unter und färbte vor dem Scheiden das ganze Bild noch einmal mit dunkler Glut. An dem klaren Himmel sah man nur eine lange Kette weißer Lämmerwölkchen, die im Abendlicht schimmerten wie eine Schnur rosiger Perlen am Nacken einer schönen Frau. Die spielenden Lichter zwischen Wald, Ebene und Hügel waren von unsäglichem Reiz, und der Blick des jungen Mädchens konnte sich schwer von ihrem Farbengemisch trennen; das sprühte, glühte, funkelte und verblich in der Nacht, die heraufzog. Immer tiefer sank die Sonne im Westen nieder, und das Dörfchen Balla schien schließlich wie in flüssiges Feuer getaucht, das die vergoldete Kuppel des Kirchthurms strahlend umwogte und mit blendendem Schein über den niedrigen Gehöften lag. Die halbentblätterten Bäume hoben sich wie dunkle Silhouetten von dem purpurschimmernden Horizont ab. Ein kühler Wind erhob sich, der scharf über die Heide wehte und rauschend durch den halb entlaubten Wald fuhr. Auf der Landstraße zog ein rasselndes Bauerngefährt hin, müde von zwei kleinen, magern Pußtenpferden vorwärts gezogen. Langsam fuhr es über die Ebene und verschwand zwischen den Erlengebüschen Ballas. Dort läutete die Abendglocke, und ihr heller Ton klang weit hinaus ins Land.

Einen besonders tiefen Eindruck hat uns das neunte Kapitel gemacht, welches mit der rührenden Verwerthung eines Aberglaubens gefüllt ist. Hier zeigt sich Klein in seinem eigentlichen Element; diese in sich abgeschlossene Episode, die weder mit dem vorherigen noch mit dem spätern Inhalt des Romans zusammenhängt, könnte als abgesonderte Erzählung, oder eigentlich als eigenartiges Stimmungsbild, in einer Sammlung seiner Novellen stehen. Natürlich gereicht sie dem Roman nicht minder zur Zierde, als dies bei einem Novellenbande der Fall sein würde. Aranka, ein armes Mädchen, liebt einen in der Hauptstadt Ungarns studirenden Vetter, der sie ebenfalls zu lieben erklärt, aber sein Wort, „immer wieder zu ihr zurückzukehren", bricht und nie wieder von sich hören läßt. Ihr Vater ist in den Händen eines hartherzigen Gutsbesitzers, dem er Geld schuldet und der Aranka ihrer Schönheit wegen zum Weib begehrt. Sie weiß, daß Mariassy, falls sie ihn abwiese, ihren Vater zu Grunde richten würde, und darum heirathet sie ihn. Die Ehe fällt unglücklich aus, aber Aranka erträgt alles Ungemach, das ihr der rohe Gatte zufügt, geduldig; sie hofft, durch Mutterglück für das ihr entgangene Liebesglück entschädigt zu werden. Allein ihr Kind stirbt bereits vier Tage nach der Geburt. Mariassy behandelt sie immer roher, aber um ihrer Aeltern willen bleibt sie bei ihm. Schließlich würde sie dennoch verzweifeln und sich das Leben nehmen, wenn sie nicht einem palowzischen Aberglauben huldigte. Die Palowzen, ein magyarischer Volksstamm von hunnischer Herkunft, waren ursprünglich Sonnenanbeter; hierauf deuten noch heute die an vielen Häusergiebeln angebrachten Dreiecke mit Baalsaugen, namentlich aber die auf Palowzenfriedhöfen manchmal errichteten Säulenpyramiden. Von der einstigen Bedeutung dieser Sinnbilder u. s. w. im Sonnengötzendienst hat das Volk keine Ahnung mehr, aber das Bewußtsein ihres heidnischen Charakters ist noch vorhanden; so z. B. werden in der Nähe der Baalspyramiden nur jene Kinder begraben, die kurz nach der Geburt sterben, ohne getauft worden zu sein:

An diese Pyramiden und an diese kleinen, blumenbepflanzten Gräber knüpft sich indessen auch eine echt christliche Legende. Die armen Würmchen, heißt es in derselben, welche in die kalte Erde gebettet wurden, ohne die Taufe empfangen zu haben, finden

keine Ruhe im Grabe; nach sieben Jahren öffnen sich die Särge; die kleinen Geister steigen an die Oberfläche der Erde empor und umkreisen die Pyramide Baals im Ringeltanz. Wenn sich ihnen dann eine gläubige Seele naht und die Worte spricht: „Ich taufe euch im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ so entschweben sie als lichte Engel in den Himmel. Wenn sich aber niemand findet, das erlösende Wort zu sprechen, so müssen die Aermsten in ihre kalten Gräber zurückkehren, um nach sieben Jahren von neuem ihr Glück zu versuchen. Dieser Glaube lebte in Balla und im Herzen Aranka Mariassy's. Als sie zum ersten mal weinend auf dem Grab ihres Kindes lag, erinnerte sie sich der alten Legende. Sie hatte nicht den Trost des gläubigen Gedankens, daß sie ihr Kind in einer andern Welt als lichter Engel erwarte, und sie beschloß, selbst die Erlösung ihres Kindes zu unternehmen. Sie war erst, wie die Legende verkündete, nach sieben Jahren möglich, und darum ertrug sie alle Unbill des Schicksals, darum klammerte sich dieses arme, gequälte, kranke Weib an das Leben. „Der Tod meines Mannes hat mich von namenlosen Leiden befreit; ich habe nunmehr weder seine Liebe noch seinen Haß zu fürchten. Und die sieben Jahre sind in wenigen Tagen um; wenn ich meinen Vorsatz ausgeführt habe, werde ich ruhig sterben können.“

Und sie will ihn ausführen, sie führt ihn wirklich aus. Agathe, zu der sie die vorstehenden Worte spricht, hält es nicht für gerathen, der überreizten, aufgeregten Frau die Sache auszureden; wol aber räth sie ihr, bei ihrem Zustande einen solchen Weg nicht allein zu machen. Da fordert Aranka das junge Mädchen auf, sie zu begleiten: „Sehen Sie, ich fürchte nur eins; wie, wenn mich beim Anblick meines Kindes die Bewegung überwältigte, wenn mir die Stimme versagen würde und ich die erlösenden Worte nicht aussprechen könnte? Ich müßte wahnsinnig werden. . . . Sie könnten die erlösenden Worte sprechen, wenn mir die Kraft versagen sollte. Sie könnten mein Kind erlösen. . . .“ Agathe gibt ihr das Versprechen und sie hält es. Aranka verbringt den bestimmten Tag in wortloser Aufregung, die der Verfasser vorzüglich beschreibt und die auf dem Kirchhof, der zur Mitternachtsstunde betreten wird, den Gipfelpunkt in einem wilden Schrei erreicht, den sie nach dem Hersagen jener Worte durch Agathe ausstößt. Sie wird bewußtlos, erwacht aber in der Behausung des Todtengräbers und erzählt, daß sie die in der Sage geschilderte Erscheinung wirklich gesehen und ihr eigenes Kind erkannt habe — solche Macht hatte ihre durch die Mutterliebe krankhaft gewordene Einbildungskraft über sie! Sie war zu erschöpft und starb noch wenigen Tagen, selig darüber, ihr Kind „gerettet“ zu haben: „Was könnte ich Herrlicheres wünschen?“ Auch des untreuen Jugendgeliebten gedachte sie auf dem Sterbebette mit liebevollen Worten.

Mit dieser ebenso schauerlichen wie ergreifenden Episode ethnographisch-psychologischer Natur nehmen wir Abschied von dem handlungsreichen, hochinteressanten Klein'schen Roman, der uns weitern Werken des Autors mit den besten Erwartungen entgegensehen läßt.

Ganz anders, viel problemreicher, man möchte fast sagen, wissenschaftlich ist:

2. Thomas Rendalen. Roman von Björnstjerne Björnson. Deutsch von Wilhelm Lange. Berlin, Stilke. 1886. 8. 4 M.

Der große norwegische Schriftsteller verdient reichlich die Erfolge, die er in den Ländern deutscher Zunge erzielt hat. Björnson ist kein Modeschriftsteller, kein archäologischer Romanschreiber, kein Schilderer nach der Dutzendschablone, sondern ein kraftvoll denkender und kernig schreibender Dichter. Aber er hat den Fehler, ungleichmäßig zu arbeiten. Früher trat dieser Fehler nur auf einem seiner drei Hauptgebiete zu Tage; allein das vorliegende Werk bestimmt uns, nunmehr auch seine Belletristik in zwei Gruppen zu theilen, der nationalen Novelle und Dorfgeschichte den kosmopolitischen, modernen Tendenzroman gegenüberzustellen.

Nun denn, wie bei einigen seiner Dramen, so zeigt sich auch bei „Man flaggt in der Stadt und im Hafen“ — dies der wenig zutreffende Originaltitel seines neuesten Romans — daß das Moderne, Weltliche nicht Björnson's stärkste Seite ist. „Thomas Rendalen“ könnte auch betitelt sein: „Darwin + Pestalozzi = Björnson“; der Roman behandelt wichtige anthropologische und pädagogische Fragen, aber leider nicht mit der wünschenswerthen Klarheit. Die Durchführung der zu Grunde gelegten Tendenzen ist verschwommen; man merkt, daß Björnson viel gelesen und studirt, aber nicht alles verdaut hat. So ist denn sein Roman — der erste eigentliche Roman aus seiner Feder — zwar hochinteressant und eigenartig, doch nicht zu seinen vollendetsten Kunstwerken zählend.

Immerhin ist das Buch keine alltägliche Leistung. Schon die Einleitung ist seltsam genug. Sie besteht aus einer alten norwegischen Chronik aus dem 17. Jahrhundert. Ihr läßt sich entnehmen, daß mehrere Ahnen des Titelhelden sich einerseits durch Körperkraft, Trunksucht und geschlechtliche Ausschweifungen, andererseits durch Schwachsinnigkeit bemerkbar gemacht. Heftige, leidenschaftliche, zuweilen auch wahnsinnige Menschen waren ihre Nachkommen, deren Geschichte Björnson mehrere Generationen hindurch bis in unsere Zeit hinein verfolgt. Er will nachweisen, einmal daß die Eigenschaften der Väter sich in den Kindern fortpflanzen, und dann daß in der Kette dieser Entwickelung hier und da Ruhepunkte eintreten. Er versucht ferner darzuthun, daß eine systematische, zielbewußte Erziehung ererbte schlimme Eigenschaften mildern, unter Umständen sogar gänzlich beseitigen kann. Er behandelt diese Dinge in ungemein fesselnder Weise, aber er tappt im Dunkeln, weil er seine „berühmten Mustern“ abgelauschten wissenschaftlichen Ideen nicht gehörig durchgearbeitet hat. Allerdings erläutert er die Pausen- und Verbesserungslehre an dem Titelhelden; da jedoch der Roman mit dem dreißigsten Lebensjahre und der Verlobung desselben abschließt, bleiben wir erst recht im Unklaren. Gleiches müssen wir hinsichtlich der modernen Mädchenunterrichtsmethode behaupten, womit sich der größere Theil des Buchs beschäftigt. Wenn solche Fragen

überhaupt in belletristischen Werken erörtert werden — und warum sollten sie es nicht? — so muß man sie auch unzweideutig austragen. Nach all den Vorträgen, Reden und Grundsätzen, die der Verfasser seinen Personen in den Mund legt, erwartet man bestimmte Ergebnisse; diese bleiben aber aus.

Frau Rendalen, die in mehrern Ländern Westeuropas eine tüchtige Erziehung und Ausbildung empfangen, und ihr Sohn, ein ernster, strebsamer, geistig bedeutender Jüngling, der „gezähmte" Sprößling des bösen alten Hauses, errichten eine Mädchenschule, in welcher zu anfänglich großem Verdruß eines Theils der kleinen norwegischen Stadt die Schülerinnen in allem Möglichen, was fürs Leben nützlich, auch in Anatomie, Physiologie, Anthropologie u. s. w., unterrichtet werden, um gegen moralische Versuchungen und physische Verirrungen besser gewappnet zu sein. Wir selbst stehen ebenfalls auf diesem Standpunkte, aber wir haben nicht entdecken können, ob auch Björnson sich dazu bekennt; denn der Gegenstand ist zu nebelhaft dargestellt, und überdies bricht der Roman so plötzlich ab, daß man geradezu verblüfft wird. Bald meint man, der Autor theile die Ansichten Thomas Rendalen's, bald empfängt man den entgegengesetzten Eindruck.

Ueberhaupt krankt das Werk an einem beinahe erdrückenden Stoffreichthum; dieser konnte im Rahmen eines mäßigen Bandes gar nicht bewältigt werden. Eins drängt das andere; „hart im Raume stoßen sich" hier die Gedanken, die Handlungen und die Personen; neben der Fülle an Problemen macht sich auch eine solche an Begebenheiten und Charakteren geltend. Das Ganze ist zu groß angelegt, und die Arbeit scheint dem Dichter über den Kopf gewachsen zu sein.

Aber wenn Björnson in „Thomas Rendalen" auch nicht der Nationalpoet ist, nicht der „Uhland des Nordens", als den ihn Schuré vor siebzehn Jahren in der „Revue des deux mondes" gefeiert hat, so birgt auch dieser Roman doch so viel echt Björnson'sches, d. h. Treffliches, daß man ihn trotz der gerügten Mängel mit andauernder Spannung, großem Vergnügen und beträchtlichem geistigen Gewinn lesen wird. Ohne sensationell zu sein, ist er ungemein packend und bekundet alle glänzenden, fesselnden Eigenschaften, durch die sich Björnson's Erzählungen von jeher ausgezeichnet haben: Eigenthümlichkeit der Charaktere, markige Zeichnung vieler derselben, rührende Schilderung der Liebe von Geschwistern untereinander und von Aeltern zu ihren Kindern, höchst naturgetreue, bisher wahrscheinlich unübertroffene oder unerreichte Darstellungen aus dem Mädchen- und Schulleben, eine feine, oft merkwürdig tief in Details eindringende psychologische Beobachtungsgabe, ein nicht selten überraschend geschicktes Verwerthen unscheinbarer Einzelheiten, eine besondere Keuschheit der Sprache bei verfänglichen Stellen, prächtige Diction, poetischen Duft, originelle Einfälle, drastische Bemerkungen, geistreiche Aperçus, unerwartete Wendungen. Das Element der norwegischen Eigenart, die Eigenthümlichkeit des Nationalcharakters spielt eine große Rolle. Das Leben in der nordischen Kleinstadt, die Meinungen der Spießbürger, die Beschreibung des Gedanken- und Gefühlslebens der weiblichen Jugend, die Schilderung der Mädchenfreundschaften, die zahlreichen intimen psychologischen Vorgänge: das alles sind wahre Cabinetstücke. Kurz, die Meisterhand des Künstlers zeigt sich in hundert großen und kleinen Zügen, die uns fast vergessen lassen, daß das Buch kein harmonisch abgerundetes Kunstwerk ist. Bedeutend bleibt es jedenfalls, und das ist schon sehr viel.

Nicht so bedeutend, aber dennoch Perlen der Erzählungskunst sind die Salonnovellen:

3. Im Sonnenschein. Von Ludwig Ziemssen. Leipzig, Wartig's Verlag. 1886. 8. 5 M.

Das Genre dieses beliebten Novellisten ist ein glückliches. Milde und sanft fließt ihm das Leben dahin, und selbst wo ihm Schicksalstücken den Weg zu versperren drohen, weiß er sie mit einigen leichten Handbewegungen zu verscheuchen. Sein Humor ist schüchtern, aber gesund, seine Schreibweise edel, aber gewandt, sein Dialog vornehm, aber frisch. Ueber allem, was er schreibt, ruht eine poetische Atmosphäre.

In dem vorliegenden Bande, welcher vier reizende Erzählungen enthält, führt L. Ziemssen uns lediglich in die gute Gesellschaft, in die wirklich gute, von Künstlern, Künstlerinnen, Schriftstellern, Geheimräthinnen, Freiherren, Herzoginnen, strebsamen Offizieren u. s. w. Er schildert fast lauter ganze Menschen. Mit besonderer Vorliebe verbreitet er sich über Familienleben und Sinn für Zusammengehörigkeit. Dies ist namentlich der Fall in „Glückes Heimstätte" und „Weihnachten trübe und licht", aber auch in den beiden andern Stücken in hohem Grade. Am ernstesten ist „Antigone", die Geschichte eines stolzen, heldenmüthigen Mädchens, welches nahe daran ist, bei einer Sturmflut auf Rügen ihr junges Leben für ihre Schwester zu opfern; doch werden beide gerettet, und die moderne Antigone wandelt bald im Sonnenschein einer glücklichen Ehe. Vollständig heiter ist dagegen „Des Lieutenants Bankier". In dieser trefflichen Novelle belehrt ein ebenso naives wie munteres und kluges Bankiertöchterlein einen etwas leichtfertigen, aber tüchtigen und begabten Offizier in so sieghafter Weise über den Werth und die Bedeutung des Sparens, daß er ein ernster Mensch wird und eine glänzende Carrière macht; natürlich heirathet er das herzige Persönchen, das längst seine, des Fremdlings, Ersparnisse verwaltet hat, bis sie so sehr angewachsen sind, daß er mit dem Gelde einen braven, bedrängten Kameraden vor Schande schützen kann. Die anscheinend schwierigen Scenen und Verhältnisse, die ein so prosaisches Thema wie die Sparsamkeit und ein Charakter wie der des kleinen Finanzgenies hervorrufen müssen, behandelt Ziemssen mit herzgewinnender Leichtigkeit, Glätte und Zartheit. Seine Art mag nicht naturalistisch sein, aber sie ist naturwahr. Bei

aller Decenz entbehrt seine Darstellungsweise nicht der erforderlichen Lebendigkeit. Seine Charakteristik ist fein und klar, und er versteht es, auch tiefere seelische Vorgänge trefflich zu behandeln; in „Weihnachten" z. B. läßt er den an und für sich unwahrscheinlichen Umstand, daß sich aus der ersten Begegnung mit einem vermeintlich Sterbenden eine innige Liebe entwickelt, durch geschickte Behandlung vollkommen wahrscheinlich werden.

Hauptsächlich wegen seines Stoffkreises interessant ist ein anderes Geschichtenbuch:

4. Novellen aus dem jüdischen Familienleben. Von Emmy Rossi. Berlin, Streisand. 1886. 8. 2 M.

Immer seltener erscheinen Ghettogeschichten auf dem Büchermarkt. Auch Emmy Rossi liefert in diesem Bändchen keine solchen, sondern drei Erzählungen aus dem jüdischen Leben Mecklenburgs im Anfang unsers Jahrhunderts. Aber sie haben nicht nur den Ort der Handlung gemeinsam — eine oder die andere könnte auch anderswo spielen — sondern auch die treffliche Darstellung der wohlbekannten Innigkeit des israelitischen Familienlebens im Mittelstande früherer Zeiten. Daß „Die Judenprinzessin", „Dina" und „Veilchen" nicht an die berühmten einschlägigen Leistungen Leopold Kompert's oder A. Bernstein's heranreichen, hat nichts zu sagen; denn man kann Treffliches leisten, ohne ein Classiker zu sein, und jene beiden sind Classiker in ihrer Art. Frau Rossi weiß prächtige Stimmungsbilder zu entwerfen und hat ein entschiedenes Talent für die psychologische Detailmalerei. Sie fesselt zunächst durch ihre Themata und sodann durch die liebevolle Wärme, mit der sie ihre Gestalten und deren Seelenkämpfe an uns vorüberziehen läßt. Die drei Novellen sind kurz und haben nur schwache Handlung, allein bei Erzählungen dieser Art ist die Handlung ja stets minder wichtig. Das Hauptgewicht liegt immer auf den sie umrahmenden Genrebildern. Bei seiner Anspruchslosigkeit verdient das Rossi'sche Buch einen ausgedehnten Leserkreis. Der einzige Tadel, den wir für dasselbe haben, bezieht sich auf den selbst Nichtpuristen unangenehm berührenden übermäßigen Gebrauch von Fremdworten.

Leopold Katscher.

Religion und Wissenschaft.

1. Religion und Wissenschaft. Gesammelte Reden und Abhandlungen von Rudolf Seydel. Breslau, Schottländer. 1887. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.
2. Das Weltproblem und seine Lösung in der christlichen Weltanschauung. Ein Beitrag zur Beförderung einheitlicher Welterkenntniß auf realistischer Grundlage. Allen Gebildeten gewidmet von Heinrich Kratz. Karlsruhe, Reuther. 1887. 8. 5 M.
3. Martin Luther. Sein Leben und sein Wirken von J. von Dorneth. Erster Theil. Berlin, Deubner. 1886. 8. 2 M.

Die Ueberschrift zu dem Referat über die vorstehenden drei Schriften haben wir der zuerst genannten von Rudolf Seydel (Nr. 1) entnommen, und wir glauben sie am besten zu rechtfertigen, wenn wir diesen Schriftsteller nach der Vorrede seines Buchs sich selber darüber aussprechen lassen, wie er das Verhältniß von Religion und Wissenschaft zueinander auffaßt. Jeder, der heutzutage eine feste religiöse Ueberzeugung zu gewinnen trachtet, sieht sich von einer Unzahl der verschiedensten Angebote umworben und bestürmt, die sich jedoch sämmtlich in Eine Linie mit zwei scharf markirten äußersten Endpunkten gruppiren lassen. An dem einen Ende wirbt um uns eine einseitig betriebene Naturwissenschaft, an dem andern eine einseitig betriebene Theologie. Die Mitte der Linie, den Indifferenzpunkt, bilde der nackte Zweifel, das Nichtwissen oder Nichtwissenkönnen; in diesem Sinne habe Goethe recht gehabt zu sagen, nicht die Wahrheit liege in der Mitte, sondern das Problem. Außer dieser indifferenten Mitte aber, so fährt Seydel fort, gebe es auch eine zusammenfassende Mitte, und sie ist es, die er mit einer Philosophie vertritt, die jene beiden Endpunkte zu verbinden trachtet. Es komme heute, so belehrt er uns, darauf an, die Naturansicht zu durchgeistigen und mit religiösen Fundamenten in Verbindung zu setzen, und andererseits die Theologie von Unnatürlichem zu reinigen und mit allem andern wissenschaftlichen Erkennen im Zusammenhang zu erhalten. In diesem Bestreben ist er schon ein Vierteljahrhundert thätig gewesen, und auch mit dem vorliegenden Buche will er ihm dienen. Dasselbe enthält Reden und Abhandlungen; erstere sind bei mannichfachen äußern Anlässen und in verschiedenen Vereinen gehalten und dann später mit den letztern schon irgendwo, in Zeitschriften oder als Broschüren, gedruckt worden. Wenn sie hier nochmals in Buchform erscheinen, so haben sie ein Recht, in dieser Zusammenfassung ein dauerhafteres Leben zu beanspruchen.

Seydel hat sie in drei Gruppen zusammengestellt, wovon die erste den Titel „Geschichte und Kritik" führt. Wir wollen ihre einzelnen Glieder schnell Revue passiren lassen, es wird uns manches gedankenreiche Wort dabei begegnen. Eine Luther-Rede von 1883 eröffnet den Reigen. In dem Reformator die Wurzeln deutscher Kraft verehrend, warnt sie dennoch leise, darüber nicht die spätern Früchte deutschen Denkens und Dichtens gering zu schätzen, die aus jener Wurzel die Bedingungen ihres Wachsthums empfangen haben. Eine Abhandlung „Das Rosenkreuz" nimmt die einzige bildnerische Neuschöpfung, die wir dem Protestantismus verdanken und deren Erfinder kein anderer ist als Luther selbst, als er für sein Petschaft ein schwarzes Kreuz in eine weiße Rose setzte, als

ein Symbol der Entwickelung des Christenthums zur Humanitätsreligion, der Vereinigung von Gott und Welt im Menschengeist. Goethe hat bekanntlich dasselbe Symbol in gleichem Sinne verwerthet in dem Fragment seines Gedichts „Die Geheimnisse", nach ihm Rückert und Anastasius Grün („Fünf Ostern" im „Schutt"). Eine dritte Rede feiert Schleiermacher als den religiösen Genius des Jahrhunderts. Meisterhaft ist die Festrede auf Schelling; wir halten sie für die Perle unter den übrigen Stücken. Sie ist nicht nur bedeutend durch das, was Seydel über Schelling selbst sagt, sondern auch durch die gelegentlichen Aussprüche, zu denen ihn Schelling's Name veranlaßt. Keineswegs eine Lobrede in dem hergebrachten Stil, scheint sie anfangs vielmehr den entgegengesetzten Ton anschlagen zu wollen; denn die Verwandschaft, die sich an Schelling's Namen knüpft, ist eine sehr bunte und ungleiche; es gehören dazu ebenso wol die Eschenmayer und Justinus Kerner, die Joseph Görres mit ihrem Geisterverkehr und ihren mönchischen Phantasien, die Puchta und Stahl mit ihrer theologisch-historischen Rechts- und Staatsansicht, wie Schopenhauer und Hartmann mit ihrem entweder blinden oder unbewußten Willensprincip, die materialistischen Monisten ebenso gut wie die spiritualistischen von der Farbe eines Herbart, Lotze und Fechner. Und was uns den Mann noch mehr zu entfremden scheint, das ist der Umstand, daß die Art der philosophischen Arbeit im Laufe der Zeit eine andere geworden ist, als sie es zu Schelling's Zeiten war. Heute ist es der Charakter männlicher Enthaltung, strenger Prüfung, emsigen Fleißes, selbstloser, treuer Hingebung an das Nächste und Erreichbare, wenn auch scheinbar Geringe, was wir an der wissenschaftlichen Arbeit achten, während es bei Schelling schwer sein würde zu sagen, welches „Fach" er denn eigentlich bearbeitet habe. Kurz, Schelling war der Philosoph der deutschen Genialitätsperiode, und damit sind alle Vorzüge, aber auch alle Schwächen ausgesprochen, die wir mit diesem Begriff zu verbinden pflegen. Bei Schelling jedoch waren ihre Tugenden größer als ihre Fehler, und mit Recht erinnert Seydel daran, daß die ersten Genien der Weltgeschichte, die hauptsächlichen Fortleiter der Entwickelung menschlicher Geistescultur, immer Männer waren, die weniger in eine Zunft oder in ein Fach gehörten, sondern vielmehr in ihre geistige Thätigkeit ihre ganze Persönlichkeit hineinlegten und mit ihrer Individualität eine eigene Gattung deckten. Etwas der Art sieht er in Schelling auch. Den Kerngehalt von Schelling's Gedankenwelt aber findet er in der Aufstellung eines spiritualistischen und teleologischen Monismus, welcher das Urwesen als einen Urwillen dachte, der zugleich den Stoff in sich trägt, aus welchem die Welt ist, und zugleich das Ziel denkt und will, zu welchem die Welt sich entwickeln soll, womit er dann bei den Grundgedanken des Christenthums angelangt ist. Wir können es uns nicht versagen, die schönen Schlußworte dieser Festrede herzusetzen, in denen er Schelling's Bild noch einmal unserer Zeit gegenüberstellt:

Wir schauen heute in das Angesicht eines der größesten unserer Geistesheroen. Wir stehen davor mit dem Bewußtsein, daß das heute und in jüngst vergangener Zeit uns am lautesten als Wahrheit Empfohlene das schroffste Gegentheil ist von dem, was uns dieser Held unsers Festes als Wahrheit verkündete: Materialismus, d. i. Verzicht auf Glück; Skepticismus, d. i. Verzicht auf alle Wahrheit. Sollte so der Knoten auseinandergehen: die politische Ohnmacht und Zwietracht Deutschlands mit der Fülle geist- und gemüthvollen Innenlebens, — das einige, mächtige Deutsche Reich mit der Verödung des Geistes und Herzens? Nein, nein, und abermals nein! Raffen wir uns dazu auf, von neuem den Bund zu schließen, den Schelling immer fester zu machen sein ganzes Leben gerungen, den Bund zwischen dem wissenden Verstande, dem fröhlichen Aufschwunge der Phantasie und einem frommen, liebeerfüllten Herzen!

Die Reden und Abhandlungen über Chr. H. Weiße, Fechner und Lotze dürfen wir zusammenfassen, weil die genannten drei Männer das Gemeinsame haben, daß sie religiös und wissenschaftlich zugleich sind. Fechner ist dem Verfasser, ähnlich wie Schelling, nicht dieser oder jener Fachmann in Philosophie oder Naturforschung, sondern eine schriftstellerische Individualität, zu der man die vergleichbaren Genossen unter den Dichtern suchen müsse, und wenn er alle Philosophen in die beiden Klassen der Zergliederer und Seher eintheilt, so rechnet er Lotze zu den letztern und nennt seine Sprache nicht die eines Gelehrten, sondern eines schöpferischen Genius, womit er ihn unsers Bedünkens ein wenig zu hoch stellt. Eine schärfere Kritik erfährt zuletzt noch E. von Hartmann's „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins". Rudolf Seydel, der als ein Schüler Chr. H. Weiße's dessen speculativen Theismus theilt, hält Hartmann nicht ohne eigene Genugthuung vor, daß die Philosophie des Unbewußten hier plötzlich einen fühlenden und schmerzerfüllten, also bewußten und persönlichen Gott kenne, wie ihn der von Hartmann so stark angegriffene Theismus nicht besser wünschen könne. Nicht weniger scharf ergeht er sich über die von Hartmann aufgestellte höchste Moralstufe, die nichts Geringeres bezweckt, als an der Erlösung Gottes zu arbeiten, der über die ihm halb wider Willen entschlüpfte Weltschöpfung in Schmerz und Trauer versenkt sei. Von Hartmann's Philosophie überhaupt sagt er, daß sie in ihrem Autor nicht wissenschaftlich, sondern individuell bedingt sei und ihren Erfolg einer Zeitstimmung verdanke.

Die zweite Abtheilung: „Naturbetrachtung und Philosophie", enthält vier Abhandlungen, in denen das wissenschaftliche Interesse das religiöse überwiegt. Die ersten drei: „Wider den Materialismus", „Die Causalität des Willens", „Zur Aussöhnung mit dem Darwinismus", geben dem Verfasser Gelegenheit, seine teleologische Weltanschauung gegenüber der materialistisch-mechanischen geltend zu machen. Auch dem Darwinismus gegenüber weiß er das Universum nur aus einem ersten, ewigen Urwillen zu begreifen, dessen Zieltendenzen sich auf unserer Erde nur in langsam aufsteigender Entwickelung verwirklichen, auf andern Weltkörpern vielleicht ganz anders, und mit der Sicherung der Willenscausalität sind ihm dann auch alle

Bedenken geschwunden, die von sittlicher und religiöser Seite gegen den Darwinismus erhoben werden können. Die letzte der Abhandlungen dieser Gruppe enthält eine Prüfung der Problemstellung der Frage nach der Erkennbarkeit der Dinge-an-sich; es ist dies das einzige Stück der Sammlung, das in den Formen strenger philosophischer Wissenschaft einhergeht, wobei Seydel jedoch selbst hinzufügt, es werde vielleicht die Ueberzeugung verstärken helfen, daß die strenge philosophische Wissenschaft ohne volle Ausnutzung allgemein zugänglicher Gemüths- und Lebenserfahrungen nicht allzu weit kommt.

Die dritte Abtheilung: „Theologie", wendet sich in vorherrschenden Maße wieder dem Religiösen zu; aber ihr Titel sagt uns schon, daß wir es hier mehr mit dem specifisch Theologischen zu thun haben werden. „Glaube und Unglaube", „Gottes Sohn", „Buddha und Christus", „Der stellvertretende Sühnetod Jesu", „Die Zukunft der Kirche": das sind die Ueberschriften zu diesen Reden und Abhandlungen. Die dritte derselben, „Buddha und Christus", führt uns auf eine Specialität des Verfassers, die genannten Religionsstifter in Zusammenhang zu bringen, oder vielmehr eine Beeinflussung des später entstehenden Christenthums durch den ältern Buddhismus nachzuweisen. Aus dem erstgenannten Vortrage („Glaube und Unglaube") möchten wir zum Schluß noch eine Probe seines speculativen Theismus geben und zeigen, wie er sich zu der Frage nach dem Dasein Gottes stellt. Er sagt: wir finden den Gottesgedanken in uns, gleichviel auf welche Weise er uns gekommen sei; aber derselbe ist kein gewöhnlicher theoretischer Gedanke neben andern von ähnlicher Art; er wird in uns sehr bald zu einer lebendigen Macht, die nicht blos auf uns selber den größten Einfluß ausübt, sondern uns auch zur Außenwelt in ein ganz anderes Verhältniß setzt. Würde dieser Gottesgedanke in der Welt seine volle Kraft entfalten, so würde eine Welt entstehen, die wohl werth wäre zu existiren. Wir können nichts Schöneres wollen, als eine solche Welt schaffen helfen. Da wir nun nicht annehmen dürfen, daß das Höchste und Beste, das wir zu denken vermögen, keine Realität habe, so glauben wir, da wir es sonst nicht wissen können, an die Existenz eines höchsten Liebesgeistes, der die Welt jenem Ziele entgegenführt, oder um ein Wort Lotze's anzuführen, „wir suchen in dem, was sein soll, den Grund dessen, was ist" — auf diesem Wege gelangt er zum Theismus.

Was diesen Reden und Abhandlungen ihren Werth verleiht, das ist die Weite des Gesichtskreises, die wissenschaftliche Begründung, die maßvolle Beurtheilung auch entgegenstehender Ansichten, die vornehme Haltung im Kampf mit literarischen Gegnern, nur daß es hier gelegentlich an einem kleinen Sarkasmus nicht fehlt. Wer in unserer raschlebenden und vielbewegten Zeit noch Lust und Sammlung genug findet, über höchste Fragen nachzudenken, der wird aus diesem Buche manches lernen können, und er wird dabei nicht blos des Mannes denken und seiner Wissenschaft, sondern auch seinen Charakter und seine Persönlichkeit hochzuachten vielfache Gelegenheit finden.

„Das Weltproblem und seine Lösung in der christlichen Weltanschauung" von Heinrich Kratz (Nr. 2) will zur Erlangung einer „alles Seiende umfassenden und von einer Grundidee getragenen, mit keiner erkannten Thatsache in Widerspruch stehenden und dem modernen Culturleben vollen Raum lassenden, ja den Fortschritt in der Cultur fordernden und fördernden und bei alledem klaren und bestimmten Totalansicht über die Welt und das Leben" behülflich sein. Das heißt viel versprechen; sehen wir zu, wie diese Aufgabe gelöst wird. Nachdem auf 150 Seiten ein detaillirtes Inventarium des Weltbestandes aufgenommen worden — beiläufig, diese Partie des Buchs erscheint uns überflüssig —, wird im zweiten Theile das Wesentliche der christlichen Weltanschauung beigebracht, und die letztere gegen gewisse moderne Theorien über die Welt, wie sie von seiten des Materialismus, Darwinismus, Pessimismus u. s. w. aufgestellt worden sind, vertheidigt. Somit reiht sich das Buch den apologetischen Schriften des Christenthums ein. Treten dabei auch nicht besonders neue Gründe zu Tage, so werden doch die beiderseitigen Auffassungen kurz und klar gegenübergestellt, und damit mag der Vorzug des Buchs erschöpft sein.

Wenn wir auch die Schrift „Martin Luther. Sein Leben und sein Wirken" von J. von Dorneth (Nr. 3) unter unsere Ueberschrift gruppiren, so liegt der rechtfertigende Grund darin, daß diese Luther-Biographie zwischen den gelehrt wissenschaftlichen Darstellungen nach Art der Köstlin'schen, und den volksthümlichen, wie sie das Lutherfest von 1883 in großer Anzahl gezeitigt hat, die Mitte halten will: eine Darstellung mit wissenschaftlichen Tendenzen, aber in populärer Form. Der Biograph steht zu seinem Helden in einem persönlichen Verhältniß der Verehrung und hat, soweit es ihm möglich war, allem nachgespürt, was namentlich auch für Luther's erste Lebensjahre von Bedeutung gewesen ist, so auch, indem er die Stätten seiner Kindheit besuchte. Dadurch hat seine Lebensbeschreibung Wärme und Anschaulichkeit bekommen. Der vorliegende erste Theil, der bis zu Luther's Verbrennung der päpstlichen Bulle geht, liest sich vortrefflich, und wenn das Werk in diesem Tone sich vollendet, wird es unter den zahlreichen Darstellungen desselben Stoffs seinen Platz zu behaupten wissen.

Schriften über Staat und Gesellschaft.

Das Zusammenleben innerhalb der gebildeten Gesellschaft wird immer mehr und mehr zur Pein für unzählige Menschen, weil das private Leben immer ausschließlicher von selbstsüchtigen Beweggründen geleitet wird. Was nützen alle Versuche zur Beseitigung der Uebelstände, wenn der Hauptübelstand, die Selbstsucht, nicht beseitigt, das Einzelwesen nicht versittlicht wird, an Gesundheit nicht zunimmt, und wenn somit nicht von Veredelung der Rasse die Rede ist! Gute, gesunde, harmonische, veredelte Menschen, von sympathischen, vernünftigen, willenskräftigen Führern geleitet, leben staatlich, gesellschaftlich und kirchlich so zusammen, daß alle Schattenseiten unserer Gesellschaft verschwinden. Eine solche Neugestaltung des Zusammenlebens ist oft zum Gegenstande des Studiums und der Thätigkeit gemacht worden.

1. Der Zukunfts-Staat und die Lösung der socialen Frage. Von Th. Blume. Allen Berufsständen, insbesondere den Arbeitgebern und Arbeitnehmern gewidmet. Hannover, Meyer. 1884. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser dieser verdienstvollen Arbeit sucht auf Grund der neuesten Wissenschaft den Nachweis zu liefern, daß „die auf die Lösung der socialen Frage, welche in unserm Jahrhundert zweifellos eine brennende ist, gerichteten Bestrebungen der Socialdemokratie nicht zum Ziel führen, vom sittlichen Standpunkte aus betrachtet durchaus verwerflich erscheinen und das Massenelend nur vergrößern würden"; er vergißt aber dabei, diese Bestrebungen zu sondern, und verliert aus dem Auge, daß durch die Mittel der sogenannten wissenschaftlichen Nationalökonomie überhaupt gar keine praktische Frage gelöst werden kann.

Mit vollster Begründung fordert Blume alle Parteien und Gesellschaftsklassen auf, in Selbstlosigkeit und mit sittlichem Ernst Hülfe zu leisten bei Lösung der Hauptfrage des socialen Zusammenlebens. Der Verfasser zeigt, wie alle bisherigen communistischen Gemeinwesen zu Grunde gingen, was aber zum Theil daran lag, daß sie sich innerhalb größerer Staaten oder neben denselben nicht zu behaupten vermochten. Der erste Theil der vorliegenden Schrift, welcher die Lebensunfähigkeit eines communistischen Volksstaats darthun will, enthält ungemein viel treffliche Bemerkungen; außerhalb des Gebiets von Socialismus und Communismus urtheilt Blume weit klarer und schärfer als innerhalb desselben, wo er den Socialisten mancherlei Dinge andichtet, welche diesen Leuten gar nicht am Herzen liegen.

Einige Socialdemokraten, noch mehr aber die Vereine der sogenannten Freidenker, sind fanatische Materialisten und bekämpfen den Glauben an Gott. Das legt nun Blume allen Socialdemokraten zur Last und wird dadurch ungerecht. Aber durchaus richtig sind die Argumente, welche der Autor zur Bekämpfung dieses unphilosophischen Volksmaterialismus und täppischen Atheismus in das Feld schickt. Von den sogenannten Aufklärern, die zuweilen viel mehr Fanatiker und Mystiker sind, als erlaubt ist, und mehrfach die Religion des gröbsten Materialismus mit dem Munde bekennen, werden die Sätze einer Philosophie allem Volke in die Ohren geplärrt; einer Philosophie, welche gar keine solche ist und blos Verzweiflung wie Unheil stiftet bei den großen Massen, die dafür kein Verständniß haben. Gegen diese falschen Aufklärer ließe weit mehr sich einwenden als gegen die guten, edel gearteten Anhänger der Socialdemokratie. Diese letztere muß nothwendig mit dem Elend fallen, weil sie ein Erzeugniß des Elends ist. Es wird also das Elend zu bekämpfen sein und nicht die Socialdemokratie.

Und Blume handelt im zweiten Theil von den „Hauptursachen des heutigen socialen Elends". „Diese Ursachen", entwickelt der Autor, „bestehen offenbar in der Uebermacht des Großkapitals und der Großindustrie über das Kleinkapital, das Kleingewerbe und die Landwirthschaft, welche nebst dem immer mehr überhand nehmenden Wachsthum im Handel und an der Börse wie Schwämme das Kleinkapital aufsaugen, gleichsam das Kleingewerbe und das Kleinbesitzthum selbst allmählich wegwischen."

Zur Bekämpfung des Elends erstrebt der Verfasser einen in allen seinen Theilen gesunden Volksorganismus, und macht zu diesem Behuf eine Reihe von Vorschlägen. Zunächst ist es das Genossenschaftswesen mit seinen Volksbanken, Consum- und andern Vereinen, dem Blume das Wort redet. Weiter fordert er vom Staate, dem Volke alle möglichen Bildungsmittel darzubieten, macht aber von dem Einfluß der Volksbildung als solcher sich eine zu hohe Vorstellung; denn ohne religiöse und humane Entwickelung aller Klassen ist Verstandesbildung an sich mehr nachtheilig als vortheilhaft. Er verlangt weiter gute Fabriks- und Arbeitsgesetzgebung, Colonien u. s. w.

2. Sociale Phantasiestaaten. Ein historisch-politischer Essay von Moritz Brasch. Leipzig, Huth. 1885. Gr. 8. 75 Pf.

Eine interessante, gut geschriebene Broschüre, welche ich allen denen, die über die Geschichte der sogenannten Staatsromane kurz sich belehren wollen, auf das beste empfehle. Wer aber den Gegenstand ausführlich betreiben und studiren muß, möge die Werke von J. J. Thonissen: „Le socialisme" (Louvain 1852, 2 Bde.), Robert von Mohl: „Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften" (Erlangen 1855—58), L. Reybaud: „Etudes sur les réformateurs ou socialistes modernes" (Paris 1864, 2 Bde.), J. J. Roßbach: „Geschichte der Gesellschaft" (Würzburg 1868—75), zur Hand nehmen.

3. Volkswohlstand und Volksgesundheit. Von Eduard Buchheim. Wien, Szelinski. 1885. Gr. 8. 2 M.

In der Einleitung theilt der Verfasser den großen und kleinen Geistern dem Zeitalter gegenüber ihre Aufgabe zu;

aber er unterläßt es, von den Geistern zu sprechen, die während ihres Lebens für klein und nach dem Tode für groß gehalten werden, und wieder von denen, die man im Augenblick für Riesen hält und nach dem Entschlafen für Zwerge. Dies hervorzuheben, wäre sehr nothwendig gewesen. Auch will es mir scheinen, als ob Buchheim den zeitgenössischen Socialismus nicht in der Nähe und nicht ohne Vorurtheil betrachtete. Schließlich glaubt er, daß jetzt die Periode sei, in welcher die Heilwissenschaft ihre Triumphe feiere.

Der Abschnitt „Volks-Wirthschaft und Volks-Gesundheit" beleuchtet die gegenseitigen Beziehungen dieser beiden Dinge und stellt sich auf den Standpunkt der Verbesserung des Gegebenen und geschichtlich Gewordenen, keineswegs aber auf den des Umsturzes und der Vernichtung. Der zweite Abschnitt ist eine volksthümliche Darstellung der Naturgesetze von Erzeugung, Vererbung, Anpassung an die Pflege der Volkswirthschaft und Volksgesundheit. Der dritte Abschnitt betrachtet die Zwangsverbände: Lebensversicherung, Genossenschaftswesen, Gesundheitsverband. Die Lebensversicherung und deren volkswirthschaftliche Aufgaben bildet den Inhalt des letzten Hauptstücks der Arbeit.

Ich will gern zugeben, daß die Buchheim'sche Schrift manches Gute enthält, manche Anleitung zu Verbesserungen innerhalb der auf dem Grunde des Egoismus emporgewachsenen Gesellschaft. Dabei ist sie der augenblicklich in Natur- und Heilkunde herrschenden Richtung fanatisch ergeben; aber alles, was von Mitteln zur Beseitigung der socialen Leiden da empfohlen wird, verräth überall blos eine palliative Natur und Wirksamkeit. Vom radicalen Heilmittel sagt Buchheim kein Wort.

4. Der Staatssocialismus und die persönliche Freiheit. Eine Beleuchtung der modernen Rechtsbegriffe von Wilhelm Maier. Amberg, Habbel. 1884. Gr. 8. 4 M.

Jeder denkende und fühlende Mensch überzeugt sich bei genauer Betrachtung der zeitgenössischen Zustände, Beziehungen und Verhältnisse, daß ein gewisses Etwas fehlt, auf welches man früher mit Recht sehr viel Gewicht legte: die Freiheit. Mochte man der Jugend in früherer Zeit manche Ueberschwenglichkeit, manche Verirrung vorwerfen, sie war begeistert für geistige Freiheit. Es fehlt auch noch ein anderes Etwas heutzutage, oder geräth doch zum größten Schaden für die Menschheit immer mehr in Verfall: die Religion.

Wenn also Männer auftreten, welche Freiheit und Religion für die Menschheit zurück fordern, und wenn diese Unerschrockenen und Braven dem herrschenden Despotismus irgendwelcher Einzelwesen oder Körperschaften zu Leibe gehen, so haben wir alle Ursache, darüber uns zu freuen; selbst wenn die Vorkämpfer in diesem und jenem Punkte zu weit gehen, den Aether der Religion in Form von Krystallen einer bestimmten Confession verdichten und niederschlagen und hier und da Meinungen aufstellen, welche wir nicht theilen können, müssen wir dennoch im großen und ganzen ihr Beginnen loben.

Wilhelm Maier geht in Bekämpfung des Staatssocialismus entschieden zu weit; doch ungemein viel von dem, was er ausspricht, ist im höchsten Grade beachtenswürdig und wohl zu beherzigen. Er beschäftigt sich unter anderm mit Erörterung der Frage, „ob der Staat jemals bis zur Ungeheuerlichkeit eines unpersönlichen Wesens sich auswachsen dürfe, wenn er nicht das Grab der Freiheit und Gerechtigkeit werden will". Nun, der Staatssocialismus kann persönliche Freiheit in Hülle und Fülle gewähren, und er kann despotisch sein bis zum äußersten; es kommt jederzeit auf die obwaltenden Umstände an. Jedes System, jede Regierung kann Freiheit darbieten oder den empörendsten Zwang ausüben; man kann unter Dschingis-Khan's Herrschaft persönlich frei sein und in einer demokratischen Republik unter dem eisernen Joch der Knechtschaft stöhnen! Der Staatssocialismus an sich fördert weder die Freiheit, noch unterdrückt er dieselbe. Beides thun die Staatssocialisten, je nach Umständen.

Es ist ganz entschieden wahr und berechtigt, wenn Maier hervorhebt, daß Staat und Gesellschaft der Gegenwart gleich reformbedürftig seien und jenes Arztes bedürfen, der die Lehre von der Nächstenliebe verkündet.

Der Verfasser behandelt die Freiheit, das Recht, die Wahrheit, den Staat und die Gottheit, die Freiheit des Gewissens, die Kirche, den Constitutionalismus, die Autorität und den Gehorsam, Fürst und Volk, die Staatsverwaltung, das Grundübel, Erhaltung, Vernichtung und organische Gliederung der Stände, Bauernstand und Adel, Ehe und Familie, Eigenthum und Erbrecht, Wohlfahrt und Privateigenthum, Eigenthum und Arbeit, Wertherzeugung, Geld und Kapital.

Zu sehr großem Theil verdienen die Aussprüche Maier's, vorurtheilslos geprüft und wohl beachtet zu werden.

5. Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie von Karl Marx. Erster Band. Buch I: Der Productionsproceß des Kapitals. Dritte vermehrte Auflage. Zweiter Band. Buch II: Der Circulationsproceß des Kapitals. Herausgegeben von Friedrich Engels. Hamburg, O. Meißner. 1883—85. Gr. 8. 17 M.

Der Verfasser dieses wissenschaftlich bedeutungsvollen und praktisch schwer wiegenden weltbekannten Buchs hat, so groß seine Verdienste auch sein mögen, die Frage des gesellschaftlichen Zusammenlebens ebenso wenig der Lösung nahe gebracht wie Ferdinand Lassalle. Diese beiden sind im Grunde genommen reine Theoretiker und haben, weil sie dies sind, bei den Deutschen deshalb ungeheueres Aufsehen gemacht, das Volk in Bewegung gesetzt, die Ehre der Vergötterung erfahren, ohne nur halbwegs verstanden worden zu sein. Die Arbeiter- und socialdemokratischen Vereine mehrerer Gegenden des Rheinlandes z. B. sind solche Lassalle-Fanatiker, daß sie Rednern, die nicht für Lassalle schwärmen, die unwürdigsten Epitheta geben.

Vom rein theoretischen Standpunkte der wissenschaftlichen Nationalökonomie ist das Werk von Marx die That eines Reformators. Sowie wir aber das Princip des Tantum-quantum durch das der Gegenseitigkeit und Sympathie ersetzen, gehört das genannte Buch absolut der Geschichte an. Vom praktischen Standpunkte des Arbeitslebens, wie es heutzutage ist, zeigt sich das Werk an sehr vielen Stellen als hell leuchtender Stern zu palliativer Besserung social-krankhafter Zustände.

„Im Vergleich zur englischen", sagt Marx, „ist die sociale Statistik Deutschlands und des übrigen continentalen Westeuropas elend. Dennoch lüfte sie den Schleier gerade genug, um hinter demselben ein Medusenhaupt ahnen zu lassen. Wir würden vor unsern eigenen Zuständen erschrecken, wenn unsere Regierungen und Parlamente wie in England periodische Untersuchungscommissionen über die ökonomischen Verhältnisse bestellten, wenn diese Commissionen mit derselben Machtvollkommenheit wie in England zur Erforschung der Wahrheit ausgerüstet würden, wenn es gelänge, zu diesem Behufe ebenso sachverständige, unparteiische und rücksichtslose Männer zu finden, wie die Fabrikinspectoren Englands sind, seine ärztlichen Berichterstatter."

Und was Marx zu enthüllen im Stande ist, deckt er gewissenhaft auf und fordert Besserung. Dabei verliert er niemals den Endzweck seines Werks aus dem Auge, „das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen", und verkennt niemals, „daß die jetzige Gesellschaft kein fester Krystall, sondern ein umwandlungsfähiger und beständig im Proceß der Umwandlung begriffener Organismus ist".

Wir betrachten das Werk im ganzen und in seinen Theilen als echtes Gegenmittel gegen die sich so überaus breit machende Nationalökonomie der Schule, welche in ihren Grundfesten erschüttert zu haben, eins der größten Verdienste von Marx ausmacht.

Waare und Geld, die Verwandlung von Geld in Kapital, die Production des absoluten und des relativen Mehrwerths, der Arbeitslohn, der Anhäufungsvorgang, Umwandlungen und Kreislauf des Kapitals, Umschlag des letztern, Wiedererzeugung gleichen Umlaufs des gesellschaftlichen Gesammtkapitals — dies sind die Häuptstücke eines Werks, welches einzig in seiner Art dasteht, die erste Philosophie der nationalen Wirthschaft ist, zahlreiche Schattenseiten und Uebelstände des zeitgenössischen Arbeitslebens aufdeckt und die besten palliativen Heilmittel der socialen Schäden nachweist, aber absolut nicht im Stande ist, die sociale Frage zu lösen.

Möge keiner von denen, welche höher Gebildete heißen, das Werk von Marx unstudirt lassen!

Historische Schriften.

1. Streitfragen zur Geschichte der Königin Maria Stuart. Von Heinrich Gerdes. Gotha, F. A. Perthes. 1886. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Seinem größern Werke über Maria Stuart läßt jetzt Gerdes vorstehende Schrift folgen, die sich in erster Linie gegen seine Widersacher, besonders den Professor H. Breßlau richtet. Er weist nach, bisher habe die Lüge die Forschung über Schottlands unglücklichste Fürstin beherrscht und Schiller allein die Partei Maria's ergriffen, um im ganzen das richtigste Bild von ihr zu zeichnen; denn sie war unschuldig, der böse Geist ihres Lebens war Murray. Breßlau hatte Gerdes' Untersuchungen schnöde abgefertigt und ihn lebendig begraben wollen; Gerdes spricht ihm hingegen jede Befähigung zur vorurtheilsfreien Betrachtung der Streitfrage von Maria's Schuld oder Unschuld ab, widerlegt im einzelnen seinen Standpunkt und seine Behauptungen. Wie in seinem Hauptwerk, dessen Schlüsse die Schrift eigentlich nur kurz wiederholt, legt Gerdes das Hauptgewicht auf die Kassettenbriefe, die ihm als Schwerpunkt für Maria's Beurtheilung erscheinen; besonders hängt das Verdict über sie von den zwei „Glasgow-Briefen" ab, die im Originaltext fehlen und nur in englischer officiell collationirter Uebersetzung aus dem Französischen vorhanden sind. Gerdes stellt die verschiedenen Texte nebeneinander, erklärt als Urtext den schottischen, den officiellen hingegen als Fälschung, Murray für den Fälscher. Seiner Ansicht nach liegen den Kassettenbriefen echte Bestandtheile zu Grunde, und diese gibt er in deutscher Uebersetzung; er nimmt acht von Darnley an Maria, einen von unbestimmter Seite an sie und zwei von ihr an Murray als echt an und sieht in den zwei letzten Glasgow-Briefen beide, denn ihm ist der „kleine" Glasgow-Brief nur Fortsetzung oder Theil des „langen". Die Schrift ist mit großer Sach- und Schriftkenntniß und kritischem Verständniß geschrieben und plaidirt geschickt für Maria Stuart.

2. Lehrbuch der Geschichte für die Prima höherer Lehranstalten. Von P. Wessel. 1. Heft. Das Mittelalter. 1. Periode. Bis zum Untergang der Staufer (bis zur Vollendung der päpstlichen Weltherrschaft). Gotha, F. A. Perthes. 1886.
3. Bildnisse der deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis Kaiser Wilhelm I. 53 Porträts nach Siegeln an Urkunden, nach Münzen, Grabmälern, Denkmälern und Originalbildnissen gezeichnet von Heinrich Schneider u. a., nebst biographischen Umrissen für die reifere Jugend und das Haus, erzählt von E. D. Mund von Pochhammer. Gotha, F. A. Perthes. 1886. Lex.-8. 10 M.

In dem „Lehrbuch der Geschichte für die Prima höherer Lehranstalten" (Nr. 2) verlangt P. Wessel, daß der Unterricht in der Geschichte wissenschaftlich genau, einfach gruppirt sei und hauptsächlich das Wichtigste hervorhebe; geographische Kenntnisse erscheinen ihm als durchaus noth-

wendiger Rahmen für ein getreues und klares Bild der Geschichte. Wessel führt uns in das römische Kaiserreich und zeigt uns die Leiden und Bedrückungen, die darin das Christenthum bis zur staatlichen Anerkennung durch Konstantin den Großen erdulden mußte; wir verfolgen mit ihm, wie es wuchs und sich organisirte, wie aber auch die Hierarchie und das Mönchthum sich ausgestalteten; Heidenthum und Ketzerei gehen unter, aber die neue Lehre scheidet sich alsbald in zwei Kirchen, die sich tödlich hassen. Im römischen Reiche hat das Christenthum kein höheres sittliches Leben hervorgerufen, wohl aber im Germanenvolke mit seiner Originalkraft, dem sich nun die Erzählung zuwendet, um seine ganze Geschichte, Religion, Cultur und Staateinrichtungen bis zum Untergange der arianischen Königreiche darzulegen. Wir durchlaufen die Geschichte der Langobarden und Franken, sehen das Papstthum im Bunde mit dem fränkischen Königthum, wenden uns zum Islam und den Arabern, dem Aufstreben und Zerfall ihrer Reiche; die Merovinger und Karolinger führen uns zum fränkischen Kaiserreiche, das aber mit der Zeit in Deutschland und Frankreich zerfällt, bis die sächsischen Kaiser das römische Reich deutscher Nation erneuern; es kommt zum furchtbaren Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum unter den salischen und staufischen Kaisern. In den Kreuzzügen findet der universale Geist der mittelalterlichen Theokratie den großartigsten Ausdruck; das Papstthum tritt in den Zenith seiner Autorität ein. In recht gewandter Weise hat Wessel diesen großen Stoff in kleinem Raume verarbeitet, hoffentlich wird seine Absicht durch sein Buch erreicht.

Von echt nationaler Gesinnung ist E. D. Mund von Pochhammer's Werk: „Bildnisse der deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis Kaiser Wilhelm I." (Nr. 3), durchweht, welches als ein moderner Kohlrausch aufzufassen ist; es enthält nichts Neues, nichts Selbsterforschtes, benutzt vielmehr oder excerpirt geradezu die besten Autoren über die betreffende Zeit. Mund fügt der Geschichte unserer alten römischen Kaiser die des ersten deutschen Kaisers hinzu, der unsere Nation wieder zu dem ihr gebührenden Range im europäischen Concert erhoben hat. Die beigegebnen Bilder sind theilweise andere als die landläufigen. Der Text ist flott und anregend geschrieben.

Arthur Kleinschmidt.

Neue Gedichte.

1. Von Lenz zu Herbst. Dichtungen von Günther Walling (Karl Ulrici). Zweite, vielfach veränderte Auflage. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 5 M.

Die erste Auflage hat in d. Bl. bereits eine längere und liebevoll anerkennende Würdigung gefunden. Es muß daher genügen, auf die vielfachen Aenderungen aufmerksam zu machen, zu denen der Verfasser diese neue Auflage benutzte, da sie Zeugniß ablegen für sein emsiges künstlerisches Ringen nach poetisch Mustergültigem. Sollte das Buch eine dritte Auflage erleben, so würde es in den Augen der zahlreichen warmen Verehrer des Altmeisters Rückert sicher nur an Werth gewinnen, wenn die beiden gegen diesen edeln Sänger und Denker gerichteten Gedichte nicht wieder aufgenommen würden. Ein drittes, welches kürzer ist, sei hierher gesetzt:

Wollte endlich mich bekehren,
Statt zu kritteln und verneinen,
Lauschen deinem Saitenspiel;
Doch sechs Bände Weisheitslehren,
Heil'ger Brahma, ist für einen
Armen Sterblichen zu viel!

Da die „Weisheit des Brahmanen" in der einbändigen, sehr handlichen Ausgabe sich längst in weiten Kreisen eingebürgert und zu dem Range eines lieben Hausfreundes vieler deutschen Familien erhoben hat, so wird auch der Verfasser von „Lenz und Herbst" wol früher oder später seine Scheu vor dem angeblichen Umfange dieses Weisheitschatzes überwinden, und vielleicht findet in der dritten Auflage dann die Rückert'sche Zweizeile ihre Bestätigung:

Das Gold, sobald es hat erkannt den Edelstein,
Ehrt dessen höhern Glanz und faßt ihn dienstbar ein.

2. Pergamentblätter. Erzählende Gedichte aus Geschichte, Legende und Sage von A. von Schleinitz. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 1887. 12. 3 M.

Den Inhalt dieses schön ausgestatteten Buchs bilden erzählende Gedichte aus Geschichte, Legende und Sage. Auch die auf antike Stoffe zurückweisenden Gedichte („Sparta und Messenien", „Des Perikles Tod", „Alkestis") verschmähen das antike Versmaß, alles ist in Reimen. Einiges würde durch Kürzungen gewonnen haben. Am ansprechendsten wird man wol das Gedicht finden, welches „Peter Mayr von der Mahr, 1809 von den Franzosen erschossen", überschrieben ist, da es den Tod des biedern Tirolers in wirkungsvoller Gedrängtheit erzählt. Die letzte Strophe ist allerdings wieder des Guten zu viel, denn der Schluß der vorausgegangenen besagt: „Die Kugel sitzt im Herzen", und danach dem Erschossenen noch für eine ganze Strophe Athem zuzutrauen, ist selbst in der Poesie nicht wohl zulässig.

3. Heriman der Westfale. Eine epische Dichtung in zwölf Gesängen von Julius Thikötter. Bremen, Heinsius. 1887. 8. 4 M.

Ein Heldengedicht, welches in zwölf Gesängen die

Thaten und Erlebnisse des jugendlichen Recken Heriman und seine Liebe zu der schönen Gisela erzählt. Den geschichtlichen Hintergrund entnahm der Verfasser den „Annalen" Einhard's und der „Vita Caroli" desselben Historikers. Heriman's Bekehrung zum Christenthum, dem der Held aus Anhänglichkeit an den alten Germanenglauben lange widerstrebt, wird zuletzt durch die Lektüre des „Heliand" herbeigeführt. Dem Vorgange so mancher neuern Ependichter folgend, hat der Verfasser in seine Erzählung zahlreiche Lieder verwoben. Das Ganze ist von einer warmen religiösen Stimmung und lebhaftem Natursinn durchweht.

4. Leben und Weben. Lieder und Gedichte von Ludwig Feusch. Borna, Harschau.

Auch aus diesen Poesien spricht vornehmlich ein warmes religiöses Gefühl; sie lassen auf einen welterfahrenen Geistlichen als Verfasser schließen und scheinen im Laufe einer Reihe von Jahrzehnten theils als Gelegenheitsgedichte, theils als Versuche auf dem Gebiete des Uebersetzens aus dem Französischen und Italienischen, sowie auf dem der vaterländischen Sage entstanden zu sein. In der letztern Gattung von Gedichten erfreut vor allem patriotische Wärme. Aus den kürzern Sinnsprüchen mögen hier zwei Proben folgen:

Der alte und der neue Glaube.

Sind wir noch Christen? hört man fragen
Euch Weise jetzt in unsern Tagen. —
Ihr seid es nicht, wenn man's erwägt.
Ist dadurch Christus widerlegt?

Besser machen!

Sie schlagen drein mit groben Knitteln
Und stechen scharf mit feinen Nadeln.
Doch die so meisterlich bekritteln,
Verstehn sie's besser, was sie tadeln?

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Aus den mancherlei poetischen Schöpfungen letzter Zeit können wir heute nur die neueste Dichtung des Laureaten erwähnen, die zu dem vielbesprochenen Artikel Gladstone's in der Monatsschrift „The XIX Century" Anlaß gegeben hat. Der Titel derselben lautet: „Locksley Hall Sixty Years After, &c." von Alfred Lord Tennyson.*) In der Titeldichtung spricht sich der Held von „Locksley Hall" nämlich seinem Enkel gegenüber über die heutigen Zustände Englands im Vergleich zu denen von vor sechzig Jahren aus, wo das berühmte Gedicht zuerst zwar nicht veröffentlicht, wahrscheinlich aber verfaßt ward, und mit jugendlichem Schwunge schildert er jene als noch immer sehr traurig und in echt pessimistischer Weise. Gladstone nun, als derjenige noch lebende Staatsmann, der am meisten bei der Gesetzgebung der eben verflossenen sechzig Jahre betheiligt war, sah sich gemüßigt, darauf zu erwidern; er schlägt den optimistischen Ton an, und indem er die die niedern Klassen betreffenden Gesetze eins nach dem andern aufzählt, entwirft er, auf dem Papiere, ein ganz anderes und günstigeres Bild von den heutigen Zuständen in England, als das, welches Tennyson bietet. Das Papier ist bekanntlich geduldig. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß Gladstone's Bericht über die Gesetzgebung nicht buchstäblich wahr sei, wohl aber darf man nicht vergessen, daß zwischen dem Buchstaben und dem Geiste eine große Kluft liegt, daß in der Theorie die Dinge oft sehr gut aussehen, während sie es in der Wirklichkeit nicht sind. Wäre dem anders, so hätte eben Walter Besant, der als Dichter wahrer schildert als Gladstone, der Mann der That und Erzähler von Thatsachen, sein jüngst hier besprochenes Buch nicht zu schreiben brauchen. Ueber die sonst in diesem Bande enthaltenen Gedichte berichten wir vielleicht bei einer andern Gelegenheit. Hingegen können wir nicht unterlassen, nachträglich zu unserer Anzeige von des Dichters vorher erschienenem Buche „Tiresias and other Poems", unsern Lesern die jedenfalls interessante, wenngleich nicht erfreuliche, einem amerikanischen Blatte entnommene Mittheilung zu machen, daß er aus dem darin enthaltenen, zuerst in der englischen Wochenschrift „The Examiner" veröffentlichten und nun wieder abgedruckten Gedicht „Hands All Round" die schöne, den Vereinigten Staaten gewidmete und ihnen wohlgesinnte Strophe weggelassen hat, die wir hier gerade deshalb anführen wollen:

Gigantic daughter of the West,
We drink to thee across the flood.
We know thee and we love thee best,
For art thou not of British blood?
Should war's mad blast again be blown,
  Permit not thou the tyrant powers
To fight thy mother all alone,
  But let thy broadsides roar with ours,
    Hands all round!
God the tyrants' cause confound!
  To our dear kinsmen of the West, my friends,
And the great name of England, round and round.

Fragt man nach dem Grunde dieser Weglassung, so kann man ihn nur entweder darin finden, daß der damals demokratisch gesinnte Dichter seitdem zum Lord und Pair des britischen Reichs erhoben worden ist, oder daß Amerikas unfreundliche Haltung gegen England bei mehrern Gelegenheiten, die seitdem vorgekommen, ihn dazu bestimmt habe. Welches von beiden auch der wirkliche Grund sein mag, so kann man es, aus politischen wie poetischen Rücksichten, nur bedauern, daß die ebenso schöne wie humane und patriotische Strophe gestrichen wurde. Da sich der Dichter jedoch mit solcher Theilnahme für die arbeitenden Klassen ausgesprochen, möchten wir ihn keiner Abtrünnigkeit von seiner demokratischen Gesinnung zeihen, namentlich nicht seines hochsinnigen Ausspruchs wegen:

Plowmen, shepherds, have I found, and more than once, and still could find,
Sons of God, and Kings of men in utter nobleness of mind —

ja selbst nicht, obgleich er in antiradicalem Sinne höhnisch sagt:

Those three hundred millions under one Imperial sceptre now,
Shall we hold them? Shall we loose them? Take the suffrage of the plow —

denn man kann noch immer demokratisch gesinnt sein, ohne doch so weit zu gehen, wie es in dieser letzten Zeile verlangt wird. Wir werden also die Streichung wol dem zweiten Grunde zuschreiben müssen.

*) Welches Werk nebst dem unten erwähnten frühern „Tiresias &c." soeben auch in der Tauchnitz Edition als Band 2447 erschienen ist.

— Um unsere Leser mit der neuesten französischen Literatur, über die wir nur sporadisch zu referiren im Stande sind, auf dem Laufenden zu erhalten und ihnen ein Gesammtbild derselben, wenigstens insoweit es die Belletristik betrifft, zu geben, legen wir ihnen diesmal einen Auszug aus dem Jahresbericht über dieselbe vor, welchen das „Athenaeum" kürzlich aus der Feder Gabriel Sarrazin's gebracht hat. Nachdem derselbe Zola's neuestes Werk „L'Oeuvre" besprochen, welches er sehr ungünstig beurtheilt, sagt er:

Von „Germinal" bis „L'Oeuvre" ist ein beträchtlicher Niedergang; das letztere Werk ist so falsch, beschränkt und unsympathisch, wie jenes lebenswahr, edel und packend, ja an einigen Stellen wahrhaft episch war. Diese Ungleichheiten, die man häufig zwischen zwei aufeinanderfolgenden Werken Zola's bemerkt hat, werden nicht so überraschen, wenn seine Leser sich erinnern, daß es seinem Intellect bekanntlich an Gleichgewicht fehlt, daß er der Selbstbeherrschung unfähig ist, und daß, wenn er von einer Idee fortgerissen wird, ihm die Arbeit mislingt oder gelingt, je nachdem diese Idee schlecht oder gut ist. Nach Zola ist der bemerkenswertheste der Romandichter, die fast in directer Linie von der ältern naturalistischen Schule abstammen, de Maupassant; er ist unstreitig originell, was die Darstellung anlangt, und hat es verstanden, die Verwickelungen der Form und die Art überflüssigen Schmucks, welche Zola's Werke, ebenso wie die de Goncourt's und Huysman's, verunstalten, zu vermeiden. De Maupassant wird man stets für einen der besten petits causeurs in unserer Literatur halten. Es gibt nicht viele, die im Stande wären, eine kurze Geschichte zu erzählen und deren Interesse so geschickt abzustufen wie er; er ist dabei voller Kraft und nüchtern und wesentlich der französischen Ueberlieferung treu. Sein letztes Werk „La petite Roque" befestigt mich in dieser Meinung. Leider hat er auch sehr große Mängel: er ist trocken, kein Denker, engherzig in seinen Anschauungen und ziemlich arm an allgemeinen Ideen. Man hat ihn mit Mérimée verglichen, und der Vergleich ist zutreffend, wenn man diesen nur als Erzähler betrachtet; Mérimée besitzt aber außerdem eine umfassende kosmopolitische Bildung, Gelehrsamkeit, Verstand und eine kritische Schärfe, die der des jungen Schriftstellers, welchen einige in dieselbe Reihe stellen möchten, weit überlegen ist.

Bibliographie.

Bauer, A., Chemie und Alchymie in Oesterreich bis zum beginnenden XIX. Jahrhundert. Eine Skizze. Wien, Lechner. 1883. 8. 2 M.

Commer, Clara, Fabiola. Ein dramatisches Gedicht in 11 Bildern. Frei nach Wiseman's Fabiola bearbeitet. Paderborn, F. Schöningh. 12. 60 Pf.

— — Pankratius. Ein dramatisches Gedicht in 12 Bildern. Frei nach Wiseman's Fabiola bearbeitet. Paderborn, F. Schöningh. 12. 60 Pf.

Dichterblüthen. Eine Festgabe für Frauen und Jungfrauen. Bonn, Henry. 12. 3 M.

Sächsisch-thüringisches Dichterbuch. Unter Mitwirkung von A. Brieger und K. v. Rohrscheidt herausgegeben von G. E. Barthel. Neue Folge. Halle, Hendel. 8. 3 M.

Ditfurth, M. Freih. v., Die Schlacht bei Borodino am 7. September 1812. Mit besonderer Rücksicht auf die Theilnahme der deutschen Reiter-Contingente. Mit 3 Plänen und 5 Beilagen. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben. Marburg, Elwert. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Dulca-Mara, L., Musikalische Wallfahrt nach Bayreuth. Kleine Satyren aus der musikalischen und literarischen Gesellschaft. Leipzig, Unflad. 8. 1 M. 50 Pf.

Ehrenfels, C. v., Melusine. Ein dramatisches Gedicht. Wien, Konegen. 8. 1 M. 60 Pf.

Elm, H. vom, Kahlweide. Gedicht. Wolfenbüttel, Zwißler. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine Feuerprobe. Von Amalie Crescenzia. Wien, Konegen. 8. 3 M.

Fischer, H., Lessings Laokoon und die Gesetze der bildenden Kunst. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Flügel, O., Ueber die persönliche Unsterblichkeit. Vortrag. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 25 Pf.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. 12tes Hft.: Der Leitfaden der Reclamo. Wien, Graeser. Gr. 8. 60 Pf.

Geiger, E., Frau Aventiure. Preisgekröntes Festspiel. Aufgeführt an der akademischen Scheffelfeier des Polytechnischen Vereins Karlsruhe. 2. Februar 1887. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 50 Pf.

Grasberger, H., Aus der ewigen Stadt. Novellen. Leipzig, Liebeskind. 12. 6 M.

Hampe, B., Blüten und Perlen englischer Dichtung. Eine Anthologie eigener und fremder Uebersetzungen aus dem Englischen. Holzminden, Müller. 8. 3 M.

Harnack, O., Goethe in der Epoche seiner Vollendung. (1805–1832.) Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 5 M.

Hanssen, F., Versetter sin Hannis. Eine Erzählung in niederdeutscher Mundart. Hamburg, Nestler u. Melle. 1886. 8. 2 M.

Held, F., Gorgonenhäupter. Ein realistischer Romancero. Leipzig, Friedrich. 12. 2 M.

Henke, O., Die Vorschulen der höheren Lehr-Anstalten. Ein Gutachten. Barmen, Klein. 8. 60 Pf.

Herbart's, J. F., sämmtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von K. Kehrbach. 1ster Bd. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 5 M.

Irrgang, G., In Freud und Leid. Vier Novellen. Leipzig, Mutze. 8. 3 M.

Killing, H., Der heilige Johannes. Dramatische Dichtung. Paderborn, Schöningh. 12. 60 Pf.

Königsbergs Aussehen und Leben vor 50 Jahren. Eine Skizze von W. G. Königsberg, Hartung. 12. 50 Pf.

Krestowsky, W. W., Durchtriebene Schelme. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von A. Hauff. 2 Bde. Berlin, Wilhelmi. 8. 8 M.

Kunow, E., Theoderich, König der Ostgothen. Trauerspiel. Berlin, Mayer u. Müller. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.

Martin, Helena F., Ueber einige von Shakespeare's Frauen-Charakteren. Mit Genehmigung der Verfasserin übersetzt von K. Lentzner. Münster. 1885. Gr. 8. 1 M.

Martin, K., Westindische Skizzen. Reise-Erinnerungen. Mit 22 Taf. u. 1 Karte. Leiden, Brill. Lex.-8. 15 M.

Mauro, M., Johann Nicoteras Leben. Aus dem Italienischen übersetzt von F. Mezzanotte. Auszug aus der Geschichte des italienischen Parlaments, III. Bd., II. Tl. Leipzig, Werther. 1886. 8. 75 Pf.

Meyer, J. B., Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Gr. 8. 6 M.

Münz, J., Ueber die jüdischen Aerzte im Mittelalter. Berlin, Driesner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ouida, Othmar. Roman. Autorisirte Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt von T. Osterloh. 3 Bde. Leipzig, Bergmann. 8. 12 M.

Perls, A., Hammerschläge. Fröhliches und Bitterböses aus der Zeit und für die Zeit. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 1 M.

Reuling, W., Distichen. Deutsche Juristen des 19. Jahrhunderts. Politisches und Unpolitisches. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Rocca, O., Alldeutschland. Ein Schauspiel aus großer Zeit. Breslau, Köhler. 8. 1 M.

Roeper, G. F., Freundschaft und Ideal. Gedichte. Herausgegeben von seinen hinterbliebenen Kindern. Danzig, Saunier. 8. 2 M.

Röseler, W., Brockenteufel. Ein Harzlied. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Rosinski, A, Kritik der Beweisgründe des Herbartschen Realismus für die Subjektivität des Wahrnehmungsinhaltes, nebst einem Anhang: „Ueber die Aequivalenz der Aktion und Reaktion". Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M.

Stern, D., Bulgaria. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 9 M.

Sudermann, H., Frau Sorge. Roman. Berlin, F. u. P. Lehmann. 8. 5 M.

Tolstoi, Graf L., Russische Soldatengeschichten und kleine Erzählungen. Aus dem Russischen übertragen von H. Roskoschny. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 6 M.

Tolstoi, Graf L. N., Wovon die Leute leben. Wahrheit und Dichtung. Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Wieland. Bern, Jenni. 8. 40 Pf.

Turgénjew, J., Helene. Roman. Deutsch von A. Gerstmann. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Verne, J., Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen. Autorisirte Ausgabe. 43ster Bd.: Keraban der Starrkopf. Wien, Hartleben. Lex.-8. 8 M.

Wald-Zedtwitz, E. v., Bona fide. Ein Sport-Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Walter, H., Verschollene Dichter. Biographisch-kritische Aphorismen. Berlin, G. Nauck. 8. 60 Pf.

Warnow, F., Trinitas. III. Jupiter. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Warren, L., Die Jagd des Todes. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 8 M.

Wasserschleben, F. V. v., Die drei metaphysischen Fragen, nach Immanuel Kant's Prolegomena zu einer künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können, beantwortet. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 2 M.

Weber, H., Fünf populäre wissenschaftliche Vorträge. Mit 84 Illustr. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 2 M. 50 Pf.

Wildenbruch, E. v., Der Fürst von Verona. Trauerspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Winnefeld, H., Hypnos. Ein archäologischer Versuch. Stuttgart, Spemann. 1886. Lex.-8. 2 M. 60 Pf.

Zillessen, F. E., Nochmals die Schulaufsichtsfrage. Gütersloh, Bertelsmann. 1886. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Allen akademisch Gebildeten
sei die

Allgemeine Deutsche Universitäts-Zeitung

Centralorgan für die geistigen Interessen der Studierenden und Studierten

Herausgegeben von Dr. **Conr. Küster**

Preis vierteljährlich 2 Mark

hiermit empfohlen.

Die Allgem. Deutsche Universitäts-Ztg. ist ohne jede ausgesprochene Parteirichtung.

Die Allgem. D. U.-Ztg. erscheint wöchentlich in einer Stärke von $1\frac{1}{2}$ Bogen.

Die Allgem. D. U.-Ztg. bringt **wissenschaftliche** Artikel aus der Feder **berühmter** Universitätslehrer.

Die Allgem. D. U.-Ztg. hat Correspondenten in **allen** Universitätsstädten.

Die Allgem. D. U.-Ztg. bringt auch **Studentenhumoresken** und interessante **Mittheilungen** aus dem **akademischen Leben.**

Berlin.

Expedition der Allgemeinen Deutschen Universitäts-Zeitung.
Richard Eckstein Nachfolger (Hammer & Runge).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch Central-Brasilien.

Expedition zur Erforschung des Schingú im Jahre 1884.

Von

Karl von den Steinen.

Mit über 100 Text- und Separatbildern und 3 Karten.

4. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Dr. med. Karl von den Steinen schildert in diesem Werke mit frischer Unmittelbarkeit den Verlauf und die Ergebnisse der im Jahre 1884 von ihm unternommenen Expedition, welche die Erforschung des grössten noch unbekannten Stromes Südamerikas, des Schingú, zum Zweck hatte. Der wissenschaftlichen Länder- und Völkerkunde wird in dem Werke überraschend viel Neues, den weitesten Kreisen eine fesselnde Unterhaltung geboten, und die Fülle der Abbildungen, fast sämmtlich nach Originalaufnahmen künstlerisch ausgeführt, verleiht demselben den Rang eines Prachtwerks.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.

Von

Dr. Ludwig von Rönne,
Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Vier Bände. 8. Geh. 40 M. Geb. 46 M.

I. Band.	Verfassungsrecht.	1. Abth.	Geh. 10 M.	Geb. 11 M. 50 Pf.
II. Band.	Verfassungsrecht.	2. Abth.	Geh. 8 M.	Geb. 9 M. 50 Pf.
III. Band.	Verwaltungsrecht.	1. Abth.	Geh. 8 M.	Geb. 9 M. 50 Pf.
IV. Band.	Verwaltungsrecht.	2. Abth.	Geh. 14 M.	Geb. 15 M. 50 Pf.

(Auch in 20 Lieferungen à 2 M. zu beziehen.)

Die vierte Auflage des berühmten Rönne'schen Werks hat mit dem soeben vollendeten vierten Bande ihren vorläufigen Abschluß erreicht. Sie sollte im ganzen 5 Bände umfassen; da aber die in Aussicht stehenden Kreis- und Provinzial-Ordnungen noch nicht für sämmtliche Provinzen des Preußischen Staats ergangen sind, kann die Bearbeitung des fünften Bandes erst später erfolgen.

Für angehende Autoren.

Eine rührige Berliner Verlagsbuchhandlung ist bereit, noch einige Verlagsartikel, für deren **rationellste Drucklegung** sie Sorge tragen könnte, in **Vertrieb** zu nehmen. Gef. Anerb. unter **A. R. 14 postlag. Berlin 35 W.** erbeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.

In Verbindung mit Dr. Friedrich Heincke, Dr. Friedrich Knauer, Dr. Eugène Rey

herausgegeben von

Philipp Leopold Martin.

Zwei Bände in je zwei Abtheilungen.

Mit 58 Separatbildern und 1519 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 18 M. Geb. (in vier Bände) 24 M.

Neue Ausgabe in 36 Lieferungen à 50 Pf.

Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere" nimmt unter den zoologischen Handbüchern eine hervorragende Stellung ein; indem sie Wissenschaftlichkeit mit Leben und Praxis in gelungener Weise verbindet, ist sie zugleich ein systematisches Lehr- und ein unterhaltendes Lesebuch, ein Buch für die Schule wie für das Haus. Mit überaus zahlreichen charakteristischen und naturgetreuen Thierbildern illustrirt und zu außerordentlich billigem Preise dargeboten, wird dem höchst beifällig aufgenommenen Werke, das bereits viele tausend Abnehmer gefunden, ohne Zweifel immer weitere Verbreitung zutheil werden. Dasselbe liegt jetzt vollständig vor, ist aber auch noch in 60 Lieferungen à 30 Pf. oder in einer neuen Ausgabe in 36 Lieferungen à 50 Pf. nach und nach zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In Eis und Schnee.

Die Aufsuchung der Jeannette-Expedition
und
eine Schlittenfahrt durch Sibirien.

Von

William H. Gilder.

Mit 46 Abbildungen in Holzschnitt und 3 Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Vorliegende Erzählung von dem Verlauf der Expedition, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach dem nordischen Eismeere gesandt, um die Mannschaft des verunglückten Schiffes Jeannette aufzufinden, ist eins der interessantesten neuern Reisewerke. Die spannenden, frischen und launigen Schilderungen des Verfassers, eines Mitglieds der Expedition, bieten dem Leser angenehme Unterhaltung; aber auch die geographische Wissenschaft wird durch das Werk in wichtigen Punkten bereichert, unter anderm in Erforschung der Wrangel-Insel, die auf den Karten der arktischen Region bisher als ein Festland dargestellt wurde. Durch zahlreiche Abbildungen und billigen Preis empfiehlt sich das Werk den weitesten Kreisen zur Anschaffung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 12. 24. März 1887.

Neue Romane.

1. In der Fremde. Roman in zwei Büchern von Wilhelm Jensen. Leipzig, Elischer. 1887. 8. 6 M.

Von den neuern Romanen des begabten Autors hat dieser den meisten Zusammenhalt: er ist am meisten aus Einem Guß, frei von der dithyrambischen Zerflossenheit, die sich hier und dort in Jensen's andern Werken findet. Außerdem hat derselbe den beliebten handlichen Umfang der jetzigen Moderomane: eine einbändige Erzählung geht nicht über das Maß der Genußfähigkeit hinaus, welches bei dem größten Theil des Lesepublikums vorhanden ist. Das Thema könnte ein neufranzösischer Autor aufgegriffen haben; die Heldin des Romans ist eine Magdalene, welche sündigt und Buße thut.

Wir werden beim Beginn der Handlung in das Pfarrhaus einer kleinen Stadt eingeführt. Pfarrer Frederking und seine Frau, beide den Sechzigern nahe, leben in glücklicher Ehe. Ihre drei Töchter sind damit beschäftigt, eine Brautausstattung zu zeichnen. Die älteste und die jüngste, Bertha und Gertrud, sind leicht als Schwestern zu erkennen. Die mittlere, die einen etwas abweichenden Gesichtsausdruck zeigt, Heloise, Hela genannt, ist die Braut eines Pfarramtscandidaten aus einem benachbarten Pfarrhause, die Heldin des Romans. Die Mutter hatte in ihrer Jugend ein freundschaftliches Verhältniß zu einem Edelmann, dessen halbträumerische, halb excentrische Natur einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Es war nichts Ernsthaftes daraus entstanden: aber sie hatte sich das Bild des jungen Mannes tief eingeprägt, und als sie später in einer Zeitung las, daß er, um einer ihm aufgedrungenen Ehe zu entfliehen, zu Schiff gegangen und mit dem Schiff untergegangen sei, da hatte sie sich wieder viel mit ihm beschäftigt. So kam es denn durch einen geheimnißvollen Naturvorgang, daß Heloise eine Aehnlichkeit der Züge und der Bildung mit jenem Edelmann erkennen ließ. Und auch ihr Geschick, wie es der Roman uns vorführt, erinnerte an jene Jugendbeziehungen der Mutter: nur daß es nicht bei einem Traumleben blieb, sondern daß hier ein ihr Leben zerstörendes Schicksal daraus wurde.

Verlobt mit dem Candidaten Lorenz Rollenhagen, ein Verhältniß, das sich aus Kinder- und Jugendspielen herausgebildet, fühlt sie die drückende Enge der Pfarrerswohnung, in der ihr künftiger Gatte zunächst noch ein Heim finden soll; der orthodoxe Vater, die engherzige Mutter lassen sie im voraus die Qual jener Zeit empfinden, die sie als Gattin in solcher Umgebung zubringen müßte. Von einem Besuch von dort zurückkehrend, erlebt sie ein ungewöhnliches Abenteuer: die Fußwanderin wird von einem wüthenden Stier verfolgt und gerettet durch einen Reiter, der zur rechten Zeit dazu kommt, einen jungen, schönen Offizier, Edgar von Rivarol. Bei dieser Begegnung finden sich die Herzen, und am Polterabend verläßt Heloise das älterliche Haus, um in die Arme des Cavaliers zu eilen, der versprochen hat, sie zu seiner Gattin zu machen. Große Bestürzung im Kreise der versammelten Familien — der Vater des Bräutigams ergeht sich in den heftigsten Schmähungen der durchgegangenen Braut. Doch ihr eigener Vater bleibt nicht unversöhnlich; und als Heloise ihn bittet, ihren Bund mit dem Edelmann, der sein Wort ihr hält, einzusegnen: da weigert er sich nicht, gibt seine Zusage und erfüllt die Pflicht des Seelsorgers.

Das ist der erste Theil des Romans; der zweite führt uns in die Hauptstadt, in die Wohnung des Herrn von Rivarol und die Salons der vornehmen Gesellschaft, in denen die Pfarrerstochter überhaupt nur geduldet wird. Die Ehe ist nicht glücklich: sie hat erkannt, daß der junge Edelmann sie durch einen äußern Firnis getäuscht hat; er ist durchaus ehrenhaft, aber oberflächlich in dem gesell-

schaftlichen Leben aufgehend. Heloise fordert an einem Abend die Gesellschaft durch ihr leidenschaftliches, rückhaltsloses Benehmen heraus, nachdem sie als unfreiwillige Lauscherin sich überzeugt hat, mit welchen Vorurtheilen sie betrachtet wird. Ein Herr von Dornblüth macht ihr den Hof und erregt fast Rivarol's Eifersucht. Die Kluft zwischen ihr und ihrem Gatten vergrößert sich immer mehr; da treten zwei Ereignisse ein, welche den Ausschlag geben. Sie begegnet Lorenz Rollenhagen, der aus einem schüchternen ungewandten Jüngling ein kräftiger, fest auf sich ruhender Mann, aus dem Zögling einer orthodoxen Familie ein freidenkender Philosoph, aus einem Predigtamtscandidaten ein Privatdocent geworden ist: er liebt sie noch leidenschaftlich, und sie fühlt, daß sie ihm nicht mehr hier begegnen darf. Dazu kommt der Tod ihrer Tochter, die am Scharlach stirbt; Rivarol hat sich schon vorher geweigert, sich von seiner Frau zu trennen: sie führt einen Eclat herbei, indem sie in die Wohnung des Herrn von Dornblüth eilt; hier fällt sie in Ohnmacht, während Kameraden zum Besuch zu ihm kommen. Bei einer im Hause wohnenden Witwe wurde sie verpflegt: sie lag am Scharlach danieder wie ihr Kind. Als sie genesen, reiste sie nach Hause: doch außer ihrer Schwester Gertrud, die sie im Hotel besuchte und meist bei ihr war, wollte sie niemand kennen. Bei einer Begegnung mit ihrem Vater fand sie in diesem nur einen strengen unerbittlichen Richter. Lorenz Rollenhagen suchte sie auf: beide gestanden sich ihre Liebe. Da kam auch die Nachricht der gerichtlichen Ehescheidung, doch mit dem Verbot der Wiederverheirathung — beiläufig, ein solches Verbot gibt es in den Gesetzgebungen nur mit Bezug auf Ehebrecher, die sich nicht miteinander verheirathen dürfen. Rivarol ist im Duell mit Dornblüth gefallen: ein Opfer, das schwer auf Heloisen lasten muß, die es verschuldet hat. Der alte Pastor ist infolge der Aufregung verstorben: bei seinem Leichenbegängniß bricht Heloise infolge eines Herzschlags todt zusammen.

Das ist in ihren Hauptzügen die Erzählung, die ohne alle episodischen Abschweifungen festen innern Zusammenhang und lebendigen Fortgang besitzt. Auch die Darstellungsweise Jensen's hat das absonderlich Eigenartige, das humoristisch Knorrige und phantastisch Traumhafte abgestreift und bewegt sich mehr auf der üblichen Heerstraße moderner Erzählungskunst, ohne indeß ihre Vorzüge zu verleugnen. In der Motivirung finden wir gleichwol eine Lücke: die Flucht Heloisens kommt für alle Leser höchst überraschend; über die Entwickelung ihrer Liebe zu Rivarol fehlen die nöthigen Erklärungen: wir meinen nicht die vorausgehenden, die ja den Effect des plötzlichen Verschwindens abschwächen würden, sondern die nachfolgenden, ohne welche uns der psychologische Zusammenhang nicht einleuchtend genug ist, sodaß wir die Hauptwendung der ganzen Erzählung bona fide hinnehmen müssen.

Die Salonbilder im zweiten Buch des Romans sind fast in dem leichtflüssigen Stil der französischen Erzähler gehalten: dies ist für Jensen's Muse eine beachtenswerthe Wendung; für die humoristische Genre- und Detailmalerei gewähren die kleinstädtischen Scenen, besonders die Gespräche beim Leihbibliothekar, eine reiche Ausbeute. Vollen poetischen Reiz und Zauber aber athmet die Schilderung der Mondlandschaft in ihrer wechselnden Beleuchtung: die Wanderungen Heloisens von einem Pfarrhaus zum andern geben dazu den geeignetsten Anlaß:

Der Mond schritt seinen altgewohnten Himmelsweg durch die klare Septembernacht; von Osten her wanderte er dem Meere zu und zog die glimmernden Spiegellichter auf demselben weiter hinter sich drein. Dann grüßte sein letzter Blick vom Horizont gegenüber den ersten blau aufsteigenden Tagesschein, ein kurzes Zwischenreich deckte die Erde mit zwitternder Dämmerung. Aber bald blitzte aus rothem Vorglanz das Goldgefunkel der Sonne vom Rande der weiten Ebene auf. Es warf die Schatten der Giebelzacken des Städtchens lang hinaus und zwischen ihnen den der hohen, schlanken Gestalt Heloise Frederking's, die schon westwärts durch die letzte Straße entlang schritt. ... Sie dachte keiner Gefährdung, sondern nahm nur Erde, Luft und Licht, die sie umgaben, mit den Sinnen auf. Fast mit allen zugleich; in ihren Augen spiegelte sich die weite, schimmernde Ebene, im Ohr summte ihr das zitternde Geläut von verschiedenen Seiten zusammenrinnender Sonntagsglocken, der Boden athmete nächtliche Frische aus für den Geruchssinn, und Morgenwind und Sonne übten wechselnde, warme und kühlende Wirkung auf das Gefühl. Der Fluß und das Meer verschwanden hier, nur die scharf gegen den Horizont abgeschnittenen, schnurgeraden Linien der Deiche deuteten die Lage der See. Nach allen Richtungen war das Land flach wie ein ausgebreitetes grünes Riesenblatt und eigentlich vollkommen baumlos; einzig die hineingesetzten, eng gruppirten Dorfschaften oder da und dort auch vereinzelte Gehöfte wurden rundum von hohen Laubwipfeln, Eschen, Erlen und Zitterpappeln, zuweilen auch Linden und Buchen eingerahmt. Es waren keine Ueberreste einstmaligen Naturwaldes, sondern von Menschenhand auf dem angeschwemmten Marschboden sorglich zum Windschutz um ihre Behausungen angepflanzte Bäume; dazwischen hindurch sah der Blick ringshin unendlich in die Ferne. Nur die Erdkrümmung beschränkte die Gesichtsweite wie auf offenem Meer, ließ am Horizont Kirchthürme nur mit der Spitze mehr herüberragen. Die Entfernungen täuschten außerordentlich; einige nach Westen belegene große Häuserwürfel, die Gebäude eines erst vor einem halben Jahrzehnt gegründeten kleinen, eleganten Badeorts schienen in einer Stunde zu Fuß erreichbar und erheischten dafür mindestens das dreifache an Zeit. Mit braunen, schwarzen und weißen Punkten überscheckt lagen die endlosen Weiden von den Rinderheerden, so weit das Auge ging; dort hob die Sonne sie auflenchtend deutlicher von dem grünen Untergrund, dort zog ein kleiner Wolkenschatten drüber hin.

Diesen Landschaftsschilderungen sind Jean-Paulisirende Lichter aufgesetzt, doch bleibt der Dichter bei der Situation und der durch sie hervorgerufenen Stimmung. Nur einmal in dem Roman bemerken wir eine darüber hinausgehende Ueberflutung mit phantasievollen Abschweifungen. Die wiederkehrende Heloise sieht durch das offene Fenster ihrer hohen Dachwohnung hinaus: dazu erhalten wir die folgende überschwengliche Einleitung, die uns ein gänzlich anderes Situationsbild vor die Seele führt:

Einige Wochen des ungewöhnlich mild verbleibenden Winters gingen wieder weiter, und ein Vorfrühling, von dem man freilich drunten im Gewühl der Straßen nicht viel ahnte, lag schon

in den ersten Märztagen über den Dächern der Stadt. Er tauchte noch nicht bis zu den „Bel-Etagen“ des Ranges und Reichthums hinunter, sondern räumte in seltener Laune des Lebenslottospiels den hohen Stockwerken der gesellschaftlichen Niedrigkeit und der Armuth einen Vorzug ein, indem er dort oben bereits gestattete, gegen Mittag hin die nach Süden belegenen Fenster zu öffnen und linde Wärme, blaues Licht und goldene Wellen hereinfließen zu lassen. Einer jener Tage war's, die zwischen den alten und neuen, den rothen, braunen und verblichenen Ziegeldeckeln solcher Riesen-Steingrube, dem bröckelnden weißen Mörtel, den Kappen und Rinnen, Firsten und Rauchfängen ein junges Herz plötzlich mit einem schauernd sehnsüchtigen Gefühl anpacken können. So seltsam, daß vielleicht vor einem magern Knabengesicht, das aus einem dieser armseligen obersten Gieblfensterchen hinauslugt, auf einmal ein winziger, zwischen die todten Ziegelsteine verirrter Grashalm, in der Sonne flimmernd, zu einem nie gesehenen rauschenden Urwald emporwächst, zu einer windwogenden Prairie, zu leuchtenden Wunderbäumen einer tropischen Märchenwelt. Und auf diese Schöpfungen räthselvoller Einbildungs- oder Bildungskraft blicken die großen, unbewegt haftenden Augen hinaus, ahnungslos, daß in diesem Augenblick durch sie ein geheimnißvoller, übermächtiger Strahl in die Seele hineinfällt, der sie bis zur letzten Stunde nie mehr lassen wird. Ein Strahl, der an sich nicht bös und nicht gut ist, doch den Augen eine neue Erkenntniß leiht, sie ihnen als Eigenschaft und Nothwendigkeit aufzwingt, alles hinfort von einem andern Licht umflossen zu sehen als bisher, von Aetherwellen durchzittert, für deren Schwingungen nur ihre Netzhaut empfänglich geworden, sodaß die Leute, und nicht nur die klügelnden Vernünftler, sondern auch manche verständig wohlwollende unter ihnen, sagen werden, er sei ein Poet, ein Träumer, nicht brauchbar für die Thatsächlichkeit des Lebens und nicht berechtigt, sich zu beklagen, wenn er darin zu keinem Glück und keiner Befriedigung gelange.

Dadurch wird uns das nächstliegende Bild verschoben: es ist das ein Excurs, aus der Ueberfülle von Geist und Phantasie hervorgehend, die sich selbständig Bahn bricht. Daß der neueste Roman sonst freier ist als die frühern Werke von diesen selbstgenugsamen Schwelgereien einer die epische Dichtweise durchbrechenden Phantasie, welche aus ihrem Füllhorn die Blumen bisweilen neben die Straße in den Graben schüttet: darin erblicken wir einen Fortschritt der Jensen'schen Erzählungskunst.

2. Berlin. Roman von Paul Lindau. I. Der Zug nach dem Westen. Zwei Bände. Stuttgart, Spemann. 1887. 8. 6 M.

Dieser Roman, obgleich von gänzlich andern Voraussetzungen ausgehend, begegnet sich mit demjenigen von Jensen doch in mancher Schicksalswendung der Heldin, die auch eine Magdalena ist, wie Heloise.

Paul Lindau will eine Reihe von Romanen herausgeben, welche alle in Berlin spielen. In Frankreich würde wol kein Autor darauf Gewicht legen, daß er seine Romane in Paris spielen läßt, oder diese Gemeinsamkeit des localen Bodens zur Klammer machen, die einen Cyklus zusammenhält. Doch Berlin ist erst seit nicht allzu langer Zeit Reichshauptstadt, und die deutschen Romanschriftsteller lassen bekanntlich ihre Romane in der ganzen Welt spielen, sodaß es fast den Reiz der Neuheit hat, wenn Lindau und Lubliner zwei specifisch berlinische Romancyklen erscheinen lassen. Lindau sagt in der Vorrede:

> Es ist die Absicht des Verfassers, in einer Reihe von Romanen, die miteinander nur lose verknüpft sein werden, das hauptstädtische Leben zu schildern, wie es sich in den letzten funfzehn Jahren entwickelt hat. Die Gemeinsamkeit des Schauplatzes der verschiedenen Handlungen, die sich alle auf dem Boden der Großstadt abspielen sollen, ist der einzige Zwang, den der Verfasser sich auferlegen möchte.

Lindau schildert uns zwei Familien, die in das Westende Berlins aus den östlichen Stadttheilen übergesiedelt sind.

> Die großstädtische Gesellschaft folgt demselben Zuge, der schon seit den Tagen der Völkerwanderung der gesetzmäßige geworden ist und den die Culturmenschen dem scheinbaren Laufe der Sonne abgelernt zu haben scheinen: dem großen Zuge nach dem Westen. Das eigenthümliche Berlin, das unser Geschlecht zu einer Millionenstadt hat entstehen sehen, hat sich fast ausschließlich durch den Zuzug vom Osten her gebildet. Fast all die Berliner, mit denen wir verkehren, sind an den märkischen Sand gespülte Provinziale aus dem Osten, aus Preußen, Posen, Schlesien; und die große Flutung bewahrt ihre Richtung auch innerhalb der Stadt selbst. Auch da ist derselbe Zug nach dem Westen der charakteristische: von dem arbeitsamen und erwerbenden nach dem genießenden und ausgebenden Berlin, von der Koppenstraße nach dem Thiergarten. In der Beziehung könnten die Wilprecht und Ehrikes beinahe prototypisch genannt werden.

Wir werden durch dies Thema einigermaßen an Victorien Sardou und sein „Maison neuve“ erinnert; das Stück behandelt die Uebersiedelung einer Familie aus den alten Häusern in ein neues der Napoleonischen Boulevards und knüpft daran die Schicksale derselben. So wird auch in unserm Roman die gemüthliche Bürgerlichkeit der östlichen Stadttheile Berlins mit dem fashionabeln Luxus des Westends vertauscht, und wenn das Geschick der übersiedelnden Familien auch nicht gerade aus dieser Uebersiedelung hervorgeht, so hängt es doch mit ihr zusammen; der „Zug nach dem Westen“ ist nicht gerade die Ursache, aber doch die Voraussetzung der Familientragödie.

Commerzienrath Wilprecht und seine Frau Stephanie haben sich ein elegantes Heim in der Thiergartenstraße begründet; in diesem gesellschaftlichen Salon wird das Drama eröffnet. Wilprecht's früherer Genosse ist der etwas klobige Kaufmann Ehrike, der mit der verstorbenen Schwester desselben verheirathet gewesen, jetzt aber eine kleine liebenswürdige Dame Lolo zur Frau gewonnen hat, auf welche Stephanie eifersüchtig ist:

> Ueberall stand sie ihr im Wege mit ihrer entzückenden Ausgelassenheit, dem kleinen, zugleich frommen und verschmitzten Madonnengesichtchen, mit Grübchen in Kinn und Wangen, dem wundervollen dunkelbraunen Haar, den großen braunen Augen, die so sinnend und schelmisch blicken konnten — eine weltliche Heilige, ein reizendes Gemisch von frühreifem Ernst und Uebermuth, von jungfräulicher Schüchternheit und der unbefangenen Sicherheit einer jungen Mutter. Sie war der Liebling von aller Welt. Stephanie wußte ganz genau, daß sich auch ihr Mann in diese gefährliche Person ganz vergafft hatte. Das hätte sie ihr allenfalls verziehen; aber eins konnte sie ihr nicht vergeben: ihre impertinente Jugend! Charlotte Ehrike war vierundzwanzig

Jahre alt, volle zehn Jahre jünger als Stephanie — wenigstens zehn Jahre!

Als das bedrohliche Element für das eheliche Glück in diesen Kreisen des angesehenen reichen Bürgerthums tritt in unsern Romanen in der Regel ein interessanter junger Künstler auf, der die Herzen im Sturm erobert. Hier ist es ein junger Nortstetten, Sohn des Geheimen Commerzienraths Nortstetten in Elberfeld, ein Componist von großem Talent. In seines Vaters Hause ist Stephanie's Vater Procurist. Natürlich ist er dadurch aufs beste bei Wilprechts empfohlen: Stephanie protegirt ihn in auffälliger Weise; aber erst Lolo ist die Eva, die ihm den Apfel reicht.

Die Liebe Georg Nortstetten's zu Lolo steht im Mittelpunkte des Romans: sie wird allmählich durch allerlei gesellschaftliche Lebensbilder hindurch einer Katastrophe zugeführt, indem der Gatte Ehrike sein Weib in der Wohnung Nortstetten's überrascht. Nun wurden die beiden von der Gesellschaft geächtet. Lindau gibt an dieser Stelle den folgenden Beitrag zum Moralcodex der herrschenden sittlichen Anschauungen:

Und es währte gar nicht lange, so war die Verurtheilung eine vollkommene, schonungslose; und sie steigerte sich zu wahrhafter Erbitterung gegen die Uebelthäter. Da war gar nicht zu lachen! Der arme Ehrike! Wenn er auch ... gleichviel! Das machte Lolo's Sache nicht besser! Sie hatte ihre Pflicht gröblich verletzt, hatte alle Schranken der Sitte durchbrochen; mochte sie nun thun, was sie wollte, die gute Gesellschaft war ihr für alle Zeiten verschlossen. Und dieser gewissenlose Nortstetten, der das Glück einer Ehe seiner Laune geopfert! Ach, diese Künstler! Sie glauben immer einen eigenen Moralcodex für sich zu haben. Man müßte wirklich in der Wahl seines Umgangs vorsichtiger sein! Die Reinheit des Herdes, die Ruhe der Familie — es war doch kein Spielzeug! Da war es doch die Pflicht eines jeden Ehrenmannes, die Augen offen zu halten; die Pflicht einer jeden sittenreinen Frau, jegliche Gemeinsamkeit mit diesen Frevlern von der Hand zu weisen. Mit einem Wort: Es war empörend! Es war ein Skandal! So urtheilten und verurtheilten dieselben Leute, die noch vor wenigen Tagen unaufgefordert den beiden allerlei unerbetene Gefälligkeiten erwiesen hatten, um deren gemüthliches ungestörtes Beisammensein unter ihrem sittlichen Dache zu begünstigen; dieselben Leute, die die beiden — wohl wissend, wie es um sie stand — zusammen geladen, bei Tisch zusammen gesetzt und den einfältigen Ehemann geflissentlich beiseite geschoben hatten, um dem jungen Pärchen den Spaß nicht zu verderben. So wurden all die freiwilligen Kuppler von gestern plötzlich zu unerbittlich strengen Richtern von heute. Und weshalb? Weil das, was gestern jeder einzelne schon wußte, heute von jedermann gewußt werden mußte. Erst mit der Oeffentlichkeit des Unstatthaften regte sich die Sittlichkeit der Gesellschaft. Daß viele in ihrer Mitte wandelten, die sich desselben Vergehens schuldig machten, wegen dessen Lolo in die Acht erklärt wurde, hatte nichts weiter auf sich. Erst mit der Ueberführung ward es also zur Sünde, erst mit der Oeffentlichkeit des Aergernisses hatte die Strafe zu beginnen.

Lolo findet anfangs ein Unterkommen bei dem Arzt; Nortstetten's Vater weigert sich, sie bei sich aufzunehmen; aber sein Onkel, ein strenggläubiger Pfarrer, welcher die künstlerischen Neigungen und Leistungen des Neffen verurtheilt hat, nimmt Lolo bei sich auf. Da haben wir die Magdalena im Pfarrhause — und es klingt da vieles an die Stimmungen an, die wir bei der Lektüre des Jensen'schen Romans empfinden. Die Ehe zwischen Lolo und Ehrike wird wegen böslicher Verlassung geschieden; Lolo heirathet ihren geliebten Künstler; doch der Dichter ist grausam: er gönnt ihnen kein längeres Glück; Lolo stirbt nach der ersten Entbindung, und Lindau, als ein Zola mit Glacéhandschuhen, schenkt uns kaum einen Zug von den Vorgängen, die in einer Wochenstube sich abspielen, und schildert mit medicinischer Exactheit alles Pathologische, natürlich soweit es die Decenz nicht verletzt. Eine Entbindungsgeschichte wie in „Pot-Bouille" wäre ja für deutsche Leser eine Unmöglichkeit.

Vorzüglich sind die beiden Frauencharaktere Lolo und Stephanie geschildert: man spricht von berliner Modellen, doch das ist ja gleichgültig. Die Modedame Stephanie kennt kein größeres Glück, als den Diplomaten, Grafen Pracks, in ihrem Salon zu sehen und von diesem wieder eingeladen zu werden. Und in der That erhält sie die ersehnte Einladung; doch gerade an dem Abend, wo sie in glänzender Balltoilette den Ball zu besuchen bereit ist, kommt eine Depesche, welche ihr den Tod ihres Vaters anzeigt. Sie unterschlägt die Depesche — und geht doch auf den Ball. Das ist der höchste tragische Conflict, in den eine Modedame gerathen kann, und er ist meisterlich gezeichnet. Auch Georg Nortstetten hat die Todesnachricht erhalten; er erblickt die gefeierte Schönheit auf dem Balle. Durch den plauderhaften Diener erfährt er, daß die Depesche doch schon angekommen:

Georg war im ersten Augenblick wahrhaft entsetzt. Er warf sich in eine Droschke. Der Kopf war ihm dumpf. Er konnte die Thatsachen nicht zusammenreimen. Sie wußte es also! Wußte, daß ihr Vater gestorben war, und sie hatte die Nachricht unterschlagen, um auf einem Balle glänzen zu können! Und sie konnte harmlos von erbärmlichen Nichtigkeiten plaudern, sich den Hof machen lassen, lächeln, während sich das Antlitz dessen, dem sie ihr Leben dankte, zur hippokratischen Starrheit gewandelt hatte! Es war nicht auszudenken, nicht zu fassen! Und Stephanie war dessen fähig gewesen! Das herrliche Weib, das ihm einst so nahe gestanden hatte! Sie flößte ihm zunächst ein geheimes Grauen ein. Dann aber empfand er doch tiefes Mitleid mit ihr. Er konnte ihr nicht zürnen; sie jammerte ihn! ... Georg's Erscheinen im Botschafterhotel hatte der schönen Frau Wilprecht ihre Unbefangenheit geraubt. Sie war innerlich tief beunruhigt, sie fühlte, daß sie sich zu viel zugetraut hatte, daß ihre Kräfte erschlafften, bevor es ihr gelungen war, die entsetzliche Komödie, die sie sich auferlegt hatte, bis zu Ende zu spielen; der Gedanke an ihren Vater hatte sich nun ihrer bemächtigt, und sie vermochte nicht mehr, ihn abzuschütteln. Während sie sich im Arme ihres Tänzers unter den Klängen des letzten Strauß'schen Walzers im Kreise drehte und die wirbelnden Bilder der Umgebung vor ihren Augen verschwammen und zerrannen, überfiel sie jählings ein furchtbarer Schreck, der sie einer Ohnmacht nahe brachte. Sie stöhnte laut. Nur mit Mühe konnte sie, auf den Arm ihres Tänzers gestützt, den nächsten Stuhl erreichen. Sie glaubte beim Tanz inmitten der bunten Uniformen plötzlich — da an der Thür — das bleiche Gesicht ihres Vaters gesehen zu haben — ganz deutlich, mit tieftraurigem Ausdruck. „Bitte, trinken Sie etwas frisches Wasser, gnädige Frau. Sie scheinen

schwindelig geworden zu sein!" sagte der Rittmeister, während er ihr ein Glas reichte. „Ich danke Ihnen ... es ist schon vorüber!" Sie trank einige Schluck und gab dem Herrn das Glas mit wiederholtem Dank zurück. Sie wagte noch immer nicht nach jener Stelle zu sehen, wo sich der bleiche Kopf gezeigt hatte. Endlich sammelte sie sich. Sie warf einen scheuen Blick nach der Thür. Da stand in der That ein alter Herr, ein hoher Beamter, mit weißem Haar und weißem kurzgeschorenem Bart, der ihrem Vater im übrigen ganz und gar nicht ähnlich sah. Jetzt sah sie in ihrer geängstigten Phantasie das von weißem Haar umrahmte Antlitz des Todten überall und beständig. Da blickte es über die Schulter, da schob es sich vor, es war immer da! Es überlief sie eiskalt. Und um sie wurde getanzt und fröhlich geplaudert. Aber zwischen ihr und all dieser Lustbarkeit wehte eisig kalt der Hauch des Todes. Sie schauderte zusammen. „Ich fühle mich doch etwas unwohl. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich zu meinem Manne führen wollten." Der Rittmeister reichte ihr galant den Arm und sagte einige Worte. Wahrscheinlich sprach er sein Bedauern aus. Sie hörte ihn nicht.

Paul Lindau's Darstellungsweise ist durchweg graziös; je mehr stilistische Sünden in vielen neuen Romanen zu finden sind, desto mehr muß man die tadellose Toilette anerkennen, in welcher Lindau's erzählende Muse einhergeht. Einzelne Charakterköpfe, wie die des Oberlehrers Dr. Möller und seiner Frau Lilli, sind mit vieler Feinheit gezeichnet. Lindau hat manches französische Ehebruchsdrama übersetzt, aber kein eigenes geschrieben: das ist für einen deutschen Bühnenautor zu gewagt; dafür entschädigt sich Lindau durch einen Ehebruchsroman. Im Roman ist ja vieles erlaubt, was auf der Bühne Anstoß erregen würde. Im ganzen aber enthält Lindau's Roman keine anstößige Schilderung: es ist bei ihm alles salonfähig, selbst der Ehebruch.

3. (Berlin im Kaiserreich. II.) Die Frau von neunzehn Jahren. Roman von Hugo Lubliner (Hugo Bürger). Breslau, Schottländer. 1887. 8. 4 M.

Hugo Lubliner hat zuerst einen specifisch berlinischen Romancyklus eröffnet mit dem Roman „Die Gläubiger des Glücks". Dieser zweite Roman geht kaum über das Maß einer größern Novelle hinaus: er hat mit demjenigen von Lindau die Aehnlichkeit, daß es wiederum ein junger Künstler ist, der als das zersetzende Element eine Ehe auflöst, eine Scheidung bewirkt. Doch geschieht das nicht durch den Eclat eines Ehebruchs, sondern auch hier findet blos eine böswillige Verlassung unter erschwerenden Umständen statt. Der Gatte belauscht eine Unterredung der Gattin mit dem jungen Künstler, aus welcher er auf unstatthafte Vertraulichkeit schließt; er mishandelt die Gattin, und diese flieht aus seinem Hause. Da hier kein strafbares Delict vorliegt, braucht der Autor auch nicht die Nemesis walten zu lassen, und statt im Kindbett zu sterben wie Lolo, reist Olga vergnügt mit dem Gatten nach Hesperien, schaukelt sich auf den Gondeln der Marmorstadt und wandert der ewigen Roma zu. Olga ist eine achtzehnjährige russische Prinzessin, die Tochter eines heruntergekommenen russischen Fürsten. In Baden-Baden lernt sie Graf Radmer kennen und heirathet sie. Eine Baronin Mering, die auf seine Hand speculirt hat, hält es für das Beste, die Heirathsmaklerin zu machen, während sie später alles aufbietet, um die Ehe aus den Fugen zu bringen. Der reiche Graf führt die Erwählte zunächst auf seine industriellen Besitzthümer in Schlesien, dann in die Residenz. Olga fühlt sich bald von ihrem Gemahl, welcher die Allüren eines etwas rohen Lebemannes nicht verleugnen kann, zurückgestoßen: die Entfremdung wuchs, seitdem sie den jungen Bildhauer Georg in einem Salon kennen gelernt: der Gatte ladet ihn selbst zu sich ins Haus. Die Liebe der beiden wird immer leidenschaftlicher. Georg vermag nicht mehr künstlerisch zu schaffen, er sitzt in Träumen verloren. Seine Mutter, eine schlichte Bürgersfrau, erkennt den Grund seines Leidens, seiner Unfähigkeit: sie geht zur Gräfin, um Georg gleichsam von ihr loszubitten. Olga verspricht ihr, ihn freizugeben, nimmt bei der nächsten Unterredung mit ihm einen leichten Ton an, verleugnet ihre Liebe: dennoch sagen sich die beiden so viel, daß der lauschende Graf von ihrer gegenseitigen Neigung erfährt und seine Olga beschimpft. Die übrigen Ereignisse haben wir schon oben berichtet. Als Zwischenspieler erscheint ein Freund des Grafen, Herr von Korbach, welcher die Intriguen der Frau von Mering entlarvt, zuletzt aber damit endet, daß er die Hand seiner geistreichen Gegnerin erhält.

Die Erzählungsweise Lubliner's ist fließend, frei von Schwulst und Ueberschwenglichkeit, im ganzen aber etwas oberflächlich; es fehlt das Gepräge einer eigenartigen Weltanschauung. Zu einem wärmern schwunghaftern Stil erhebt sich die Darstellung besonders in der Scene zwischen Graf und Gräfin, nachdem Georg das Haus verlassen:

„Ich habe dich zur Frau genommen", begann der Graf, „wahrlich nicht in der Meinung, eines Tags noch jemand neben mir auf meinen Wegen zu finden oder ihn gar dort zu dulden. Ich habe mich über das elende Leben deines Vaters hinweggesetzt. ..." „Mein Vater liebte mich! Alles andere ist mir gleichgültig." — „Deine Wünsche habe ich nie beschränkt, obgleich du arm warst und ..." — „Meine achtzehn Jahre wogen deine Millionen auf." — „Und wäre es nichts anderes, so hätten meine Ehre, mein Wappenschild ..." — „Deine Ehre? Den Theil, der mir davon gebührte, hast du befleckt. Du allein! Denk an die Baronin! Dein Wappenschild? Wann, wo hast du es über mir ausgebreitet, um mich zu schützen?" — „Ich werde fortan deine Launen zu zügeln wissen. Gleichviel ob sie deinem Temperament, der Extravaganz, die nun einmal in deiner Rasse liegt, entspringen oder nicht. Ich werde sie nicht mehr dulden." Olga war von der Thür weggetreten und stand jetzt vor dem Kamin. Ihre Gestalt war hoch aufgerichtet, nur ihr Kopf war nach vorn gebeugt. „Meine Rasse?" rief sie. „Zugegeben, es wäre so, ich leugne es bis aufs Blut, aber zugegeben, sie wäre schuld an allem — was hast du gethan, um mich meiner Fehler zu entwöhnen? Hast du meine Achtung, die ich diesem Hause entgegenbrachte, genährt oder auch nur erwidert? Bist du meiner Sehnsucht nach einem zärtlichen Wort begegnet? Hast du mit meiner Jugend Nachsicht gehabt, oder hast du sie geschont? Nein. Du hast mich dem Nichtsthun, der Gedankenlosigkeit überlassen. Du hast mich in meinem Stolze verwundet, ja in meiner Schamhaftigkeit beleidigt. Du hast es gewagt, deine Geliebte hier im Hause ein- und ausgehen zu lassen, du hast mich täglich einen Schritt weiter zu dem Abgrund

gestoßen, an dem ich heute zitternd halt gemacht habe. Hast du nur Mitleid mit deinem Weibe gehabt, das du, du allein in diese Gefahr gejagt? Hast du wenigstens einen Zweifel empfunden, ob ich kämpfe und ringe, allmächtiger Gott, ringe um die Erhaltung meines Elends, als wäre es mein höchstes Glück! Nein, du hast neugierig zugeschaut, dir die Roheit als Gast zu diesem Schauspiel geladen. Ihr, ihr wolltet ihn beschimpfen! Ihn, der nichts von hier mitnimmt als den Schmerz und die Verzweiflung. Hütet euch!" Olga's Augen glühten, ihre Nüstern bebten, sie hielt die Hände weit vorgestreckt. Hätte der Graf den Vergleich mit der andern Rasse nicht zu sehr verbraucht, zum allerersten mal hätte er vielleicht an Olga etwas Absonderliches finden können, denn sie glich dem Kinde der Steppe, welches sich zum Kampf auf Tod und Leben mit dem Wolfe bereit macht. Der Graf wich zurück und schrie: „Was geht hier vor? Soll ich meinen Ohren trauen? Was ereiferst du dich für ihn? Liebst du diesen Menschen? Ja oder nein?" Und Olga, außer sich, schüttelte wild den Kopf und schrie: „Ich liebe ihn, ja, ich liebe ihn und nur ihn, nur ihn, und aus Liebe habe ich seine Liebe verhöhnt, und aus Liebe habe ich meine Liebe verleugnet. Nun weißt du es, und nun wird er seiner Kunst gehören und wird Großes schaffen, und an allem, was er geschaffen, werde ich theil haben bis in den Tod, denn meine Seele gehört ihm, ihm allein. Du hast sie hinausgepeitscht aus mir. Was übrig geblieben, gehört dir. Ich weiß es. Ich habe es geschworen. Nimm es!"

4. Pia. Roman aus dem 13. Jahrhundert. Von Ernst Eckstein. Leipzig, Reißner. 1887. 8. 6 M.

Aus den modernen Gesellschaftskreisen versetzt uns Ernst Eckstein's Roman in die mittelalterliche Zeit, und zwar in die Epoche der Kämpfe zwischen den italienischen Städten. Es herrscht hier eine wildere Ursprünglichkeit in Ton und Wesen, und die Conflicte haben einen grausamen und fast grauenhaften Charakter. Im Grunde ist die Situation eine ähnliche wie in den eben besprochenen Salonromanen: ein italienischer Feldhauptmann wird durch falsche Anschuldigung und durch den Augenschein, wobei indeß falsches Spiel mit ihm gespielt wird, von der Untreue seiner Frau überzeugt: er sperrt sie in ein Schloß in den Maremmen, den toscanischen Pestgegenden, und verurtheilt sie zum Tode durch das Fieber, das sie auch dahinrafft; denn als er aus dem Munde des falschen Anklägers, der auf der Jagd verunglückt ist, ihre Unschuld erfahren hat und zu ihr eilt, kommt er zu spät: sie ist eine Beute des Todes.

Man hat dem Dichter den Vorwurf des Plagiats gemacht, und er hat sich dagegen vertheidigt unter Berufung auf die alte italienische Chronik, die seine einzige Stoffquelle gewesen. Er ist damit in die Fußstapfen Paul Heyse's gerathen, der ja auch solche italienische Chronikstoffe, oft sogar in alterthümlichem Chronikenstil, novellistisch ausgebeutet hat. Im Grunde ist der Stoff ein typischer in the history of fiction: in Hebbel's „Herodes und Mariamne", in Massinger's „Herzog von Mailand", selbst in „Genoveva" finden sich ja die ähnlichen Voraussetzungen, daß ein in den Kampf ziehender Kriegsfürst sein Weib einem Freunde zur Bewachung anvertraut, damit aber, um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, den Bock zum Gärtner gemacht hat. Der Freund liebt leidenschaftlich das schöne Weib, wird von ihm zurückgewiesen und rächt sich, indem er dasselbe der Untreue beschuldigt. Ob der Feldhauptmann Sforza oder Leone della Pietra heißt, macht in der Sache keinen Unterschied: neu ist die Erfindung in „Pia", daß ihr Bruder im feindlichen Heere der Florentiner dient, daß sie durch die Intriguen des Vertrauten mit ihm eine Begegnung hat, wobei die Rolle des Bruders indeß ein ihm ähnlich sehender Abenteurer spielt, und daß der Gatte diese Scene belauscht. Neu ist ferner die grausame Strafe, der Tod durch Fieberluft: jenes ein theatralisches, dieses ein raffinirtes Motiv. Uebrigens kann man in der neuen Variante auf ein so oft behandeltes Thema doch kein Plagiat erblicken: es frägt sich nur, ob die Variante vor den frühern etwas voraus hat. Die Treue gegen die Ueberlieferung der Chronik kann dabei nicht in Betracht kommen.

Im ganzen ist die Darstellung von Eckstein schlicht und einfach, das Costüm einer eisernen Zeit gut getroffen: doch gewinnt die Erzählung dadurch etwas kalt Grausames; die schuldlos geopferte Heldin flößt wol Mitleid ein; aber auch für sie empfinden wir nicht den Zug wärmerer Sympathie: das liegt an der kühlen Objectivität der Chronik, die sich in die Dichtung überträgt. Einzelne Stellen zeigen indeß, daß Eckstein das landschaftliche Colorit meisterlich zu treffen weiß. So die Schilderung des Rittes durch die Maremmen:

Jetzt lag sie in ihrer ganzen Ausdehnung vor dem grausenden Blick, die leblose Einöde, die selbst der Frühling nur an wenigen Punkten aus ihrem Todesschlafe zu kurzem Leben rief, die starre Maremme, die Brutstätte der Malaria. Soweit das Auge reichte, kein Baum, kein Strauch, keine Blume, kein menschliches Wesen! Nur dort an der Böschung, wo ein spärliches Gras wuchs, kauerte ein zerlumptes Weib, das einige Ziegen hütete. Sonst alles wie ausgestorben. Kein Schmetterling schwebte durch die schweigsamen Lüfte, kein Käfer summte, kein Vogel hob hier die Schwinge. Eine rothbraune Schicht, wie vom Qualm entfernter Essen, lagerte unbeweglich über dem Horizont, und gespenstisch sahen die schattenähnlichen Umrisse des Kastells zur halben Höhe aus dieser brodelnden Masse hervor, wie ein Geisterschiff, das einsam über den Ocean steuert. Der Capitano erbebte bei diesem Anblick. Wer nicht wie die Eingeborenen von frühe das Gift geathmet und so den Körper gegen die tödliche Einwirkung der Malaria allmählich gefeit hatte, der mußte im Qualm dieses fluchbeladenen Geländes dahindorren wie ein entwurzeltes Kraut, rasch, unabwendbar. Leone wußte, daß selbst die kräftigsten Arbeitsleute, die an den minder gefährlichen Stellen südwärts vom Schlosse Beschäftigung suchten — hier gedieh ein schlechtes Getreide und ein kleines Nadelholz bot sich den Kohlenbrennern zur Ausnutzung —, er wußte, daß diese Hünengestalten angsterfüllt jeden Tag zählten, den sie noch zu verweilen hatten bis zur endlichen Heimkehr in die gesündern Dörfer am Strand des Ombrone. Und nun sollte das schlanke, rosige Weib, das neben ihm hersprengte, das Edelfräulein aus dem glänzenden Hause der Tolomei, die blonde, bewunderte Pia, hier lebendig begraben werden — und er, Leone, ihr Gatte, war es, der dies entsetzliche Schicksal ihr auferlegte! Leone erschrak vor sich selbst, aber das Zögern, das ihn für Augenblicke ergriff, schwand sofort wieder bei dem Gedanken, was denn nun werden sollte, wenn er's nicht durchführte, wie er

sichs vorgesetzt. Er sah keinen Ausweg. So mochte sich denn ihr Verhängniß erfüllen! Sie hätte leben können — geliebt, geehrt, vergöttert von jedem Pulsschlage seines Herzens —, sie hatte es vorgezogen, auf besudelten Schleichwegen einem ehrlosen Trugglück nachzujagen: so war sie denn selber die erste und einzige Ursache ihres Verderbens. Sie erntete, was sie gesät hatte; so grausam sie dulden mochte, sie litt nach Verdienst. Eine Stunde noch ging der trostlose Ritt durch das moderige Flachland zwischen Sümpfen hindurch, auf deren schillernde Ueberkleidung schwankende Schilfhalme einsam hernieder blickten; dann über knirschende Sandflächen, in denen die Pferde bis an die Knie einsanken. Jetzt tauchte zur Linken das niedere Gehölz empor, schwärzlich, bedrohlich, wie eine fern hingestreckte Gefängnißwand, die noch etwas Trostloseres zu verdecken schien als das Diesseits. Man unterschied die halbverfallenen Zinnen des Schlosses, den überhängenden Wehrgang, der rings um den ganzen Bau lief, den eigenthümlich gestalteten Wachthurm. Unregelmäßig vertheilt, glotzten die viereckigen kleinen Fenster von der rohgemauerten Frontseite her; man sah, der Erbauer hatte von Anfang an nicht sowol einen Lustsitz als eine Feste beabsichtigt.

Wir wünschten dem Talent Eckstein's lieber auf dem Boden des modernen Lebens zu begegnen. Wenn es aus mittelalterlichen Chroniken schöpft, erscheint es uns wie eingemauert und hat nicht den freien Flug wie sonst.

Rudolf von Gottschall.

Eduard von Hartmann als Aesthetiker.

Die deutsche Aesthetik seit Kant. Von Eduard von Hartmann. Erster, historisch-kritischer Theil der Aesthetik. Berlin, C. Duncker. 1886. Gr. 8. In Lieferungen zu 1 M.

In einem Zeitalter, welches alle Vorzüge und Schwächen einer realistischen Grundrichtung, einer weit getriebenen Arbeitstheilung und Einzelforschung besitzt, in einer Epoche, welche die einst so hoch gestellte Philosophie auf den Aussterbeetat gesetzt hat, ist ein Philosoph de pur sang erstanden, welcher Muth wie innern Beruf besaß, fast die gesammte Wissenschaft der Neuzeit in einem babylonischen Thurmbau der Philosophie unterbringen zu wollen. Eduard von Hartmann hat mit seinen Werken weit über Deutschland hinausreichende Erfolge erzielt, weil Scharfsinn und Tiefsinn, Deduction und Induction, Forschen und Schaffen sich in ihm harmonisch durchdringen und durch eine classische Sprache einem möglichst weiten Leserkreis zugänglich gemacht werden. Die in seinem Erstlingswerke noch verbundenen Elemente hat er allmählich zerschlagen und ausgearbeitet zu selbständigen Disciplinen; seine Productivität ist staunenswerth; nur sein Entwickelungsgang könnte vielleicht mit dem seines großen Meisters Schelling noch etwas mehr Aehnlichkeit haben.

Neuerdings hat er sich in sehr dankenswerther Weise der Aesthetik zugewendet, sodaß es uns zur angenehmen Pflicht geworden ist, den ersten Theil eines systematisch angelegten Werks hier zur Anzeige zu bringen. Gerade für diese Wissenschaft scheint E. von Hartmann ganz besonders ausgerüstet zu sein. Die ihm eigene Durchdringung von zersetzender und verbindender Kritik, von speculativem Erzeugen der tragenden Urgedanken, von mystischer und doch logisch geschulter Phantasie, endlich auch von Mangel an Pathos des Herzens: sie werden ganz wesentlich unterstützt durch eigene künstlerische Ausbildung in Musik und Malerei, durch entsprechendes Wissen und feinsinniges Urtheil in Bezug auf Erscheinungen der Kunstwelt. Mit all diesen Eigenschaften aber erweist er einer verlassenen Maid den edelsten Ritterdienst; denn niemals zuvor hat die Aesthetik so sehr um ihre Existenzberechtigung kämpfen müssen wie heutzutage. Die zur Selbständigkeit und Herrschaft gelangten Kunsthistoriker wollen wol nach Belieben mit ästhetischen Begriffen operiren und ästhetische Urtheile fällen; aber die Aesthetik als Wissenschaft kommt ihnen vor wie der wüste Traum eines Fieberkranken. Die Künstler wollen in ihrer großen Mehrzahl von Aesthetik erst recht nichts wissen, denn „die Kunst" ist an sich selbst Gesetz und „das Experiment" die Parole der heutigen Göttersöhne!

Da nun ruft der große Olympier von Berlin-Lichterfelde all diesen Herren sein donnerndes „Quos ego!" zu und beweist ihnen, daß ihre der vermeintlich dahingeschiedenen Aesthetik versetzten Fußtritte nur die komische Darstellung der Fabel vom Esel und dem Löwen sind. Die Geschichte unserer deutschen Aesthetik seit Kant erhellt und ordnet er mit souveräner Hand; in glänzender Dialektik verbrennt er alles üppige Schlinggewächs, läutert er das reine Gold der probehaltigen Gedankenarbeit heraus. In dem uns vorliegenden ersten Theil des Werks sucht er das Princip und die geschichtliche Nothwendigkeit des Standpunktes zu gewinnen, von welchem aus er im zweiten Theil die selbständige Durchführung seines ästhetischen Systems zu unternehmen gedenkt. Abgesehen von der völlig neuen gründlichen Behandlung der Neuzeit, erhebt er sich auch dadurch über die bisherigen Geschichten der Aesthetik, daß er vielfach neue Gebiete erschließt. Ob man ihm stets darin beistimmen kann, daß er Plato und Aristoteles, die Populärästhetiker, die ästhetisirenden Dichter, Weiße, Vischer, Lotze unter das bisher übliche Maß der Werthschätzung herabdrückt, ist freilich eine offene Frage; auch muß man mit in den Kauf nehmen, daß er alles unter dem Gesichtswinkel seines Systems sieht, denn eine zur völligen Indifferenz entgeistete Objectivität ist ebenso unmöglich wie werthlos. Jedenfalls aber erweckt die Gediegenheit des ersten Theils den dringenden Wunsch, daß des Verfassers positiv schöpferische Kraft sich ebenso siegreich erweisen möge wie seine historisch-kritische Forschung; unter allen Umständen bleibt

die Gabe bewundernswerth, mit welcher er aus dem trüben Most ungenießbarer Schreibweisen doch den klaren Wein wirklicher Gedanken zu gewinnen vermag (Weiße, Krause, Schleiermacher, R. Wagner, Kirchmann u. a.).

Wollte ich mich nun auch nur einigermaßen eingehend mit den hervorragendsten Partien des Werks beschäftigen, so müßte ich eine ganze Abhandlung dazu schreiben, wie sie nur in philosophische Fachblätter gehört; hier möge die Mittheilung einiger Proben genügen, welche dem Leser einen Schluß auf Gehalt wie Form des Gebotenen ermöglichen.

Für E. von Hartmann ist Kant der Begründer der modernen Aesthetik, in welchem alle Keime der spätern verschiedenen Richtungen beieinander liegen; die Definition der Schönheit als einer nur subjectiven, formalen Zweckmäßigkeit ist die Achillesferse des Kant'schen Systems. Schelling wurde der Begründer eines abstracten ästhetischen Idealismus, dessen Spuren Schopenhauer und Krause folgten. Weiße verfestigte den abstracten Idealismus zum dialektischen System; Hegel und Trahndorff vollzogen den Uebergang des abstracten Idealismus zum concreten. In Vischer rafft sich der Hegelianismus zu einer Art von Encyklopädie der bisherigen Leistungen in der Aesthetik zusammen; Zeising bearbeitet die Lehre von den Modificationen des Schönen. Den Gegensatz zu all diesen Richtungen bildet der abstracte Formalismus von Herbart und Zimmermann, welcher in dem concreten Formalismus von Köstlin und Siebeck die ihm mögliche Correctur fand. Der ästhetische Empirismus aber führte in Fechner zum Eklekticismus. Schaßler und Carriere fühlen das Bedürfniß, zu einem ästhetischen Idealismus zu gelangen, was nach E. von Hartmann ein Widerspruch in sich selbst ist.

Dieser Klassification vermag ich nicht durchweg beizustimmen; mit Freuden aber erkenne ich an, daß die Entdeckung und Rettung Trahndorff's ein hohes Verdienst des Verfassers einschließt.

In der zweiten Hälfte des ersten Theils geht er ohne innere Vermittelung dazu über, Stellung zu mehrern der wichtigsten Probleme der Aesthetik zu nehmen. Er handelt vom Häßlichen, vom Erhabenen, Komischen, Tragischen, Humoristischen nach Seite der bisherigen geschichtlichen Entwickelung, welche diese Begriffe in der modernen Aesthetik erfahren haben. Sodann verbreitet er sich über mehrere Streitfragen aus der Kunstlehre: die Stellung der Baukunst im System der Künste, Idealismus und Formalismus in der Musikästhetik, die Bedeutung der Mimik und Tanzkunst, die Eintheilung der Künste, die Verbindung der Künste. Aus diesen Darlegungen greife ich nur einen Hauptgedanken als Ergebniß der bezüglichen Studien heraus.

E. von Hartmann gönnt der Baukunst nur die höchste Stelle unter den unfreien Künsten. Wenn er in dem betreffenden Kapitel die Ergüsse von Aesthetikern anführt, so verstehe ich, daß Männer wie Gottfried Semper solchem Gefasel gegenüber unwillig werden mußten. Was ist es doch für eine babylonische Sprachverwirrung, wenn Kant unter „Baukunst oder Tektonik das Kunstgewerbe im weitern Sinne versteht", oder wenn Schelling als „die schönste und vollkommenste Architektur die Draperie und Bekleidung" ansieht oder die Architektur für „die Musik im Raume" erklärt. Was ferner Solger, Hegel, Trahndorff u. a. über die Baukunst und die Schöngärtnerei sagen, bleibt am besten vor den Augen aller Architekten verborgen; denn die Herren Philosophen beweisen schlagend, wie wohlfeil sich am Studirtisch ohne hinreichende Einzelkenntnisse ins Blaue hinein construiren läßt. Auch E. von Hartmann kann ich nicht beistimmen. Es ist ganz unmöglich, daß „der Zweck der Innenräume auch anschaulich bis ins Kleinste durch das Aeußere erkannt werden könne". Es ist ferner nicht blos bei Bauwerken „die dem praktischen Zweck zugekehrte Seite des Gebäudes bevorzugt" worden, sondern ebenso oft die Vorderseite von Statuen: will unser Philosoph deshalb die Plastik auch zu den unfreien Künsten rechnen? Unklar bleibt, wie er „die inhaltliche Schönheit eines Tempels" von dessen „formaler Versinnlichung des Gegenspiels von tragenden und lastenden Gliedern" unterscheiden mag; auch tritt „der Antagonismus der Kräfte" nur beim antiken Gegensatz von Säulen und Hauptbalken hervor, im gothischen Gewölbe erscheint er als völlig überwunden.

In dem Aufsatz zur Musikästhetik finden sich viele treffliche Bemerkungen; eine möchte ich hervorheben, weil ich seit Jahren für dieselbe eintrete: „Das Ideal der Kunst ist für alle Künste wesentlich dasselbe, aber in jeder einzelnen Kunst unvollständig, weil einseitig offenbart. Alle Künste haben das gleiche Recht, das menschliche Seelenleben ohne weitere Vermittelung zu ihrem Inhalt zu nehmen und es von der ihnen erreichbaren Seite darzustellen." E. von Hartmann erkennt die Möglichkeit eines Gesammtkunstwerks an, will aber die unersetzliche Berechtigung der einzelnen Künste neben jenem allezeit gewahrt wissen.

Daß es natürlich auch in der Aesthetik Begriffe genug gibt, bei deren Definition die mich von dem Verfasser trennende Weltanschauung zur Geltung kommt (z. B. das Tragische), versteht sich von selbst. Ich sehe mich aber dadurch nicht gehindert, mit dem lebhaften Wunsche zu schließen, daß E. von Hartmann in dem zweiten Theil recht bald sein eigenes System der Aesthetik uns aufbauen möge, und zwar mit derselben Kraft in der Position wie in der Kritik; nur so kann der Schwerpunkt des Ganzen in die noch außen stehende Partie fallen. Gustav Portig.

Zur Geschichte der Philosophie.

Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart. Von Moriz Carriere. Zwei Bände. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1887. 8. 12 M.

Moriz Carriere gehört in die Reihe der auserlesenen Männer, welche sich mit feinem Takt von einem erdrückenden Wust detaillirter Gelehrsamkeit wie von den dialektischen Kunstübungen einer begriffspaltenden Metaphysik gleich weit entfernt zu halten wissen. Deshalb sprechen auch seine Schriften, sie mögen nun philosophische, geschichtliche oder ästhetische Fragen behandeln, so ungemein an, selbst dann, wenn sich der Widerspruch regt. Es darf daher als ein angemessenes und hoffentlich auch glückliches Unternehmen bezeichnet werden, wenn sich die Verlagshandlung entschlossen hat, in einer wohlfeilern Gesammtausgabe die Werke dieses überaus thätigen Forschers dem weitern Publikum zugängig zu machen.

Auch die vorliegende Arbeit, welche hier in zweiter vermehrter Auflage dargeboten wird, theilt die schon genügend bekannten Vorzüge des Autors, von denen wir nur, um von allen andern zu schweigen, die wohlthuende Ruhe und strenge Objectivität der Darstellung hervorheben möchten.

Es bedarf keiner weitern Erörterung, um den philosophischen Standpunkt des Verfassers zu kennzeichnen; ein jeder, der überhaupt nur einen Blick in seine Schriften geworfen hat, weiß, daß es ein wesentliches Bestreben Carriere's ist, Pantheismus und Deismus in einem warmherzigen und tiefsinnigen Theismus zu versöhnen, wie er ihn selbst in der Einleitung schildert:

> In dieser Idee versöhnen sich Glauben und Wissen, Vernunft und Herz; in ihr enthüllt sich das Geheimniß göttlicher Menschwerdung; nur so mag die Erkenntniß Gottes die Seligkeit genannt werden, wenn wir uns durch jene in ihm wiederfinden. In dieser Idee wird das Christenthum in seiner Tiefe und Fülle begriffen; in ihr wird unsere Zeit den Frieden finden. Und dazu möchte ich hinführen, indem ich darstelle, wie solche Gottesanschauung bei dem Beginn der neuern Zeit die Gemüther ergreift, indem ich zu der angedeuteten Ansicht der höhern Wahrheit des Deismus wie des Pantheismus dadurch hinleite, daß ich das Werden und Wachsen derselben schildere.

Italien und Deutschland streiten sich um den Vorzug, die Leuchte der Erkenntniß entfacht und in Brand erhalten zu haben; aber wo es sich immer um das eigentlich religiöse Leben und die Beziehungen zu einem räthselhaften Jenseits, um die Conflicte unserer persönlichen Existenz mit der göttlichen Allmacht handelt, da flutet doch in unserm Vaterlande der Strom nachhaltiger Begeisterung mächtiger und unwiderstehlicher. Trugen sich auch Giordano Bruno und Tomaso Campanella mit tiefen religiösen Zweifeln, hat auch für sie nur der unerschöpfliche Urgrund jedes Daseins Wesen und Wahrheit, so hat doch die deutsche Mystik in Männern wie Eckhart, Suso, Tauler, dem unbekannten Verfasser der „Deutschen Theologie" und in Jakob Böhme geradezu die Koryphäen der speculativen Religionsphilosophie hervorgebracht. Mit Recht erinnert Carriere an die eigenthümliche Erscheinung, daß die Grundvoraussetzungen dieser Richtung, vor allem das Erkenntniß der Nichtigkeit der individuellen Existenz, sich schon bei den Indiern finden, speciell und zwar überraschend bis in das Detail im Vedantasystem, wie dies Paul Deussen nachgewiesen hat („Das System des Vedânta", Leipzig, Brockhaus 1883):

> So finden wir hier am Beginn der deutschen Philosophie die Lehre, zu welcher das indische Brahmanenthum durchdrang, wenn es in seinem ewigen Wesen Gottes den einen Lebensgrund aller Dinge sah, wenn es forderte, daß der Mensch sich aus allem Besonderm zurückziehen und sich in das Innerste der eigenen Seele vertiefen solle, um in ihr die Weltseele und sich in dieser zu erkennen, aufzugehen im Einen; wir finden dieselbe Lehre wieder, die Parmenides am Anfang der griechischen Philosophie als das unerschütterlich Wahre verkündete, die Lehre von dem Einen in sich Gleichen, dessen Sein Denken ist.

Nicht nur die Keime unserer Identitätsphilosophie, sondern ebenso sehr die religiöser Speculation liegen in jener rückhaltlosen Anerkennung einer centralen, alles umfassenden Substanz enthalten, der gegenüber alle selbstwillige Opposition oder gar hartnäckige Verstocktheit als bloße temporäre Spannung erscheint; mit andern Worten das Böse, diese mala crux aller Welterklärer, wird in dem absoluten Proceß der allein wirklichen Substanz in seiner, positiver Wirksamkeit durchaus unfähigen Negativität absorbirt.

Aber jene Zeit des sinkenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit mühte sich nicht nur mit subtilen Erkenntnißproblemen ab, sondern sie war vor allem auch erfüllt von einem mächtigen organisatorischen Drange; galt es doch dem gleichsam eben erst entdeckten Begriff der individuellen Freiheit eine wirkliche Heimat zu sichern. In dieser Epoche der socialen Krisen und Gärungen ist namentlich die Gestalt eines höchst verschiedenartig beurtheilten Mannes sehr bedeutsam, das ist Macchiavelli. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, wie schonungslos und geradezu persönlich erbittert der Große Friedrich in seinem „Anti-Macchiavel" diesen „Niederträchtigen und Verbrecher" verdammte, und wie wenig er es verstand, aus den geschichtlichen Bedingungen die Entstehung seiner Theorien sich zu erklären. Gerade diesen so überaus wichtigen culturhistorischen Gesichtspunkt wendet aber Carriere mit vollem Recht an, indem er den berüchtigen Verfasser des „Principe" zunächst vom specifisch römisch-nationalen Standpunkte aus auffaßt:

> Darum dringt er überall auf die eiserne Consequenz des Charakters und der Unternehmungen und findet das Unglück der Menschen darin, daß sie weder zum Guten noch zum Schlechten die rechte Entschiedenheit besitzen und deshalb verkehrte Mittelwege einschlagen; darum geht ihm der Staat über alles, und

hat ihm nur dasjenige Werth, was in Bezug zu diesem steht, sowie ihm alles entschuldigt und gerechtfertigt ist, was dem Zweck des Ganzen dient und seinem Wohle frommt. Die Blüte der Kunst und Wissenschaft in seinen Tagen bietet ihm keinen Ersatz für die versunkene politische Größe Italiens. Die um ihrer selbst willen forschende Weisheit und die freie schöne Poesie der Griechen bleiben ihm fremd, aber die römischen Schriftsteller mit ihren großen Staatsgedanken und ihren kolossalen Heldenbildern sind seine Führer, seine Genossen.

Ebenso bitter rechtet er mit dem Christenthum, d. h. eben der zeitgenössischen Form desselben, indem es einmal die wahre und echte Religiosität unterdrückt und andererseits einen Geist des Servilismus und männlicher Schwäche genährt hat, der keinen kräftigen Patriotismus aufkommen läßt. Weil für ihn der Staat das Ideal der sittlichen Vollkommenheit repräsentirt, so ergibt sich aus dieser echt antiken Anschauung auch ganz consequent, daß die Begriffe von gut und schlecht mit ihren weitern Verzweigungen Producte bestimmter gesetzlicher Fixirung sind und nicht apriorischen Ursprungs. Ueberall aber ist ihm die nationale Einheit und Wohlfahrt das höchste Gut, und so begeistert er Lorenzo von Medici zur thatkräftigen Reorganisation der italienischen Zustände auffordert, so hoch steht ihm doch über dem Usurpator die unantastbare Freiheit des Volks.

Wenn man vorurtheilsfrei der Schilderung unsers Verfassers folgt, so wird man unsers Erachtens auch dem abschließenden Urtheil seine Zustimmung nicht vorenthalten können:

> Ich war bei Macchiavelli ausführlich, weil es sich immer noch um die Ehrenrettung des Mannes handelt. Es gilt hier, vorurtheilslos einen großen Geist in seiner energischen Eigenthümlichkeit zu begreifen. Die Geschichte hat seine Ideen gerechtfertigt: Cromwell in England, die großen preußischen Fürsten in Deutschland waren Männer, die des Staates Einheit im Interesse des Volks in sich concentrirten, und wenn die Französische Revolution auf Richelieu und Ludwig XIV. folgen mußte, so war es nur, weil diese den Gedanken Macchiavelli's blos halb ausführten.

Th. Achelis.

Schriften über Oesterreich-Ungarn.

Mit dem steten kräftigen Emporstreben deutscher Regsamkeit in Oesterreich-Ungarn, welches sich auch auf literarischem Gebiete geltend macht, gewinnt die Literatur des Reichs im ganzen sowol als auch diejenige der einzelnen Provinzen alljährlich einen bedeutenden Zuwachs an neuen Werken. Insbesondere ist es das historische sowie das geographisch-ethnographische Fach, welches sich einiger fleißiger und gewissenhafter Bearbeiter erfreut, und wenn auch die nachstehend in Kürze besprochenen Schriften nur einzelne nicht gleichwerthige Werke genannt werden können, so weisen sie doch darauf hin, wie eifrig man sich damit beschäftigt, in verschiedenen Richtungen Arbeiten zu liefern, welche geeignet sind, bald in der Form kleiner Compendien eine historische oder geographische Uebersicht im allgemeinen zu verschaffen, bald interessante Streiflichter auf Länder, Gegenden oder einzelne bemerkenswerthe Institute in größern Städten zu werfen. Die Kenntniß so mancher bisher wenig beachteter Gebiete wird hierdurch um so mehr bereichert, als die Verfasser der angedeuteten Schriften, wo Stoff und Tendenz es gestatten, es sich angelegen sein lassen, nicht blos gelehrte, nur für den Fachmann berechnete Arbeiten zu liefern, sondern solche in gefälliger Form darzubieten, welche auch einen weitern Leserkreis anregt und nicht ermüdet oder abstumpft.

1. Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. Für das deutsche Volk bearbeitet von Johannes Emmer. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Prag, Deutscher Verein. 1886. Gr. 8. 3 M.

Der auf dem Titel dieses Buchs als Herausgeber genannte Verein hat es sich zur Aufgabe gemacht, für weitere Kreise bestimmte Schriften über verschiedene Gegenstände in belehrender Form und in verschiedenem Umfange zu veröffentlichen, und diese seine Tendenz schon durch eine große Zahl meistentheils vortrefflicher Publicationen bethätigt. Es sei hier nur auf die vielen kleinern „Vorträge“ hingewiesen, welche die verschiedensten wissenschaftlichen Gebiete behandeln, sowie auf die cultur- und naturwissenschaftlichen Schriften von Julius Lippert, welche unter der Aegide dieses tüchtigen und für die Verbreitung deutscher Bildung erfolgreich wirkenden Vereins erschienen sind. Der Mangel einer Geschichte Oesterreich-Ungarns in populärer Form hat denselben veranlaßt, auch dieses Handbuch herauszugeben und eine bewährte Kraft mit der Abfassung desselben zu betrauen. Johannes Emmer, dem wir bereits mehrere biographisch-historische Arbeiten als Beiträge zur Geschichte Oesterreichs verdanken, ist seiner Aufgabe in dem vorliegenden Buche nach jeder Richtung hin gerecht geworden, und insbesondere gelang es ihm, ein für alle Kreise verständliches und übersichtlich gehaltenes Volksbuch zu schaffen. Der Stoff, in 174 Paragraphen abgetheilt, bot für die Darstellung bei der Verschiedenartigkeit der zu behandelnden Ländergebiete manche Schwierigkeiten, und nur eingehendes Vertiefen in den innern Zusammenhang war im Stande, dieselben zu überwinden. Obgleich es dem Verfasser nicht darum zu thun gewesen, eine gelehrte Arbeit zu liefern, kann doch gerade wegen ihrer Knappheit seine „Geschichte“ auch auswärtigen Lesern empfohlen werden. Die Eintheilung in zwölf Zeiträume gestattet einen genauen Ueberblick; überall ist auch auf die Entwickelung des culturellen Lebens gebührende Rücksicht genommen, das be-

kanntlich von manchen Geschichtschreibern unbeachtet gelassen wird. Insbesondere sei auch auf die Darstellung des historischen Entwickelungsganges der jüngsten Zeit von 1848 bis 1884 hingewiesen, welchem dieselbe Aufmerksamkeit wie dem der frühern Perioden zugewendet wurde. Wem die Compendien von Krones, Mayer, Huber u. s. w. zu umfassend angelegt sind, der wird in Emmer's Buche ausreichende Belehrung in volksthümlicher Darstellung finden.

2. Geschichte und Sage der österreichisch-ungarischen Monarchie. (Mit einem Anhang von historischen Gedichten.) Von Sigmund Berger. Neu-Raußnitz. 1886. 8.

Man könnte die unter obigem Titel zu einem Bande zusammengefaßten drei kleinern Bände gewissermaßen ein Erläuterungswerk zu der eben besprochenen „Geschichte" nennen. Der Verfasser oder eigentlich Herausgeber bezweckt damit, in systematischer Folge einzelne Partien der Geschichte und Sage Oesterreichs nach den besten Quellen ausführlich darzustellen, Biographien, culturgeschichtliche und literarhistorische Skizzen, kleine Erzählungen aus der österreichischen Geschichte u. dgl. zumeist mit den eigenen Worten hervorragender Geschichtschreiber vorzuführen und so ein Gesammtbild zu entwerfen, welches in der That lebendig und abwechslungsvoll genannt werden kann. Nach der ersten Hauptabtheilung, welche in dieser Art die Geschichte der Gesammtmonarchie von der ältesten Zeit an bis auf Franz Joseph I. behandelt, wendet er sich in der zweiten Hauptabtheilung der Geschichte der einzelnen Länder Oesterreich-Ungarns zu, bietet eine Reihe Cultur- und Charakterbilder von hohen Persönlichkeiten, Helden, Heerführern, Dichtern, Staatsmännern, Gelehrten u. s. w. und erzählt in der dritten die bedeutendsten historischen Sagen, welche sich auf Oesterreich, und sodann diejenigen, welche sich auf die einzelnen Provinzen beziehen. Daß eine Auslese gelungener historischer Poesien von heimischen Dichtern das Werk beschließt, wird für Freunde der Poesie von besonderm Interesse sein. Wenn das Buch auch vorwiegend pädagogische Zwecke verfolgt, so kann es infolge der geschickten Wahl und Anordnung doch auch zur angenehmen Unterhaltung dienen.

3. Geographisches Namenbuch von Oesterreich-Ungarn. Eine Erklärung von Länder-, Völker-, Gau-, Berg-, Fluß- und Ortsnamen von Fr. Umlauft. Wien, Hölder. 1886. Gr. 8. 4 M.

Die verschiedenen Nationalitäten und Sprachen Oesterreich-Ungarns bedingen es, daß selbst genaue Kenner nicht selten in Verlegenheit sind, wenn es sich um die Etymologie des Namens eines Orts, Flusses, Gebirges oder Volksstammes handelt. Selbst das Nachschlagen in zahlreichen Werken führt oft zu keinem Resultat, und das vorliegende alphabetische Namenbuch wird daher gewiß im Reiche selbst und vielleicht noch mehr außerhalb der Reichsgrenzen mit Freuden begrüßt werden. Daß der Verfasser zu den vorzüglichsten Kennern Oesterreich-Ungarns gehört, ist bekannt: verdanken wir ihm doch die beste und umfassendste geographisch-ethnographische Darstellung des Kaiserstaats, ein Handbuch, das niemand entbehren kann, der sich mit den territorialen Verhältnissen Oesterreichs eingehender bekannt machen will. Das „Geographische Namenbuch" ist die Frucht langer und tiefer Studien. Vielleicht wird der Forscher nicht jeder hier niedergelegten etymologischen Entwickelung beistimmen, da noch so manche Streitfragen in dieser Richtung zu lösen sind, jedenfalls aber ist es dem Scharfsinn Umlauft's gelungen, in den meisten Fällen auf die richtige Fährte zu kommen. Man muß daher seine Arbeit eine bedeutende Bereicherung der geographischen Literatur überhaupt nennen, welche für den Historiker, für den Geographen und Etymologen ganz besondern Werth besitzt.

4. Aus unseren Sommerfrischen. Ein Skizzenbuch von Amand Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 12 Illustrationen von J. J. Kirchner. Wien, Hartleben. 1886. 8. 6 M.

Das Buch, welches uns der bekannte touristische Schriftsteller Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld in einem überaus anmuthigen Gewande und mit schönen Landschaftsbildern von J. J. Kirchner geziert unter dem obigen Titel vorlegt, enthält Schilderungen und Naturbilder aus verschiedenen Gebieten der österreichischen Alpenländer, insbesondere aus Steiermark, Oberösterreich, Niederösterreich und Kärnten. Es war durchaus nicht die Absicht des Verfassers, genaue Beschreibungen oder geschichtliche Darstellungen in trockener Form dem Leser vorzuführen, sondern er wollte, wie er sich selbst in der Vorrede ausdrückt, Studien nach der Natur liefern. Stimmungsbilder, mit den Oertlichkeiten eng verknüpft, haben ihm die Veranlassung zu dem Buche geboten, und in der That weiß er durch seine anmuthige Darstellung in die Stimmung zu versetzen, welche ihn selbst bei der Abfassung beherrschte, mag er eine wilde Felsgegend mit hochaufragenden Bergen und reißenden Wasserstürzen oder einen lieblichen Alpensee mit seiner reizenden Umgebung schildern und daran seine Betrachtungen knüpfen. Alle Punkte aber und alle Gegenden, welche er sich zum Vorwurfe seiner Skizzen genommen, sind als Sommerfrischen oder als Ausflugspunkte sehr bekannt und zum großen Theile weithin berühmt, wie beispielsweise das Gebiet von Eisenerz, der Attersee, der Schafberg, der Wörthersee, das Gesäuse. Daß es an historischen Excursen bei Stellen, welche solche interessant erscheinen lassen, nicht fehlt, ist natürlich und gewährt den Lesern eine lehrreiche Abwechselung. Der Naturfreund und derjenige, welcher die behandelten Gebiete bereits kennt, wird mit Vergnügen zu dem hübsch illustrirten Buche greifen und Anregung und Belehrung aus demselben schöpfen; aber auch derjenige, dem die Gegenden nicht bekannt sind, wird sich an diesen stilistisch fein ausgeführten sinnigen

Darstellungen erfreuen, welche wie eine Reihe wohlgelungener Landschaftsgemälde an dem geistigen Auge des Lesers vorüberziehen und demselben besondern Genuß bereiten. Auch einigen bisher weniger allgemein bekannten Gebieten, wie z. B. dem Mürz- und Murthale, der Umgebung von Leoben, dem Pristingthale, dem Orte Neumarkt, der Stadt Friesach, ist in dem Buche gebührende Würdigung widerfahren. Der Verfasser weiß auf Schönheiten der Natur hinzuweisen, welche bisher wenig beachtet wurden, infolge seiner hübschen Schilderung aber nun mehr Aufmerksamkeit erregen dürften; künftige Besucher derselben werden ihm zu besonderm Danke für manchen Fingerzeig verpflichtet sein.

5. Das k. k. Civil-Mädchenpensionat in Wien. Eine Denkschrift zur Säcularfeier der im Jahre 1786 von Kaiser Joseph II. zur Heranbildung von Lehrerinnen und Erzieherinnen gegründeten Bildungsstätte von Franz Branky. Wien. 1886. 8.

Obgleich wir es eigentlich hier mit einer Gelegenheitsschrift zu thun haben, bietet die in derselben enthaltene ausführliche Darstellung dennoch einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des culturellen Lebens in der Residenzstadt Wien, zumal sie aus authentischen Quellen, aus den Acten des kaiserlichen Archivs, der Studien-Hofcommission und anderer Behörden sowie aus denen der Anstalt selbst geschöpft ist. Das Civil-Mädchenpensionat ist eine der bedeutendsten weiblichen Bildungsanstalten in Wien. Die Geschichte desselben beginnt mit der Begründung durch Kaiser Joseph II., welcher schon seine besondere Aufmerksamkeit der Entstehung dieses Instituts zuwandte, wie denn bekanntlich der geistreiche Monarch alle Anstalten zu unterstützen pflegte, welche Bildung und Belehrung zum besondern Zweck hatten. Des Kaisers persönliche Bemerkungen und Ansichten hierüber hat der gewissenhafte Verfasser nicht unterlassen mitzutheilen. Die zuerst in dem Kloster zu Sanct-Ursula untergebrachte Anstalt erweiterte sich bald, wechselte einigemal das Local und erhielt schließlich unter Kaiser Ferdinand in dem Gartenpalais des Grafen Chotek in der Josephstadt eine gesunde und passende Unterkunft. Das Gebäude selbst wurde in der neuern Zeit vergrößert und umgebaut. Eine Reihe vortrefflicher Lehrkräfte, welche an dem Institut gewirkt und bis heute fortwirken, trug das ihrige zur Ausbildung der weiblichen Zöglinge bei, die den besten Gesellschaftskreisen angehören. Die Darstellung Franz Branky's, der selbst an der Anstalt als Professor thätig ist, macht uns mit der Organisation und mit der Entwickelung derselben bis auf die heutige Zeit bekannt, und obgleich an dieser Stelle darauf näher einzugehen der knappe Raum verbietet, so kann doch dem Fleiße des Verfassers und seiner eingehenden Auseinandersetzung, welcher mit dieser Arbeit uns ein Stück aus der Geschichte des pädagogischen Lebens in Wien vorlegt, das besondere Aufmerksamkeit verdient, die Anerkennung nicht vorenthalten werden, zumal er werthvolle, bisher nicht bekannte Documente mittheilt, aus denen hervorgeht, welche Fürsorge alle österreichischen Regenten bis auf Franz Joseph I. der Entwickelung dieser Anstalt zuwandten.

6. Das Wächterhaus von Suliguli und andere Karpathengeschichten von R. Bergner. München, Franz. 1885. 8. 3 M.

Ein eigenthümliches, der westlichen Cultur fast ganz unbekanntes Stück Welt ist es, in welches die Skizzen und Erzählungen des vorliegenden Buchs uns versetzen. Rudolf Bergner führt uns in jenen nordöstlichen Winkel Ungarns, der, von den verschiedensten Nationalitäten bewohnt, wol den meisten Lesern selbst dem Namen nach fremd ist; aber der begabte Autor weiß uns die Zustände jenes Karpatengebiets und dieses selbst in so anschaulicher Weise durch eine Reihe von zu Herzen sprechenden Erzählungen zu schildern, daß wir nicht anstehen, diesen Lebensbildern, denn als solche treten die Erzählungen uns entgegen, den Werth von Culturbildern beizulegen und sie als solche auch hier einzureihen. Das „Wächterhaus von Suliguli" bietet ein ergreifendes Winterbild aus den Bergen, eine kurze Erzählung von dem Tode der drei Kinder des Wächters, die vielleicht als Einleitung zu gräßlich genannt werden kann, aber die Begabung des Verfassers in jedem Zuge verräth. Nicht minder originell ist „Der Reformator", worin die Geschichte eines Räubers, eines Hajdamaken, aus den Karpatenwäldern mitgetheilt wird. Ebenso zeigt „Der Herr Stuhlrichter" uns ganz merkwürdige Seiten des socialen Lebens in jenem Gebiete, während die Novelle „Wanderleben" mit fast idyllischem Anstrich den Charakter der bäuerlichen Bevölkerung daselbst kennzeichnet. Man erkennt, daß der Autor dieser Skizzen mit den Verhältnissen sehr vertraut ist; auch gewähren seine landschaftlichen Schilderungen des fremden Bodens besonderes Interesse. Die Sagen und Märchen am Schlusse des Bandes lassen in eine bunte Welt blicken; sie entstammen zumeist dem slowakischen Volksmunde und bieten eine kleine, aber bedeutungsvolle Bereicherung der volksthümlichen Literatur.

7. Das Königreich Ungarn. Geschildert von J. H. Schwicker. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt. (Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild, 12. Bd.) Wien, Graeser. 1886. 8. 1 M. 60 Pf.

Dem Sammelwerke angehörig, von welchem schon mehrere Bände in d. Bl. ihre Würdigung erfuhren, bringt der vorliegende Band eine knappe, jedoch correcte Beschreibung des ungarischen Königreichs aus der Feder des bestbekannten landeskundigen Schriftstellers. Wir erhalten darin nicht trockene Beschreibungen, sondern geschichtliche Skizzen und Schilderungen aller bemerkenswerthen Gebiete, wobei darauf Rücksicht genommen ist, den Leser auch mit den verschiedenen Seiten des Volkslebens und mit den charakteristischen Erscheinungen desselben bekannt zu machen. Ein eigenes Kapitel ist der

glänzenden Residenz Budapest gewidmet. Die Charakterisirung der einzelnen so verschiedenartigen Theile des Reichs, der Pußta, des südlichen Territoriums bis zum eisernen Thorpasse, des westlichen und östlichen Theils, sowie der Bewohner in allen diesen Gebieten ist treffend durchgeführt und wohlgeeignet, den Leser mit allen Eigenthümlichkeiten des Landes und Volks vertraut zu machen. Zahlreiche Illustrationen, Porträts, Ansichten und Volkstypen, zieren das instructive Werkchen.

8. Siebenbürgische Sagen, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Müller. Zweite veränderte Auflage. Wien, Graeser. 1885. 8. 5 M. 60 Pf.

Beinahe zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem die erste Auflage dieses in jeder Richtung bedeutsamen Sagenwerks erschienen ist. Schon jene erste Auflage zeugte von einem ungeahnten Reichthum an echt volksthümlichen Elementen, welche sich in den Sagen des siebenbürger Sachsenlandes erhalten haben. Allerdings hat der fleißige, im Sinne des unvergeßlichen Jakob Grimm thätige Sammler auch zum Theil die Sagen der mit den Sachsen zusammen ein Gebiet bewohnenden Nationalitäten Siebenbürgens ins Auge gefaßt, immerhin aber überwogen diejenigen des deutschen Stammes, der schon seit vielen Jahrhunderten die nordische deutsche Heimat verlassen und in jenem östlichen Lande Oesterreich-Ungarns ein neues Heim gefunden. Die vorliegende neue Auflage kann füglich ein neues Werk genannt werden. Es ist dem unermüdlichen Sammler gelungen, reiches neues Material aufzufinden, und da die Sagenforschung gerade in den letzten Decennien eine so große Literatur aufzuweisen hat, kam ihm dies bei der Sichtung und Zusammenstellung besonders zu statten; auch den nichtdeutschen Stoffen konnte er noch weitere Aufmerksamkeit zuwenden. Es sind somit neben den deutschen auch rumänische und magyarische Sagenstoffe dem Buche einverleibt. Dieses zerfällt in einen mythischen und einen geschichtlichen Theil; es enthält im ganzen nicht weniger als 620 Sagen, die für die Beleuchtung des Culturlebens und der Geschichte des Landes von hoher Bedeutung sind. Als Quelle hat der Herausgeber den Volksmund, aber auch wenig zugängliche Zeitungen, Kalender und andere Drucke benutzt, welche bekanntlich manche in dieser Richtung werthvolle Sage aufbewahren und dem authentischen Quellenmaterial beizuzählen sind. Wir möchten auf die gewissenhafte tüchtige Arbeit des Herausgebers an dieser Stelle ganz besonders aufmerksam machen.

Anton Schlossar.

Vertraute Briefe eines Diplomaten.

Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe des damaligen königlich sächsischen Legationssecretärs Karl Friedrich Grafen Vitzthum von Eckstädt. Mit einem Vorworte von Karl Müller. Zweite Auflage. Stuttgart, Cotta. 1886. Gr. 8. 5 M.

Wenige Bücher haben in letzter Zeit mich so gefesselt wie diese Herzensergüsse des Geheimraths und Ministers a. D. Grafen Vitzthum, die so echt herausgeboren sind aus Glaube und Ueberzeugung; pectus est quod disertum facit! Obwol ich gar oft den Standpunkt des Autors nicht theile, kann ich nicht umhin, seine geistvolle Weise der Darlegung, die bei allem Reize so fern von hohler Causerie bleibt, und seine selten vornehme Denkart zu bewundern. Als Einleitung gibt er eine kurze Studie über Metternich, die auf persönlicher Bekanntschaft beruht, wie denn in dem vertrauten Verkehr mit leitenden Persönlichkeiten der grundlegende Werth der ganzen Schrift zu finden ist; er schildert den Fürsten als den Ueberwinder Napoleon's, aber als Staatsmann ohne wirkliche Schöpferkraft, ohne Verständniß für die Forderungen der Zeit und des deutschen Volks, weshalb seine Politik vielfach unfruchtbar bleiben mußte; der Wiener Congreß ließ eine Reihe der folgenschwersten europäischen Fragen ungelöst oder löste sie in kläglicher Weise: der Fünfmächtebund war eine bloße Chimäre; Europa war zu neuen Revolutionen prädestinirt, Metternich aber versäumte es, die von ihm nicht bemerkte Schwäche Oesterreichs für die Tage des Sturms zu beseitigen, ihm eine reale Macht zu verleihen, auf den Trümmern der Großmacht Preußens und nach der Mediatisirung aller deutschen Staaten Oesterreich mit Deutschlands Kaiserkrone zu zieren und im Besitze eines gewaltigen Heeres Europa zur Anerkennung dieses Werks zu zwingen; so ermöglichte er es Preußen, nach schwerer Arbeit Oesterreich zu verdrängen und für sich die deutsche Krone davonzutragen. Graf Vitzthum verbrachte die Jahre 1845—47 bei der sächsischen Gesandtschaft in Berlin und verstand es, Menschen und Dinge klar und nüchtern zu beurtheilen; was nicht Geheimniß bleiben mußte, theilte er seiner Mutter in Wien, seinen Oheimen und einigen Freunden in politischen Briefen mit. Er lebte ganz in der großen Welt, unterhielt und langweilte sich nach Pflicht, vergaß aber bei all dem geselligen Treiben niemals die ernste Arbeit und die sorgsame Ergründung der Begebenheiten; darum gibt er uns nur wenig von Hofgeschichten, Festen u. dgl., wohl aber bezeichnende Aeußerungen und Handlungen wichtiger Personen, Striche zu ihrem noch zu malenden Porträt. Es behagte ihm in Berlin gar nicht; weder die Gesellschaft noch die Politik befriedigte ihn; er war durchaus Hochtory, einem absoluten Regimente keineswegs abgeneigt, der Mann realer Macht, und darum ekelten ihn die Zustände in Preußen vor, während und nach 1848 an; es mußte ihn

verdrießen, daß sich Friedrich Wilhelm IV. so unkräftig benahm und nur der Prinz von Preußen seinen Mann zu stellen wußte; er sah ephemere Größen wie Graf Adolf Arnim aufsteigen und in nichts zerfließen, konnte keinen einzigen Staatsmann entdecken, und nur in der Opposition tauchten Köpfe wie Vincke und Auerswald auf.

Mit Freuden ging Vitzthum im Jahre 1847 nach Wien, um hier die vielleicht inhaltschwersten Jahre seines Lebens zuzubringen; er fand vollendete gesellschaftliche Genüsse im Umgange mit wenigen Auserwählten, die er mit Recht als Crême der Crême verherrlicht, besonders mit der vor kurzem verstorbenen Fürstin Aloysia zu Schönburg-Hartenstein, der geistreichsten Frau Wiens, und der Fürstin Eleonore Schwarzenberg, und bald bat er seine Vorgesetzten, von seiner Versetzung von Wien nach Paris oder München abstehen zu wollen. Da brach das Jahr 1848 über Wien wie über Berlin herein; Metternich's System ging aus den Fugen. Die erste Autorität Europas war ein kindisch gewordener Greis, der mit Phrasen die Revolution aufhalten wollte; am Hofe zeigte nur Erzherzogin Sophie Muth und Würde in dem allgemeinen Bankerott. Die Revolution fegte Metternich, den geistesschwachen Kaiser, die Regierung und den Staat hinweg; eine kaiserlose schreckliche Zeit begann; Freischärler, unreife Volksmänner und Studenten rissen die auf die Straße geworfene Herrschaft an sich, und Wien feierte einen wahren Hexensabbat. Inmitten des Sturms steht Vitzthum und beobachtet das Ende alter Staaten, die Wandelbarkeit der aura popularis, die verächtliche Gesinnungslosigkeit der Wiener; seine oft von Stunde zu Stunde verzeichneten Eindrücke über die immer wieder losbrechende Revolution mit ihren Blutthaten sind von hohem Werthe für die Geschichte dieser Zeit. Jubelnd begrüßt er Windischgrätz und Jellacic; mit Stirnrunzeln schaut er auf die Haltung Friedrich Wilhelm's IV.; er empfindet wie ein Oesterreicher die Siege Radetzky's über das verhaßte Sardinien. Mit berechtigtem Mistrauen verfolgt er die Traumgebilde, die in Frankfurt auftauchen und sich täglich mehr als ideologische Phantasien ohne reale Macht herausstellen; er kritisirt bitter Palmerston, während er für Derby schwärmt, läßt Frankreich nicht einen Moment aus den Augen und sieht Errettung aus der europäischen Noth nur in einem großen Kriege. Voll Anerkennung für Kaiser Nikolaus, der ihm als ganzer Mann sympathisch ist, fürchtet er nicht, daß Europa von Rußland überwältigt werden könne; dazu hat er zu viel Vertrauen in deutsche Kraft und Ehre. In der preußischen Politik argwöhnt er Eroberungsgelüste, doch erscheint ihm das damalige schwache Preußen für Deutschland ungefährlich; von seinem Standpunkte aus verdammt er Radowitz wie die Union; als Sachse ist ihm ein starkes Preußen ein Schreckgebilde; er kann sich nur für ein starkes Oesterreich begeistern, zumal es Sachsens natürlicher Hort ist. Und so begrüßt er mit lautem Jubel die Thronbesteigung Franz Joseph's, den er mit allen Attributen der Bewunderung überschüttet, und das Werden eines neuen Oesterreich unter der starken Hand seines Mentors, des Fürsten Felix Schwarzenberg. Der Gedanke Schwarzenberg's, ein Siebzigmillionen-Reich zu gründen, das Deutschland, Ungarn und Italien umfassen sollte, findet seine begeisterte Zustimmung; auf dem Boden des monarchischen Princips, das er in aller Reinheit wieder herzustellen strebte, wollte Schwarzenberg Neuösterreich gestalten, jede revolutionäre Erregung im Innern mit der Faust niederhalten, durch eine Zoll- und Handelseinigung Deutschland, Oesterreich, die Niederlande, Belgien und Italien verschmelzen, um Großbritannien ein Paroli zu biegen. Es gelang Schwarzenberg, die Revolution überall zu besiegen; Preußen begab sich seiner Großmachtstellung, Graf Brandenburg, den Vitzthum warm anerkennt, that den Schmerzensgang nach Warschau, Manteuffel band Preußen in Olmütz wieder an Oesterreichs Schlepptau, und der europäische Krieg war vermieden. Mitten in seinen Siegen raffte der Tod Schwarzenberg hin, den sein Kaiser aufrichtig betrauerte; mehr als je bestärkte die Lage der Dinge den Grafen Vitzthum in seiner Ueberzeugung, daß die deutsche Frage nur durch das Schwert gelöst werden könne, und das Jahr 1866 hat ihm, freilich in wenig congenialer Weise, recht gegeben.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Historische Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, deren Vorsitzender Dr. Eduard Brockhaus ist, erläßt einen Aufruf an deutsche Gelehrte und Schriftsteller, wegen Uebernahme einer Fortsetzung der von Dr. Friedrich Kapp begonnenen „Geschichte des deutschen Buchhandels“, von welcher nur der erste, von Kapp selbst auch nicht ganz abgeschlossene Band erschien, oder wegen einer Betheiligung an dieser Fortsetzung mit der Commission sich in Verbindung zu setzen. Der erste Band hat weit über den Kreis der engern Fachgenossen hinaus Anerkennung und Beifall gefunden, und allseitig ist das Verlangen laut geworden, daß das Werk nicht unvollendet bleiben möge. Es heißt in diesem Aufruf: „Ein Vergleich des im Jahre 1877 aufgestellten Plans für das ganze Werk mit der von Dr. Kapp im ersten Band eingeschlagenen Ausführung zeigt, daß letzterer in voller Freiheit der eigenen Auffassung die Aufgabe anders erfaßt und den Stoff wesentlich anders gruppirt hat, als ursprünglich geplant war. Die Commission ist sich darüber klar, daß eine solche Freiheit des Schaffens für die Lösung der Aufgabe unumgänglich nöthig ist, und daß dieselbe auch für die Fortführung des Werks eingeräumt werden muß. Es möge daher schon jetzt darauf hingewiesen werden, daß es dem eventuellen Fortsetzer vollständig überlassen werden soll, ob er mit dem zweiten Band direct an Dr. Kapp's Werk anknüpfen und dasselbe in gleichem Sinne fortführen, oder ob er den zweiten Band wesentlich selbständig gestalten will. Nur würde es nöthig sein, daß die Arbeit sich formell als eine Fortsetzung darstellt, gewissermaßen eine Geschichte des Deutschen Buchhandels im 18. und

19. Jahrhunderte liefert, und daß sie den Umfang des ersten Bandes nicht überschreitet."

— Die Verlagsbuchhandlung von Bernhard Tauchnitz hat im Februar d. J. ihr funfzigjähriges Jubiläum gefeiert. Begründet wurde sie 1837 von Christian Bernhard Tauchnitz, jetzt Freiherr von Tauchnitz, anfangs unter der Firma Tauchnitz jun., später Bernhard Tauchnitz. Ihre größte Verlagsunternehmung, die zugleich einzig in ihrer Art, ist die „Collection of British authors", welcher sich eine „Series for the Young" anschließt. Der jüngere Freiherr von Tauchnitz hat eine stattliche Gedenkschrift: „Funfzig Jahre der Verlagsbuchhandlung Bernhard Tauchnitz, 1837—1887", drucken lassen, welche jedoch nicht im Buchhandel erschienen ist. Den Hauptinhalt derselben bildet eine Darstellung des Entwickelungsganges jenes großen Unternehmens, dessen leitender Gedanke war: continentale Ausgaben englischer Werke zu veranstalten, bei welchen die Interessen der Autoren nach jeder Richtung hin gewahrt würden. Die Grundzüge der Abschlüsse mit den englischen Autoren waren: 1) Zahlung von Honoraren an dieselben; 2) ausschließliche Autorisation der Tauchnitz Edition für den Continent; 3) kein Import der Tauchnitz Edition nach England und dessen Colonien. Die literarischen internationalen Verträge, von denen der erste 1846 zwischen England einerseits, Preußen und Sachsen andererseits abgeschlossen wurde, machten aus den autorisirten Ausgaben zugleich gesetzlich geschützte. Aehnliche Abmachungen wurden mit den neuern amerikanischen Autoren geschlossen. Die Sammlung, in welcher keiner der namhaften britischen Schriftsteller fehlt, enthält jetzt 2439 Bände. Für die deutsche Literatur existirt kein ähnliches Unternehmen im Auslande. Die Bernhard Tauchnitz'sche Verlagsbuchhandlung war aber bestrebt, hervorragende moderne und ältere classische Werke aus dem reichen Schatze der deutschen Literatur in englischen Uebersetzungen denjenigen Kreisen der Englisch sprechenden Nationen zugänglich zu machen, welchen die deutsche Sprache nicht genügend geläufig ist. So entstand „The Collection of German authors", unter denen Lessing, Goethe, Schiller, Jean Paul, Berthold Auerbach, Ferdinand Freiligrath, Georg Ebers, Karl Gutzkow, Paul Heyse, Hackländer, Fanny Lewald, Fritz Reuter, die Marlitt und die Hillern, Scheffel u. a. vertreten sind. Außerdem hat die Firma französische und lateinische Classiker, juristische, theologische, mathematische Werke und vermischte Schriften aus verschiedenen Fächern verlegt. Durch ihr großes Hauptunternehmen hat sie sich weiten Ruf und internationale Bedeutung gesichert.

— Lauser's „Allgemeine Kunstchronik" in Wien hat im Januar 500 Mark für eine Künstlernovellette kleinsten Umfangs festgesetzt. Die Ablieferungsfrist läuft am 15. April ab. Das Schiedsgericht besteht aus Hans Grasberger, Ferdinand Groß, Max Kalbeck, Emmerich Ranzoni, Maler August Schäffer und der Schriftleitung der „Allgemeinen Kunstchronik".

— Das von der Direction der Reichsdruckerei in Berlin herausgegebene monumentale Werk „Druckschriften des funfzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts in getreuen Nachbildungen" (Commissions-Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien), dessen einzelne Hefte hier wiederholt mit gebührendem Lobe besprochen wurden, ist nun mit dem Erscheinen des zehnten Hefts zum Abschluß gelangt. Auf 100 Tafeln im größten Folioformat bietet es eine Auswahl von Meisterleistungen der Buchdruckerkunst früherer Jahrhunderte in so gelungener und vollkommen treuer Nachbildung, daß die Sammlung selbst sich als eine typographische Meisterleistung ersten Ranges darstellt, welche der Reichsdruckerei zum hohen Ruhme gereicht. 58 der vorgeführten Schrifttafeln stammen aus der classischen Zeit, von der Erfindung durch Gutenberg bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts, 36 gehören dem sechzehnten Jahrhundert, der Blüteperiode der Kunst, und je 3 dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert an, in denen sie allmählich von ihrer Höhe herabsank, um erst in unserm Jahrhundert mit Hülfe der Fortschritte auf allen technischen Gebieten wieder einen neuen erfreulichen Aufschwung zu nehmen. Schriftschneidern und praktischen Typographen liefern diese auserlesenen Muster, deren Originale sämmtlich nur noch in einzelnen, schwer zugänglichen Exemplaren vorhanden sind, fruchtbarste und vielseitigste Anregung für die künstlerische Seite ihres Berufs. Selbstverständlich wird daher jede größere Buchdruckerei und Schriftgießerei, jedes Gewerbe- und Kunstgewerbe-Institut das Werk zur Benutzung anschaffen; als gediegenes, hochinteressantes Prachtwerk bildet dasselbe aber zugleich eine empfehlenswerthe Bereicherung der Salontisch-Literatur.

Bibliographie.

Beyschlag, W., Die Religion und die moderne Gesellschaft. Halle, Strien. 8. 80 Pf.

Armenische Bibliothek. Herausgegeben von A. Joannissiany. IV. Märchen und Sagen. Mit einer Einleitung von G. Chaladianz. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Borelius, J. J., Blicke auf den gegenwärtigen Standpunkt der Philosophie in Deutschland und Frankreich. Deutsch von E. Jonas. Autorisirte, vom Verfasser durchgesehene Ausgabe. Berlin, Fischer's medicin. Buchh. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Conradi, H., Lieder eines Sünders. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Dietrich, K., An die deutschen Universitäten. Protest gegen die moderne Wissenschaft. Hamburg, König u. Schulz. Lex.-8. 1 M.

Doering, L. v., Gonda. München. 1886. 8. 3 M. 50 Pf.

Fischer, A. L., Neues von der Sonne. Erfurt, Villaret. 8. 50 Pf.

Fischer, E. L., Die Grundfragen der Erkenntnisstheorie. Kritik der bisherigen erkenntnisstheoretischen Standpunkte und Grundlegung des kritischen Realismus. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 7 M.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. 13tes Hft.: Moderne Kunstliebhaberei. Wien, Graeser. Gr. 8. 60 Pf.

Illustrirte Geschichte Deutschlands, herausgegeben von der Verlagshandlung, mit Text von T. Ebner und unter der artistischen Leitung von M. Bach. 1ste Lfg. Stuttgart, Hänselmann. Gr. 8. 40 Pf.

Hollander's, C. W., Gedichte in Platt- und Hochdeutsch. Zum Vortrag in geselligen Vereinen. Mit Selbstbiographie und Lichtdruck-Bild des Verfassers. Hamburg, Nestler u. Melle. 12. 1 M. 50 Pf.

Jäger, E., Die Handwerkerfrage. I. Abth. Geschichte der Handwerkerbewegung bis zum Jahre 1884. Berlin, Germania. 8. 3 M.

Jahn, H., Wegewart. Gedichte. Beerfelden, Meinhard. 8. 3 M.

Ibsen, H., Rosmersholm. Schaukpiel. Deutsch von M. v. Borch. Berlin, S. Fischer. 8. 1 M.

Lorenz, S., Volkserziehung und Volksunterricht im späteren Mittelalter. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Mach, F. J., Die Willensfreiheit des Menschen. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Moleschott, J., Kleine Schriften. Neue Folge. Gießen, Roth. 8. 4 M.

Naumann, A., Spencer wider Kant. Eine Erörterung der Gegensätze von Realismus und Kriticismus mit besonderer Rücksicht auf das egoistische Moralprincip. Hamburg, H. J. Koch. Gr. 8. 60 Pf.

Oedheim, H. v., Ein Strauß französischer Liederdichtung. Aus fünf Jahrhunderten ausgewählt und übertragen. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 12. 3 M.

Patzner, C. G. T., Die Wahl der Frau, ein Hauptmoment im Lehrerleben. Eine pädagogische Skizze. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Piombini, A. v., Der Revanche-Krieg und seine Folgen. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 1 M.

Rothenhäusler, K., Der Untergang der katholischen Religion in Altwürttemberg, in seinen Ursachen dargestellt. Leutkirch, Roth. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schlosser, J. v., Moderne Märchen. Leipzig, Unflad. 8. 1 M. 50 Pf.

Schmidt, F., „Wölde Hejde". Gereimtes und Ungereimtes in Gablonzer Mundart. Gablonz, Rößler. 8. 1 M.

Schreyer, H., König Dietrichs Ausfahrt. Epische Dichtung. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 1 M. 60 Pf.

Tewes, A., Schule, Universität, Akademie. Aus dem Cyclus der Vorträge des Collegium publicum „de rebus academicis". Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 1 M.

Valentin, C., Ein fauler Fleck in unserem parlamentarischen Leben als einer der Quellen unseres nationalen Rückganges. Hamburg, Herold. Gr. 8. 50 Pf.

Weitbrecht, J., Adalbert Stifter. Ein Bild des Dichters. Leipzig, Amelang. 8. 50 Pf.

Wijkander, O., Madeleine Bunge. Schauspiel. Nach dem schwedischen Original-Manuscript übersetzt von E. Jonas. Berlin, Neuenhahn. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 13. —— 31. März 1887.

Inhalt: Beust's Memoiren. Von Arthur Kleinschmidt. — Die Klimate der Erde. Von Alfred Kirchhoff. — Zur englischen Literatur. Von David Asher. — Neue Romane und Novellen. Von Frida Brasch. — Eine Biographie Scheffel's. Von Wilhelm Buchner. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Beust's Memoiren.

Aus drei Viertel-Jahrhunderten. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Friedrich Ferdinand Graf von Beust. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1887. Gr. 8. 12 M.

Mitten in der Arbeit an seinen Memoiren hat der Tod den greisen Staatsmann, der bereits von der politischen Bühne vertrieben war, im October 1886 abberufen; der letzte Abschnitt derselben von 1871 an ist darum nicht abgeschlossen und nicht durchgearbeitet. Ein langes und an Erlebnissen reiches Leben liegt vor uns. Beust's Jugendeindrücke beginnen mit der leipziger Völkerschlacht, und er rechtfertigt Sachsen und seinen König gegenüber den Gehässigkeiten und Ungerechtigkeiten, die ihnen nachträglich zugefügt wurden. Auch Metternich trat in seinen Gesichtskreis; bei aller Anerkennung der Bedeutung desselben, für die seine europäische Autorität bürgte, tadelt Beust dessen Misgriffe in der auswärtigen Politik um so mehr, als der Fürst ihretwillen die innere Entwickelung des Kaiserstaats hintansetzte: ein Metternich hätte nicht so unthätig und sorglos der Juli- und der belgischen Revolution entgegensehen und die Legitimität erschüttern lassen dürfen, wo blieb da sein „System"? Die diplomatische Carrière führte den jungen Beust von Dresden nach Berlin, damals dem Horte strengster Legitimität unter der Aegide des Zaren Nikolaus, ferner nach Paris und München; er glaubt, Ludwig I. wäre bei längerer Regierung deutscher Kaiser geworden, bekundet aber im ganzen wenig Sympathie für Baiern und den bedeutendsten bairischen Minister in der Neuzeit, von der Pfordten. Von Anfang an wurde ihm England theuer, wo er zur Zeit Peel's und Wellington's wie zur Zeit Gladstone's und Granville's erst Sachsen, dann Oesterreich vertrat und ein beliebter Gast war; noch heute hat Interesse, was er von den Ansichten des Prinz-Gemahls über die deutsche Frage und ihre Uebereinstimmung mit der berliner Dreikönigsverfassung sagt. Da brach die Revolution von 1848 aus; mit Recht nennt sie Beust europäischen Ursprungs; die europäische Bewegungspartei fühlte die Schwäche der großen Regierungen heraus und ergriff mit Begier die Gelegenheit zum Losschlagen, die sich in Paris bot und allerorten wie Zunder wirkte; in Sachsen erleichterte ein demokratisches Ministerium der Revolution den Sieg und führte durch seine Jämmerlichkeit den Maiaufstand von 1849 mit herbei; in Frankfurt machte zwar Gagern den vortheilhaftesten Eindruck, aber was weiter? In Berlin herrschte der süße Pöbel, alle Ruheliebenden schauten sehnsuchtsvoll nach Wien und lebten bei Radetzky's Siegen auf. Als der Sturm über Sachsen losbrauste, berief der König Friedrich August II. Beust in das Cabinet; alsbald bewirkte dieser die Ablehnung der Reichsverfassung, ohne den Riß im Cabinet zu scheuen; der Maiaufstand brach los; Beust trotzte ihm ritterlich, gehoben durch des Königs Vertrauen. Von Interesse sind seine Mittheilungen über den Erzrevolutionär Richard Wagner und den Kapellmeister Roeckel; er rechtfertigt sich gegen Verleumdungen seitens seines Collegen von Friesen, weist den Bruch des Dreikönigsbündnisses und den Vorwurf harter Reaction seit 1849 zurück, schildert Begegnungen mit Kaiser Franz Joseph, mit Fürst Schwarzenberg, Radowitz, Stüve und andern politischen Größen.

Trotz aller gegentheiligen Versicherungen war Beust in der Jugend wie im Alter geschworener Gegner der preußischen Hegemonie in Deutschland, ein consequenter Particularist, ein Feind von Radowitz und Bunsen, ein warmer Freund des Bundestags, den er gar zu gern vom Vorwurf der Misère reinigen möchte, Schwarzenberg's und Dalwigk's, den er gegen die Anklage der Rheinbündelei und des Franzosenthums in Schutz nimmt. Während er nicht ohne Grund

über den kurhessischen Conflict leicht hinweggeht, tadelt er die Abmachung von Olmütz als eine große Schwäche Oesterreichs; damals — so sagt er — war Oesterreich stark, Preußen schwach; Oesterreich konnte und mußte sich für den Krieg entscheiden und Berlin besetzen; daß es nicht geschah, dankte Preußen, voran Bismarck, dem Bruderstaate sehr schlecht. Indem Oesterreich aus Deutschland ausgestoßen wurde — so schließt Beust weiter —, erhielt es als Weltmacht einen Stoß ohnegleichen, und zugleich war dies der Hauptanlaß zur Schwächung des deutschen Ansehens in Oesterreich-Ungarn gegenüber den andern Nationalitäten. Wo sich irgend Gelegenheit dazu bietet, betont Beust seine Sympathie und Bewunderung für Bismarck; er beruft sich auf das Zeugniß desselben, er habe in ihm stets seinen „objectivsten und liebenswürdigsten Gegner verehrt", leugnet seine Abneigung gegen Preußen und seinen ersten Staatsmann, dessen Ueberlegenheit er unbedingt zugesteht; mit Stolz aber erfüllt es ihn, daß man alle gegen Preußen und Deutschland gerichteten Bestrebungen Beust'schen Intriguen zuschrieb und ihm damit eine ungesuchte Bedeutung verlieh. Daß Bismarck zu Waffen griff wie das Poschinger'sche und das Busch'sche Werk, tadelt er; er wehrt sich zugleich gegen Irrthümer, Blößen und Verleumdungen dieser Bücher, sucht Graf Thun, Nostitz, Prokesch-Osten, sich selbst, den Bundestag, Oesterreich, Sachsen und die andern Mittelstaaten zu rechtfertigen, Karl Fischer die Lanze ebenso aus der Hand zu schlagen wie Treitschke, Biedermann, Friesen, von Mayer und andern Feinden und lenkt bisweilen mit viel Geschick das Geschoß auf den Schützen zurück. Ihm erscheint es fraglos, daß Bismarck's Politik stets darin gegipfelt habe, Oesterreich zum Störenfried zu stempeln, ihm Feinde zu schaffen, aggressiv vorzugehen und die Herrschaft Deutschlands unter Ausstoßung Oesterreichs zu erzielen.

Sehr streng beurtheilt Beust Oesterreich, die Unterlassungs- und Begehungssünden seiner Minister, die Politik im Krimkriege, im italienischen Kriege, in Schleswig-Holstein u. s. w., indem er zugleich unsere Theilnahme an seinen eigenen Leistungen als leitender Rath des gepriesenen Königs Johann stets rege zu erhalten weiß. Während er eine geheime Correspondenz mit Bismarck als dem Verdachte zugänglich ebenso von sich wies wie ein preußisches Portefeuille, verfeindete er sich Bismarck auf ewig; der Nationalverein arbeitete ihm entgegen, und sein Bundesreformproject von 1861 fiel ins Wasser. Als der Fürstentag in Frankfurt Kaiser Franz Joseph zu einer seltenen Popularität erhob, unterließ das wiener Cabinet verkehrterweise ihre Ausnutzung. Mit großer Genugthuung spricht Beust von seiner kräftigen und selbständigen Haltung in der schleswig-holsteinischen Frage und auf dem londoner Congresse von 1864; er sagt geradezu, wäre man in seiner Bahn weiter gewandelt, so hätte man das Jahr 1866 nicht erleben müssen, aber zumal in Wien sei sein Rath nie befolgt worden; dies habe Preußen leichte Erfolge verschafft und den Ruin des Deutschen Bundes herbeigeführt; der Bund an sich sei lebensberechtigt gewesen wie die Idee der Trias und so lebenszähe, daß nur ein Bundesbruch, wie er schon in der preußisch-italienischen Allianz gelegen, ihn beseitigen konnte. Hierbei erinnert er Bismarck an sein früheres Wort, er werde Preußen nie in sardinische Bahnen lenken. Nun zeigt er die correcte Haltung Sachsens im Jahre 1866, reinigt Pfordten von dem Verdacht der Doppelzüngigkeit und tadelt das Auftreten der preußischen Sieger, die gerade Sachsen besonders gehässig behandelt hätten; sich selbst vertheidigt er eifrigst gegen die Anklage, er habe zum Kriege getrieben, gibt interessante Beiträge zu dem Kriegsjahre und den nikolsburger Friedensverhandlungen und schließt den ersten Band mit der Erklärung ab, daß er seinen Posten in Sachsen niederlegte, um das Hinderniß der Verständigung mit Preußen aus dem Wege zu räumen; auch hier verwahrt er sich gegen Friesen's Beschuldigungen.

Der zweite Band führt Beust und seine Leser nach Oesterreich. Der Kaisers hatte ihn nach Paris gesandt, um Napoleon III., der Beust persönlich gewogen war, zur bewaffneten Intervention im Kriege von 1866 zu bestimmen; Beust hatte Napoleon krank und energielos gefunden und ihm vergebens prophezeit, daß im Falle seiner Weigerung in wenig Jahren ein deutsch-französischer Krieg eintreten würde; trotzdem aber betrachtete er die Mission als nicht resultatlos, denn er schrieb ihr die Erhaltung Sachsens zu. Bald darauf überraschte ihn die Ernennung zum Minister des Aeußern in Wien. Er nahm sie gern an, glaubte aber, eine frühere Berufung würde das Jahr 1866 verhindert und Oesterreich seine alte Stellung bewahrt haben. Alsbald machte er sich mit den Staatsmännern der Monarchie bekannt, und im Verlaufe des Werks ziehen Mensdorff, Belcredi, Auersperg, Apponyi, Prokesch, Schmerling, Taaffe, Potocki, Hofmann, Giskra, Thun, Herbst, Majláth, Deák, Andrassy, Hohenwart, Berger u. a. in bunter Reihe an uns vorüber. Zu dem ritterlichen Kaiser gestaltete sich sein Verhältniß sehr innig wie bisher zu König Johann; war ja doch Beust eine sehr liebenswürdige Persönlichkeit und lebte völlig seinem Amte! Er begann seine Geschäftsführung mit der Verurtheilung der bisherigen österreichischen Politik, die in Italien durch ihre Energielosigkeit und Brutalität die kaum ins Leben tretende nationale Idee entwickeln half und den Verlust der Lombardei herbeiführte, die in Deutschland die innigsten Sympathien verscherzte oder unbenutzt ließ, die in der Türkei nur Schutz gewährte, ohne das Recht der Controle zu beanspruchen. Im Gegensatz hierzu nimmt er das Verdienst in Anspruch, die Freundschaft mit dem neuen Königreich Italien angebahnt, jede Feindseligkeit gegen Preußen trotz Bismarck's gehässiger Haltung und trotz seiner sächsischen Vergangenheit vermieden und die Grundlagen zur deutsch-österreichischen Allianz gelegt zu haben, in der orientalischen Frage der Schöpfer der heute noch befolgten Politik Oesterreich-Ungarns zu sein; die neidische Feindschaft des nichtigen Gortschakow schreibt er dem Grimm darüber zu, daß

er ihm die Vaterschaft des Plans, die Neutralität des Pontus aufzuheben, mit Recht bestritten habe. Beust's Aufgabe, sich in ganz fremde und höchst complicirte Verhältnisse einzuleben, war in der That ungewöhnlich schwierig; er löste sie mit Gewandtheit und Talent, gestützt auf den Glauben an die Vorzüge des constitutionellen Systems vor dem aufgeklärten Despotismus und auf sehr gesunde freihändlerische Ansichten, ein Ergebniß britischer Erfahrung; so reconstruirte er den Kaiserstaat, wurde der Mitschöpfer der Staatsgrundgesetze, beseitigte trotz heftiger Kämpfe das Concordat, ohne je die bei einem protestantischen Staatsmann doppelt gebotene Deferenz gegen den Heiligen Stuhl und den Katholicismus außer Acht zu lassen; vor 1870 gegen Rom aufzutreten war schwerer als nach 1870. Mit besonderm Stolz blickt er auf seine Schöpfung, den Ausgleich mit Ungarn; derselbe war lange schon durch die Geschichte vorbereitet, nur eine rechtzeitige Verständigung war verabsäumt worden; Beust nahm sie nun vor, an Stelle Belcredi's zum Ministerpräsidenten ernannt, und Oesterreich kehrte zum verfassungsmäßigen Reichsrath zurück. Stellt man sich freilich auf einen andern Standpunkt, so hat der Ausgleich die Einheit der Monarchie vollends zerrissen und den andern Nationalitäten das Recht gegeben, eine ebenso unabhängige Stellung anzustreben. Beachtenswerth sind Beust's Bemerkungen über Maximilian von Mexico, über Napoleon III. und die liebenswürdige Eugenie, über die mit Franz Joseph unternommene Orientreise mit ihren Reizen und den Begegnungen mit dem Sultan, Ali und Omer Pascha, dem Vicekönig von Aegypten, Lesseps, Victor Emanuel u. a. Auch die ungarische Krönungsreise bietet manches Fesselnde. Beust war damals sehr populär in Cis- und Transleithanien, suchte aber keine Volksgunst und kannte ihre Flüchtigkeit; erhielt er 1867 und 1871 das Ehrenbürgerrecht von siebzig Städten, so war er kurze Zeit darauf allverhaßt oder vergessen. Jetzt sah er, zum Reichskanzler und Grafen erhoben, voll Mistrauen auf Preußen, das von Nikolsburg den Weg nach Paris suchte; er misbilligte entschieden die süddeutschen Militärverträge mit Preußen, lehnte Taufkirchen's Mission kühl ab und erblickte 1870 in Preußen wegen der Hohenzollernschen Throncandidatur den Angreifer; er war Frankreich sehr freundschaftlich gesinnt, ermunterte es aber keineswegs zum Kriege, sondern rieth, als die Candidatur aufgegeben worden, vom Kriege ab. Beust legt seine Haltung offen dar und weist die Angriffe Gramont's, Chaudordy's u. a., als habe er Frankreich Versprechungen gemacht, zurück. Vergebens suchte er den persönlich verehrten Thiers bei seiner Rundreise zu unterstützen, das von ihm gewünschte vereinigte Auftreten der Neutralen zu Gunsten eines Abkommens unterblieb. Seine Haltung ebnete die Wege zur Freundschaft Oesterreich-Ungarns mit Deutschland, wenn er auch seine Gefühle für den Hof von Chislehurst und die fälschlich der Kriegsanstiftung beschuldigte Eugenie nicht verhehlte und sympathisch die dortigen Restaurationspläne begleitete; selbst das Anerbieten Elsaß-Lothringens an den ehemaligen Großherzog von Toscana bestach Oesterreich-Ungarn nicht; es blieb durchaus neutral, vermied auch weise einen Krieg mit Rußland.

Auch in den italienischen Angelegenheiten und den Concilsfragen weiß Beust seine Haltung zu vertheidigen. Zur Hauptaufgabe hatte er sich gemacht, das deutsche Element in Oesterreich-Ungarn zu heben, das vom Aufstreben der slawischen Nationalitäten bedroht wurde; er rieth den Deutschen, sich mit den andern Nationen zu vertragen, hatte aber ein offenes Auge für ihre Untugenden, unter denen die Verleugnung ihres Vaterlandes in der Fremde und ihre Sucht, den Fremden zu spielen, besonders hervorstechen. 1871 waren ihm interessante Begegnungen mit Kaiser Wilhelm und Bismarck vergönnt; letzterer erzählte ihm manches, z. B. vom Plane der Verlegung der päpstlichen Residenz nach Köln. Da aber untergruben Hohenwart und Andrassy die Stellung des Reichskanzlers; seine Entlassung fand zum allgemeinen Erstaunen statt; er mußte sich mit dem Botschafterposten in London und Paris begnügen.

Beust schreibt mit dem traurigen Bewußtsein, eine abgedankte Größe zu sein und sich überlebt zu haben; er betrachtet sich als Opfer seiner Gutmüthigkeit und Uneigennützigkeit gegenüber der Bosheit, dem Undank und der Verfolgung seiner Feinde, denen er oft genützt habe; er betont seine Abneigung gegen alle Intrigue und persönliche Rachsucht, seine Unzugänglichkeit gegen Sykophanten, seine Gleichgültigkeit gegen Verleumdung. Aber wenn Bismarck ihm seine Eitelkeit besonders vorgeworfen hat, so geschah dies mit vollem Recht, denn sie blickt auf jeder Seite seiner Memoiren durch; in erster Linie verräth sie sich durch das Vergnügen, das er an seinen eigenen Reden findet, und durch ihre Einfügung in das Werk, auch wo sie sehr gut wegbleiben könnten; freilich war Beust als Stilist berühmt. Jedenfalls sind seine Memoiren eine sehr beachtenswerthe Quelle für die Zeitgeschichte; ihre Benutzung wird leider durch das mangelhafte Register nicht erleichtert.

Arthur Kleinschmidt.

Die Klimate der Erde.

Die Klimate der Erde. Von A. Woeikoff. Nach dem Russischen vom Verfasser besorgte, bedeutend veränderte deutsche Bearbeitung. Mit 10 Karten und 13 Diagrammen, nebst Tabellen. Zwei Theile. Jena, Costenoble. 1887. Gr. 8. 22 M.

Einer der bedeutendsten Gelehrten unserer Zeit, der Inhaber des ersten geographischen Lehrstuhls in Rußland, A. Woeikoff, bietet in diesem ausgezeichneten Werke nicht blos eine ganz neue Darstellung der Klimaverhältnisse der Erde in beschreibender Form, sondern eine streng wissenschaftliche, d. h. ursächlich begründende Darlegung derselben nebst hochinteressanten Hinweisen auf deren Rückwirkung, wie sie sich kundgibt in allen Aeußerungen des Natur- wie des realen Völkerlebens unserer Erde.

Hier kann es nur darum sich handeln, durch Anführung einiger Stellen darzuthun, wie dieses inhaltreiche Werk, verfaßt von einem Meister der Klimatologie, der fast alle Erdtheile und Oceane durchreist hat, um selbständige Erfahrungen zu sammeln über die klimatische Eigenart der Länder und Meere, dennoch auch dem Laienkreise verständlich ist und jeden Tiefergebildeten mächtig anziehen muß.

Der zweite Theil enthält die specielle Klimalehre nach den natürlichen Provinzen der Länder- und Meeresräume. Gleichzeitig verfaßt mit J. Hann's vortrefflichem „Handbuch der Klimatologie", doch natürlich ganz unabhängig von diesem, gibt er ein außerordentlich lichtvolles System der klimatologischen Seite dessen, was wir jetzt specielle Erdkunde, wesentlich Länderkunde nennen. Für lange Zeit wird man nun aus dieser lautern Doppelquelle Hann's und Woeikoff's schöpfen, sobald man über den berühmten Gegenstand sich Raths erholen will; und immer wird man freudig fühlen, daß hier das Schöpfen aus doppeltem Borne gar nicht überflüssig ist; denn wenn zwei auf demselben Wissenschaftsgebiete gleich souveräne Geistesfürsten wie jener wiener und dieser petersburger Forscher mit voller Originalität ihrer Auffassung ein System ihres Wissensreichs vor unsern Blicken aufbauen, so ist das eine Bauwerk ganz gewiß kein Abklatsch des andern. Vielmehr ist die Betrachtung des Reflexes derselben Beobachtungen bei den beiden einander ebenbürtigen und doch verschiedenen Geistern mit wahrem Genuß und edelm Gewinn verbunden; sie bewahrt vor Einseitigkeit, ganz abgesehen davon, daß in den beiderseitigen Werken die einzelnen Länder mit recht verschiedener Ausführlichkeit behandelt worden sind, Mitteleuropa z. B. viel eingehender bei Hann, Osteuropa, Nord- und Innerasien eingehender bei Woeikoff, der außerdem seinen Text mit höchst lehrreichen Kartenübersichten erläutert, die wir bei Hann nahezu gänzlich vermissen.

Das noch größere Schwergewicht der Originalität liegt indessen auf dem ersten Theile des vorliegenden Werks. Dieser ist den Vorgängen in unserer Atmosphäre und ihren tellurischen Einflüssen im allgemeinen gewidmet, stellt mithin die Klimatologie der allgemeinen Erdkunde dar, wie der zweite Theil diejenige der besondern.

Hier kommt nicht blos das Wesen der Luftströmungen, ihre Bedingtheit durch Luftdruckverschiedenheit, ihre Wirkung auf Luftfeuchtigkeit, Bewölkung und Niederschlag, auf die Wärmevertheilung mit vorzüglicher Klarheit zur Sprache; nein, in echt geographischem Sinne verfolgt der Verfasser auch die Wechselbeziehungen zwischen Klima und Gewässern, Klima und Wald oder Steppe, Klima und Culturgewächsen so allseitig, wie es bisher noch in keinem einzigen Lehrbuch der Klimakunde geschehen war.

Und wie kurz und bündig versteht Woeikoff über die gewichtigsten Thatsachen dieses wunderbaren Zusammenspiels der Naturkräfte auf dem Erdenrund auch den Nichtgelehrten zu unterrichten!

Es wurde schon oft versucht, die Wassermenge zu schätzen, welche die Flüsse den Weltmeeren zuführen. Keith Johnson schätzte sie zu 2 Millionen Kubikmeter in der Secunde, was einem Abfluß von 58 Centimeter pro Quadratmeter entspricht. Gewöhnlich wird der Abfluß zu 0,3 der Niederschläge geschätzt, aber dies ist im Mittel entschieden zu viel. Humphreys und Abbot fanden für das ganze Mississippigebiet 0,25, für die aus trockenern Gegenden kommenden Zuflüsse Missouri und Arkansas 0,15. Es scheint mir sicherer, die Zahl 0,25 anzunehmen, sodaß ein Viertel des Niederschlags die Weltmeere erreicht, die andern drei Viertel aber vorher verdunsten, von der Oberfläche des Bodens, der Gewässer und der Pflanzen oder auch theilweise für die Wassercirculation verloren gehen.

Dann wird in einer kleinen Tabelle von nur drei Zahlenreihen einem jeden klar vor Augen gehalten, wie unwahrscheinlich hoch neben dem ebenerwähnten Schätzungsergebniß Johnson's auch dasjenige des großen französischen Geographen Elisée Reclus ist, obwol letzterer die den Ocean erreichende Flußwassermenge nur halb so groß wie Johnson, mithin auf eine Million Kubikmeter in der Secunde schätzte, und wie ganz offenbar Woeikoff's Annahme der nämlichen Größe zu 600000 Kubikmeter der Wahrheit viel näher kommt. Denn — so lehrt die kleine Tafel weiter — wenn die Landmasse der Erde durch ihre ungezählten Flüsse dem Weltmeer Secunde für Secunde 600000 Kubikmeter, das Jahr über folglich 16800 Kubikkilometer Wasser liefert, so beträgt das auf jedes Quadratmeter eine Wasserschicht von 17,4 Centimeter Dicke, setzt also nach Obigem das Vierfache, 69,6 Centimeter Niederschlag voraus, während nach Reclus' Annahme die mittlere Niederschlagshöhe der Landmasse 116 Centimeter, nach derjenigen Johnson's sogar 232 Centimeter betragen, folglich fast überall tropenhaft oder hochgebirgig sein müßte.

Mit ähnlich überraschender Einfachheit und zwingender Logik der Schlußfolgerung widerlegt der Verfasser das bekannte Vorurtheil, daß die Wärme nach den Polen hin

hauptsächlich darum abnehme, weil dort die Sonne zu unkräftig scheine. Er führt an, daß man im winterkältesten Raum der Erde, zu Werchojansk in Nordost-Sibirien, am 3. August 1869 eine Luftwärme von 31,1 Grad C. im Schatten gemessen hat, also fast so viel wie das (selten erreichte) Hitzemaximum in Kamerun beträgt. Das war eben einmal ein classischer Beweis, wie große Hitze die schrägen Sonnenstrahlen im hohen Norden an langen nordischen Sommertagen dem Erdboden und durch ihn der Luft mitzutheilen vermögen, falls ihre Wirkung nicht durch die sonst meist thätigen vielfachen Gegenwirkungen vermindert wird. Diesen allein ist es zuzuschreiben, daß die mittlere August- oder Juliwärme in Nordost-Sibirien freilich bei weitem nicht der kameruner gleichkommt:

Wenn die mittlere Temperatur im Juli (zu Werchojansk) nicht höher ist, so rührt dieses von der Nähe des Eismeeres und des Ochozkischen Meeres her, wo sich die Eismassen bis zum Ende des Sommers erhalten. Der Wind, der von einem Meere weht, erniedrigt auch die Temperatur der continentalen Gegenden Ostsibiriens. Hier wie in andern Theilen der Erdkugel tritt die höchste Temperatur dann ein, wenn die Bedingungen für die Erwärmung der Bodenoberfläche durch die Sonne am günstigsten sind, d. h. bei heiterm Himmel und klarer Luft, wenn gleichzeitig Windstille oder schwacher Wind herrscht, und endlich, wenn die Sonnenstrahlen nicht zum Schmelzen des Schnees und Eises und möglichst wenig zur Verdunstung des Wassers dienen, d. h. wenn die Oberfläche des Bodens trocken genug ist. Daher sind wir vollkommen berechtigt, den Schluß zu ziehen, daß, wenn in Werchojansk die Temperatur mitten im Sommer nicht jeden Tag 30 Grad erreicht, dieses nicht durch die niedrige Temperatur des Bodens verhindert wird, sondern daß entweder die Wolken die Erwärmung des Bodens durch die Sonne stören, oder die Sonnenwärme zur Wasserverdunstung verbraucht wird (z. B. nach einem Regen), oder daß die Luft durch den Zufluß von den Meeren, auf welchen Eis schmilzt und kalte Strömungen existiren, abgekühlt wird.

Jeder Laie empfängt also hier die beste Aufklärung über Dinge, die jeden denkenden Menschen interessiren müssen, da sie ihn selbst berühren, und über welche doch selbst in hochgebildeten Kreisen die ärgsten Irrthümer zu herrschen pflegen infolge des schlechten naturwissenschaftlich-geographischen Unterrichts, an welchem viele unserer Schulen früher krankten, zum Theil auch noch heute kranken. Es gebricht uns hier an Raum, um zu zeigen, in wie gut gewählten Beispielen und wie gründlich erklärend der Verfasser unter anderm die merkwürdigen Inversionen der Temperatur vorführt, d. h. die zeitweilige Umkehr der Regel, daß es auf die Gebirgshöhen hinauf kälter, in der Niederung wärmer ist (wie wir in Deutschland solche Umkehrfälle öfters in der Winterzeit erleben, daß in Leipzig die Leute im Pelz durch die Straßen eilen, zur selbigen Stunde man aber auf dem Brocken wohlgemuth seinen Kaffee im Freien trinkt), ferner den erst neuerdings recht gewürdigten Einfluß der Schneedecke auf die Temperatur der Winterluft. Durch ihre Weiße absorbirt sie viel weniger Sonnenwärme als schneefreier Boden; durch ihre Rauheit strahlt sie obendrein aber auch viel mehr Wärme aus, und durch ihren Lufteinschluß ist sie gleich den Doppelfenstern eine Sperre zwischen dem dauernd wärmer bleibenden Boden und der überschwebenden Luft, daher letztere überall dort am kältesten, wo der Schnee am höchsten liegt.

Nur noch ein eindrucksvolles Beispiel aus dem Norden der Union für die Beeinflussung der Wärme des Landes seitens einer Binnenseefläche:

Es zeigt sich, daß das östliche Ufer des Michigansees weit wärmer als das westliche ist. Dieses hängt davon ab, daß im Winter und Herbst westliche Winde wehen. Sie führen dem westlichen Ufer des Michigansees kalte Luft zu, sodaß dann die Temperatur des Wassers im See sehr wenig Einfluß hat, und das östliche Ufer erreichen sie, indem sie über das wärmere Wasser des Sees streichen, daher ist der Winter dort viel wärmer als am westlichen Ufer. Am Ende des Frühlings und im Sommer, wenn der See die Luft abkühlt, sind die Ostwinde häufiger als die Westwinde, sodaß in dieser Zeit das Ostufer wieder vor den abkühlenden Einflüssen geschützt ist, aber das Westufer unterliegt ihnen.

Mit Uebergehung der sehr bedeutungsvollen Kapitel über das Klima als Regulator der Wasserstände in Flüssen und Seen wollen wir zum Schluß nur noch ein paar Proben geben betreffs der lichtvollen Erläuterung der Abhängigkeit des Pflanzenlebens von den atmosphärischen Bedingungen:

Die Thalsohlen sind an klaren Nächten kälter als die benachbarten Hügel und Abhänge, dafür kann jeder Beispiele anführen, welcher auf dem Lande gewohnt hat, wie das Erfrieren von Gartengewächsen in Thälern, nicht aber zugleich auf Hügeln, das spätere Erfrieren zarter Blumen in höher gelegenen Gärten als in niedrigern im Herbst, das Erfrieren vieler Bäume warmer Klimate in kalten Wintern bis zu einer gewissen Höhe an Abhängen von Hügeln u. s. w. In Südfrankreich pflanzt man dort, wo man Fröste für die Olivenbäume fürchtet, dieselben nicht in Thälern an, sondern nur von einer gewissen Höhe ab an den Gehängen; ebenso ist auch in der Provinz San-Paulo in Brasilien bemerkt worden, daß die Kaffeebäume nur in Mulden zwischen den Hügeln erfrieren.

Der Verfasser hätte noch die Poebene anführen können, wo sich gerade in der tiefsten Rinne des Landes, im Pothale selbst, die eiskalte, darum schwere Luft gleich einem Quecksilberstrom ansammelt in klaren Winternächten, deshalb im Pothale zarte Gewächse viel weniger gedeihen als z. B. in den höhern, aber geschützten Lagen am italienischen Alpensaum:

Wie sehr die immergrünen Bäume sich den Umständen anpassen können, ist aus dem Beispiel des Theebaums ersichtlich. In China kann man nicht mehr als dreimal die Blätter einsammeln, da die reichliche Bildung der Blätter nur vom April bis zum August, wenn sowol die Wärme als die Feuchtigkeit genügt, vor sich geht. In den übrigen Monaten ist es entweder zu trocken oder zu kalt und das Einsammeln der Blätter würde den Pflanzen schaden. In den Bergen der Insel Java, auf Höhen von ungefähr 1000 Meter, wo die mittlere Temperatur aller Monate gegen 20—21 Grad und genug Feuchtigkeit vorhanden ist, kann man, ohne der Pflanze zu schaden, acht Ernten von Theeblättern machen, d. h. einmal in 45 Tagen.

Die voreilige Art, mit der man nur zu häufig geneigt ist, aus dem veränderten Grenzumfang gewisser Culturen gleich auf Klimaänderung zu schließen, erfährt folgende Illustrirung:

Als man im 17. Jahrhundert in Westindien und später auch in andern tropischen Colonien der Europäer den Kaffeebaum (Coffea arabica) anzubauen begann, so pflanzte man ihn anfangs an den Ufern des Meeres oder in geringen Höhen über dem Meere, wobei man ihn durch andere Bäume vor der allzu großen Hitze schützte. In der Folge zeigte es sich, daß es besser sei, diesen Baum auf Höhen von 500—1500 Meter über dem Meere zu cultiviren, wo er keine Beschattung fordert und folglich seine Cultur einfacher und vortheilhafter ist. Ein großer Theil der Kaffeeplantagen auf niedrigen Flächen ging aus. Jetzt führt man eine andere Kaffeebaumart (Coffea liberica) ein, die auf geringen Höhen keinen Schatten braucht, sodaß sich die Kaffeeplantagen wieder nach unten ausbreiten. Wenn man in der Folge darüber urtheilen wird, warum eine solche Veränderung vor sich gegangen ist, wird man, falls man die wirklichen Ursachen zur Veränderung der Kaffeebaumcultur nicht in Betracht zieht, wol zu dem Schluß gelangen, daß der Kaffeebaum im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht hoch über dem Meere angebaut werden konnte, das Klima sich aber später veränderte und wärmer wurde, sodaß man genöthigt war, die Kaffeeplantagen auf die Berge zu versetzen, aber um das Jahr 1880 kühlten sich die tropischen Länder wieder ab und die Kaffeeplantagen rückten nach unten.

Ganz mit Recht wird betont, daß die Vertheilung von Steppen und Wäldern nicht ausschließlich von Regenmangel, beziehentlich genügendem Regen bedingt wird, daß vielmehr hier das leichtere Austrocknen gewisser feinkrumiger Bodenarten dem Graswuchs weniger hinderlich sei als dem Baumwuchs, der Steppencharakter der Pampas, Südrußlands, asiatischer Lößflächen nicht rein klimatisch verursacht ist, sicherlich auch sehr häufig die bessere Rentabilität der Viehzucht gegenüber der Waldnutzung in manchen Gegenden das grüne Meer des geselligen Graswuchses steppenhaft ausdehnt, wo sonst recht wohl der Wald den Boden beschatten könnte. Nur können wir darin dem Verfasser nicht beistimmen, daß es mehr in der Theorie deutscher Geographen als in den vorliegenden Thatsachen wurzele, wenn man behauptet: die hauptsächlichen Ursachen der Grenzen zwischen Steppenland und Waldland sind klimatische. Ganz zweifellos bedarf der Baum mehr Wasser zu seiner Erhaltung als auf derselben Flächengröße das Gras; darum decken sich fast haarscharf Steppen (und Wüsten) mit den Trockenräumen der Erde, ist hingegen geselliger Baumwuchs überall da selbst in Steppen (und Wüsten) zu finden, wo Quell- und Flußsickerwasser den Erdboden durchfeuchtet oder doch künstlich zu berieseln ermöglicht.

Ohne Voreingenommenheit führt uns der Verfasser auch in die viel verhandelte Frage nach der etwaigen Niederschlagssteigerung durch den Wald ein. Er urtheilt durchaus richtig so:

Ist ein sehr ausgedehnter feuchter Luftstrom vorhanden und steigt noch dabei die Luft auf, sei es in einer Cyklone, sei es an einer Bergseite, so wird Regen erfolgen und die Art der Vegetation wird keinen erheblichen Einfluß üben, ebenso wie auch an solchen Stellen, wo mächtige Luftströmungen aus kältern und trockenern Gegenden wehen, kein Regen erfolgen wird, namentlich wenn sie absteigend sind. Jedoch die Wälder sind nur da ohne Wirkung, wo mächtige, ziemlich constante Luftströmungen wehen. Wo und wann solche fehlen und veränderliche Winde und Windstillen die Oberhand gewinnen, was selbst in typischen Monsunregionen und in den Uebergangsmonaten geschieht, dann ist die Existenz dichter, hochstämmiger Wälder eine Ursache der Verstärkung des Regens.

Wir sind überzeugt, jeder Leser wird sich für die Uebertragung dieses Meisterwerks aus dem Russischen ins Deutsche sowie für die Ausstattung desselben mit einem erschöpfenden, seine Benutzbarkeit wesentlich erhöhenden alphabetischen Register zu Dank verpflichtet fühlen.

Alfred Kirchhoff.

Zur englischen Literatur.

1. George Eliot. Ihr Leben und Schaffen, dargestellt nach ihren Briefen und Tagebüchern. Von Hermann Conrad. Berlin, G. Reimer. 1887. Gr. 8. 8 M.

Nachdem der zweite Gatte George Eliot's, Mr. Croß, uns ihr Leben und Schaffen in so ausführlicher Weise und zwar, was nächst einer Autobiographie wol das beste ist, aus ihren Briefen und den Aufzeichnungen ihrer Tagebücher geschildert hat, und dieses Werk den deutschen Freunden der Dichterin, die es gewiß zum weitaus größten Theil im Original gelesen haben, durch die Tauchnitz'sche Ausgabe so leicht zugänglich gemacht ist, wird man wol allgemein die Berechtigung der Conrad'schen Veröffentlichung bezweifeln. Für wen, fragt man sich, soll dieses fast 500 Seiten umfassende Werk bestimmt sein? Hören wir jedoch, was der Verfasser im Vorwort darauf antwortet. Daß seine Biographie auf der von Croß beruhe, gesteht er zu. Er meint nun, George Eliot sei zwar in Deutschland nicht unbekannt, genieße aber nicht eine Popularität wie Scott, Dickens, Thackeray und selbst Bulwer. (Conrad scheint nicht zu wissen, daß dieses letztern Popularität seinerzeit in Deutschland größer war als die irgendeines der vorhergenannten und Thackeray in dieser Hinsicht neben ihm gar nicht genannt werden darf.) Er findet diesen Umstand um so bedauerlicher, als sie durch ihr Dichten das echt germanische Gemüthsbedürfniß nach poetischer Verklärung des alltäglichen Lebens in bisher unerreichtem Maße befriedigt habe; der überwiegenden Zahl ihrer Werke nach sei George Eliot eine Art von Fritz Reuter in psychologisch unendlich vertiefter Gestalt. Wenn er hiermit die englische Dichterin um so viel höher stellt als den deutschen großen Humoristen, so wird er — dies sei beiläufig bemerkt — wol wenige unter seinen Landsleuten und ebenso wenige Engländer finden, die ihm darin beipflichten. Das kommt eben davon,

wenn man ein Buch und noch dazu ein so umfangreiches über einen Helden, welcher Art auch, schreibt: man erwärmt sich allzu sehr für ihn und verliert schließlich den richtigen Maßstab für die Beurtheilung seiner Leistungen. Man kann zwar vom Verfasser, ohne ihm unrecht zu thun, nicht sagen, daß er keine Augen für die Mängel seiner Heldin habe: im Gegentheil kommt er wiederholt auf dieselben zurück und wägt sie bei der Beurtheilung der einzelnen Werke mit kritischem Scharfblick ab, sodaß man oft nicht weiß, ob sie nicht im ganzen ihre Vorzüge überwiegen. Gleichwol läßt er sich dadurch nicht in der Begeisterung für seine erkorene Heldin stören, und so hat er es unternommen, das Croß'sche Werk deutsch zu bearbeiten und außerdem auch Nichtkenner der Dichterin zu dem Genuß ihrer poetischen Schöpfungen anzuregen. Diesen Zweck glaubte er nur durch eine Analyse dieser Dichtungen erreichen zu können. Er überläßt es dem Leser, zu entscheiden, ob er dabei „zwischen den zwei Klippen, deren eine die nüchterne, die Kenner langweilende Aufzählung des Inhalts, die andere das kritische Verfahren sei — dessen Verdicte über ein als bekannt vorausgesetztes und doch unbekanntes Material an den Ohren des Nichtkenners eindruckslos vorüberrauschen — immer glücklich hindurch gesteuert" ist. Was uns betrifft, so können wir uns bei dieser Aufforderung zu einem „Plaudite" nur ablehnend verhalten. Für den Kenner der Eliot'schen Werke sind die gegebenen Analysen derselben überflüssig; für den Leser, den sie erst „zum Genusse ihrer poetischen Schöpfungen" anregen sollen, viel zu lang und breit. So macht man Bücher, reizt aber nicht den Appetit zur Lektüre der vorgeführten Werke. Dem Kritiker mag es gestattet sein, bei der Beurtheilung eines einzelnen Werks, bei dessen Erscheinen oder unmittelbar nachher, behufs Motivirung seiner Ansicht oder zum bessern Verständniß dessen, was er vorzubringen hat, eine jedoch immer möglichst knappe Analyse des Inhalts oder vielleicht blos einen Umriß desselben zu geben; unerträglich aber ist, für unsern Geschmack wenigstens, eine Reihenfolge breiter Analysen, wie sie hier geboten wird. Wir fragen daher nochmals, für welche Klasse von Lesern das Conrad'sche Werk eigentlich bestimmt sei? Wir zögern keinen Augenblick, den Fleiß, mit dem sich der Verfasser seiner wol selbstgestellten Aufgabe hingegeben, die freilich von uns als selbstverständlich geforderte vollständige Beherrschung seines Gegenstandes, seine edle Darstellung und tüchtige ästhetische Schulung, verbunden mit richtigem, selbständigem Urtheil und ausgebreiteter Bildung, anzuerkennen. Weiter aber kann unsere Anerkennung nicht gehen. Seine Leistung halten wir trotz all dieser guten Eigenschaften, die wir ihr, oder vielmehr ihm nachrühmen müssen, für verfehlt und für durchaus überflüssig. Eine einfache Uebersetzung des Croß'schen Werks würde für deutsche Leser, die George Eliot's Romane nur aus Uebersetzungen kennen, vollständig genügt haben.

Wir stimmen übrigens, was die Tendenz der Eliot'schen Romane betrifft — und insofern müssen wir unsere obige Anerkennung der Conrad'schen Aesthetik doch einigermaßen modificiren —, vollständig mit Karl Frenzel's Ansicht überein, der in seiner Besprechung des hier angezeigten Werks jene Tendenz als echter Künstler rundweg verwirft. Wenn nämlich Conrad sagt, George Eliot habe es niemals als das Vorrecht des Dichters erkannt, an den Säulen uralter und ewiger Sitten- und Rechtsanschauungen rütteln zu dürfen, und hinzufügt, der Dichter habe in ihren Augen die höhere Pflicht, die seiner Zeit überkommenen sittlichen und geistigen Besitzthümer zu sichern und aufzubauen — so bemerkt Frenzel hierzu: „Für mich sind nun diese moralischen Lehren, diese Nützlichkeitsgrundsätze in der Dichtung ebenso gleichgültig wie die Revolutionstendenz und die Darwinistischen Anschauungen, und soll ich mich einmal entscheiden, ziehe ich den Weltschmerz und die Weltironie Lord Byron's allen moralischen Principien und der ganzen Nützlichkeitsschwärmerei der George Eliot vor. Was den Ruhm, die Würde und Bedeutung eines Predigers, eines Volkslehrers, eines Nationalökonomen ausmacht, ist nicht entscheidend für den Werth eines Dichters. Wie die Schönheit und Wahrheit, sind das Leben und die Dichtkunst zweierlei." (Dieser Satz muß freilich sehr cum grano salis verstanden werden, denn braucht auch eine Wahrheit nicht schön zu sein, so kann es doch keine Schönheit geben, die nicht auch wahr wäre.) „Und wie mich der Gehalt der Eliot'schen Werke", fährt Frenzel dann fort, „nicht über ein bescheidenes Maß hinaus erwärmt, stößt mich die Compositionslosigkeit ihrer großen Romane «Middlemarch» und «Daniel Deronda» mehr als einmal ab. Das Gotteszeichen eines Künstlers ist die Fähigkeit, ein harmonisches Ganze zu schaffen. Wem die Perspective und der Architektursinn versagt sind, der ist in der Dichtkunst etwas wie ein Rafael ohne Hände in der Malerei." Wer würde diese Worte des feinsinnigen Kritikers, der selbst Kunstwerke geschaffen und dessen Kritiken selbst wie Macaulay's Essays, die ja auch nur Kritiken sind, zu kleinen Kunstwerken sich gestalten, nicht voll und ganz unterschreiben? Schweben einem aber nun gar noch die grundhäßlichen, wahrhaft abstoßenden Züge des Bildnisses der Schriftstellerin vor Augen, und bedenkt man, wie sie, die Moralpredigerin, über das — nennen wir es heiligste Vorurtheil anderer Menschen sich hinwegzusetzen vermochte und, um ihrem Liebebedürfnisse zu genügen, in jahrelanger wilder Ehe mit ihrem ersten Gatten, während dessen Ehehälfte noch am Leben war, lebte und dann als Sechzigjährige es aus demselben Grunde nicht scheute, noch im Trauerjahre um diesen ersten Gatten sich ein zweites mal, und zwar insgeheim, wieder mit dem von früher her ihr bekannten Freunde zu vermählen, so wird die Sympathie für die Dichterin bei aller Anerkennung ihrer hohen Gaben doch sehr erkalten, auch ohne daß man sich zum Sittenrichter aufzuwerfen oder, wie sie selbst, Kunst und Moral zu vermengen braucht. Und dies wieder wird wol auch für viele andere ein Grund mehr sein, sich für das Conrad'sche Werk nicht besonders zu erwärmen.

Auch in England kommt man jetzt von der Ueberschätzung der George Eliot zurück. Die neuesten Urtheile lauten sogar sehr ungünstig. So erkennt R. Buchanan in seinem neuesten Werke „A Look round Literature" nicht sowol eine Frau von Genie in ihr, als vielmehr nur „eine beachtenswerthe Frau", eine Frau „von beispielloser Gewandtheit und Wahrhaftigkeit", welche Werke hinterlassen habe, die schnell vergessen sein werden. Und der Recensent dieses Buchs in der „Academy", Hall Caine, ein Kritiker von hervorragender Bedeutung, stimmt mit Buchanan überein und spricht sich noch ungünstiger über die überschätzte Schriftstellerin aus. Sie sei viel zu beschäftigt damit gewesen, sagt er, dem Kosmos zu präsidiren, um viel von der Entzückung der Begeisterung zu wissen; zu sehr von philosophischen Entdeckungen in Anspruch genommen, um die einfachen Vorgänge, welche der Menschen Leben und Tod begleiten, so tief zu fühlen, wie es ein großer Künstler müsse. Sie sei zwar eine genaue Beobachterin gewesen; ihre Kenntniß des Lebens war aber beschränkt, wie ihre spätern Romane hinlänglich beweisen. Die reine Wirklichkeit, die Fleisch- und Blutlebendigkeit ihrer Mrs. Poyser, Hetty Sorrel, ihres Adam Bede, Silas Marner, ihrer Maggy und ihres Tom Tulliver sowie ihrer trefflichen alten Tanten tritt zurück hinter unbestimmten Verstandesabstractionen der Wachsfiguren in „Daniel Deronda" und „Middlemarch". Ihre Handlungen seien conventionell bis zum äußersten Rand des Conventionellen; ihre Gruppirung der Charaktere sei oft so mechanisch, wie die Rollenvertheilung in einem Familiendrama mit seinem Helden und der Heldin, dem Komiker, dem Greise, dem Stubenmädchen u. s. w. Sie begründe ihr Recht zu den alten Kleidern anderer Romandichter durch die ausgesuchte Sorgfalt, mit welcher sie dieselben ihren eigenen Figuren anpasse. Ihre Wahrhaftigkeit sei eben ihre Originalität. Die alte Geschichte der Verführung, Flucht, des Unglücks und des Todes sei jetzt ihre Geschichte, weil sie dieselbe in dem Pathos und der Kraft der Episode der Hetty Sorrel sich zueigen gemacht habe. Dies aber sei die Kunst des Mikroskops. Es sei die vollkommene Wahrhaftigkeit, die ihren höchsten Exponenten in Goethe finde. Diese Wahrhaftigkeit aber, meint er, habe in den Werken George Eliot's und durch George Eliot's Einfluß der Romandichtung in England mehr geschadet als genützt. Heutzutage glaubt der Kritiker, der von einem Roman sagt, derselbe sei ein wahres Gemälde des alltäglichen Lebens, natürlich und wahrscheinlich, er habe ihm das beste, wenn nicht das höchste Lob gespendet. Als ob diese Treue in Beschreibung der Töpfe und Pfannen des Lebens, diese Natürlichkeit, Wahrscheinlichkeit, Echtheit sich auf irgendein Meisterwerk streng anwenden ließe! Von der Verzückung, der Begeisterung, der treibenden Macht, Ideale zu schaffen, erblicke er in George Eliot nichts. Verglichen mit solchen Dichtern, wie einige der Zeitgenossen Shakspeare's es waren, Ford, Webster, Dekker, mit ihrer üppigen Phantasie, ihrer männlichen Kühnheit, wie zahm und schwach erscheine diese „bemerkenswerthe Frau", welche Kritiker wie Hutton mehr als einmal den Muth gefunden haben neben Shakspeare zu stellen! Ihre Ausschreitungen und Eliot's Nüchternheit, ihre tollen Einfälle der Inspiration und Eliot's ruhige Phantasie — welch gewaltigen Gegensatz bilden sie!

Ehe wir unsere Besprechung schließen, können wir nicht umhin, einige kleine Monita anzufügen; sie betreffen theils übersehene Druckfehler, theils unrichtige Angaben des Verfassers. Zu erstern gehören „Tinturn" statt Tintern, „Fronde" statt Froude. Zu den letztern die folgenden: Blackwood's heißt nicht „Edinburgh Magazine"; das Wort „Dogmatics" ist nicht erst seit Eliot's Uebersetzung des „Leben Jesu" von Strauß ins Englische aufgenommen worden, wie Conrad S. 114 behauptet, sondern ist bereits früher von dem Amerikaner Murdock in dessen Uebertragungen deutscher theologischer Werke gebraucht worden. Conrad's Urtheil über Sheridan's „The Rivals" (S. 129. Anmerkung), die er „als eine naturunwahre Burleske ohne jeden tiefern Gehalt" bezeichnet, hat er selbst zu vertreten; zwei thatsächliche Unrichtigkeiten in der englischen Literatur aber können wir nicht hingehen lassen. Sidonia ist nicht, wie Conrad angibt, die Heldin des Disraeli'schen Romans „Coningsby", sondern dessen Held und vertritt bekanntlich ein Mitglied des Hauses Rothschild, und Tennyson hat nicht „Die nördlichen Farmer", sondern „The Northern Farmer", also „Den nördlichen Farmer" gedichtet.

2. Geoffrey Chaucer's Werke. Uebersetzt von Adolf von Düring. Dritter Band: Canterbury-Erzählungen. Zweiter Theil. Straßburg, Trübner. 1886. 8. 5 M.

Das günstige Urtheil, welches wir in Nr. 41 d. Bl. f. 1885 über Adolf von Düring's Uebersetzung des Altvaters der englischen Dichtung zu fällen in der Lage waren, können wir hier bestätigen. Mit dieser Abtheilung liegt nun die Uebertragung des Hauptwerks Chaucer's, der „Canterbury-Erzählungen", vollendet vor, und zwar in einer Vollständigkeit, wie wir bisher noch keine besessen; denn Hertzberg hat nur die poetischen Erzählungen, nicht aber die in Prosa verfaßten übersetzt. Freilich ist die letzte, die des Pfarrers, keine Erzählung, sondern vielmehr eine Bußpredigt. Doch wird der der Ursprache nicht kundige Leser dem Uebersetzer immerhin dankbar dafür sein.

Außer den erklärenden Anmerkungen wird diesmal auch noch als Anhang das Werk und sein Rahmen des Nähern erläutert und auf die verschiedenen Quellen, aus welchen Chaucer seinen Stoff sich holte, hingewiesen. Der Ursprung jeder einzelnen Erzählung läßt sich ebenso wenig wie der mancher Shakspeare'schen Dramen mit Sicherheit angeben; wie von diesem aber kann man mit Recht behaupten, daß auch sein älterer Vorgänger fast keine seiner Erzählungen selbst erfunden habe. Die Grundzüge sind überall entlehnt, nirgends aber ist er bloßer Nachahmer, er verbessert und verklärt alles, was er vorgefunden. Wir möchten Düring empfehlen, was freilich die Einlei-

tung zu seinem Werke hätte bilden sollen, noch nachträglich dem vierten Bande desselben Lowell's vorzüglichen Essay über Chaucer aus seinem „My Study Windows" voranszuschicken. Es ist wol das Beste, was über den Vater der neuern englischen Dichtung geschrieben worden, und verdient unter allen Umständen, ins Deutsche übersetzt zu werden, um so mehr, als der Verfasser auch Hertzberg volle Anerkennung zutheil werden läßt. Er sagt von dessen Einleitung, sie sei einer der besten Essays über Chaucer, die bisjetzt verfaßt wurden, und kennt auch Alfons Kissner's Inaugural-Dissertation „Chaucer in seinen Beziehungen zur italienischen Literatur". Von ten Brink war wol damals noch nichts über Chaucer erschienen, wenigstens noch nicht zu Lowell's Kenntniß gedrungen; denn eine solche bahnbrechende Leistung, wie schon seine erste vom Jahre 1870 war, würde der umsichtige und verständnißreiche Kritiker sicherlich nicht unerwähnt gelassen haben. Doch wird ihm jedenfalls die Schrift unmittelbar nach der Veröffentlichung seines Essay zu Gesicht gekommen sein, denn er citirt die „Publications of the Chaucer Society" (London 1869—70). Es kann also kaum ein Jahr verflossen sein, bis ten Brink's Schrift „Chaucer. Studien zur Geschichte seiner Entwickelung" (Münster 1870) nach Amerika hinüber gewandert war. Wie dem auch sei, nichts dürfte Düring's Uebersetzung mehr Erfolg sichern, d. h. größere Verbreitung beim deutschen Publikum verschaffen, als die Uebertragung des Lowell'schen Essay und dessen Veröffentlichung in seinem nächsten Bande oder auch als Separatbroschüre.*) David Asher.

*) Seitdem er Obiges geschrieben, hat der Unterzeichnete sich entschlossen, sämmtliche literarische Essays Lowell's selbst zu übertragen und zu veröffentlichen.

Neue Romane und Novellen.

1. Mutter und Tochter. Eine littauische Geschichte von Ernst Wichert. Leipzig, Reißner. 1886. 8. 2 M.

Hier hat der hervorragende Verfasser das historische Gebiet verlassen und eine Erzählung geboten, die mit der Sonde des psychologischen Forschers die Tiefen des Frauenherzens bloßzulegen sucht: die elementare Liebe in ihrer egoistischen, fast brutalen Kraft in der Brust eines einfachen Landmädchens, und die Gewalt der Eifersucht im Herzen der Mutter, die das eigene Kind nicht schont, sondern wild entfesselt ein Todesopfer fordert und vollbringt.

„Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate." Wer in die Welt dieser Dämonen tritt, läßt alle Hoffnung hinter sich, und Wichert hat mit der Meisterhand des Dichters den Leser in den Bannkreis dieser tragischen Begebenheit dermaßen eingewoben, daß wir in der dumpfen Schwüle das nahende Verhängniß ahnen und wissen, hier ist kein Entrinnen.

Die Mutter hat die kleine Madle liebevoll bis zum funfzehnten Jahre gehegt und großgezogen. Die Mutter Frau Urte ist die Witwe des 1866 gefallenen Landwehrmanns Jakubs Endratis. Der Tod des Gatten beugt sie nicht, sie bleibt energisch und thatkräftig, das Recht gewährend nur deshalb, um die strenge Wohlanständigkeit vor den Leuten zu wahren. Arbeitsam und tüchtig, hat die schöne Bäuerin ihr kleines Anwesen emporgebracht durch musterhafte Führung und Ordnung. Nach und nach ist es ihr gelungen, die Achtung selbst derer zu erringen, die sie wegen der gegen ihre Altsitzer, die Schwiegerältern, bewiesenen Strenge und Härte verurtheilt hatten.

Madle, das Kind, ist in allem der Gegensatz zur Mutter, an Gestalt, die, zart und bleich, von der der üppigen blühenden Mutter gar seltsam absticht, dagegen in Haltung und Wesen das Ebenbild des früh verstorbenen Vaters: störrisch, verträumt, unberechenbar in Liebe wie im Haß. Schon als Kind spielte sie lieber mit dem häßlichen Hunde als in der Nähe der Mutter; diese aber ist nur auf eins emsig bedacht: den Besitzstand um Madle's willen zu vermehren; deshalb weist sie jeden Freiersmann ab, vielleicht auch, weil sie die Unabhängigkeit über alles liebt.

Nun geschah es, daß ein weitläufiger Verwandter von Mutterseite her nach Aspurtellen kam und sich bei Frau Urte einführte. Jons Kalwis war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, benahm sich aber gesetzt wie ein Vierziger und hatte die zarte Gesichtsfarbe eines bleichsüchtigen jungen Mädchens. Er trug den Kopf ein wenig gebückt und in den Schultern eingezogen, seine Bewegungen waren langsam, seine Sprache bedächtig, das Haar fiel ihm auf die Stirn. Wenn er aber die Augen unter der stark schattenden Knochenwölbung aufschlug, überraschte ein funkelndes Aufblitzen wie aus der Tiefe eines stillen Weihers. . . . Daß er ein sehr hübscher Mensch sei, schien er selbst nicht zu wissen, mindestens nicht zu beachten. Auf den ersten Blick mußte jeder sehen, daß seine Gedanken von diesen äußerlichen Dingen weit abgewandt waren. Es zeigte sich bald, daß er zu den Frommen gehörte, die Maldeningker genannt werden; er meinte seinen Landsleuten auch in einer Weise nützlich zu sein.

Jons fragte Frau Urte, ob sie ihm für einige Zeit Obdach gewähren wolle. Er erhielt ein Stübchen im Garten, und Madle umkreiste diesen Raum wie der Schmetterling das Licht, fragend, schauend, ahnend. Hier sang sie die Volkslieder, die Dainos, die er gesammelt, dann wieder stand sie stumm und blickte durch das umrankte Fenster in sein Stübchen auf die weiße Hand, die so rasch über das Papier dahinglitt.

So kam der Herbst und mit ihm Kampf und Wettersturm für Madle. Jons Kalwis warb um die Hand — der Mutter. „Warte noch ein paar Jahre und Madle soll deine Frau werden; ich bin zehn Jahre älter als du."

Jons bestand auf seiner Werbung. Madle sei noch ein

Kind und er selbst so unerfahren in weltlichen Dingen. Nur sie sei die rechte Frau für ihn. Ihre schwachen Bedenken schwanden dahin wie leichte Schneeflocken vor dem glühenden Sonnenkuß. Frau Urte ward Jons Kalwis' Weib.

Madle ist unstet und flüchtig. Die Liebe, die in ihrem Herzen verborgen geruht, ist zu Haß entfacht, zum kleinen störrischen trotzigen Kampf gegen Mutter und Stiefvater. Dieser wendet sich nun ganz seiner Mission als Wanderprediger zu, er hält Versammlungen und stille Abende; die Mutter schafft rastlos in Haus und Hof; Madle zieht fort zu Fremden in die Stadt, sie freut sich der Kränkung, die daraus der Mutter wird.

Ueber zwei Jahre waren dem Paar in Frieden und Ruhe dahingegangen; da wird Madle heimgerufen, die alte Großmutter ist gestorben, und bei der Bestattung darf die Enkelin nicht fehlen; denn der Bauerncodex ist streng wie der Ceremonienmeister bei Hofe. Madle ist heimgekehrt, eine blühende Jungfrau. Die Mutter schafft und waltet im Hause; in der Laube aber oder unter blühendem Hollunder erzählt Jons die Dainos, und Madle lauscht wie einst das träumende Kind.

Madle will zurück in die Stadt, sie allein ahnt die Gefahr für alle. Frau Urte besteht darauf, daß sie nicht fortgehe, daß sie ihr diesen Schimpf nicht anthue.

„Es ist für dich, Mutter, so wenig gut wie für mich, wenn wir beide" — „Was?" rief Frau Urte gereizt. „Sprich's doch aus, daß du keine Mutter haben willst und keinen Stiefvater." Madle hielt die Hände vors Gesicht und weinte. „O Gott, o Gott", klagte sie. „Jons, ich bitte dich, laß es nicht zu, daß man mich zwingt zu bleiben. Es ist unser aller Unglück."

Sie bleibt, und das Verhängniß hat seinen Lauf. Madle durchbricht in ihrer Liebesglut alle Schranken der Sitte, der Scham. Es ist die elementare egoistische Liebe, durch Haß, durch Schuld erhöht. Jons ist Fatalist; er hält diese unheilvolle unbesiegbare Leidenschaft für eine Strafe; er glaubt, daß der Böse über ihn Gewalt habe, um seinen Hochmuth zu strafen, weil er sich vermessen, über die Unwissenheit sich zu erheben. „Was soll daraus werden, Madle?" fragt er.

„Warum willst du das wissen?" entgegnete sie. „Sei glücklich und laß mich glücklich sein, dauert es kurz oder lang, was kommt es darauf an?" — „Aber es muß dein Verderben werden, Madle." Sie schmiegte sich an ihn. „Mag's doch! Ich will dir sagen, wenn's Zeit ist, Jons. Dann lädst du deine Doppelflinte, die noch von meinem Vater her in der Kammer hängt, und der eine Schuß ist für mich und der andere ist für dich."

Und auf dieses dereinstige Martyrium hin finden sie ihre Sünde entsühnt. Frau Urte ringt mit Löwenmuth um ihren Besitz, um das Herz ihres Mannes; sie rang mit ihrer Tochter. Und als sie, die Wehrlose, die Verzweifelte, beide der Schuld verfallen sah, da ward die Mutter zur Mörderin am eigenen Kinde.

Langsam wirkte das Gift, das sie der Tochter in Trank und Speise reichte. Von diesem Moment ab versöhnt uns der Dichter mit der Gestalt des Mädchens. Angesichts der Schatten, die den Tod verkünden, besinnt sie sich auf sich selbst, und sie, die uns bisher diabolisch, ja brutal erschien, verklärt sich. Wie Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" durch ihren selbstgewählten Tod die Abirrung ihrer Leidenschaft für Eduard büßt, so erstarkt auch hier die sittliche Kraft des Naturkindes gegenüber dem sühnenden Tode. Sie findet den Muth, lieber zu sterben als die Unthat der Mutter dem Arzt zu verrathen, und den verzweifelnden Jons beruhigt sie durch Zuspruch:

„Wie hat es denn anders werden können als mit schwerem Leid? Ich habe mein Theil getragen, trage du nun auch dein Theil, Jons, und bete mit mir: Gott vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern." Er sprach die Worte mit bebenden Lippen nach. Sie küßte sie ihm vom Munde und sank zurück. Ein langer Seufzer noch und sie hatte ausgelitten.

Jons vergibt nicht. Er flieht die Stätte des Unheils, er flieht die Mörderin, und als Frau Urte ihm auch dahin folgt, wo er sich dem langsamen Tode geweiht, als Bernsteinfischer an ferner Seeküste, sucht und findet er den erlösenden Tod in der Meerestiefe.

Urte verkaufte ihr Anwesen; sie erwarb ein Haus in der Nähe des Kirchhofs, wo ihr Mann bestattet war, und betete täglich an seinem Grabe. Ihr Vermögen wird sie dereinst einem Mädchen, Madle geheißen, hinterlassen, bei deren Mutter Jons in den letzten Tagen gelebt und die beide Gutes an ihm gethan. . . . Sollte die Mörderin des eigenen Kindes in Wirklichkeit die Furien ihrer Missethat durch so leichte Opfer zum Schweigen bringen?

Das sind die einzigen Bedenken, die sich uns nach der Lektüre dieser ergreifenden Erzählung aufdrängen.

2. Meine Frau und Ich. Erzählung von Nicolai (Henrik Scharling). Deutsch von P. J. Willatzen. Nach der vierten Auflage des dänischen Originals. Zweite autorisirte Auflage. Vermehrt durch das Porträt und die Biographie des Verfassers. Bremen, Heinsius. 1886. 8. 5 M.

Das Vorwort des Uebersetzers bietet uns ein dankenswerthes Résumé der dänischen Literatur in den letzten Jahrhunderten. Den zwei wenig ergiebigen Jahrhunderten, die nach der Reformation folgten, in welchen nur das Kirchenlied, vertreten durch Kingo und Brorson, zu einer gewissen Blüte gedieh, folgte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Ludwig Holberg, ein epochemachender Genius, der, den Bann brechend, eine vielseitige anregende Thätigkeit entfaltete. Von nun an entwickelte sich das geistige Leben in Dänemark-Norwegen immer mächtiger.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts machte sich deutscher Einfluß so sehr geltend, daß es zeitweilig den Anschein hatte, als wäre das nationale Schriftthum gefährdet. Erst mit Oehlenschläger brach zu Anfang dieses Jahrhunderts eine neue glanzvolle Epoche an. Ganz besonders reich ist die Lyrik Dänemarks. Für diesen Zweig der Poesie ist seine melodische Sprache besonders geeignet, ihr Schmelz und ihre Innigkeit. Oehlenschläger war mit seiner romantisirenden Richtung bahnbrechend; Ingemann

schrieb seine historischen Romane; Steen Steensen Blicher seine genialen Dorfgeschichten; Christian Andersen entzückte die Welt mit seinen Märchen.

Eine neue realistische Schule, deren Wortführer der Literarhistoriker Georg Brandes ist, dürfte in Holger Drachmann ihren genialsten Vertreter haben.

In neuester Zeit hat Henrik Scharling sich einen Platz unter den angesehensten Schriftstellern rasch erworben, und seine Erzählungen „Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo" und „Meine Frau und Ich" folgen einander in vielen Auflagen. Karl Henrik Scharling ist 1836 zu Kopenhagen geboren, studirte Theologie und wirkt als Professor der Theologie seit 1860 in Kopenhagen. Seine Vielseitigkeit bekundet sich auf allen Gebieten der Literatur. „Modernes Christenthum", eine Art aristophanische Komödie, geiselt den Unglauben der Zeit; seine Dramen „König Waldemar" und „Bischof Absalon" und andere auf vaterländischem Boden spielend, wie endlich „Johannes Huß", sind wirkungsvoll durch geistvolle Charakterzeichnung; auch ist Scharling der Verfasser von „Humanität und Christenthum" und „Darstellung der christlichen Sittenlehre".

Der Uebersetzer, dem das deutsche Lesepublikum für die Einführung des dänischen Dichters in Deutschland zu Dank verpflichtet sein kann, sagt in der Charakteristik Scharling's, daß seine Kleinmalerei eines Jean Paul würdig sei. Es ist zu verwundern, daß der Einfluß Dickens' auf Scharling vom Uebersetzer unerwähnt bleibt. Und doch sind in dem Buche „Meine Frau und Ich" ganze Kapitel in Dickens'scher Pinselführung. Scharling reflectirt nicht wie Jean Paul, auch schweift er nicht von seiner Idylle weit fort, um mit Schätzen an Weisheit und Poesie heimzukehren. Scharling macht uns gleich Dickens in schlichter Weise mit den Schicksalen seiner Mitmenschen bekannt, und er kennt sie bis auf den Grund ihres arglosens Herzens, dessen geheimste Fächer er uns offenbart. Nicht die obern Zehntausend sind es, denen er seine Feder weiht. Für diese gut situirte Minderheit, von denen das Sonnenlicht durch schwere Vorhänge oder bunte Scheiben fern gehalten wird, die den Ton dämpfen durch weiche Teppiche und, auf imitirten Thierfellen ruhend, ihre Nerven zum Object ihrer Beobachtung machen, hat Scharling nur kurze bedauernde Worte aus dem Munde seiner bevorzugten Menschenkinder, die in der gewissenhaften Arbeit und gesunden Pflichterfüllung einen nie versiegenden Quell der Freudigkeit finden. Und wird es ihnen zu eng in den Mauern der Stadt, dann ziehen sie in den Wald; ein Ausflug zur See am Sonntagmorgen, ein Spaziergang im Park bei Mondschein — und die Arbeit der Woche wird verklärt. Scharling umhüllt die Wirklichkeit mit dem /Sonnengold, das aus dem warmen Strahl des Dichterauges auf den Alltag fällt und die Schönheitscontouren in den anspruchlosesten Erscheinungen der Schöpfung schaut. Ein warmer religiöser Zug geht durch die ganze Erzählung, ohne sich jedoch aufdringlich geltend zu machen. Es ist ein Familienbuch im besten Sinne. Frischer Humor, feine geistvolle Aperçus, satirische Seitenhiebe auf moderne Richtungen und Schwächen sind eingestreut. Ungern trennt man sich von dieser freundlichen Welt, und es gelingt dem Autor, den Leser beim Schließen des Buchs zu der Frage zu stimmen: wollen wir nicht versuchen, es diesen Menschen gleich zu thun und wie sie glücklich zu werden?

3. Aus hohem Norden. Dritter Band: Der Handschuh des Königs. Erzählung von Zacharias Topelius. Aus dem Schwedischen von O. Gleiß. Güterloh, Bertelsmann. 1886. 8. 3 M.

Der Einfluß der Engländer ist auch hier unverkennbar. Es ist der Vater des historischen Romans Walter Scott, dessen Schule sich documentirt im besten Sinne: in der breiten Schilderung der Situationen, im Colorit wie in der Zeichnung des jugendlichen Helden, der aus Treue für seinen geliebten König tollkühn, waghalsig sich in den Tod stürzt. Auch ist auf die Einleitung hinzuweisen. „Gustav's III. Andenken in Finland" heißt die Introduction zu dem Geschichtsbilde, das vor uns entrollt wird, dem Kampf Gustav's III. gegen einen abfallenden Adel, gegen Verrath, gegen russische Uebergriffe. Wie weit die Rehabilitirung des ritterlichen Schwedenkönigs historisch berechtigt ist, können wir unmöglich entscheiden; die einleitenden Worte des Dichters jedoch können wir als unserm eigenen Eindruck beim Lesen durchaus entsprechend hier wiedergeben: „Mir kommt es vor, als hätten die so leicht erregten und darum auch so leicht auf falsche Bahnen sich verirrenden Poeten trotzdem einen großen Vorzug vor ihren gelehrten, vorsichtigen und kritischen Brüdern, da sie in den verschiedenen Perioden der Geschichte das große Herz der Menschheit schlagen hören. Denn im Grunde ist es doch immer das verleugnete Recht des Herzens, das die Charaktere und Ereignisse beherrscht, die Ziele absteckt und die ewige Jugend der Geschichte ausmacht. Ohne ein Gefühl für diese innern Mächte bleibt Alexander der Große ein tüchtiger General, Cäsar ein ehrgeiziger Patricier, Peter von Amiens ein schlauer Mönch, Jeanne d'Arc eine halb verrückte Schwärmerin" u. s. w. bis herab auf Gustav III., von dem das vorliegende Buch handelt.

Ohne Bedenken kann diese Erzählung in die Hand der Jugend gelegt werden. Lennart Croneld, Sergeant bei den Savolaksen, der muthige edelsinnige Jüngling, wird in der Brust des jugendlichen Lesers die besten Regungen entflammen, während die ältern Leser an der Entwirrung so complicirter Fäden und Ereignisse in so angenehm lesbarer Form sich erfreuen werden.

4. Aus meiner Welt. Von Elise Polko. Breslau, Schottländer. 1887.

Die erste der fünf Novellen, welche das Buch enthält, „Ein Stillleben", hat zum Motto folgende Sentenz vom Grafen Emerich von Stadion: „Mit sich allein zu leben

im Leben, einsam zu verglühen oder ungepflückt zu verwelken — ist eine schwere Kunst."

Wir setzen dahinter ein Fragezeichen. Eine schwere Kunst? „Full many a flower is born to blush unseen and waste its sweetness on the desert air." Diese Worte (aus Thomas Gray's „Elegy in a Country Churchyard") sollten sie dort wie hier nicht eher ein schweres Schicksal bedeuten?

Und ist das Schicksal des Malers Joseph Senden, immerfort weiter zu schaffen, ohne daß jemand seinen Namen nennt, nicht eher das Resultat seiner Natur als einer Lebenskunst? „Da draußen in der Seestadt, etwa zwanzig Meilen weiter nach der Küste zu, wurden die feinen Aquarellen seines Pinsels gern gekauft und gut bezahlt und schmückten Boudoirs und Mappe in manchem reichen Hause — in dem kleinen Städtchen, wo sie entstanden, sah sie keiner vor der Absendung an die bekannte Kunsthandlung als etwa der Herr Pfarrer und der Herr Doctor und seine Frau. Und auf deren Aeußerungen, «daß die Firma So und So in H. den Nutzen schluckt seit allem Anfang und nicht Sie, mein alter Freund», erwidert der Maler: «Ich glaube, ich hätte nie gewußt, wie man es anfängt, seine Schöpfungen zu verwerthen, und jetzt erst recht nicht, man muß natürliches Geschick zu dergleichen mit auf die Welt bringen.»" Dieses Geschick entwickelt sich in dem Sohne, der im Gegensatz zum Vater die matten Farben der Aquarelle verläßt, um in glühenden tropischen Farbentönen eine üppige Künstlernatur auszuleben.

In dieser Novelle ist die Eigenart der Individualitäten, der milde sanfte Vater im Selbstgenügen der Kunst, daneben der Sohn, dessen Phantasie, schon in frühester Kindheit durch die Amme mit der Märchen- und Wunderwelt des Morgenlandes erfüllt, im Knaben bereits sich geltend macht, fein und klar gezeichnet; namentlich auch die Mutter, die vermitteln möchte, ehrgeizig dem verheißenden Talent des Sohnes zuneigt, ihre Parteinahme aber als Abfall von der edeln Art des geliebten Mannes aufgibt, um zur schlichten Kunst desselben zurückzukehren. Diese Vorgänge in der Frauenseele sind mit ergreifender Anschaulichkeit geschildert.

Zu bedauern ist nur, daß der Conflict, das Gegenüberstellen der beiden Richtungen und Naturen, nicht ausgetragen wird. Denn der Tod des Sohnes bei einem Schiffbruch auf der Ueberfahrt aus Aegypten zur Heimat nach langer Trennung ist eine zufällige, keine organische innerlich bedingte Lösung.

Von den übrigen Novellen sind besonders anerkennend zu erwähnen „Kindesliebe" und „In Bardolino". Schließlich wollen wir auf ein rein äußerliches Moment noch hinweisen, betreffend die Aufeinanderfolge der Novellen. Die lustigen Anekdoten des „Monsieur Alix" erzeugen nach dem wehmühtigen Ausklingen des „Stilllebens" eine grelle Dissonnanz.

5. Karadi-Nisa. Roman von F. von Zobeltitz. Minden, Brun. 1887. 8. 3 M.

Wenn die folgenden Kapitel das hielten, was die ersten verheißen, so wäre es ein unterhaltendes Buch. F. von Zobeltitz verfährt aber wie der Vogel in der Fabel, er verspeist nach und nach die interessanten Kinder seiner Muse. Die original angelegten Charaktere, wie der von der modernen Cultur angekränkelte Japanese Karadi-Nisa, die reizvolle Opernsängerin Gertrud, verfallen dem Schicksal der Trivialität, und der Roman, unter so schönen Auspicien begonnen, endet in der nicht ganz ungewöhnlichen Weise, daß durch drei Hochzeiten der müde Leser für seine Ausdauer belohnt wird. „Aller guten Dinge sind drei, sagte Riebeck der Neuvermählte, und wir sind ein Kleeblatt, an dem sich jeder Junggeselle ein Beispiel nehmen könnte." Beherzigenswerth in der That zu einer Zeit, wo die Ehestatistik so ungünstige Zahlen aufweist. Frida Brasch.

Eine Biographie Scheffel's.

Joseph Victor von Scheffel. Sein Leben und Dichten. Von Alfred Ruhemann. Mit J. V. von Scheffel's Porträt, in Lichtdruck ausgeführt, einem Facsimile und sieben in den Text gedruckten Illustrationen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1887. 8. 3 M. 60 Pf.

Wenn ein bedeutender Mann aus dem Leben geschieden ist, bringt in den nächstfolgenden Monaten in der Regel die Presse eine Reihe von Einzelmittheilungen, Einzelzügen oder Briefen des Entschlafenen, wol auch diese oder jene Gelegenheitsschrift, welche des Verfassers Beziehungen zu dem Verstorbenen betrachtet; derart sind unter anderm die jüngst erschienenen, auch in d. Bl. kurz besprochenen „Erinnerungen" von Zernin. Es sind jetzt etwa drei Vierteljahre seit Scheffel's Tode verflossen; schon einige Zeit vorher hatte der Verfasser des vorliegenden Buchs sich an den Dichter gewandt und die Erlaubniß empfangen, über Scheffel zu schreiben, nebst der Zusage biographischer Beihülfe. Letztere hat des Dichters Todeskrankheit unmöglich gemacht; dagegen konnte, wol weil früher bereits manche Vorarbeiten gemacht worden, Ruhemann in einem starken Halbjahr das vorliegende Buch niederschreiben und dabei die mittlerweile erschienenen Veröffentlichungen in Zeitschriften und Heften benutzen. Das Vorwort ist unterzeichnet „Friedenau — Berlin im November 1886"; das Buch ist unsers Wissens das erste eingehendere Lebensbild des liebenswürdigen, vom Geschick bald so hoch begünstigten, bald so tief niedergeschlagenen Dichters.

Eine umfassende Darstellung von Joseph Scheffel's

Leben ist hier nicht angezeigt; jeder Freund deutscher Dichtung kennt die Hauptzüge desselben sowie Scheffel's hauptsächliche Dichtungen. Manche Theile dieses Dichterlebens, welches so glänzend mit raschem Aufsteigen beginnt, um sodann in langem Abstieg nur minder Bedeutendes, Bruchstückhaftes ans Licht zu geben, liegen noch im Dämmer. Von den schweren Kämpfen mit dem Aelternhause, welches Scheffel's Ausfahrt aus dem sichern Hafen der Rechtswissenschaft in die zweifelhafte Lebensbahn des Malers oder Dichters nicht gutthieß, von seinen großartig angelegten, aber unvollendeten spätern Arbeiten, von den jeder Veröffentlichung widerstrebenden düstern Schickungen seines Ehelebens, von diesem und anderm haben wir eigentlich noch recht unvollkommene Kunde, obwol der Dichter noch vor kaum Jahresfrist unter den Lebenden weilte, freilich ein vereinsamter, nicht selten grüblerischer Mann, welcher nur den Vertrautesten seine Seele öffnete und sicherlich bitter unter der Erkenntniß litt, daß er mit seinen Jugendwerken, dem „Trompeter von Säkkingen", dem „Ekkehard" und dem „Gaudeamus", in Epik, Roman und Lyrik das Beste geleistet, was er überhaupt zu leisten vermöge.

Was er an Stoff zusammengetragen, hat Alfred Ruhemann in klarer übersichtlicher Darstellung aneinandergereiht; über Scheffel's Schul- und Studienzeit finden wir manches Neue, wenn auch im Grunde nicht sehr viel; da ist es denn nicht wunderzunehmen, daß der Verfasser hin und wieder in etwas jugendlich dithyrambischer Weise mit eigenen Ergüssen die Lücken ausfüllt. Daß er ein eifriger Verehrer seines Helden ist, wird ihm niemand verdenken; lieben wir alle ja unsern Scheffel als einen der trefflichsten und eigenartigsten Dichter unsers Zeitalters. So ist denn Ruhemann's Beurtheilung von dessen Hauptdichtungen aufs wärmste anerkennend, zu zeiten mit einem gewaltigen Zorn auf „die Neidhämmel", welche Scheffel nicht genügend gewürdigt, „die Lügenmäuler", welche den liebenswürdigen Dichter des „Gaudeamus" als ein ausgemachtes Kneipgenie verschrien haben. Das mag nun dahingestellt sein; einen guten Schoppen, auch etliche, verachtet zur rechten Zeit der deutsche Mann nicht; bei alledem ist nicht zu verkennen, daß Scheffel's Dichtungen zu zeiten einen sehr kräftigen Weinduft haben. Wenn aber der Verfasser das Kernige, Volksmäßige, Echtdeutsche in denselben als bezeichnend immer wieder hervorhebt, so wird jeder Freund des Dichters damit ganz einverstanden sein, zumal da Ruhemann für einige Mängel der Dichtungen wie für die unselige, schwankende, schwerflüssige Natur derselben keineswegs die Augen verschließt: deß zum Zeugniß wie zur Kennzeichnung der frischen Schreibweise des ganzen Buchs stehe hier eine Stelle aus dem einleitenden Abschnitt:

Scheffel's Leben bietet für den Psychologen thatsächlich viel Interessantes und der Beobachtung Werthes. Aber auch auf jeden denkenden Menschen muß und wird die eigenartige Laufbahn des Dichters sowol wie sein Schicksal Eindruck machen. Die Unvollkommenheit des irdischen Glücks wird uns selten so eindringlich wie hier gepredigt, das Hochhalten der Ideale, das bereits auf sehr unsichern Fuß gestellt ist, erhält in Ansehung der Widerwärtigkeiten, mit denen Scheffel zu kämpfen hatte, ehe er mit seinen Dichtungen durchdrang, noch mehr aber als er mit ihnen durchgedrungen war, einen recht bittern Beigeschmack. Wer aber sich durch das Verhängniß, dem Scheffel anheimgefallen ist, abschrecken lassen wollte, an den höchsten Gütern der Menschheit festzuhalten, der möge auch dessen eingedenk sein, daß dieser sich selbst sein Schicksal geschaffen hat. Er ist dem Zwiespalte unterlegen, der in seinem Innern wohnte: Scheffel verstand nicht zu haushalten mit seinen Neigungen und mit seinen Anlagen. Er gerade war die Persönlichkeit, die allen Stürmen hätte mannhaft Widerstand leisten können, er war an der erhabensten Natur Brust großgezogen und genug gestählt worden, um die Stiche der boshaften Insekten und Eintagsfliegen ertragen zu können. Er unterlag ihnen in kaum verständlicher Schwäche, trotzdem ihm das erhabenste Dichterlos zutheil wurde: sich schon bei Lebzeiten anerkannt und unsterblich zu sehen. An ihm vollzog sich der alte Satz, daß einer desto größerer Unbill ausgesetzt ist, je höher er steht, daß aber auch der, welcher keine Sorgen hat, sich solche schafft. Nun wohl, Scheffel litt viel durch eigene Schuld. Die treibende Ursache seines Verhängnisses war aber auch hier, wie fast immer, die Klatscherei und Verleumdungssucht der bösen Welt, zu denen sich allerdings tiefgehende, außerordentliche Schicksalsschläge gesellten. Scheffel ist sehr misverstanden worden; man hat in leichtfertiger Weise von dem Dichter auf den Menschen geschlossen, und das verträgt eine so feinfühlige Natur, wie die unsers Dichters war, auf die Dauer nicht. Wir hätten zweifellos noch eine, vielleicht auch mehrere große Dichtungen von ihm erhalten, wäre sein Gemüth nicht durch allerlei Unzuträglichkeiten getrübt und beleidigt worden. Lassen wir es dahingestellt, auf wessen Seite die größere Schuld bei dem Misverständnisse gelegen hat, auch, ob jene Dichtungen dem „Ekkehard" an Werth gleichgekommen sein oder ihn überragt haben würden. Der Tod gleicht alle Unebenheiten aus, und ehe er hier noch mit rasch mähender Sense ein weit die Allgemeinheit an Werth überragendes, für uns unvergeßliches Menschenleben hinweggenommen hatte, da hatte man dem Dichter schon das größte Unrecht abgebeten, und mit einem Lächeln des Friedens und der Befriedigung auf den erblassenden Lippen konnte der vielgeprüfte Mann seine Augen schließen.

Bei Beginn der Darstellung von Scheffel's Lebensgeschichte spricht der Verfasser:

Ich meine, eine Lebensgeschichte eines bedeutenden Mannes muß heutzutage schnell verfaßt werden. Es ist hiermit wie mit einem Glase Bier: der erste Schluck mundet am besten, mit dem nächsten empfängt man schon einen schalern Geschmack. Noch haben spätere Ereignisse nicht den reichlichen Staub auf die Immortellenkränze gestreut, welche wir liebevoll auf das Grab des Dahingeschiedenen gelegt haben; die Berichte der Zeitungen in den Wochen vor, und die zu Bergen sich häufenden Nachrufe und Erinnerungen nach dem Tode des Betreffenden malen uns den Verblichenen mit viel kräftigern Strichen, als es bei seinen Lebzeiten geschehen konnte. Wol wird die spätere Zeit mit verbessernder Hand noch einzugreifen haben, sie wird Licht und Schatten gleichmäßiger, vielleicht auch gerechter zu vertheilen haben. Sie macht aber auch gleichzeitig unwillkürlich den Gefeierten mehr zu einem literarischen Porträt als zu einem Wesen, in dessen Adern wir noch frisches lebenswarmes Blut pulsiren sehen.

Das ist sicherlich in mancher Hinsicht zutreffend, und doch lassen sich auch Bedenken gegen diese schnellfertige Herstellung des Lebensbildes eines kaum geschiedenen Dichters

erheben. Es ist nicht zu verkennen, daß zu den anziehendsten Theilen des Buchs die keineswegs zahlreichen Briefe des Dichters gehören, und sie machen in uns das Bedauern rege, daß ihrer nicht mehr sind. Ruhemann spricht selbst die Vermuthung aus, daß von Scheffel's Briefen an die Freunde „im Engern“ „jedes einzelne Schreiben gewiß eine Perle an Humor und phantasievoller fruchtfröhlicher Schöpfungskraft“ sei. Allerdings hat der Dichter dieselben nachmals wieder an sich genommen, und sie sind vielleicht noch in seinem Nachlasse bewahrt, also schwerlich so rasch zu heben. Aber es darf wol die Frage aufgeworfen werden, ob der kundige und emsige Sucher bei ausreichender Zeit nicht dennoch gar manches andere für den humorvollen Dichter bezeichnende Schreiben an die Freunde der Jugend und des Alters hätte auffinden können. Scheffel war ja kein fleißiger Briefschreiber; das Nöthige that er rasch, gewissenhaft und kurz ab, und nur wenigen gegenüber ließ er sich frei und offenherzig gehen, wo dann des seltsamen Mannes wechselnde Natur, geistvoll scherzendes Behagen und trüber Weltschmerz reihum hervortreten. Ich möchte doch annehmen, daß aus den Briefen an A. von Werner, M. Schauenburg, L. Eichrodt u. a. noch mancher blitzende Edelstein des Humors sich hätte fördern lassen. Das kostet freilich, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, sehr viel Mühe und noch mehr Zeit, bis sich das erforderliche Material zusammengefunden hat, und es liegt allerdings eine gewisse Wahrscheinlichkeit nahe, daß bis auf solch gediegener Grundlage eine biographische Arbeit fertig gestellt ist, um in des Verfassers Gleichniß zu bleiben, das schäumende Bier der Verehrung eines jüngst gestorbenen Dichters minder frisch sein werde. Das ist das einzige Bedenken, welches gegenüber dem sonst so frischen Buche sich geltend macht, ob es nicht dennoch zu früh erscheint, und ob nicht derselben oder einer andern Hand die dankbare Aufgabe zutheil werden muß, mit Benutzung von des Dichters Nachlaß und den mühsam genug aufzustöbernden Briefen an seine Freunde Scheffel's Lebensbild noch zu erweitern und zu vertiefen und die vorhandenen Lücken in unserer Kenntniß seines Lebens und Dichtens auszufüllen.

Zu Einzelbemerkungen ist hier nicht der Platz. Wenn S. 270 der poetische Nachruf an Scheffel's Schwester Marie zweifellos unserm Dichter zugeschrieben wird, so möchte ich das dennoch lebhaft bezweifeln. Ganz abgesehen davon, daß Scheffel durch diesen Todesfall aufs schwerste gebeugt ward und schwerlich gestimmt war, zu sagen wie er leide, ist der Inhalt dieser wohlgemeinten Verse im Grunde recht alltäglich; es findet sich darin auch keine Spur von Scheffel's Eigenart. Der Druck des Buchs ist sehr correct, um so auffallender ein Druckfehler. Im Jahre 1884 richtete Scheffel an einen österreichischen Professor, der ihm die bedrängte Lage der Deutschen in Krain schilderte, die Zeilen:

Ernsthaft streben,
Heiter leben,
Vieles schauen,
Wenig trauen —
Deutlich im Herzen,
Tapfer und still,
Dann mag kommen
Was da will.

So steht das Gedicht in dem Buche; natürlich muß es nicht „deutlich“, sondern deutsch heißen. Ein Lichtdruckbildniß des Dichters, sein Jugendbild, ein Facsimile seiner klaren zierlichen Handschrift, Abbildungen seines Geburts- und Sterbehauses wie seiner Landsitze auf der Seehalde und der Mettnau u. a. dienen dem Buche zur Zierde. Wilhelm Buchner.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der Besprechung der englischen Uebersetzung des Schopenhauer'schen Hauptwerks „The World as Will and Idea (?)“ von R. B. Haldene und J. Kemp sagt die „Westminster Review“ vom October v. J.: „Es ist jetzt nicht mehr nöthig, etwas zu sagen, um die Aufmerksamkeit auf Schopenhauer's Vorzüge hinzulenken. Sein Rang als Philosoph hat längst Anerkennung gefunden, und ebenso räumt man ein, daß er zu der geringen Zahl von Philosophen gehört, deren Darstellung den höchsten Grad der Vortrefflichkeit erreicht hat. Es braucht nur erwähnt zu werden, daß es den Uebersetzern gelungen ist, das Original angemessen wiederzugeben, d. h. neben genauer Wiedergabe des Sinnes auch das Interessante der Darstellung zu bewahren.“ Nach Anführung einer Uebersetzungsprobe aus dem siebzehnten Kapitel des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“, die Verpflichtungen der Metaphysik betreffend, spricht sich die „Review“ ganz in dem Sinne aus, wie wir es unlängst bei Besprechung der französischen Uebersetzung desselben Werks mit Bezugnahme auf Brunettière für nothwendig befanden; er sagt: „In der Regel verbindet man mit Schopenhauer's Namen seinen Pessimismus; philosophischen Lesern jedoch brauchen wir nicht zu sagen, daß die Schilderung des Elends, welches vom unaufhörlichen Streben «des Willens zum Leben» herbeigeführt wird, nur einen kleinen Theil des Interesses seiner Philosophie bildet. Man hat und zwar nicht ohne Grund behauptet, der Pessimismus sei nur ein zufälliger Anhang zum Schopenhauer'schen System. Er selbst lehrt, daß es zwei Auswege gebe, dem Elende des Daseins zu entrinnen: der erste, ein vorübergehender, mittels der Kunst oder objectiver Betrachtung des Genies, der zweite, der dauernde, mittels der Askese. Wenn wir denjenigen Vorschriften der Philosophen, ebenso wie anderer Leute, welche sie selbst befolgen, am meisten Glauben schenken sollen, so werden wir mehr geneigt sein, den ersten als den zweiten Ausweg zu suchen; denn Schopenhauer war sowol ein Mann von Genie als auch ein Kenner von Kunstwerken, der, wenn er von künstlerischen Eindrücken spricht, wußte, was er sagte, und er war durchaus kein Asket. Und wenngleich er so viel (theoretische) Bewunderung für das christliche Ideal der «Resignation» hat und es ethisch dem stoischen «Gleichmuth» vorzieht, so klagt er doch an andern Stellen die fanatischen «Glaubenszeitalter» an (die jedoch auch die asketischen waren), wo die Götter die Phi-

losophen nicht in Ruhe lassen wollten." Es folgt dann abermals ein Citat aus „Die Welt als Wille und Vorstellung" (II, 136) über die Humanitätsstudien, wo die Uebersetzer, beiläufig gesagt, „ein Mensch", ebenso unrichtig wie „Vorstellung" im Titel durch „Idea", durch „a man" und „zum Menschen weihen" gar durch „initiation into manhood" wiedergeben (der englische Leser versteht nämlich unter diesen Ausdrücken nichts anderes als „ein Mann" und „in die Männlichkeit einweihen", während es für „Mensch" „a human being" heißen müßte). „Nun waren aber die Griechen und Römer", fährt die „Westminster Review" fort, „wie Schopenhauer trotz der von ihm citirten wohlbekannten Verse aus dem Oedipus zu Kolona anerkennt, keine Pessimisten. Einige seiner Anhänger, David Asher z. B., glauben, sie haben in seiner Lehre vom «Willen zum Leben» einen Ausweg aus seinem Pessimismus gefunden, da ihnen jener die natürliche Grundlage eines Optimismus, wie der des Judenthums, welches das Leben für das größte der Güter hält, zu sein scheint. Andere wiederum finden diesen Ausweg besonders in dem «Leben der Gattungen». Die Kapitel über dieses letztere, «Erblichkeit» und «Die Metaphysik der Geschlechtsliebe», wird man auch abgesehen von der Frage nach dem Pessimismus besonders interessant finden. Das letztere kann man gerade jetzt denjenigen empfehlen, die nach einer philosophischen Antwort auf Sir George Campbell's Vorschlag einer «Menschenzucht» suchen oder auf die Lehre von der geschlechtlichen Auswahl einiger Anthropologen, wie sie bei der letzten Versammlung der British Association vorgebracht wurde."

— Ueber die „Geschichte der griechischen Philosophie" von A. Schwegler, herausgegeben von Karl Köstlin, dritte Auflage, sagt die „Revue Critique" vom 3. Januar d. J.: „Diese vortreffliche «Geschichte der griechischen Philosophie» ist in Deutschland classisch geworden, wie es die Zahl der davon nöthig gewordenen Auflagen erweist. Sie verdiente es, in Frankreich bekannter zu sein, als es der Fall ist. Selbst nach dem von Boutroux so gut ins Französische übertragenen Zeller'schen Werke wird das vorliegende noch immer von Nutzen sein. Zeller's «Geschichte» ist ein monumentales Werk, und man wird stets wieder zu derselben greifen müssen. Schwegler aber, der weit kürzer ist, ist gerade dadurch viel bequemer, wenn es sich darum handelt, einen raschen Ueberblick über die Entwickelung der Systeme zu erlangen und die großen Züge ihrer Geschichte knapp zusammengefaßt anzuschauen. Ich will hinzufügen, daß er sich, nach meinem Geschmacke, auch angenehmer liest. Die Darstellungsweise Zeller's ist zwar sehr präcis, aber auch sehr trocken, und die riesige Anhäufung von inhaltreichen Anmerkungen ermüdet schließlich den Leser, dessen Auge fortwährend genöthigt ist, von oben nach unten zu blicken, wo es oft lang genug zu verweilen hat, um den im Text begonnenen Satz zu vergessen. Schwegler's «Geschichte» hingegen ist besonders in ihrer neuesten Gestalt vollständig genug, reich an gut gewählten Citaten und bemerkenswerth klar. Unsere Studirenden der Philosophie können sich, wie ich glaube, keinem bessern Führer anvertrauen, um eine allgemeine und doch schon präcise Kenntniß der griechischen Philosophie zu erlangen."

Bibliographie.

Alberti, C., Ohne Schminke! Wahrheiten über das moderne Theater. Dresden, Pierson. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Alt, Helene, Sonderbare Ehen. Ein Roman. Leipzig, Pfau. 8. 4 M.

Aus Flensburgs Vorzeit. Beiträge zur Geschichte der Stadt. Herausgegeben in zwanglosen Heften. 1stes Hft. Flensburg, Huwald. Gr. 8. 2 M.

Bender, J., Topographisch-historische Wanderungen durch das Passargegebiet. Ein Beitrag zur Kolonisationsgeschichte Preußens. Braunsberg, Huye. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Fürst Bismarck und seine Gegner. Lose Blätter zur Militärvorlage. Eine Schrift für das Volk. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 50 Pf.

Hans von Bülow in Prag. Ein Wort der Wahrheit für Kunstfreunde. Leipzig, Heitmann. 12. 40 Pf.

Bülow, Margarethe v., Aus der Chronik derer von Riffelshausen. Erzählung. Leipzig, Grunow. 8. 5 M.

Dorn, E., Um eine Herzogskrone. Baltischer Roman aus der Zeit des Herzogs Johann Ernst Büron. 2 Bde. Berlin, Deubner. 8. 6 M. 75 Pf.

Dostojewski, T., Arme Leute. Roman. Aus dem Russischen von A. L. Hauff. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Erckert, R. v., Der Kaukasus und seine Völker. Nach eigener Anschauung. Mit Textabbildungen und Lichtdrucken, kurzen tabellarischen Resultaten linguistischer und anthropologischer Forschung und einer ethnographischen Karte des Kaukasus. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 12 M.

Fleischmann, A., Gotthelf Greiner. Historisches Volksstück. Saalfeld, Niese. 8. 1 M. 25 Pf.

Frank, U., Weltliche Beichte. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Grube, H., Der Verbrecher aus Ehrgeiz. Original-Roman aus unseren Tagen. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 8. 4 M. 50 Pf.

Hecker, C., Aus den Memoiren eines Lieutenants. Illustriert von H. Albrecht. Stuttgart, Krabbe. 8. 3 M.

Hertzka, T., Das Wesen des Geldes. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Jahn, U., Hexenwesen und Zauberei in Pommern. Breslau, Koebner. Gr. 8. 3 M.

Jungdeutschland. Eine Schrift für alle reichsfeindlichen Söhne des Vaterlandes. Mit zahlreichen statistischen Nachweisen und Berechnungen von Arminius. Leipzig, Werther. Gr. 8. 50 Pf.

Keller-Jordan, H., Die Grubers. Eine Erzählung aus Kur-Hessen-Kassel, Klaunig. 12. 1 M. 50 Pf.

Klinghardt, H., Das höhere Schulwesen Schwedens und dessen Reform im modernen Sinne. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 2 M.

Knebel, E., Antiqua oder Fraktur. Danzig, Axt. Gr. 8. 50 Pf.

Knorr, E., Das erste deutsche Parlament und die Wehrfragen. Unter Benutzung archivalischer Quellen. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Koerting, H., Geschichte des französischen Romans im XVII. Jahrhundert. 2ter Bd.: Der realistische Roman. Oppeln, Franck. Gr. 8. 6 M.

Rümelin, G., Die Berechtigung der Fremdwörter. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Licht und Erkenntniß. Deren Verhältniß in psychischen Erscheinungen. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Mahrenholtz, R., Gymnasium, Realschule, Einheitsschule. Vortrag. Oppeln, Franck. Gr. 8. 40 Pf.

Nachrichten über Kaiser Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel. Herausgegeben von der Neu-Guinea-Kompagnie zu Berlin. 1887. 1stes Hft. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Pfister, H. v., Gestaltung deutscher Reichs-Grenzen im Westen und Süden nach nächstem deutsch-französischem Kriege. Ein Hinweis auf unser tausendjähriges Recht. Berlin, Reinecke. Gr. 8. 1 M.

Pyl, T., Geschichte der Greifswalder Kirchen und Klöster, sowie ihrer Denkmäler, nebst einer Einleitung vom Ursprunge der Stadt Greifswald. 3 Thle. Greifswald, Bindewald. 1885—87. Gr. 8. 24 M.

Rohde, Das Laienelement in der Strafrechtspflege. Ein Vortrag. Wolgast, Elsner. Gr. 8. 75 Pf.

Schäffle, A. E. F., Der nächste Krieg in Zahlen. Militär- und finanzstatistische Studie über die Erhöhung der deutschen Friedenspräsenz. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 50 Pf.

Schrader, E., Neues Leben. Ein Weihefestspiel. Insterburg, Roddewig. Gr. 8. 1 M.

Schultheß' europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. 2. Jahrg. 1886. Herausgegeben von E. Delbrück. 1ste Abtlg. Das deutsche Reich. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 3 M.

Schuppe, W., Der Begriff des subjektiven Rechts. Breslau, Koebner. Gr. 8. 9 M.

Schwabe, L., Studien zur Geschichte des zweiten Abendmahlstreits. Leipzig, Serig. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Stichling, O. W., Molière und kein Ende. Ein Mahnruf an Deutschlands Molièristen. Nebst einem Anhang: „Molière in Deutschland". Berlin, Hettler. 8. 75 Pf.

Sylva, Carmen, Es klopft. Regensburg, Wunderling. 8. 3 M.

Tagebuch der königlich sächsischen Hoftheater vom Jahre 1886. Von F. Gabriel und F. Rößler. 70. Jahrgang. Dresden, Warnatz u. Lehmann. 8. 1 M. 50 Pf.

Uhlhorn, G., Katholicismus und Protestantismus gegenüber der socialen Frage. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 M.

Franz Michael Vierthaler. Biographische Skizze. Salzburg, Dieter. Gr. 8. 10 Pf.

Vogler, M., Im Dorf der Schmied. Eine Geschichte aus dem Elsaß. Leipzig, Kußß. 8. 3 M.

Vogelsang, Freih. C. v., Gesammelte Aufsätze über socialpolitische und verwandte Themata. 8tes bis 12tes Hft. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 1886. Gr. 8. à 1 M.

Walcher, K., Bilder vom Hochalter in Drackenstein. Eine kunsthistorische Studie. Mit 4 Abbildungen in Lichtdruck. Stuttgart, Kohlhammer. Lex.-8. 3 M.

Weddigen, F. H. O., Von der roten Erde. Westfälische Dorfgeschichten und andere Erzählungen. Erfurt, Bartholomäus. 8. 3 M.

Windisch, E., Georg Curtius. Eine Charakteristik. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Woerl's Reisehandbücher. Westindien. Zur Reise und zum Aufenthalt. Begonnen von D. Freih. v. Schütz-Holzhausen. Nach dessen Tode fortgesetzt von R. Springer. Mit vielen Illustrationen und 1 Karte. Würzburg, Woerl. 12. 5 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** 1887. Nr. 4.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 7. April 1887.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Eine Biographie Thomas Carlyle's.

Das Leben Thomas Carlyle's. Von J. A. Froude. Aus dem Englischen übersetzt, bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Th. A. Fischer. Zwei Bände. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 12 M.

Der Uebersetzer, T. A. Fischer, ein in Irland lebender Norddeutscher, hat sich vor fünf Jahren schon durch seine sehr sorgfältige Uebersetzung des „Sartor Resartus" von Carlyle weitern Leserkreisen auf vortheilhafte Weise bekannt gemacht; ingleichen durch die dem kleinen Werke vorausgeschickte Lebensskizze Carlyle's. Seitdem hat der langjährige Freund des Verstorbenen, der Geschichtschreiber Froude, das ihm von Carlyle zu solchem Zweck zur Verfügung gestellte umfangreiche Material zu einer vierbändigen Lebensbeschreibung verwerthet, deren Erscheinen lange mit großer Spannung erwartet wurde und welche bis auf den heutigen Tag die englische Lesewelt in mannichfacher Weise beschäftigt hat.

Sie ganz ungekürzt zu verdeutschen, wäre nur unter besonders günstigen Zeitverhältnissen zu empfehlen gewesen. Als solche können die buchhändlerischen Zustände der Gegenwart nicht gelten. Mit Recht haben sich also der Uebersetzer und die Verlagshandlung darauf beschränkt, in der vorliegenden zweibändigen Verdeutschung das für die Lebens- und Entwickelungsverhältnisse Wesentlichste und Interessanteste zu bieten. Solcher Art ist ein Buch entstanden, welches von Anfang bis zu Ende spannt, fesselt und zu ernstem Nachdenken anregt.

In Deutschland ist die Meinung ziemlich allgemein verbreitet, wir Deutsche hätten vornehmlich nur deshalb die Pflicht, uns mit dem wunderlichen Schotten zu beschäftigen, weil er die deutsche Literatur geliebt und empfohlen, weil er „Wilhelm Meister" und eine Anzahl deutscher Novellen zeitgenössischen Ursprungs übersetzt, weil er ein „Leben Schiller's" und die „Geschichte Friedrich des Großen" geschrieben habe; schon Goethe, setzt man hinzu, hat ihm eine herzliche Zuneigung geschenkt, und es wäre also undankbar, wenn wir nicht wenigstens einige seiner Werke mit gutem Willen studiren wollten. Aber leider haben wir ja alle Hände voll zu thun, wenn wir bei der hochgehenden Flut unserer heimischen Literaturerzeugnisse auch nur einigermaßen Fühlung mit demjenigen behalten wollen, was außerhalb unsers Sprachgebiets berechtigtes Interesse in Anspruch nimmt. In dieser Weise gibt man im allgemeinen zwar zu, daß es Pflicht sein möge, von Carlyle etwas mehr noch als seinen Beinamen „der Weise von Chelsea" zu wissen, aber nicht alle Pflichten lassen sich erfüllen; und so ist Carlyle bei uns recht wenig bekannt.

Mit Unrecht! Denn bei aller Achtung vor der Berechtigung der Unterhaltungslektüre, die aus England unausgesetzt herüberströmt und die ja vieles Vortreffliche bietet, würde eine nähere Bekanntschaft mit Carlyle unsere deutsche Leserwelt geistig in weit höherm Grade anregen, als die Mehrzahl der neben ihm thätig gewesenen Schriftsteller irgendeiner Nation dies vermochte und vermag. Ganz abgesehen von jener angeblichen Pflicht gegen den Freund Deutschlands und den Propheten seiner Größe — noch im letzten Kriege erhob er ja zu unsern Gunsten seine mächtige Stimme — könnten wir also nichts dabei verlieren, wenn wir ihm etwas ernstere Aufmerksamkeit widmeten.

Was davon abschreckt, ist, wie zugegeben werden muß,

Einzelnes in seiner Schreibweise gewesen. Es wird nicht leicht jemand sich enthusiastisch in die Prosa Jean Paul's hineingelesen haben, ohne davon etwas anzunehmen. Auch Carlyle ist in seiner frühen Zeit nicht ungeschädigt an Jean Paul vorübergekommen, und wer nur oberflächlich mit ihm anknüpfte, meint wol gar deshalb mit ihm fertig sein zu dürfen, wie das heute lebende Geschlecht mit Jean Paul fertig zu sein glaubt. Daß Carlyle aber vor allem zu Goethe als zu seinem Meister aufblickte, wird dabei übersehen. Goethe, Schiller und Luther: das waren seine Hausgötter, soweit er seine Augen nach Deutschland richtete. Nein, seine häufig krause Ausdrucksweise hatte eine ganz andere Quelle; sie war keine Nachahmung, sie hatte sich auf ihn vererbt, und sie mußte mit der Tiefe der Gedanken, die er auszudrücken hatte, und der Heftigkeit, mit der seine Gefühle sich äußerten, in den Kauf genommen werden wie die scharfe, aber reine Luft seiner rauhen schottischen Heimat. Froude sagt:

> Carlyle's so angestaunter Stil war ein Product des Bauernhauses in Annandale. Hinter dem Verstande lag eine unbeugsame Rechtlichkeit in Wort und That. Der Standpunkt, von welchem er das Leben ansah, die unwandelbare Ueberzeugung, daß Gerechtigkeit und Wahrheit die einzigen Grundlagen seien, auf denen ein Leben in häuslicher wie in öffentlicher Beziehung erfolgreich und sicher begründet werden könne, hatte er von seinem Vater geerbt, und diese Ueberzeugung war die Wurzel alles dessen, was groß in ihm selbst war.

An einer andern Stelle heißt es bei Froude:

> Obschon Carlyle's Vater keinen Sinn für Poesie hatte, so sagt doch Carlyle mit voller Ueberzeugung von ihm, daß, wenn man ihn, den Sohn, gefragt hätte, wer von beiden, sein Vater oder Robert Burns, den vortrefflichsten Verstand gehabt habe, die Antwort ihm schwer gefallen sein würde.

Und Carlyle selbst schreibt an seine Geschwister, als der Vater gestorben ist:

> Bedenket alle ernstlich, daß wir alle im Leben mit viel größern Vortheilen ausgerüstet wurden, als unser theuerer Vater je gehabt hat; wir wollen ihn nicht beweinen, sondern hingehen und handeln wie er handelte. Könnte ich meine Bücher so schreiben, wie er Häuser baute, meinen Weg so männlich durch diese Schattenwelt gehen und sie so unbescholten verlassen wie er, so würde das alle meine Hoffnungen übersteigen.

Der alte Carlyle, seines Zeichens ein Maurer, muß in der That nicht nur ein tüchtiges Familienhaupt gewesen sein; der Sohn versichert geradezu:

> Eine bemerkenswerthere Persönlichkeit ist mir auf meiner Lebensreise nicht vorgekommen. Voll ungefälschter Aufrichtigkeit in Gedanken, Worten und Handlungen, durchaus still und doch, wenn's noth that, fähig in helle Zornesflammen aufzulodern, besaß er einen blitzartig durchdringenden Einblick in die Dinge, eine kurze, natürliche, in jedem Wort wahre Beredsamkeit. Humor von der grimmigsten skandinavischen Sorte zeigte er gelegentlich, selten oder niemals Witz — dazu war er zu ernst. Meine ausgezeichnete Mutter besaß neben einer in den meisten Beziehungen tiefern Frömmigkeit auch die größere Fröhlichkeit. Kein Mann meiner Zeit oder doch kaum einer kann bessere Aeltern gehabt haben.

In diesem Blick, den wir in den innigen Familienzusammenhang thun, liegt vielleicht der eigentliche Reiz, der uns bei der Lektüre der Biographie Carlyle's immer von neuem fesselt; denn dieser Zusammenhang ist an sich nicht nur ein solcher, wie er nur in den wenigsten Familien vorkommen mag; aus ihm erklärt sich auch besser, als dies zumeist in den ausführlichsten Lebensbeschreibungen anderer Personen der Fall ist, das ganze Wesen desjenigen, um den es sich handelt. Und nicht nur sein Wesen, auch seine Schicksale, seine Vorzüge wie seine Mängel.

Als einer der letztern steht Carlyle's Mangel an Lebensfreudigkeit, an Heiterkeit in allererster Linie. Dieser war ihm ebenfalls vererbt, wenn auch nicht von mütterlicher Seite, und er hat ihn durch das ganze Leben begleitet. „Es war kein fröhliches Leben", sagt er, indem er das zumeist schweigsame Dasein im väterlichen Hause schildert, „wessen Leben wäre fröhlich?" Die Natur ringsum mochte in ihrer Rauheit das Ihrige zu solcher Auffassung des menschlichen Daseins thun, nicht minder die Strenge der religiösen Anschauungen.

Immer ist es ein schwerer Weg, der im Geleit dürftiger Verhältnisse aus solcher weltflüchtigen Umgebung auf das Forum geistigen Wettbewerbs hinaufführt, und die Leidensstationen dessen, der ihn beschritt und der bis zum siegreichen Ende auf ihm ausdauerte, werden um so wärmer unser menschliches Interesse in Anspruch nehmen, je mehr wir die Grundsätze des endlichen Siegers als unerschütterlich selbstlose erkennen.

Aus dem kleinen Barfüßler war mit der Hülfe seines Vaters ein Lateinschüler und endlich auch ein edinburgher Student geworden; immer unter unglaublichen Entbehrungen: ein Student, der sich für den geistlichen Stand ausbilden sollte.

Seine Bedenken gegen den ihm zugedachten Predigerberuf hatten sich inzwischen gesteigert. Er gab zwar zu, keine Kirche könne ohne Lehrsätze fertig werden; „zuerst müsse sie dieselben aber glauben, wenn sie nämlich ehrlich sein wolle". Und er vermochte sich weder mit den neununddreißig Lehrsätzen der anglikanischen Kirche, noch mit den strengen presbytorianischen Regeln der Sektirer, deren Gottesdienst er als Kind besucht hatte, zu befreunden.

Einstweilen schlüpfte er in ein Lehramt der Mathematik hinein und hielt es zwei Jahre in demselben aus. „Aber", sagt sein Biograph, „sein scheuer und absprechend stolzer Charakter hatte die Bürger in Kirkcaldy verblüfft und abgestoßen." Carlyle wandte sich wieder nach Edinburgh, zunächst um zu sehen, ob das Studium der Jurisprudenz ihm zu einer Lebensstellung verhelfen könne, die seinen geringen äußern, aber seinen um so größern innern Ansprüchen Befriedigung schaffe.

Wie sein Zustand damals war, geht aus der Schilderung hervor, welche sein Biograph von demselben in Bezug auf die Zeit kurz vor Carlyle's völligem Lossagen von der theologischen Laufbahn und seinem Anbinden mit der Jurisprudenz entwirft:

> Er war nicht im Stande zu lesen und wanderte wie ein ruheloser Geist über die Moore. Seine Mutter war in Ver-

zweiflung; er war ihr Lieblingssohn, ihr Stolz, ihr Augapfel, und sie konnte ihre Klagen und ihre Vorstellungen nicht zurückhalten. Sein Vater überließ ihn mit sicherstem Takt sich selbst. Als der Winter herannahte, ging Carlyle wieder nach Edinburgh zurück. Ein Verschweigen seiner eigenen Leiden war zu keiner Zeit eine seiner Tugenden. Dyspepsie hatte ihn bei der Kehle. Selbst die geringfügigen Leiden, denen wir unterworfen sind und welche die meisten von uns stillschweigend ertragen, wurden von seiner beredten Einbildungskraft zu Versuchungen des Gottseibeiuns vergrößert. Schon seine Mutter hatte frühzeitig von ihm gesagt: „Es ist übel mit ihm auskommen." Während er in wichtigen Dingen der rücksichtsvollste und freigebigste aller Menschen war, war er in Kleinigkeiten unerträglich reizbar. Sein körperliches Leiden erklärt das meiste. Er wußte nicht, was ihm fehlte, und wenn sein Anfall schlimm war, entwarf er ein Bild seiner Lage, das jeden, der ihm nahe stand, erschrecken mußte.

Wie viel Hohes und Seltenes aber doch durch diese unliebsame Schale schon damals durchschimmern mußte, geht vor allem aus den an ihn gerichteten Briefen seines Jugendfreundes Irving hervor, des später zu so großem Ansehen gelangten Kanzelredners und Erweckungsschwärmers, von welchem die Irvingianer abstammen, der aber zur Zeit, als er jene Briefe an seinen krankhaft erregten Freund schrieb, das Leben mit viel klarern Augen als dieser ansah.

In Betreff der Jurisprudenz warnte ihn Irving, dieselbe nicht zu rasch, da dies für Carlyle's Lebensziele nicht passe, wieder aufzugeben; sie schließe Raum und Gelegenheit genug in sich für jeden Geist. Die Verbesserungen, deren sie bedürfe, seien dafür der beste Beweis. Oder habe etwa Adam Smith das System des Handels weniger verwirrt und verwickelt vorgefunden? „Und siehe, welche Ordnung der Geist eines Einzigen darin hergestellt hat!"

Aber Carlyle, wie er es selbst nennt, „von den Ausgeburten einer ungewöhnlichen, wilden und ruhelosen Einbildungsart geplagt", mochte mehr und mehr erkennen, daß er sich in keinem festbegrenzten geistigen Gehege je wirklich heimatberechtigt vorkommen werde, und so warf er seinen Blick auf eine literarische Thätigkeit völlig ungebundener Art, die ihm gestatten werde auszusprechen, wie er die Dinge und Zustände sah und wie sie andere, wenn sie der Wahrheit dienen wollten, auch sehen müßten. Er begann mit kleinen Artikeln für Brewster's „Encyklopädie"; doch bekennt er in seinen „Reminiscenzen", in den ersten Jahren absolut gar nichts damit verdient zu haben „trotz meiner fleißigen und verzweifelten Anstrengungen, an die zu denken mich noch jetzt traurig macht". Wie sehr ihn die Aussichtslosigkeit seiner Lage damals bedrückt hat, geht unter anderm aus einem Brief an seinen jüngern Bruder Alexander hervor; denn selbst der literarischen Thätigkeit, als ihm verschlossen, zu entsagen, war er jetzt, um nur überhaupt nicht unthätig zu sein, halb und halb entschlossen. In jenem Briefe heißt es:

Ich will den Beruf des Schreibers, des Kaufmanns oder des Vorlesers ergreifen, kurzum jeden Beruf, ausgenommen den eines Landschullehrers; und selbst diese traurige Zuflucht vor dem Sturm des Schicksals soll mir noch lieber sein, als hier in eisigem Unvermögen stillzusitzen, während alle meine Geisteskräfte eitern und sich gegenseitig zersetzen in dem elenden Kampf des innern Willens wider die äußere Nothwendigkeit. Ich öffne Dir mein Herz, mein Junge, weil es mir gut thut; aber ich möchte nicht, daß Du glaubtest, ich sei niedergeschlagen. Achtung! Achtung! wie die Unteroffiziere beim Exerciren commandiren. Laß uns bis ans Ende Achtung geben. Wenn wir nicht müde werden, werden wir seinerzeit ernten. Fahre lange fort, die nämlichen Gefühle zu hegen, die Du am Schluß Deines Briefes aussprachst! Sie gewinnen uns wenigstens die Achtung der Welt und, was besser ist, einen Sonnenschein im Herzen, den nichts zerstören oder übertreffen kann.

Ueber eine Wandlung zum Bessern, die endlich im Jahre 1821 mit ihm vorging — eine innerliche Klärung —, hat Carlyle sich ausführlich im „Sartor Resartus" ausgesprochen. Er selbst nannte sie seine Bekehrung oder Neugeburt, „wo er den Teufel authentisch bei der Nase nahm" und positive und negative Ueberzeugungen gewann, die sein ganzes späteres Leben beeinflußten.

Man wird sich hierbei seiner begeisterten Verehrung für Luther und für dessen derbe Redeweise erinnern dürfen.

Carlyle hatte, wie schon erwähnt, sich von den religiösen Anschauungen seiner Aeltern innerlich losgesagt; aber er hatte dafür in der Philosophie keinen Ersatz gefunden. Er war ein Zweifler geworden und haßte doch das Zweifeln. Im Laufe der Zeit hatte sich daher in ihm das Bedürfniß nach einem Positiven stärker nnd immer stärker fühlbar gemacht, und da das viele ihm entgegengetretene Menschenelend nach seiner Meinung mit einem gütigen Gott nicht in Einklang zu bringen war, begann er an das Walten eines bösen Princips zu glauben. Zittern und Zagen war die Folge, und endlich wurde aus dem Zweifler ein Verzweifler. Auf der Höhe dieses qualvollen Zustandes angelangt, fand er sich eines Tags der Frage gegenüber: „Aber bist du denn nicht ein Mann?"

Warum willst du ewig klagen und winseln und zitternd und furchtsam wie ein Feigling einherschleichen? Verächtlicher Zweifüßler! Was ist die Totalsumme des Schlimmsten, das dir bevorsteht? Tod? Wohlan, Tod; und sage auch die Qualen Tophets und alles dessen, was der Mensch oder der Teufel wider dich thun kann oder will! Hast du kein Herz? Kannst du nicht alles, was es auch sei, erdulden und als ein Kind der Freiheit, obschon ausgestoßen, Tophet selbst unter die Füße treten, während es dich verzehrt? So laß es denn kommen! Ich will ihm begegnen und ihm Trotz bieten. Und während ich dies dachte — so fährt er fort —, rauschte es wie ein feuriger Strom über meine ganze Seele und ich schüttelte die niedrige Furcht auf immer ab. Das ewige Nein hatte gesagt: „Siehe, du bist vaterlos, ausgestoßen, und das Weltall ist mein — des Teufels!" worauf mein ganzes Ich antwortete: „Ich bin nicht dein, sondern frei und hasse dich auf ewig!" Von dieser Stunde an bin ich geneigt, meine geistige Neugeburt zu datiren; vielleicht begann ich unmittelbar darauf ein Mann zu werden.

Möglicherweise führte zu Carlyle's innerer Umstimmung in erster Reihe eine Bekanntschaft, die für sein ganzes Leben überhaupt bedeutungsvoll werden sollte, die Bekanntschaft mit Miß Jane Welsh, seiner spätern Gattin.

Ihr Vater, Dr. Welsh, war ein angesehener Arzt in Haddington. Die Tochter verlor ihn in einem Alter, wo sie seiner leitenden Hand am meisten bedurfte. Ein Fieberpatient hatte ihn angesteckt und die Ungeschicklichkeit eines Bruders, ebenfalls eines Arztes, hatte sein Ende beschleunigt. Hier einiges Nähere über ihre Kindheit. Froude sagt darüber:

Schon in frühester Jugend zeigte sie sich als ein ungewöhnliches Mädchen. Sie hatte schwarze Haare, dunkle, große Augen, die von leisem Spott glänzten, eine blasse Gesichtsfarbe, breite Stirn und eine wie die Augen spöttische, unregelmäßig geformte Nase. Ihre Figur war zart, anmuthig und luftig. Man hielt sie für schön; und schön war sie bis ans Ende ihres Lebens, wenn das ein schönes Gesicht ist, das uns Bewunderung abnöthigt. Schönheit war aber nur der zweite Eindruck, den man von ihrer Erscheinung erhielt; der erste war der geistiger Lebendigkeit. Ihren Aeltern, die außer ihr kein anderes Kind hatten, ein ganz besonders großer Schatz, wurde sie auf das sorgfältigste erzogen. Strenger Gehorsam in wichtigen Dingen war die Grundregel des Haushalts in Haddington; trotzdem aber beweisen die Geschichten ihrer Kindheit, daß man ihrer natürlichen Fröhlichkeit nicht mit unnöthiger Härte entgegentrat. Mit großer Leichtigkeit lernte sie alles, was damals zur Erziehung eines jungen Mädchens gehörte, nämlich Musik, Zeichnen und die neuern Sprachen. Sie hatte einen kaum zu befriedigenden Hunger nach Kenntnissen. Die Erziehung eines Mädchens genügte ihr nicht: sie wollte Lateinisch lernen wie ein Knabe. So wurde sie denn ihrem Wunsche gemäß auf die Schule in Haddington geschickt, die kurz darauf in die Hände Edward Irving's überging. Ihm wurde dann auch die Erziehung von Jane Welsh anvertraut. Dr. Welsh hatte seine hervorragenden Eigenschaften erkannt, nahm ihn als Glied seiner Familie zu sich und behandelte ihn wie einen Sohn. Irving übernahm nun die Studien der kleinen Dame, führte sie an schönen Abenden ins Freie, um ihr die Sterne zu zeigen, und unterrichtete sie über deren Bahnen. Er war damals schon ein junger Mann; sie noch ein Kind. Aber sie arbeitete mit fieberhaftem Eifer, stand um fünf Uhr morgens auf und war zu allen Stunden mit ihren Büchern beschäftigt. Bald war sie „obenan" in der Geometrie. Ihr Hauslehrer führte sie nun auch in das Studium Virgil's ein, und der Einfluß Virgil's und der übrigen lateinischen Schriftsteller war bald derart, daß er ihren ganzen Glauben veränderte und sie — sehr gegen Irving's Absicht — zu einer Art Heidin machte. Nach ihres Vaters Tode blieben Fräulein Welsh und ihre Mutter in Haddington wohnen. Dr. Welsh hatte alles, was er besaß, mit Ausnahme eines geringen Jahrgehalts für seine Witwe, seiner Tochter hinterlassen. Craigenputtock, ein kleines Gütchen in rauher, wenig fruchtbarer Gegend, wurde ihr Eigenthum; belegte Gelder kamen dazu, und obschon das Vermögen nach modernen Begriffen nicht groß war, so war es doch genügend, der Mutter und der Tochter ein bequemes, sogar vornehmes Leben zu gestatten. Fräulein Welsh war jetzt eine „Erbin"; dazu kam ihr Geist und ihre Schönheit: man nannte sie die „Blume von Haddington". Ihre Hand wurde ein Gegenstand der Speculation, und Froude sagt: sie hatte so viele Bewerber wie Penelope. Manche derselben waren vom weltlichen Standpunkte aus annehmbar, aber die junge Schöne amusirte sich nur mit ihnen und erhörte keinen.

Der Grund dafür war, daß sie die schönen, an der Seite ihres Lehrers Irving verlebten Stunden nicht vergessen konnte. Er seinerseits hatte in jenen Tagen sich für eine Miß Martin interessirt, so ernstlich, daß er sich ihr gegenüber nicht mehr frei fühlte. Jetzt fügte es sich, daß er öfter von Kirkcaldy, wo er als Lehrer amtirte, nach Haddington kam, und dabei machte er die Entdeckung, daß sein Herz eigentlich seiner frühern, jetzt herangeblühten Schülerin gehöre, und was schlimmer war: daß dies Gefühl von ihrer Seite „leidenschaftlich" erwidert wurde. Irving, ein Mann von zartestem Gewissen, war in der übelsten Lage. Er hatte das Herz jenes andern Mädchens mit Wünschen und Hoffnungen erfüllt. Sollte er sie seiner Neigung zu Jane Welsh opfern? Er entschloß sich, die Sache mit seiner einstigen Schülerin offen zu besprechen. Aber nachdem Irving ihr seine Lage auseinander gesetzt hatte, weigerte sich Fräulein Welsh, andere Worte von ihm zu hören als Worte eines Freundes, es sei denn, Fräulein Martin wolle ihn frei geben. Beide hegten diese Hoffnung, und einstweilen setzte Irving seine Besuche in Haddington fort, so oft es seine Amtspflichten erlaubten. Fräulein Welsh beschäftigte sich in dieser Zeit eifrig mit der Literatur in der ehrgeizigen Absicht, wie Froude sagt, eine Schriftstellerin zu werden und sich einen Namen und Ruhm zu erwerben. Durch seine Lehrthätigkeit zu sehr in Anspruch genommen, um ihr darin beistehen zu können, dachte Irving nun an seinen Freund Carlyle, der damals unbekannt und arm in Edinburgh lebte. Er schlug ihn für den erwähnten Zweck vor und erhielt von Frau Welsh die Erlaubniß, ihn bei ihr einzuführen. Carlyle sagt:

Mein Besuch in Haddington dauerte drei oder vier Tage. Wir waren oft im Hause ihrer Mutter und unterhielten uns fast jeden Abend stundenlang mit den Damen. Das schöne, kluge und ernste junge Mädchen strebte der Literatur als dem höchsten Lebensziel zu, und in dem langweiligen Element ihres Heimatortes, das ihr keinerlei Verkehr nach dieser Richtung, ja nicht einmal Bücher zum Lesen bot, fühlte sie sich daher wie eine Gefangene. Ich erhielt die Erlaubniß, ihr wenigstens Bücher von Edinburgh zu schicken, und diese Sendungen enthielten natürlich dann und wann flüchtige Zeilen an sie und von ihr, sodaß sich eine Bekanntschaft und eine Correspondenz entspann. Sie war oft in Edinburgh bei Verwandten zum Besuch, und es war mir bei diesen Gelegenheiten gestattet, sie zu besuchen: eine Gunst, von der ich eifrig, wenn nicht manchmal in meiner Unerfahrenheit zu eifrig Gebrauch machte. Ich war nicht ihr ausgesprochener Liebhaber; sie konnte mich auch in meiner damaligen unsichern und wenig versprechenden Stellung gar nicht als solchen gelten lassen; wir wurden aber genau miteinander bekannt, und ihre stillschweigende, mir aber wohl sichtbare Freundschaft war die glückliche Insel in meiner sonst öden, leeren und verlassenen Existenz jener Jahre.

Dieses hübsche, vielumworbene, geistig rege Mädchen trat ein in die Kreise des wunderlichen Bücherwurms, und zwar ahnte Carlyle nichts von der Leidenschaft, die sein Freund Irving ihr, die sie seinem Freund eingeflößt hatte, sodaß keine Rücksichten auf Irving ihn in seinen Gefühlen für seine Schülerin zurückhaltend zu machen brauchten. Ein anderer hätte nach so langem Grillenfangen und Sauersehen die Bücher in den Winkel geworfen und wäre jetzt gleichviel in welche bisher von ihm verachtete Thätigkeit hineingesprungen, um nur zu einer Stellung zu gelangen und sich als Werber vorstellen zu können. Aber

Carlyle war jetzt, nachdem er das böse Princip aus seiner Erklärung des Weltregiments hinausgeworfen hatte, zu der ihm noch erheblich dringlichern Frage gelangt: Was ist die Welt? und was ist die Aufgabe des Menschen darin?

Von der classischen Literatur kannte er wenig, und das Wenige, das er kannte, hatte ihn nicht angezogen. Er lebte nicht im alten Rom oder in Griechenland, sondern im modernen Europa, im modernen Schottland mit den durch achtzehn Jahrhunderte hindurch angesammelten Erfahrungen und Entdeckungen. Gab es also irgendwo Licht, so konnte es nur in den Schriftstellern seines eigenen Zeitalters gefunden werden. Der ganze weite Umkreis der englischen Literatur war ihm bereits bekannt. Er hatte jedes Buch in Irving's Bibliothek in Kirkcaldy gelesen, und sein Gedächtniß war überaus zuverlässig. Er hatte Italienisch und Spanisch studirt und D'Alembert, Diderot, Rousseau und Voltaire durchgearbeitet. Immer noch unbefriedigt, hatte er sich neuerdings auf das Deutsche geworfen und verschlang Schiller und Goethe. Schiller nahm ihn zuerst gefangen in seiner Reinheit, Unschuld, Consequenz und Sonnenklarheit: ein Mann, an dessen Charakter selbst die Verleumdung weder Flecken noch Makel zu entdecken vermochte. Schiller's Lage war der seinigen nicht unähnlich. Beide waren in ihrer Jugend arm und von Hindernissen umgeben; beide hatten mit langen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe sie den richtigen und für sie möglichen Lebensweg fanden; beide hatten schlechte Gesundheit und Anfälle von Verzweiflung. Trotz alledem hatte Schiller das Misgeschick überwunden. Er hatte sich in der Bewunderung seiner Landsleute zur zweiten, wenn nicht der höchsten Stelle hinauf geschwungen; und in seinem ganzen Lebenslauf gab es keinen einzigen Act, den sein Biograph mit Bedauern zu registriren hätte. Schiller hatte ebenfalls die überkommenen Glaubenssätze unter sich zusammenbrechen gefühlt und war von Ungewißheit hin- und hergetrieben worden. Und doch hatte er seine eigenen moralischen von Glaubensartikeln und Kirchen unabhängigen Ueberzeugungen geformt und seine Gedanken und sein Leben in edler Weise durch dieselben regiert. Von dem, was er that, bedurfte nichts der Vergebung, nicht einmal der Entschuldigung. Keine Zeile floß aus seiner Feder, die er, als sein Leben sich seinem Ende zuneigte, ungeschrieben hätte wünschen mögen. So war das Vorbild Schiller's ein ermuthigendes für den Jüngling, der zögernd und furchtsam sein Schifflein denselben Fluten preisgab. Sein — Schiller's — Werk war hoch und klar, heiter und gesund bis zum innersten Kern; edle Gedanken und edles Gefühl wurden von ihm mit wahrhaft künstlerischer Begabung in Worte gebracht.

Trotzdem konnten die leidenschaftlichen Fragen, die immer von neuem in Carlyle's Gemüth aufstiegen, in Schiller's Prosa, so meinte er, keine befriedigende Antwort finden, in Schiller's Lyrik keinen Trost. Von Schiller wandte sich Carlyle daher zu Goethe, und Goethe eröffnete ihm eine neue Welt. Schiller glaubte an die Grundsätze, für welche die Liberalen seit drei Jahrhunderten gestritten hatten. Der Feind menschlichen Gedeihens war ihm geistige und politische Tyrannei, und „Don Carlos", „Wilhelm Tell", der Abfall der Niederlande und der Dreißigjährige Krieg waren ihm Wasser auf seine Mühle. Damit will Froude nicht gesagt haben, daß Schiller in Carlyle's Augen ein politischer Kannengießer war:

Er nahm seinen Flug hoch über die Gemeinplätze volksthümlicher Redner und Disputanten. Er war ein Dichter und hatte die Sympathien eines Dichters. Er konnte Geistesgröße selbst in einem Herzog von Friedland bewundern, und mit dem Leiden einer Maria Stuart Mitgefühl haben. Aber die hauptsächlichen Glaubensartikel liberaler Fortschrittsmänner waren gleichfalls die Schiller's, und er zweifelte an deren Wirksamkeit für die Rettung der Menschen keinen Augenblick. Goethe hegte dergleichen Glaubenssätze nicht; überhaupt keinerlei Glaubenssätze, die sich in bestimmte Formeln bringen ließen. Wenn er Priestern mistraute, so mistraute er in noch höherm Grade den Freiheitsaposteln und den philosophischen Kritikern. Er hatte sein Zeitalter nach allen Seiten hin studirt, hatte dessen Befürchtungen getheilt, dessen Leiden gefühlt, dessen Fähigkeiten bemessen. Von allen Illusionen aber hatte er sich freigemacht und nur das festgehalten, was er endgültig als wahr erkannt hatte. Carlyle fand im „Werther", im „Faust" und im „Prometheus", daß ein anderer gleich ihm dieselben Gemüthsbewegungen durchgemacht habe, mit denen er so vertraut war. Goethe hatte den Dornenpfad vor Carlyle zurückgelegt. Er war nicht in Atheismus versunken. Er blieb allem treu, das Einsicht ihn lehren konnte, und nachdem er allen geistigen Drachen muthig begegnet, schien er sich siegreich in eine Atmosphäre ruhiger Weisheit erhoben zu haben. Als Carlyle „Meister" zum ersten mal durchgelesen und um Mitternacht in den Straßen Edinburghs umherwanderte, um darüber nachzudenken, sagte er sich mit einem übrigens gemischten Gefühl, daß „mehr Einsicht in die Elemente der menschlichen Natur und eine vollkommnere poetische Vereinigung derselben darin enthalten sei, als in der gesammten übrigen Romanliteratur unserer Zeit".

Goethe ist solcher Art für Carlyle zu einem Seelenarzt geworden. Seinerseits hat Carlyle mit größerer Begeisterung für ihn Propaganda gemacht als irgendein deutscher Schriftsteller jener Tage.

Auch Miß Welsh wird den Uebergang von ihrer Leidenschaft für den Lehrer ihrer Kindheit zu dem lebhaften Interesse für den Mentor, der mit ihr die hohe See der schönen Literatur befuhr, nicht ohne Goethe's ungewollte Theilhaberschaft gemacht haben; dabei mochte sie sich minder von Carlyle's freudlosem Naturell als von seinem Geiste und der Geradheit seines ganzen Wesens angezogen fühlen. Ueber seine äußere Erscheinung erhalten wir in der Biographie nur Schilderungen aus viel späterer Zeit. Emerson, der ihn im Jahre 1833 besuchte (1821 hatte Carlyle Miß Welsh kennen gelernt), nennt ihn „groß und knochig mit einer ehernen Stirn". Aus noch späterer Zeit stammt das Porträt, welches Froude selbst von ihm entwirft:

Er war damals vierundfunfzig Jahre alt, groß und knochig, aber gerade und ohne jedes Anzeichen der spätern gebückten Haltung. Seine Gestalt war eckig, sein Gesicht bartlos. Sein Kopf äußerst lang mit vorstehendem Kinn, sein Nacken schmal, sein Mund fest geschlossen, die untere Lippe ein wenig hervortretend, sein Haar grau, dicht und buschig. Seine Augen, die mit dem Alter eine hellere Farbe annahmen, waren damals tiefblau, und hinter ihnen brannte ein Feuer, das bei der geringsten Aufregung hervorsprühte. Sein ganzes Gesicht war höchst auffallend und in jeder Hinsicht fesselnd. Ich bewunderte den Mann darum nicht weniger, weil er mich, um nicht zu sagen unfreundlich, doch kurz und ernst behandelte. Ich machte schon damals eine Erfahrung, die sich später bestätigte, nämlich die, daß niemand von Carlyle conventionelle Höflichkeit erwarten durfte; man hörte genau die Wahrheit von ihm und weiter nichts. Später gingen

wir ins Eßzimmer, wo Frau Carlyle uns den Thee bereitete. Ihre Züge waren nicht regelmäßig, aber es schien mir doch, als hätte ich nie eine interessantere Frau gesehen. Ihr Haar war rabenschwarz, ihre Augen dunkel, weich und traurig, mit einem gefährlichen Leuchten darin. Carlyle's Rede war reich, voll und wegwerfend, die ihrige fein spöttisch. Sie interessirte sich für Spedding und ließ sich mit ihm in eine lebhafte, geistreiche Unterhaltung ein, wobei sie Geschichten auf Kosten ihres Gatten erzählte, über die er selbst ebenso herzlich lachte wie wir.

Diese „dunkel, weich und traurig blickenden Augen" der einstigen Miß Welsh, die im October 1826 Carlyle's Gattin geworden war, haben manchem Besucher des bescheidenen Häuschens in Chelsea zu denken gegeben. War sie unglücklich? Hier ist eine Absage, die sie ihm 1823 schrieb, also drei Jahre, ehe sie seine Gattin wurde:

Mein Freund, ich liebe Sie. Ich wiederhole es, obschon der Ausdruck unvorsichtig ist. Die besten Gefühle stehen mit der Liebe zu Ihnen in Beziehung. Aber wären Sie mein Bruder, so würde ich Sie gleichfalls lieben. Nein, ich will Ihre Freundin sein, Ihre treueste, ergebenste Freundin, solange ich die Lebensluft athme. Aber Ihre Frau — niemals. Niemals, und wären Sie so reich wie Krösus, und so geehrt und berühmt wie Sie es noch sein werden.

Es ist anzunehmen, daß Carlyle dies „niemals!" mit der Fassung eines Philosophen zu dem Uebrigen legte, was ihm das Leben schon an Bitterkeiten geboten hatte. Wie es scheint, entnimmt sein Biograph dem Tagebuch Carlyle's die mitgetheilten Worte:

Mein Herz ist zehn Jahre zu alt und aus zu hartem Stoff gemacht, um bei dergleichen Krisen zu brechen. Ich habe durchaus nicht die Absicht, in dem arkadischen Schäferstil zu sterben wegen enttäuschter Hoffnungen, die ich niemals ernstlich unterhielt oder zu hegen berechtigt war." Dennoch schien der Schreiberin jener Absage eine Heirath als entfernte Möglichkeit vorzuschweben. Sie war romantisch, und einem Manne von so außerordentlichen Gaben, der durch äußere Umstände an einer erfolgreichen Carrière gehindert wurde, zu helfen: diese Idee war für sie nicht ohne Anziehungskraft. Unter ihren Papieren findet sich eine um diese Zeit stattgehabte merkwürdige Correspondenz zwischen ihr und ihrem Advocaten. Ihre Mutter war, wie schon gesagt, finanziell durchaus von ihr abhängig. Ihre Heirath, schreibt Miß Welsh dort, wäre möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, und sie wünsche nicht, daß ihr Gatte es in seiner Gewalt habe, ihrer Mutter Einkommen zu verringern, sollte er dazu etwa geneigt sein. Sie setzte deshalb ein Document auf, wodurch sie ihr gesammtes Eigenthum ihrer Mutter während deren Lebzeiten vermachte. In einem zweiten Document hinterließ sie Carlyle nach ihrem und ihrer Mutter Tode alles. Es war ein edelmüthiger Act — urtheilt Froude —, und derselbe bewies, wie groß ihre Einsicht in Carlyle's Charakter und in die Zukunft, die ihm bevorstand, war, sobald er sich nur Muße verschaffen könne, um seinen Talenten gerecht zu werden.

Jedenfalls darf dieses eigenthümliche Sicherstellen ihres dereinstigen Witwers, nachdem sie gleichzeitig Fürsorge getragen, daß er, solange sie lebe, nicht daran rühren könne, bei der Beurtheilung dieses ungewöhnlichen und vielbeklagten Wesens nicht außer Acht gelassen worden. Vielleicht hatte ihr Herz in jener leidenschaftlichen Liebe zu ihrem Kindheitslehrer Irving die Fähigkeit, sich ganz und bedingungslos hinzugeben, erschöpft; vielleicht hätte es wenigstens zum Wiederaufleben solcher Fähigkeit einer ihr entgegengebrachten wirklichen Leidenschaft bedurft, und nach dieser Seite hin war Carlyle, so scheint es, nicht beanlagt. Jedenfalls dachte sie in Bezug auf einen möglichen Widerruf jenes „niemals!" ein gut Theil mehr mit dem Kopf als mit dem Herzen. Erst als seine Aussichten sich einigermaßen verbesserten, ließ sie sich zu dem Versprechen herbei: sie wolle — was aber vorderhand geheim zu bleiben habe —, wenn er als Schriftsteller Glück mache, dasselbe mit ihm theilen. Freilich war die Mutter des Fräuleins gegen die Partie, und kam es zum Heirathen, so mußte sich das Paar fern von der Mutter, welcher für diesen Fall ja die Jahreseinkünfte der Tochter von letzterer abgetreten worden waren, auf eigene Füße stellen. Am besten wird Froude's Ansicht hierüber an dieser Stelle zu Worte kommen. Er sagt:

Die Selbstverleugnung, die Carlyle selbst an sich zu üben bereit war, bestand darin, daß er sein ganzes Leben dem Erforschen und Darlegen geistiger Wahrheiten widmete und jeden unwürdigern Ehrgeiz verwarf. Apostel aber sollten nach der Meinung des Paulus lieber unverehelicht bleiben. Die Sache, der sie sich hingeben, läßt ihnen wenig Muße, sich um die Angelegenheiten ihrer Frauen zu bekümmern. Carlyle liebte seine Mutter so sehr:

Daß er den Himmelswinden nicht gebieten mochte,
Zu rauh ihr Antlitz anzuweh'n.

Das war wirkliche Liebe, Liebe, die sich in ihrem Gegenstande verliert und einzig und allein seinen Schutz und seine Förderung im Auge hat. Von seiner Frau aber erwartete er, daß sie zu seinem eigenen Standpunkte von Selbstlosigkeit und Selbstverleugnung sich erheben, daß sie zufrieden und glücklich sein sollte, indem sie ihm in der Entwickelung seines eigenen Geschicks beistand. Das war Egoismus; Egoismus einer seltenen und höhern Art, aber doch immer Egoismus. Er bewunderte Fräulein Welsh, ja er liebte sie in gewissem Sinne, aber er ebenso wenig wie sie war verliebt. Nirgends finden wir auch nur die geringste Andeutung, daß er das gewöhnliche Resultat einer Ehe, eine Familie von Kindern, als eine wenn auch noch so entfernte Möglichkeit ins Auge gefaßt hatte. Ihm erschien seine Frau nur als Genossin, um ihm sein Leben zu erleichtern und zu verschönern. Und sie, auf der andern Seite, liebte ihn nicht so, wie sie zu lieben im Stande war. Ihre Liebe war völlig leidenschaftslos und glich dem ruhigen Fluß, der in seinem Laufe Schönheit und Erfrischung spendet. Ebenso wenig konnte sie sich aber entschließen, ihn aufzugeben oder seinem Vorschlage, „ihre eigenen Wege getrennt zu gehen", ihre Zustimmung zu ertheilen. „Wie könnte ich", hatte sie ihm einst als Miß Welsh geschrieben, „mich von der einzigen Seele trennen, die mich versteht? Nein, eher wollte ich Dich morgen heirathen; nur der Tod oder irgendein Act der Vorsehung kann uns trennen. Wäre es Dir mit Deinem Vorschlag (er hatte sie ihres Jaworts entbinden wollen) wirklich Ernst, so wäre die Trennung nicht länger bitter für mich, wohl aber der Gedanke Deiner Unwürdigkeit."

In einem andern Briefe aus jenen Tagen heißt es:

Ich weiß nicht, wie es kam, daß Dein Geist eine solche Herrschaft über mich gewann trotz alles meines Stolzes und meiner Hartnäckigkeit. Aber es ist einmal so. Obschon andern gegenüber so eigensinnig wie ein Maulthier, bin ich Dir gegenüber lenksam und willig. Ich höre auf Deine Stimme wie auf die Gebote eines zweiten Gewissens, das mir nicht weniger

furchtbar ist als dasjenige, welches die Natur meiner Brust eingepflanzt hat. Wie kommt es, daß Du eine solche Gewalt über mich ausübst? Das Resultat Deines Genies und Deiner Tugend ist es nicht allein. In meinen ernstern Stimmungen glaube ich manchmal, es sei der Zauber, womit ein guter Engel mein Herz wider das Böse gestärkt habe.

So waren die Dinge allmählich ihrer Vollendung zugetrieben. Das ernste und mächtige Gefühl der Pflicht in diesen beiden merkwürdigen Personen, sagt Froude, ließ sie während eines langen und prüfungsreichen Lebens um kein Haarbreit von dem Pfade hoher und edler Handlungen abweichen, den sie sich vorgesetzt hatten. Er verlor die hohen Ziele, denen er sein Leben zu widmen entschlossen war, nie aus dem Auge; und sie allein machte es ihm durch unablässige Sorge und Wachsamkeit möglich, das Werk so zu vollenden, wie es jetzt vor uns liegt. Wer mehr als Glück in dieser Welt sucht, muß sich nicht beklagen, wenn das Glück ihm gar nicht zutheil wird. Sie genoß die Gesellschaft eines außerordentlichen Mannes. Ihr Charakter wurde durch den Verkehr mit ihm und durch die unaufhörliche Selbstverleugnung, die ihr Entschluß, ihn zum Höchsten anzuspornen, mit sich brachte, gestärkt. Aber glücklich war sie nicht. Lange Jahre später, am Spätabend ihres arbeitsvollen Lebens, sagte sie: „Ich heirathete aus Ehrgeiz. Carlyle hat meine wildesten Hoffnungen weit übertroffen und ich — bin elend."

Robert Waldmüller.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Erzählungsliteratur.

1. Seelenräthsel. Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Walloth. Leipzig, Friedrich. 1886. 8. 6 M.
2. Natur und Sitte. Zwei Novellen von Eugen Löwen. Berlin, Brner u. Comp.
3. Allzeit getreu. Historische Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. Von H. Brand. Kassel, Wigand. 1887. 8. 5 M.
4. Der letzte Schultheiß von Bardowiek. Historische Erzählung aus der Zeit der Zerstörung von Bardowiek von H. Grube. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 1887. 8. 3 M. 50 Pf.
5. König Phantasus. Roman eines Unglücklichen von E. M. Vacano-Freiberg. Manheim, Bensheimer. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Blau-Blümchen. Von Erna Velten. Erzählungen für junge Mädchen. Leipzig, Peterson. 1886. 8. 3 M.
7. Bachem's Novellen-Sammlung 22. Band: Das Comtessel. Novelle von E. von Dincklage. Dolores. Novelle von M. Berger (S. von Follenius). Heideröslein. Novelle von A. Haupt. Köln, Bachem. 1886. 8. 1 M.

Freunden von psychologischen Conflicten, von fein hingepinselten Seelengemälden à la Balzac, wird Wilhelm Walloth's „Seelenräthsel" (Nr. 1) willkommene Lektüre sein. Handlung besitzt der Roman nicht; es lag auch nicht in der Absicht des Verfassers ihm eine solche zu geben. Er will uns in seinem Buche, gleichsam wie in einem Spiegel, einige Charaktere zeigen, die ihm geeignet erscheinen, Interesse zu erwecken. Walloth's glänzende Gabe, das Wirkliche lebendig, getreu, objectiv zu schildern, ist schon zu oft hervorgehoben und gewürdigt worden, um hier besonders erwähnt zu werden. Sein neuester Roman besitzt die Vorzüge seiner frühern. Inmitten des grellen ungedämpften Lichts, in das er seine Personen rückt, muthet uns manchmal wohlthätig wie eine Wolke, die sich über die blendende Sonne legt, ein Wort, ein Satz an, in dem der Dichter eine kühne Ansicht offenbart. So ruft er einmal aus: „der Mangel an Phantasie macht Verbrecher". Ein gewagtes Wort, aber es läßt einen Blick thun in eine eigenartige Natur, und zeigt, daß Walloth, wenn er objectiver wäre, originell sein könnte. Der Roman ist lesenswerth, und fesselnd erzählt, besonders im letzten Drittel, wo er die Ungeduld des Lesers reizt, und man begierig ist, die Auflösung des Seelenräthsels zu erfahren.

Mit ebenso viel Recht wie Walloth hätte Eugen Löwen sein Buch „Natur und Sitte" (Nr. 2) Seelenräthsel nennen dürfen. Namentlich die erste der beiden darin enthaltenen Novellen, „Künstlerehe", ist die Geschichte einer verirrten Natur, die durch sich selbst zu Grunde geht. Es ist dies ein unzählige mal von Schriftstellern ausgenutztes Thema, aber Löwen hat ihm durch sein eigenartiges Talent neues Interesse verliehen. Ein Hauch erschütternder Tragik geht schon von Anfang durch die Novelle, und obgleich die Phantasie des Verfassers in ruhigem Flusse weiterarbeitet, hören wir gleichsam von Seite zu Seite immer näher die Flügel der nahenden Vergeltung niederrauschen. Eine zuckende Leidenschaftlichkeit, die sich keusch im Ausdruck gibt, liegt in der Erzählungsart des Autors. Die Sprache ist ruhig, edel, gehaltvoll, die Schicksale der auftretenden Personen streng aus ihren Charakteranlagen heraus motivirt.

Die zweite Novelle, „Helene", besitzt denselben realen Idealismus wie „Künstlerehe". Nur am Schluß hat die Hand des Verfassers gezittert, da er das Ende seiner Heldin beschreibt. Helene, als sie die gewünschte Arbeit nicht erhält, durch die sie ihr Leben zu fristen hofft, setzt sich mit ihrem einige Wochen alten Kinde in den Thiergarten und erfriert. Das ist so tragisch, daß es fast komisch wirkt. Eine so zärtliche Mutter wie sie hätte unbedingt eher gebettelt, ihr Kind ins Findelhaus gegeben, ehe sie es ruhig dem Verderben überließ. Auch die vorhergehenden Scenen in Helenens Dachstube entbehren der realistischen Wahrheit. Aber das sind kleine Fehler im Vergleich zu den Vorgängen, welche diese beiden aus einer starken Innerlichkeit hervorgegangenen Novellen besitzen.

Zwischen dem schlichten Porträt und dem bunten

Schlachtengemälde liegt eine weite Kluft. Aber wir überbrücken sie nicht unvorbereitet, denn H. Brand sagt uns im Vorwort zu seinem Roman „Allzeit getreu" (Nr. 3): „Es ist die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. Die geschilderten Ereignisse sowie die Zustände, aus welchen sie hervorgingen, sind nach den besten Quellen der Geschichte dargestellt. (!) Alle romanhaften Verwickelungen sind streng vermieden u. s. w." Also wir wissen, was uns erwartet. Weniger historischer Roman, als etwas romanhafte Geschichte. Aber dies ist ja in den letzten Jahren die Lieblingslektüre unsers lesenden Publikums geworden, und das rechtfertigt die Verfasser, die mit dem schweren Geschütz ihrer historischen Kenntnisse den Parnaß hinaufkeuchen. Brand's Roman behandelt die Geschichte des hessischen Volks im Dreißigjährigen Krieg, bis zum Tode der Landgräfin Anna Elisabeth 1651. Im Rahmen der großen Epoche, auf deren Schilderung der Verfasser sein Hauptaugenmerk lenkt, läßt er, damit wir uns von den grellen Kriegsscenen etwas erholen, einige sympathische Personen erscheinen, deren Schicksale durch die Zeitereignisse miteinander verknüpft werden. Details aus dem Roman anzugeben, würde zu weit führen; sie sind zu innig verwebt mit der ganzen Schilderung. Bewunderungswürdig ist, wie Brand trotz des ungeheuern stofflichen Materials, das er zu übersehen hat, den Faden seiner Erzählung nicht nur niemals verliert, sondern immer seine klare einfache Diction beibehält, welche rasch den Fortgang der Geschichte vermittelt. Seine Sprache fließt ruhig und gleichmäßig dahin, welche Schilderung er immer vor uns entrollen mag. Wer das Buch aufmerksam liest, kann jedenfalls großen Nutzen für seine Geschichtskenntnisse daraus gewinnen, und das ist ja der Zweck, weshalb solche Bücher geschrieben und gelesen werden.

„Der letzte Schultheiß von Bardowiek" von H. Grube (Nr. 4) ist ein Gedicht in Prosa, das den Untergang Bardowieks feiert. Der Verfasser nennt sein Werk zwar „Erzählung", allein die erstere Bezeichnung paßt besser zu dem singenden, lärmenden, alle Nerven lähmenden Pathos, mit dem Bardowieks Grabgesang angestimmt wird.

Was ist eigentlich Bardowiek? Hier eine Aufklärung aus der Vorrede des Buchs:

> Ein eigenthümliches Gefühl ergreift den Fremdling, welcher zum ersten mal durch die jetzt ländlichen Fluren des freundlichen Marktfleckens Bardowiek bei Lüneburg wandelt, ein Gefühl nicht sowol historischer Wehmuth beim Anblick trauriger verödeter Ruinen einer ehedem mächtigen Stadt, sondern mehr noch ein Zug banger Beklommenheit. Dieser Schatten einer großen mittelalterlichen Metropole des nordischen Handels, dieser weite nun grünende Friedhof einer untergegangenen glänzenden Welt im kleinen, untergegangen mit aller ihrer Herrlichkeit, ihrem Reichthum und Ruhm der Vergangenheit, mit aller ihrer Liebe und Lust, ihrer Wonne und Weh, fast spurlos verschwunden in die Tiefe und dies alles durch — ein unvernünftiges Thier! Der Gedanke ist nicht mehr furchtbar, er ist erschütternd! (!)

Dieses Vorwort spannt unsere Neugierde auf die Folter. Ich will die tragische Ursache von Bardowieks Untergang nicht ausplaudern. Wer sie kennen lernen will, kaufe sich das Büchlein. Er wird sich ergötzen, allerdings auf eine vom Verfasser nicht beabsichtigte Weise. Belehrung über die Zustände Bardowieks vor seinem Fall wird der Leser auch finden. Denn die Erzählung steckt bis zum letzten Wort in der eisernen Rüstung der Geschichte und rasselt von Kriegs-, Mord- und Aufruhrerinnerungen jener Tage.

Das Titelblatt des letzten der vorliegenden, zur historischen Gattung zählenden Schriftwerke: „König Phantasus (Ludwig II.). Roman eines Unglücklichen" von E. M. Vacano (Nr. 5), wird bei manchem Leser eine Regung des Unmuths hervorrufen. Der Name eines beliebten Erzählers als Autor eines Sensationsromans! Oder ist es nicht ein solcher, der aus den verschiedenen haarsträubenden „On dit" von gestern zusammengeflickt, im Moment erscheint, da noch die Gestalt seines Helden lebendig vor unserer Erinnerung steht? Vacano war weit entfernt, eine Sensationsgeschichte schreiben zu wollen. Als Poet und Dichter fühlte er die innere Nothwendigkeit, den Geschiedenen gegen die kleinlichen, oft schmuzigen Verleumdungen zu vertheidigen, mit welchen viele sein Andenken entehren. Der Zweck heiligt die Mittel. Das Buch war fertig, ehe der Verfasser daran gedacht, ein solches zu schreiben. Man merkt es an dem dahinstürmenden Redefluß, den oftmaligen kleinen Wiederholungen, daß diesmal das Herz Vacano dictirt hat. Es ist keine Kunst, über Ludwig II. zu schreiben. Man braucht nur sein Leben zu schildern wie es war, und der ergreifendste Roman, den je das Schicksal erdichtet, ist fertig. Freilich, wer kennt die innere Entwickelung dieses Lebens, wer durchdringt den Sagenkreis, der dasselbe entstellend umgibt? Wenige, vielleicht niemand. Darum mußte sich auch Vacano an die Aussagen derer halten, die das Wenige von ihm wissen, was überhaupt an die Oeffentlichkeit drang. Und darum wieder müssen wir den Verfasser entschuldigen, wenn seine Details aus dem Leben des Todten oftmals an das Resumé eines Zeitungsartikels gemahnen. So gut heute ein Dichter die Widersprüche dieser groß angelegten Natur enträthseln, begründen, rechtfertigen kann, so gut hat es Vacano gethan. Die warmpulsirende Liebe zu seinem Helden verleiht seiner Schrift einen Schwung, eine leidenschaftliche Beredsamkeit, die jeden Leser mitreißen wird. Nach hundert Jahren kommt vielleicht ein Shakspeare und errichtet der edeln Königsgestalt ein unvergänglicheres Denkmal.

Für die Unterhaltung der Jugend ist gesorgt durch Erna Velten's „Blau-Blümchen" (Nr. 6), ein Buch, welches einige anmuthige Erzählungen bringt. Die Verfasserin besitzt die Kunst, in jener naiv-ernsthaften Weise zu plaudern, wie sie das Ohr junger Mädchen gern vernimmt. Solche werden denn auch mit großem Interesse in dem Büchlein blättern, das sie mit hübschen fröhlichen Altersgenossen und -Genossinnen bekannt macht und deren Schicksale erzählt. „Blau-Blümchen" ist wie die übrigen Schriften der Verfasserin darauf bedacht, alle Keime des

Guten in den jungen Herzen zu wecken. Seiner liebenswürdigen Art mag dies wol gelingen.

Erwachsene junge Damen wird der zweiundzwanzigste Band von Bachem's „Novellen-Sammlung" (Nr. 7) erfreuen. Er enthält die Namen dreier bekannter Autorinnen. Voran steht E. von Dincklage mit einer kleinen, aber farbenreichen Novelle: „Das Comtessel". Die Verfasserin, die im Süden und Norden gleich zu Hause ist, und deren Phantasie es keine Mühe kostet das Meer zu überbrücken, erzählt das Schicksal einer Familie, die, in alle vier Windrichtungen zerstreut, durch ein dunkles Begebniß, das sich in ihrer Mitte ereignet, einander nähergerückt wird. Die beiden Hauptpersonen der Novelle sind meisterhaft geschildert und, trotz ihres stark romantischen Anstrichs, naturwahr. „Das Comtessel" ist eine flotte Geschichte, die ihren Zweck, zu unterhalten, erfüllen wird.

„Dolores" von M. Berger (S. von Follenius) ist eine rührende Mädchengestalt, deren Schicksal uns Interesse abgewinnt, sie steht im Vordergrund der Erzählung. Um sie gruppiren sich einige interessante Charaktere, deren Entwickelung und geistige Klärung sich unter dem indirecten Einfluß der Heldin vollzieht. Die Verfasserin bedient sich vornehmer Mittel zur Veranschaulichung ihrer dichterischen Gestalten. Ihre Darstellung ist ruhig und doch lebendig, dabei poetisch, ohne die Darstellung der Wirklichkeit aufzugeben, moralisch, ohne moralisirend zu werden.

Die dritte der Schriftstellerinnen, A. Haupt, bringt uns in ihrem „Heideröslein" eine nett erzählte kleine Novelle, welche von einem übermüthigen Mädchen handelt, als dessen Folie ein „majestätischer" Herr Professor dient. Er ist eine Ausnahme von der Regel, denn er wäre im Stande, eine wichtige wissenschaftliche Beobachtung zu opfern, um mit seiner jungen Frau „eine halbe Stunde länger am Kaffeetisch sitzen zu können, und über das dümmste Zeug zu lachen, was ihr gerade einfällt".

Marius Stein.

Naturwissenschaftliche Schriften.

1. Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit. Von M. Wilhelm Meyer. Zweite Auflage. Berlin, Verein für Deutsche Literatur. 1886. Gr. 8. 5 M.

Die angenehme und elegante Schreibweise des Verfassers hat sich auch in diesem Werke wieder bewährt. Was die jüngste Zeit über die Erforschung der Himmelskörper mittels der Spectralanalyse geleistet hat, das finden wir hier für einen größern Leserkreis in leicht faßlicher und anziehender Weise kurz und übersichtlich vorgetragen. Wo Schwierigkeiten auftreten, da werden sie nicht vertuscht, sondern unser Führer geht darauf los, und lehrt uns dieselben überwinden. Vergleichende passende Bilder werden öfter herangezogen, um die Auffassung des Gegenstandes durch Analogien zu erleichtern. Und dies geschieht nicht etwa nur bei der „Lichtsprache", wie der Verfasser in zutreffender Weise die Spectralanalyse nennt, sondern an vielen Stellen des Buchs, wo eine mehrfache Beleuchtung für die Behandlung der Materie ersprießlich ist.

In mehrern Abtheilungen werden die Meteoriten, Sternschnuppen und Kometen besprochen. Was Nordenskiöld über die geologische Bedeutung des Herabkommens von Staub aus andern Welten auf unsere Erde vorgebracht hat, wird zwar anerkennend gewürdigt, jedoch mit gesunder Kritik vor der allzu kühnen Ausschreitung jenes schwedischen Forschers und Polarfahrers Halt gemacht, nach welcher die Erde gänzlich aus Meteorstaub bestehen soll. Sowie der Weltstaub, so sind auch Meteore und Sternschnuppen kosmische Meteore, welche aus der Ferne des Universums zu uns herabfallen. Man hat erst in unserer Zeit entdeckt, daß die auffallendsten Schwärme jener Körper mit gewissen Kometen einerlei Bahnen besitzen. Dies zeigt sich besonders in bestimmten Jahren bei den „Leoniden", d. h. bei jenen Sternschnuppen, welche um den 12. November von einer Stelle im Sternenbild des Löwen (Leonis) ausgehen. Diese Sternschnuppen fielen 1799, 1833 und 1834, 1866—68 so reichlich und dicht, daß ihre Schwärme einen feurigen herrlichen Sprühregen darstellten. Andererseits sind dies dieselben Zeiten, zu welchen ein und derselbe Komet (er wird mit „1866 I" bezeichnet), nach je 33¼ Jahren, zur Sonne zurückkommt. Aus der Uebereinstimmung des Weges von diesem Kometen mit jenem der dichten Sternschnuppenschwärme gegen die Mitte des November, und aus ähnlichen andern Fällen, schließt man verallgemeinernd, daß die Sternschnuppen aus Kometentheilen bestehen, welche erst selbstleuchtend werden, wenn sie mit großer Geschwindigkeit in unsere Atmosphäre eintreten, wo sie durch die mächtige Reibung an den Lufttheilchen in Glut gerathen. Besonders interessant ist nun, was uns der Verfasser lebhaft erzählt über seine Thätigkeit sowie jene von Klinkerfues in Bezug auf den Nachweis, daß die Sternschnuppen vom 27. November 1872 und 1885 einen Theil des Biela'schen Kometen ausmachen, was neuerdings die astronomische Theorie der Sternschnuppen von Schiaparelli (1868 und 1869) glänzend bestätigt. Was die Kometen selbst betrifft, so haben jene der letzten Jahre viel neues Licht über die Natur dieser eigenthümlichen Himmelskörper gebracht, und man muß es daher dem Verfasser Dank wissen, daß er die Kometen von 1880 bis 1886 einer erörternden Ueberschau unterwirft, wobei eine dem Buche angeschlossene Figurentafel, in Bezug auf das wechselreiche Aussehen der Kometen, gute Dienste leistet. Meyer, welcher auch auf dem Gebiete der Kometen selbständige Untersuchungen gemacht hat,

kommt zu dem Schlusse, daß die Kometen zurückgebliebene Theile des Urstoffs sind, aus dem sich unser Centralsystem gebildet hat; sie gehorchen bei ihren Umläufen um die Sonne den Gesetzen der allgemeinen Schwere, wobei sich ihre langgestreckten elliptischen Bahnen, infolge gegenseitiger Hemmungen, immer mehr verkleinern. Dies trägt folglich zur Verdichtung des ganzen kosmischen Complexes bei, welcher den gemeinsamen Mittelpunkt umläuft.

Die Kapitel, welche nun folgen, behandeln in reizender Darstellung die Größe der sichtbaren Welt, den neuen Stern vom Jahre 1885, die Planetenconjunctionen von 1886, die großen Fernrohre unserer Zeit, astronomische Recepte, Bauernregeln und die Weltzeit. Wir sind überzeugt, daß jeder Leser dieses Buchs dasselbe sehr befriedigt aus der Hand legt; ja wir hoffen sogar, daß er es nach einiger Zeit wieder durchgehen werde, um den Genuß der geist- und lehrreichen Lektüre nochmals zu haben.

2. Fünf populäre wissenschaftliche Vorträge. Gehalten in der Aula der herzoglichen technischen Hochschule zu Braunschweig von Heinrich Weber. Mit 84 Illustrationen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

Vier dieser Vorträge erstrecken sich auf die Entstehung, Wirkung und Anwendung des galvanischen Stroms, während der fünfte und letzte das Gesetz von der Erhaltung der Energie behandelt unter dem Titel „Ueber das Perpetuum mobile". Letzteres ist nämlich unmöglich, wenn jenes Grundgesetz wahr ist. Der Vortrag zeigt zunächst die Richtigkeit dieses Satzes. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie verneint die Möglichkeit eines Perpetuum mobile, d. i. einer Maschine, welche ohne Aufwand von Energie ewig in Bewegung bliebe. Die Praktiker würden sogar weiter verlangen, daß das Perpetuum mobile einmal in Bewegung, nicht nur diese ungeschwächt ohne Krafterneuerung fortdauernd behält, sondern noch überdies mit ihm verbundene Maschinen treibt. Der Verfasser, nachdem er die Unmöglichkeit des Perpetuum mobile nachgewiesen hat, folgert daraus mit Recht die Gültigkeit des Satzes von der Erhaltung der Energie, und bringt Beispiele von der Umwandlung der einen Energieform in die andere, z. B. von der Reibung, vom Stoß und von der mechanischen Bewegung in Wärme und Elektricität, von der Wärme in den elektrischen Strom u. s. w. Obwol diese Transformation der Energien in Bezug auf die quantitative Bestimmung großentheils noch Sache der Zukunft ist, sieht man doch schon jetzt die Allgemeingültigkeit des Satzes von der Erhaltung der Energie ein, mithin auch diejenige des Princips von der Unmöglichkeit des Perpetuum mobile.

Die vorangehenden vier Vorträge besprechen den galvanischen Strom und seine Anwendungen im Fernschreib- und Fernsprechwesen, d. i. in der Telegraphie und Telephonie, ferner dessen Ausnutzung bei den elektromagnetischen Motoren, bei den magneto- und dynamoelektrischen Maschinen, sowie endlich auch in der Galvanoplastik und für die elektrische Beleuchtung. Es fand also die elektrotechnische Seite der Stromwirkung die Hauptberücksichtigung, ohne daß jedoch die theoretische Grundlage nebst der geschichtlichen Entwickelung vernachlässigt wurde. Die in Holzschnitten gegebenen schematischen Figuren erleichtern die Auffassung, weil sie eben nur den Grundgedanken des in Rede stehenden Gegenstandes mit wenigen Linien bildlich darstellen, also frei von jeglichem störenden Beiwerke. Wir können das Büchlein besonders jenen empfehlen, welche in Kürze über den derzeitigen Stand der angewandten Elektricität unterrichtet sein wollen.

3. Das Wetter und der Mond. Eine meteorologische Studie von Rudolf Falb. Wien, Hartleben. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Schon in den „Wetterbriefen" (Wien 1883) des Verfassers wird der Einfluß des Mondes auf das Wetter eingehend behandelt. Nach Falb äußern sich die Gravitationswirkungen unsers Trabanten weder durch höhere Barometerstände noch durch gewöhnliche Wetterveränderungen, sondern beim Zusammentreffen der mächtigern Flutfactoren — Neu- oder Vollmond, Erdnähe und Aequatorstand vom Mond oder der Sonne — als starke Luftbewegung, wobei verschieden erwärmte Massen der Atmosphäre zusammenkommen, wodurch Cyklonen, Gewitter und Hagel veranlaßt werden. Da Gewitter im Sommer auch durch andere Ursachen entstehen, so wählt Falb bekanntlich für seine Beweisführung die Wintergewitter.

Das vorliegende Werkchen sucht nicht nur diese Ansicht des Verfassers vom Mondeinfluß auf das Wetter durch Heranziehung neuer Thatsachen stärker zu stützen und zu begründen, sondern es bringt auch dankenswerthe geschichtliche Rückblicke auf das in Rede stehende Thema. Zuerst wird eine Ueberschau bezüglich der ältern Untersuchungen vom Mondeinfluß auf das Wetter gebracht. Die streng wissenschaftlichen Arbeiten in dieser Richtung beginnen erst mit Newton, worauf jene von Laplace, Toaldo, Schübler, Eisenlohr, A. und E. Bouvard, Mädler u. a. m. folgen. Nachdem der Verfasser die Fehler der ältern Studien über den Einfluß des Mondes auf das Wetter gezeigt hat, kommt er zur Geschichte seiner Theorie, deren Anfang vom Jahre 1869 datirt. Er bringt dann Zusammenstellungen von Wintergewittern mit den zugehörigen Flutconstellationen vom Jahre 1852 bis 1855, ferner aus den Jahren 1874, 1875 und 1877, auch von 1882 bis 1886, dann auch einige solche ältere Zusammenstellungen aus der südlichen Halbkugel, und folgert daraus die Richtigkeit vom Zusammenhang der Wintergewitter mit den Flutconstellationen, sowie seiner darauf gebauten Lehre vom Einfluß des Mondes auf das Wetter. Dieser gestattet jedoch, nach Falb, nur eine allgemeine vorausgehende Charakteristik der atmosphärischen Hochfluttage, aber keine Wetterprognose, weil besonders im Sommer, wo letztere für den Landwirth den größten Werth hat, der Mondeinfluß auf das Wetter durch viele andere Wetterfactoren verdeckt ist. Der Verfasser ist daher nicht mit jenen einverstanden, welche auf Grund seiner Lehre von

den atmosphärischen Fluten einen fortlaufenden Kalender mit Wettervoraussagen gründen. Wir können diese objectiv und gemäßigt gehaltene Schrift über die Beziehungen des Mondes zum Wetter bestens empfehlen.

4. Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von den Professoren W. Förster, A. Kenngott, Ladenburg, Reichenow, Schenk, Schlömilch, Wittstein und Zech. Breslau, Trewendt. 1886. 8. In Lieferungen zu 3 M.

Dieses groß angelegte Werk schreitet regelmäßig fort. Von dem Ladenburg'schen „Handwörterbuch der Chemie" liegt der vierte Band fertig vor und von dem fünften Bande das erste Heft. Es kommen in dem ebengenannten Bande die Stichwörter von Fäulniß bis Harn zur Behandlung, und wir heben als allgemein oder wissenschaftlich interessant besonders hervor: Fäulniß, Fermente und Gärung, Farbstoffe, Flamme, Fett, Fleisch, Gerberei, Glas, Glycerin, Glycoside, Gold, Harn, Harnsäuregruppe und Harnstoff. Ein reicher Literaturnachweis, besonders aus unserer Zeit, begleitet jeden Artikel, sodaß der Leser über den derzeitigen Stand der bearbeiteten Frage richtig und allseitig orientirt wird. Betrachten wir z. B. den kurzen Artikel „Flamme", was bringt er nicht alles! Bis zur Lichtentwickelung durch chemische Reaction erhitzte Gase stellen die Flammen vor. Die gewöhnlichen Flammen bestehen aus mehrern übereinanderliegenden, verschieden aussehenden Zonen, welche näher erörtert werden. Die Form der Flamme richtet sich nach der Gestalt und Größe der Ausflußeröffnungen sowie auch nach dem äußern und innern Druck. Die Temperatur der Flamme hängt von der Verbrennungswärme der betreffenden Materialien ab; sie ist am höchsten bei der Knallgasflamme. Die Leuchtkraft der Flammen rührt von den in denselben erglühenden festen Theilchen her, welche gewöhnlich Kohlenstoff sind. Wärmeentziehung, Mischung mit indifferenten Gasen und schnelle Oxydation der Kohlentheilchen vor ihrem Erglühen bewirken eine Entleuchtung der Flammen, z. B. beim Bunsen'schen Brenner. Ein sehr feines Drahtnetz kühlt die Flamme so ab, daß sie wie bei der Davy'schen Sicherheitslampe außerhalb der letztern erlischt. Auch sonst beruht das Auslöschen der Flammen auf rascher und starker Abkühlung, auf Abschneiden der zuströmenden Nährmittel der Flamme und auf Umgebung der Flamme mit Gasen, welche dem Verbrennen feindlich sind.

Das „Handbuch der Botanik" der naturwissenschaftlichen Encyklopädie bringt in der zweiten Hälfte des dritten Bandes „Die systematische und geographische Anordnung der Phanerogamen" von Professor Oskar Daude. Der allgemeine Theil dieses vorliegenden Werks enthält eine auch weitere Kreise anziehende Uebersicht des Entwickelungsganges der Vegetation der Erde und einen Abschnitt über den Ursprung und die Veränderung der Sippen. Der systematische Theil behandelt die Principien der natürlichen Systematik, die Hülfsmittel und Methoden der Phytographie und das Ordnungssystem der Phanerogamen. Dann folgt der geographische Theil mit einem Ueberblick der Entwickelung der Florenreiche in den jüngern Erdperioden. Hierauf bespricht ein Abschnitt die gegenwärtige Vertheilung der Ordnungen des Systems in den Florenreichen; den Schluß bildet endlich die biologische Pflanzengeographie. Wie schon diese nur skizzirte Inhaltsanzeige andeutet, dürfte Daude's Werk, obschon es in erster Linie für Botaniker geschrieben ist, doch auch die Geographen näher interessiren, besonders jene, welche sich mit der physikalischen Seite ihrer Wissenschaft speciell beschäftigen. An das eben angezeigte Buch schließt sich eine Arbeit von A. Zimmermann betitelt: „Die Morphologie und Physiologie der Pflanzenzelle"; wir werden später den Inhalt dieser Abhandlung andeuten, nachdem die Fortsetzung derselben erschienen sein wird.

Vom „Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie" der Encyklopädie der Naturwissenschaften ist das Schlußheft erschienen mit den auch die allgemeine Theilnahme in Anspruch nehmenden Artikeln: Vulkane, Wasser und geologische Zeitrechnung. Wir wünschen der vorzüglichen „Encyklopädie der Naturwissenschaften" weiteres wackeres Gedeihen, welches sie wirklich verdient.

Neue Dramen.

Wenn man die Kunst gewaltsam in die Arena politischer und religiöser Parteikämpfe herabzerrt ohne das Feuer echter Begeisterung, wenn man das Drama zum bloßen Handlanger im Parteikampf herabwürdigt ohne das Vermögen, ihm Adel und Größe einzuhauchen, so begeht man dadurch eine Sünde an der Poesie. Dies geschieht in:

1. Papst Leo XIII. Schauspiel in fünf Acten von Ernst Rethwisch. Zweite umgestaltete Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine Streitschrift gegen die Jesuiten in dramatischer Form, deren Held der gegenwärtige Papst ist, dem gegenüber der Jesuitismus vertreten wird durch einen Cardinal und seinen Vertrauten: das ist doch einmal eine außergewöhnliche Abwechselung. Es sind böse Gesellen, die Jesuiten dieses Schauspiels, die sich aus einem Sensationsroman gewöhnlichster Art auf das Gebiet der höchsten Kunst verirrt zu haben scheinen und sich darauf nicht zurecht finden können. Sie handhaben Gift und Dolch wie Kinderspielzeug und betrachten ein Menschenleben als eine ziemlich werthlose Sache, ohne jedoch eine Spur geistiger Ueberlegenheit oder genialen Verbrechertalents zu besitzen. Der Leiter des Reichstagscentrums steht als ihre be-

deutendste Stütze im Hintergrunde, würde aber zweifellos wenig Freude an solchen Parteigenossen und geistigen Mitkämpfern haben, die sogar ein recht ungeschicktes Bündniß mit den Anarchisten eingehen. Es ist ein Wagniß, bedeutende Personen der Gegenwart, deren Namen und Wirken der Geschichte angehört und ihrem Urtheil unterstellt ist, auf der Bühne der Gegenwart als Parteiführer pro und contra vorzuführen; geschieht dies noch obendrein so ungeschickt wie unberechtigt, so ohne Spur höherer Weihe, dann ist es kein Streich mit scharfer Waffe, sondern der Pritschenschlag eines Harlekins. Für die Bühne ist dies Schauspiel ein Gast, der keine Aufnahme findet, und das erachten wir als einen Vortheil für dasselbe.

Dem Dichter Felix Dahn gewidmet ist:

2. Theoderich, König der Ostgothen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ewald Kunow. Berlin, Mayer u. Müller. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.

Dieses Trauerspiel macht den Eindruck eines Versuchs, dessen Verfasser Talent und manche schätzenswerthe Eigenschaft besitzt, aber noch wenig vertraut mit der dramatischen Kunstform ist. Diese Gothen und Römer beiderlei Geschlechts sprechen zwar klug und weise, ja sogar stellenweise zu klug und zu weise, aber sie sprechen eben nur und vergessen bei ihrer Schönrednerei das Handeln. Es sind Schemen ohne Fleisch und Blut. Dem Trauerspiel fehlt ein fester Mittelpunkt und Kern, der das historische Gefüge zusammenhält und trägt, eine gut erfundene Fabel; so wie es aufgebaut ist, ermangelt es des Zusammenhalts, der dramatischen Einheit und Beseelung und zerflattert in einzelne Bilder, denen der verknüpfende rothe Faden fehlt, wenngleich einzelne schön und effectvoll zu nennen sind. Die Sprache ist klar, antithesenreich, doch ohne Schwung und Wärme; zweifelsohne ist auch das Interesse an dem gewählten Gegenstand kein allzu großes, höchstens bei dem Theil des Publikums, der durch Dahn's „Kampf um Rom" damit vertrauter geworden ist. Wenn der Verfasser erst die dramatische Kunstform zu bewältigen und eine dramatische Fabel geschickt zu erfinden vermag, so darf die deutsche Bühne Gutes von ihm erwarten; dieser Theoderich spielt sich zwar gewaltig deutsch auf in Worten; aber da ihm die Thaten fehlen, so bleibt er für die deutsche Bühne ein Fremdling.

Ein hochinteressantes geistvolles Werk ist:

3. Die neuen Menschen. Ein Schauspiel von Hermann Bahr. Zürich, Verlags-Magazin.

Georg, Gelehrter, Philosoph und Schriftsteller, hat sich als höchstes Ziel gesetzt, neue Menschen zu bilden, und die Grundsätze dazu folgendermaßen formulirt:

Die neuen Menschen dürfen nicht mehr lieben einen Mann oder ein Weib, weil sie lieben müssen das ganze Menschengeschlecht. Die neuen Menschen dürfen nicht mehr ihre Kraft der Wohlfahrt dieser oder jener weihen, weil ihre ganze Kraft ausschließlich gehört der Wohlfahrt des unendlichen Alls, von dem jeder einzelne nur ein winzig verschwindender Theil. Die neuen Menschen dürfen ihr Herz nicht mehr hängen an einen einzelnen, weil die Aufgabe der Gesammtheit, die Entwickelung der Menschheit zur Freiheit, ja einmal erfordern könnte die Opferung gerade dieses Einzelnen. Siehe, wovon wir als Liebe singen in schmeichelnden Tönen, das ist doch auch nur eines jener überlieferten falschen und unstatthaften Gefühle, die wir als Unkraut uns aus dem Herzen jäten müssen wie die Vorurtheile aus dem Kopf.

Um sich dieser Aufgabe ganz und voll widmen zu können, hat Georg all das abgethan, was das Schöne im Menschenleben, die eigentliche Glückseligkeit desselben bildet und sich zu einer Höhe emporgeschraubt, wo der warme Pulsschlag des Menschlichen aufhört. Aber er ist im tiefsten Innern selber ein guter, fühlender Mensch, der von diesem Gesichtspunkte aus seine Theorien in Anwendung bringt. Durch dieselben hat er ein Mädchen gewonnen, das nicht blos allen Vorurtheilen trotzt, sondern auch keine von Gesetz und Sitte gezogenen Schranken respectirt. Es verläßt um Georg's willen das väterliche Haus, den alten Vater, der nur den Wunsch einer ehelichen Vereindung Anna's mit Georg hegt, um sich ganz Georg widmen zu können. Aber ihr Zusammenleben ist nur ein freundschaftliches, ihr Verhältniß ein rein platonisches. Nicht aus gänzlichem Mangel beiderseitigen Liebesbedürfnisses, sondern weil Anna nicht versteht, Liebe in Georg's Herzen wachzurufen und zu beleben. Sie lebt mit ihm als guter Kamerad, ist seine wärmste und eifrigste Schülerin und läßt ihr Gefühl dabei vereisen, um mit ihm auf den Wolken wandeln zu können. Eine wärmere Regung zuckt in beider Brust nicht auf, weil dazu keins die Anregung bietet. Eines Abends findet Georg ein armes Mädchen auf der Straße, die er vor rohen Buben schützt und in Obhut nimmt. Hedwig ist schön und sollte auf Geheiß des eigenen Vaters aus ihrer Schönheit Kapital für denselben schlagen. Sie ist sich der Sünde, die sie begehen wollte, nicht bewußt; ihr Herz ist noch rein, ihr Fühlen und Empfinden unentweiht. In der wohlwollenden Umgebung, dem sorglosen Dasein, blüht Hedwig gewissermaßen auf und alle edlern Empfindungen des Herzens wachen auf. So entwickeln sich in ihr alle Vorzüge echter Weiblichkeit, wodurch sie einen Mann beglücken kann, und gar bald machen sie ihren Einfluß auf Georg geltend, der von ihnen wie von einem Zaubernetz umsponnen wird. An einem Weihnachtsabend tritt die Katastrophe ein; Georg wird sich seiner Liebe zu Hedwig bewußt, und Anna, die entsetzt entdeckt, daß Hedwig gelungen, was sie verabsäumt, dringt darauf, daß Hedwig aus ihrer Gemeinschaft entfernt werden soll. Mit dem Bewußtsein, daß sie selber Georg liebe, erwacht zugleich die Eifersucht, und sie macht Georg alle Zugeständnisse, die ein liebendes Weib einem geliebten Manne machen kann, wenn er nur Hedwig entfernt. Zu spät! Im Moment der Trennung, die sich Georg hat abringen lassen, lodert das Feuer der Liebe in Hedwig's Brust so gewaltsam auf, daß alle Vorsätze Georg's von Entsagung und Beherrschung wie Wachs zerfließen. Er fühlt sich besiegt und gibt sich ganz dem Gefühl der Liebesseligkeit

und Liebeslust hin. Anna's verzweifelter Versuch, Hedwig zu tödten, wird durch Georg verhindert, und Anna ist nun die Verlassene. Am Ufer des Gardasees finden wir Hedwig und Georg wieder: Hedwig beglückt, Georg mit einem Anflug von Resignation. Mit dem Aufgeben seines Princips hat Georg seine sittliche Basis verloren und fühlt sich als Sündigen und Schuldigen. Besonders als in seinen Kreis ein junger Deutscher eingetreten ist mit unverdorbenem Herzen und lautern Empfindungen, der sich von Hedwig angezogen fühlt und von ihr gern geduldet wird, glaubt Georg, daß nur dieser das wahrhafte Lebensglück Hedwig's begründen könne, dem er im Wege stehe. Es liegt etwas Krankhaftes und zugleich Strafendes in dieser Empfindung, die Georg in einer letzten Unterredung Anna vertraut und von ihr Rath und Trost verlangt. Beide fühlen, daß sie mit ihren Vorsätzen, neue Menschen zu bilden, vollständig bankrott gemacht, und der Untergang ihrer Ideale hat ihnen die Haltlosigkeit ihrer Theorien gezeigt, aber auch die Kraft geraubt, sich zu neuem Kampfe aufzuraffen. Die hingeworfene Bemerkung Anna's, daß vielleicht ein Zufall scheinender Selbstmord Georg's Hedwig zum Glück führen könne, was Hedwig übrigens durchaus nicht zu vermissen scheint, wird von Georg als passender Ausweg aufgenommen — und das Schauspiel schließt mit einer Dissonanz, mit einer Reihe ungelöster Fragen.

Das Stück ist vortrefflich componirt, poetisch und in hohem Maße fesselnd, aber für das Publikum, das nur Befriedigung seiner Schaulust im Theater sucht, ist es Caviar.

Karl Nissel.

Betrachtungen über die Socialdemokratie.

Die Socialdemokratie. Ihre Wahrheiten und ihre Irrthümer. Von C. Radenhausen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 M. 50 Pf.

Wenn Vernunft und Liebe die Welt beherrschten, gäbe es kein Elend; wenn Elend unbekannt wäre, wäre auch von Reaction gegen das Elend nicht die Rede, somit die Socialdemokratie unbekannt. Denn diese letztere ist im Grunde die Verkörperung des Widerstandes der menschlichen Natur gegen das Elend und muß nothwendig mit diesem steigen und fallen.

Jedenfalls ist die Socialdemokratie eine Erscheinung, welche die vollste Aufmerksamkeit des Staatsmannes und Menschenfreundes für sich in Anspruch nimmt. Vor allem macht es sich nöthig, guten Einblick zu gewinnen in die Gesammtheit dessen, was man unter dem Namen Socialdemokratie begreift. Man wird zu diesem Zweck die Schriften der Socialdemokraten und ihrer ehrlichen Gegner studiren müssen. Am besten aber wird es sein, zunächst die Arbeiten jener Erleuchteten zu studiren, welche über den Socialdemokraten und deren Gegnern auf höhern Standpunkten der Einsicht und Erkenntniß stehen und von dem Leben und Weben der Parteien in Staat und Gesellschaft nicht beeinflußt werden.

Da empfiehlt sich denn besonders das obige Werk C. Radenhausen's, eines hervorragenden und bewährten Denkers, dem zugleich das Wohl der Menschheit am Herzen liegt.

Mit der Welt wäre es zu Ende, wenn alle Menschen eine und dieselbe Meinung hätten. Demzufolge wäre es Thorheit, von dem Verfasser zu fordern, jedem Kritiker und Kritikaster es recht zu machen und nach dem Munde der Exaltirten auf beiden Seiten zu sprechen.

In mancher Einzelheit gehen meine Ansichten mit denen Radenhausen's gänzlich auseinander. Dies aber könnte mich keinen Augenblick lang bestimmen, einem so berufenen Denker und echten Menschenfreund meine Anerkennung zu versagen; dieselbe ist voll und ganz ihm sicher; ich empfehle sein Buch auf das wärmste und bin überzeugt, daß in nur wenigen Schriften dieses Fachs so viele Wahrheiten und Körner gediegenen Goldes enthalten sind. Schon um seiner Einzelheiten und seiner Gerechtigkeit willen müßte das Werk von jedem wirklich Gebildeten mit Fleiß studirt werden. Greifen wir einige Punkte heraus. Radenhausen sagt:

> Man sieht täglich, wie bewegliche und unbewegliche Güter in raschem Fluge ihre Besitzer wechseln, sieht den wohlhabenden Besitzer seiner Güter verlustig werden und dagegen andere rasch zum Reichthum gelangen in verschiedenen Weisen, die den hergebrachten Ansichten von der rechtlichen Schaffung eines Besitzes nicht entsprechen. Es ist ein naheliegender Gedankengang, zu sagen: „Wenn das Eigenthum so beweglich ist und jeder Schlaukopf ungestraft andere ihrer Güter berauben darf, warum soll ich das Eigenthum als heilig betrachten und nicht als eine Sache, welche jedem listigen oder gewaltthätigen Manne zur Verfügung steht?" So hat der ehrliche Erwerb durch Fleiß und Sparsamkeit an Geltung verloren, ist zurückgedrängt worden durch das Bemühen, in schlauer Weise rasch die Früchte der Arbeit anderer an sich zu bringen. Mislingt dergleichen, so verfällt der Schlaukopf der Schande oder entzieht sich ihr durch die Flucht. Gelingt es, so genießt er den rasch erworbenen Reichthum in üppiger Weise und reizt andere, dieselbe gefährliche Bahn zu betreten, statt sich redlicher Arbeit zu widmen. Jeder Zweig der Geschäfts wird zum Gegenstand der Speculation, und es handelt sich gegenwärtig weniger als je darum, den Bedürfnissen der Menschheit zu dienen durch Austausch der Güter nach Maßgabe der natürlichen Verhältnisse, als letztere zu erschüttern und zu verwirren, um jede Umsicht zu vereiteln und im Gewirre für sich selbst einen Gewinn zu machen. Das Getriebe ist vergleichbar dem Verfahren verbündeter Taschendiebe, die in den Straßen Londons plötzlich einen Auflauf erregen, den Verkehr der Fußgänger unterbrechen, diese in ihren Kreis ziehen und ausplündern, um alsdann zu verschwinden nach verschiedenen Seiten. Die Leichtigkeit des Erwerbs durch Speculation hat in das Geschäftsleben einen Leichtsinn gebracht, der sich auch über-

trägt auf die übrigen Lebensverhältnisse und wesentlich beiträgt, die Genußsucht und infolge dessen auch die Sittenlosigkeit zu steigern.

Ich müßte neun Zehntheile des Buchs anführen, wollte ich aller trefflichen Aussprüche des Verfassers gedenken. Zum Schluß zeigt dieser Philosoph, daß nur auf dem Wege der Klugheit, nicht aber auf dem der Gewalt, ein gutes Ende erreicht werden könne.

Hier aber fehlt der Zusatz Nächstenliebe; denn mit Klugheit und festem Willen geht es noch nicht: die Seele ist Verstand, Gemüth und Wille, also müssen alle unsere Reformen entspringen aus Verstand, Gemüth und Willen. Das Leben bedarf, um normal zu sein, nicht blos des Lichts und der bewegenden Kraft, sondern auch der Wärme. Wir müssen der Menschheit zuerst genügend Brot geben und Arbeit und Genuß in Einklang setzen. Um zu diesem Endziel aller Gesittung zu gelangen, ist es vor allem nöthig, das „Liebe den Nächsten wie dich selbst" in Staat, Gesellschaft und Familie zur Wahrheit zu machen. Hierzu gehört Pflege der Religion der selbstlosen Liebe. Auf dieser Grundlage werden Aufklärung und Erziehung erst zu den größten Wohlthätern der Menschheit; auf dieser Grundlage erst wird die sociale Frage gelöst werden können. Eduard Reich.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Unter dem Titel „Verschollene Dichter" hat Hermann Walter im Selbstverlag zu Berlin einige biographisch-kritische Aphorismen erscheinen lassen. Das äußerst bescheidene Heftchen ist Frau Frieda Schwab gewidmet. Der „Dichter" füllt seine 28 Seiten mit dem Dürftigsten, was uns je vorgekommen. Einer derartigen Schrift gegenüber können wir nur die Frage aufwerfen: läßt sich nicht eine Form ausfindig machen, in welcher die zahllosen Dutzendscribenten und Wiederkäuer, an denen unsere Literatur krankt, einer Steuer unterworfen würden?

— Carlo Arrigo Urlichs hat bei W. Pinn in Berlin in lateinischer Sprache und Versmaßen „Cypressenzweige auf König Ludwig II. Grab" erscheinen lassen. Die Ausstattung dieses Büchelchens ist nett, das Versmaß zeugt von einer gewissen Geschicklichkeit der Nachahmung, der Inhalt ist wohlgemeint, aber unbedeutend.

— Ernst Melzer hat in Joseph Graveur's Verlag in Neiße „Erkenntnißtheoretische Erörterungen über die Systeme von Ulrici und Günther" veröffentlicht. Der philosophisch geschulte und belesene Verfasser vertheidigt Günther gegen Ulrici mit Geschick; allen Güntherianern wird diese kleine Studie willkommen sein.

— Aus der von Virchow und Holtzendorff herausgegebenen „Sammlung von Vorträgen", Neue Folge, Erste Serie (Hamburg, J. F. Richter), haben wir diesmal namhaft zu machen Heft 13 und 14, deren Themen lauten: „Ueber Veränderungen am Fixsternhimmel", von F. K. Ginzel (mit 2 Tafeln Abbildungen); „Ueber Staatswissenschaft in den altorientalischen Staaten", von A. Patzig. Hierzu kommt das elfte Heft der „Deutschen Zeit- und Streitfragen", welches eine „Anleitung zum Guten" von August Lammers enthält. Das zwölfte Heft endlich der von Engelbert Pernerstorfer herausgegebenen „Deutsche Worte" enthält unter anderm eine sehr beachtenswerthe Abhandlung: „Zur Geschichte der modernen Malerei", von Hermann Bahr.

— Ernst Eckstein hat „Die vier Lebensalter" in Studien und Beiträgen zu ihrer Charakteristik kritisch betrachtet (Leipzig, Reißner). Allerdings ist dieses Thema verhältnißmäßig leicht und unzählige male behandelt worden. Man darf aber Eckstein das Zeugniß nicht versagen, daß er streng sachlich und überzeugend seinen Stoff erörtert. Einen principiell richtigen Standpunkt eingenommen, die zahllose Spreu vom Weizen geschieden zu haben, ist jedenfalls sein Verdienst. Das Buch ist interessant geschrieben.

Aus der Schriftstellerwelt.

Joseph Ignaz Kraszewski, ein polnischer Schriftsteller von hervorragendem Rang, in Deutschland neuerdings durch seinen Landesverrathsproceß und seine Verurtheilung in unliebsamer Weise bekannt geworden, ist am 19. März d. J. in Genf gestorben. Kraszewski war wol der fruchtbarste Autor der polnischen Literatur: er hat mehr als 500 Bände veröffentlicht, vorzugsweise auf dem Gebiete des Romans, aber auch auf dem der Geschichte, Literaturgeschichte und Kritik, der epischen und dramatischen Dichtung. Man rühmt ihm nach, daß er die Polen lesen gelehrt und den Bann gebrochen habe, den die ausschließliche Lektüre französischer Schriften auf die Polen ausübte. Wenn auch seine Werke nicht das Zeichen eines überlegenen Genies tragen, so sind sie doch immer Erzeugnisse eines beweglichen, vielseitigen Talents.

Kraszewski war am 26. Juli 1812 zu Warschau geboren, bezog 1829 die Universität Wilna, veröffentlichte in diesem Jahre seine ersten humoristische Skizzen. Während des Aufstandes 1830 wurde er in eine längere Untersuchung verwickelt. Im Jahre 1835 pachtete er das Gut Omelno in Volhynien und, nachdem er mehrere Romane veröffentlicht hatte, ohne ein Publikum gewinnen zu können, hatte er endlich mit seinem Roman „Swiat i Poeta" („Die Welt und der Dichter") (1839) einen durchschlagenden Erfolg. Seitdem ist er der gelesenste Romanschriftsteller in Polen geworden. In der Monatsrevue „Athenaeum" versuchte er für das östliche Polen ein Organ von hervorstechender Bedeutung zu schaffen. Im Jahre 1848 veröffentlichte er in der „Gazeta Warszawska" eine Reihe von Briefen über Kunst und Literatur, welche großen Beifall fanden und übernahm dann in Zytomir die Redaction der „Gazeta Warszawska". Da er verdächtig geworden, sich an dem Aufstand von 1863 betheiligt zu haben, so siedelte er nach Elbflorenz über, wo er sich einer überaus fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit hingab. Daß er nebenbei leider auch die Fäden politischer Intriguen in Händen hielt, hatte seine Verurtheilung im Landesverrathsproceß am 19. Mai 1884 zur Folge. Das deutsche Reichsgericht in Leipzig richtete milder über ihn als über seinen zum Zuchthause verurtheilten Genossen: er kam mit einer Festungsstrafe davon, die er in Magdeburg abzusitzen angefangen. Die Verurtheilung Kraszewski's fand statt, weil er das Deutsche Reich schädigende Schriftstücke, Geheimnisse der deutschen Militärverwaltung an fremde Regierungen gesendet. Ehe er die drei Jahre sechs Monate Festungshaft abgebüßt, die ihm zuerkannt worden, erhielt er wegen seines leidenden Gesundheitszustandes vom Kaiser einen längern Urlaub, gegen Hinterlegung einer von seinen Freunden zusammengebrachten Caution. Er hatte sein Ehrenwort gegeben

nach Magdeburg zurückzukehren; doch er brach dasselbe und wurde deshalb im Juni 1886 von der Reichsanwaltschaft in Leipzig steckbrieflich verfolgt. Von Genua begab er sich im März 1887 nach Genf, wo ihn rasch der Tod ereilte.

— Paul Feval, der französische Romanschriftsteller, ist am 8. März in Paris gestorben: er hat ein Alter von 70 Jahren erreicht, dabei aber seinen Ruhm überlebt. Oder vielmehr die Richtung, die er in den letzten zehn Jahren einschlug, hat ihm sein früheres Lesepublikum gänzlich entfremdet. Feval war am 27. September 1817 in Rennes geboren, hatte sich anfangs dem Advocatenstand gewidmet, diesen aber nach dem ersten Proceß, den er geführt und der nicht zu Gunsten seiner Partei entschieden wurde, aufgegeben und sich dann nach Paris begeben, wo er die literarische Laufbahn einschlug. Er begann mit kleinern Stücke für Vaudevillebühnen; seine in der „Revue de Paris" im Jahre 1841 abgedruckte Erzählung „Le club des Phoques" und der darauffolgende Roman „Les chevaliers du firmament" verschafften ihm wachsenden Ruf; sein großes Hauptwerk „Les mystères de Londres" (11 Bde., 1844), das er unter dem Namen Francis Trollope veröffentlichte, stellte ihn unter den Nachahmern Eugen Sue's in erste Reihe; denn es verräth eine überaus erfinderische, nie verlegene Phantasie, eine lebendige Darstellungsgabe und die Vorliebe für grelle Situationen. Der Roman wurde in mehrere lebende Sprachen übersetzt und auch dramatisirt. Von seinen darauffolgenden Romanen erwähnen wir: „Le fils du diable" (1847), ebenfalls ein Sensationsroman, der seine Wirkung nicht verfehlte, „Le Bossu" (1854), als Drama von der Porte-Saint-Martin mit größtem Erfolg aufgeführt, „Le Capitaine Fantôme", „Madame Gil-Blas", „Roger Bontemps", „Les tueurs de tigres", „Les habits noirs". In seiner Glanzepoche schrieb Feval oft drei bis vier Romane gleichzeitig, eine Productivität, welche von seiner unverwüstlichen Erfindungskraft Zeugniß ablegte. Nachdem er in den siebziger Jahren noch mehr Romane in früherer Richtung und früherm Stil veröffentlicht hat, wie „Les derniers vivants", „La fontaine aux perles", trat jene Schwenkung ein, die ihn zum Schildträger ultramontaner Tendenzen machte. Ein Anhänger der Republik war er nie gewesen und hatte sie schon im Jahre 1848 bekämpft; doch die Hingabe an die jesuitische Richtung prägte sich zuerst in seinem Roman „Les Jésuites" (1877) aus, welchen „Les étapes d'une conversion", „Les merveilles du Mont-Saint-Michel", „Pas de divorce" und ähnliche folgten. Damit verscherzte Feval den Rest von Popularität, der ihm nach langjähriger Vielschreiberei noch geblieben war. In der Schriftstellerwelt hatte er sich großen Ansehens zu erfreuen; er war Präsident der Société des gens de lettres und Vicepräsident der Gesellschaft der dramatischen Autoren.

Bibliographie.

Bellarmin's Selbstbiographie, lateinisch und deutsch, mit geschichtlichen Erläuterungen herausgegeben von J. J. I. v. Döllinger und F. H. Reusch. Bonn, Neusser. Gr. 8. 6 M.

Berliner, A., Professor Paul de Lagarde, nach seiner Natur gezeichnet. Berlin, Benzian. Gr. 8. 75 Pf.

Internationale Bibliothek. 4tes bis 6tes Hft.: Karl Marx oekonomische Lehren. Gemeinverständlich dargestellt und erläutert von K. Kautsky. Stuttgart, Dietz. 8. à 50 Pf.

Bleibtreu, K., Das Geheimniß von Wagram und andere Studien. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Bormann, E., Von Gamerun bis zum Schwandeiche. 3ter Bd. der Poësieen ännes alden Leibz'gersch. Ze Babier gebracht von E. B. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Boy-Ed, J., Masken. Roman. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Braun, H., Alte und neue Bilder aus Masuren. Eine Geschichte der Stadt und des Kreises Angerburg in Erzählungen, Schilderungen und zahlreichen Abbildungen. 1stes u. 2tes Hft. Angerburg. 1886. Lex.-8. à 60 Pf.

Fels, E., Adriana. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 13 M. 50 Pf.

Freier, B., und W. Freier, Urkundliche Geschichte des Landes Sternberg. 1ste Lfg. Zielenzig, Rosenzweig. 4. 50 Pf.

Frenzel, K., Dunst. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Friedensengel und Germania. Festdialog zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers. Von A. S. Crefeld, Erdmann. 12. 60 Pf.

Gindely, A., Zur Beurtheilung des kaiserlichen Generals im 30-jährigen Kriege Albrechts von Waldstein. Eine Antwort an Dr. Hallwich. Prag, Tempsky. Gr. 8. 40 Pf.

Gloning, K. A., Oberösterreichische Volks-Sagen. Peuerbach. 1884. 8. 80 Pf.

Götzinger, E., Die Familie Zollikofer. Herausgegeben vom Historischen Verein in St. Gallen. Mit 1 Tafel. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 4. 2 M.

Graef, E., Lieder eines Bismärckers. Allen Freunden und Feinden des Reichskanzlers gewidmet. Hamburg, Döring. 8. 1 M.

Heer, G., Das altglarnerische Heidentum in seinen noch vorhandenen Ueberresten. Vortrag. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Heiberg, H., Aus den Papieren der Herzogin von Seeland. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Hellwald, F. v., Illustrirte Kulturgeschichte. 1ster Bd.: Haus und Hof. Mit vielen Illustrationen. 1ste Lfg. Leipzig, Schmidt u. Günther. Gr. 8. 50 Pf.

Hohenried, L. St., Kattenburg. Ein Sang aus der Zeit des Bauernkrieges. Wien, Frick. 12. 4 M. 80 Pf.

Horowitz, V. J., Marokko. Das Wesentlichste und Interessanteste über Land und Leute. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 4 M.

Indra, A., Kritik der militärischen Vernunft in 8 Vorträgen. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Joseph Kainz. Kritische Blitze eines forschenden Zuschauers. Von Kühnhold Wahr. Berlin, Hettler. 8. 1 M.

Lehmann, A., Die Realienbuchfrage. Vortrag. Mit einem Vorwort von Panitz. Leipzig, Fock. Gr. 8. 60 Pf.

Liliencron, D. Freih. v., Breide Hummelsbüttel. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Lippmann, J., Moderne Berühmtheiten oder Kunst und Literatur auf Aktien. Keine Satire. Leipzig, Unflad. 8. 1 M. 20 Pf.

Mahrenholz, R., Jean François Regnard. Eine Lebensskizze. Oppeln, Franck. Gr. 8. 80 Pf.

Finnische Märchen, übersetzt von Emmy Schreck. Mit einer Einleitung von G. Meyer. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Die Messalinen Berlins. Realistische Novellen und Sittenbilder aus dem high life der Reichshauptstadt von *.*. Berlin, Jacobsthal. 8. 3 M.

Morf, H., Einige Blätter aus Pestalozzi's Lebens- und Leidensgeschichte. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Müller, N., Die Familien-Namen des Grossherzogthums Luxemburg, zusammengestellt und geordnet. Luxemburg, Bück. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Nordenflycht, F. O. Freih. v., Die französische Revolution von 1789. Darlegung ihrer Anlässe, ihrer Ziele und ihrer Mittel. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 3 M.

Ortner, M., Reimar der Alte. Die Nibelungen. Oesterreichs Antheil an der deutschen Nationalliteratur. Wien, Konegen. Gr. 8. 6 M.

Ossipowitsch, O., Michael Dmitriewitsch Skobolew, sein Leben, sein Charakter und seine Thaten, nach russischen Quellen und vorzüglich seinen eigenen Tagesbefehlen. Hannover, Helwing. Gr. 8. 2 M.

Paulus, E., Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen. Mit 24 Illustrationen von G. Cloß. Jubiläumsausgabe. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Das alte Purimspiel nach neuem Schnitt und Stil. Erdacht und gemacht von M'i'r. Frankfurt a. M., Kauffmann. 8. 80 Pf.

Rackwitz, R., Im neuen Reich. Vaterländische Dichtungen. Nordhausen, Eberhardt. 8. 2 M. 50 Pf.

Ring, M., Julie Eberhard. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Rochholz, E. L., Wanderlegenden aus der oberdeutschen Pestzeit von 1348 bis 1350. Zum erstenmal herausgegeben nach der gleichzeitigen Berner-Handschrift. Original, Uebersetzung und Quellennachweis. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Rödiger, O., Leier und Wanderbuch. Gedichte. Mit dem Bilde des Verfassers. Stuttgart, Bonz' Erben. 8. 3 M.

Schletterer, H. M., Studien zur Geschichte der französischen Musik. Neue Ausgabe in 1 Bde. Berlin, Hettler. Gr. 8. 8 M.

Schubin, O., Etiquette. Eine Rococo-Arabeske. Berlin, Gebr. Paetel. 12. 2 M.

Schwerin, Josephine Gräfin, Neues Leben. Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 12. 1 M. 50 Pf.

Sonnenburg, F., In der Flut. Roman. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Spedener, G., Die Bauern-Hochzeit in früheren Zeiten. Charakterbild des Luxemburger Landvolkes. Luxemburg, Brück. 1886. Gr. 8. 50 Pf.

Taubmann, J. A. (A. v. Schützenau), Märchen und Sagen aus Nordböhmen. Aus dem Volksmunde gesammelt. Reichenberg, Fritsche. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Vatke, T., Culturbilder aus Alt-England. Berlin, R. Kühn. Gr. 8. 5 M.

Vogeler, A., König Rudolf. Trauerspiel. Minden, Bruns. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Volk in Waffen im Sinne der Demokratie. Ein Bild aus den Märztagen. Unter Benutzung handschriftlicher Aufzeichnungen. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Was der alte Briefkasten erzählte. Mitgeteilt von C. F. Retörsch. Leipzig, Unflad. 8. 3 M.

Weinek, L., Auf der Kerguelen-Insel. Prag, Calve. 4. 1 M.

Wenckstern, v., Theatralia. Harmloses aus der Kulissenwelt. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 2 M.

Wichert, E., Der große Kurfürst in Preußen. Vaterländischer Roman. 3te Abth. 2 Bde. — A. u. d. T.: Christian Ludwig von Kalckstein. 2 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 7 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 14. April 1887.

Reisebilder aus Sicilien.

Sicilien. Bilder aus Natur, Geschichte und Leben von August Schneegans. Leipzig, Brockhaus. 1887. 8. 6 M.

Träumtest du in deiner Jugendzeit von einem Lande, in welchem jahraus jahrein Frühling und Sommer als unumschränkte Könige herrschen, wo im Winter die Berge sich mit duftenden Blumenteppichen bedecken, wo es dir vergönnt ist, am Weihnachtsabend deinen Christbaum mit blühenden Rosen zu schmücken; von einem Lande, wie ein lebendig gewordenes Märchenland anzuschauen, mit hohem sonnendurchglühtem Felsengestade am Meer, mit burgengekrönten Klippen über tief eingerissenen, düster schweigenden Bergklüften; mit mächtigen, aus dem blaugrünen Schleier der Olivenhaine hervorschauenden Normannenklöstern; mit sarazenischen Kuppeln über einer im Mondenscheine badenden Stadt; mit wunderbar im einsamen Thalgrunde schlummernden oder von steilen Höhen herunter im ewigen Meere sich spiegelnden Säulengängen von griechischen Tempeln und römischen Theatern — träumtest du jemals von solchen Zaubergefilden, so nimm dieses Buch zur Hand und trete ein in deinen lebendig gewordenen Traum! Denn hier, in Sicilien, eröffnet sich dir ein solches Land: ein Kleinod sondergleichen, nicht die größte allein, sondern auch die herrlichste, die sagen- und schicksalsreichste und heute wie vor tausend und abertausend Jahren die lebendigste aller Mittelmeerinseln; ein Eiland, einzig in seiner Art auf dem ganzen Erdenrund, wo deutlicher als irgendwo sonst der Pulsschlag der Weltgeschichte an dein Ohr dringt, vernehmbarer auch die inhaltschweren Lehren des ewigen Werdens und Vergehens der Menschen und der Natur zu deinem sinnenden Geiste sprechen.

So beginnt der Verfasser seine „An den Leser“ überschriebene Einleitung, deren Anfang wir hier wörtlich mittheilen, weil er charakteristisch für das ganze Buch und die Auffassung seines Verfassers ist. August Schneegans ist ein Dichter, und mit dem Auge des Dichters hat er „die Perle des Mittelmeeres“, die Natur des Landes wie die seiner Bewohner angeschaut. Nicht etwa, als gäbe er uns Bilder seiner Phantasie, wozu die Wirklichkeit nur das Motiv geliefert hätte, oder als schildere er das wirklich Geschaute mit bewußter Idealisirung. Ganz im Gegentheil: seine Darstellung enthält durchaus Wahrheit, aber diese Wahrheit ist eine subjective. Anders spiegelt sich im Auge des Dichters, der zugleich einen entschieden optimistischen Zug aufweist, die Welt der Erscheinungen als in dem eines kühlen prosaischen Beobachters. Auch dieser wird sich gegen den eigenartigen Zauber nicht verschließen, den die Insel durch bald großartig-erhabene, bald berückend-schöne Naturschauspiele, durch die Denkmäler und Erinnerungen einer vielbewegten, wechselreichen Geschichte, durch die Eigenthümlichkeit der wunderbaren Mischlingsrasse, die sie bewohnt, durch das seltsame Durcheinander von europäischer Cultur und afrikanischer Barbarei auf den Fremden, zumal den nordischen Besucher ausübt. Aber er wird zugleich nicht verkennen, daß neben vielen hellen Lichtern hier tiefdunkle Schatten liegen, sowol in der Natur des Landes, wie uns dieselbe jetzt, durch den Einfluß einer jahrtausendjährigen Thätigkeit der Menschenhand mannichfach und meist nicht im guten Sinne verändert, entgegentritt, als in dem Charakter und den socialen Zuständen seiner Bewohner. Suchen wir dann „in der Geschichte dieses eigenartigen Volkes und der Beschaffenheit seines lavadurchströmten Landes den Schlüssel zum Räthsel seines Charakters“, so werden wir vielleicht verstehen lernen, wie es hat werden können, was und wie es ist; mögen vielleicht begreifen, daß hier im Centrum des Mittelmeers und der antiken Culturwelt solche halbbarbarische Zustände, eine solche Mischung von crassem Aberglauben, sittlicher Roheit, tiefem Mistrauen gegen alles Neue und Fremde, mit solchem halb bewußten, halb unbewußten Widerwillen gegen alle moderne Civilisation, solche geistige und materielle Verkommenheit hat entstehen können, wie wir sie heutzutage bei der großen Masse des sicilianischen Volks finden. Und in dem Maße, wie wir die Genesis seiner gegenwärtigen Zustände erfassen lernen, wie wir erkennen,

daß hier, so wie ein von der Natur wunderbar gesegnetes und begünstigtes Land durch die Verheerungen endloser Kriege, durch die Raubzüge fremder Eindringlinge, durch die Aussaugung, Unterdrückung und Decimirung seiner Bewohner zum großen Theil in sterile Wüsten und Einöden verwandelt worden ist, so auch im Volke ein guter Kern durch die Ungunst des Geschicks in seiner natürlichen Entwickelung gehemmt, verkümmert und entartet ist, wird uns ein aufrichtiges Bedauern, ein tiefes schmerzliches Mitleid überkommen. Ob wir aber auch dann die gegenwärtige Bevölkerung der Insel im großen und ganzen werden achten und lieben lernen, wie Schneegans meint, ist eine Frage, die wir keineswegs unbedingt bejahen möchten. Dafür, daß die Sicilianer so culturfähig seien, wie kaum ein anderes Volk, muß der thatsächliche Beweis erst noch erbracht werden: auch die Behauptung, daß sie „liebenswürdig und gutherzig angelegt" seien, können wir nach unsern eigenen Erfahrungen in dieser Allgemeinheit nicht zugeben.

„Bilder aus Natur, Geschichte und Leben" verspricht uns der Verfasser in seinem Werke vorzuführen. Die beiden erstern stehen dabei nicht nur äußerlich voran. Wohl erhalten wir manche lebendige Darstellung von Sitten, Gebräuchen, religiösen Festen, von Sagen, die im Volke lebendig sind, von gesellschaftlichen Absonderlichkeiten u. dgl.; dagegen hat der Verfasser wol nicht die Muße gehabt, die jammervollen ökonomischen und socialen Zustände der Insel und deren Gründe zu studiren, wol auch nicht die Absicht, dieselben in seinem Buche eingehend zu behandeln. Auch scheint er uns den Einfluß, den die italienische Regierung seit 1860 auf die öffentlichen Zustände, die Sitten und den Volkscharakter geübt hat, zu hoch anzuschlagen. Gewiß ist dieselbe redlich bestrebt gewesen, die zahlreichen tiefgehenden Uebelstände zu beseitigen; aber abgesehen davon, daß sich in 26 Jahren nicht gutmachen läßt, was Jahrtausende verschuldet haben, hat es ihr dem activen und zumal dem passiven Widerstand der Bevölkerung gegenüber oft an der nöthigen Energie und Consequenz, an Machtmitteln und an geeigneten Persönlichkeiten gemangelt. Die bodenlose Unwissenheit des Volks, durch das bourbonische Regiment geflissentlich conservirt und gefördert; der Widerwille gegen rechtlich geordnete Zustände und deren Vertreter, die tief im Volksgemüth wurzelnde Ueberzeugung, daß es dem echten Manne nicht anstehe, bei irgendeiner Schädigung durch andere die Hülfe der Behörden anzurufen, daß ihm vielmehr die „Männlichkeit", die omertà, gebiete, in solchen Fällen sich selbst Recht und Rache zu verschaffen; das schreckliche Unwesen der Clientelen, das, über einen großen Theil Italiens, zumal Unteritalien, verbreitet, in Sicilien und Calabrien in seiner abschreckendsten Gestalt auftritt; die ungeheuern Latifundien, welche in Verbindung damit den größten Theil der Insulaner zu wahren Heloten gemacht haben; die Abwesenheit eines tüchtigen unabhängigen Bürgerstandes: das sind so tief eingewurzelte und zum Theil so innig mit dem ganzen Leben und Wesen des Volks verwachsene Zustände, daß lange, lange Zeit vergehen wird, bevor die Insel wieder werden kann, wozu ihre einzig günstige Lage und ihr herrliches Klima sie prädestinirt zu haben scheinen.*)

Eine Reise nach Sicilien ist jetzt kein Unternehmen mehr, dem sich nur mit einer kräftigen Constitution ausgerüstete, zur Entbehrung des gewohnten Comforts und zur Erduldung mannichfacher Beschwerden bereite Leute unterziehen mögen, wie das noch vor 30 bis 40 Jahren der Fall war. Als Referent im Sommer 1853 die Insel durchzog, war nicht allein von Eisenbahnen noch keine Rede: auch Landstraßen waren nur äußerst spärlich vorhanden, selbst fahrbare Wege fehlten oft gänzlich, wie fast längs der ganzen Südküste von Selinunt bis Syrakus. Die ganze Reise mußte zu Pferde oder zu Maulthier gemacht werden, wenn man sich nicht etwa in einer vorweltlichen Sänfte tragen lassen wollte. Auch war man genöthigt, seinen ganzen Proviant und einen Koch dazu von Palermo mitzunehmen, wenn man sich nicht mit den elendesten Speisen begnügen, nicht selten geradezu Hunger und Durst leiden wollte. Und — mit Ausnahme von drei bis vier großen Städten — welche Nachtquartiere, welcher Schmuz, welches Ungeziefer! Jetzt verbinden Schienenwege alle größern Städte; wir lesen in unserer Schrift von comfortabeln Restaurationen und eleganten Hotels, wo man früher nur elende Herbergen fand oder die Gastfreundschaft eines Klosters oder eines Privatmanns in Anspruch nehmen mußte. Nur die Reinlichkeit scheint noch keine allzu großen Fortschritte gemacht zu haben.

Unser Buch zerfällt nach den besuchten Oertlichkeiten in eine Reihe von Einzeldarstellungen, die zum Theil schon früher in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht wurden. Der Verfasser beginnt seine Reise mit Messina und schließt mit Palermo. Nur so, meint er, könne man ein klares und volles Bild der Insel gewinnen. Uns scheint allerdings, daß sich die Vorzüge der entgegengesetzten Richtung mindestens mit demselben Grunde vertheidigen ließen.

Nachdem er von Messina aus einen Ausflug längs der Nordküste, „in das Sonnenland und Weinparadies" bis nach Milazzo hin gemacht hat, dessen Name durch das folgenreiche Gefecht Garibaldi's mit den Neapolitanern am 27. Juli 1860 in weitern Kreisen bekannt geworden ist, schildert Schneegans die Hauptpunkte der Ostküste, zunächst Taormina, dann Syrakus, endlich Catania und den Aetna. Von Catania aus führt ihn die neue Eisenstraße quer durch das Innere über Castrogiovanni, das alte Enna, und die Schwefelminen nach der Südküste, von der wir jedoch nur Girgenti mit den Trümmern des alten Akragas in seiner Gesellschaft besuchen. Nur ein ziemlich flüchtiger

*) Wer sich über die socialen Verhältnisse der Insel näher unterrichten will, den verweisen wir auf das treffliche Werk von Leopoldo Franchetti und Sidney Sonnino: „La Sicilia nel 1876" (Florenz, Barbera, 1877). Näheres darüber und über die sicilianischen Zustände findet sich in „Unsere Zeit", Neue Folge, XIV, 2., 215—221.

Blick fällt weiterhin auf die „Trümmerfelder des Westens“, und mit einer kurzen Skizze der Hauptstadt Palermo schließt das Werk.

Eine in fröhlicher Gesellschaft von Messina aus unternommene Lustfahrt nach den Felsen der Scylla bietet Gelegenheit zu einem Excurs über die Topographie der Odyssee und den vorgeschichtlichen Zustand der Gegend. Schneegans stellt die gewiß richtige, wenn auch nicht durchaus neue Ansicht auf, daß alle Bemühungen, aus den Andeutungen Homers bestimmte Oertlichkeiten herausfinden zu wollen, ganz vergeblich sein müßten, da der Dichter nur die über das den Griechen noch wenig bekannte Westmeer umlaufenden Sagen mit dichterischer Freiheit benutzt habe, ohne dabei bestimmte Localitäten vor Augen zu haben.

Eine interessante Episode bildet das Kapitel „Goethe in Messina“. Nach der Tradition, der auch Baedeker's Reisehandbuch folgt, soll Goethe im Palaste des Fürsten Brunaccini, des damaligen Gouverneurs der unglücklichen Stadt, die infolge des entsetzlichen Erdbebens von 1783 noch mehr als zur Hälfte in Trümmern lag, gewohnt haben. Schneegans sucht den jetzigen Besitzer des Palastes, den Enkel jenes Fürsten auf, der ihn sehr gastfrei empfängt und ihm versichert, daß Goethe mehrere Tage der Gast seines Großvaters, des Gouverneurs gewesen sei. Nun hat aber Goethe nach seiner eigenen Darstellung*) bei dem alten Brummbär von Gouverneur, von dem er ein so charakteristisches Bild entwirft, nur zu Mittag gespeist, im Gasthof gewohnt und überhaupt nicht volle zwei Tage (9. und 10. Mai 1787) in Messina zugebracht. Die Brunaccini'sche Familientradition ist eine Mythe. Der Gouverneur zu Goethe's Zeit war überhaupt kein Fürst Brunaccini, sondern der Feldmarschall Don Michele Odea: eine Entdeckung, die übrigens nicht erst unser Verfasser gemacht hat.**) Dergleichen Mythenbildung kommt allerdings überall vor, findet aber in Italien einen besonders fruchtbaren Boden. Mit dem Goethe'schen Manuscript, das die Familie Brunaccini besitzen will, das aber zur Zeit von Schneegans' Besuche in Rom zum Einbinden (!) gewesen sein soll, dürfte es sich wol ähnlich verhalten. Schneegans meint, es sei vielleicht die Handschrift von „Kennst du das Land?“, da die Schilderung Italiens in demselben entweder in Messina selbst oder doch im Gedenken an die Stadt geschrieben sein müsse: eine Behauptung, die mehr als kühn erscheint, wenn man bedenkt, daß Goethe die Originale zu seinen Bildern in den allerverschiedensten Gegenden der Halbinsel bis hinauf zu den norditalienischen Seen finden konnte, vorausgesetzt, daß dem Dichter dabei überhaupt bestimmte Localitäten vorschwebten.

Aehnlich scheint uns die Sache zu liegen, wenn der Verfasser in dem Abschnitte „Schiller's sicilianische Dichtungen“ in dem „Taucher“ und der „Bürgschaft“ den Charakter sicilianischer Landschaften mit derselben wunderbaren Intuition naturgetreu wiedergegeben findet, wie das in „Wilhelm Tell“ in Bezug auf die Alpennatur der Urschweiz der Fall ist. Klippen, die schroff und steil in die See hinaushängen, gibt es auch anderswo genug, sicher aber nicht bei der Charybdis, sodaß Schneegans genöthigt ist, die Felsen der Scylla zu Hülfe zu nehmen — und weiter ist von Naturschilderung im „Taucher“ überhaupt keine Rede. Die Naturbilder in der „Bürgschaft“ bei Damon's Rückkehr sind so allgemein gehalten, daß sie wenigstens auf jedes andere südliche Land ebenso gut passen würden wie auf Sicilien. Anders verhält es sich mit der „Braut von Messina“. Hier liegen historische Studien des Dichters zu Grunde; auch werden Goethe's Mittheilungen nicht ohne Einfluß geblieben sein, und wir sind weit entfernt zu leugnen, daß Schiller den sicilischen Volkscharakter, seine religiöse und politische Auffassungsweise wie das Verhältniß der eingeborenen Vasallen zu den fremden Eroberern und Herrschern in genialer Weise erfaßt und dargestellt hat; trotzdem erscheint jedoch der Satz, daß Schiller die weite Kluft, die uns noch immer von dem Cyklopenlande — im Gegensatz zu dem „gleichsam vor den Thoren liegenden“ Neapel — trennt, „in dem ahnungsvollen Schaffen seines Dichtergeistes übersprungen“ habe, als eine poetische Hyperbel.

Wir folgen dem Verfasser von Messina aus südwärts der Küste entlang nach Taormina, der Stadt, die durch Geschichte, Denkmäler und Lage zu den anziehendsten und herrlichsten Oertlichkeiten dieses Wunderlandes gehört:

> Alles, Menschen und Häuser, legt Zeugniß ab von den chaotischen Schicksalen dieser Stadt, von dem wildtobenden, zerstörungswüthigen Kampfe, der hier jahrhundertelang gekämpft wurde und in immer wiederkehrendem furchtbaren Ebben und Fluten die gestrigen Eroberer dem heutigen Sieger zu Füßen warf, welcher die nach langem Ringen zu hoher Blüte emporgestiegene Cultur wieder der Vernichtung preisgab und auf ihren Ruinen eine neue Welt mit neuen Menschen, neuer Religion, neuer Kunst, neuer Staatsbildung zu Tage förderte. Es gibt kaum ein anderes Land in der Welt, wo man wie in Italien, wie in Sicilien ganz besonders, dieses Bild des ewigen Zerstörens und Wiederaufbauens der Menschheit in so greller Beleuchtung vor Augen sieht, kein Land, das in unserer Seele in demselben Maße die wehmüthige Empfindung wach ruft, die uns überkommt, wenn wir mit Augen sehen und mit Händen greifen, wie wenig die Macht auch der gewaltigsten Völker und der feinsten Culturen vor dem alles Bestehende immer wieder niederreißenden und neu ersetzenden Weltverhängniß bedeutet, wie leicht und wie schnell und auf Nimmerwiedererstehen die größten Reiche und die noch so fest gegliederten Staatencomplexe weggeschwemmt werden.

Gregorovius nennt Sicilien das schönste Land Europas; Schneegans ist offenbar derselben Meinung, und wir sind weit entfernt, ihnen zu widersprechen. Solche prachtvolle Gesammtwirkungen von Meer und Gebirge, solche Kühnheit und zugleich solcher Adel der Linien, solche Energie und Mannichfaltigkeit der Farbe und Beleuchtung, solche Ueppigkeit einer subtropischen Vegetation und solch herr-

*) Werke, Hempel'sche Ausgabe, XXIV, S. 288 fg.

**) Vgl. Anmerkungen von Düntzer zu dem Aufenthalt Goethe's in Messina a. a. O., S. 798. Düntzer schreibt Dr. Michele Odea; vermuthlich liegt hier eine Verwechselung mit dem in Sicilien noch allgemein üblichen Don (Herr) zu Grunde.

liches Zusammenstimmen derselben mit den Ruinen und Bauwerken einer classischen und romantischen Vorzeit dürfte sich vielleicht mit Ausnahme einzelner Punkte in Griechenland und Andalusien nirgendwo in ähnlicher Weise wiederfinden. Nur darf man dabei nicht übersehen, daß diese Schönheiten keineswegs überall vorhanden sind, daß sie im Gegentheil den Reisenden vielleicht noch besonders eindrucksvoll gemacht werden durch den Contrast mit den weitgedehnten dürren und einförmigen Hochflächen und Berghängen des Innern und der Südküste, die in ihrer traurigen Oede und Sterilität, mit wüstem Steingeröll oder stachlichtem Zwergpalmengestrüpp bedeckt, oft geradezu häßlich und abschreckend wirken.

Unter allen den großartigen und mannichfaltigen Naturschönheiten der Insel bietet das vollendetste Bild der Blick von dem griechischen Theater des alten Tauromenium, bekanntlich einer der besterhaltenen unter den Bühnen des classischen Alterthums. Unendlich großartiger und erhabener ist allerdings noch die Aussicht vom Gipfel des nahen Vulkans, zumal wenn man, wie der Schreiber dieser Zeilen, vom Kraterrande aus die Sonne sich am tief dunkelblauen Himmel über der calabrischen Halbinsel erheben und die ungeheure Rauchsäule, die neben uns aufsteigt, röthen und vergolden sieht, während zu unsern Füßen die schwarzen Lavaströme des Riesenkegels mit seinem schimmernden weißen Schneekragen tief, unendlich tief bis zu der blühenden Meeresebene hinabsteigen, und über die ganze Insel und das ringsher sichtbare Meer noch tiefe schweigende Dämmerung gebreitet liegt. Aber an malerischer Wirkung kann sich der Blick vom Aetnagipfel doch nicht mit der Aussicht von den Ruinen des Theaters von Taormina vergleichen, dem überhaupt in ganz Sicilien nur die von dem alten Heiligthum der Aphrodite-Astarte auf dem Eryx im äußersten Nordosten nahe kommen mag:

> Die Pracht der Farben wetteifert mit dem fast überschwenglichen Reichthum der harmonisch ineinander laufenden und sich gegenseitig zur Geltung bringenden, auf- und niedersteigenden Linien; man empfindet vor diesem Anblick ein Gefühl der vollständigsten künstlerischen Befriedigung, wie man es kaum vor irgendeinem andern Bilde empfinden dürfte; ja, fast fühlt man sich übersättigt von seiner absoluten Vollendung, von seiner makellosen classischen Schönheit.

Bei dem Anblick der neuen Ausgrabungen an dem alten Theater gibt der Verfasser einem Gefühle Ausdruck, wie es in ganz ähnlicher Weise Gregorovius bei seinem neuerlichen Besuche der Tempeltrümmer von Selinunt ausspricht *) und das sich jedem Besucher, der irgend Sinn für das Malerische wie für die Harmonie dieser ehrwürdigen Reste des Alterthums mit ihren Umgebungen besitzt, mit Gewalt aufdrängen muß. Der rücksichtslose Eifer, mit dem die Archäologen nicht nur allen Schutt, sondern auch die üppige Vegetation hinwegräumen, mit der die Natur dieselben wie mit einem leuchtenden Gewande von Grün und Blüten umgeben und so einem traurigen Schauspiel der entsetzlichsten Zerstörung eine halb verhüllende und versöhnende Folie gegeben hat, mag vielleicht der Wissenschaft zugute kommen; aber er raubt diesen Stätten zugleich den zauberischen, nicht mit Worten auszudrückenden Reiz, den die — ich möchte sagen organische — Verbindung der todten Denkmäler einer uralten Cultur mit der reichen lebendigen Natur der südlichen Landschaft in dem Beschauer hervorrief. Wer das Theater von Taormina, wer die Tempel von Agrigent, Selinunt und Segesta, wer den blumenbesäeten Mauerring von Pästum, wer die mit Waldreben und wildem Wein lianenartig umwobenen cyklopischen Steine der alten Populonia, wer die mit Epheu überkleideten Häuser und Kirchen von Ninfa im Volskergebirg, die Gregorovius so lockend schildert, geschaut hat, als sie noch unberührt von Menschenhand in der herrlichen Wildniß dalagen, und sie dann wiedersieht als nackte unförmliche Steine, die ihm aus Gräben und Löchern hervor entgegenstarren, der wird, mit vollem Herzen in die Klage unseres Verfassers einstimmend, mit ihm fragen:

> Werden diejenigen, die gegen die früheren Zerstörer so heftig eifern, nicht ihrerseits zu Zerstörern, wenn sie das Graben und Abräumen, das Putzen und Scheuern übertreiben und, dem Drange nach neuem Wissen folgend, es dahin bringen, daß diese Ruinen ihres eigenen wunderbaren Reizes entkleidet werden?

Mit besonderer Vorliebe verweilt Schneegans bei dem alten Syrakus, seiner Geschichte und Topographie. Das traurige Schicksal der Stadt, die, einst die größte und blühendste aller griechischen Colonien, ja die volkreichste griechische Stadt überhaupt, bis auf ganz verschwindende Reste spurlos von der Oberfläche der Erde getilgt worden ist, erweckt sein tiefstes Mitgefühl. Er gibt uns einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der griechischen Colonisation sowie einen Abriß der Geschichte der Stadt selbst von ihrer Gründung bis zu der Eroberung und Zerstörung durch das Römerheer unter Marcellus, wol besonders, um den Beweis zu liefern, daß, während die andern Griechenstädte Siciliens aus Mangel an Nationalgefühl im beschränktesten Egoismus einander bekriegten und selbst die schlimmsten Feinde ihres Volksthums, die Karthager, zu Hülfe riefen, die Bürger und Regenten von Syrakus das nationale Banner hochgehalten und einen festen Bund der sicilianischen Griechen erstrebt hatten. Besonders eingehend schildert er Gelon's Regierung (nach Curtius und Holm) und versucht eine „Rettung" des ältern Dionys, den er nur als Tyrannen im antiken, nicht im modernen Sinne aufgefaßt haben will, im schroffsten Gegensatze zu Phalaris, dem berüchtigten Herrscher der alten Akragas. Daß diese Stadt zu Grunde gehen mußte sowol wegen der Lasterhaftigkeit wie wegen der politischen Fehler ihrer Bürger, erscheint ihm natürlich und gerecht; aber vergeblich sucht er in der Geschichte von Syrakus nach einer schweren Sündenschuld, um das grausame Geschick der Stadt zu erklären. Wenn er indeß die Vernichtung dieser einst so glänzenden Metropole als eine einzig dastehende hinstellt, so scheint er uns, von den andern Griechenstädten Siciliens

*) „Unsere Zeit", Januarheft 1887, S. 38.

und Unteritaliens, wie zumal Syrakus, ganz abgesehen, das Geschick von Babylon und Ninive, von Susa und Ekbatana, von Antiochien und Theben und so manchen andern einst weithin strahlenden Mittelpunkten der Macht und Cultur ganz vergessen zu haben. In allen diesen traurigen Episoden des großen Epos der Weltgeschichte nach einer tragischen Schuld des Helden zu forschen, ist vielleicht dem Menschen und zumal dem Dichter natürlich: der Historiker wird nicht von diesem Gesichtspunkte ausgehen dürfen, wenn er nicht Gefahr laufen soll, die Geschichte der Vergangenheit auf einer bedenklich subjectiven und schwankenden Basis aufzubauen.

Ein poetischer, meist zugleich melancholischer Hauch liegt über die Schilderungen gebreitet, die uns der Verfasser von Syrakus und seinen Umgebungen entwirft. Jedes der fünf Kapitel dieses Abschnittes: „Das alte Syrakus", „Arethusa", „Ueber und unter der Erde", „Anapus und Kyane", „Epipolä", endet mit einem schwermüthigen Epilog, der uns an die Verse

Grandia consumpsit moenia tempus edax,
Sola manent interceptis vestigia muris . . .

des alten Touristen Rutilius Namatianus erinnert.

„In der Feuerregion" führt uns natürlich über Catania, die Zukunftsstadt Siciliens, welche schon jetzt Messina weit überholt hat, zum Aetna. Der Verfasser ist nicht zum Gipfel des Vulkans emporgeklommen, wenigstens erwähnt er nichts davon — hatte aber das Glück, den Ausbruch von 1886 zum Theil aus nächster Nähe zu betrachten, dessen meisterhafte Schilderung, von der wir hier eine kleine Probe bieten, vielleicht den anziehendsten Theil des ganzen Buches bildet:

Wie eine Pyramide von flüssigem Golde ragt der neue Kegel in den schwarzen Nachthimmel hinauf, fast durchsichtig, möchte man glauben, mit blutrothen Adern durchwebt. Aus dem Krater steigt eine Feuersäule auf, die ungeheuere Felsmassen emporschleudert, bald gerade in die Höhe, bald sie in Garben rings umher streuend. Von Minute zu Minute hört man im Innern des Kegels ein ungeheueres Getöse, ein Heulen, Dröhnen, Zischen, als sollte der ganze Berg auseinanderbersten, und aus dem Krater schießt es goldenblitzend hervor, von riesigen glühenden Felsblöcken; sie fahren hinauf, als wären sie vom Blitze geschleudert, höher, immer höher; dann scheint es, als blieben sie oben unbeweglich hängen, und langsam schweben sie wieder herunter. Zuweilen ist es, als platze der Berg von oben bis unten, und knatternde Raketen schießen rings in die Luft. Nun quillt es über den Rand des Kegels; die rothe Lava überschäumt den Krater und schießt wie ein Strom von lauter Diamanten und Rubinen an den steilen Wänden herab; der ganze Berg scheint lebendig zu werden; es rinnt und rieselt und strömt und prasselt und schimmert und leuchtet. Auch dort unten, an seiner Flanke, klaffen die tiefen breiten Schlünde, aus denen die Lava in rothgoldenen Feuerwellen herausrollt; daneben und zu allen Seiten blitzt und kracht es aus den kleinern Kratern. Und dann — in weiter Ausdehnung das riesige, zwei Kilometer breite Lavafeld; schwarz, mit blutrothen Feueradern durchstreift, schiebt es sich langsam und ruhig — wie grausig ist diese Ruhe! — vorwärts, ein vor Augen liegendes Bild der unerbittlichen, stetig ihren vorgezeichneten Weg verfolgenden Urkraft der Natur, die alles Menschenwerk vernichtet!

„Ergreifende und bezaubernde Ansichten gewährt eine Wanderung vom östlichen Ufer durch die eigentliche Schwefelregion nach der Südküste, von Catania über Castrogiovanni nach Grotte und Girgenti. Wie in einem Zauberspiegel wechselt von Stunde zu Stunde der Charakter des vorüberfliegenden Landes."

Beim raschen Durchfahren mit der Eisenbahn, wo man sich nur in den größeren Orten und deren unmittelbarer Nähe aufhält, mag es sein, daß die Insel dem Reisenden den Eindruck der höchsten Fruchtbarkeit und Ueppigkeit gemacht hat. Wer aber Sicilien auf gemächlich dahinschreitendem oft durch die Beschaffenheit des sogenannten Weges zum vorsichtigsten Gange genöthigten Maulthier durchritten hat, dem kommt es zur lebendigen Anschauung, daß große Theile des Landes, und zwar keineswegs blos die steilen Berghänge, sondern weitgedehnte Hochflächen und ehemals fruchtbare, jetzt mit Geröll bedeckte Thalsohlen nichts als nackte, der Cultur für lange Zeit, vielleicht für immer entzogene Steinwüsten bilden. Stundenlang führt ihn sein Weg über nackten Felsboden hin, wo kein Grashalm sprießt, kein Krümchen fruchtbarer Erde haftet, wo er nichts Lebendes erblickt, als den über ihm schwebenden Geier oder die wilden Kaninchen, die aus den Felslöchern lugen. Läßt sich doch unser Verfasser selbst von einem Reisegefährten sagen: „Wer die Wälder abhaut, der gräbt das Grab des Landes". Und in Sicilien kann man jetzt wochenlang reisen, ohne ein einziges mal in den kühlen Waldesschatten zu treten. Die berühmte Waldregion des Aetna gehört schon jetzt zum größern Theil der Geschichte der Vergangenheit an; nur in den unzugänglichen Schluchten der Madonnia finden sich noch große zusammenhängende Wälder.

Die alte Felsenstadt Enna oder Henna, der „Nabel Siciliens", jetzt Castrogiovanni, einst der Mittelpunkt des Demeter-Korncultus, bietet Schneegans Gelegenheit zu Betrachtungen über die alten Gottheiten der Insel. Die sicilianische Mythologie erscheint als ein unentwirrbarer Knäuel aus den Ablagerungen der Götterlehre aller Mittelmeervölker zusammen mit den autochthonischen Gottheiten, wie der räthselhaften Paliken. Natürlich kommt der Verfasser dabei auch auf die von Kreta eingeführten und hier hoch verehrten geheimnißvollen Gottheiten, die Mütter, welche Goethe so trefflich zu verwerthen verstanden hat, zu sprechen, deren Tempel noch zu Cicero's Zeit in Engyon, dem jetzigen Gengi, stand. Einen leitenden Faden in dieser heillosen Götterconfusion weiß auch er natürlich nicht zu finden; er ist eben kein Julius Braun, der uns ohne weiteres nachgewiesen hätte, daß auch die sicilischen Götter selbstverständlich sämmtlich aus dem Nilthale stammten.

Wir haben bereits des Abschnittes über die Mafia und das Brigantenthum gedacht. Was Schneegans darüber sagt, ist im ganzen zutreffend; nur hat er die Thätigkeit und Wirksamkeit dieser tief in den Sitten und Anschauungen des Volks wurzelnden Verschwörung gegen die bestehende Rechtsordnung nicht umfassend genug aufgefaßt

und geschildert; zumal den beherrschenden Einfluß, den dieselbe bis auf die neueste Zeit auf die Gemeinde- und Bezirksverwaltung, die Wahlen, die Repartition der Steuern, die Verwaltung der Stiftungen u. s. w. ausübt. Daß das Brigantenthum seine Wurzel in der Unterdrückung der Ureinwohner durch die fremden Eroberer habe, ist eine geistreiche Hypothese; jedenfalls ist es hier wie in Unteritalien stets genährt und verstärkt worden durch die banditi, die geächteten Angehörigen der besiegten politischen Parteien. Daß mit der Herrschaft der Bourbonen auch die Briganten verschwunden seien, ist zu viel behauptet; zu Anfang der siebziger Jahre sah es in dieser Beziehung in Sicilien schlimmer aus als 20 Jahre früher, bis Nicotera's energische Maßregeln 1877 dem Unwesen wenigstens für eine Zeitlang gründlich steuerten. Ist es richtig — was der Referent nach seinen Informationen allerdings noch einigermaßen bezweifeln muß —, daß im vollsten Gegensatze gegen frühere Zeiten die Bevölkerung jetzt die Regierung energisch gegen die Briganten unterstützt, so dürfte das Räuberthum wenigstens als Institution, als unberechtigte Eigenthümlichkeit der Insel endlich vollständig verschwinden.

In dem interessanten Bericht über die berühmten Schwefelminen bei Grotte erfahren wir, daß die Production des Minerals von 1853 bis 1880 von 102 auf 280 Millionen Kilogramm gestiegen, daß aber in neuester Zeit infolge der amerikanischen Concurrenz eine bedenkliche Ausfuhrstockung entstanden ist. Der Gewinnungsproceß selbst ist ein primitiver und in Beziehung auf die dabei in empörender Weise ausgenutzte und misbrauchte Menschenkraft geradezu barbarisch zu nennen.

Bei Girgenti berührt der Reisende die Südküste Siciliens. Wir haben erwähnt, daß er für die Bewohner des alten Akragas wegen ihrer feigen und egoistischen Politik keinerlei Sympathie empfindet; ja, er redet sich förmlich in die Hitze gegen die unglückliche, seit Jahrtausenden begrabene Bevölkerung, indem er zugleich Gregorovius' Urtheil über die modernen Neapolitaner auf sie anwendet: „Dieses Volk ist im innersten Wesen unpolitisch, untragisch und jener männlichen Leidenschaft bar, ohne welche das geschichtliche Thun nicht denkbar ist." Ja, er steht dermaßen unter diesem Eindruck, daß selbst jener herrliche Höhenzug über dem Meere mit seinen vier aus Oliven- und Mandelhainen und duftenden Blumen aufsteigenden Tempeln, mit dem weiten Blick über See und Gebirge, sonst das Entzücken aller Besucher, ihn fast kalt läßt. „Von der äußern Umgebung allein ist eben der Eindruck nicht abhängig, den die Natur und die Werke der Menschen auf uns ausüben..... Die todten Tempel von Girgenti erzählen uns nur von Phalaris und von dem verweichlichten, unmännlichen Stamme, der seine Heiligthümer nicht zu vertheidigen wußte." Nur die gewaltige, halb mythische Gestalt des größten Sohnes der alten Griechenstadt, des Empedokles, der als Dichter, Denker und Staatsmann sich bergehoch über seine Mitbürger und Zeitgenossen erhob, vermag ihm zu imponiren.

Wenn Schneegans den Schlammvulkan von Maccaluba oberhalb Girgenti nicht besucht hat, weil, wie ein Freund ihm mittheilt, „derselbe Unterschied zwischen demselben und den wirklichen großen Vulkanen besteht wie zwischen den Apokryphen und den kanonischen Büchern der Bibel", so dürfen wir das in seinem eigenen wie im Interesse seiner Leser bedauern. Wenn der Schlammvulkan auch weder auf Schönheit noch auf Erhabenheit Anspruch machen kann, so gehört doch diese eigenartige, in Europa einzige Erscheinung zu den interessantesten Naturschauspielen, die uns Sicilien zu bieten hat.*)

Der letzte Abschnitt des Buchs: „Im Westen", der uns im ersten Theile „die westlichen Trümmerfelder", d. h. die Ruinen der Phönizierstadt Solunt, die er in Gesellschaft des Geographen Kiepert besuchte, die Tempel von Segest und Selinunt, im zweiten Palermo schildert, ist, wie schon erwähnt, der kürzeste und verhältnißmäßig dürftigste des Werks. Es scheint fast, als habe den Verfasser eine gewisse Sättigung und Ermüdung überkommen und ihn gedrängt, seinen Bericht möglichst rasch zu Ende zu bringen. Von dem Tempel Segestas und den Stadttrümmern auf dem Berge darüber mit ihren wildschönen Umgebungen erhalten wir gar keine eigentliche Schilderung; es scheint fast, als sei er hier, ohne anzuhalten, vorübergegangen. Dagegen erzählt er uns im Detail die entsetzlichen Grausamkeiten, die Agathokles bei seiner Eroberung von Segesta (Egesta) verübte. Auch über Selinunt und die Städte der Westküste geht er rasch hinweg. In Palermo tritt natürlich im Gegensatze zu den classischen Erinnerungen, bei denen er bisher verweilt, das Mittelalter mit seinen Sarazenen- und Normannenbauten in den Vordergrund der Darstellung. Mit Recht erblickt Schneegans in den herrlichen Leistungen der normannischen Architektur das Resultat einer Verschmelzung der arabischen und christlichen Kunst und Cultur. Wer die Cappella palatina im alten Königsschloß zu Palermo gesehen, wird es begreifen, wenn er bei ihrem Anblick, wie bei dem des Innern der Kathedrale von Monreale und ihres Klosterhofs in begeisterte Verzückung geräth. Dagegen wundert es uns, daß er des Sarazenenschlosses der Zisa und ihrer so wunderbar eindrucksvollen Eingangshalle kaum im Vorübergehen mit einem Worte gedenkt.

Zum Schlusse polemisirt der Verfasser gegen den schlechten Ruf, unter dem Sicilien leide, und der sich hauptsächlich auf die falschen Darstellungen der Sicilianischen Vesper von 1282 gründe, die nicht, wie die französchen Geschichtschreiber sie darzustellen lieben, ein feiger Meuchelmord, sondern, wie der sicilianische Historiker Amari nachgewiesen hat, die Erhebung eines ganzen Volks gegen seine Unterdrücker in blutigem, heldenmüthigem Kampfe war. Erscheint diese seine Auffassung durchaus gerechtfertigt, so können wir dagegen ebenso wenig zugeben, daß der üble Ruf der Inselbewohner im wesentlichen auf der

*) Vgl. die Beschreibung in: „Bilder italienischen Landes und Lebens" von Otto Speyer (Berlin, Mittler u. Sohn, 1859), II, 206 fg.

Sicilianischen Vesper beruhe, wie wir in seine allzu günstige Beurtheilung des sicilianischen Volkscharakters oder in seinen bedingungslosen Panegyrikus auf Kaiser Friedrich II. einstimmen können, den er außerdem viel zu sehr als Deutschen auffaßt, während derselbe nach Geburt und Erziehung, nach Bildung und Auffassung weit mehr ein Kind des Südens war.

Wenn wir uns bei der Beurtheilung der vorliegenden Schrift nicht immer mit den Ansichten ihres Verfassers einverstanden erklären konnten, wenn wir das eine oder andere etwas zu einseitig aufgefaßt fanden, hier und da etwas vermißt haben: so fühlen wir zum Schlusse um so lebhafter das Bedürfniß, ausdrücklich hervorzuheben, daß das Buch eines der besten Reisewerke ist, die wir über Sicilien besitzen, daß uns dasselbe durch den Reichthum seines Inhalts, durch die tiefe, im wohlthuendsten Gegensatze gegen die gewöhnliche Oberflächlichkeit der Touristenschriften stehende Auffassung, durch das liebevolle Sichversenken in den Stoff, durch das warme Colorit, die anschauliche und farbenreiche Darstellung und die schöne blühende Sprache unwiderstehlich fesselt, sodaß wir ohne Besorgniß, Lügen gestraft zu werden, behaupten dürfen, daß kein Leser es unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Otto Speyer.

Eine Biographie Thomas Carlyle's.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Das Leben Thomas Carlyle's. Von J. A. Froude. Aus dem Englischen übersetzt, bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Th. A. Fischer. Zwei Bände. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 12 M.

Wir haben die Briefe der Gattin Carlyle's mitgetheilt, die in England auf Kosten des Gatten das Carlyle'sche Haus als eine Marterhöhle erscheinen lassen. In gewissem Sinne, nämlich in Rücksicht auf Carlyle's Schwerlebigkeit, war dies ja ohne Zweifel der Fall. Im Jahre 1838, also im zwölften Jahre seiner Ehe, schrieb Carlyle in sein Tagebuch:

Ich führe ein merkwürdiges, traumgleiches, dämmerndes Leben, nicht wenig erleichtert und beruhigt und doch traurig; heute voll friedvoller Freude, morgen aus keiner greifbaren Ursache in Trauer und Verzagtheit versunken. Das Buch (Carlyle's „Geschichte der Französischen Revolution") aber hat mir wirklich außerordentlich viel genützt. Es lag wie eine Feuerlast auf mir, die mein Herz verzehrte, die ich nun aber, dem Himmel sei Dank, abgeworfen habe. Selbst in Stunden finsterster Verzagtheit, wenn Hemmung und totale Vernichtung mich zu bedrohen scheinen, sage ich: „Nun gut, es kann mir das Leben kosten, meine Ruhe soll es mir nicht nehmen!"

Und ein paar Tage darauf schrieb er an seinen Bruder:

Gott sei Dank! Ich spüre einen Lichtschein im Innern; wer ihm demüthig, ruhig und schweigend folgt, um den wird es wohl stehen. Vor allem aber schweigend. Warum rede ich denn jetzt? Um es kurz zu sagen, mein lieber Bruder Jack, ich versuche es, dem Himmel für so viele Gnade auch in dieser Beziehung zu danken. Ja, diese langen Jahre des Märtyrerthums und des Elends, die ich um keinen Preis der Welt noch einmal durchmachen möchte, waren nicht gänzlich vergebens. Mein Gemüthszustand ist nicht halb so beklagenswerth wie früher. Ich fühle mich traurig, traurig, aber durchaus friedevoll; und eine solche Traurigkeit scheint beinahe so gut wie Freude. Erlöset mich, o ihr höchsten Mächte, vom Eigendünkel! Ja, thut dies, und was ihr sonst auferlegt, werde ich tragen.

Neben einem Manne, dessen Ueberzeugungen ihn hinderten, mit irgendeiner Partei die Beute zu theilen, und der unter Entbehrungen aller Art seine zumeist auf heftigen Widerspruch stoßenden Anschauungen deshalb als Einzelkämpfer zur Geltung bringen mußte: neben einem solchen Manne und seiner Schwerlebigkeit nicht selbst verdrossen und grüblerisch zu werden, war begreiflicherweise nicht leicht. Kurz vor ihrer Hochzeit hatte Miß Welsh an Carlyle geschrieben: „Ich bin völlig entschlossen und geradezu fröhlich, fröhlich im Angesicht der gefürchteten Ceremonie (der Trauung), des Hungertodes und jeglichen andern schrecklichen Schicksals."

Es galt freilich damals ihm Muth zu machen; denn er hatte ihr geschrieben, weder geistig noch körperlich tauge er zum Heirathen; es gebe ja noch viele edle Herzen auf Erden, sie dürfe sich seinetwegen nicht opfern. Auch hatte sie während fünf langer Jahre Zeit gehabt, ihn und alle seine Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen. Und sie war damals ja längst kein Kind mehr. Ihr Geburtsjahr ist auf dem Denkstein zu lesen, welchen der gebeugte, greise Gatte ihr setzen ließ. Sie war 1801 geboren, stand also, als sie heirathete, im sechsundzwanzigsten Jahre.

Wie sie ihn damals aufgefaßt wissen wollte und wol auch selbst auffaßte, geht am besten aus einem Briefe hervor, in welchem sie eine ihrer Tanten pflichtschuldigst von ihrem Vorhaben benachrichtigte:

Ihnen zu sagen, mit welch wichtiger Angelegenheit ich beschäftigt gewesen bin, würde Ihnen nichts Neues berichten. „Das nicht zu wissen, würde so viel bedeuten, als daß man von Ihnen selbst nichts wüßte." Denn eine Heirath ist ein Thema, das sich für das Begriffsvermögen aller schickt, und in diesem speciellen Falle sowie in allen andern mir bekannten Fällen hat man möglichst viel daraus herausgeschlagen. Allein, obschon viele Worte an „meine Lage" verschwendet worden sind, hege ich doch meine leisen Zweifel, ob man Ihnen ein richtiges Bild davon entworfen hat. Vermuthlich hat man Ihnen zuerst und vor allem erzählt, daß mein Bräutigam arm ist (denn das herauszufinden, erfordert keinen bedeutenden Scharfsinn); und zweitens hat man sich höchst wahrscheinlich in einigen nicht gerade schmeichelhaften Bemerkungen über seine Geburt ergangen, und dies um so wahrscheinlicher, falls die Kritiker selbst von geringer oder zweifelhafter Herkunft waren; traf es sich aber, daß sie zu den Leuten gemeiner Eleganz mit durchaus nicht unbestrittenen Ansprüchen

auf ein gutes Aussehen gehörten, so haben sie ihn sicherlich auch für unmanierlich und häßlich erklärt. Aber hundert gegen eins, sie haben Ihnen nicht gesagt, daß er einer der gescheitesten Männer seiner Zeit ist, und nicht nur der gescheitesten, sondern auch der aufgeklärtesten; daß er alle die Eigenschaften besitzt, die ich in meinem Gatten für nöthig erachte: ein warmes, treues Herz, um mich zu lieben, einen gewaltigen Verstand, um mich zu beherrschen, und eine Feuerseele, um der Leitstern meines Lebens zu sein. Ausgezeichnete Gaben dieser Art erfordern aber immer schon einen gewissen Grad von überlegener Einsicht bei denen, die sie gehörig zu würdigen wissen. In den Augen der Canaille, der armen seelenlosen elenden Kerle, sind dieselben bloße Thorheit; und es ist ja lediglich die Canaille, die über anderer Leute Angelegenheiten schwatzt. Das ist also mein zukünftiger Gatte; kein großer Mann nach des Wortes gewöhnlichster Bedeutung, aber wahrhaft groß in dem ursprünglichen, natürlichen Sinne des Wortes: ein Gelehrter, ein Dichter, ein Philosoph, ein weiser und edler Mensch, der sein Adelspatent vom allmächtigen Gott verliehen erhalten hat und dessen hohe Männlichkeit nicht nach dem liliputischen Zollstabe gemessen werden darf. Werden Sie ihn leiden mögen? Ob ja oder nein, bleibt sich schließlich gleichgültig, da ich ihn in innerster Seele liebe.

Zu Ehren der Schreiberin dieses charaktervollen Briefs sei hinzugefügt, daß sie in Wirklichkeit, ungleich ihrer Mutter, nicht am Luxus hing, ja daß sie ihn fast so sehr geringschätzte, wie Carlyle es that. Sie hatte denn auch die Kraft, sich zu einer tüchtigen Haushälterin herauszuarbeiten. Da sie bis zum Tode ihrer Mutter sich durch die obenerwähnte Verfügung zur Mittellosigkeit verurtheilt hatte und da der Hausstand solcher Art mit ihres Gatten literarischen Honoraren bestritten werden mußte, wurde es ihr ohne Zweifel leichter, als man im allgemeinen angenommen hat, sich selbst Entbehrungen aufzuerlegen; denn es war ja ihr Wille gewesen, das Los Carlyle's nur durch ihre Liebe und ihre haushälterische Sorge zu erleichtern. Gewiß gelang ihr das letztere in hohem Grade; aber jene Verfügung und deren sechzehnjährige Dauer (die Mutter Mrs. Welsh starb 1842) war doch der Commentar zu den Worten, welche Carlyle in sein Tagebuch schrieb, als der Tod seiner Schwiegermutter die Hausstandskasse seiner Frau um jährlich 2—300 Pfd. St. verbesserte: „das eiserne Halsband der Noth ist uns nun abgenommen“.

Auf jene Zeit der Noth deutet auch ein höchst anmuthiger Brief zurück, den sie später an einen ihrer guten Bekannten schrieb und in welchem sie sagt, nicht die Größe oder Geringfügigkeit der nächstliegenden Pflicht mache eine Sache edel oder gemein, sondern der Geist, in welchem die Pflicht erfüllt werde.

Leider ist die kinderlos und solcher Art vornehmlich auf geistige gegenseitige Befriedigung der Gatten angewiesen gebliebene Ehe — sie dauerte volle vier Jahrzehnte — etwa in der Hälfte dieses Zeitraums durch eine Störung getrübt worden, welche sich freilich aus der Natur des ganzen Verhältnisses nur zu gut erklärte, welche die Freunde des trefflichen Paars aber mit nicht geringer Sorge erfüllen mußte. „Où est la femme?“ fragt man selbstverständlich auch bei diesem Ehezwist. In der That, es handelte sich um eine Frau. Die Gattin Carlyle's hatte früher gescherzt: seit du ein berühmter Mann zu werden beginnst, macht man dich ja zum Centrum aller Verrückten. Aber es hatten sich ihm auch angesehene Häuser in nicht geringer Zahl geöffnet, und in einem derselben verkehrte er gern und oft, dem Hause Mr. Baring's, des spätern Lord Ashburton. „Die Gattin desselben, Lady Harriet“, schreibt Froude, „wurde seine Gloriana oder Königin des Feenreichs, die einen merkwürdigen Einfluß im Guten und Bösen auf ihn auszuüben bestimmt war.“ An einer andern Stelle sagt Froude, nachdem er vor allem Lord Ashburton's große Zuneigung zu Carlyle betont hat:

Von Lady Harriet sind viele Billets erhalten; sie sind kurz, klar und bestimmt und lesen sich eher wie die Befehle einer Herrscherin, als wie die leichten Mittheilungen der Freundschaft. Sie selbst war begabt, witzig, ungezwungen, sah die Menschen und die Dinge, wie sie waren und behandelte sie demgemäß. Sie erkannte das unendliche Uebergewicht Carlyle's über ihre ganze Umgebung an, bewunderte seinen Verstand, ergötzte sich an seinem Humor; und er liebte die Gesellschaft einer Person, die ihn niemals langweilte, die ein klares Auge, eine scharfe Zunge, eine Verachtung alles Unsinns und ein majestätisches Selbstbewußtsein zur Schau trug. Es freute ihn, sich von einer brillanten Dame, die in mehr als der halben londoner vornehmen Gesellschaft die erste Rolle spielte, gewürdigt zu sehen. Die Barings besaßen eine Villa in der Nähe von Addiscombe und zogen sich während der londoner Saison häufig in das sonnige Surrey zurück. Dort traf Carlyle mit den Mitgliedern der höchsten englischen Aristokratie zusammen. Unterdessen hatte auch Frau Carlyle, die inzwischen nach London zurückgekehrt war, auf ihres Gatten Wunsch die Bekanntschaft Lady Harriet's gemacht; doch stellte sich bald heraus, daß die beiden Frauen nicht füreinander paßten. Frau Carlyle verhehlte sich die ausgezeichneten Eigenschaften der Dame nicht; aber gerade diese Eigenschaften konnten einer herzlichen Freundschaft im Wege stehen. Man fühlt sich gewöhnlich nicht zu denen hingezogen, die sich eben darin auszeichnen, worin man selbst die erste Stelle einzunehmen gewohnt ist. Frau Carlyle wußte, daß Lady Harriet gescheiter war als die große Menge der Schwärmerinnen, die ihren Gatten anbeteten. Sie wußte ebenfalls, daß er ihre Ueberlegenheit kannte, und daß sie durch ihre Talente sowol wie durch ihren Charakter einen ganz besondern Einfluß auf ihn ausübte, während er über die Huldigungen, welche die übrigen ihm darbrachten, gutmüthig lächelte. In Bezug auf Lady Harriet aber lag die Sache anders. Sie sah, daß Carlyle ihre brillanten Gaben bewunderte und von ihrer, der Königin, stolzen Achtung angenehm berührt wurde. Von Eifersucht in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes zu reden, würde sehr thöricht sein; aber es gibt verschiedene Formen der Eifersucht, und die Stellung einer Frau ist da, wo der Gatte der intime Freund einer andern Frau ist, eine schwierige und precäre. Einem feurigen Charakter, wie Frau Carlyle insbesondere, mußte der Gedanke, daß Lady Harriet auf irgendeine Weise zwischen sie und ihren Gatten treten könne, unerträglich sein.

Nun, es kam nach mancher heftigen Auseinandersetzung zwischen Carlyle und seiner Gattin so weit, daß die letztere ihn seinem eigenen Nachdenken überließ und zu ihren Verwandten nach Liverpool reiste; glücklicherweise nicht für lange Zeit. Carlyle's Briefe wie auch namentlich diejenigen Mazzini's, welcher beiden Gatten herzlich befreundet

war, überzeugten sie allmählich, daß sie an Carlyle's Seite noch ernste Pflichten zu erfüllen hatte, und so kehrte sie auf ihren Posten zurück. „Die Wunde wollte aber noch lange nicht heilen", sagt Froude, „obwol das Gefühl gegenseitigen herzlichen Zutrauens und aufrichtiger Zuneigung und Bewunderung im wesentlichen unerschüttert blieb."

Die letzten zwei Jahrzehnte ihres Lebens gewährten ihr übrigens Freuden mancherlei Art. Hätte sie wirklich einst aus bloßem Ehrgeiz geheirathet, was aber sicher nicht der Fall war, so fand ihr Ehrgeiz jetzt volle Befriedigung; denn das Ansehen Carlyle's wuchs immer höher und höher, und es mußte ihrem Herzen wie auch ihrem berechtigten Stolze wohlthun, seinen Werth zuerst erkannt zu haben. Kurz vor ihrem Tode hatte sie noch die große Genugthuung, ihn mit der Rectoratswürde der Universität von Edinburgh bekleidet zu sehen, eine hohe Auszeichnung, die um so schwerer ins Gewicht fiel, als Schottland sich in der Schätzung Carlyle's — vielleicht weil er eben nur ein Schotte war — sehr zurückhaltend gezeigt hatte. „Die Gratulationen, die besonders von Frau Carlyle's Verwandten eintrafen, amusirten sie", sagt Froude; vielleicht kam auch eine Gratulation von der bewußten Tante. Ihr Plan, Zeuge seiner feierlichen Einführung zu sein, kam nicht zur Ausführung. Zart von Gesundheit, wie sie seit langem war, fürchtete sie, während der Rede ihres Gatten ohnmächtig zu werden oder wol gar todt umzusinken.

Aber ihr Daheimbleiben in London schützte sie nicht gegen Aufregungen, welche ihre Kräfte überstiegen. Zunächst ängstigte sie sich wegen Carlyle — er war 71 Jahre alt und längst des öffentlichen Redens entwöhnt. Dann kamen die Telegramme; alles war gut gegangen, man bestürmte sie mit Glückwünschen. Die Freude griff sie noch mehr an als die Angst. Und so genügte ein Schreck — ihr Hündchen wurde vor ihren Augen überfahren —, um ihre letzte Kraft versagen zu machen. Mit dem von ihr noch selbst aus dem Wagengewirr des Hydepark geborgenen Hündchen auf dem Schos fand man sie leblos in ihrem Wagen sitzen. Carlyle hat sie nur noch als Leiche wiedergesehen.

Was sie ihm gewesen ist, wird sie gewußt haben, obschon Naturen wie die seine mit Worten der Liebe karger zu sein pflegen als minder ernst geartete. Auf ihrem Grabstein hat er aus der Fülle seines bis zum Tode zerrütteten Gemüths von ihr gesagt: „In ihrem lichten Dasein hatte sie mehr Kummer als viele andere, aber auch eine sanfte Unüberwindlichkeit, eine Klarheit der Unterscheidung und eine edle Hingebung des Herzens, wie sie selten sind. Vierzig Jahre lang war sie die treue und liebende Genossin ihres Gatten und hat ihn unermüdlich durch Wort und That gefördert, wie niemand anders es hätte thun können, in allem Würdigen, das er jemals vollbrachte oder zu vollbringen strebte. Sie starb in London am 21. April 1866, ihm plötzlich entrissen und das Licht seines Lebens wie erloschen."

Es hat niemand das Recht, in die buchstäbliche Wahrheit dieser Worte Zweifel zu setzen. Carlyle's Wahrhaftigkeit ist durch sein ganzes Leben bezeugt worden, und selbst diejenigen, welche ihm als Denker vorwarfen, er fordere von dem Staat wie von der menschlichen Gesellschaft Unmögliches und rüttele wol auf, vermöge aber keine wirklichen Heilmittel der bestehenden Zustände nachzuweisen: selbst diese seine Widersacher haben nie an seiner Wahrhaftigkeit gezweifelt.

Wie dies, wenn merkwürdige Menschen aus dem Leben geschieden sind, so oft vorgekommen ist, hat man auch in Bezug auf Carlyle und seine Gattin sich bisjetzt in England nicht darüber einigen können, ob die genaue Kenntniß von ihren gegenseitigen Beziehungen Sache der Oeffentlichkeit sein durfte oder nicht. Vor allem gegen manche Partien der von Froude unabhängig von der Biographie veröffentlichten „Letters and Memorials of Jane Carlyle" haben sich misbilligende Stimmen erhoben. Man darf aber doch zweifellos Carlyle's Wunsch, den Charakter seiner verstorbenen Gattin — und geschehe es auch auf seine eigenen Kosten — in das hellste Licht zu setzen, als einen vollgültigen Grund für jene Veröffentlichung gelten lassen, und es scheint nicht gerechtfertigt, nachträglich den mit dieser delicaten Aufgabe von Carlyle Betrauten für die Art, wie er die Grenzen des ihm gewordenen Auftrags abstecken zu müssen glaubte, in Anspruch zu nehmen; denn nur er war mit Carlyle's desfallsigen Wünschen genau bekannt. Froude sagt über die Auffassung, zu welcher er durch die Lektüre der Briefe kam, nachdem er zuvor nur ein Manuscript gelesen, das Carlyle als „Erinnerungen an Frau Carlyle" gleich nach ihrem Tode als ein Sühnopfer für jede der Verstorbenen bereitete trübe Stunde niedergeschrieben hatte: „Ich sah sofort die Bedeutung der leidenschaftlichen Aeußerungen seiner (Carlyle's) Reue, und hier hatte er nun ein Denkmal errichtet zugleich für das Genie, das sich ihm geopfert hatte, anstatt sich auf dem Gebiete der Literatur zu hohen Ehren aufzuschwingen, und als Sühnung für diejenigen seiner Fehler, die ihr eheliches Leben um dessen Heiterkeit gebracht hatten, obschon sie lediglich Fehler eines reizbaren Temperaments waren und in seiner Darstellung größer erschienen, als sie gewesen waren. In jener Schmerzensstimmung kam es ihm vor, sein Benehmen müsse oft geradezu herzlos gewesen sein, und er hatte sogar die Absicht, nichts als diesen so ungünstigen Bericht über sein Leben auf die Nachwelt kommen zu lassen. In seinem überaus heroischen Leben fand sich nichts Heroischeres und nichts, das gleichzeitig seine Demuth und seine Wahrheitsliebe in ähnlichem Grade bekundete."

In der That, wo waren die Grenzen abzustecken, da das unbestreitbare große Talent Jane Carlyle's durch den Zuschnitt, den ihr Leben angenommen hatte, statt die hochfliegenden Hoffnungen ihrer Jugend zu erfüllen, sich nur noch in Briefen hatte entfalten können? Galt es, dieser Seite ihrer Begabung zu einem späten Nachruhm zu verhelfen, so durfte einzig nur das Unbedeutende ausgeschieden werden. Und dies scheint geschehen zu sein.

So viel über Carlyle's Leben. Bei der Reichhaltigkeit der durch die vorliegende, sehr sachkundige Uebersetzung den deutschen Leserkreisen zugänglich gemachten Froude'schen Biographie würde der Raum zu noch eingehenderer Würdigung derselben nicht ausreichen. Das hier Gesagte wird genügen, um einerseits zu der Lektüre der Biographie, andererseits zu einer etwas allseitigern Beschäftigung mit den Schriften des Weisen von Chelsea anzuregen.*)

Robert Waldmüller.

*) Ein in die Uebersetzung übergegangener Irrthum Froude's sei hier noch berichtigt. In seiner Verehrung für Carlyle's große Fähigkeiten geht er beim Besprechen der Carlyle'schen Biographie Friedrich des Großen so weit, daß er sagt: „Die jungen Leute in den Kriegsschulen Deutschlands läßt man die Carlyle'schen Beschreibungen der Schlachten Friedrich's auswendig lernen; ein ganz außerordentliches Resultat...“ Auf meine desfallsige Anfrage bei einem höhern preußischen Militär schrieb mir derselbe: „Wenn ich auch selbst keinen Augenblick zweifelte, daß die Annahme des Auswendiglernens dieser Schilderungen seitens der Kriegsschüler eine durchaus irrige, nicht zutreffende sei, so wollte ich doch vorher mich an competenter Stelle erkundigen. Das Resultat ist: abgesehen davon, daß nach den Vorschriften der Generalinspection in allen Disciplinen lediglich die betreffenden Leitfäden zu benutzen sind, beschränken sich die einzelnen aus der Kriegsgeschichte zu besprechenden Beispiele, Schlachten u. s. w. nur auf die neuesten Kriege. Für Weiteres fehlt die Zeit. Hierdurch versteht es sich von selbst, daß auch irgendwelche fremdländische Literatur ausgeschlossen bleibt, wie auch daß von einem Auswendiglernen nicht die Rede sein kann.“ Ein anderer Irrthum Froude's bedarf nicht erst der Berichtigung; Froude schließt aus der freundlichen Aufnahme, welche „Das Leben Goethe's“ von Lewes und die „Geschichte Friedrich's des Großen“ von Carlyle in Deutschland gefunden haben; diese Schriften erfreuten sich des Ansehens unbestrittener „Mustergültigkeit“. Dies ist bekanntlich keineswegs der Fall, was nicht ausschließt, daß man in Deutschland das warme Interesse für den deutschen Dichter wie für den deutschen Kriegshelden, welches ihnen von Autoren des Auslandes bezeugt wird, mit Erkenntlichkeit aufgenommen hat. Die weiter daran geknüpfte Folgerung, das deutsche Genie zeige sich auf menschlich praktischem Gebiete so mangelhaft, daß ihm die Begabung, mustergültige Biographien selbst zu schreiben, abgehe, diese Folgerung wird Froude bei tieferm Eindringen in das reiche Gebiet der biographischen Literatur Deutschlands wol gern selbst als eine nicht stichhaltige erkennen.

Episches und Lyrisches.

1. König Hübich. Erzählende Dichtung von Hermann Kiehne. Norden, Fischer Nachfolger. 1886. 16. 1 M. 20 Pf.

Eine weniger bekannte Harzsage, die Sage vom Zwergkönig Hübich, welcher den Menschen wohlgesinnte kleine Monarch — ursprünglich Wodan — tief unter dem unweit des Bergstädtchens Grund im Oberharz belegenen Hübichensteine seinen Palast besitzt, hat dem Dichter den ersten Anlaß zu seiner kleinen poetischen Erzählung dargeboten. Der Inhalt derselben ist größtentheils scherzhafter Natur; nur in der zweiten Hälfte der in der Handlung etwas zusammenhangslosen Fabel sind einige ernste Episoden eingeflochten. Ein mit seinen Angehörigen auf einer Harzpartie begriffener vornehmer Engländer überrascht ein mit herrlicher Sangesstimme begabtes Harzmädchen in einer etwas verfänglichen Situation — die an die Eingangsscene in den vortrefflichen „Dissolving views“ erinnert —, und es glückt ihm, die ihm Enteilende in einem Harzdörfchen ausfindig zu machen und sie zu überreden, zu ihrer schulgerechten musikalischen Ausbildung ihm ins Britenreich zu folgen. Binnen kurzer Zeit ist sie zu einer gefeierten Sängerin herangereift, die auch durch ihre Schönheit die Männerwelt zu allerlei übermüthigen Streichen begeistert. Einer derselben wird Ursache, daß ihr Liebhaber und stiller Bräutigam Walther, welcher ihr heimlich nach London folgt, in einen schweren Ehrenhandel verwickelt und gefährlich verwundet wird, doch auch dem feindlichen Stellvertreter seines eigentlichen feigen Gegners die Nasenspitze abhaut. Den Schluß bildet ein letztes Auftreten Lisbeth's in Mozart's „Zauberflöte“ im Covent-Garden-Theater mit einer zu Ehren der Künstlerin von ihren Verehrern und Collegen veranstalteten Festlichkeit, zu welcher auch

— König Hübich mit der Krone,
Frisch aus Eichenlaub geflochten,
Selbst sich hat zum Fest geladen —

der Zwergkönig erscheint und

Von dem Haupt nimmt er die Krone,
Vom Gesicht sinkt ihm die Maske,
Und dem Vater in den Armen
Liegt die Sängerin mit Schluchzen —

das Ende bildet die übliche Verlobung. Obwol die ganze Dichtung augenscheinlich keinen Anspruch auf besondern Werth machen will, bedauern wir doch, daß der Verfasser nicht lieber eine wohlabgerundete Novelle in Prosa geschrieben hat. Der Sagenfürst Hübich hätte sich recht wohl in die scherzhafte Abfassung mit hineinverweben lassen, und der sonstigen Gestaltung hätte etwas mehr Wahrscheinlichkeit und Zusammenhang verliehen werden können. Die vierfüßigen Trochäen à la Scheffel sind nichts weniger als — schön!

2. Studenten-Tagebuch. 1885—1886. Von Otto Erich. Zürich, Verlags-Magazin. 1887. 8. 1 M.

Diese „dem deutschen Studenten“ gewidmete Sammlung mit etwa funfzig kleinern Gedichten enthält mancherlei Drastisches. Studentenlieder sollen sich natürlich vorzugsweise durch Frische auszeichnen oder kennzeichnen — nun, Frische ist diesen Erzeugnissen nicht ganz abzusprechen: sie enthalten einige Lebensschilderungen von ergreifender Wahrheit, so z. B. „Laß gut sein, Mutter“, ferner „Das Confirmationskleid“ (aber — der Inhalt ist frei nach Johannes Scherr!). Die „Ballade“ mit Anspielung auf König Ludwig II. von Baiern, „Gottvertraun zum Bayonette“, lassen eine schweizerisch-demokratische Gesinnung nicht verkennen; an „Legende“, „Jesus Christus“, „Theologisches“ (auch an „Apotheose des Duells“) werden strenggläubige Theologen wenig Freude haben; „Revolverle“ ist zwar ziemlich studentenhaft, aber auch sehr frivol. Die Octaven „Liebe und Lyrik“ schließt der Dichter — denn ein Dichter behauptet er zu sein:

(Ich bin ein Dichter: Freiheit, alles Leben
Der Zeit, zu deren Sänger ich berufen ...
Ich bin ein Dichter und mir flammt das Herz!) —

mit den auf die „Liebe" bezüglichen Verszeilen:

Drum Ruhm dem Dichter, der mit sich gerungen,
Und, als ein Held, zum — Schweigen sich bezwungen!

Diesen Ruhm hat Erich aber merkwürdigerweise selbst verschmäht, denn es befinden sich in der Sammlung eine ganze Anzahl von Liebesliedern, die übrigens auf Schönheit nur wenig Anspruch machen können: die arme Kellnerin „Lilli" flößt uns ob ihres traurigen Schicksals inniges Mitleid ein; wir bedauern sie um so mehr, als sie im Tode noch mit fünf ziemlich mittelmäßigen Gedichten besungen wird — unser Student hat aber ein gutes Herz:

Im leichten Wirbel meiner Jugendtage
Schweigt, was ich Schweres still im Busen trage:
Die unverwehte stille Todtenklage.

Mein Auge weinte, meine Lippen flehten,
Du bist im Traume vor mich hingetreten
Und — um dein Leben hab' ich Gott gebeten. . . .

Diese Kellneringeschichte macht uns fast einen so tristen Eindruck wie Alexandre Dumas' fils „Camelien-Dame"! Nun auf „Lilli" folgt „Lore" mit vier Liedern, dann „Fränzchen", „Ellen", „Mary" — wie verträgt sich das mit dem „Ruhm und Schweigen unsers Helden und Dichters"? Aber freilich, so weit ist er noch nicht:

Manche Geliebte umschlang mein Arm im Sturme der Jugend,
Aber noch harr' ich auf dich, welche mich bändiget einst —

Zunächst kann wenigstens sein „Freund" fest auf ihn vertrauen:

Drum schilt mich nicht, noch fürchte, daß die Treue
Zum Freunde wie zur Liebsten könne schwinden:
Sie steht auf anderm Grunde, sie wird dauern,
Ein fester Sonnenstrahl in Frühlingswinden!

Bedeutendes haben wir im „Studenten-Tagebuch" nicht gefunden; ein gewisser sarkastisch-frivoler Zug, hier und da mit einiger epigrammatischer Spitze, ist dem ins „Philisterium" Uebergegangenen zwar nicht abzuerkennen, doch bietet er noch nichts Vollkommenes: es ist noch zu leichte Waare! Die „Parabase" ist geradezu schwach, der Rhythmus taugt auch nichts, und Reime wie „schwierig" und „Lyrik", „flieht" und „Lied", „Leid" und „geweiht" können nicht gebilligt werden.

3. Gedichte von Philipp Berke. Stuttgart, Metzler. 1887. 8. 1 M. 80 Pf.

Ein höchst elegant ausgestattetes, sechs Bogen starkes Werkchen, welches aus fünf Abtheilungen, nämlich: „I. Vermischte Gedichte"; „II. Sonette"; „III. Liebesleben"; „IV. Bilder und Gestalten"; „V. Humoristisches", besteht. Unter den siebenundzwanzig „Vermischten Gedichten" befinden sich einige recht gute, so z. B.:

Poesie.

O Poesie, du Born der Schmerzen,
Du Born der höchsten Seligkeit,
Begeistert trag' ich dich im Herzen,
Das früh und ganz sich dir geweiht.

Was Großes all im Menschenthume
Und Herrliches sich offenbart,
Grüß' ich in dir, der blauen Blume,
Symbol der Sehnsucht, keusch und zart.

Du bist das Banner, drum sich scharen,
Die sich der Schönheit anverlobt,
Im Dienst des Guten und des Wahren
Als treue Kämpfer sich erprobt.

Du bist das Kreuz im Gotteshause,
Das gläub'ge Beter fromm umknien,
Der Stern dem Mann in stiller Klause,
Den Melodien aufwärts zieh'n.

Du bist die Liebe, bist das Leben,
Bist Wirklichkeit, bist holder Wahn;
Du bist als Irrlicht mir gegeben
Und bist die Sonne meiner Bahn.

O Poesie, du Born der Schmerzen,
Du Born der höchsten Seligkeit!
Begeistert trag' ich dich im Herzen,
Dein bin und bleib' ich allezeit.

In diesem recht schönen Liede — welches übrigens nicht wie mehrere andere von Freunden des Dichters componirt wurde — ist nur der fünfte Vers nicht gelungen, und zwar wegen des sich sechsfach wiederholenden, höchst geschmacklosen „bist"; wir müßten sehr irren, wenn hier nicht eine ansprechendere und zugleich schwungvollere Form zu finden wäre! Das „Scheidenmüssen und Vergessenwerden" erinnert einerseits in seiner Eingangsverszeile:

Steht ein Mädchen an des Ufers Rand —

unwillkürlich an Schiller's:

Das Mägdlein sitzet an Ufers Grün —

andererseits an Scheffel's:

Zum Schlusse kommt das Voneinandergehn.

In „Einkehr" ist der Passus im zweiten Vers, der sich an eine schöne Schenkin wendet:

Vater nicht noch Mütterlein
Hab' ich mehr hienieden;
Wolltest du Ersatz mir sein,
Wär' ich rasch zufrieden! —

geradezu pietätlos! Wie kann eine, und wäre es die schönste, Schenkin für Vater und Mutter Ersatz bieten! Die Braut und die Gattin vermag es wol, nicht aber eine — Schenkin! Abgesehen von diesem grellen Misklang wäre die „Einkehr" sonst nicht übel; besser gefällt uns jedoch das „Trinklied". Als besonders gelungen erwähnen wir: „Für Herzen jung und blütenrein."

Die sechs Sonette sind in der Form, den Reimen und der Reimanordnung mangelhaft; dem Inhalt nach erheben sie sich nur wenig über das Alltägliche; „Liebesleben" in elf Liedern bietet manches Ansprechende:

Frag' ich euch still, ihr sehnsuchtsfeuchten,
Ihr dunklen Kindesaugen, sagt,
Was mir wie dämmernd Meeresleuchten
Aus eurer Tiefe zitternd klagt:

Dann will mich's wunderbar gemahnen
An Perlen, nie dem Licht vereint,
Und meine Seele füllt ein Ahnen
Von Liebesthränen ungeweint.

Noch träumt der Sonne ihr entgegen,
Vom ersten Schimmer kaum geküßt —
Dem Taucher Heil auf seinen Wegen,
Den ihr im Mittagsglanze grüßt! —

ferner „O weine nicht! Laß fromm mich lesen"; dann „Morgenständchen", „Am Hochzeitstage", „Zur Nacht". Sehr schön ist das Sonett „Mein Ziel", womit Taucher Berke wirklich eine „Perle dem Lichte vereint" hat. Von „Bilder und Gestalten" behandelt „Tanhäuser" den unversiegbaren Trieb der Liebe im Gegensatz zum Entsagen; „Götz von Berlichingen" eine Episode aus dem Leben des infolge der Pfaffenumtriebe vom Kaiser in die Reichsacht erklärten Götz, welche nach Besiegung der kaiserlichen Executionstruppen in dem Trinkspruch des Stelzfußes Hans von Selbitz gipfelt: „Ein Pereat den Schwarzen! Der Kaiser lebe hoch!" „Der Ueberfall" (der Beduinen) im Freiligrath'schen Stil entbehrt einer scharfen Pointe, denn die einfache Schilderung der Thatsache genügt nicht. „Fata Morgana" ist so vortrefflich, daß wir wünschten, es würde durch schärferes Hervorheben der geistigen Luftspiegelung der Vollkommenheit näher gebracht; so ist es noch etwas zu matt. Die Terzinen „Ruhelos" sind ebenfalls wohlgelungen; der „Selbstmörder" ist unbedeutend; besser sind „Die beiden Alten", während in „Letzte Rast" mehr Klarheit der Situation zu wünschen wäre. Die vierzehn Stücklein „Humoristisch-Satirisches" enthalten allerlei ziemlich Ergötzliches. So das „Oho" und „Aha" oder Hellenen-Weisheit, „Philosophen-Duell" („Darum mußte der verlieren, welcher ward am eh'sten heißer"!), „Wie das Pulver erfunden ward" — woher hat Berke aber die Geschichte von Berthold Schwarz' Warze auf der Nase? —, ferner „Nur bedingt gültig", „Nächstenliebe", „Einem Philosophen"; schwach hingegen sind, weil das Thema zu verbraucht ist, „Medicinische Epigramme".

Berke's „Gedichte" bilden eine hübsche inhaltsreiche Sammlung, die, wenn über die erwähnten Mängel hinweggesehen wird, den Leser im ganzen zu befriedigen geeignet ist. Auf Classicität dürfen jedoch nur wenige der Erzeugnisse Anspruch erheben, so das schon erwähnte Sonett „Mein Ziel".

4. Gunther's Brautfahrt. Ein Lied vom Niederrhein. Von Heinrich Gaston. Pösneck, Latendorf. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.

Mancherlei Neues verkündet uns dieses „Lied vom Niederrhein", wovon wir und unsere Leser bisher noch gar keine Ahnung hatten. Zuerst vernehmen wir mit Staunen, daß Held Siegfried mit Kriemhild ein Söhnlein, Namens Gunther — vermuthlich zu Ehren seines Oheims, des Burgundenkönigs, so benannt —, erzeugt hat, welches am Hofe Siegmund's zu Xanten zum stattlichen Heldenjüngling herangewachsen ist. Es ist höchst erfreulich — denn hoffentlich kann dieser junge Siegfried-Sprößling die Legitimität seiner Abkunft durch einen regelrechten Stammbaum nachweisen —, das Geschlecht Siegfried's nicht erloschen zu wissen.

Nach verschiedenen Abenteuern, Heldenfahrten und dergleichen glückt es unserm Gunther, dem Enkel und Erben der Krone Siegmund's, Dornröschen zu befreien und zu freien, sie in seine Heimat zu führen, wo jedoch ein letzter Kampf zwischen ihm und seinen Mannen einerseits und dem schon von seinem Vater bezwungenen aufrührerischen Zwergkönig Alberich und dessen Nibelungen, beziehentlich dem nordischen Götterthum und dem Christenthum, entbrennt, welcher zu Gunsten Gunther's und des Christenthums ausschlägt. Eben hat Alberich sein Leben unter dem Schwert Gunther's verhaucht, als die heilige Thusnelde, vormals Runenpriesterin, jetzt ihres Zeichens christliche Seherin, unter Orgelklang und Gesang mit ihrem Gefolge aus der Kapelle tritt, Gunther die von dem tückischen Zwerg schwer beschuldigte junge Königin zuführend und eine glänzende Vertheidigungsrede derselben mit den Worten beschließend:

So hört, sie (die Königin) ward in Schlaf versenkt,
Um deutsche Treue zu erproben;
Wie Frühling, der den Winter sprengt,
Sollt' Eures Königs That ihr loben.
Und wißt, wie sie im Traum erfunden,
Umringt von Dornen, Flammen gleich,
So liegt noch machtlos lang gebunden
Durch Zwiespalt Noth das deutsche Reich,
Bis einst ein Held, von Gott erkoren,
Aus meines Königs edlem Blut
Als Retter wird dem Land geboren,
Deß Ruhm im Zukunfsschoße ruht,
Der dann dem Siegfried's Sohne gleich
Als Braut befreit das deutsche Reich!

Das Gedicht läßt vieles zu wünschen übrig; denn obwol die sagenhafte Handlung so übel nicht erfunden ist, so ist doch die Sprache an vielen Stellen mangelhaft und prosaisch, und die Reime sind häufig unrein, wie z. B. „blank" und „Klang", „Wesen" und „Bösen", „betrübt" und „geliebt". Verse wie:

Derweil ist Alberich zurückgekehrt,
Des Königs Ankunft seinem Herrn meldend —

und

... streift Gestrüpp von scharfen Dorn ihm Hand
Und Wange. Immer dichter wird das Wallen
Der Nebel. Hohngelächter hallt das Echo —

sind viel zu zerhackt, um als Poesie gelten zu können. Ueberhaupt eignet sich der fünffüßige Jambus nicht für epische Dichtungen. Wir sind der Ansicht, der Verfasser hätte besser gethan, den Stoff zu einem Operntext, zu einem musikalischen Dramentext auszuarbeiten. Damit würde er wahrscheinlich mehr Erfolg gehabt haben, als mit dieser curiosen modernen Minnesängerdichtung.

5. Der Mönch von Sanct-Bernhard. Eine Dichtung von Otto Franz Gensichen. Berlin, Grosser. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine jener Dichtungen, die durch ihren bei aller Einfachheit der Abfassung reichen Inhalt unser lebhaftes Interesse erregen und festhalten, ohne doch mit dem Stempel eigentlicher Vollendung ausgezeichnet werden zu können,

liegt vor uns. Eine einfache, naturwahre, tiefempfundene Handlung ist eingekleidet in eine schöne, warme, mitunter herrliche Sprache, wie nur ein wirklich begabter Dichter sie aus dem Gedankenborn seines Innern zu schöpfen vermag. In der Schweiz, in dem prächtigen Luzern, haben zwei Knaben, der trotzige Rudi und der — spätere Dichtermönch, in einer schönen Sommernacht unter Thorwaldsen's Löwendenkmal sich „Treue bis zum Tod" geschworen:

Sie reiften leis zu Jünglingen heran,
Doch ihre Freundschaft wandelte sich nicht.

Rudi zog nach Paris und „ich" —

Mein Name sei vergessen und verschollen —

nach Heidelberg zum Studium. Rudi kehrt mit gebrochener Gesundheit aus Paris zurück:

— Dahin der Wangen frisches Jugendroth —
Oh traurig peinliche Genesungstage,
Die ich mit dir, mein Rudi, hingebracht!
Hat mir doch jeder Zuspruch, jede Frage
Das eine immer deutlicher gemacht:
Dein Körper mag erstarken und gesunden,
Des Geistes Blüte bleibt vom Reif geknickt,
Und wann der Gärtner einst nach Früchten blickt —
Nicht eine wird an deinem Baum gefunden.

Indeß, Rudi wird wiederhergestellt:

Beglückter Tag, da blühender als je
In neuer Jugend mir der Freund erschien!
Halb wonnefroh, halb schmerzlich sah ich ihn
Hinübersiedeln zum Brienzer See.

In Brienz findet Rudi sein Paradies, die schönste Braut — ein liebliches Madonnenangesicht,

Das träumerisch aus Kinderaugen blickte
Und mit der Anmuth Zauber mich bestrickte.

Der Freund lernt das Weib Rudi's kennen und lieben; bezaubert von seinen Reizen, seinem Geist, seiner Dichtergabe gibt sie ihm zuletzt sich hin, und sie wird zur Ehebrecherin, er zum Verräther an seinem Freund. Da dieser in seinem Weibe nicht das gefunden, was er zu finden erwartet, weil er nicht vermochte, den in ihr ruhenden

Hort ans goldne Licht emporzuheben,
Ihn wuchernd zu vermehren Tag für Tag —

und dies ihm nicht als mühewerthes Streben galt, blieb der Schätze Fülle ungenützt liegen. Wenn Rudi hiervon eine Ahnung aufstieg,

Dann ward er finster, launenhaft und kühl,
Und durch des Spottes rohen Scherz bemühte
Er sich, zu bannen jedes Schuldgefühl.
Was niemals er als seine Pflicht empfunden,
Erschien als aller Pflichten erste mir.
O weihevoll verklärte Abendstunden,
Wenn ich begeistert und begeisternd ihr
Von jenem reichen Wunderhort erzählte,
Der deutschen Kunst, der deutschen Poesie!

Wiewol also Rudi eigentlich der schuldige Theil ist, wird er doch von heftiger Eifersucht erregt und bewegt, als er die Zeichen der wachsenden gegenseitigen Neigung zwischen seiner Gattin und seinem Freund gewahrt. Bei einer Segelbootpartie auf dem Luzernersee im Gewittersturm sucht er das Boot umzuwerfen, doch gelingt es dem Freund, ihn mit Gewalt niederzukämpfen. Glücklich am Ufer am Löwendenkmal angelangt, stellt Rudi den Freund heftig zur Rede, ob er den wiederholt erneuerten Schwur der Treue gehalten habe, und dieser muß zugeben:

Da brach zerknirscht ich in die Knie nieder
Und stammelte das eine Wort: „Vergib!"
Ein wilder Krampf durchzuckte Rudi's Glieder,
Er hob den Rächerarm zu schwerem Hieb,
Doch thatlos senkte er ihn plötzlich wieder,
Denn mit dem Ruf: „Ich hatte ihn zu lieb!
Ich bin die Schuldige! Mich lasse büßen!"
Warf seine Gattin ihm sich jetzt zu Füßen.
Da quoll ein Schrei, wie ich ihn nie vernommen,
Aus Rudi's Brust. „Geht heim!" begann er dann,
Laßt mich allein! Ich werde später kommen.

Rudi erschießt sich, man bringt ihn todt ins Haus, in seiner Faust findet man ein beschriebenes Blatt:

Ich nahm das Blatt —
Und las den Knabenschwur: „Treu bis zum Tod!"

Durch Rudi's Tod sind die Geliebten nicht vereinigt, sondern fühlen sich erst recht getrennt. Sie fällt in schwere Krankheit, von welcher sie zwar, dank der unermüdlich treuen Pflege ihres Freundes, genest, doch nur, um nach der Rückkehr von einer in seiner Gemeinschaft nach Italien gemachten Reise zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit oben im Kloster zu Sanct-Bernhard plötzlichem Rückfall zu erliegen. Ihr Freund aber, Rudi's Freund, der sie und ihn verloren hat, dem das Leben für immer getrübt ist, bleibt oben im Kloster und wird Mönch, nicht aus Neigung und Frömmigkeit, sondern um am Grabe der Geliebten zu trauern und sein verbittertes Dasein in Frieden zu beschließen. Der Mönch aber wird — ein zweiter Eckehardt — zum Dichter, wiewol nur seines Lebensschicksals.

Ich kann den Gott der Priester nicht verstehen,
Den man in Mauern eingefangen hält;
Doch fühl' ich seinen Odem mich umwehen
Im Sturmgebraus, im Lebenshauch der Welt.

Zuletzt rettet er noch einem im Schneesturm Verunglückten das Leben, wobei er sich, ohnehin durch Leiden schwach an Kräften, vollends den Tod holt. Zu seinem Liede, das er bei sich trägt, fügt seine Feder noch den letzten Zug und er läßt es dann einem treu erprobten Schulgenossen übersenden, damit dieser es in alle Welt hinausschicke:

Ich habe mit dem Dasein abgeschlossen, —
Herr, rufe nun mich heim ins Vaterhaus!

Dies der Inhalt der vortrefflich ausgearbeiteten Dichtung, welche völlig abgerundet schließt und viele hochpoetische Gedankenwendungen darbietet. Vom reinmenschlichen Standpunkte aus können wir uns jedoch nicht völlig mit der Handlung einverstanden erklären. Wenn zwei

Freunde sich derart Treue geschworen und bis zum Tode verbündet haben wie diese zwei, so wird eine leidenschaftliche Verirrung, wie sie Rudi erfaßt, keinen Antheil zu erwecken vermögen.

Die Sprache Gensichen's ist packend und anmuthend; sie enthält nur geringe Uncorrectheiten, die der Dichter wol noch hätte ausmerzen können; namentlich sind auch viele Hiatus vorhanden. Wir bezeichnen als schwach z. B.:

> Doch wurde mir Erfüllung nicht gegeben. —
> Und ungenützt der Schätze Fülle lag. —
> Fast muß ich lächeln, blicke | ich mich an. —
> Die fast neun Monde | ew'ger Schnee bedeckt. —
> Auf, aufwärts zu der Sterne | ew'gem Zelt. —

Jedoch, es sind das nur Kleinigkeiten, die wir gern beseitigt wissen möchten, damit das Werk die anmuthende Glasur, welche vollendeten Dichtungen zu eigen ist, besitze.

Hans Minckwitz.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Wir fahren heute mit unserm, dem „Athenaeum" entlehnten Bericht G. Sarrazin's über die neueste französische Literatur, dessen Anfang wir in Nr. 11 d. Bl. f. 1887 brachten, fort.

De Goncourt und Huysmans kommen unmittelbar nach Zola und de Maupassant, und diesen vier folgt eine Schar von Nachahmern. Huysmans hat seine „Croquis Parisiens" von neuem herausgegeben; sie sind in einem Tone von schlecht gelauntem Pessimismus, aber malerisch und künstlerisch geschrieben. M. de Goncourt hat seine „Pages retrouvées", eine Sammlung unterhaltender Artikel in einem Bande wieder veröffentlicht. Wir haben auch das nachgelassene Werk „L'Insurgé", von Jules Vallès, einem frühern Mitgliede der Commune und einem der Vorläufer des Naturalismus zu erwähnen. „L'Insurgé" ist der dritte Theil der Trilogie, betitelt „L'Enfant, le Bachelier, l'Insurgé", eines autographischen Werks, das häufig derb und „böhmisch", voller Eitelkeit, Prätension und Unaufrichtigkeit ist; an einigen Stellen ist es zwar sympathisch, im ganzen aber unangenehm. Diesen folgen: „Curieuse", von Péladan; „L'Opium", von Bonnetain; „La Faute des Autres", von Maurice Montégut; „La Fin de Paris" und „Le Boulet", von René Maizeroy; „Un de Nous", von Hugues Leroux; „Johannès fils de Johannès", von Marcel Gerette; „Confession posthume", von Paul Margueritte u. s. w. Ich könnte die ephemeren Werke zu Dutzenden aufzählen, welche, wenngleich nicht ohne eine gewisse Gewandtheit und einen Zug von Originalität, doch in Realismus und brutalen Pessimismus getaucht sind, weder einen ideellen noch neuen geistigen Gesichtskreis, noch — um es in ein Wort zusammenzufassen — Interesse besitzen. Neben dem derben oder beschränkten Naturalismus, dessen verschiedene Kundgebungen, Leiter und Anhänger ich eben erwähnt habe, besteht glücklicherweise ein freierer und humanerer Realismus, welcher sowol die Häßlichkeit wie die Schönheit malt, die Strenge durch das Wohlwollen mildert und die Prosa durch die Poesie hebt. Er sucht den Menschen als ein Ganzes mit seinem Lichte und Schatten zu schildern. Die Literatur des verflossenen Jahres verdankt dieser Form des Realismus mehrere verdienstvolle Werke, deren Vorwürfe dem Stadt- und Landleben und selbst fernen Ländern und Völkern entnommen sind.

Unter den Schilderungen des Landlebens muß ich zuerst „Monsieur Jean" von Ferdinand Fabre erwähnen, einem der gewissenhaftesten Romandichter der Gegenwart, der seit zwanzig Jahren die Cévennes-Bergbewohner, seine Landsleute, und besonders das Leben der Geistlichkeit, erforscht, welches er genau kennt und mit meisterhaften Zügen schildert. Er ist nicht unverdienterweise der Balzac der katholischen Geistlichkeit genannt worden. „Jean de Jeanne", von Emile Pouvillon, ist ein kleines Meisterstück von realistischer Poesie; die günstige Aufnahme, die es gefunden, hat diesen ziemlich neuen Schriftsteller zu hohem Range erhoben und zu weiterm Schaffen aufgemuntert. „Merlette", von Rémy de Gourmont, ist eine zarte und schwermüthige Idylle aus der Avranchin-Gegend, in sehr reinem Stil geschrieben. „La Fille à Blanchard", von Jules Case, ist von fester und künstlerischer Ausführung; das Werk beginnt mit einer Scene von köstlicher Frische und schreitet dann zur Erzählung der Geschichte eines ländlichen Romeo- und Julie-Paares. Unter unsern jüngern Romandichtern ist Jules Case einer der wenigen, die Beweise eines wirklich vielseitigen Talents gegeben haben; sein Name wird daher dazu dienen, die Lücke zwischen der idyllischen Schule und den Autoren, die sich in verwickelteren Zuständen bewegen als die des Landlebens, in Kreisen, deren Analyse nicht nur Schärfe, sondern selbst Feinheit des Geistes verlangt, auszufüllen. Jules Case's „Une Bourgeoise", welches im Jahre 1885 erschien, ist das Werk eines gefühlvollen Analytikers, in dem eine Gabe trauriger Beobachtung mit zarter Schwermuth vereinigt sind. Es scheint ihm einen Platz in der Schule anzuweisen, welche ich die psychologisch-sentimentale nennen möchte. Unter andern Jüngern zählt diese Schule Antony Blondel und Paul Bourget. Jener, auf den das Epitheton „eigenartig" volle Anwendung findet, hat eines der seltsamsten analytischen Werke des Jahres, „Le Bonheur d'aimer" geschrieben. Es ist den größern Kreisen bisjetzt nur wenig bekannt und stößt sie durch seine nebelhafte Seltsamkeit, sowie durch gewisse Mängel und Unebenheiten der Composition ab; hat aber die lettrés und Dilettanten durch wahrhafte Blitze psychologischer Einsicht häufig in Erstaunen gesetzt. Er geht indessen irre, wenn er es versucht, die sichtbaren Wirkungen von Gedanken und Gefühlen zu schildern; denn er neigt vielmehr zur reinen Psychologie als zur angewandten, und da er besser dazu veranlagt ist, die innerlichen Zustände der Seele zu zergliedern, so gelingt es ihm nicht, ein lebensgetreues Bild ihrer äußern Kundgebungen hervorzubringen. Demungeachtet hege ich große Erwartungen von Blondel, denn er ist jung und hat die Zukunft vor sich. Paul Bourget, der bereits Bedeutendes geschaffen, hat seine Leistungen durch „Crime d'Amour" vermehrt. Er ist neben Pierre Loti unzweifelhaft die bemerkenswertheste literarische Gestalt jener Generation von Schriftstellern, welche im Jahre 1870 im zwanzigsten Jahre standen, und denen die nächste Zukunft gehört. Ich will sogar so weit gehen zu behaupten, daß an Weite des Verständnisses, Kosmopolitismus und feiner Sympathie mit dem europäischen Geiste dieses Jahrhunderts mit seinen intellectuellen oder moralischen Kräften und Subtilitäten, Paul Bourget wenige seinesgleichen in der vorhergehenden Generation hat, und Taine und Renan allein als die ältern ihm vorangehen. Nichts war schwieriger zu schreiben, als seine „Essais de Psychologie Contemporaine", die er mit solcher Sachkenntniß und Unparteilichkeit und solchem Adel der Gesinnung behandelt hat, wie sie keiner seiner Rivalen auch nur annähernd besitzt. Allen jüngsten Entdeckungen der Wissenschaft und Analyse auf dem sittlichen Gebiete fügt er seine

persönlichen Beobachtungen und Erfahrungen hinzu, sodaß seine Romane, dazu noch mit poetischer Anmuth und höchster Eleganz der Darstellung ausgestattet, gleichen Beifall bei den lettrés wie bei den Lesern in der vornehmen Welt finden. Henri Rabusson befaßt sich hauptsächlich mit den Sitten der Gesellschaft, wie Bourget mit deren Charakteren. Rabusson ist ein Beobachter und Psycholog, aber durchaus kein sentimentaler Schriftsteller; er ist im Gegentheil trocken und einschneidend, und nach der eigenthümlichen Art und Weise seiner mit Aphorismen untermischten Erzählungen und der Eigenart seines wesentlich französischen Stils gehört er theils der pessimistischen Schule der Moralisten wie Larochefoucauld, Chamfort und Rivarol und theils den frivolen und zierlichen Romandichtern der letztern Hälfte der vorigen Jahrhunderte, Crébillon Sohn und Laclos zu. Seine elegante Menschenfeindlichkeit mag vielleicht die Skeptiker anziehen, wird aber denjenigen nicht ganz gefallen, die nicht den Glauben an alles verloren haben oder nicht deshalb unheilbar verbittert sind, weil es stets eine Klasse Menschen gibt, die hauptsächlich von Zerstreuungen und Nichtigkeiten leben. In ausgezeichneten Schöpfungen wie „L'Amie" und „Le Stage d'Adhémar" muß ich die Abwesenheit jener Nachsicht und jenes Wohlwollens beklagen, welche Bourget's Werke zieren, ja selbst die jenes romantischen Idealismus, welcher die Schriften Octave Feuillet's durchzieht. Rabusson hat nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem letzterwähnten berühmten Romanschriftsteller, als dessen Nachfolger einige Kritiker ihn betrachten möchten. Der Neuangekommene hat „le roman naturaliste des moeurs mondaines" — um uns der Worte eines Kritikers zu bedienen — eingeführt, während sein Vorgänger die Gewohnheit behalten hat (wie in dem 1886 veröffentlichten „La Morte"), der Haupthandlung seiner Erzählungen eine moralische These zu Grunde zu legen und seinen Glauben an die Tugend und Religiosität in edeln Frauen, wie Gräfin de Thècle und Aliette de Courtehense, zu verkörpern. In „La Morte" hat Octave Feuillet sich bemüht, nachzuweisen, daß die heutige Wissenschaft ein zweischneidiges Schwert werden und für oder wider die Cultur kämpfen kann, je nachdem es von einem edeln Charakter oder von einem des sittlichen Gefühls gänzlich Entblößten geführt wird. Ich finde auch eine Moral in „Le Père" von Jules de Glouvet, und in „Princesse", von Ludovic Halévy, einem unserer geistreichsten Moralisten. Es ist unmöglich zu sagen, ob es in George Ohnet's Werken ein sittliches Problem gibt oder nicht; was lettrés aber ganz gut wissen, ist, daß es abscheuliche Leistungen sind, denen es ebenso an Stil wie an Wirklichkeit gebricht. „Les Dames de Croix-Mort", von Ohnet, und „Mademoiselle de Bressier", von Delpit, sind beide von jenem falschen Idealismus durchdrungen, welcher in der Darstellung rein conventioneller Typen und Situationen von pseudodramatischer Wirkung besteht. Es ist aufrichtig zu beklagen, daß ein Schriftsteller von André Theuriets' Verdienst zuweilen in diese Manier verfällt und so unnatürliche Charaktere wie die in „Bigarrean" und „Helène", seinen beiden letzten Romanen, schafft. Der erstere besitzt indessen den Vortheil, daß er ein sittliches Problem darbietet und die Einkerkerung von Kindern in Strafanstalten bekämpft; aus diesem Grunde gehört „Bigarrean" zu den sittlichen Romanen. Ich muß hinzufügen, daß Theuriet's Mängel durch seine poetischen Gaben aufgewogen werden; seine landschaftlichen Schilderungen sind berühmt und seine große Specialität ist der Wald, dessen Geheimnisse und Feierlichkeit er in reiner, frischer Sprache ausgezeichnet zu schildern versteht.

Bibliographie.

Abwehr der Angriffe auf die Denkschrift des Württembergischen Volksschullehrervereins, betitelt: „Die württembergische Volksschulgesetzgebung im funfzigsten Jahre ihres Bestands". Vom Ausschusse obigen Vereins. Augsburg, Aue. Gr. 8. 1 M.

Am häuslichen Heerde des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Deutschland. Von ⁂ Leipzig, Unflad. 8. 3 M.

Amyntor, G. v., Durch Nacht zum Licht. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Blasendorff, C., Gebhard Leberecht von Blücher. Mit dem Bilde Blüchers und der Nachbildung eines eigenhändigen Briefes. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 8 M.

Bleibtreu, K., Geschichte der englischen Litteratur im 19. Jahrhundert. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 9 M.

Blumröder, L. v., Wiesengrün und Waldesnacht. Berlin, Parrisius. 8. 3 M. 50 Pf.

Böhmerle, K., † Arthur Freiherr von Seckendorff-Gudent. Eine biographische Skizze. Wien, Frick. Lex.-8. 80 Pf.

Bojničić, I. v., Denkmäler des Mithras-Cultus iu Kroatien. Agram, Hartmann. Gr. 8. 80 Pf.

Bölsche, W., Die naturwisseuschaftlichen Grundlage der Poesie. Prolegomena eiuer realistischen Aesthetik. Leipzig, Reissner. Gr. 8. 2 M.

Conradi, H., Phrasen. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Dalitz, Das Magdeburgische Füsilier-Regiment Nr. 36 seit seiner Entstehung bis zum Jahre 1886. Ein Beitrag zur Armeegeschichte. Im Auftrage des Regiments bearbeitet. Mit 2 Plänen und 7 Skizzen in Steindruck. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Ehrhard, E., Die Lehnsjungfer. Roman. 5 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 20 M.

Engel, E., Aussprache des Griechischen. Eiu Schnitt iu einen Schulzopf. Jena, Costenoble. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Erdmann, G., Dramatische und lyrische Dichtungen. 1stes u. 2tes Bdchn. Leipzig, Moltke. Gr. 8. à 1 M. 50 Pf.

Fäh, A., Grundriß der Geschichte der bildenden Künste. Mit vielen Illustrationen. 1ste Lfg. Freiburg i. Br., Herder. Lex.-8. 1 M. 25 Pf.

Geschichte des Feuerwerkswesens. Festschrift. 1ster Thl.: Die Zeit bis zum Jahre 1836. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Heller, E., Die Schweizer-Garde in Paris am 10. August 1792. Gedicht. Bern, Jenni. Gr. 8. 40 Pf.

Henzen, W., Deutsche Studenten. Ein patriotisches Spiel. Leipzig, Elischer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Herbst, E., Das deutsche Sprachgebiet in Böhmen. Prag, Tempsky. Gr. 8. 40 Pf.

Heye, A., Das See-Bataillon 1852—1886. Ein Beitrag zur Geschichte der kaiserlichen Marine. Mit 2 farbigen Uniformbildern. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Jaenicke, K., Justine Dankmar. Eine Berliner Geschichte. Breslau, Schottländer. 8. 2 M. 50 Pf.

Kornau, E., Contra! Posse mit Gesang. Musik vom Theatercapellmeister Edgar Krones. Brünn, Karafiat. 8. 2 M.

Lellmann, E., Principien der organischen Synthese. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 10 M.

Mauksch, J., Der Erbfeind oder Revanche und Liebe. Patriotisch-romantische Erzählung aus unserer Zeit. 1stes bis 8tes Hft. Neusalza, Oeser. Gr. 8. à 10 Pf.

Meyer, E. H., Homer und die Ilias. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Morsch, Anna, Der italienische Kirchengesang bis Palestrina. Zehn Vorträge. Berlin, Oppenheim. 8. 3 M. 50 Pf.

Peters, K., Deutsch-national. Kolonialpolitische Aufsätze. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 4 M.

Preuß, H., Friedenspräsenz und Reichsverfassung. Eine staatsrechtliche Studie. Berlin, Rosenbaum. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Reinhardstoettner, C. v., Aufsätze und Abhandlungen, vornehmlich zur Litteraturgeschichte. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 5 M.

Reuter, F., Geschichten un Reimels. Plattdeutsche Gedichte heitern Inhalts in pommerscher Mundart. Elberfeld, Kölm. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Sammlung naturwissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben vou E. Hutb. 6tes Hft.: Betrachtungen über das tropische West-Afrika, speciell über das Unter-Kongo-Gebiet. Von W. Mönkemeyer. Berlin, Friedländer u. Sohn. 1886. Gr. 8. 60 Pf.

Sanders, D., Taschen-Lexikon des allgemeinen Wissens. Berlin, Steinitz. Qu. 16. 1 M.

Schellbach, K. H., Ueber die Zukuuft der Mathematik an unsern Gymnasien. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 80 Pf.

1619—1887, Geschichte der preußischen Armee mit einem Stammbaum der preußischen Infanterie. Berlin, Eisenschmidt. 8. 1 M. 20 Pf.

Vocke, W., Die Abgaben, Auflagen und die Steuer vom Standpunkte der Geschichte und der Sittlichkeit. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 10 M.

Wagner, W., Der Herr Präsident außer Dienst. Stenographisches Lustspiel. Ohne Berücksichtigung des Systems. Elberfeld, Faßbender. 8. 50 Pf.

Wengen, F. v. der, General Vogel von Falckenstein und der hannoversche Feldzug 1886. Offenes Sendschreiben an seine Kritiker. Gotha, F. A. Perthes. Lex.-8. 1 M. 60 Pf.

Werden wir siegen? Ein Wort an das deutsche Volk und Heer. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 60 Pf.

Weysser, K., Durch Dick und Dünn. Aesthetische und auch andere Betrachtungen, mit Anmerkungen versehen von einem Freunde, der vorerst nicht genannt sein will. Baden-Baden, Sommermeyer. Gr. 8. 80 Pf.

Widmann, C., Franz Smolka. Sein Leben und politisches Wirken. Nach dem Polnischen des C. W. 1ster Thl.: Bis zur Auflösung des constituirenden Reichstags, 1849. Wien, Konegen. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 16. —— 21. April 1887.

Werke über Schiller.

1. Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. Von Richard Weltrich. Erste Lieferung. Stuttgart, Cotta. 1885. Gr. 8. 4 M.
2. Schiller's Leben und Dichten von C. Hepp. Mit 2 Facsimiles, sowie 51 Abbildungen in Kupferstich, photographischem Lichtdruck und Holzschnitt. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1885. 8. 5 M.

Es möchte seltsam erscheinen, wenn ein Buch, dessen erste Lieferung, nach dem Vorwort zu schließen, im Mai 1885 hinausgegangen ist, und ein anderes, dessen Vorrede im Januar 1885 geschrieben wurde, jetzt erst in d. Bl. zur Besprechung gelangen. Die Verspätung erklärt sich einfach folgendermaßen. Die Redaction gedachte wenigstens den Abschluß des ersten Bandes von Weltrich's Werk abzuwarten, um denselben zugleich mit dem Buche von Hepp zur Besprechung zu bringen, zumal da beide Bücher eigenthümliche Beziehungen zueinander haben. Indessen die zweite Lieferung des Buchs von Weltrich ist noch immer nicht erschienen, vorerst auch noch nicht in naher Aussicht; so mag denn einstweilen eine Besprechung der ersten, 24 Bogen umfassenden Lieferung des Werks unsere Leser auf eine neue bedeutsame Erscheinung auf dem Gebiete der Schiller-Literatur aufmerksam machen. Bei dieser Gelegenheit mag Hepp, welcher mit Weltrich hat warten müssen, gleichermaßen Besprechung finden.

Die Beziehung der beiden Werke zueinander ist aber folgende. Richard Weltrich sagt darüber in der Vorrede seines Werks (Nr. 1):

> Es ist ein eigenthümliches Geschick, daß gerade mein Buch, welches grundsätzlich bestrebt ist, die Quellennachweise durchaus zu geben, jedem das Seine zu lassen und in Darstellung und Ausdruck möglichst selbständig zu bleiben, noch vor seinem Erscheinen von einer Ausbeutung der schlimmsten Art betroffen worden ist. Dem Leser, welcher meine Arbeit mit der zu Ostern des laufenden Jahres im Verlag des Bibliographischen Instituts zu Leipzig veröffentlichten Biographie „Schiller's Leben und Dichten" von C. Hepp vergleicht, wird partienweise eine überraschende Aehnlichkeit auffallen. Diese Aehnlichkeit erstreckt sich über die vier ersten Kapitel meines Buchs, und sie betrifft sowol den Plan, den stofflichen Inhalt, die Anordnung und Gliederung des Materials im ganzen, den Gedankengang, als auch die stilistische Ausdrucksweise vieler einzelnen Stellen.

Der Verfasser hat in der münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 19. April 1885 diese Uebereinstimmung der Eingangskapitel der beiden vorliegenden Schiller-Biographien eingehend untersucht und „aus einer großen und in sich zusammenhängenden Reihe von Thatsachen" die Schlußfolgerung gezogen, daß Hepp sein (Weltrich's) Manuscript zur Ausarbeitung seiner Schiller-Biographie widerrechtlich benutzt habe. Aber, wird man fragen, wie kann ein Schriftsteller, dessen Werk im Januar 1885 vollendet ist, aus einer erst im Mai desselben Jahres erscheinenden Darstellung von Schiller's Jugend entlehnen? Der Sachverhalt ist seltsam genug.

Im April 1880 schloß Weltrich mit dem Bibliographischen Institut zu Leipzig einen Vertrag ab bezüglich Abfassung einer biographischen Einleitung zu Schiller's Werken. Da indeß Weltrich's Arbeit voraussichtlich weit über den gewünschten Umfang von 20 Druckbogen hinaus wuchs, so schlug der Verfasser selbst im August 1882 die Auflösung des Vertrags vor; dieselbe wurde angenommen, obwol bereits 9 Bogen der begonnenen Arbeit gesetzt und corrigirt worden waren. Weltrich erhielt sein Manuscript, welches ein Jahr lang in Verwahrung des Bibliographischen Instituts gewesen, zurück und arbeitete die 9 Bogen des leipziger Drucks zu 21 Bogen um; den Verlag des Werks übernahm die J. G. Cotta'sche Buchhandlung zu Stuttgart. Jene 9 Bogen waren die vier ersten Kapitel des für Leipzig bestimmten Buchs; wir finden sie hier, um mehr als das Doppelte erweitert,

wieder, dazu 3 weitere Bogen, den Anfang des fünften Kapitels.

Das Merkwürdige bei der Sache ist nun, daß noch vor Erscheinen der ersten Lieferung von Weltrich's Arbeit nicht etwa die von demselben gewünschte, 20 Bogen umfassende Einleitung in Schiller's Werke, sondern eine umfassende Schiller-Biographie von 37 Bogen im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig erschien, deren Verfasser niemand anders war als Hepp, der Procurist des genannten Instituts, derselbe, mit welchem Weltrich den gesammten geschäftlichen Briefwechsel führte, derselbe, welcher das Manuscript der beabsichtigten Einleitung zu Schiller's Werken gelesen. Weltrich glaubte alsbald zu erkennen, daß Hepp das dem Bibliographischen Institut anvertraute Manuscript benutzt habe, und erhob in der „Allgemeinen Zeitung" vom 19. April 1885 Protest zum Schutz des geistigen Eigenthums. Hepp antwortete mit einer als Flugblatt verbreiteten Entgegnung, welche dem Berichterstatter nicht vorliegt; Weltrich aber sah sich genöthigt, die erste Lieferung seines ersten Bandes Hals über Kopf auf den Markt zu werfen, und behielt sich eine nochmalige Beleuchtung der Angelegenheit in der münchener „Allgemeinen Zeitung" vor. Wir finden diesen zweiten Aufsatz von Weltrich in Nr. 134 vom 15. Mai 1885. Er hält darin seine frühere Behauptung ohne Einschränkung aufrecht.

Wir haben bisher nach Weltrich's Worten in der Vorrede sowie in den beiden Aufsätzen der „Allgemeinen Zeitung" berichtet. Man könnte ja meinen, daß in einer Darstellung von Schiller's Jugendjahren bis zum Austritt aus der Karlsschule, einer Zeit also, welche so vielfach besprochen worden ist, deren Kenntniß so vielfach auf den Aufzeichnungen des Vaters Schiller, Christophinens, Wilhelm's von Hoven ruht, die Annahme einer Entlehnung aus einem anvertrauten Manuscript eigentlich undenkbar sei; hatte doch Weltrich auch die Zusicherung empfangen: „Wir halten Ihr Manuscript unter sicherm Verschluß und werden niemand einen Einblick in dasselbe gestatten." Indeß die Beweisführung Weltrich's in den beiden Aufsätzen der „Allgemeinen Zeitung" kann uns doch kopfscheu machen. Die inhaltliche, wenn auch nicht wörtliche Gleichartigkeit der ersten Kapitelüberschriften, die Gleichartigkeit des Inhalts dieser Kapitel: das läßt sich kaum als eine Zufälligkeit betrachten. Auf die bei der gemeinsamen Benutzung von Vater Schiller's Lebenslauf, Christophinens Aufzeichnungen, Stadlinger's Geschichtswerk bemerkbaren Aehnlichkeiten möchten wir weniger Gewicht legen; immerhin machen die von Weltrich gegenübergestellten Bruchstücke beider Fassungen den Eindruck einer gewissen Gleichartigkeit. Weltrich selbst behauptet nicht die wörtliche Entlehnung größerer Theile des Werks, aber „Entlehnung von Plan, Erfindung, Composition, Gedankengang durch Auszug oder Paraphrase, nebst mehr oder minder wörtlicher Hinübernahme einzelner Stellen"; er hält sich um so mehr für berechtigt, auf diese Aehnlichkeiten hinzuweisen, damit nicht der oder jener sagen könne, Weltrich habe von Hepp abgeschrieben. Daß jene Aehnlichkeiten im Plane, in der Beurtheilung der pädagogischen Leistungen der Karlsschule, in biographischen Einzelheiten auf einer bewußten Benutzung fremden literarischen Eigenthums beruhen, dies zu beweisen möchten Weltrich's Gründe nicht völlig ausreichen; aber, wie es scheint, ruhen jene Aehnlichkeiten mindestens auf einer lebhaften Erinnerung an die betreffenden Theile von Weltrich's Manuscript. Und wenn Weltrich's in vornehmer Gemessenheit entwickelte Beweisführung nicht allerorten zwingend erscheint, so ist andererseits Hepp's Entgegnung, wenigstens nach den Mittheilungen in Weltrich's zweitem Aufsatze, so wenig schlagend, so voll großer Worte und unberechtigter Ueberhebung, daß man gerade auf jenes Flugblatt hin mehr als vorher mindestens zu der Annahme geneigt ist, Hepp habe die im Schreine des Bibliographischen Instituts aufbewahrte Handschrift recht sorgsam durchgelesen und bei der alsbald danach begonnenen Ausarbeitung einer populären Schiller-Biographie Weltrich's Gedankengang, Auffassung und Darstellung der ersten Abschnitte aus der Erinnerung treu festgehalten. Wenn Hepp behauptet, die gleichartige Gliederung der erwähnten Kapitel sei dadurch erklärlich, daß Weltrich nach den von Leipzig empfangenen Anweisungen gearbeitet, so ist diese Behauptung hinfällig; denn jene Weisungen sind ganz allgemeiner Art, beziehen sich nicht entfernt auf die Gliederung des Stoffs.

Wenden wir uns nunmehr der seit Sommer 1885 vorliegenden ersten Hälfte des ersten Bandes von Weltrich's Arbeit zu. Zunächst kann kein Zweifel sein darüber, daß, wie die Vorrede sagt, „die Nothwendigkeit, in unsern Tagen das Leben des Dichters von neuem zu schreiben, gekommen ist". Einer so umfassenden und planmäßigen Bearbeitung, wie sie Goethe zutheil geworden ist, hat sich Schiller's Leben und Wirken überhaupt nicht erfreut. Vieles ist in Einzel- und Zeitschriften niedergelegt; das große deutsche Publikum war von Palleske's Arbeit völlig befriedigt; dieselbe gab uns zuerst eine runde, nicht allzu umfassende, lesbare Darstellung von dem Leben und Wirken des Dichters; eine nochmalige gewissenhafte Durcharbeitung aller Quellen ist nach dem fast funfzig Jahre hinter uns liegenden Werke von Hoffmeister nicht versucht worden, und schon aus diesem Grunde ist es wünschenswerth, daß alles, was seitdem in Büchern und Aufsätzen veröffentlicht worden, wieder einmal in einer gediegenen Arbeit zusammengefaßt werde.

So arbeitet denn Weltrich das gesammte Material über Schiller's Jugendleben bis zum Ausscheiden aus der Karlsschule aufs neue durch. Wenn die 9 Bogen des leipziger Drucks zu 24 Bogen angewachsen sind, so erklärt sich das, wie es scheint, weniger durch massenhafte Erweiterung des biographischen Stoffs, als durch Beifügung mancher Abschweifungen und allgemeinen Betrachtungen; zu solchen rechne ich die im zweiten Kapitel eingefügte Abhandlung über die bezeichnenden Unterschiede der Nord- und Süddeutschen, über Wohnsitz und Stammesgepräge

der Schwaben, oder auch eine spätere Abschweifung über Haller's und Bonnet's physiologische Lehren. Daß das Leben und die Erziehungsweise der Karlsschule eingehende Darstellung findet, ist selbstverständlich; Weltrich beurtheilt dieselbe, besonders hinsichtlich ihrer erziehlichen Thätigkeit, entschieden weniger vortheilhaft als Palleske, und ohne Zweifel mit vollem Recht. Die hier mitgetheilten Einzelzüge minder bekannter Art machen es sehr erklärlich, wenn Schiller mit den bittersten Empfindungen auf die in der Karlsschule verlebten Knechtschaftsjahre zurückblickt. Nicht nur, daß der Herzog die abgehenden und eintreffenden Briefe der Zöglinge höchstselbst durchsah: es herrschte auch in der Behinderung der nächsten Beziehungen derselben zur Familie eine wahrhafte Barbarei. Einem der Professoren der Anstalt wird verboten, seinen Sohn zu einer in der Familie stattfindenden Taufe nach Hause und in die Kirche abzuholen. Ein Oberstlieutenant in Ludwigsburg, dessen Frau todkrank an der Ruhr liegt, stellt die Bitte, daß seine drei Söhne „auf den Fall, wenn die Umstände der Mutter tödlich würden, dieselbe auch noch zum letzten mal in dieser Welt sehen und ihren kindlichen Abschied von ihr nehmen könnten". Der Intendant von Seeger lehnt das Gesuch ab, weil er beim Herzog nicht eine für den Herrn Oberstlieutenant ungnädige Antwort riskiren will. Erst die wiederholte Bitte des Vaters, bemerkt Weltrich, scheint in diesem Falle eine Gewährung zur Folge gehabt zu haben. Und weiter. Ein Zögling bekommt zu Weihnachten von seiner Mutter etwas Zuckerzeug zugeschickt, und der Frevel wird entdeckt. Der Herzog läßt sich zur Untersuchung den armen Jungen kommen, lacht ihn aus und dictirt ihm einen Brief an die Mutter, in welchem der Knabe ihre mütterliche Zärtlichkeit höchlich beleidigt und in den bittersten Ausdrücken ihr das übrige Zuckerzeug zurückschickt. Abscheulich!

Schiller kam mit dem unbarmherzigen Räderwerk dieser tyrannischen herzlosen Schulzucht nicht oft in Berührung; sechsmal erhielt er sogenannte Billets oder, wie wir etwa sagen würden, Strafcensuren; merkwürdigerweise fallen dieselben sämmtlich in die Zeit vom October 1773 bis Februar 1774, also nicht lange nach seinem Eintritt in die Schule. Zur Hälfte beziehen sie sich auf die „Propreté", das Gespenst der Karlsschule, die Vorschriften über Zopfmachen, Knopf- und Gamaschenputzen, Bettmachen. Von den drei andern Todsünden führt Weltrich nur zwei an. Die Kost auf der Solitüde war gering und spärlich; im November verschaffte sich der Eleve Schiller — sicherlich aus Hunger, denn sonst hätte er, der auf die Schule ein Baarvermögen von 43 Kreuzern mitgebracht, nicht so Großes gewagt — „vor sechs Kreuzer Wecken auf Borg"; Schiller erhielt für dieses Vergehen aus Hunger zwölf Weidenstockstreiche, und zwar vermuthlich vor den Augen seiner sämmtlichen Schulgenossen bei Tische, wie es Brauch der Anstalt war. Aehnlicher Art war das Vergehen vom 24. December 1773, also am ersten Weihnachtsabend, welchen Schiller auf der Karlsschule verbrachte. Und was hatte er begangen? Einer seiner Freunde hatte sich von der „Reinigungsmagd" Kaffee machen lassen und ihr ein Hemd dafür gegeben; Schiller und ein dritter tranken mit von dem theuer erkauften Kaffee und bekamen ebenfalls ihre Strafcensur. Die hungerigen armen Teufel! Es war eben „die gute alte Zeit"!

So ist gar manches, was die bisherigen Schiller-Biographien nicht verwertheten, aus Einzelschriften nachgetragen, manches Zweifelhafte urkundlich festgestellt; wir haben überall die Empfindung, uns auf dem festen Boden einer gediegenen wissenschaftlichen Kenntniß zu bewegen, wie denn die Mär von der angeblichen Schülerarbeit über die würtembergische Geschichte endgültig abgethan wird. Zwischen die mitgetheilten Thatsachen drängen sich immer von Zeit zu Zeit jene geistvollen allgemeinen Betrachtungen, von welchen hier zur Kennzeichnung der Auffassungs- und Darstellungsweise des Verfassers eine Stelle aus dem Anfang des zweiten Kapitels: „Heimat und Kindheit", stehen mag:

Aus den mittlern Lebenskreisen, aus dem Bürgerthum und den bescheidenen Stufen des Beamtenstandes, des gelehrten und des geistlichen Standes sind dem deutschen Volke zumeist seine Führer erwachsen. Nur die andauernde Umgebung brutaler Noth, nur der herabziehende Bann grobniedriger Aermlichkeit gefährdet das Aufleben eines Talents. Aber jene mittleren, zwischen Genuß und Entsagung gestellten Stände sind in Deutschland die Repräsentanten der geistigen Strebsamkeit, des wahren und tiefern Sinnes für Bildung. Die Welt des Geistes ist ihnen in Entbehrung das immerwährende Lebensbrot, in äußerm Druck die heiß empfundene Bürgschaft der Freiheit; so tragen sie alle im Innersten das Verlangen nach vorwärts, nach aufwärts, und erziehen sich und ihre Familien zum Ernste des Willens, zur Pflege der Arbeit. Dagegen wiegen sich die mühelos besitzenden Stände leicht in der Täuschung, als wären die geistigen Güter nichts weiter als feine Genußmittel, und aus ihrem verwöhnten Behagen quillt die Stimmung nicht, innerhalb deren die Heranwachsenden zur Stählung des Willens, zur Anspannung der geistigen Kräfte erzogen werden. Und es ist ein protestantisches Haus, in welchem der Dichter geboren wurde. Confessionelle Empfindlichkeit hat nicht nöthig, an Erwähnung dieser Thatsache Anstoß zu nehmen. Ein Ferment protestantischer Bildung und protestantischen Geistes hat längst die Mehrzahl auch der katholischen Provinzen unsers Vaterlandes durchdrungen, und andererseits ist der Protestantismus als solcher bereits eine geschichtliche Erscheinung, überholt von dem Geiste moderner, durch Philosophie und Naturwissenschaft zu größerer Helle geführten Cultur. Aber es ist doch kein Zufall, daß die Führer, die Schöpfer unsers Gedankenlebens, unserer intellectuellen Nationalität als Protestanten geboren wurden, Lessing und Herder, Goethe und Schiller, Kant, Fichte, Schelling und Hegel. Das ist nun einmal nicht abzustreiten, daß die gesammte Entwickelung modernen Geistes in Deutschland und von Deutschland aus in aller Welt mit der befreienden Macht der Reformation in innigem Zusammenhang steht. Einen Zug der Freiheit und einen Zug zur Innerlichkeit, Subjectivität und Selbstbestimmung, zur Einkehr und Vertiefung des Menschen in sich selbst gab der Protestantismus allen Völkern, die ihn aufnehmen. Und die Familien der protestantischen Länder, weit mehr unbewußt als bewußt, erstarkten in diesem Segen; sie waren im großen und ganzen den katholischen Generationen in der Heilighaltung der Vernunft, in der Empfänglichkeit für geistige Culturbewegung

immer um einige Schritte voraus; und da ihre Religion mehr im Herzen lag als im Cultus, so war auf ihrer Seite auch allgemeiner die Bewegung und Bewährung der Gemüthswelt. In solchem stillen Erbe, solcher still gepflegten Tradition aber wurden sie die natürlichen Träger des Geistes der Zukunft und ihre Söhne die Vorkämpfer im Denken und Dichten. Das Land aber, in welchem die Wiege des Dichters stand, ist Süddeutschland, ist Schwaben. Wenn einst die Völker, die heute leben, zerfallen sind; wenn wirklich einmal deutsches Blut in keinem Pulse mehr schlüge und deutsche Sprache verklingen könnte, so würde die Sage von uns doch leben und unsere Geschicke und Thaten würden in der Weltgeschichte nachtönen wie ein übermäßig voller Accord. Und in ihm klängen mit die Stimmen aller unserer Stämme. Aber ineinander zulieb und ineinander zuleide; ferne Prüfung wird vielleicht noch reiner erkennen als unmittelbare Gegenwart, wie reich die Quelle ist, die aus süddeutschem Boden dem geistigen Leben des gesammten Vaterlandes zufloß.

Solchen gedankenreichen Betrachtungen begegnen wir mehrfach als Ruhepunkten zwischen der Darstellung der Thatsachen. So stehen wir nicht an, die Arbeit von Weltrich, soweit sie vorliegt, als werthvoll und vielverheißend zu erklären, und es ist nur zu bedauern, daß das Buch allem Anschein nach sehr langsam erscheinen dürfte; es ist kaum abzusehen, wann das Werk vollständig vorliegen wird. Und da dem so ist, mag es gestattet sein, auf einen andern Mangel des sonst so verdienstlichen Buchs hinzuweisen, den nämlich, daß der Verfasser nicht genügend für Reinhaltung seiner Sprache von Fremdwörtern Sorge getragen hat. Leider sind ja manche unserer Gelehrten dergestalt an den Gebrauch der Fremdwörter gewöhnt, daß sie gar nicht inne werden, wie diese Fremdlinge gleich Steinen in der fruchtbaren Ackererde deutscher Rede liegen, und das Verlangen reindeutschen Ausdrucks wol gar als eine alberne Schulmeisterschrulle betrachten. Daß eine große Zahl von wissenschaftlichen Begriffen sich kurz und deutlich nur in Fremdwörtern, die seit Jahrhunderten überkommen und in die Sprachen aller gebildeten Völker aufgenommen worden sind, ausdrücken lassen, soll ohne weiteres zugestanden werden; daß aber die Gewöhnung an ihren Gebrauch den Gelehrten dazu führen kann, in Ermangelung eines derartigen Fremdausdrucks völlig barbarische Fremdwörter neu zu bilden, dafür lassen sich zwei ungesucht gefundene Beispiele heranziehen. So ist einmal die Rede von der „Splendidität der Ausstattung der Karlsschule"; glänzende Ausstattung würde dasselbe in gutem Deutsch gesagt haben; Splendidität ist weder deutsch noch lateinisch noch französisch. Noch schlimmer ist es, wenn von der „lukubrösen Ausstattung der Karlsschule" gesprochen wird; dem Verfasser scheinen, wenn er an dieses Kapitel kommt, die deutschen Ausdrücke auszugehen. Was ist lukubrös? Luculentus heißt glänzend, herrlich, luxuriosus heißt reichlich, lucubrare heißt bei Nacht arbeiten; und aus diesen völlig unvereinbaren Bestandtheilen wird das in keiner Sprache vorhandene Eigenschaftswort lucubrös zusammengearbeitet, welches wol die Bedeutung eines der beiden ersterwähnten Worte haben soll. Der Verfasser wird seinem werthvollen Werke einen neuen Vorzug beifügen, wenn er die Fortsetzung desselben einer gründlichen Durchsicht bezüglich des deutschen Ausdrucks unterwirft. Von Druckfehlern ist mir nur einer aufgestoßen, und das ist kein eigentlicher Druckfehler. S. 337 ist der Brief an Wilhelm von Hoven vom 1. Februar 1781 abgedruckt, worin von dem Leichengedicht auf ihrer beider Freund Weckerlin die Rede ist. Da lautet eine Stelle: „Die Fata meiner Carmesis verdienen eine mündliche Erzählung, denn sie sind zum Todtlachen." Ebenso steht es bei Palleske, zwölfte Auflage, bearbeitet von H. Fischer, I, S. 119. Der Brief ist entnommen aus von Hoven's Selbstbiographie, die mir nicht vorliegt. Der Satz, wie er hier steht, ist Unsinn, und wenn er so bei von Hoven steht, so ist es ein grober Lese- oder Druckfehler, den jeder Schiller-Biograph längst hätte verbessern sollen in „die Fata meines Carminis"; die Nachwelt hat das Recht, solche Druck- oder Lesefehler, wenn sie ganz Unverständliches ergeben und die Aenderung sich von selbst darbietet, einfach zu berichtigen.

Es ist erklärlich, wenn wir nach den Erklärungen von Weltrich mit einiger Voreingenommenheit an die Arbeit „Schiller's Leben und Dichten" von C. Hepp (Nr. 2) herantreten. Der Verfasser bezeichnet als das Ziel derselben: „den Verehrern Schiller's eine Beschreibung seines Lebens zu geben, die in schlichter Weise, gleichweit entfernt von rednerischem Prunk wie von ängstlicher Aufzählung unwichtiger Züge, hauptsächlich seine künstlerische Entwickelung darlege".

Ueber das Verhältniß von Hepp's Arbeit zu Weltrich's Werk ist bereits oben gesprochen. Die vier ersten Kapitel von Weltrich's Arbeit umfassen 330, die entsprechenden Abschnitte von Hepp's Buch 77 Seiten; beide ruhen auf demselben Quellenmaterial; ob Hepp irgendwelchen Stoff, den Weltrich ohne wissenschaftlichen Vorgänger festgestellt, aus der Handschrift benutzt hat, ist um so schwieriger zu ermitteln, da Weltrich's Arbeit seitdem eine umfassende Erweiterung erfahren hat. Im übrigen macht die weitere Arbeit von C. Hepp den Eindruck, daß sie auf eigenen Füßen steht. Dabei ist das Buch frisch geschrieben und liest sich gut; es bietet, und das ist willkommen, reichlich Stellen aus Schiller's Briefen. Die Urtheile über Schiller's dichterische und wissenschaftliche Arbeiten sind erheblich kürzer, weniger anspruchsvoll als bei Palleske und deshalb wol gerade dem großen Leserkreise willkommen.

Es gehört zu den Liebhabereien unserer Zeit, daß wir das Leben unserer geschichtlichen und literarischen Persönlichkeiten gern auch mit mehr oder weniger künstlerisch durchgeführtem bildlichen Schmucke geziert sehen wollen; das vorige Jahrhundert wählte dazu allerhand allegorische Darstellungen; wir finden es erwünscht, von den Personen, vielleicht auch von den Oertlichkeiten, welche im Werke erwähnt werden, eine Anschauung zu gewinnen. Während das Buch von Weltrich, als entschieden wissenschaftlich gehalten, sich mit einem ganz vortrefflichen Lichtbild nach Dannecker's Büste begnügt, bringt Hepp's Werk außer einem schönen Stich derselben Büste nicht weniger als 25

theils photographische, theils in Holz geschnittene Bildnisse von Personen, die in Schiller's Leben eingreifen, ebenso 25 Holzschnitte, künstlerisch stilisirte Darstellungen von Oertlichkeiten, an denen Schiller kurz oder lang verweilte; in beiden Abtheilungen allerdings manches Ueberflüssige, weil Bedeutungslose. Die Schriftzüge des Dichters zeigen uns zwei weitere Beilagen, ein Brief und das Schützenlied aus „Wilhelm Tell". Es sind das Beigaben, welche ohne Zweifel dem Buche gegenüber Palleske's Werk, das solche Zierde verschmäht, förderlich sein werden, wie denn überhaupt das Buch demjenigen Theile des Publikums, welcher eine an Thatsachen reiche, nicht sonderlich in die Tiefe gehende Darstellung von Schiller's Leben und Dichten wünscht, willkommen sein wird.

Wilhelm Buchner.

Eine Schrift über die Jungfrau von Orleans.

Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen. Mit Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Von Hermann Semmig. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Peterson. 1887. Gr. 8 4 M.

In gewandter, anregender Sprache führt uns Semmig, früher Professor am Gymnasium in Orleans, die ewig fesselnde Tragödie vor, in der ein naives Landmädchen ohne Wissen und Erfahrung Frankreichs Retterin aus der Fremdherrschaft wurde und siegend unterging. Er schildert im einzelnen die Zeit, in der Jeanne d'Arc auftrat, die Belagerung von Orleans, an der Frankreichs Schicksal hing, die Begeisterung der Nation für die Erlöserin, die den mattherzigen Karl VII. nach Rheims fortriß, ihren gewaltigen Einfluß auf die Mannschaften und die Generale, ihr Leiden und Sterben, ihren Muth gegenüber den teuflischen Richtern; sie hatte nichts an sich von einer Verzückten und Abgetödteten wie zahlreiche Heilige der römischen Kirche; sie fühlte, siegte und litt mit ihrem Volk; aus ihrem Gemüth heraus schuf sie ihre unvergleichlichen Thaten in ursprünglicher Verbindung mit Gott, niemals beeinflußt von einem Beichtvater und kirchlichen Einflüsterungen. Semmig versteht es, diese Punkte klar darzulegen. Er ist ein erbitterter Feind Roms, greift dasselbe fortwährend an und protestirt energisch gegen den vom Bischof Dupanloup u. a. befürworteten Gedanken, Jeanne heilig erklären zu lassen, während er in ihr eine Vorläuferin des Protestantismus feiert. Er tadelt Schiller bitter, daß er die Geschichte gefälscht, Karl's VII. Undank zu sehr beschönigt, Agnes Sorelle unwürdig gepriesen habe; betrachtet die verschiedenen Darstellungen ihres Lebens in alter und neuer Zeit und bekundet große Kenntniß der einschlägigen Literatur; auf eigene und des competenten Quicherat Studien hin weist er manche Punkte in Karl Hase's Arbeit zurück, wie er sich auch sehr gegen ungünstige Recensionen der ersten Auflage des eigenen Buchs vertheidigt. Semmig wird völlig gerecht den Königinnen Yolantha nnd Maria, der nichtswürdigen Maitresse Maignelais, dem ruchlosen Marschall Gilles de Rais, dem eminenten Patrioten Jacques Coeur, dem erbärmlichen Könige, läßt aber Agnes Sorelle nichts von den Vorzügen, die kaum bestritten werden dürften. Michelet, Henri Martin und andere Größen weist er hierbei zurück; er führt aus, daß Jeanne keine Lothringerin von Geburt war, als welche die Chauvinisten sie zur Revancheheldin stempeln, sondern Französin. Leider läßt sich Semmig von seinen eigensten Gefühlen gar zu sehr leiten; nicht nur der Feind Roms, sondern auch der Republikaner dringt überall durch; er zieht mit Vorliebe die heutige Lage der Dinge und seine persönlichen Erlebnisse in die Geschichte der Jungfrau hinein, wendet sich an Frankreich, damit es uns in Frieden lasse u. dgl. Auch die breiten Abschweifungen vom Thema, wie die Geschichte von Orleans, von Lothringen ermüden die Geduld. Schließlich mögen einige Irrthümer erwähnt sein: König Karl V. starb 1380, nicht 1340; Johann der Unerschrockene von Burgund war der Sohn, nicht der Enkel eines Bruders Karl's V.; die Einnahme von Jargeau, Beaugency und Troyes fiel auf den 14. und 18. Juni und 10. Juli 1429, nicht auf den 12. und 17. Juni und 9. Juli; der Günstling Giac wurde 1427, nicht 1426 gestürzt, Joachim, Ludwig's XI. Sohn, 1458, nicht 1459 geboren.

Arthur Kleinschmidt.

Neue Romane und Novellen.

1. Glücksblume von Capri. Erzählung von Clementine Helm. München, Richter u. Kappler.

Frau Clementine Beyrich hat sich unter dem Pseudonym Clementine Helm Ruf und einen bekannten Namen bei der lesenden Damenwelt, vornehmlich der jüngern Damenwelt, also zumeist im Reiche der „höhern Töchter", erworben. Man wird mir hoffentlich nicht zumuthen, daß ich diese schriftstellerischen Leistungen Frau Beyrich's näher und genauer kenne. Ich habe in diesem und jenem Buche gelegentlich einmal geblättert; das erste Buch jedoch, auf dem der Autorname Clementine Helm stand und das ich wirklich gelesen, war die „Glücksblume von Capri": ein Werkchen, das nicht direct für die „höhern Töchter" geschrieben zu sein scheint, vorzugsweise allerdings nur von diesem Publikum gelesen werden wird. Ich zweifle nämlich, ob es andere über das Backfischalter glücklich hinausgekommene Menschenkinder überhaupt genießbar finden werden.

Wir haben eine Erzählung leichter und flacher Art vor uns. Das einzige Moment, welches die stellenweise kaum erträgliche Monotonie und Schablonenzeichnung auf Augenblicke vergessen läßt, stellt sich in einigen nicht übeln, ganz anziehenden Naturschilderungen dar. Aber das ist auch alles. Die Personen sind alte Bekannte: der deutsche Maler und das italienische Kind aus dem Volke. Die geistige Hülflosigkeit Annella's; ihre Unfähigkeit, auf die Bildungstendenzen des Herrn von Werdau einzugehen — ist das nicht schon tausend- und abertausendmal in mancherlei Historien ausgekramt worden? Wir legen hiermit öffentlich das Bekenntniß ab, daß wir nun endlich vollkommen von der geistigen Zurückgebliebenheit der ehrenwerthen italienischen Dörflerinnen überzeugt sind. Und wir bitten inständig, uns in Zukunft mit diesem abgestandenen und abgetragenen Motive in Ruhe zu lassen. Das schöne italienische Fischer- oder Schifferkind heirathet ja doch zuletzt einen Beppo oder Nicolo — nur der deutsche Maler ladet sich die süße Kreuzeslast der Künstlerehe in Gestalt einer deutschen Emilie, Minna oder — wie in der vorliegenden Geschichte — in Gestalt einer Gabriele auf. Von wirklichen seelischen Conflicten scheint Frau Clementine Helm keine Ahnung zu haben. Sie beschwört einige Situationen herauf, durch welche die Ereignisse zu gutem, zu sehr „befriedigendem" Abschluß gebracht werden. Situationen erfinden — mein Gott, das ist nicht so schwer ... das ist um so leichter, je mehr Material schon vorliegt, das man nicht ganz ungelesen gelassen, das man nicht ganz vergessen, dessen man sich bei passender Gelegenheit mit stillem Entzücken bewußt erinnert — oder unbewußt erinnern muß. Die Situationen psychologisch correct ausbeuten; instinctiv das Wesentliche treffen: das thut Noth! Doch dazu gehört ein künstlerisches Ingenium. — Frau Beyrich verzeihe mir in Gnaden mein wenig galantes Auftreten; aber manchmal dünkt es mich doch ganz praktisch, über die conventionelle Form den Inhalt der rücksichtslosen Wahrheit siegen zu lassen.

2. Auf Irrwegen. Novelle von Kurt von Walfeld. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887. 8. 4 M.

Was diesen Roman ganz lesbar, stellenweise sogar anziehend und fesselnd macht, ist die Ueberzeugung, daß sein Verfasser die von ihm geschilderten Verhältnisse wenigstens einigermaßen aus eigener Anschauung kennt. Die Atmosphäre einer kleinen Residenz mit allen ihren gesellschaftlichen Gewohnheiten und Grundsätzen, ihrem reservirten Hofleben, ihren Liebesgeschichten, ihren Intriguenstücken; ihren Sportsamusements und ihren weniger nobeln, aber unumgänglich nothwendigen und dazugehörigen Beziehungen zu dem schlüpfrigen Pseudoparquet der parfümirten Halbwelt — diese enge, freie Geister bedrückende, einschränkende, lähmende Atmosphäre macht sich in den einzelnen Kapiteln des vorliegenden Romangewebes voll und stark geltend. Wer mit der Aristokratie einer kleinen Residenz intim verwachsen ist, weiß nicht, ob er recht hat, wenn er die Art, wie Herr von Ribenau mit Käthchen Rautenstein verkehrt; wie er sich gegen die junge, mir ganz sympathische Dame benimmt, doch ein wenig zu cordial, zu nonchalant, zu formlos, zu kameradschaftlich mit einem Worte finde. Auch will es mir nicht in den Sinn, daß eine Gräfin Hettenstein so ungenirt mit einer Circusgröße, dem Fräulein Blangini, quatre mains auf dem Instrumente der boshaftesten Intrigue, bei der schließlich alle möglichen Saiten aufgezogen werden, spielt. Ob das nach dem Codex der — allerdings nicht maßgebenden — sogenannten „bessern" bürgerlichen Gesellschaft möglich wäre? Ich glaube kaum, doch vielleicht gerade darum darf sich ein adelicher Cavalier gegen seinesgleichen ein freieres Auftreten erlauben.

Von einer neuen, überraschenden Kraft legt das Buch allerdings kein Zeugniß ab. Mit dem elementaren Tiefsinn des künstlerischen Schöpfungsgeistes dringt der Verfasser nicht in sein Motiv ein. Eigenart, selbständige Sehgewalt, machtvolles Darstellungsvermögen und die Fähigkeit, dem Ganzen die Gloriole der symbolischen unwandelbaren Dauerbeziehung zum rein Menschlichen zu geben, besitzt Herr von Walfeld nicht. Auch sein Stil weist keine Vorzüge, keine besondern Schönheiten, kein neues, reizvolles Gepräge auf. Er ist zeitweilig sogar unerträglich farblos, matt, dünnflüssig. Aber eine gewisse Geschicklichkeit in der Figurenzeichnung, in der Verknüpfung und Auseinanderlösung der Motivfäden soll gern anerkannt werden. Nur möge der Verfasser nicht glauben, daß er einen wirklichen, ehelichen Conflict ausgebaut hat. Weder Ferdinand von Hilburg, der übrigens von seinen Reisen im Grunde sehr wenig profitirt zu haben scheint und etwas gar zu trocken, zu nüchtern und philiströs, im Punkte der Männlichkeit und Leidenschaft gar zu schwächlich ausgefallen ist — weder er, noch Käthchen Rautenstein begeben sich unter dem Zwange ihrer Naturen durch thatsächliche Handlungen auf „Irrpfade". Das Liebespaar wird einfach durch eine, noch dazu ziemlich plumpe Intrigue vexirt — weiter nichts. Der Inhalt entspricht also ideell wenig dem Titel, der ein herbes, ernsthaftes Schicksalsspiel von Schuld und Sühne erwarten läßt. Immerhin ist das Buch — ist sein Verfasser in Wahrheit keine Verfasserin? — der bessern Unterhaltungsliteratur beizuzählen. Um auf eventuelle künstlerische „Irrpfade" zu kommen, hätte es allerdings einer imposantern Kraft als Voraussetzung bedurft. Die Kleinen fehlen, die Großen haben das Patent zur Sünde — freilich auch den Muth dazu.

3. Katastrophen. Novellen von Heinrich Köhler. Leipzig, Peterson. 1886. 8. 4 M.

Heinrich Köhler beschäftigt sich seit zehn Jahren mit der Literatur, das heißt: er schreibt Romane, Novellen und ähnliche, den Lesehunger befriedigende „Sachen". Köhler hat es zwar noch nicht zu einem „Namen" gebracht, da er weder nach oben noch nach unten über den Durch-

schnitt hinausragt, aber er meint es immerhin ernst mit seiner Schriftstellerei, das heißt — ich muß leider wieder etwas deutlicher sein — er kniet anbetend vor der Schablone und hat der holden Frau, die keineswegs zu den „Teufelinnen" gehört, sein ganzes, volles, warmes Künstlerherz mit — pechschwarzer Tinte verschrieben. Wer eben nicht das Blut eigener, kühner, stolzer Denkungsart in sich kreisen lassen darf, muß sich bei Madame Schablone, der liebenswürdigen Wegebnerin und Aufdenmarkthelferin, einmiethen.

Daß Köhler wahr und wahrhaftig bei Frau Schablone ein elegant eingerichtetes Garçonlogis bewohnt, beweist auch sein neuestes Novellen-Zwillingspaar, dem er den monumentalen Namen „Katastrophen" auf seine Reise nach dem Glück mitgegeben. Im „Opfer der Leidenschaft" verführt der Sohn des Hauses die hübsche Erzieherin seiner Schwester. Die Dame ist uns nicht unsympathisch. Schade nur, daß sie in einem nachgerade so sehr abgetragenen Costüm auf Erden herumpilgert! Immerhin soll dem Verfasser eine gewisse technische Virtuosität und Fingerfertigkeit nicht abgesprochen werden. Heinrich Köhler hat entschieden mit Glück bei unsern belletristischen Matadoren und sonstigen Eintagsfliegen seine Collegien gehört und mit peinlicher Delicatesse, mit „schneidig" sauberer Aufmerksamkeit seine Hefte — nachgeschrieben. Das erhellt nicht minder aus der zweiten Novelle „Kastor und Pollux". Die für Frauen ganz lesbare Geschichte stellt eine Art von Idyll vor, das schließlich deshalb mit Naturnothwendigkeit aufgelöst werden muß, weil für gewisse Fälle, denen zwei Menschen gerade gewachsen sind, ein „Dritter im Bunde" wirklich zu dem „Ueberflüssigen" Turgenjew's degradirt wird. Die Novelle ist unglaublich süß, sentimental, schmachtend, zärtlich. Warum läßt sie Köhler nicht auf den „Glücklichen Inseln" oder im Thränenreiche des Nordens, bei den thranliebenden Lappländern nämlich, spielen? Unter den Flammen des elektrischen Lichts, auf dem modernen Asphaltpflaster, erwächst kaum eine derartige Apotheose vielleicht ganz „sinniger", aber auch im Grunde allzu unirdisch-unsinnlicher, recht unsinniger Liebe und Resignation. Die „Privatgelehrten", deren Schicksale uns die deutsche Belletristik so oft und so „reizend", so „spannend" erzählt hat, haben mit der Zeit eine Physiognomie bekommen, welche sehr gegen die Lebensgewohnheit verstößt. „Wahrheit ist Schönheit", sagt Gotthold Ephraim Lessing. Die Kunst wird über Heinrich Köhler zur Tagesordnung übergehen. Den Leihbibliotheken wird man allerdings ihren — Köhlerglauben lassen müssen.

4. Es werde Licht! Historischer Roman von Anton Ohorn. Gotha, F. A. Perthes. 1886. 8. 3 M.

In Anton Ohorn's literarischer Physiognomie findet sich kaum ein Zug, kaum eine Linie, die im Ausdruck auf eine ungewöhnliche, bedeutsame Erscheinung hindeuteten. Ohorn hat eine Reihe von Novellen in Prosa und Versen und ein Bündel ganz reizvoller, sinniger, hier und da wirklich fein poetischer, bei alledem aber doch wenig kraftvoller Lyrik auf dem großen Buffet der gegenwärtigen Literatur niedergelegt. Unleugbar besitzt Ohorn ein Moment keuscher reservirter Vornehmheit. Er drängt sich nicht auf den Markt, er will nicht um jeden Preis gekannt und anerkannt sein; es genügt ihm das Bewußtsein, in der Kunst ernst gestrebt, ernst gewollt zu haben; er begnügt sich schließlich mit einer kleinen Ernte — mit einer kleinen Gemeinde von Anhängern und Zuhörern — die Muse ist ihm Göttin, nicht Geliebte. . . .

Doch auch Göttinnen ist es nach verbürgten Satzungen, nach traditionellem Brauche erlaubt, launisch zu sein. Manchmal ließen sie sogar den alten Vater Homer schlafen, wenn es ihnen nicht behagte, neue Rhythmen zu inspiriren.

Ich will Ohorn nicht mit dem braven Homer verglichen haben. Auch nicht im Punkte des Schlafens. Ein Roman, welcher den demonstrativen Titel „Es werde Licht" führt, muß ganz natürlich seine — Schattenseiten haben. Es gibt nun allerdings Leute, die sich sehr gern in ihrem Schatten — sonnen, sich gleichsam in ihn verlieben. Davon ist bei Ohorn keine Spur zu vermerken. Er nennt zwar seine historische Erzählung für die reifere Jugend „Roman", doch denke ich, daß ihm das nur auf dem Titelblatte passirt ist. Das Buch ist einfach und gut geschrieben, der Stoff geschickt und übersichtlich zusammengeordnet; der Gang der Verhältnisse ganz lebendig und spannend heruntererzählt; es läßt sich selbst ein gewisser historischer Schwung nicht vermissen — und doch fehlt diesem Kapitelgefüge ein Etwas, das sich nur theilweise in dem Moment der geschichtlichen Perspective darstellt, für das ich einen einheitlichen, ganz bezeichnenden Ausdruck nicht finden kann. Mich dünkt, Ohorn hat sich die Sache etwas zu leicht gemacht. Er nimmt einfach eine Reihe von Vertretern der einzelnen Stände und Parteien, des Bauernstandes, der Ritterschaft, der Priesterschaft, und läßt sich nun die verschiedenen Gegner mit Wort und That auf den Leib rücken. Von Glaubensbekenntnissen wird zwar eine schwere Menge geliefert, aber die feinere Verknüpfung fehlt! Es gibt keine Conflicte, keine innerlich vertiefte Seelenfehden, kein unwillkürliches gegenseitiges Beeinflussen, aus dem sich eine That gebiert, die sich, ob sie sich auch nur in engen Grenzen, in einem thüringer Winkel ereignet, doch als ein echter Krystallsplitter der großen weltgeschichtlichen Katastrophe legitimirt — als ein Krystallsplitter, den ein wahrhaft schöpferischer Geist geschliffen. Und darum ist es Ohorn nicht gelungen, einen historischen Roman zu schaffen, ganz abgesehen davon, daß er auch seiner Jugenderzählung keine feinern poetischen Reize, keine Beweise origineller Welt- und Menschenauffassung zu geben vermocht hat.

5. Adlerflug. Erzählung von Elisabeth Werner. München, Richter u. Kappler. 1886. 8. 3 M. 50 Pf.

Nachdem E. Marlitt, die Stifterin einer immer wachsenden Schule, sich vom dichterischen Schaffen etwas zurückgezogen, treten ihre begabtesten Jüngerinnen, Fräulein

Werner und Fräulein Heimburg, mehr und mehr in den Vordergrund, nicht nur in der „Gartenlaube", auch in den weitern Bezirken der allgemeinen schöngeistigen Literatur der Gegenwart.

Abgesehen von gewissen gemeinsamen Stileigenheiten ist es wol ein charakteristischer Hauptzug dieser drei beliebten Familienschriftstellerinnen, daß sie es mit der psychologischen Analyse nicht so peinlich genau nehmen. Die Wirkung durch die Scene, durch die Situation ist ihnen die Hauptsache. Sie machen gern Experimente. Sie verwandeln den trotzigsten Haß oder die kälteste Gleichgültigkeit ihrer Helden und Heldinnen in die glühendste Leidenschaft. Sie lassen gern ein altes Familiengeheimniß nachwirkend, entscheidend in die Gegenwart hineinspielen. Mitten in ihre Erzählungen stellen sie mit Vorliebe ein besonderes Ereigniß, eine waghalsige That oder ein merkwürdiges Zusammentreffen hinein. Sie schildern beredt einen wirksamen Emancipationsact. Sie benutzen gern geschichtliche Thatsachen der Gegenwart und sind sehr geneigt, Familienfehden adelicher Geschlechter prosa-episch zu behandeln. Und mit Friedrich Spielhagen markiren sie auch sehr gern den Gegensatz von Adel und Bürgerthum. Sie wissen ganz vortrefflich die in der besondern Sphäre ihres Fabulirens liegenden Effecte auszubeuten.

Auch mitten in den vorliegenden Roman stellt Elisabeth Werner eine kühne, waghalsige That hin, wie die Ausraubung eines Adlernestes an steiler Felsenwand, ohne sie allerdings unmittelbar bestimmend in den Gang der Handlung eingeflochten zu haben. Wir haben ein accessorisches Moment vor uns, das wol beeinflussend wirkt und den concreten Untergrund der ideellen Symbolisirung abgibt, aber wesentlich doch nur für das Schicksal Adrian Tuchner's ist, zu den andern Persönlichkeiten des Romans nur indirecte Beziehungen hat. Im übrigen wird die Liebesgeschichte zwischen Siegbert Holm und Alexandrine von Landeck erzählt — gewiß spannend und zuweilen sehr interessant, aber ohne jede eigenartige Nuance — mit der alten, bekannten Gewandtheit und fixen Fingerfertigkeit, doch ohne die geringste Andeutung, daß es in der Absicht der Verfasserin gelegen, eine feinere Vertiefung zu gewinnen, dem Romane eine eigentliche Atmosphäre zu schaffen. Elisabeth Werner ist aus einer Künstlerin eine Virtuosin geworden. Der Apparat arbeitet zu mühelos. Sie hat einmal viel gekonnt und viel gelernt, aber sie hat die Kräfte ihres Könnens nicht zu entwickeln vermocht; sie hat nichts vergessen und nichts Neues hinzugelernt.

Ganz amusant, weil lebendig und natürlich erzählt, und jedenfalls das Beste am ganzen Buche ist die Polemik der künstlerischen Selbstherrlichkeit gegen die kleinstädtische Beschränktheit, im Roman der Fall Bertold contra Eggert, den ehrenwerthen Bürgermeister von Wiesenheim. Aber Siegbert Holm? Wie äußerlich und oberflächlich ist diese Person gezeichnet! Die Einflüsse des krähwinkler Spießbürgerlebens auf seine sensitive Natur müßten doch zu ganz andern Resultaten führen! Es gibt Naturen, die dazu neigen, sich lebendig einmauern zu lassen. Aber einem Vertreter wenigstens der privilegirten Beschränktheit reißen sie vorher die Zipfelmütze vom Kopfe.

6. Novellen von Maria von Welck. Leipzig, Lehmann. 1886. 8. 4 M.

Es ist durchaus nicht so gleichgültig, in welchem Verlage ein Buch erscheint. Und es ist durchaus nicht so uncharakteristisch für ein Werk, bei welchem Verleger es erschienen ist. Dem Kundigen sagt ein Blick nach dem Fuße der ersten Seite oft schon sehr viel. Es ist übrigens ganz natürlich, daß sich auch auf diesem Gebiete verwandte Geister finden. Die Verlagsrichtung Lehmann's kennt man. Er hat unter andern auch die „Briefe aus der Hölle", d. h. ihre deutsche Uebersetzung verlegt, die seinerzeit so „höllisches" Aufsehen machten. Die stark mit religiösen Elementen versetzte Schriftstellerart Maria von Welck's muß sich sehr wohl fühlen, wenn sie von Herrn Lehmann auf dem modernen Büchermarkte ausgestellt wird — wie es scheint zum ersten male; denn noch fremd, noch ungeläufig ist mir der Name dieser Erzählerin altfränkisch-romantischer Lebensmärchen.

Ich kann nicht sagen, daß mir die Novellen Maria von Welck's ein besonders interessantes Gesicht machten. Da gibt es keine neuen Motive, da ertönt keine eigenartige, selbstherrliche Sprache, und von einer psychologischen Vertiefung, von einem wirklichen Eindringen in conflictsreiche Lebensabgründe ist kaum eine Spur zu vermerken. Die Verfasserin stellt im Ringe der künstlerischen Zeitlichkeit kaum mehr dar, als eine prismatische Durchschnittsnatur. Sie scheint mancherlei nach außen und wol auch dies und das nach innen erlebt zu haben, und so fabulirt sie denn in Stunden der Anregung, in Stunden eines lebendigern Seelenlebens, einer gesteigerten Phantasiethätigkeit anspruchslose Geschichten wie „Sommertage" oder Erzählungen ernstern Charakters wie „Bis ins dritte und vierte Glied", „Tante Ursula", „Hinter der Mauer" zusammen. Zartern Gemüthern mögen die Novellen Maria von Welck's ganz willkommen sein.

7. Saat und Ernte. Erzählung von Erich Norden. Norden, Soltau. 1885. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Temperatur, welche mir aus diesem zweifellos sehr nördlich gelegenen Buche anwehte, hat glücklich auch mein kritisches Thermometer unter den Gefrierpunkt hinabgedrückt. Das Buch ist zwar gut gemeint, aber doch ohne jeden künstlerischen Werth, rührend hülflos geschrieben, und ist es auch nicht gerade affectirt fromm und bekehrungssüchtig, nicht gerade aufdringlich tendenziös gehalten, so ist doch die Absicht nicht zu verkennen, daß die Buchweizensaat Norden's nur gestreut ist, um als Ernte die Ueberzeugung seiner Leser einzuheimsen, daß es außerhalb des Glaubens kein Heil gebe. Doch man soll nicht Novellen der Moral wegen schreiben. Wenn doch gewisse Herren und Damen sich endlich den nöthigen Respect vor ihrer

„Kunst“ anschaffen wollten! Die einfachste Menschenseele ist in Wirklichkeit noch ein so complicirtes Ding, daß es eine Blasphemie bedeutet, sie in der Kunst so stiefmütterlich und schablonenhaft zu behandeln. Norden gibt nur Marionetten. Es ist nicht der Mühe werth, das im einzelnen nachzuweisen. Er baut ein Spalier nach berühmten Mustern zusammen und hängt Früchte daran auf, die nicht an diesem Spalier gewachsen sind.

8. Pulverdampf. Ernste und heitere Bilder aus Kriegs- und Friedenszeiten. Herausgegeben von Adalbert Leese-Löwe. Rathenow, Babenzien. 1886. Gr. 8. 1 M.

Adalbert Leese-Löwe, Lieutenant a. D., wie er auf dem innern Titelblatte angibt, besitzt ein ganz anerkennenswerthes Talent, frisch und flott zu erzählen. Mit derber Plastik malt er uns Scenen, Abenteuer, merkwürdige Begebenheiten zumeist aus dem Kriegsleben, wo die Geleise der Regelmäßigkeit verlassen werden, wo der launische Zufall sein unberechenbares Tribunal aufbaut, wo der Einfall des springenden Würfels alles entscheidet. Nicht ohne Interesse, nicht ohne gespannt und gefesselt worden zu sein, habe ich einzelne dieser realistischen Schicksalsbilder gelesen, wie „Ranzionirt“ und „In Gefangenschaft gerathen“. Der Verfasser vertieft nicht, aber er schminkt auch nicht; er läßt sich von seinen Erinnerungen leiten und wenn er auch bisweilen unwillkürlich der Phantasie ein freies Wort gestatten muß, bleibt er doch allem, was äußerlich und innerlich an Münchhausen erinnern könnte, glücklich fern. Einen künstlerischen Werth besitzen diese Bilder nicht. Aber auf der Wachtstube und im Garçonlogis des Secondelieutenants mögen sie immerhin willkommen sein.

9. Armenische Bibliothek. Herausgegeben von Abgar Joannissiany. I. Drei Erzählungen von Raphael Patkanian. Aus dem Armenischen übertragen von Arthur Leist. Leipzig, Friedrich. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.

Arthur Leist, durch sein ethnographisches Werk über Georgien sowie durch eine Reihe kritischer Aufsätze als Vermittler zwischen deutschem und armenischem Schriftthum schon bekannt, sagt im Vorwort zu dem ersten Bändchen dieser „Armenischen Bibliothek“, daß die zeitgenössische Literatur Armeniens als ein Entwickelungskrystall im Geistesleben dieses Landes, der sich mannichfach unter deutschen Einflüssen zusammengeschlossen, es wahrlich verdiente, bei uns näher gewürdigt zu werden. Ich leugne gar nicht, daß die armenische Literatur der Gegenwart einen gewissen exotischen Reiz für uns besitzen kann. Aber ich kann beim besten Willen nicht finden, daß uns in der Uebersetzung der drei Novellen Raphael Patkanian's etwas ganz Außergewöhnliches, über alle Maßen Charakteristisches, ein Kunstjuwel ersten Ranges beschert würde. Künstlerische Beanlagung soll dem armenischen Erzähler durchaus nicht abgesprochen werden. Er besitzt einen scharfen Blick für die Alltagserscheinungen des Lebens, er schildert einen dumm-gutmüthigen Krämer, einen mit superlativer Geschwätzigkeit alles überwuchernden Greis, einen abgefeimten Halsabschneider sehr beredt, sehr treffend und scharf. Doch erinnert dieser starke, schneidige Realismus mehr an die Art eines Turgenjew als an deutsche Stil- und Sprachmuster. Eine hervorragende Kraft plastischer Versinnlichung besitzt Patkanian. Ein Stück gesund und kräftig athmenden Lebens stellt z. B. auch die Schilderung des Zusammenwohnens zweier Studenten in einer elenden Kammer dar. Aber mit der folgerichtigen Entwickelung, der psychologischen Vertiefung der Geschichte („Ich war verlobt“) ist es doch schlecht genug bestellt. Das plötzliche Reifen der Liebe in Mariens Brust überrascht. Und wie mangelhaft, wie unglaubwürdig und unwahrscheinlich ist ihr Selbstmord motivirt! Dagegen ist die Scene auf dem Gottesacker wiederum sehr lebendig hingestellt.

Ich kann mir von der Bedeutung Patkanian's für die moderne armenische Literatur noch keine rechte Vorstellung machen. Ich weiß nicht, ob dieser für Local- und Situationsschilderungen entschieden reich beanlagte Schriftsteller schon größere Werke mit weitern ideellen Horizonten und einer wirklichen Atmosphäre geschaffen. Nach den vorliegenden drei Novellen zu urtheilen, hat er allerdings das Stoffliche, das gleichsam doch nur Medium bleiben soll, noch nicht in die Zone innerlicher Vergeistigung zu rücken vermocht. Aber der würzige Duft jungen Getreides weht durch seine Erzählungen — und so macht er uns immerhin mit Recht auf seine kommenden größern Leistungen neugierig. Die Bibliothek verdient Theilnahme.

10. Aus dieser Welt der Komödie. Von Otto Spielberg. Neuwied, Hauser. 1886. Gr. 8. 6 M.

Der Titel dieses Buchs ist modern; das wird niemand bestreiten. Aber auch das Buch selbst ist in jeder Fiber modern. Es gehört in die Kategorie der heutigen Anklage- und Entrüstungsliteratur. Es ist in gewissem Sinne ein Pendant zu Nordau's „Conventionellen Lügen“. Nordau ist der in der Doppelbedeutung des Worts raisonnirende Essayist, Spielberg raisonnirender Belletrist. Er betreibt gleichsam angewandten Entrüstungspessimismus. Ist das nicht „modern“? Ich denke: in bestem Sinne.

Otto Spielberg verfügt über große literarische Fähigkeiten. Die Kunst ist ihm nicht Selbstzweck. Die Freude, sich inbrünstig in eine Idee zu vertiefen, kennt er nicht. Von einem Kämpfen, welche das Aufbauen eines Motivs, das Ringen mit dem Stoffe begleitet, hat er keine Ahnung. Spielberg ist Agitator. Er möchte sehr gern überzeugen, bekehren. Allerdings läßt er oft genug deutlich verlauten, daß er sich nur für einen Bußprediger in der Wüste hält. Die Menschen hören ihn doch nicht. Und wenn sie ihn hören, selbst wenn sie ihm glauben; sie sind zu bequem, um in seine Fußstapfen zu treten. Der Entrüstungspessimismus erhofft allerdings noch ein Quantum Zukunftsheil von der Fortentwickelung. Diese ist Thatsache. Aber die künftige Vermählung der neuen Form mit dem neuen Inhalt wird sich allerdings wenig nach bekannten und be-

währten Mustern vollziehen. Spielberg ist radical, über alle Maßen radical. Sein Hirn schwirrt von tausend Zukunftsmelodien. Aeußerlich ist der starke Band eine neue zusammenfassende Ausgabe und als solche eine zweite Auflage der beiden ersten früher erschienenen Bändchen des „Neuen Philosophen für die Welt".

Der Schriftsteller Spielberg liebt die kurze, scharfumrissene Skizze, das hingeworfene Secundenbild, die contrastreiche, auf starke, spitze, stachelige Effecte zugetriebene, satirische Situationsschilderung. Spielberg moralisirt in sehr concreter demonstratio ad oculos. Er wettert gegen die Ehe, gegen die moderne Erziehung, gegen das hirn- und herzversumpfende Zeitungswesen, gegen den Byzantinismus in der Kunst und gegen tausend andere gesellschaftliche Lügen und Vorurtheile. Er besitzt einen scharfen Blick für die Schwächen seiner „Nächsten" und für die Vorzüge, die — nicht existiren. Dabei kann er ehrlich grob werden, wie der selige Johannes Scherr oder ein Revierförster von altem Schrot und Korn. Wo er an abstractere Motive herantritt, wird er oberflächlich, wie in dem „Was ist Poesie?" bezeichneten Aufsatze. Oft, sehr oft nimmt Spielberg das gute Recht des Satirikers in Anspruch — das Recht zu übertreiben. Dieser Schriftsteller ist bei seiner heißblütigen Natur außerordentlich tendenziös. Verhaltene Wuth knirscht durch sein Buch. Manchmal steigt die Flamme der Entrüstung haushoch auf. Starken Geistern sei es warm empfohlen. Vielleicht ist Spielberg berufen, wenigstens nach einer Richtung hin, die verwaiste Rolle Johannes Scherr's auf der Bühne der modernen Literatur zu übernehmen.

Hermann Conradi.

Eine griechische Literaturgeschichte.

Geschichte der griechischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die Zeit der Ptolemäer. Von Ferdinand Bender. Leipzig, Friedrich. 1887. Gr. 8. 12 M.

Wenn ein Verleger es unternimmt, eine „Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen" erscheinen zu lassen, so ist damit auch die Nothwendigkeit gegeben, der griechischen Literatur einen Platz in der Serie anzuweisen, und die Frage, ob die Wissenschaft oder der Stand der allgemeinen Bildung eine Neubearbeitung des Stoffs wünschen lasse oder gar verlange, ist eigentlich überflüssig; denn hier entscheidet der äußere Grund, die äußere Nothwendigkeit. Wenn wir aber von diesem Zwang absehen und die Frage nur nach ihrem Kern und Wesen entscheiden wollen, so darf man mit Fug und Recht zweifeln, ob nach den Leistungen der letzten Jahrzehnte eine neue populäre Bearbeitung der Geschichte der griechischen Literatur einem wirklichen Bedürfniß entgegen komme, ja mehr als das, man darf es geradezu verneinen. Das schöne Buch von Otfried Müller, das ja durch Neubearbeitung ergänzt und den Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt worden ist, erfüllt seinen Zweck so vollständig, daß es beinahe vermessen wäre, auch nur an eine Concurrenz zu denken; auch die „Geschichte der griechischen Literatur" von E. Munk, in der Neubearbeitung von Volkmann, hat ihr Ansehen zu behaupten gewußt und leistet vortreffliche Dienste, insofern sie durch ihre zahlreichen Auszüge (Uebersetzungen) die Müller'sche ergänzt. Diese Beigabe bildet nun auch einen Vorzug des Bender'schen Buchs, und zwar darin noch, daß der Verfasser in der Wahl der Uebersetzungen eine glücklichere Hand gehabt hat als Munk, wenn auch keineswegs immer (s. z. B. die mangelhafte Verdeutschung der „Adoniazusen" des Theokrit). Auch die Darstellung Bender's ist eine elegantere und bei einer Literaturgeschichte, welche ihre Leser für ihren Gegenstand möglichst gewinnen und für die Schönheit der Form (nicht blos für die Gediegenheit des Inhalts) interessiren will, ist dieser Factor nicht gleichgültig. Es ist auch zuzugeben, daß inhaltlich das eine oder das andere hinzugekommen ist, was erst die allerneueste Zeit zu Tage gefördert hat; denn Bender hat sich gewissenhaft nach allen Seiten umgesehen und steht zum Behufe dieses Umblicks auf der Höhe; viel ist es aber nicht und konnte es bei der geringen zeitlichen Entfernung seiner nicht weniger fleißigen und gewissenhaften Vorgänger nicht sein, und so mußte es trotz der angegebenen Eigenschaften bei der Verneinung der oben gestellten Frage verbleiben; womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß das Buch nicht viel Leser finden und in hohem Grade befriedigen werde. Denn es bietet durch den gefälligen leichten Fluß der Darstellung, der gleichwol, wo es sein muß, der Tiefe nicht ermangelt, eine höchst anziehende Lektüre und weiß für seinen Gegenstand in hohem Grade einzunehmen. Der Referent hat vor einem Jahrzehnt auf den Wunsch seines Verlegers eine Geschichte der antiken (d. h. griechischen und lateinischen) Literatur erscheinen lassen, die für eine vergleichende Orientirung berechnet war und insofern auf eine gewisse Neuheit der Behandlung Anspruch machen durfte.

Neben den großen Vorzügen der Darstellung darf indeß ein Fehler Bender's nicht verschwiegen werden; freilich gerade derjenige, vor dem sich die Literarhistoriker, und sie vor allen andern, am vorsichtigsten zu hüten haben — die Phrase. Der Referent hat diesen Unhold neulich (in der „Deutschen Revue") zu brandmarken gesucht, wobei er allerdings mehr die conventionelle und die journalistische Phrase im Auge hatte; es gibt aber auch wissenschaftliche und künstlerische Phrasen. Oder ist es keine, wenn sich der Verfasser zu dem Satze versteigt, daß „Griechenland durch seine Lichter das Land der Maler, durch seine Berggestalten das Land der Plastiker sei?" Ist es keine, wenn behauptet wird, „kein Volk der Welt habe einen

solchen Sinn für Gesetzmäßigkeit bewiesen, von keinem sei die Staatsidee so klar verwirklicht worden wie von den Griechen"? Hat sich der Verfasser absichtlich oder unbewußt nach Rom verirrt? Oder war es, wie er sich irgendwo ausdrückt, ein „Gazellensprung des Gedankens"? Und man höre vollends, was über Pisistratus gesagt wird:

Pisistratus war ja durch eben diese demokratische Gewalten auf den Thron gekommen — die monarchische Luft nämlich war einer demokratischen Brise gewichen —, und ein Mann, der das Volk als werthvolles Material zur Begründung einer Herrschaft betrachtete, konnte und mußte sich den Geistern, die den Sagenstoff zum Tummelplatz ihrer Phantasie gemacht (nämlich den nach-Homer'schen Cyklikern), im Innersten verwandt fühlen.

Das ist doch in der That geistreicher als wahr! Dasselbe gilt auch, und in demselben Grade, von der Behauptung über Euripides:

Bei ihm wird die Wortstellung zugespitzter, und die Verwickelung der politischen Intrigue, deren Vorhandensein sich schon in der dramatischen Intrigue kundgibt, äußert selbst seinen (sic!) Einfluß auf den Satzbau des Dramatikers.

Und wenn es von Isokrates heißt, seine Sprache sei „das reinste Attisch, vielleicht noch eleganter als die des Lysias, aber ohne deren eigenthümliche Anmuth", so berührt das unsern schlichten Verstand auch eigenthümlich, und wir fragen billig: wo ist denn die Eleganz, die nicht zugleich von der Anmuth durchdrungen wäre? Vollends den modernen Kritiker möchten wir sehen, der zwei vor zweitausend und mehr Jahren verstorbene Schriftsteller nach den superfeinen Unterschieden des Eleganten und des Anmuthigen bemessen will! Nicht daß solche Kritiker nicht schon hervorgetreten wären; gerade unserm Jahrhundert sind sie in reichem Maße geschenkt worden, diese feinfühligen Naturen, welche trotz ihrer Jugend im Wissen und Können es allen, auch den Gereiftesten, zuvorthun, die nicht nur dicke Literaturgeschichten schreiben (das ist ja „blos" eine quantitative Leistung!), sondern auch, um mit Aristophanes zu sprechen, die sprachlichen Flohsprünge zu messen und sogar eine Unzahl von Zwischenstationen zu fixiren im Stande sind! Daß wir übrigens unsern Verfasser, der sich der Größe seiner Aufgabe vollständig bewußt war und zu deren Bewältigung eine geistige Reife mitbrachte, welche ihn vor Unbescheidenheit schützte, nicht zu diesen Naturen rechnen, brauchen wir nicht zu sagen; aber gerade, weil wir dem Buche einen wirklichen Werth zuerkennen, durften und dürfen wir auch die Schwächen nicht verschweigen. Am allerwenigsten die der Darstellung, weil wir in ihr einen Hauptreiz des Buchs erblicken. Die „sanitäre" Verwendung „der Exodos der Tragödie", der constante Gebrauch von seither für bisher, Ausdrücke wie die „eigenständigen" Versmaße, das „Urzuständige" des Individuums oder ein falsches Bild wie das von dem an der Nilmündung emporsteigenden „Stern, der die Welt mit dem Preis hellenischer Poesie und Gelehrsamkeit erfüllen sollte" (nämlich Alexandria), mögen hier blos angedeutet sein; auch daß der Verfasser einem „Student" (sic!) erwidert werden läßt, wollen wir nicht streng rügen, mehr schon die nicht immer glückliche Wahl in den Uebersetzungen (wie z. B. denen Thudichums), wo Besseres zu Gebote gestanden hätte. Unerlaubt ist die Messung: „Hier ruht Timokreón von Rhodus" u. s. w. (es ist der Anfang eines Hexameters), und unrecht geschieht dem Referenten, wenn ihn der Verfasser scandiren läßt Aristotelés. Der Referent schrieb, und so ist es auch schwarz auf weiß gedruckt: Arístokles. Ueberhaupt ist Bender's Buch an Druckfehlern nicht eben arm. Wie konnte Bender ferner zur Charakteristik des Euripides einen so sinnlahmen Vers aufführen: „Die Zunge schwur, doch unbeeidigt (sic!) bleibt der Sinn!"

Für solche Verse allerdings hat, wie sich der Verfasser anderswo auch nicht eben sehr elegant ausdrückt, „unsere ernste Zeit keine Zeit und kein Verständniß". Störender aber als das Genannte wirkt eine absonderliche Eigenthümlichkeit des Verfassers, das Tohuwabohu im Schreiben der Eigennamen. Auch wenn man angesichts des heutigen ad libitum auf orthographische Dinge kein großes Gewicht legt, so heißt es doch alles Maß überschreiten, wenn man sich Phidias neben Hygieia, Aisopos neben Chaeremon, Alkaios und Oppianos neben Periander und Nikander, die Heliaia neben Platää, Pindaros neben Kamirus, die Heraklie neben Odyssee, Aeolier neben Achaiern und sogar die Unform Demetrios Phalereos sich erlaubt. Wer der modernen, gegen Sitte und Ueberlieferung aufgekommenen Manier zu gräcisiren (vielmehr graikisiren), huldigt, soll es dann wenigstens mit Consequenz thun.

Zu seiner Darstellungsweise gehört auch das Verbrämen antiker Stoffe mit modernem Besatz. Wenn es mit Geschmack und Takt geschieht, möchten wir es nicht tadeln; mancher Punkt wird durch ein passendes Streiflicht aus der Gegenwart oder sonst woher plötzlich aufgehellt. Der Verfasser hat von dieser Sitte (denn eine solche haben wir thatsächlich zu constatiren) einen ziemlich ausgiebigen Gebrauch gemacht, vielleicht auch, wo es mehr geistreich als passend ist. Goethe's und Geibel's „Nausikaa" — nun ja, man macht ja von der erstern in neuerer Zeit ein Aufhebens, als wenn uns durch das Nichtzustandekommen des beabsichtigten Dramas das kostbarste Kleinod der Goethe'schen Kunst vorenthalten worden wäre (wozu wir unsererseits in Anbetracht des Stoffs uns erlauben möchten, ein großes Fragezeichen zu setzen) — Bruch's „Odysseuscantate" aber herbeizuziehen, war überflüssig, während der Beisatz zu Pausanias als „Bädeker des Alterthums" den Mann sofort kennzeichnet, wenigstens theilweise. Auch daß bei der Charakteristik der griechischen Kosmogonie die Sage der Polynesier nebst Moses und der Edda erwähnt werden, oder daß, wenn von der geheimen Grabstätte des Oedipus die Rede ist, auf die Aehnlichkeit im Schicksal des Moses hingedeutet wird, mag unbeanstandet hingehen. Eher sollte es dabei als conditio sine qua non gelten, daß wenigstens ein frappanter Punkt der Aehnlichkeit hervortrete. Dieses Gesetz ist nicht immer vom Verfasser beobachtet (z. B. wenn bei Gelegenheit der Sage

von der unsichtbar machenden Hadeskappe nicht etwa blos Siegfried's Tarnkappe, sondern sogar Mörike's „Hutzelmännchen" zusammt dem Krakenzahn ins Gefecht geführt werden, oder wenn gar ganz unrichtiger und ungerechter Weise der äschyleische Okeanos mit Shakspeare's Polonius verglichen wird!).

Gehen wir zum Inhalt über. Da vernehmen wir, der Kern der trojanischen Sage sei der Raub der Lichtgöttin (Helena) durch den Gott des Dunkels (Paris), der die genannte Göttin in dunkler Höhle (ἴλιον, ilium) birgt. Dies alles wird illustrirt durch ein kleines Feuerwerk aus der vergleichenden Mythologie, wobei freilich der „Sonnenheld", der die Lichtgöttin befreit, ein Desideratum bleibt (weil der zu dieser Stellung potenzirte Achilleus vor ihrer Befreiung stirbt!) und der schöne Paris als „Unhold", als Dämon der Finsterniß, sich mehr als nur „eigenthümlich" ausnimmt. Mit Helena ist ja die Sache wol unzweifelhaft, und daß die Mythologie in die „Ilias" wie „Odyssee" mächtig hinein leuchtet, kann nur ein beschränkter Verstand leugnen; aber Vorsicht, äußerste Vorsicht thut doch auch noth, und behaupten ist nicht beweisen. Vielleicht gelingt die Lösung des Räthsels einmal; einstweilen liegt sie noch in weitem Felde. Sie sowol als die ganze Homer-Frage. Einem aufrichtigen Menschen muß es grauen, so oft er in dieses Gebiet gelangt. Trotz aller redlichen nöthigen und auch unnöthigen Arbeit, trotz Ausroden und Auslichten noch überall dichte Wildniß und massenhaftes Dorngestrüpp! Auch die vielgepriesene Arbeit eines modernen Philologen, der sich als aufräumender Herakles auf allen möglichen Gebieten des Alterthums geberdet, hat die Cardinalfragen, welche die Homerische Forschung stellt, so ungelöst gelassen, wie sie nur je gewesen sind. Unser Verfasser hat sich bemüht, nichts Neues darüber beizubringen (und das ist heutzutage ein Verdienst!), sondern so gut wie möglich zwischen Feuer und Wasser sich durchzuwinden. In andern Dingen und Fragen weiß er vielleicht hier und da zu viel. So, wo er auf den Archilochos zu sprechen kommt, der die „Charakterlosigkeit in die Sitten nur eingeschwärzt" haben soll, oder wenn er behauptet, daß Phokylides an Charakter noch über dem Genannten stehe, wenn er ferner den „Pentheus" des Dramatikers Thespis — einer schon an für sich etwas „problematischen Natur" — zu reconstruiren unternimmt, oder bei der Feuerphilosophie des Heraklit „in der Offenbarung Johannes oder der Völuspa zu lesen" glaubt. Warum die Iphigenia auch bei ihm in „Tauris" (einer absoluten Unform!) und Longinus als der Verfasser des Tractats über das Erhabene erscheint, warum für die Trilogie der Tragiker die alte Schlegel'sche Erklärung wieder zu Ehren gebracht und die Ansicht von der strengen Schicksalstragödie der Alten wieder aufgestellt wird (ohne daß der Verfasser wenigstens durch ein paar Striche der gegentheiligen gerecht wird), weiß der Referent nicht zu sagen. Irrthümlich aber ist es, wenn Pindar um volle vierhundert Jahre jünger gemacht wird als Hesiod, oder wenn das Auftreten des dritten Schauspielers mit Sophokles' Rücktritt von der schauspielerischen Action motivirt wird. Es wäre übrigens am Platz gewesen, anzuführen, daß (nach neuester Entdeckung) neben den Dichtern auch die Schauspieler um den Preis im Wettkampf gerungen haben: ebenso wären einige Worte erwünscht gewesen zur Begründung des Theorikon (Schauspielgeldes für das Volk). Warum gab der Staat, obschon das Theater doch ein staatliches Institut war, dem Bürger das Eintrittsgeld in die Hand, statt ihn einfach gratis ins Theater gehen zu lassen? Und wo fand sich eine Controle dafür, daß das also ausgerichtete Geld nicht vom Empfänger zu ganz andern Dingen verwendet wurde? Oder war die Einrichtung eine andere? Ueber die politischen Anspielungen in der griechischen Tragödie ist schon viel Tinte vergossen worden und wird es auch ferner noch werden. Sicher ist, daß gewaltige Zeitereignisse in die Dichtungen — und warum nicht? — hineinspielten, ja sogar den Impuls zu solchen gaben. Beispiel: die Tragödie oder besser Cantate „die Perser", ferner die „Eumeniden", wo beide mal die Absicht handgreiflich ist. Aber das sind doch Ausnahmen. Regel kann es nicht gewesen sein, schon in Anbetracht des Ursprungs und des gottesdienstlichen Charakters der Tragödien. Man darf also noch viel weniger von nicht erhaltenen Dramentrilogien behaupten, sie hätten solchen Zwecken gedient, Aeschylus habe z. B. „in solcher Zeit" (der Empörung und des Zwistes) „im poetischen Spiegelbild der Oedipussage dem Hellenenvolk die Mahnung zurufen zu müssen geglaubt, wie Familienzwist und Bruderkrieg das verderblichste von allem sei, das die Bande des Bluts und der Gesellschaft löse" u. s. w. Mit der Auffassung des Chors in der Tragödie, als des „idealen Vertreters der Gemeinde" oder „des Gewissens", kann man sich einverstanden erklären und dennoch folgenden Satz räthselhaft finden:

> Merkwürdig bleibt es immerhin, daß das Alterthum, welches diese poetische Volksvertretung stets vor Augen hatte, nie auf den Gedanken gekommen ist, ihr in der Wirklichkeit eine politische an die Seite zu stellen.

Was sind denn die Prytanen und die Bule? Sind sie nicht die Vertreter des Volks, soweit dieses selber seine Souveränetät nicht ausübt? Heraklit, sagt der Verfasser, habe den Pythagoras wegen seines Wissens „gepriesen". Im Gegentheil, er hat gesagt, daß dessen (und anderer) Vielwisserei den Geist nicht bilde. Und hat Plato wirklich gesagt, daß man seine Feinde lieben müsse? Der Referent weiß nur, daß Sokrates-Plato den Haß gegen die Feinde nicht für ein nothwendiges Postulat hält. Die Handlung des „Prometheus Feueranzünder" ist eine andere als die vom Verfasser infolge einer Verwechselung mit Prometheus Feuerbringer angegebene, und der letztere ist, wie jetzt sicher angenommen werden darf, nicht der erste Theil der Prometheustrilogie, sondern diese Stelle nimmt der gefesselte ein. Ein Versehen ist es ferner, wenn der Verfasser den Paris einen Zweikampf mit Ajas bestehen läßt. Merkwürdig und sehr wenig wahrscheinlich

ist auch das Urtheil über Homer's Sprache, das in dem merkwürdigen Satze gipfelt: „Er stellt die älteste uns erreichbare Stufe der griechischen Sprachentwickelung dar, in der die Elemente noch friedlich beieinander liegen, die sich später zur Bildung der Dialekte getrennt haben." Also die Bildung der Dialekte läge diesseits Homer's! Innerhalb den hundert Jahren sollte sich also eine solche Verschiedenheit des Lautbestandes, der Accentuation, der Flexion herausgebildet haben, wie wir sie bei Homer auf der einen, bei Sappho auf der andern Seite wahrnehmen? Wo fände sich eine Analogie? Da ist denn doch die neulich zu Tage geförderte Hypothese vom ursprünglichen Aeolismus Homer's noch glaubwürdiger. Der Verfasser läßt den Homerischen Gedichten alle Gerechtigkeit widerfahren, nur Eins vermißt er, „vermißt der Deutsche an diesen Werken: das Gemüth". Das ist sehr kurz und bündig gesprochen; ob wahr, ist eine andere Frage. Wenn wirklich „das Christenthum diesen Begriff erst entdeckt und das Germanenthum ihn gehegt hat", so kommt natürlich Homer bei der Gemüthsfrage nicht ins Spiel. Aber wir möchten die Prämissen bestreiten. Es handelt sich hier nicht um ein ob — oder, sondern um ein mehr oder weniger. Der Odysseus, der am Meeresstande sitzt und weint und gern sterben will, wenn er nur noch einmal von fern den Rauch aus den Dächern seines heimatlichen Eilandes könnte aufsteigen sehen, das Zusammentreffen Hektor's mit Andromache und ihrem Söhnlein — um nur zwei Beispiele anzuführen: das sind doch gewiß Blumen, die auf dem Grunde des Gemüths gewachsen sind; andere bleiben allerdings aus, da, wo wir sie erwarten (vgl. das Verhältniß des Telemach zu seiner Mutter). Der Verfasser erklärt sich gegen die Lachmann'sche Theorie von den Kleinliederdichtern; er hat dabei große Autoritäten zu Genossen, und niemand wird es ihm verargen; aber eins seiner Argumente hält schwerlich Stand. Er meint nämlich, der Hexameter sei kein Versmaß für historische Volkslieder. Das ist bare Subjectivität ohne Grund und ohne Halt. Noch merkwürdiger ist freilich des Verfassers Ansicht über die Entstehung dieses Hexameters: aus dem iambischen oder trochäischen Dimeter nämlich! Wo diese neueste Theorie herstammt (die doch wol nicht den Verfasser zum Urheber hat), weiß der Referent nicht; auch möchte er nicht unbedingt auf die seinerzeit von Theodor Bergk aufgestellte und ziemlich allgemein gebilligte Ansicht schwören, daß er aus der Verbindung zweier selbständiger Verse — ◡◡ — ◡◡ — und ◡◡ — ◡◡ — ◡◡ — ◡ entstanden sei; doch ist diese Erklärung unleugbar weit natürlicher, also auch viel wahrscheinlicher als jene allerneueste, die „zu Zangen und Schrauben" greift, wo es einer einfachen Naht bedarf.

Das Gebiet der griechischen Literaturgeschichte ist ein Tummelplatz für alle möglichen Controversen und kann es nicht anders sein. Kritik und Hyperkritik, Unglauben und Aberglauben, Radicalismus und Conservatismus treiben da ihr Wesen. Der Verfasser hat, nach unserm Gefühl, nach Kräften gestrebt, die Mittelstraße einzuhalten. Der Abschnitt über das Drama scheint uns der gediegenste des Buchs. Eine Hoffnung, die er darin ausspricht (mit der griechischen Literaturgeschichte hat sie zwar zunächst nichts zu thun), können wir nur in bedingtem Sinne theilen, die nämlich, daß nach dem Vorgang Köchly's in Heidelberg „in nicht allzu ferner Zeit, auch der Agamemnon des Aeschylus auf unserer Bühne erscheint". Wenn man auf Gelehrte als Zuschauer rechnet — ja; wenn auf ein gewöhnliches Theaterpublikum — nein! Ein solches wird (wenn es ehrlich ist und nicht heuchlerische Mienen annimmt) sich niemals für diese Menschen und diese Tragik zu begeistern vermögen. Andere Zeiten, andere Sitten; andere Menschen, andere Götter. Die Zeit ist auch ein Gott; er erweist sich aber gnädig und zugänglich nur denen, die ihm aus den Schätzen ihres Wissens opfern.

J. Mähly.

Ein poetisch-musikalisches Prachtwerk.

Robert Schumann's Kinderscenen. Dreizehn Musikstücke für das Pianoforte mit Dichtungen von Albert Träger und Bildern von A. Zick. Leipzig, Titze. 1886. Gr. 4. 20 M.

In harmonischer Vereinigung führt der stattliche elegant ausgestattete Band mit obigem Titel die drei Kunstgattungen der Musik, Poesie und Malerei vor und bietet damit ein schönes und originelles Ganze, welches sich der Reihe von prächtig ausgestatteten Werken des Verlegers würdig anschließt.

August Schumann's liebliche Kinderscenen, diese kindlichen, leichten und doch so zu Herzen sprechenden Melodien bilden den Mittelpunkt des Buchs in klarem gefälligem Notendruck. Gewissermaßen als Beigabe hierzu hat Albert Träger anmuthige Gedichte als poetischer Interpret des musikalischen Meisters beigesteuert und Alexander Zick wieder die Verse des Dichters mit genial ausgeführten Randzeichnungen sowie mit einer Reihe lieblicher großer Bilder geschmückt, welche uns das Kinderleben in verschiedenen heitern oder ernsten Momenten vorführen. So ergänzt, erläutert und verschönert eine Kunst die andere, und dem Freunde jeder derselben ist etwas Schönes geboten.

Es kann natürlich nicht die Absicht sein, auf den musikalischen Theil näher einzugehen. Vor allem muß der hübsche Gedanke hervorgehoben werden, welcher in der Vereinigung von Noten, Bild und Wort liegt. Was nun das letztere anbelangt, so hat sich Albert Träger in die Welt der Kleinen recht hineingelebt; er führt uns in seinem

Gedicht „Von fremden Ländern und Menschen" den Knaben vor, welcher so gern von der Ferne träumt, „von fremden Menschen und Ländern", die ihm das Buch vorführt, in welches er vertieft ist, zeigt uns in der „Curiosen Geschichte" das von Gretchen belauschte Liebespaar, von dem die Kleine selbst ahnungslos berichtet, läßt vor unsern Augen den Haschemann spielen, welcher Fritzchen hascht, und dem kleinen Mädchen zuhören, das so rührend von der Mutter den Spaziergang in den Garten erbittet:

Mutter, laß mich in den Garten,
Wo die andern mich erwarten,
Und ich sitze hier auf Kohlen,
Darf ich meinen Hut nicht holen?
Habe nun gestrickt genug,
Hörst du nicht, daß vier es schlug?

„Glückes genug" hat die Kleine, von deren Puppen und Spielsachen das Liedchen des Poeten berichtet. In der „Wichtigen Begebenheit" überrascht der Storch die Kinder mit dem kleinen Brüderlein, und die wehmüthige „Träumerei" zeigt uns das mutterlose schlummernde und träumende Kind an der Seite des betrübten Vaters. Dafür bietet „Am Kamin" das freundliche Bild der Kinderschar, welcher die Mutter Märchen erzählt, und der „Ritter vom Steckenpferd" reitet stolz auf seinem halbledernen, halbhölzernen Thier. „Fast zu ernst" ist die traurige Friedhofsscene, welche die Kinder in banger Ahnung belauschen; auch seien die übrigen stimmungsvollen Gedichte: „Fürchtenmachen", „Kind im Einschlummern", sowie der poetische Epilog hier angeführt, worin auch des Meisters der Melodien gedacht wird:

Er, der Töne großer Meister
Hat die Kinder still belauscht,
Und ein Chor verklärter Geister
Lieblich in den Saiten rauscht.

Neben dem Dichter ist aber auch der Künstler zu erwähnen. Der kleine Naturforscher über dem großen Buche vielleicht von Gerstäcker oder von Cooper, die lustige Kinderschar mit dem Haschemann im Park und besonders das reizende kleine Mädchen mit den Puppen werden jedes Herz erfreuen und sind köstliche Genrebildchen aus dem Leben unserer Kleinen. Auch die Buben und Mädchen, welche der erzählenden Mutter so aufmerksam zuhören, die ernst lauschenden Kinder auf dem Friedhofe, die junge Mutter mit dem einschlummernden Kinde bilden liebliche im Bilde festgehaltene Gruppen. Des Künstlers Stift hat aber außer diesen Vollbildern auch in die Einrahmung und in die Arabesken, welche den Text der Gedichte umgeben, manch nettes Bildchen gefügt, das sich gar wohl der Melodie in dem Dichterworte anschließt.

Man ersieht daraus, daß wir es hier mit einem rechten Haus- und Kinderbuch zu thun haben, dem allerdings der sorgsame Verleger in dem stilvollen Mosaikbande, in Druck und Papier noch einen eigenen Schmuck verliehen hat, der den Freund sorgfältiger äußerer Bücherausstattung besonders erfreuen wird.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Die Schule des Lebens" nennt Karl Munding ein Brevier für Weltleute, welches bei Levy u. Müller in Stuttgart erschienen ist. Der Verfasser hat eine Anthologie herstellen wollen, deren einzelne Gedanken und Grundsätze durch den Rahmen einer einheitlichen Weltanschauung zusammengehalten werden. Durch diese Form sowie durch seine Bestimmung erweist sich das vorliegende Buch als eine Neuheit in ihrer Art. Von dem der heutigen Zeit allein angemessenen echten Realismus aus will es eine Lebenskunst entwerfen, welche sich als probehaltig erweisen soll. Aus einer großen Fülle von Schriften hat der Verfasser für seine Rubriken das Beste zusammengetragen und trefflich geordnet; sein Werk darf als ein wohlgelungenes empfohlen werden.

— In August Gotthold's Verlag in Kaiserslautern ist in zweiter Auflage erschienen: „König Ludwig II., Baierns Stolz und Baierns Schmerz, ein Lebensbild dargestellt von Ludwig Rudolf Schaufert". Das 144 Seiten umfassende Buch ist um des gesucht überschwenglichen Tones willen in seiner größern Hälfte nur für Baiern recht genießbar, weil wir übrigen Deutschen ein mehr bedingtes Urtheil über seinen Fürsten haben, als dessen Landeskinder; aber auch für auswärtige Kreise recht brauchbar ist die auf genauer Kenntniß beruhende Schilderung der Bauten Ludwig II. Das Ganze ist nur für die untern Schichten des Volks berechnet.

— „Der Gottesbegriff in Gegenwart und Zukunft" ist der Titel einer umfänglichen Studie von Maurice Reinhold von Stern, welche im Verlags-Magazin zu Zürich erschienen ist. Der Verfasser hat viel gelesen und gedacht, aber wenig verdaut. Er sagt: „Das Christenthum betrachtet die ehrliche Arbeit mit orientalischem Pessimismus als einen Fluch; von diesem Fluche die Menschheit zu befreien, ist die Aufgabe des Socialismus, dieser Gottesidee der Gegenwart und Zukunft." Das ganze Buch ist im Grunde eine Streitschrift für diesen Socialismus und ist für dessen Gläubige jedenfalls ein schweres Rüstzeug.

— F. C. Schneider hat Marc Aurel's Meditationen aus dem Griechischen übersetzt und darf erleben, daß jetzt die vierte durchgesehene Auflage dieses Werkchens erschienen ist (Breslau, Trewendt). Dieser Umstand überhebt uns eigentlich jeder Empfehlung; wir wollen aber nicht unterlassen, besonders noch auf den Anhang hinzuweisen, in welchem der Uebersetzer eine gründliche Untersuchung über das Verhältniß des Marc Aurel zum Christenthum gibt. Die ganze Arbeit ist sehr gediegen.

— Rudolf Steiner hat eine in ihrer Art ebenso neue wie beachtenswerthe Abhandlung geschrieben über das Thema: „Grundlinien einer Erkenntnißtheorie der Goethe'schen Weltanschauung mit besonderer Rücksicht auf Schiller" (Stuttgart, Spemann). Nachdem er Vorfragen erörtert, verbreitet er sich sehr gründlich und scharfsinnig über folgende Begriffe: die Erfahrung, das Denken, die Wissenschaft, das Naturerkennen; dann spricht er von den Geisteswissenschaften und dem künstlerischen Schaffen. Ohne allen vom Verfasser vorgetragenen Sätzen zustimmen zu können, glauben wir doch hervorheben zu dürfen, daß er stets geistreich und mit voller Beherrschung seines Gegen-

standes spricht. Wir wünschen der hochinteressanten Schrift einen weiten Leserkreis.

— In deutscher Uebersetzung von M. Jacobi ist erschienen: „Ikaria, ein Beitrag zur Geschichte des Communismus“ von Albert Shaw (Stuttgart, Lutz). Der Verfasser macht den Versuch, die Geschichte einer einzelnen communistischen Unternehmung darzustellen; das innere Leben der ikarischen Gemeinde schildert er als eine Art von socialem und politischem Miniaturorganismus. In Ikaria stellt sich der Versuch dar, den Communismus der utopischen Philosophen auf der Grundlage des Vernunftglaubens und der demokratischen Idee zu verwirklichen. Darum sei allen Kathedersocialisten dieses Schriftchen zur Beachtung überwiesen.

— Aus der Broschürenliteratur haben wir zu verzeichnen: Heft 15 bis 17 der von Virchow und Holtzendorff herausgegebenen „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“, Neue Folge, Erste Serie (Hamburg, J. F. Richter), deren Themen folgende sind: „Wahrheit und Dichtung in Platon's Leben“, von Arthur Richter; „Deutschlands Vogelwelt im Wechsel der Zeit“, von William Marshall; „Wilhelm von Humboldt“, von K. Bruchmann. Aus den „Deutschen Zeit- und Streitfragen“ desselben Verlags liegen uns vor das zwölfte und dreizehnte Heft des ersten Jahrgangs der Neuen Folge; die Themen derselben lauten: „Strafgesetz und Moral“, von Max Ostermeyer; „Das Universitätsstudium und insbesondere die Ausbildung der Juristen in England. Nebst Vorschlägen zur Reform der juristischen Ausbildung in Deutschland“, von P. F. Aschrott. Die beiden ersten Monatshefte der „Deutschen Worte“ (7. Jahrgang, 1887, Herausgeber Engelbert Pernerstorfer in Wien) sind erschienen und enthalten folgende interessante Aufsätze: „Freiheit und Gleichheit“, von J. Platter; „Zwei moderne Geschichtswerke“, von Paul Barth; „Arbeiterzustände in Oesterreich“, von E. Kaler; „Die Weltanschauung des Individualismus“, von Hermann Bahr.

— Im Verlage von Otto Spamer in Leipzig und Berlin ist erschienen das reich mit Illustrationen ausgestattete, für die reifere Jugend bestimmte Buch „Unser Bismarck“. Dasselbe enthält eine geschickte Auswahl aus dem umfänglichen Material und ist streng objectiv in echt nationalem Geiste abgefaßt. Allen Schüler- und Volksbibliotheken darf das Buch warm empfohlen werden.

— Im Verlage von Hermann Risel u. Comp. in Hagen i. W. hat Oscar Klein eine Kritik von Dahn's „Kampf um Rom“ erscheinen lassen. Der Verfasser geht sehr ausführlich und scharf ins Gericht mit diesem Werke; er stellt es auf eine Stufe mit den beliebten Mordgeschichten einer frühern Epoche, läßt ihm aber den Vorzug einer oft hinreißend schönen Sprache und eines gelehrten, geschichtlichen und philosophischen Wissens.

— Unter dem Titel „Theatralia. Harmloses aus der Coulissenwelt“ hat von Wenckstern bei Walther u. Apolant in Berlin ein Buch erscheinen lassen, worin er „Beiträge zur Naturgeschichte der Komödianten“ gibt und folgende Typen schildert: der Herr Director, der Regisseur, die Heroine, der Held, die Naive, der Bonvivant, die komische Alte, der Souffleur. Sodann erzählt er die Coulissengeschichte „Amor in der Versenkung“ und die Theaterhumoreske „Swanhilde“. Der Verfasser kennt nicht blos „den Rummel“ durch und durch, sondern schildert auch das Theaterleben mit feinster Satire und packender Anschaulichkeit. Seine Charakterbilder sind in hohem Grade unterhaltend und werden allen Theaterliebhabern ꝛc. angenehme Stunden bereiten.

— Nr. 12 der „Sammlung kunstgewerblicher und kunsthistorischer Vorträge“ (Leipzig, Schloemp) enthält: „Hans Makart und seine bleibende Bedeutung“, von Robert Stiaßny. Mit einer Radirung von W. Hecht. Wir haben selten eine Abhandlung gelesen, welche auf engem Raume so viel Treffendes enthielt wie diese; sie enthält geradezu das Beste, was uns in der Makart-Literatur bekannt geworden ist.

— Der auf dem Gebiete der Biographien sehr thätige Adolf Kohut hat im Verlag von Oswald Schmidt in Leipzig-Reudnitz ein „Weber-Gedenkbuch“ erscheinen lassen, als Erinnerungsblätter zum hundertjährigen Geburtstage Karl Maria von Weber's am 18. December 1886. Auf Grund der ziemlich reichen Weber-Literatur hat Kohut hier ein Volksbuch gearbeitet, welches um seiner Billigkeit und Verständlichkeit willen als brauchbar bezeichnet werden darf.

Bibliographie.

Der Anarchismus und seine Träger. Enthüllungen aus dem Lager der Anarchisten vom △ Verfasser der Londoner Briefe in der Kölnischen Zeitung. Berlin, Neufeld u. Mehring. 8. 3 M.

Baum, A., Magistrat und Reformation in Strassburg bis 1529. Strassburg, Heitz. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Neue Bibliothek für das deutsche Theater. Ausgewählt, herausgegeben und erläutert von H. Riotte. Nr. 13: Michael Kohlhaas. Romantisches Trauerspiel von H. Riotte. Leipzig, Vieweg. 12. 50 Pf.

Bölsche, W., Der Zauber des Königs Arpus. Historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit. Leipzig, Reißner. 8. 3 M. 50 Pf.

Brode, R., Max Duncker. Ein Gedenkblatt. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dewall, J. van, Der tolle Baron. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

— — Zwei Stecknadeln. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Dierks, H., Houdons Leben und Werke. Eine kunsthistorische Studie. Mit 6 Abbildungen in Lichtdruck. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 4 M.

Edelmann, A., Der Holzgraf. Volksschauspiel mit theilweiser Benützung der gleichnamigen Erzählung H. v. Schmid's. Innsbruck, Wagner. 8. 1 M.

Fischer, L., Subsilvania. Festgabe zur 4. Säcularfeier des seligen Nikolaus von der Flühe. Mit einer musikalischen Beilage von J. G. E. Stehle. Frankfurt a. M., Foesser Nachfolger. 12. 60 Pf.

Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von G. Schmoller. 7ter Bd. 1stes Hft.: Volksvermögen, Volkseinkommen und ihre Verteilung. Von H. Losch. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Frantz, E., Geschichte der christlichen Malerei. 1ste Lfg. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Deutscher Geschichtskalender für 1886. 2ter Tl. Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge in den außerdeutschen Staaten. Von K. Wippermann. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 6 M.

Juste, T., Das Wachstum der russischen Macht. Das Testament Peter des Grossen. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, Gressner u. Schramm. Gr. 8. 1 M.

Keber, H., Ein Wort gegen die Herren Professoren der Rechtswissenschaft, als Beitrag zur Reform des juristischen Bildungsganges. Wilhelmshaven, Lohse. 8. 50 Pf.

Kirchenheim, A. v., Zur Reformation des Rechtsunterrichts. Leipzig, Böhme. 8. 60 Pf.

Klöppel, P., Staat und Gesellschaft. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 8 M.

Luginbühl, R, Ph. Alb. Stapfer, helvetischer Minister der Künste und Wissenschaften. (1766—1840). Ein Lebens- und Kulturbild. Basel, Detloff. Gr. 8. 8 M.

Menger, R., Dem Siegeskaiser. Zeit-Gedichte. Berlin, Neuenhahn. 8. 2 M.

Mucke, J. R., Deutschlands Getreideverkehr mit dem Auslande. Greifswald, Abel. Lex.-8. 15 M.

Ofner, J., Werth und Arbeit. Wien, Hölder. 8. 80 Pf.

Püttner, E., Konrad Letzkau und seine Tochter. Roman aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts. 3 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 8 M.

Rabus, L., Grundriss der Geschichte der Philosophie. Ein Leitfaden zum Studium der Geschichte der Philosophie und zur Rekapitulation. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 4 M.

Roscher, W., System der Volkswirthschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende. 1ster Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 11 M.

Rosenthal, H., Frauenlob, satirisches Epos. Berlin, Boettcher. 12. 75 Pf.

Ruhemann, A., General Boulanger. Lebensbild des französischen Kriegsministers. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schenckendorff-Görlitz, E. v., Die pädagogische und sociale Bedeutung erziehlicher Knaben-Handarbeit und ihre praktische Durchführung. Vortrag. Kassel, Wigand. Gr. 8. 30 Pf.

Schneideck, G. H., Episches Bilderbuch. Jena, Dabis. 8. 1 M. 50 Pf.

Schöne, A., Deutsche Altertümer im Mecklenburger Osterspiel. Ludwigslust, Hinstorff. Gr. 8. 1 M.

Tellheim, B., Tutti frutti. Gedichte. Zürich, Verlags-Magazin. 1886. 8. 1 M. 20 Pf.

Verne, J., Von der Erde zum Mond in 97 Stunden. Aus dem Französischen von R. Damm. Leipzig, Unflad. 8. 60 Pf.

Wilbrandt, A., Der Thurm in der Stadtmauer. Lustspiel. Wien, Künast. 1879. 8. 3 M.

Ziemssen, O., Zur Philosophie der zehn Gebote. Theologisch-philosophischer Essay (nach einem Konferenzvortrage). Gotha, Thienemann. Gr. 8. 80 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 17. 28. April 1887.

Poesie und Philosophie.

Das sind alles weiter nichts als Phrasen, inhaltslose, jeder tiefern allgemeinern Bedeutung bare Redensarten, wenn man ausspricht: nur die Leidenschaft mache den Dichter; nur die Leidenschaft sei das Kriterium des Genies — oder Genie sei Geduld, und wie die tausend, an sich vielleicht nicht uninteressanten, weil mit einem leisen Stich ins Paradoxe behafteten, aber im ganzen doch, milde gesagt, sehr einseitigen Behauptungen dieser Art lauten mögen. Es ist schlechterdings unmöglich, das Wesen eines wirklich großen Dichters in eine mathematisch präcise Formel zu bringen. Unter einem wirklich großen Dichter verstehe ich aber ein Individuum, das allgemein, vielseitig, also quantitativ umfassend, in seiner Quantität aber zugleich intensiv, qualitativ stark beanlagt und natürlich zugleich im Stande ist, seine bewegenden Kräfte zu selbständigen Schöpfungskrystallen sich härten zu lassen. Ein Homer war allerdings nur Epiker. Aber so selbstverständlich es ist, daß das „rein Menschliche“ mit seinen beiden Beziehungen nach Süden und nach Norden, wenn ich so sagen darf, nach seiner unbekannten Vergangenheit und nach seiner unbekannten Zukunft — welche Momente zugleich eben das Wesen des „rein Menschlichen“ ausmachen — im Mittelpunkte jeder Kunst stehen bleibt: so selbstverständlich ist es auch, daß sich mit der wachsenden, in der Differenzirung aller Dinge darstellenden Cultur nicht minder die Natur des Dichters differenzirt. Wohl liegt der Bethätigung jeder Art von menschlicher Größe die individuelle Tendenz zu Grunde, einseitig zu sein. Aber diese Einseitigkeit ist weiter nichts als eine so weit als möglich harmonisch zusammengeschlossene Einheitlichkeit. Die Factoren größerer und geringerer Kräfte wirken in jedem Menschen aufeinander ein. Es ist das specifisch Kennzeichnende der Jugend künstlerisch veranlagter Naturen, daß ihre Seelen von einem gärenden, durcheinanderbrodelnden Tumult heimgesucht sind, daß das gesammte Geistesleben mobil gemacht ist. Diesen Zustand „unreif“ zu nennen, ist unpsychologisch, ein Zeichen naiver oder bewußter Beschränktheit. Jener Sturm und Drang ist als einfaches Phänomen hinzunehmen. Bei einer, von relativ socialem Standpunkte betrachtet, ungünstigen Combination von Seelenpotenzen fehlt das organisirende Princip einer Hauptkraft. Von Ueberzeugungen, Ueberzeugen und Ueberzeugtwerden in allgemeinem, immer gültigen Sinne zu sprechen, ist unberechtigt und psychologisch falsch. Ich kann nur beeinflußt werden, wenn ich die psychische Disposition dazu habe. Besitze ich zugleich die Kräfte zum Widerstande, d. h. sind die Tendenzen meines geistigen Ichs in der Lage, sich einem überlegenen Einfluß fügen zu dürfen; wird das Meer meines Wollens von einem fruchtbaren Golfstrom des Könnens durchflutet, so habe ich eben die Fähigkeit, zu dauern, die Anwartschaft auf den Sieg. Es sind heute erst die ersten Schritte gethan für die Bestimmung der Gesetze der psychischen Functionen. Aber so viel ist klar, daß der seelische Lebensproceß des Individuums von denselben Grundsätzen geleitet wird wie sein physischer Lebensproceß, dessen Art es unmittelbar tauglich oder untauglich macht für seine sociale Existenz.

Jene Einseitigkeit ist also identisch mit Einheitlichkeit, identisch mit einer von einer Hauptkraft gebändigten und geordneten Vielseitigkeit. Shakspeare hat auch Sonette geschrieben und Victor Hugo auch Dramen. Aber schließlich war Shakspeare doch nur Dramatiker und Victor Hugo nur Lyriker. Als solche nur durften sich beide ausleben, konnten sie in vieler Hinsicht unvergleichlich werden. Zu Goethe läßt sich von diesem Punkte aus schwer, sehr schwer Stellung nehmen. Er war ein Riesengeist, allem und

allen gewachsen, unvergleichlich. Er hat vielleicht die für ein Individuum relativ günstigste Combination von Seelenpotenzen mit auf die Welt bekommen, und er hat sie einigermaßen hermonisch ausbilden, bewußt begreifen und erhalten dürfen. Wohl besaß auch er eine Hauptkraft — die ihn zu einem der ersten aller Lyriker machte —, aber so bedeutend überwog diese Potenz die andern nicht, daß sie dieselben als Kräfte zweiten oder dritten Grades erkennen ließ. Goethe hat auf allen Gebieten des Schriftthums, der Wortkunst, Großes, Imposantes, Geniales geleistet, aber wir haben Lyriker, Epiker, Romanschreiber und Dramatiker gehabt, die — ein jeder in seinem Specialfach, zu dessen Gunsten er etwaige andere Kräfte und Tendenzen dem Wesen seiner Seelencombination gemäß verkümmern lassen mußte —, bessere Gedichte, bessere Dramen und bessere Romane als Goethe geschrieben haben. Goethe war ein Genie, aber als Genie nur ein Eklektiker im großen Stil. Das klingt wie Ketzerei und will weiter nichts sein als ein auf ehrlicher Ueberzeugung beruhendes Urtheil, dessen Verstandenwerden allerdings ein tiefes, eindringendes Verstehen des Begriffs „Eklekticismus" voraussetzt.

Es ist natürlich, daß die Menschen, die tausend, zweitausend Jahre voraus lebten, also auf einer niedrigern Culturstufe standen, ein weniger complicirtes Seelenleben führten als unsere Großväter, von uns „Modernen" ganz zu schweigen. Die psychische Structur war damals eine bedeutend einfachere; ihre Aeußerungsfunctionen arbeiteten zwangloser; die Hauptkraft konnte sich deutlicher, derber geltend machen, und leichter war es, sie persönlich zu erkennen und zu begreifen. Das mußte im Laufe der Jahrhunderte anders werden. Der Weltgeist begnügte sich mit der Zeit nicht mehr mit einigen wenigen Saiten — er überzog sein Instrument, die Menschheit, mit einer stetig wachsenden Saitenfülle für seinen tönewecken Bogen —, die Musik wurde wirklich immer ... moderner — ich hätte beinahe mit einem spröden Anlauf ins Blasphemische gesagt: immer wagnerischer. Wagner aber, dieser Centralgeist, dieser unübertreffliche Vertreter des modernen Typus, repräsentirt letztern, soweit er künstlerischen Charakters, zugleich vorzüglich in seiner poetisch-philosophischen Doppelnatur.

Eine große, geistig wache, stark treibende, ringende Künstlerpersönlichkeit wird durch die gesammte Anlage ihrer Natur gezwungen, zu der Philosophie Stellung zu nehmen. Es ist wieder einmal weiter nichts als ein Zeichen psychologischer Unbeholfenheit, wenn man behauptet, es sei unkünstlerisch, von der Abstraction, von der Idee aus das Leben zu ergreifen und zu erfüllen. Ganz recht! Das ist auch unkünstlerisch, weil es unmöglich ist. (Vgl. Schopenhauer W. a. W. u. V. I, 219: „Die Erkenntniß der Idee ist nothwendig anschaulich, nicht abstract.") Mag im wachsenden Individuum mit der Zeit auch das Bedürfniß groß geworden sein, sich dem abstracten Monismus, dem Panillusionismus Schopenhauer's zu ergeben; Leben und Welt als solche bilden naturgemäß doch immer die erste und bleiben schließlich auch die letzte Erfahrungsunterlage, und der Künstler, der schaffen, gestalten will und muß, wird in beiden unwillkürlich erst recht concrete Mächte erkennen und anerkennen.

Man lasse ein Individuum, das künstlerische Kraft, Fülle, Eigenart verräth, doch einfach zu Worte kommen und verschone es mit einem ästhetischen Corset. Als einem socialen Verbande, einem Heerdenorganismus eingeborenes Glied findet es ja seine natürlichen Schranken. Der Ausdruck „schrankenloser Individualismus" ist wieder einmal eine Phrase, aus der Genesis der Hyperbel heraus allerdings verständlich. Zudem ist es unmöglich, sich den Fingern des organisirenden psychischen Princips, das existirt, zu entwinden. Auf den momentanen Standpunkt, auf die Auffassung, auf die Uebersichtsfähigkeit kommt alles an.

Es gibt zwei Arten von Dilettantismus: der eine ist quantitativ, der andere qualitativ von dem intensiven Können verschieden. Ersterer stellt sich in den Anfängen, den ersten Versuchen jeder künstlerischen Production dar. Byron's hours of idleness verdienten zum guten Theil die edinburgher Recension. Die zweite Art des Dilettantismus ist constant, unüberwindlich. Sehr grobe sociale Instincte, Impulse zweiter Instanz, geben Veranlassung zu allerlei tragikomischen Experimenten. Natürlich findet sich zwischen dem relativen Dilettantismus, der nur ein geschicktes Vorspiel eines geschickten Tasters, und dem positiven einerseits und der stolzen, gesammelten Kunst des Berufenen andererseits eine gewaltige Fülle von Zwischenarten.

Christian Günther, Goethe, Byron, Burns, Heine, Musset waren elementare Lyriker. Aber eigentlich nur Goethe und Byron waren Centralgeister unter ihnen. Durch Objectivirung schon bezeugtes Können vorausgesetzt, bedarf es immer des psychischen Flusses, der Bewegung, des Stimmungsrieselns oder des Kraftbrausens, um etwas Neues in die Erscheinung zu rufen. Ausdehnung und Intensität des Processes, dieses Strudels, entsprechen ganz der individuellen Disposition. Ich weiß nicht, ob man in diesem Zusammenhange von einem Parallelogramm der seelischen Kräfte sprechen darf. Ließe sich aus dem Aufeinanderwirken der erworbenen Anlagen und der durch Umgebung und Verhältnisse, von denen die Entwickelung der Keime zu jenen Anlagen entweder gefördert oder gehemmt wird, bedingten und provocirten Einflüsse mit Sicherheit die Durchschnittskraft einer Componente bestimmen, so würde bei einem künstlerisch thätigen Individuum Art und Stärke der Production gegeben und aus dieser Verbindung heraus zu erkennen sein. Die philosophisch-metaphysischen Schöpfertendenzen eines Goethe, Byron, Shelley, Victor Hugo sind zunächst ebenso gut als Phänomene hinzunehmen, wie die Natur- und Liebeslyrik eines Burns Phänomen ist. Der Einzelmensch eignet sich immer geistig das an, oder versucht es wenigstens, was in größerm oder geringerm Grade seinem aus Gewohnheitsbedürfniß und momentanen Appetit combinirten

Verlangen entspricht. Er will sein Ich durch Bethätigung bestätigen und bestätigt wissen. Der primitivere Mensch ist immer dem Willen zum Leben unterworfen. Der geistig reich entwickelte kommt durch die Erkenntniß über den banalen Willen zum Leben hinaus. Aber dem Zwange des Werdens entgeht er auch nicht, solange er athmet und athmen will, athmen muß, bewußt, gezwungen oder unbewußt. Und nur der athmet, kann noch erkennen. Der Sieg in der Erkenntniß muß immer durch die Anerkennung der banausischen Wirklichkeit als Prius und Prämisse erkauft werden.

Abgesehen von der unmittelbaren, momentanen Stimmungslyrik ist jeder Dichtung ein stärkeres oder schwächeres, größeres oder kleineres reflectives Moment immanent. Ich habe oben wenigstens angedeutet, wie es rein von der persönlichen Disposition des Dichters abhängt, ob jenes reflective Moment Agens oder nur Accidens ist. Die psychophysischen Gründen entstammende Durchschnittserscheinung ist, daß es in der Jugend nur Accidens bedeutet, im Alter aber zum Agens wird.

Auf innere Wahrheit kommt es an in der Poesie. Das, was man thut, nothwendig thun, thun müssen aus innerm Zwange: das ist es. Es ist demnach ungerechtfertigt, das durch eine bestimmte seelische Combination bedingte und erklärte Ueberwiegen reflectiver Neigungen unpoetisch, unkünstlerisch zu nennen. Poesie und Philosophie sind gar nicht so wesensgetrennt, wie denkfaule Leute gewöhnlich meinen. Schopenhauer, welchen Mainländer den nach Kant größten Philosophen aller Zeiten nennt, war nicht nur ein Genie wie Goethe; er war auch ein ebenso großer Künstler wie der Schöpfer des „Faust“. In der Art der psychischen Arbeit, in der Methode der Apperception ist der Poet zunächst Synthetiker, der Philosoph Analytiker. Aber der Satz bedingt den Gegensatz. Und im letzten, tiefsten Grunde sind Philosophie und Kunst epigrammatischen Charakters. Das Epigrammatische apotheosirt aber gleichsam das Synthetische. Die wissenschaftliche Constituirung und Constatirung jedes Gesetzes ist ein synthetischer Act. Und die Analyse? Ist sie Täufling oder nur Taufpathe?

Es ist schließlich ganz gleichgültig, ob einer auf dem Todtenbett der Welt die Versicherung gibt: „das Experiment ist gelungen“, oder ob er mit Rabelais'schem Humor ausrufe: „Tirez le rideau, la farce est jouée!“ Philosophie und Musik, zumal in der modernen, von Schopenhauer und Wagner concentrirten Fülle und gesteigerten Intensität, führen das Individuum über sich hinaus, stellen geniale Interpreten der absoluten Erlösung, des Todes, dar. Die Poesie als solche ist intimer mit dem Leben verwachsen. Sie zwingt in der Hauptsache immer wieder ihr „Opfer“, Stellung zum Leben zu nehmen, und ob sie noch so realistisch, noch so brutal ist. Wo sie direct vernichtet, wirkt sie pathologisch. Es gehört ein entsprechendes Disponirt- und Präparirtsein dazu, um sich, wie der junge Jerusalem gethan, nach der Lektüre von Werther erschießen zu können.

Hermann Conradi.

Wilhelm Wundt's Ethik.

Ethik. Eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Von Wilhelm Wundt. Stuttgart, Enke. 1886. Lex.-8. 14 M.

Schon der Name des Verfassers bürgt dafür, daß wir es hier mit einer ebenso gründlich wissenschaftlichen wie zugleich eigenartigen Auffassung und Untersuchung aller auf das Gebiet der Ethik bezüglichen Fragen zu thun haben. Der Typus dieser „Ethik“ ist allerdings, worauf auch der Titel hindeutet, ein anderer als derjenige im hergebrachten oder gewöhnlichen Sinne des Wortes. Es geht dieses schon aus der ganzen hinreichend bekannten Stellung des Verfassers zu dem Begriff und der Aufgabe der Philosophie hervor. Außer der eigentlich philosophischen gibt es auch noch eine theologische Ethik und diesen beiden kann als ein dritter Typus der einer historisch-biologischen oder wenn man so will naturwissenschaftlichen Auffassung der Ethik an die Seite gestellt werden. Diese letztere hat namentlich bei den Engländern ihre Vertretung gefunden und es schließt sich auch das vorliegende Buch an dieselbe an, indem es hiermit zugleich die Eigenthümlichkeiten des höhern und freiern geistigen Denkens der deutschen Wissenschaft verbindet.

Mit dem ganzen Begriffe der Philosophie geht jetzt bei uns offenbar eine, wenn sich auch nur allmählich Bahn brechende, wesentliche Veränderung oder Umwandlung vor. Aller bloße abstracte Begriffsnebel allein hat jetzt keinen Werth und keine Berechtigung mehr in dem ernsten wissenschaftlichen Streben und Denken der Zeit. Wissenschaft als solche ist überall etwas Höheres, Wahrhafteres und Werthvolleres als bloße Philosophie. Die Phrase und das eingebildete Gedankenspiel der Philosophie hat sich in der Wissenschaft allmählich ebenso erschöpft wie die politische Phrase und die doctrinäre Beschränktheit der Parteien bei den ernsten und wichtigen praktischen Aufgaben des Staats. Ein echter und gesunder Realismus ist es, was uns jetzt noththut auf allen Gebieten des Lebens. Die höchsten Ideale des Erkennens und des Handels sind uns darum nicht verloren, aber immer nur vom Boden des Realen aus kann der Versuch gemacht werden, denselben mit wahrem Erfolg zuzustreben. In diesem Sinne hat die ganze Stellung und Richtung des vorliegenden Buchs jedenfalls etwas Erfreuliches, Aufräumendes und Erfrischendes an sich.

Die Ethik ist namentlich im Alterthum immer als einer der wichtigsten oder Hauptheile der Philosophie an-

gesehen worden. In der neuern Zeit ist das Gleiche im ganzen gegenüber dem Vorherrschen der metaphysischen und erkenntnißtheoretischen Speculation nur weniger der Fall gewesen, weil hier in der Lehre des Christenthums die vollkommene Moral oder Norm der sittlichen Lebensführung gegeben zu sein schien. Nur die Lehren von Kant und von Fichte haben hier in der neuern Zeit in entscheidender und wirksamer Weise durchgegriffen. In ihnen war ein echtes und tiefes sittliches und zugleich echt deutsches oder germanisches Mark enthalten, wenn sie auch der genügenden streng wissenschaftlichen Begründung entbehrten und sich in einer zu hohen und abstracten Idealsphäre bewegten. Die Ethik Herbart's hat einen zu künstlichen, ängstlich abwägenden und vorsichtigen Charakter, um außerhalb der Grenzen des Systems sittliche Wärme oder Begeisterung hervorrufen zu können. Schopenhauer und die ganze neuere buddhaisirende Richtung der Philosophie haben sich mit der ethischen Frage in einer Weise abgefunden, die wol dem schwülstigen Traumleben des Orients, nicht aber dem männlichen und kräftigen Ringen des abendländischen Geistes entsprechen oder Genüge zu leisten vermag. Auch bei Schelling und Hegel geht der eigentliche Nerv des ethischen Princips in dem Optimismus der absoluten Vernünftigkeit und in dem trunkenen Begriffstaumel der sich aus sich selbst weiter bewegenden Kategorien verloren. Ein tief sittlicher Geist war Krause, dessen hohle Phraseologie aber allerdings auch der wirksamen und einschneidenden praktischen Spitze entbehrte. In jüngster Zeit ist wol ein gewisses wissenschaftliches Leben auf dem Gebiete der Ethik, aber noch ohne einen bestimmten Charakter oder ein festes und ausgeprägtes zielbewußtes Streben entstanden.

Der ganze Charakter oder die Stellung der Ethik pflegt gemeinhin mit dem Ausdrucke einer Wissenschaft vom Seinsollenden des menschlichen Lebens bezeichnet zu werden. In dieser Eigenschaft wird dieselbe auch hier ausdrücklich von Wundt anerkannt. Er unterscheidet mit der Bezeichnung von explicativen und normativen Wissenschaften diejenigen beiden Gattungen von Erkenntnißgebieten, welche an Gesetzen eines gegebenen realen Seins und welche an denen eines geforderten idealen Sollens ihren Inhalt oder das Ziel ihrer Aufgabe haben. So wenigstens möchten wir glauben, diesen Unterschied in der einfachsten Weise formuliren und feststellen zu dürfen. Als einen besondern Vorzug des Wundt'schen Denkens müssen wir hier überhaupt das genaue und klare methodologische Bewußtsein über die Arten, Wege und Ziele alles philosophischen Erkennens bezeichnen. Der Mangel dieses Bewußtseins ist in der Regel der Grund des sonstigen weit verbreiteten und in sich zerfahrenen Subjectivismus in den Bestrebungen der Philosophie. Bei jeder einzeln Wissenschaft muß genau gefragt werden, welches ihre natürliche Stellung zu ihrem Stoff und welches die hieraus hervorgehenden Bedingungen für ihre Auffassung oder Behandlung seien. Wir stehen hierin bei Wundt auf einem sichern und objectiven Boden, der uns die nähere Auseinandersetzung mit ihm und seinem ganzen Standpunkt erleichtert.

Ein jedes Sollen im Leben hat an sich ein bestimmtes Können zur Voraussetzung und wird überall nur als die eigene naturgemäß zu erreichende ideale Vollkommenheit desselben angesehen werden dürfen. Von diesem letztern Factor abzusehen ist im allgemeinen der Fehler unserer gewöhnlichen idealistischen Art der Auffassung oder Behandlung der Ethik. Es können nur solche Ziele oder Ideale aufgestellt werden, deren Erreichung an sich selbst im Wesen oder in der ganzen Anlage der menschlichen Natur liegt. Auch ist es schlechthin falsch, das Sittliche als das einfache Gegentheil des Natürlichen oder empirisch Gegebenen in uns ansehen zu wollen. Der wahre Inhalt des sittlichen Ideals wird überall nur aus der umfassenden Beobachtung der Wirklichkeit des menschlichen Lebens und seines allmählichen Emporstrebens zu derselben abgeleitet und festgestellt werden können. Die echte Wissenschaft aber kann sich auch nicht mit irgendeinem abstract begrifflichen Schema dieses Ideals, wie es von den meisten frühern ethischen Lehren in der Geschichte aufgestellt worden ist, begnügen. Die Wundt'sche Ethik geht aus von der Untersuchung der Wirklichkeit des menschlichen Lebens und sucht von hier aus sich zur Bestimmung der idealen Vollkommenheit desselben zu erheben. Dieser Weg ist für die jetzige Wissenschaft der allein richtige, wenn auch hiermit allein die allgemeine Frage nach dem Verhältniß des Realen und des Idealen oder der empirischen Anlage und δύναμις zu der reinen Entelechie oder Vollkommenheit des menschlichen Lebens noch nicht definitiv ausgetragen und entschieden werden möchte.

Das ganze Seinsollende im menschlichen Leben wird außer durch die Ethik an und für sich auch noch durch zwei andere Hauptwissenschaften der Philosophie bearbeitet oder vertreten und zwar einmal durch die Logik, andererseits durch die Aesthetik. Dieser letztern Wissenschaft allerdings wird von Wundt nicht ein im gleichen Sinne oder Grade normativer oder kritisch-gesetzgebender Charakter zugestanden als den beiden andern und es ist dieses ein Punkt, in welchem wir eine bestimmte Abweichung unserer Ansicht von der seinigen zu constatiren haben. Das Wahre, Schöne und Gute sind an sich die drei allgemeinen geistigen Ziele oder idealen Vollkommenheiten des menschlichen Lebens. Nun ist die Logik wesentlich dazu da, uns zu sagen und mit wissenschaftlichen Gründen zu belegen, was wahr und nicht wahr, die Aesthetik aber, was schön und was nicht schön, die Ethik endlich, was gut und was nicht gut sei. Die Kennzeichen oder Kriterien des Wahren, Schönen und Guten aufzufinden ist der wesentliche Zweck und Charakter dieser drei Theile der Philosophie. Unser Denken hat an sich seine ideale Vollkommenheit in der Einstimmigkeit mit dem Wahren, unser Empfinden in der mit dem Schönen, unser Wollen in der mit dem Guten. Wir glauben insofern die Aesthetik in

vollkommener Gleichwerthigkeit ihres Charakters jenen beiden andern Wissenschaften an die Seite stellen zu dürfen. Wundt will nur die Logik und die Ethik als eigentlich und streng normative Disciplinen anerkennen, wodurch nach unserer Ansicht eine die nothwendige Einheit des ganzen Systems der philosophischen Wissenschaften zerreißende Lücke entstehen würde.

Das vorliegende Buch zerfällt in vier Abschnitte: „Die Thatsachen des sittlichen Lebens"; „Die philosophischen Moralsysteme"; „Die Principien der Sittlichkeit"; „Die sittlichen Lebensgebiete". Der erste Abschnitt macht uns bekannt mit dem Gesammtgebiet der Phänomene des sittlichen Lebens der Völker und zerfällt in die einzelnen Kapitel: „Die Sprache und die sittlichen Vorstellungen"; „Die Religion und die Sittlichkeit"; „Die Sitte und das sittliche Leben"; „Die Natur- und Culturbedingungen der sittlichen Entwickelung". Der zweite Abschnitt ist historisch-kritischer Art und beschäftigt sich mit dem gegebenen Material der bisherigen Lehren auf diesem Gebiet in den Kapiteln: „Die antike Ethik"; „Die christliche Ethik"; „Die neuere Ethik"; „Allgemeine Kritik der Moralsysteme". Der dritte Abschnitt bezieht sich auf die allgemeinen Principfragen und reinen Grundverhältnisse der persönlichen Sittlichkeit in den Kapiteln: „Der sittliche Wille"; „Die sittlichen Zwecke"; „Die sittlichen Motive"; „Die sittlichen Normen". Der vierte Abschnitt endlich hat das sittliche Leben seinem weitern Inhalt nach und im Zusammenhang mit dem Ganzen der Gesellschaft im Auge in den Kapiteln: „Die einzelne Persönlichkeit"; „Die Gesellschaft"; „Der Staat"; „Die Menschheit".

Es wird hier vor allem kaum der nähern Hinweisung darauf bedürfen, daß dasjenige, was wir Sittlichkeit nennen, zuerst aus dem weitern Boden der Sitte im Leben hervorgeht oder erwächst. Das ganze Gebiet der Sitte ist es auch, womit sich Wundt in dem ersten Abschnitte seines Werks beschäftigt. Sitte ist überall da im Leben, während von eigentlicher Sittlichkeit erst auf gewissen höhern Stufen der geistig-socialen Entwickelung die Rede sein kann. In der scharfen Beobachtung des Wirklichen im Leben schließt sich Wundt an den ganzen Standpunkt und die Methode der Engländer an, während er sich doch zugleich durch die Ableitung oder Verfolgung weiterer nicht unmittelbar thatsächlicher Gesichtspunkte von denselben entfernt. Die bloße Methode der naturwissenschaftlichen Vergleichung und Beobachtung allein ist noch nicht unbedingt ausreichend für das wahre Erkennen oder das volle Verständniß der Erscheinungen des menschlichen Lebens. Hiermit glauben die Engländer in ihrem immerhin in gewisser Weise beschränkten nationalen Empirismus alles allein erreichen und fertig bringen zu können. Wundt ist auch ein beobachtender Naturforscher, aber seine Stellung hat mit derjenigen Lotze's dieses gemein, daß er vom Realen aus doch zugleich gewissen idealen Zielen zustrebt und insofern auf jenes sogleich gewisse höhere geistige Anschauungen und Voraussetzungen in Anwendung bringt. Die Psychologie und insbesondere die Völkerpsychologie wird von ihm als die allgemein theoretische Grundlage für die Erledigung der praktischen Aufgabe der Ethik angesehen. Wir selbst stehen dieser Auffassung durchaus sympathisch gegenüber, möchten uns aber doch hierbei über die ganze Stellung und wissenschaftliche Aufgabe der Psychologie einige ergänzende Bemerkungen gestatten.

Wir glauben uns mit Wundt in der Ansicht zu begegnen, daß die Psychologie in erster Linie eine wesentlich beobachtende Wissenschaft von den gegebenen Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens sein müsse. Wir glauben dieses namentlich auch so verstehen zu müssen, daß nicht blos das menschliche Seelenleben überhaupt und als solches, sondern auch die einzelnen Arten, Typen oder Formen desselben einer genauen Beobachtung ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeiten unterworfen werden müssen. Alle diese Artunterschiede aber sind theils natürlich gegebene, wie diejenigen der Altersstufen und des Geschlechts, theils künstlich angebildete oder erworbene, wie diejenigen der einzelnen Berufsklassen, Gelehrten, Künstler, Handwerker u. s. w., da jede bestimmte Beschäftigung auch einen bestimmten Typus oder gewisse charakteristische Erscheinungen des Seelenlebens hervorruft. Es liegt in allen diesen ein reicher Stoff der Beobachtung vor, der wissenschaftlich noch nicht hinreichend beachtet und durchforscht sein dürfte. Mit bloßer Beobachtung allein ist es hier allerdings auch nicht gethan, sondern es gehört noch die Kunst der Erkenntniß des Charakteristischen und der Ableitung desselben aus seinen Ursachen oder Bedingungen hinzu. An dieses Gebiet der allgemein menschlichen oder persönlichen Individualpsychologie aber schließt sich dann als eine weitere Sphäre diejenige der Völkerpsychologie an. Auch die ganzen Unterschiede in den psychischen Erscheinungen der Völker aber sind ebenso theils rein natürliche oder in der bloßen Rassenanlage gegeben, wie z. B. diejenigen zwischen den Ariern und den Semiten, theils aber erst später erworbene oder durch den Einfluß bestimmter weiterer natürlicher und historischer Verhältnisse festgestellte, wie z. B. der Typus des englischen oder des französischen Volksgeistes ein solches erst mittelbar in der Geschichte entstandenes Product ist. Im allgemeinen aber scheint uns die Aufgabe der beobachtenden Psychologie weniger oder doch nicht allein die zu sein, durch Vergleichung einzelner Erscheinungen sich zur Erkenntniß allgemeiner und constanter Gesetze im Völkerleben zu erheben als vielmehr zugleich die, das Eigenartige und Besondere jedes einzelnen Falles in charakteristischer Weise hervortreten zu lassen und zu bestimmen. Hier aber möchten wir meinen, daß sich doch die Wege und Ziele der beobachtenden Psychologie von denjenigen aller sonstigen beobachtenden Naturwissenschaft in bestimmter Weise unterscheiden. Das Interesse der eigentlichen Naturwissenschaft ist vorzugsweise immer auf die Erkenntniß allgemeiner und constanter Gesetze in den Erscheinungen gerichtet, während im menschlichen Leben auch das Einzelne als solches immer einen höhern Werth

und ein mehr specifisches eigenes Interesse besitzt als im Leben der Natur. Die naturwissenschaftliche Methode kann daher nicht ohne weiteres oder ohne jede Einschränkung auf die Erscheinungen des Geistes angewandt werden, sondern es wird hier eine bestimmte Modification ihrer sonstigen strengen Consequenz und Starrheit eintreten müssen. Auch die ganze Sphäre der Völkerpsychologie schickt uns an sich in eine noch weitere und höhere Abtheilung oder Region alles psychologisch-wissenschaftlichen Erkennens fort und es ist dieses diejenige der Philosophie der Geschichte als der Lehre oder der denkenden Bearbeitung des Entwickelungsgesetzes des Lebens der Menschheit im ganzen und großen. Individualpsychologie, Völkerpsychologie und Geschichtsphilosophie würden uns insofern als die drei allgemeinen Hauptstufen in dem ganzen Umfange des beobachtenden psychologischen Erkennens erscheinen.

Bei aller Anerkennung der ungemeinen Vorzüge und des durchaus reichen und schätzbaren Inhalts des Wundt'schen Werks würden wir doch dem ganzen Gedanken desselben gern eine noch etwas ausgedehntere und vollkommenere Fassung gewünscht haben. Wir geben gern zu, daß bei einem so vorsichtigen und besonnenen Forscher wie Wundt das bloße Betreten eines in seiner ganzen Möglichkeit und der Bedingungen seines Erkennens so unsichern und schwankenden Gebiets wie es zur Zeit noch die Philosophie der Geschichte zu sein scheint, gewissen Schwierigkeiten oder Bedenken begegnet sein muß. Wir möchten aber trotzdem behaupten, daß jetzt nur die Philosophie der Geschichte die wahre und echte Form für das volle Begreifen der Wirklichkeit alles Menschlichen sein könne. In der Völkerpsychologie allein können wir nur ein Element der Einleitung oder eine Vorstufe für dieses höchste Ziel oder Problem alles anthropologischen Begreifens der Wissenschaft erblicken. Die Völkerpsychologie allein lehrt uns wol gewisse constante Erscheinungen und Gesetze im Völkerleben erkennen. In der Geschichte aber nimmt jedes einzelne Volkselement eine bestimmte und eigentliche Stellung in der Ordnung oder Einheit der menschlichen Lebensentwickelung im ganzen ein. Die ethische Idee ist selbst immer das wichtigste und entscheidendste Moment für die Bestimmung des ganzen menschlichen Fortschrittslebens in der Geschichte. Die einzelnen ethischen Lehren, deren Reihenfolge uns Wundt in dem dritten Abschnitt jenes Werks darstellt, sind selbst nur Vertreter und Ausdrucksformen bestimmter Stadien in der allgemeinen Fortentwickelung des sittlichen Gedankens in der Geschichte gewesen. Die antike, die christliche und die neuere Kant'sche Ethik stellen hier einen bestimmten zusammenhängenden Fortschritt in dem sittlichen Gesammtbewußtsein der Menschheit dar. Die antike Ethik hatte im allgemeinen das Motiv der eudämonistischen Selbstbefriedigung des eigenen Ich, des Subjects, die christliche das altruistische Moment der Liebe und Hingebung, die Kant'sche endlich dasjenige des starren und nur auf sich selbst beruhenden Pflichtbegriffs zur Basis. Wir sind der Ansicht, daß eben nur auf Grund der ethischen Idee und ihres naturgemäß nothwendigen Fortschritts die Geschichte ihrem innersten Kerne nach wahrhaft erklärt und begriffen werden könne. Die ganzen Untersuchungen Wundt's dürfen an sich allerdings auch bereits als geschichtsphilosophische angesehen werden; immer aber muß man, wie uns scheint, doch der Eigenartigkeit des in dem Erkennen der Geschichte und der Erklärung ihrer Erscheinungen ausgestellten Problems noch in einer etwas andern Weise und auf Grund bestimmter anderer und erweiterter methodischer Voraussetzungen näher treten als es hier geschieht. Wir glauben insbesondere, daß nur in der Voraussetzung einer immanenten Teleologie, also einer Anschauung, die jetzt in der Regel vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus perhorrescirt wird, der wahre Schlüssel für alles höhere denkende Begreifen der Geschichte enthalten sein könne. Die Geschichte geht ihrer ganzen Einrichtung oder der Gesammtheit der sie aus sich bedingenden Verhältnisse nach einem bestimmten allgemeinen Ziele oder Ideale der allgemeinen menschlichen Lebensvollkommenheit entgegen. Sie ist der Wirklichkeit nach ein fortgesetzter Kampf des Guten und Schlechten, durch den allein eine endliche Läuterung des echten Lebensideals erfolgen kann. Die Wissenschaft der Ethik aber — und das ist der Punkt, in welchem wir uns vollkommen zustimmend und sympathisch mit Wundt berühren — wird nur aus einer umfassenden Beobachtung und Erforschung alles Realen im Leben abgeleitet und mit ihrem wahren und echten Inhalt erfüllt werden können.

Das Wundt'sche Werk ist auf alle Fälle eine auch für den ganzen Fortschritt der Methode und des Princips der Philosophie überhaupt wichtige Erscheinung. Wissenschaft als solche ist zuletzt immer etwas Höheres und Vollkommeneres als bloße oder abstracte Philosophie. Das Reale in den ihm selbst inwohnenden idealen Ordnungen und Zielen zu begreifen wird überall als die wahre und höchste Aufgabe aller eigentlichen Wissenschaft angesehen werden müssen. Wir trennen uns zum Theil von Wundt in den Anschauungen, wie dieses Ziel zu erreichen sei, und glauben insbesondere für die Erkenntniß alles Historischen oder specifisch Menschlichen noch eine andere und erweiterte Art der Beobachtung und Auffassung in Anspruch nehmen zu müssen als sie in Bezug auf die Erscheinungen des bloßen Naturlebens die ausreichende ist. Wundt streift die Schranke der bloßen naturwissenschaftlichen Methode unserer Ansicht nach wol zum Theil, aber doch noch nicht bis zum vollen Erfassen der specifischen Eigenart alles Menschlichen oder Historischen von sich ab.

Unsere Kritik bezog sich nur auf den Grundgedanken oder den allgemeinen Standpunkt seines Werks, während in Rücksicht auf das uns hier zu weit führende Specielle wir uns gegenüber dem außerordentlichen Fleiß und der klaren und scharfsinnigen Anordnung und Durchdringung des Stoffs im allgemeinen nur durchaus anerkennend würden verhalten können.

Konrad Hermann.

Alfred Meißner's Nachlaß.

Mosaik. Eine Nachlese zu den gesammelten Werken von Alfred Meißner. Zwei Bände. Berlin, Gebr. Paetel. 1886. 8. 9 M.

Es ist bekanntlich eine üble Sache mit den Erbschaften großer oder reicher Leute. Was man auch immer von ihnen überkommt, Namen, Manuscripte, pecuniäre Schätze — das Auge der Mitwelt ruht schärfer und länger auf dem Erben derselben, als auf dem, der sich alle diese schönen Dinge erst mühsam hat erwerben müssen. Erbschaft legt Pflichten auf — vor allen die, sie im Sinne des Erblassers oder selbständig in einem bessern zu verwenden. Hast du einen großen Namen geerbt — weh' dir, wenn deine geistige Bedeutung, wenn deine Leistungen auf dem Gebiete deiner Thätigkeit nicht völlig an die deines Vorgängers heranreichen! Wie genau wird man ausspähen, ob sie auch nicht einen Viertelzoll hinter denselben zurückbleiben! Wie wird man dir bei allem, was du thust und läßt, stets den Namen deines Vorgängers in den Weg werfen und dich durch Heraufbeschwören seines „Gespenstes" zu hindern und zu schrecken versuchen! Bist du der Erbe von Hunderttausenden geworden: wie eifrig werden die guten Leute dahinter sein und spioniren, ob du in der Woche etwa nicht auch eine Flasche Sekt mehr vertilgst als dein Vorgänger, der jene Summen sich durch seiner Hände und seines Hirnes rastlosen Fleiß erworben. Die guten Leute, die nicht bedenken, daß ein erhöhter, wenn auch natürlich stets maßvoller Aufwand die einzige nachträgliche Rechtfertigung des kaum zu billigenden unbeschränkten Erbrechts gegenüber der socialen Allgemeinheit ist. Ist dir aber die künstlerische oder literarische Hinterlassenschaft eines bedeutenden Bildners oder Dichter anheimgefallen — wie schwierig gestaltet sich auch dann deine Lage! Sollst du die zahlreichen Studien, Entwürfe, Skizzen, Anfänge, Wiederholungen vor die Oeffentlichkeit bringen oder nicht? Thust du es — wie schnell sind die bösen Lästerungen da und sprechen von pietätloser Indiscretion; wie du dir auf Kosten des Andenkens deines großen Erblassers niedrigen Vermögenvortheil verschaffen wolltest, mit seinen Gedanken und Entwürfen Schacher getrieben und dem Andenken des großen Todten keinen Gefallen gethan! Unterläßt du die Herausgabe, so nennt man dich einen Barbaren, unwürdig des Geschenks, das dir der Zufall in den Schos geworfen, einen Verbrecher an der deutschen Kunst und Literatur, der ihr das geistige Erbe eines ihrer edelsten Geister vorenthalten wolle, und alle Professoren der Literaturgeschichte an sämmtlichen Universitäten deutscher Zunge, denen die Vollständigkeit der Bibliographie als das Hauptziel ihrer Wissenschaft erscheint, bestürmen dich öffentlich und privatim um die Herausgabe — um, sobald dieselbe erfolgt ist, in langen Zeitungsartikeln über die Bedeutungslosigkeit des Inhalts zu lamentiren.

Ich möchte wissen, ob es den Meißner'schen Erben in Bezug auf die Herausgabe des Nachlasses dieses Dichters etwa ähnlich ergangen ist. Sollte das Ganze nicht eine bloße Verlegerspeculation sein, so könnte ich mir dieselbe wenigstens schwer anders erklären, als daß sie erfolgt ist, um solchen Auseinandersetzungen vorzubeugen, wie sie sich bezüglich des Nachlasses Heinrich Heine's und anderer bedeutender Dichter zu unserm Bedauern abspielten. Ich gestehe ganz offen, daß ich der Frage über die Herausgabe literarischer Nachlässe mit wenig Sympathie gegenüberstehe. Wie selten sind die Fälle, in denen dabei wirklich etwas von Bedeutung herauskommt! Kleist's „Hermannsschlacht" — das war so etwas, das der posthumen Herausgabe lohnte! In den meisten Fällen aber pflegt sich eine gründliche Enttäuschung des Publikums zu ergeben, das vorher gewöhnlich schon durch eine gewaltige Tamtamreclame aufs höchste gespannt worden ist. Man kann getrost annehmen, daß jeder Schriftsteller das, was er von seinen Arbeiten selbst veröffentlicht wünscht, auch schon bei Lebzeiten selbst veröffentlichen wird, und vollendete hinterlassene Werke sollte ein Berufener genau unter dem Gesichtspunkte prüfen: ob der Verfasser, wenn er nicht gestorben wäre, die Veröffentlichung selbst besorgt, ob er bei dem ihm innewohnenden Grade von Selbstkritik die Arbeiten für druckfertig erachtet hätte. Und nur wenn diese Gewißheit positiv vorhanden ist, sollte die Veröffentlichung erfolgen. Ja, der Fall kann nicht selten eintreten, daß die letztern selbst gegen den bei Lebzeiten gefaßten Willen des Verfassers unterbleibt — wo es sich um eine Zusammenstellung von kleinen künstlerisch oder wissenschaftlich unbedeutenden Aufsätzen u. dgl. handelt, welche der Verfasser vielleicht aus persönlichen Gründen gern im Druck gesammelt gesehen hätte. Der allerstrengste Maßstab sollte bei der Herausgabe von Nachlässen angelegt werden, freilich ein ausschließlich wissenschaftlich-künstlerischer; nie dürften z. B. abweichende politische oder religiöse Anschauungen der Erben die Herausgabe einer etwaigen Hinterlassenschaft beeinflussen — nie etwa der ultramontane Sohn im Interesse der Kirche die freireligiösen handschriftlichen Poesien des Vaters unterschlagen, wenn diese sonst druckreif wären. Sind Fragmente vorhanden, so ist zu prüfen, ob dieselben den verstorbenen Dichter von einer neuen Seite, auf einer neuen, spätern Entwickelungsstufe zeigen, oder ob sie, wenn auch Theile, dennoch ein für sich verständliches Ganze bilden oder einen andern bedeutenden Dichter zur Vollendung reizen könnten, wie sich z. B. alles dies beim „Demetrius"-fragment Schiller's vereinigt findet.

Ich mag die Frage der Hinterlassenschaft von Tagebüchern, Briefen u. s. w. hier nicht näher berühren. Nur kurz erwähnen möchte ich, daß ich die Herausgabe von solchen überhaupt nur dann für gerechtfertigt halte, wenn sie außer dem psychologischen und biographischen auch ein rein künstlerisch-literarisches Interesse bieten, wie z. B. die Briefe Wilhelm von Humboldt's. Ohne ein solches können

sie in Fachzeitschriften gut ihre Stelle finden, wo sie von Psychologen oder Literarhistorikern gefunden werden und ihnen Studienstoff bieten, können auch in Archiven zur Benutzung für alle niedergelegt werden, die sich für dieselben besonders interessiren — vor die Oeffentlichkeit gehören sie ganz entschieden nicht. Von diesem Standpunkte aus möchte ich viele Goethiana, Hebbeliana, Grillparzeriana ꝛc. betrachtet wissen. Die gefährlichste Klippe ist die Vermehrung der fürchterlichsten aller literarischen Schrecknisse, der Papierschnitzelliteratur, die Stärkung der unseligsten aller Zwittergeschöpfe, der literarischen Philologie. Ich kann mir auch den Fall denken, daß die Herausgabe eines Nachlasses beliebt wird, selbst wenn kein besonderer literarischer Werth desselben festgesetzt werden kann: nämlich wo es sich um eine That der Unterstützung für die in nicht besonders günstigen Verhältnissen zurückgebliebenen Erben handelt. Das Mitleid ist zwar nirgend weniger am Platz als in der Kunst und bei der Beurtheilung von Kunstwerken, und wer als schaffender Künstler nicht ohne fremdes Mitleid bestehen kann, soll aus der Kunst hinaus in irgendeinen andern Beruf genöthigt werden. Allein in einem solch außergewöhnlichen Falle, wie es z. B. seinerzeit bei der Herausgabe des Nachlasses von E. T. A. Hoffmann geschah, darf die Stimme der Kritik schon einmal schweigen.

Bei der Herausgabe des Alfred Meißner'schen Nachlasses dürfte nun freilich dieser Grund kaum maßgebend gewesen sein. Veranlassung war vielmehr wol der nicht unberechtigte Wunsch, die Schriften eines Mannes complet beisammen zu haben, der in unserer Literatur keine führende, aber immerhin eine nicht unbedeutende Stellung eingenommen. Der Verbreitung Meißner's wird es für die nächste Zeit wenigstens Eintrag thun, daß gerade seine bedeutenderen Schöpfungen, „Ziska" und „Schwarzgelb", auf österreichischem Boden wurzeln, auf dem Boden des Landes, das seine führende Rolle in Deutschland für die nächste Zeit ausgespielt hat. Das literarische Interesse wird eben vom politischen stark beeinflußt. Dennoch wird sein „Ziska" stets zu den kräftigern Producten moderner Epik gezählt werden müssen, und „Schwarzgelb" nie seine Bedeutung als charakteristischer Gedenkstein einer seltsamen Epoche der Ungewißheit, Niedergeschlagenheit und Erwartung einbüßen.

Robert Byr, zu dem verstorbenen Dichter in nächster Verwandtschaft und enger Freundschaft stehend, hat sich der Mühe der Herausgabe der „Nachlese" unterzogen. Ich kann mich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß es ein Band an Stelle der zwei Bände auch gethan hätte. Die vorliegenden zwei enthalten manches, was dem Verstorbenen seinen literarischen Ruhm nicht gerade vermehren wird. Den „Gedichten" fehlt zum größten Theil jener Schwung und Schmelz, an den uns Meißner in seinen bessern Schöpfungen gewöhnt hat. Nur aus dem „Theologen von Salamanca" spricht der Geist des einstmaligen Kämpfers für Freiheit und Duldung. Auch die „Novellen" — in Wahrheit sind es sammt und sonders nur ausgeführte Skizzen — werden nur wenigen einen wahren Kunstgenuß gewähren. Es sind breit behandelte Anekdoten, für den Tagesbedarf von Zeitungen geschrieben und, wie es scheint, nicht einmal von bedeutenden Zeitungen. Eine so lahme Satire auf die Wagnerianerei wie die „Fragmente aus Olympia" habe ich selten gesehen, und doch fordert gerade der baireuther Ulk förmlich zur Parodie heraus. Freilich gehörte das Talent und der Witz eines F. Vischer dazu, den köstlichen Stoff zu bewältigen. Die „Reisebilder" sagen uns wenig Neues; es dürfte auch schwer sein, Salzburg oder Amsterdam noch in neuer Beleuchtung zu zeigen. Für ein Mitglied des Deutschen Reichs mag es immerhin interessant sein zu lesen, wie die Eindrücke auf einer Fahrt durch das neue Reich sich im Kopf eines alten Oesterreichers und Großdeutschen widerspiegeln. Die Mahnungen, die hier Meißner seinen Landsleuten zuruft, die alten poetischen Träume gleich dem Nibelungenhort auf Nimmerwiederfinden in den Grund des Stroms zu versenken, die Strafpredigten, die er ihnen hält, in denen er ihnen sagt, wie viel sie in Wort und Schrift an Deutschlands großen Männern gesündigt, wie viel sie durch thatkräftige Reue gut zu machen hätten — diese verdienen volle Beachtung jenseit des Erzgebirges und der Sudeten.

Der zweite Band enthält literarische Studien. Daß auf sechzehn Seiten mittlern Formats kein umfassendes Charakterbild Rousseau's gegeben werden kann, erscheint klar; und so leidet auch hier der größte Theil des Inhalts unter dem Eindruck des Skizzenhaften, Unausgeführten. Dennoch wird einzelnes Interesse erregen, wie die Zeichnung des Porträts Kürnberger's, die Beiträge zur Schilderung Gutzkow's. Auf fünfundzwanzig Seiten Benedix' „Shakspearania" bekämpfen, heißt einem todtgeborenen Kinde die Leichenpredigt halten. Nicht übel wird in Pater Gury die Moral des modernen Jesuitismus enthüllt, aber dieser Stoff hätte doch tieferes Eindringen, größere Schärfe, die unerbittliche Logik und Polemik eines Pascal verlangt.

Man sieht, es geht mit dem Meißner'schen Nachlaß wie mit dem so vieler anderer bedeutender Schriftsteller: viel Neues und Hervorragendes enthält er nicht, und nur derartiges sollte man dem Publikum bieten. Ich wage in der That nicht, ein Urtheil darüber abzugeben, was schwerer wiegt: das Interesse, welches die Freunde der Muse Alfred Meißner's auch an den unbedeutenden journalistischen und Gelegenheitsarbeiten derselben nehmen, oder die Gefahr, welche entsteht, wenn einem gebildeten Laien oder gar einem Ausländer, die noch nichts von Meißner kennen, dieses neu erschienene Buch zuerst in die Hände fällt und sie nach demselben die Bedeutung des verdienten Dichters ermessen und von der weitern Beschäftigung mit ihm abgeschreckt werden. Auch ein bedeutender Schriftsteller veröffentlicht bei Lebzeiten manch unbedeutendes, seinem Ruf eher schadendes, als förderndes

Buch, allein davon hat er die Folgen eben selbst zu tragen. Die Herausgabe eines literarischen Nachlasses ist stets eine zweischneidige Sache, die oft dem Andenken des Verstorbenen vor der Oeffentlichkeit zum mindesten keinen Nutzen bringt. Nur wenn der letztere mit Sicherheit zu erwarten ist, sollte sie unternommen werden. Konrad Alberti.

Erzählende Literatur.

1. Farbenrausch. Roman von Friedrich Uhl. Zwei Bände. Berlin, Paetel. 1887. 8. 8 M.

Jüngst stand in der berliner „Volkszeitung" folgende beherzigenswerthe Stelle unter der Aufschrift „Schlüsselroman": „Für den Stand des Schriftstellers zeigt sich gegenwärtig eine ernstliche Gefahr; sie liegt in dem sogenannten Schlüsselroman. Schriftsteller, denen die poetische Kraft und Gestaltungsgabe fehlt, durch den Kunstwerth ihrer Werke Gefallen zu erwecken, suchen ihre Romane oder Novellen sehr häufig dadurch pikant zu machen, daß sie die Geschicke von Personen schildern, welche in weiten Gesellschaftskreisen eine mehr oder minder hervorragrnde Rolle spielen, und daß sie uns ihre Modelle erkennen lassen. Die französischen Naturalisten haben dies Reizmittel für sensationslüsterne Leser erfunden und die deutschen Naturalisten beeilten sich, dies böse Beispiel nachzuahmen. Wohl haben die Schriffteller so gut wie die Maler das Recht, ihre Modelle da zu nehmen, wo sie dieselben finden, aber sie sollten auch — sofern es sich nicht um historische Figuren handelt — in der Dichtung das abstreifen, was sie im wirklichen Leben kenntlich macht. Jene Verfasser der Schlüsselromane aber deuten mit Absicht auf bestimmte Personen hin und geben sich das Ansehen, als enthüllten sie die Geheimnisse des High-life. Die Kunst geht bei dieser Gattung ganz flöten. Der Roman wird zur Chronique scandaleuse, zum gemeinen Klatsch oder gar zur gehässigen Verleumdungsschrift."

Nun, das Werk Friedrich Uhl's ist ein Roman, zu dem man einen Schlüssel nicht braucht, weil ihn jedermann besitzt. Friedrich Uhl verfügt auch über ein beträchtliches Maß von poetischer Kraft und Gestaltungsgabe. Sein Held bedeutet eine Epoche für Wien; wäre ihm ein hohes Alter anstatt eines tragischen Endes beschieden gewesen, er würde für seine Stadt — mutatis mutandis — geworden sein, was Tizian für Ferrara, Mantua und Venedig wurde! Es ist Hans Makart, dessen meteorartige Laufbahn der Verfasser mit rührender Hingabe an seine große Aufgabe geschildert hat. Und nicht nur Hans Makart, der durch seine farbenglühenden Gemälde, auf denen Sinnenlust wie Sinnlichkeit eine bacchantische Orgie feierten, Wien berauscht hatte: auch die vorangegangene trockene, nüchterne Kunstepoche wird sehr anschaulich skizzirt und um die Hauptfigur drängt sich wie auf deren Hauptbild — dem Einzug Karl's V. in Antwerpen — eine Fülle von Gestalten und Gesichten. Und Uhl hält sich an seine eigene Vorschrift; er sucht eine schönere Welt hervorzubringen zur Freude der Menschheit, die der Erbauung so bedürftig ist, ein besseres Diesseit. Er streift die Charakterschwächen seines Vorbildes ab und versieht es mit höhern, edlern Eigenschaften. Er zeigt uns das Wien von 1848, als es noch von seinen Basteien eingeengt war und ebenso eingeengt geistig von fortschrittsfeindlichen Ansichten. Eine eigenthümliche Wehmuth ergreift den, der noch die Reste jener Baulichkeiten und jener Gemüthlichkeit gekannt hat, der the rise — and fall of the Roman Empire dann miterlebte. Er fragt sich, ob er nicht die Prachtbauten alle, die sämmtlichen Makart'schen Gemälde hingäbe für die alte Biederkeit, ja Biedermeierei, die Urgemüthlichkeit, die Behaglichkeit, den einfachen Bürgersinn, die sie sammt und sonders aus dem schönen Wien hinausgebaut, gemalt, gebildnert haben. Denn daß diese Tugenden und Eigenschaft alle in dem Makart'schen Farbenrausch untergegangen sind, das steht fest. Es ist mehr Luft, mehr Licht, mehr Sonne, gesunderes Wasser in Wien, und man braucht doch kein laudator temporis acti und kein Reactionär zu sein, wenn man die Bastionen, die Religiosität, die kleinstädtische Ehrlichkeit und Ehrbarkeit der Großstadt von damals bedauert und zurückersehnt.

Auf der Bastion treffen sich in Uhl's Roman drei Knaben vor den Augen des damals schon fertigen Malers Coniere. Sie stehen um einen Drachen. Auf ihm ist ein Engel gemalt. Der schwarze Knabe sagt, ihm fehlen die Flügel, er will dem Engel Flügel malen. Der rothblonde Knabe meint: sahst du nicht, daß der Engel auch ohne Flügel flog? Und der dritte hat minder schöne Drachen gesehen, die aber theuerer verkauft wurden. Diese Kinder erwachsen. Der rothblonde wird der berühmte Steiner-Makart, der schwarze, Elfner, der Idealist, der in dieser Welt nicht vorwärts kommt, dem aber nach allerhand Hindernissen die Liebe eines treuen, schönen, süßen Märchenmädchens, Emmy, zutheil wird. Der dritte, Zalperl, der sich um den Preis kümmerte, geht nach Indien, kommt als Nabob zurück und glaubt nun, Steiner, die schöne Emmy, das Atelier Makart's mit seinen in Renaissancetracht blühenden Festgenossen, den Festzug, durch sein ewiges „Was kostet das" erstehen zu können. Machtvoll sind die künstlerischen Gegensätze aufgebaut und durchgeführt. Eine Figur, Malwine Heller, ist ganz nach dem Leben gezeichnet; doch hätten wir gern gesehen, wenn ihr eben deshalb der Autor den kleinen Diebstahl bei dem originellen Antiquar Erplin erspart hätte. Uhl's „Botschafterin" hat ihm schon den Ruf eines ausgezeichneten Romanciers eingetragen, wir glauben, daß er ihn durch „Farbenrausch", von dem wir mit Bedauern Abschied nehmen, noch erhöhen wird.

2. Mit der Tonsur. Geistliche Novellen von Emil Marriot. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1886. 8. 4 M.

Aus dem heitern, aus meinem einst so lebensfrohen, gemüthlichen Wien ein so tristes, verstimmendes Buch. Die vergrämte Dame, die Emilie Mataja heißt und unter dem Männernamen Emil Marriot schreibt, obwol sie die Männer weder liebt noch achtet, hat gewiß redlich die Wahrheit gesucht; aber die Schönheit blieb und bleibt ihr ein Buch mit sieben Siegeln. Wie sich die dumpfe, weihrauchgeschwängerte Stickkirchenluft von St.-Stephan zu Wien zu dem heitern Blau verhält, das die Tempel der Akropolis, die Säulenhallen von Pergamon umwebte und umschwebte, so ihr Buch zu dem eben besprochenen wiener „Farbenrausch". Der Mataja hat eine neidische Fee in der Wiege versagt, auch nur eine objectiv liebenswürdige Figur zu zeichnen. Das ist das Geheimniß der Heyse'schen Menschenwelt. Heyse ist fast nicht im Stande, als Mensch und Dichter unliebenswürdig zu sein, und daher rührt wol ein Theil seiner durchaus berechtigten Popularität. Die Marriot möchte gern ein Swift sein; ein Swift im Unterrock ist aber etwas unsagbar Abstoßendes. Schon in der „Familie Hartenberg", die ich in d. Bl. anzeigen durfte, machte sich das düstere Colorit unliebsam bemerkbar. Sie zeichnet in diesem neuen Bande fast nur unangenehme Personen, und ich glaube, es wird mir niemand widerlegen können, wenn ich behaupte, daß auf den 263 vorliegenden Seiten auch nicht eine angenehme, befreiende Situation geschildert wird. In ihren kleinern Stilübungen gefällt sich die Dame, allerlei menschliche Schwächen zu geiseln; so unter anderm reitet sie ihr Steckenpferd zu Tode, die wiener Gastfreundschaft, die sie selbst mit genossen, unfein zu persifliren. Was für eine Tendenz sie eigentlich in „Mit der Tonsur" bezweckt, ist mir nicht klar geworden. Bald findet sie beredte und überzeugte Worte für den Priesterstand, bald schildert sie die Jesuiten so, wie wir sie seit Jahrhunderten in Romanen und Novellen geschildert zu sehen gewohnt sind. Die zwei letzten Novellen: „Hochwürden mein Sohn" und „Unser Anton", sind eigentlich nur zwei Zeitungsfeuilletons. In „Hochwürden mein Sohn" besucht ein Bauer seinen Sprößling, der als Cooperator in Wien haust. Er ist von dessen Aus- und Ansehen, Wohnung, Leben höchlichst enttäuscht. Das ist alles. In „Unser Anton" adoptirt ein Priester das Kind eines Sterbenden, erzieht es zum Priester, läßt den Anton aber, als er ein braves Weib vorzieht, der Kutte entsagen und eine reiche Partie machen. Er sagt mit Recht: „Lassen wir ihm seinen Willen. Unser Beruf ist der traurigste, undankbarste und wenigst lohnende, wenn wir nicht im eigenen Herzen die Befriedigung finden!" Ja, die Zeit, da die Mönche auf Höhen, in Thälern die besten Sitze für ihre Klöster wegnahmen und den Zehnten in dulci jubilo verzehrten, ist dahin. Die Aufgabe des Priesters ist eine schwere. Es gibt gute und schlimme Priester, wie gute und schlimme Menschen; ebenso gibt es talentlose und talentvolle Autoren. Aus den zwei Priestern in der langen, allzu breit ausgesponnenen Erzählung „Askese" werde ich nicht klug. Sie verkehren auf dem Schlosse bei Wien, das von einer altersschwachen Gräfin (die sich einmal im letzten Augenblick und als es zu spät ist, aufrafft) und von einer schwindsüchtigen, bigoten Maid, der Nichte Cöleste, bewohnt wird. Cöleste sollte ihren ziemlich nichtssagenden, schwachen, charakterlosen Cousin, den Grafen Forstheim, heirathen, zog sich aber plötzlich von ihm zurück und schickte ihn auf Reisen (die Adelichen Oesterreichs können sich für das Conterfei bedanken). Sie frömmelt so weltentfremdet weiter. Die alte Tante beruft Forstheim nach zwei Jahren, da die Dinge auf dem Schlosse eine unerträgliche Wendung nehmen, zurück; er bringt auf ihr Begehren eine Gesellschafterin, Leonie von Wallow, mit, eine Witwe mit einem Sohn. Nun beginnt die Plänkelei. Leonie horcht in endlosen Reflexionen sich, den Grafen, Cöleste und die zwei Jesuiten aus, sie erräth aber ebenso wenig, was die zwei Herren wollen; denn die einfache Erbschleicherei ist doch schon zu verbraucht, als daß wir Fräulein Mataja die Absicht unterstellen könnten, deshalb noch eine Novelle zu machen. Der Nebenpater Nornbeck kokettirt recht frivol und lüstern mit Leonie, diese mit ihm und dem Hauptpater Andersky. In der Stephanskirche fällt sehr viel Unwahrscheinliches vor. Ein Attentat auf Andersky! Der Arbeiter, der sich von dem Priester wegen eines Mädchens verletzt glaubt, läßt der harrenden Cöleste den Vortritt: „Ich kann warten!" sagte er unwirsch zu ihr. „Beichten Sie nur ... sagen Sie dem frommen Herrn alles, was Ihr Herzchen bedrückt. Ich meinerseits ziehe es vor, der letzte zu sein!" Spricht so der wiener Arbeiter? Cöleste sieht das Attentat, wird ohnmächtig vom Verwundeten in ein Gemach getragen, geletzt, und dort küßt sie ihm leidenschaftlich die Hand. Sie siecht durch Beten auf kalten Fliesen, Kasteiungen, Fasten, ohnehin aus einer schwindsüchtigen Familie stammend, immer mehr dahin, und in der letzten Beichte, die sie Andersky ablegt, gesteht sie, daß sie des Himmels unwürdig sei, daß all ihre Frömmigkeit Falschheit und Lüge gewesen, daß sie sich dem Altar, dem Kelch, dem Abendmahl nur genähert, um ihm, dem von ihr Geliebten, näher zu sein! Diese Liebe nimmt ihr den letzten Rest unserer Sympathie; deshalb hat sie die vortreffliche Tante zu Tode gequält, ihren Jugendfreund, der ihr doch einmal gut genug schien, als verworfenen Baustein behandelt, um einem Priester nachzulaufen, der morgen Bischof, Erzbischof wird, und den sogar sein alter, so häßlich, neidisch, unsympathisch gezeichneter Vater verspottet! Aber nein, dieser Priester ist wirklich ein edler gesinnungstreuer Mensch, obwol er in dem weiten, weiberfrohen Wien durch die Rose an der Brust der zugereisten Witwe Leonie von Wallow in bedenkliches Schwanken gebracht wird. Was sind also die Priester? Auch Menschen! Dann sollte man urban und milde urtheilen und sie nicht dort als Ränkespinner hinstellen, wo eigentlich die wahren Ränkespinner, Andersky's Vater, Leonie, Graf Forstheim

und vor allem die heuchlerische, schwindsüchtige Cöleste, sind. Und deshalb bin ich aus der Tendenz nicht klug geworden!

Die Sprache ist sehr ungleich. Manchmal sich über das Gewöhnliche erhebend, fällt sie oft tief unter das Niveau des Frauenromans hinab, wenn die Leute von „Unsinn", „Gemeinheit" u. s. w. reden. Geschmacklosigkeiten wie: „es war dem Schicksal der Mühe werth, einen so absonderlichen Brei für mich zu kochen", „ein kunstlos wuchernder Pack", „ein am Herzen getragener Brief"; Ausrufe wie „Ach, du lieber Himmel!" die Häufung gleicher Worte in wenigen Sätzen (hätte, hatte, werden, kommen), „es schaute freilich nicht anders heraus, als die beiden aufs neue erkennen zu lassen", das häufige „Mir wird übel!" Cölestens, wirken störend. Sätze wie „aber so, wie sie geworden ist, seit er sie in seine Hände bekommen hat, so etwas steht einzig da!" sind doch ebenso wenig schriftdeutsch wie „Diese Beichte aber stand einzig da!" Auf einer Seite heißt es dreimal, daß der Cooperator von rückwärts so hübsch und von vorn so häßlich war! In einer Schilderung Cölestens lesen wir: „Um den Hals hatte die junge Gräfin eine schwarze Kette sammt einem Kreuze hängen und ihre Broche stellte die Büste der Sixtinischen Madonna mit dem Kinde dar. Schmuck hatte sie keinen!"

Alfred Friedmann.

Zur Weltanschauung des Alterthums.

Aus antiker Weltanschauung. Die Entwickelung des jüdischen und griechischen Volks zum Monotheismus, nach den neuesten Forschungen dargestellt von Johannes Fritz. Hagen, Risel u. Comp. 1886. Gr. 8. 7 M.

Der Titel unsers Buchs enthält noch den Zusatz: die Entwickelung des griechischen und jüdischen Volks zum Monotheismus nach den neuesten Forschungen — und damit ist in der That sein Inhalt bezeichnet, der, wie wir im Vorwort vernehmen, den Beweis liefern soll, daß „wahrhaft religiöses Erfahren jener bedeutungsvollen Vergangenheit gar wohl die Helle der Wissenschaft erträgt", oder ein Versuch sein soll, „ein erneutes Interesse an jener historischen Vorzeit wachzurufen, damit zwischen moderner Denkweise und dem in die Brüche gegangenen Glauben an die biblische Geschichte eine Versöhnung eintrete, welche der sich bildenden Weltanschauung dieses Jahrhunderts gestattet, das Bleibende der antiken Weltanschauung in sich aufzunehmen und zu erneuter Gestaltung des religiösen Lebens zu verwerthen".

Ein solcher Versuch ist nicht der erste und wird nicht der letzte sein. Die erste Frage ist: bringt der Verfasser die Lösung, an der sich Jahrhunderte bereits abgemüht haben, um einen Schritt weiter? Hat er die philosophische und historische Bildung, deren Verein allein im Stande ist, ein, wir wollen nicht sagen entscheidendes (damit hat es einstweilen noch seine gute Wege), aber doch ein förderndes Wort zu sprechen? Die Antwort ist nicht ganz leicht, und daran ist der Verfasser schuld, nicht der Leser. Dieser empfängt einen wunderbar gemischten Eindruck: oft wird er angenehm berührt, ja überrascht von prächtigen, aus der Tiefe stammenden Gedanken, die wie Offenbarungen eines ahnungsreichen Geisteslebens aussehen und Zeugniß ablegen von einer seltenen Innerlichkeit eines religiösen, aber nach dem Heilstrank der Philosophie dürstenden Gefühls, und diese Geistes- und Gefühlsäußerungen erscheinen dann auch im richtigen sprachlichen Lichte, d. h. in der adäquaten Form des Ausdrucks; oft aber auch kleidet sich das Gedachte in eine völlig ungenießbare, in Abstractionen zerfließende, von Wunderlichkeiten aller Art getrübte Darstellung (Nachlässigkeiten wie z. B. völlig identische Wiederholung wie S. 8 gar nicht gerechnet). Wir wollen uns und dürfen uns mit Fug einer Blumenlese enthalten, bemerken aber doch beispielsweise, daß Ausdrücke wie: „scientisches Leben", „Supralapsarismus", „prolifike Triebkraft", „zwecks Erleichterung" „Coincidität des menschlichen und göttlichen Geistes", „Epicykel", „geschichtliches Lebenserblühen", „die Menschheit sucht des Geistes zu leben und gewiß zu werden", „das Reich Gottes einzuführen und darzuleben", und vollends ein Monstrum wie „fördernd aber das Verständniß ihres tiefsten Gehalts der Zeit um Christi Geburt sind die Aussprüche Seneca's hinzunehmen" — nicht zur Empfehlung der Darstellung dienen können, wenn sie auch nicht gerade bedenklich sind. Das Bedenkliche tritt aber ein, wenn wir lesen von Oxus und Ker („Elend und Verhängniß"), von dem Nous des Aristiagoras, von der „Aitophia wie das Schauen des göttlichen Lichts hieß", vom Eingreifen der Mantinea (sic! statt Metaneira) — und wir fragen: sind das und Aehnliches bloße Setzfehler, wie etwa „Zeno aus Kittiam", oder liegt ein Tieferes zu Grunde? Diese Frage mußte sich wieder einstellen bei den drei oder vier Stadien Entfernung des Orts Eleusis von Athen! und vollends bei dem erstaunlichen Wort von den Gegensätzen, „die sich dem Gemüth als Ahuramazda und Angromainyus, Osiris Set, Ormuzd und Ahriman, Wischnu und Schiwa erschlossen". Erstaunlich in der That! Die beiden Götter der Zendreligion zweimal aufgeführt, das eine mal in der gelehrtern, das andere mal in der populärern Namensform, im Wahne, es seien vier verschiedene Götter. . . . Es will uns beinahe unmöglich erscheinen, aber es steht schwarz auf weiß. Und noch etwas liegt uns schwer auf dem Herzen (was allerdings nicht blos diesem Buche, sondern leider so vielen andern deutschen Ursprungs gilt): nämlich den Mangel eines Inhaltsverzeichnisses zu rügen als eine Rücksichtslosigkeit gegen den Leser.

Die uns vorliegende Schrift enthält 436 groß Octav-

seiten; der Leser muß diese Masse Blatt für Blatt durchgehen, um zu finden, daß der Verfasser seinen Stoff in drei Theile (Bücher) gegliedert hat mit den Titeln: „Das jüdische Volk"; „Die griechische Welt"; „Palästina im griechischen Zeitalter"; ehe man aber weiß, wo der eigentliche Anfang der Darstellung zu suchen ist, muß man wieder 36 Seiten Vorwort durchblättern. Von irgendwelcher Kapitelangabe ist natürlich noch viel weniger die Rede. Der Verfasser glaubt wol, die Leser seien um der Schriftsteller willen da? Wir erlauben uns zu wiederholen, daß wir diesen Wahn sammt seinem Appendix, der gerügten Rücksichtslosigkeit, für einen Unfug halten, gegen welchen man einmal entschieden protestiren sollte.

Bei einem Buche, das sich über so hochwichtige Fragen verbreitet, Fragen, die das Innerste des Menschen berühren, darf man wol vor allem nach dem philosophischen Bekenntniß des Verfassers sich umsehen; denn gewisse Parteistandpunkte (deren es ja auch in der Philosophie und Religion gibt) verbieten es ihren Anhängern, das verschleierte Bild von Sais oder sonstwo auch nur fest ins Auge zu fassen, geschweige denn den Schleier zu lüften. Was hat die Wissenschaft alles leiden müssen und zum Theil heute noch zu leiden unter dem Wahne, daß das Volk der Juden von Gott dem Herrn vor allen andern „auserwählt" worden sei, und daß sein Gott, der doch nicht viel anders ist, als ein von der jüdischen Eitelkeit geschaffener Nationalgott, „der wahre und wirkliche Inbegriff alles Göttlichen, Uebersinnlichen sei"!

Unser Verfasser erweckt also einen guten Eindruck dadurch, daß er sich auf eine höhere Warte stellt als die der Partei, d. h. auf die allgemein menschliche, von Vorurtheil und confessioneller Befangenheit unberührte. Es ist der Standpunkt jedes wirklich Gebildeten, der aus seiner Ueberzeugung kein Hehl macht. Die Religion ist ihm eine Sache des Gemüths und er wendet sich gegen die Offenbarungstheorie, weil in diesen Begriff ein Denknothwendiges gelegt sei, das ihm nicht eigen. Solche Fragen aber historisch zu beleuchten, dazu bedarf es natürlich nicht blos der Bildung, sondern auch der Gelehrsamkeit, und auch in dieser Hinsicht darf dem Verfasser ein günstiges Zeugniß ausgestellt werden: er hat die Fragen mit Fleiß und Gründlichkeit studirt und sich mit der Literatur vertraut gemacht. Diese Literatur ist sehr weitschichtig und keineswegs immer fördernd oder erquicklich. Wenn aufgeklärte und gelehrte Theologen das Buch lesen, so werden sie dem Verfasser gern bezeugen, daß er eine gute Auswahl getroffen hat. Und ihrerseits werden auch die Philosophen mit ihm nicht unzufrieden sein. Auch in ihrer Provinz nämlich hat er mit Umsicht und Einsicht gewaltet. Es war das auch nöthig, besonders in der Einleitung, welche über die „religiösen Ursprünge" sich verbreitet und ein Stück vergleichender Mythologie bietet. Neue Ansichten über diesen im tiefsten Dunkel liegenden Gegenstand werden nicht vorgebracht, und der Verfasser verdient darum geradezu Lob. Denn es ist darüber bereits so vieles und widersprechendes Leichtsinniges und Durchdachtes in die Welt hinaus behauptet und geschrieben worden, daß, wer nicht Beweise in der Hand hat, am besten thut, zu schweigen. Wir fürchten aber, solche Beweise gibt es nicht, schriftliche jedenfalls nicht, höchstens steinerne — aber auch die ältesten derselben (in Aegypten) wollen nicht viel, sagen wir lieber nichts bedeuten, wenn von den unvordenklichen Zeiten der „Ursprünge" die Rede ist. Und mit der Philosophie werden diese Zeiträume auch nicht überwunden, weil ihr jedes Analogon fehlt, auf welchem sie fußen und ihre Zirkel einsetzen könnte. Die Hottentotten, Peschezähs u. s. w. sind trotz ihrer „kindlichen" Uncultur den Uranfängen schon um viele tausend Jahre entrückt und von auswärtigen Einflüssen nicht unberührt geblieben. Etwas allerdings weiß die Philosophie doch trotz den orthodoxen Theologen, welche an eine ursprüngliche reine Offenbarung des Göttlichen an den Menschen und an einen allmählichen Abfall von dieser reinern Religion (Depravationismus) glauben, nämlich sie weiß, daß diese Theorie ein Weltgesetz auf den Kopf stellt, daß sie also, obgleich sie schon einmal von einem berühmten Philosophenhaupt vertreten worden ist, bei vorurtheilsfreien Denkern nicht in Betracht kommen kann. Uns scheint, der Verfasser des in Rede stehenden Buchs, der auch hier den Standpunkt des gesunden Menschenverstandes vertritt, habe sich länger bei ihr aufgehalten, als sie verdient.

Warum gerade die griechische und die jüdische Weltanschauung in Parallele gesetzt werden? Doch wol, weil sie so ziemlich Gegenpole, also auch am geeignetsten zu einer richtigen Einsicht in jene Gedankenwelt sind. Der klaffende Unterschied beider Nationalitäten läßt sich freilich schärfer und verständlicher ausdrücken, als der Verfasser dies gethan hat, mit den Worten:

> Die religiöse Richtung dort und hier die in den Grenzen der Schönheit sich offenbarende Geisteskraft sind nur Erscheinungsformen der ringenden Volksseele. Beide Nationen aber haben trotz eines verschiedenen Geschicks, insofern die eine gezwungen über den bekannten Erdkreis ihres Geistes Errungenschaft trug, während die andere durch ihre bewegliche, an gegebene Zustände leicht sich anlehnende Lebensweise Anerkennung der Frucht ihres nationalen Daseins zu gewinnen wußte, dem höhern Princip des Christenthums vorgearbeitet und ihm die Wege geistiger Empfängniß geebnet.

Der Leser kann versucht sein zu fragen: welche der beiden Nationen ist hier die eine und welche die andere? Er wird es bei einigem Nachdenken wol herausbringen; aber man sollte und könnte einem das Nachdenken doch ein wenig erleichtern. Der gleiche Leser wird indeß auch ohne weiteres Nachdenken in gerechtes Staunen versetzt werden durch das gelassen ausgesprochene Wort, daß „ein Melkart, Adonis, Herakles, denen der Mythus freilich als Prädicate den Namen Erretter, Befreier, Erlöser gibt, die ersten Bahnbrecher civilisatorischer Bestrebungen mögen gewesen sein, durch deren Beispiel mildere Sitten, edlere Regungen in der Menschheit erwachten". Eheu! Ein Buch, das die Jahreszahl 1886 auf dem Titel trägt und

solche mythologische Weisheit auskramt, die schon in vorchristlichen Jahrhunderten von den Denkenden verspottet wurde! Sie ist später freilich wieder zeitweise aufgetaucht, aber daß die Gespenster des alten Euhemerus heute noch im Sonnenschein unsers Jahrhunderts ihren Spuk treiben würden, das hätten wir uns nimmermehr träumen lassen. Und das gehört eben auch zu den gemischten Empfindungen, welche das Buch erregt. J. Mähly.

Neue Anthologien.

1. Fürs deutsche Haus. Blütenlese aus der Bibel und den mustergültigen griechischen und römischen Schriftstellern, als der Grundlage unserer Volks- und gelehrten Bildung von Daniel Sanders. Mit einem Titelbild von O. Wisnieski. Berlin, Rosenbaum. 1886. 8. 6 M.
2. Stimmen des Weltleids. Eine neue Anthologie von Zdenko Fereus. Leipzig, O. Wigand. 1887. 12. 8 M.
3. Mutterlieb in Lust und Leid. Eine Festgabe den deutschen Müttern geweiht von Amara George. Würzburg, Stahel. 1887. 8. 7 M.
4. Die Königin Luise in der Dichtung. Eine Sammlung aus den in älterer und neuer Zeit verfaßten Dichtungen von Eduard Belling. Berlin, A. Senff. 1886. Gr. 8. 3 M.
5. Gedichte und Scenen zum Polterabend und zur silbernen Hochzeit von Pauline und Marie Uttech. Frankfurt a. d. O., Waldmann.
6. Dichterstimmen, ein Sentenzen-ABC. Anthologie aus den bedeutendsten Werken hervorragender Schriftsteller des In- und Auslandes in alphabetischer Reihenfolge von Edmund Braune. Berlin, Klemann. 1887. 12. 2 M.
7. Sturm auf Frauenherzen oder die Gesetze der Liebeskunst. Von Alexander von der Linden. Stuttgart, Levy u. Müller. 1886. 12. 2 M.

Den Reigen eröffnet kein Geringerer, als Daniel Sanders (Nr. 1), der namhafte Germanist, der mit seinen zahlreichen Werken bereits selbst eine Bibliothek geschaffen, welche er nun mit einer „Blütenlese“ vermehrt, für deren treffliche Auswahl schon sein Name bürgt. Aus drei großen, alten Literaturen schöpft Sanders mit sichtender Hand und motivirt die Eigenart seiner Sammlung mit Platen's Epigramm:

Sprecht von den Alten mit mehr Ehrfurcht, ihr Jünger der Seichtheit,
Weil ihr ihnen ja doch alles in allem verdankt:
Kunst habt ihr von den Griechen gelernt, Politik von den Römern,
Habt selbst Religion nur von den Juden gelernt.

Als erste reich benutzte Quelle erscheint die Bibel, worauf griechische Dichter und Prosaiker und in einer dritten Abtheilung römische Poeten und Prosaschriftsteller folgen. Das beste wird in besten Uebersetzungen geboten und die ganze mit einem passenden Titelbild von O. Wisnieski gezierte Anthologie verdient den Titel „Fürs deutsche Haus“: ist sie doch ein echter Hausschatz.

Ein besonderes Ziel hat Zdenko Fereus im Auge mit seiner Anthologie „Stimmen des Weltleids“ (Nr. 2), deren Titel schon ihre Tendenz charakterisirt: Pessimismus — Weltschmerz! Welch ein ergiebiges Thema! Mehr oder weniger ist noch jeder Poet Pessimist gewesen; eine Ausbeute auf diesem Gebiete ist daher nicht so schwierig und gerade diese Anthologie hat ihre Vorläufer; ich erinnere nur an O. Kemmens bei Bruns in Minden erschienenes „Pessimistengesangbuch“. Aber die vorliegenden „Stimmen des Weltleids“ sind auch Weltstimmen; der Herausgeber begnügt sich nicht mit einer Auslese deutscher pessimistischer Poesie; er ertheilt Dichtern aller Zeiten und Nationen das Wort, was sein Werk zu einem ebenso werthvollen gestaltet, wie es eine ähnliche in demselben Verlag schon 1852 erschienene von den Anthologen Heinrich und Julius Hart veranstaltete Sammlung der gesammten Liebeslyrik „Das Buch der Liebe“ gewesen ist. Hier wie dort sind die fremden Literaturen durch die besten Uebersetzer vertreten; hier wird, was die slawischen betrifft, auch der czechischen ein Plätzchen gegönnt.

In ihrem pessimistisch aphoristischen Anhang erinnert Fereus' Anthologie wieder an das seinerzeit bei Grieben erschienene „Pessimistenbrevier“. Wie alle Anthologien ist auch die vorliegende nur eine Auslese, aber jedenfalls eine wohlgetroffene.

Unter ihrem Pseudonym Amara George bietet Math. Kaufmann den deutschen Müttern ihre Anthologie „Mutterlieb' in Lust und Leid“ (Nr. 3). Auch diese einem bestimmten Thema gewidmete Blütenlese hat den Vorzug vor ähnlichen ältern, daß sie in die Weltliteratur hineingreift und mit sichtender Hand auch manche fremde Perle heraushebt Die deutsche Dichtung kommt dabei nicht zu kurz, sie stellt das größte Contingent. Zu beklagen ist, daß Hamerling auch hier mit zwei m gedruckt erscheint: ein Schnitzer, der nicht geringer, als wollte man Schiller mit einem l oder Schopenhauer mit zwei p schreiben. Das ist kein Druckfehler, sondern eine bedauerliche Unkenntniß.

Da jede Anthologie — ich will das verpönte Wort „compilatorisch“ nicht gebrauchen — eine auf Belesenheit fußende literarstatistische Arbeit ist, so muß der Herausgeber ein gewisses Princip und geeignete Eintheilungsgründe zu dem gesammelten Material mitbringen; sonst gestaltet sie sich zu einer Blütenlese im übeln Sinne des Wortes, zu einem bunten, reichen, aber regellosen Strauß. Ein wenig Gliederung und Uebersicht hätte auch diesem Werke nicht geschadet; denn ohne diese kann einem Anthologen nichts Eigenes zugute gerechnet werden und es bleibt höchstens der Fleiß zu loben. Dann ist die Arbeit nur compilatorisch, aber nicht anthologisch vom literarhistorischen Standpunkt werthvoll.

Eduard Belling hat mit seiner „Königin Luise in der Dichtung“ (Nr. 4) eine werthvolle literarstatistische

Leistung geschaffen; es liegt dies im Thema. Diese Anthologie ist würdig, einer ähnlichen an die Seite gestellt zu werden, ich meine L. A. Frankl's „Andreas Hofer im Liede"; nur hat Belling sein Thema noch besser erschöpft und durch seinen literarstatistischen Anhang, worin er 345 Dichtungen von nahezu 100 Poeten chronologisch anführt, seinem Werke einen literarisch bleibenden Werth gegeben. Auch französische Dichtungen sind aufgenommen worden und die Dialektpoesie spielt eine große Rolle. Um aus letzterer nur eine Probe herauszugreifen, ist besonders „A Geplausche mit'm Rübezahle" von Max Heinzel zu nennen. Durch die eingeflochtenen Jean Paul'schen Prosastellen erhält die Anthologie ein chrestomathisches Gepräge. Am zahlreichsten vertreten ist selbstverständlich J. G. Görnandt.

Weniger Anthologie im eigentlichen Sinn, aber doch anthologischen Charakters ist eine aparte Erscheinung aus dem Verlag B. Waldmann's in Frankfurt a. d. O. Die „Gedichte" und noch mehr die „Scenen zum Polterabend und zur silbernen Hochzeit" von Pauline und Marie Uttech (Nr. 5) heben sich vortheilhaft und wohlthuend von zahlreichen ähnlichen Sammlungen ab. Manche der kleinen dramatischen Aufführungen mit vorgeschriebenen allegorischen Costümen sind nicht nur sinnig, sondern geradezu reizend. Ich hebe „Räthsel und Lösung" heraus — hier erscheint das Räthsel auf der Bühne, dramatisirt im Dialog mit der Lösung. Das Räthsel im grauen Gewande, das Antlitz mit grünem Schleier verhüllt, ein Diadem mit einer Sphinx am Haupt und einen Stab in der Hand; die Lösung in weißem Gewande, Rosen im Haar, einen Schlüssel in der Hand: so treten die beiden weiblichen Gestalten auf und wenden sich an Bräutigam und Braut. Zum Schluß mahnt das Räthsel das Brautpaar:

So strebet nie, mich gänzlich zu verbannen —
Ihr stießet einen treuen Freund hinaus,
Und weinend zög' aus anmuthleerem Haus
Die Freude und die Poesie von dannen.

Die Lösung aber sagt:

Wo noch ein Räthsel ungelöst euch bliebe —
Mit ihrer Zauberkraft löst es die Liebe.

Der Verleger Waldmann, der in seinem Verlage Prachtanthologien, wie das „Blumenjahr in Wort und Bild" von Hamerling und eine religiöse Anthologie von Gerock, erscheinen ließ, hat mit dieser Publication die Reigen seiner Blütenlesen um ein neues willkommenes Glied bereichert.

Die zwei letzten Erscheinungen des anthologischen Septetts sind Aphorismensammlungen. Der „Sturm auf Frauenherzen" von Alexander von der Linden (Nr. 6) hat mit Recht etwas Sturm hervorgerufen. Das Büchlein ist eine förmliche Anweisung für die Belagerungs- und Erstürmungskunst den Frauen gegenüber; die herrlichsten, tiefsten und wahrsten Gedanken der größten Denker über die Frauen sind hier unter gewisse Gesichtspunkte gebracht. Das ist ein reizend werthvolles Buch, die Quintessenz aller Liebeserfahrungen, das reichste Material für die Psychologie der Frauenwelt, welche, wie Goethe im „Wilhelm Meister" sagt — auch diese Stelle hat Alexander von der Linden nicht vergessen —, „einem ehrlichen Kerl manche verdrießlichen Stunden bereiten". Die größten schriftstellernden Frauenkenner hat der geschickte Sammler trefflich excerpirt.

Was Edmund Braune's „Dichterinnen" (Nr. 7) anbetrifft, so ist der zweite Titel „Ein Sentenzen A-b-c" der passendere und wichtigere für ein willkommenes neues Citatenlexikon, das nach den Schlagworten alphabetisch geordnet ist. Ebenso willkommen wie alle bisherigen ähnlichen Erscheinungen, aber auch ebenso unvollkommen. Es hat damit ein ähnliches Bewandtniß wie mit den Conversationslexicis; wer den Meyer besitzt und auch den Brockhaus, wird doch noch gern auch im Pierer nachschlagen und im Ersch und Gruber. So hier: derartige Werke und Behelfe kann man nie genug haben, aber „ἔσσεται ἦμαρ"; denn bei dem bekannten deutschen Fleiß und der deutschen Gründlichkeit, welche in jeder Richtung monumentale Werke zu schaffen bemüht ist, wird es nicht ausbleiben, daß die Legion solcher Publicationen, soweit sie nicht ein bestimmtes Ziel, z. B. die neuesten Literaturen, verfolgen, antiquirt und überflüssig wird durch ein lange schon ersehntes monumentales Opus, von welchem das Wort gilt: „Unus atque leo!"

Eduard Maria Schranka.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Mit dem norwegischen Dramatiker Ibsen wird in Deutschland von einem Theil der Kritik ein förmlicher Cultus getrieben. Ohne die geistige Bedeutung dieses Autors zu unterschätzen, muß man doch hervorheben, daß seine Stücke von dem deutschen Theaterpublikum meistens abgelehnt worden sind, was im ganzen und großen weder durch irgendwelche Bemäntelungen noch auch durch sporadische Erfolge an einzelnen Bühnen sich widerlegen läßt. Es ist bei Ibsen's Verherrlichung viel von jener Ausländerei mit im Spiele, die uns Deutschen einmal im Blute liegt, und man vergißt dabei, daß gerade das Harte und Herbe der Ibsen'schen Dichtungen in der Eigenart des Volksstammes mitbegründet ist, dem der Dichter angehört, und daher für das deutsche Publikum nichts Sympathisches und Anheimelndes haben kann.

Wir erfahren jetzt, daß in Augsburg Ibsen's neuestes Drama „Rosmersholm" einen sehr großen Erfolg davongetragen hat, zweifeln aber, gerade auf Grund der verherrlichenden Kritiken, an der Nachhaltigkeit desselben sowie daran, daß andere Bühnen dem Beispiel der augsburger folgen werden; wir erfahren, daß der grüblerische Geist Ibsen's, sein den tiefsten socialen Problemen nachspürender Sinn, seine flammende, die seelischen Schäden unserer Gesellschaft rücksichtslos ans Tageslicht zerrende Wahrheitsliebe, sein Hang zur Spielerei mit psychologischen

Räthseln in „Rosmersholm“ uns mit einer Schärfe entgegentritt, wie wir sie weder in „Nora“ noch „Die Gespenster“ finden. Der Dichter wird hart, unbarmherzig hart genannt; es ist von den grauenhaften Enthüllungen Rebekka's, von dem fürchterlichen Abgrund, in welchen Rebekka und Rosmer versinken, die Rede: kurz, die Kritik ist ganz geeignet, das Stück denjenigen zu empfehlen, die das Gruseln gelernt haben. „Zerstückt, zermalmt, aber bewundernd folgen wir dem Dichter“, heißt es in dieser überschwenglichen Beurtheilung; Ibsen's Genie, seine Wahrheitsliebe, die musterhafte Charakteristik, der großartige Dialog erfahren dabei eine bewundernde Anerkennung. Nirgends aber ist mit einer Silbe davon die Rede, daß das große tragische Schicksal den Menschen **erhebt**, wenn es ihn **zermalmt**: es bleibt beim Zermalmen. Das ist aber das Fremdartige, welches der stahlharte Skandinavier für das deutsche ästhetische Gefühl behalten muß.

— In Berlin ist jetzt am Hoftheater Ernst von **Wildenbruch's** Trauerspiel „Der Fürst von Verona“ gegeben worden und zwar mit lebhaftem Beifall. Gegen die Ueberhäufung mit scenischen Tableaux und den ganzen Aufbau der Handlung läßt sich viel einwenden: aber der dichterische Schwung Wildenbruch's und ein gewisser leidenschaftlicher Zug der Handlung tragen über diese Bedenken hinweg.

— **Ludwig Barnay** hat das berliner Walhallatheater gepachtet und will daraus ein Volkstheater im großen Stil machen. Die Erfolge des Ostendtheaters mit Wildenbruch's Schauspiel „Das neue Gebot“ und die vierundzwanzig Aufführungen der „Jungfrau von Orleans“ durch die Meininger vor immer ausverkauften Häusern haben den Bühnenleitern wieder Muth gemacht, es mit der ernsten Muse zu versuchen; denn ein Volkstheater muß sich in erster Linie auf die Tragödie, auf das ernste Schauspiel stützen. In Wien sind zwei Pläne aufgetaucht, ebenfalls Volkstheater zu begründen, von denen das eine eine Filiale der Hofburg sein soll. Immerhin ist die Wendung von der schalen Schwank- und Possenliteratur mit ihren nachgerade langweilig gewordenen Schablonen zur höhern Dramatik eine erfreuliche.

— Der neueste **Moser-Girndt'sche** Schwank „Der Soldatenfreund“ ist von dem leipziger Publikum, wenigstens in den beiden letzten Acten, abgelehnt worden. Es ist der dritte Theil der Trilogie, deren Held jener Lieutenant ist: „Krieg im Frieden“ und „Reif-Reiflingen“ sind die ersten Theile dieser Lustspieltrilogie; doch der Charakter ließ sich nicht mit Erfolg so breit schlagen. In diesem Stücke, wo Reif als Ehemann auftritt, hat er seine ganze Frische eingebüßt; er ist nur noch der Schatten unsers frühern Lieblings und seine Betheiligung an der Haupthandlung eine sehr unsympathische. Der Soldatenfreund selbst ist eine unausgegorene komische Person; der Dichter hat es über die Skizze nicht hinausgebracht. Das Ganze ist flüchtige Arbeit, in welcher wiederum wie so oft in den neuesten Moser'schen Stücken manches gute Motiv verschleudert ist.

— Während **Adolf Wilbrandt** in Wien die altspanischen Classiker für die Burg bearbeitet und so in die Bahnen der Directoren einlenkt, welche der jungdeutsch modernen Directionsära Laube's vorausgingen, hat **Paul Lindau** versucht, ein neuspanisches Drama von **Echegaray**, „Galeotto“, auf die deutsche Bühne zu bringen. Diese moderne Schule der spanischen Dramatik lehnt sich an die neufranzösische an, ähnlich wie auch die neuen Italiener z. B. Ferrari bei den pariser Schriftstellern in die Schule gehen. Es ist gleichsam der pariser Frack, der in allen diesen modernen comédies dominirt. Galeotto ist selbst ein Poet, der im Vorspiel viel Sinnreiches über seine Kunst debutirt, auch jene Anwandlungen zeigt, welche künstlerischen Naturen eigen sind. Daneben geräth er in die üblichen Gleise der neufranzösischen Ehebruchsdramatik. Echegaray will in der freierfundenen dramatischen Handlung nachweisen, wie die öffentliche Meinung mit ihren Unwahrheiten und Verfolgungen es zuletzt dahinbringt, daß ihre verleumderischen Behauptungen sich in thatsächliche Wahrheit verwandeln. Dies ist nicht ohne psychologische Kunst durchgeführt; einzelne Scenen sind wirksam; Paul Lindau's eleganter und espritvoller Dialog verleugnet sich nirgends. Man weiß nicht, wieviel davon dem spanischen Original angehört; jedenfalls ist alles aus Einem Gusse.

Bibliographie.

Basedow, H. v., Dolores. Drama. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

Bauer, B., Nach dem heiligen Lande. Reise nach Italien, Ägypten und Palästina. Mit zahlreichen Illustrationen. Schopfheim, Selbstverlag des Verfassers. 8. 2 M. 80 Pf.

Byr, R., Irrwische. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 12 M.

Degen, A. v., Die Edinghausens. Zeitroman aus unseren Adelskreisen. Berlin und Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 8. 4 M.

Dyherrn, G. Freih. v., Gesammelte Werke. Volksausgabe. 1ster Bd.: Hochlandsnovellen. Freiburg i. Br., Kiepert. 8. 1 M. 60 Pf.

Eschstruth, **Nataly** v., Polnisch Blut. Roman. 2 Bde. Mit dem Bildniß der Verfasserin in Lichtdruck und Faksimile. Berlin, Dominik. 8. 10 M.

Ganghofer, L., Oberland. Erzählungen aus den Bergen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Gawalowski, K. W., Steiermärkisches Dichter-Buch. Graz, Pechel. 8. 3 M.

Gelbhaus, S., Ueber Stoffe altdeutscher Poesie. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 3 M.

Gietmann, G., S. J., Klassische Dichter und Dichtungen. 1ster Thl.: Das Problem des menschlichen Lebens in dichterischer Lösung. 2te Hälfte. — A. u. d. T.: Parzival, Faust, Job und einige verwandte Dichtungen. Freiburg i. Br., Herder. 8. 8 M.

Graß, **Ida**, Das Gedenkbuch. Berlin und Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 16. 3 M.

Hackländer, F. W., Hinter blauen Brillen. Illustriert von E. **Horstig**. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 1 M.

Haufé, E., Briefe an eine Mutter. Waldshut, Zimmermann. 1886. 8. 2 M.

Henneberg, Freih. v., Die Gesellschaft für innere Kolonisation. Ihre Ziele und Bestrebungen, erläutert. Hierzu ein Plan zu einer Ansiedlung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hörmann, L., Neue Lieder und Gedichte in oberösterreichischer Mundart. Großenhain, Baumert u. Ronge. 12. 2 M.

Januschke, H., Das Princip der Erhaltung der Energie in der elementaren Electricitätslehre. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 M.

Koberstein, K., Preußisches Bilderbuch. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Koch, A., Fürst Alexander von Bulgarien. Mittheilungen aus seinem Leben und seiner Regierung nach persönlichen Erinnerungen. Mit einem Bilde des Fürsten in Lichtdruck und 3 Abbildungen. Darmstadt, Bergsträßer. Gr. 8. 6 M.

Krüger, H. C., Russlands Finanzlage. Kritische Erläuterungen der gegenwärtigen Finanzkalamität und Vorschläge zu deren Hebung. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 3 M.

Lazarus, M., An die deutschen Juden. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Ostermann, W., Die hauptsächlichsten Irrtümer der Herbartschen Psychologie und ihrer paedagogischen Konsequenzen. Eine kritische Untersuchung. Oldenburg, Schulze. 8. 4 M.

Palmié, F., Die Frauengestalten in G. Freytags Ahnen. Vortrag. Halle, Strien. Gr. 8. 50 Pf.

Deutscher Parlaments-Almanach. Begründet und herausgegeben von G. **Hirth**. 16. Ausgabe. März 1887. München, Hirth. 12. 2 M.

Paul, E., Was können wir durch einen etwaigen Krieg mit Frankreich gewinnen? Zeitgemäße Worte an das deutsche Volk. Leipzig, Gloeckner. Gr. 8. 50 Pf.

Pougin, A., Verdi. Sein Leben und seine Werke. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 5 M.

Prölß, R., Das herzogliche Meiningen'sche Hoftheater, seine Entwickelung, seine Bestrebungen und die Bedeutung seiner Gastspiele. Ein Führer durch das Repertoire der Meininger. Leipzig, Conrad. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Sander, F., Mahnworte aus ernster Zeit. Blätter der Erinnerung an das glorreiche Kriegsjahr 1870 und 1871. Hannover, Meyer. 8. 1 M. 20 Pf.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. **Virchow** und F. v. **Holtzendorff**. Neue Folge. 18tes Hft.: Goethe's Wahlverwandtschaften und die sittliche Weltanschauung des Dichters. Dargelegt von C. **Semler**. Hamburg, J. F. Richter. 1886. Gr. 8. 50 Pf.

Sax, E., Grundlegung der theoretischen Staatswirthschaft. Wien, Hölder. Gr. 8. 11 M.

Schaube, A., König Wilhelms Kaiserfahrt. Epische Dichtung in 6 Gesängen. Leipzig, Peterson. 8. 1 M.

Schoen, M., Innere Kolonisation. Denkschrift, herausgegeben von der Gesellschaft für innere Kolonisation zu Berlin. Im Auftrage des Präsidiums bearbeitet. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 80 Pf.

Schramm, R., Lichtgedanken, aus deutschen Dichtern ausgewählt. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 M.

Weilen, A. v., Der ägyptische Joseph im Drama des XVI. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Wien, Hölder. Gr. 8. 4 M.

Wollny, F., Ueber die Grenzen des menschlichen Erkennens. Leipzig, Thomas. 8. 50 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** 1887. Nr. 5.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 5. Mai 1887.

Festgedichte zu Kaisers Geburtstag.

Der neunzigste Geburtstag des Kaisers Wilhelm bot den deutschen Dichtern ein so überaus schönes und reiches, anregendes und dankbares Thema, daß man mit vollem Recht zahlreiche Festgedichte erwarten durfte, die an Gehalt und Schwung sich den werthvollsten Gaben dieser Gattung vaterländischer Poesien anreihen würden.

Die Erwartung ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Unter der großen Menge dichterischer Ergüsse, die sich zum 22. März allüberall entluden, „soweit die deutsche Zunge klingt", befanden sich, soweit sich aus einem Ueberblick über die größern Organe der Tagespresse erkennen läßt, nur sehr wenige Gedichte, die sich über das gewöhnliche Niveau gereimter Festbetrachtungen erhoben; dagegen traten selbst in sehr hervorragenden hauptstädtischen Zeitungen so klägliche Versificationen ans Licht, daß man sich billig verwundern, ja aufrichtig schämen muß, wie einer Nation von der Bildungsstufe der unserigen solche Zeugnisse geistiger Armuth bei solchem Anlaß ausgestellt werden konnten.

Namentlich die berliner Presse hat in einigen ihrer führenden Blätter auch diesmal wieder kaum Glaubliches geleistet, und zwar auf conservativer wie auf „deutschfreisinniger" Seite. Die „Kreuzzeitung", unter deren Mitarbeitern sich doch stets Männer von literarischem Verständniß und Geschmack befanden, lieferte an ihrer Spitze eine holperige Parabase voll banaler Phrasen und schiefer Bilder, verquickt mit obligaten Bibelsprüchen, in einem nicht einmal grammatisch reinen Deutsch. Von den fünf Strophen des Festcarmens seien wenigstens zwei wörtlich vorgeführt:

> Wo währt ein Leben siebzig Jahr'
> Und achtzig, kommt es noch weiter!
> Wo wäre dies Alter der Leiden bar,
> Das Kreuz erfordert den Streiter!
> Und rücken die Jahre noch höher auf,
> Und werden es neunzig Jahre,
> Und hemmt kein Sturm des Greises Lauf,
> Da gilt ihm, daß er erfahre:
> „Dich hab' ich gehoben, getragen — schau!
> Bis in dein Alter, da du wardst grau."
>
> Dies Wort weist auf den Kaiser hin,
> Den König von Gottes Gnaden,
> Den Held (!) in Kampf, deß treuer Sinn
> Geschützt sein Volk vor Schaden;
> Den Fürsten, der von Gott erwählt,
> Was Väter (!) hofften, zu tragen,
> Von dem sich Alt und Jung erzählt,
> Von dem sein Volk darf sagen:
> „Hier Schwert des Herrn und Gideon!" —
> Hier krönt der Herr der Treue Lohn.

Die Poesielosigkeit solcher „Verse" ist kaum zu übertreffen; wer so ganz von höherm Schwung des Gedankens und des Gefühls verlassen ist und dabei nicht einmal die Sprachbeherrschung eines mittelmäßigen Secundaners besitzt, der sollte doch nicht so unbescheiden sein, in einem Blatte von dem Range der „Kreuzzeitung" mit einem Festgedicht paradiren zu wollen.

Mehr Geist und Gefühl, aber ebenfalls noch viel zu viel Unbeholfenheit, um als würdiger Festdichter eines großen nationalen Organs zu genügen, hat der Poet der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung". Auch von ihm seien ein paar Verse zur Probe mitgetheilt:

> Erbrause, Jubellied, und brause fort!
> Wer deutsches Herz hat, deutsche Sprache spricht;
> Alldeutschland selber jauchzt ein einzig Wort,
> Ein einziges, und wird es müde nicht; (!)
> Vom Feld zum Meer ruft jedes Lippenpaar:
> Heil unserm Kaiser! Heil für immerdar!
> Und wo zwei Deutsche heute sich begegnen,
> Der Heimat fern, zu fremder Frohn verdammt (!),
> Da schwillt ihr Herz und Freudenthränen regnen,
> Hand ruht in Hand und stolz das Auge flammt.

Meerüber sucht das Vaterland der Blick:
Heil, Kaiser, dir! Des Volkes Hort und Glück.

Weiterhin erzählt der Dichter vom Kaiser, daß „dreimal klang das Schwert in seiner Hand und heftete den Sieg an seine Fahnen". Unrichtige und gequälte bildliche und übertragene Ausdrücke lassen auch hier keinen erträglichen Gesammteindruck aufkommen.

Um so hochgemuther hebt der Päan an, den „vom Fels zum Meer" „die Deutschfreisinnigen ihrem Kaiser zum neunzigsten Geburtstage" darbringen, und den aus dem „Deutschen Reichsblatt" auch das „verbreitetste und gelesenste Blatt Berlins und Deutschlands" als Festgabe übernommen hat:

Nun rausch' empor gewaltig,
Du Jubel der Nation, (◡ — ◡ — ◡ —!)
Umbrause tausendfaltig (sic!)
Des greisen Herrschers Thron!

Wir stehn, ein Wall von Freien,
Zu dir, die Faust am Schwert,
Um dreinzuhau'n in Treuen, (!)
Wenn es dein Wink begehrt.

Dem Kaiser treu aus Neigung,
In Liebe und mit Lust,
Und treu der Ueberzeugung
In unsrer eignen Brust!

Man sieht, auf Reinheit der Reime hält der Dichter weniger als auf Gesinnungstüchtigkeit; in einigen weitern Strophen hat ihn der Reim ganz verlassen. Auch in seinen Tropen ist er nicht besonders glücklich, wogegen sein Pathos bis zum Schlusse vorhält:

So rausch' empor gewaltig
Der Liebe Dankgebet,
Umknospe vielgestaltig
Die greise Majestät!

Empor im Glockenklingen:
Dem Kaiser Ruhm und Ehr'!
Empor auf Adlerschwingen
Siegreich vom Fels zum Meer!

Ja, wenn es die volltönenden Worte allein machten, so ließe sich dergleichen ruhig hinnehmen, aber auch die Poesie ist an die Gesetze des Denkens und die Regeln der Sprache gebunden, und darum sind solche gereimte Wortmachereien keine Gedichte.

Vielleicht wird mancher Leser der Meinung sein, daß derartige unbedeutende Erscheinungen in der Tagespresse eine nähere Betrachtung und Würdigung kaum verdienten, und andere könnten glauben, daß damit den politischen Blättern als solchen Unangenehmes gesagt werden soll. Beide Auffassungen würden unsere Absicht verkennen, derzufolge wir nur eine sehr ernste und dringliche Pflicht gegen die Presse und die Volksbildung zu erfüllen glauben, wenn wir den Misstand solcher Festgedichte rügen. Die politische Presse kann und soll sich der Zeitgedichte nicht entäußern: haben ja solche Gedichte zuweilen in der politischen Geschichte eine Rolle gespielt, ohne welche die Zeitbewegung unverständlich wäre oder doch ihres prägnantesten und populärsten Ausdrucks entbehren würde. Auch Festgedichte können wenigstens in letzterer Beziehung von Werth und Bedeutung sein, da auch Feste zu den Merkzeichen geschichtlichen Lebens gehören, welche die Nation in poetische Fassung gebracht zu sehen liebt. Um so mehr aber muß darauf gehalten werden, daß diese Fassung auch geeignet und würdig sei, dem Volksgeiste und der Bildungsstufe der Zeit zu entsprechen, und die Tagespresse, welche die Befriedigung der Bedürfnisse des öffentlichen Lebens mit in erster Reihe zu übernehmen hat, darf auch in dieser Hinsicht ihre Aufgabe nicht verfehlen.

Bei der weiten Verbreitung höherer sprachlicher und literarischer Bildung in unserm Volke dürfen Preßorgane, die für die besser unterrichteten Kreise bestimmt sind, unmöglich Geistesproducte vorführen, die nicht einmal die gereifte Kunst gymnasialer Bildung erkennen lassen. Es fehlt in keiner deutschen Mittelstadt an studirten Leuten, Lehrern, Beamten, Geistlichen, Aerzten, die sich noch vom Gymnasium her das Verständniß für die Mache eines ordentlichen Verses bewahrt haben — und die Journalistik sollte das Recht haben, in ihren Darbietungen unter jene Bildungsstufe hinabzusinken? Nein! So wenig sie in andern Dingen in ihren Spalten das Bildungsniveau der höhern Stände verleugnen darf, ebenso wenig darf sie es, wenn sie sich bei außerordentlichen Anlässen zur gebundenen Rede erhebt. Das Publikum hat ein Recht darauf, wie seine Intelligenz und seine Interessen, so auch sein sprachliches und ästhetisches Gefühl nicht verletzt zu sehen, und die Metropole deutschen Lebens darf auch in dieser Richtung kein schlechtes Beispiel geben.

C. Petzet.

Zur französischen Literaturgeschichte.

Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert. Von H. Körting. Zweiter Band: Der realistische Roman. Oppeln, Franck. 1887. Gr. 8. 6 M.

Während die höhern Stände der französischen Gesellschaft im 17. Jahrhundert sich an den Idealromanen eines D'Urfé, eines La Calprenède, einer Scudéry u. a. erfreuten (vgl. unsern Artikel in Nr. 9 d. Bl. f. 1887), erwuchs dieser Dichtungsart ein energischer Gegner in den realistischen Romanen, deren Dichter, sich die spanischen Schelmenromane zum Vorbild nehmend, gegen die Unnatur der Pastoral- und heroischen Romane Front machten, die Ueberschwenglichkeiten und Uebertreibungen derselben mit Hohn überschütteten und, „ins volle Menschenleben hineingreifend", sich bemühten, ein möglichst genaues Bild

der Gesellschaft, in der sie lebten, zu entwerfen. So kommt es denn, daß der realistische Roman jener Zeit dem Idealroman in ästhetischer Hinsicht überlegen ist; zwar ist manches an ihm noch roh und unvollkommen; zwar wuchert in ihm eine oft alle Vorstellung überschreitende Obscönität, ein beklagenswerther moralischer Stumpfsinn; aber dafür pulsirt in ihm urkräftiges dichterisches Leben, und seine oben berührten Gebrechen lassen sich noch eher ertragen als die versteckten, aber desto giftigern Immoralitäten der Idealromane. Daher haben sich die realistischen Romane auch länger in der Volksgunst erhalten als ihre Nebenbuhler; manche derselben werden sogar heute noch neu aufgelegt, während, von den Schöpfungen der Marie de Lafayette abgesehen, kein einziger Idealroman eines Neudrucks gewürdigt worden ist.

Auch der realistische Roman hat wie sein Gegner embryonenhafte Anfänge, unbeholfene Tastversuche aufzuweisen; als solche erscheinen Jean Barclay's lateinisch abgefaßter „Euphormio" (1603), ein schwülstiges, nichtigschwächliches Jugendwerk, das zwar schon einige realistische Züge aufweist, der Handlung aber so gut wie bar ist, und auch diese noch unter gelehrt sein sollenden Reflexionen erstickt; Theophile de Viau's leider unvollendeten „Fragments d'une histoire comique" (1620), schon hoch über dem Euphormio stehend, durch treffliche Charakterzeichnung, Feinheit und Laune sowie schlichte und dabei doch nicht reizlose Prosa ausgezeichnet; des Agrippa d'Aubigné „Aventures du baron de Foeneste" (1617), ein satirisches Gespräch, von dem Verfasser in der Absicht geschrieben, humorvoll die ihn umgebende Wirklichkeit zu schildern, mit guter Charakteristik der Personen und in einer von jedem Raffinement und jeder Ueberschwenglichkeit sorgsam freigehaltenen Form.

Charles Sorel war es vorbehalten, den realistischen Roman seiner Blüte entgegenzuführen; sein „Francion" (1622) ist als der erste französische Sittenroman zu bezeichnen. Noch nie war so wie hier in der französischen Literatur der Versuch gelungen, das gesammte zeitgenössische Leben im klaren Spiegel einer mit klugem Vorbedacht disponirten, im ganzen wohlabgerundeten satirisch-komischen Erzählung aufzufangen. Es ist geradezu bewunderungswürdig, mit wie scharfem Blick der Dichter die Lächerlichkeiten, Schwächen und Laster der von ihm verspotteten Stände herauszufinden versteht, mit wie lebensfrischen Farben er das Treiben des Hofes und des Adels in der Hauptstadt und in der Provinz, die Lebensformen des Bürger- und Bauernstandes, das lichtscheue Thun der untersten Schichten, der Hochstapler, Gauner, Diebe und verfehlten Existenzen aus allen Berufsklassen schildert. Freilich dürfte der heutige Leser durch die hin und wieder allzu realistische, geradezu cynische Darstellung zurückgeschreckt werden; aber man muß bedenken, daß man zu jener Zeit anders dachte, und erwägen, daß „Francion" ein Jugendwerk Sorel's ist; sollte er nicht vielleicht auch, ganz wie es Zola heutzutage thut, manches moralisch abstoßende Bild nur deshalb vorgeführt haben, um daran moralische Erörterungen und Lehren zu knüpfen? — Kann man den „Francion" als antiheroischen Roman bezeichnen, so ist das zweite Werk Sorel's, das hier unsere Aufmerksamkeit verdient: „Le Berger extravagant" (1627), antipastoral zu nennen, da es sich gegen die Schäferromane, besonders D'Urfé, wendet und das lächerliche pastorale Treiben, das die Asträa und ihre Nachahmer hervorgerufen hatten, satirisch beleuchtet. Hierbei hat dem Verfasser offenbar der Don Quixote vorgeschwebt, denn wie in des Cervantes Werk der Held durch das Lesen von Ritterromanen den Verstand verliert, so im „schwärmenden Hirten" durch die Lektüre von Schäferdichtungen; bei auch nur oberflächlichem Vergleich dürfte jedoch dem unsterblichen Werk des Spaniers der Vorrang gebühren. Aber die Schäferromane sind für Sorel nicht das einzige Ziel des Spottes; er dehnt seine Satire auf die gesammten idealistischen Romane, ja auf alle Poesie überhaupt aus, sobald sie den realen Boden gesunder Natürlichkeit verläßt und zu thörichter, inhaltloser Schwärmerei wird; wobei er zugleich die so vielfach träumerische, nützlichem Ernst abgewandte, sich in die lächerlichsten Extreme verlaufende Lebensführung der Zeitgenossen geißelt. Leider ist der dritte realistische Roman Sorel's: „Polyandre" (1648), unvollendet; er besteht nur in einer Reihe von Bildern ohne rechtes geistiges Band, die nun aber in ihrer Art ganz vortrefflich sind; mit einer unten zu nennenden Ausnahme ist nirgends in der Literatur des 17. Jahrhunderts das Leben der mittlern Stände von Paris mit größerer Treue und Anschaulichkeit geschildert worden. Es herrscht im „Polyandre" weniger die literarische Satire vor, obgleich es an Ausfällen auf die idealen Romane nicht fehlt, als vielmehr die der menschlichen Thorheiten und Laster; besonders hat es der Dichter abgesehen auf den Afterpoeten, den thörichten Liebhaber, den Bramarbas, den oberflächlichen Höfling, die kokette Frau, den betrügerischen Goldmacher und den lügnerischen Philosophen. „Mit seinen vielfach wechselnden, aber stets ansprechenden Scenen, seiner nichts übersehenden, liebevollen Einzelmalerei, seinen mannichfachen, häufig zwar carikirten, aber doch stets der Wirklichkeit entnommenen Typen, vor allem auch seiner durchaus local gefärbten, in gemüthlich-familiären Wendungen sich ergehenden Sprache, gemahnt der «Polyandre» an ein Chodowiecki'sches Bilderbuch, in welchem niemand blättern kann, ohne sich wie durch Verzauberung in längstverschollene Tage zurückversetzt zu fühlen."

Während Sorel sich wohl bewußt war, daß der Ideal- und Realroman seiner Zeit als total voneinander verschieden in unversöhnlicher Gegnerschaft standen, versuchten einige Dichter eine Verquickung beider Richtungen dergestalt, daß sie nach Plan, Handlung und Anwendung gewisser Kunstmittel (Träume, Weissagungen) den alten romantisch-idealistischen Principien treu blieben, durch die alltägliche Redeweise, durch reichliche Einstreuung von Anekdoten und Lascivitäten aber der realistischen Kunstauffassung sich an-

schlossen. Von ihnen verdient Jean de Lannel mit seinem „Roman satirique" (1624) Erwähnung; dieser ist eine in die Form einer galant-chevaleresken Amadis-Geschichte gehüllte Satire auf die sittlichen Zustände der hohen und höchsten Gesellschaftskreise des 17. Jahrhunderts, schon zu seiner Zeit bald vergessen, heute aber, besonders wegen der vielen persönlichen Anspielungen, ganz ungenießbar.

Viel mehr verdient unsere Beachtung André Mareschal's „Chrysolite" (1627), der das Verdienst hat, der erste psychologische Roman Frankreichs zu sein und nach Inhalt und Form zu den merkwürdigsten und vollendetsten Schöpfungen des großen Jahrhunderts gehört. Der Dichter hat hier einen eigenartigen Charakter bis zur letzten Consequenz sich entwickeln und seine innersten Regungen offenbaren lassen, um diesen Charakter aber als Centrum eine ganze Reihe trefflich ausgeführter, lebenswahrer Menschenbilder gruppirt und mitten in dem bunten Gemenge viel verschlungener Begebenheiten eine einheitliche Handlung im Auge zu behalten gewußt. Neben dem „Chrysolite" mag noch die psychologische Studie des Tristan L'Hermite: „Le Page disgracié" (1643) erwähnt werden; sie ist eine zeitgenössische Begebnisse scharf schildernde Autobiographie, in der zum ersten mal der Begriff des Weltschmerzes in der französischen Literatur auftaucht.

Eine eigenthümliche Stellung in der realistischen Romandichtung nimmt Cyrano de Bergerac, der Jules Verne des 17. Jahrhunderts, ein. Er bespricht in seinen Romanen „Voyage dans la Lune" (1648) und „Histoire des Estats et Empires du Soleil" (1653) die Chimären über die Himmelskörper, speciell über den Mond, welche einige seiner Zeitgenossen, wie Henry Leroy, Hevelius und vor allen Gassendi, zu ernsthaft behandelt hatten. Zugleich aber verband er damit die Absicht, die Pedanterie und die Schulzänkereien seiner Zeit und jenen Autoritätsglauben, der so lange der Wissenschaft zum Verderben gereicht hatte, lächerlich zu machen. Von diesen satirischen Spitzen abgesehen, kann man die Werke Cyrano's als eine Verschmelzung von launig-fabulösem Roman, von naturphilosophischen Betrachtungen, naturwissenschaftlichen, seinem Jahrhundert weit vorauseilenden Hypothesen bezeichnen, mit der Tendenz, durch romantisch bemäntelte Popularisirung wissenschaftlicher Sätze zu unterhalten. Sie verdienen noch immer gelesen zu werden, und besonders von denen, die mit der Geschichte der Philosophie jener Epoche vertraut sind; übrigens sind sie durch wiederholte Neuausgaben (Paris 1858, 1886) dem großen Publikum leicht zugänglich geworden.

Von allen Romanschriftstellern des 17. Jahrhunderts aber, idealistischen sowol wie realistischen, darf Paul Scarron als der nicht nur zu seiner Zeit beliebteste, sondern auch heute noch am besten gekannte gelten. Der Gedanke, seinen „Roman comique" (1651) zu schreiben, erwachte in dem Verfasser, als er sich in Mans aufhielt, um eine ihm zugefallene Pfründe in Besitz zu nehmen, und als er daselbst einige auffallende Eigenthümlichkeiten localer Verhältnisse sowie verschiedene lächerliche Ereignisse wahrnahm, die einer damals gerade in Mans gastirenden Schauspielertruppe zustießen. Sein Roman hat also vor allem culturhistorisches Interesse; mit solcher Farbenfrische wie er hat kein Schriftsteller uns das Leben der Landbewohner auszumalen verstanden, und ohne den „Roman comique" würden unsere Kenntnisse der niedern Bühne und des Schauspielerlebens im 17. Jahrhundert nur mangelhaft sein. Aber auch abgesehen davon fesselt er durch liebenswürdigen Humor, der nur selten in das Niedrig-Possenhafte oder Cynisch-Rohe ausartet, durch die außerordentliche Lebendigkeit der Darstellung und durch treffende Charakteristik. Daß der Dichter ein spanisches Vorbild nachgeahmt hat, darf seinen Ruhm nicht schmälern.

Während Scarron in seinem Werke die provinziellen Sitten seiner Zeit schildert und ein treffliches Gemälde des „ridicule campagnard" entwirft, hat Antoine Furetière in seinem „Roman bourgeois" (1666) die Absurditäten des pariser Bürgers dargestellt. Mit packender Lebenswahrheit tritt uns hier das Bürgerthum des 17. Jahrhunderts entgegen, so wie es sich um die Mitte dieses Zeitabschnitts mächtig emporgearbeitet hatte, behaftet mit dem Pedantismus und der Eitelkeit der Streberei, noch ungeläutert von all den Schlacken, die sich infolge jahrhundertelanger Knechtschaft seinem Wesen beigemengt hatten. Allerdings ist Furetière ein Pessimist, und so treten uns aus seinem Werke nur Laster und Thorheiten entgegen, nicht eine einzige ideale, ehrenwerthe Gestalt. Wer jedoch sein Leben kennt und die schlimmen Erfahrungen, die er zu machen hatte, der wird den Schlüssel zu dieser verbitterten Lebensanschauung leicht finden. Nebenbei sei bemerkt, daß nur das erste Buch des Romans den Namen eines solchen verdient, daß das zweite aber vielmehr eine bissige Satire, besonders auf Sorel, enthält.

In den vorstehenden Zeilen haben wir die Hauptvertreter des realistischen französischen Romans im 17. Jahrhundert zu charakterisiren gesucht; von den geringern Dichtern auf diesem Gebiete muß gesagt werden, daß sie im allgemeinen nur die satirischen Bestrebungen ihrer Vorgänger theilen, die höhere Aufgabe dagegen, Besseres an die Stelle des Verspotteten zu setzen, nicht zu lösen versuchen. Nur selten haben ihre Schöpfungen die kunstmäßige Gestalt echter, ausgereifter Romane; meist sind sie ein skizzenhaft gehaltenes Mittelding zwischen Memoiren und Schwänken und haben sich, ihrem innern Werth entsprechend, einer nur sehr kurzen Lebensdauer zu erfreuen gehabt. Namen und Titel zu nennen, können wir hier füglich unterlassen.

Und somit nehmen wir Abschied von Körting's „Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert"; möge unsere Anzeige dem trefflichen, auf gründlichen Studien beruhenden und elegant und fesselnd geschriebenen Werke zahlreiche Leser zuführen! Adolf Kreßner.

Unterhaltungsliteratur.

1. Herzog Bernhard. Eine Geschichte vom Oberrhein aus den Jahren 1638, 1639. Von Hans Blum. Leipzig, C. F. Winter. 1885. 8. 5 M.
2. Der Krieg um die Haube. Glockenstimmen. Zwei culturgeschichtliche Novellen von Stefanie Keyser. Leipzig, Keil's Nachfolger. 1884. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Einer von unsern Bismarcks. Roman von Fürst W. Mestscherski. Aus dem Russischen von G. Kenchel. Berlin, Deubner. 1886. 8. 4 M.
4. Der kleine Adam. Sascha und Saschka. Von L. von Sacher-Masoch. Stuttgart, Spemann. 1885. 8. 1 M.
5. Moderne Helden. Charakterbilder von F. von Kapff-Essenther. Zwei Theile. Jena, Costenoble. 1885. 8. 3 M.
6. Zwei Comtessen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Ebhardt. 1885. 8. 4 M.
7. Aus sonnigen Tagen. Novellen von Emma Laddey. Leipzig, Schulze u. Comp. 1885. 8. 4 M.
8. Errungen. Eine Erzählung aus dem Quäkerleben von Emma Marshall. Deutsch von Marie Morgenstern. Leipzig, Hinrichs. 1886. 8. 3 M. 60 Pf.

„Herzog Bernhard" von Hans Blum (Nr. 1) ist schon vor und bald nach seinem Erscheinen in Buchform von der Kritik gebührend anerkannt worden: es ist eine Erzählung voll Leben und Kraft, die auf genauester Kenntniß der einschlägigen Geschichts- und Ortsliteratur beruht und ihren großen Reiz nicht zum geringen Theil der Anschaulichkeit verdankt, mit welcher manche Localitäten der einzelnen Episoden, z. B. Rheinfelden, mit der genauen persönlichen Kenntniß des betreffenden Orts- und Volkscharakters geschildert sind, die der Verfasser besitzt. Aber auch da, wo das Auge des Dichters sich nur zurückschauend der Vergangenheit zuwenden konnte, ist eine höchst rühmenswerthe Kunst der Belebung längst verblaßter und entschwundener Gestalten und Gesichter zu finden. Hierhin rechnen wir in erster Reihe die trefflichen Porträts, welche Blum vom Herzog Bernhard selbst, vom Herzog Heinrich von Rohan, von Johann Ludwig von Erlach im dritten Kapitel gibt, und die reizvolle Schilderung des jungen Kuri, welche freilich ganz Erfindung des Dichters ist:

> Ein mädchenhaft zarter Kopf saß auf kräftigen, breiten Schultern. Der junge Mensch konnte kaum achtzehn Sommer zählen. Glatt und rosig gefärbt waren die Wangen wie die eines Jungfräuleins. Tiefblau glänzte träumerisch das unschuldige Kinderauge. In langem, blondem Gelock wallte das auf der Mitte der Stirn gescheitelte Haar über die Schultern, die der breite Kragen zierte. Und diese harmlosen Augen konnten im nächsten Augenblick wieder funkeln voll übermüthiger Schalkhaftigkeit und überlegener Beobachtung, während sich die Mundwinkel in die Höhe zogen und die weißen Zähne aufblitzten. Aber in der nächsten Secunde trugen Augen und Mund wieder den Ausdruck kindlichen Sinnens, ohne daß ein Wort gesprochen war.

Die Wucht dramatisch bewegter Scenen tritt am energischsten in der Schilderung des Kampfes um Rheinfelden und in der in Rheinfelden selbst spielenden Scene der Vergiftung Bernhard's hervor, die man mit fast athemloser Spannung und herzklopfender Erregung liest und die sich unwillkürlich tief ins Gedächtniß einprägt. Sehr gut wirkt auch der Humor, der bei allem Tieftragischen, das diesem Stoff ja von Natur anhaftet und gerade darum auch Dichter wie Wilhelm Genast, Rudolf von Gottschall und Julius Mosen zur dramatischen Verwerthung desselben veranlaßt hat, in dieser Geschichte Blum's meist an richtiger Stelle sein Licht spielen läßt, wenn auch dann und wann statt seiner sich Witzeleien unnöthig breit machen. Es ist entschieden nicht geschmackvoll, wenn z. B. einmal von Vroni gesagt wird:

> Vroni, die an des Obersten linker Seite saß, hatte das züchtige Roth der Witwe Strüblin, welches auf deren Wangen nicht vollständig unterzubringen war, auch in den ihrigen aufsteigen lassen.

Auch solche Stellen, in welchen z. B. von einem „Leitmotiv" die Rede ist, erscheinen gesucht und stören durch ihren allzu modernen Anklang. Sehr treffend dagegen ist folgender kleiner Hieb geführt:

> Eine größere Anzahl besonders beliebter Hoffräulein (in Paris) stimmte nun mit einem mal zu Ohren des Königs und der Königin das Lob Bernhard's von Weimar an und erklärte einstimmig, daß dieser seltene Held werth sei, von der Krone Frankreich in dem gestützt zu werden, was er erstrebe: ein festes Reich gegen Oesterreich zu gründen im Elsaß, am Oberrhein, hauptsächlich aber mit der Feste Breisach. Zum Glück für die Schönen fragte sie niemand, wo diese Dinge lägen.

Was aber im ganzen Verlauf der Erzählung entschieden stört und in neuen Auflagen möglichst zu dämpfen wäre, das ist die Neigung des Autors, seine Personen stark im Dialekt ihrer Heimat oder in den Sprachformen der geschilderten Zeit sprechen zu lassen. Ist der Dialog sonst überall in gutem Neuhochdeutsch gehalten, so wirkt es mindestens befremdend, wenn solche Formen der traurigsten Sprachmengerei, die Deutschland wol je erlebt hat, mitten in denselben hineinplatzen, wie z. B. an folgender Stelle:

> „Und der geheime Vertrag, Bernhard?" fragte Rohan weiter. „Ihr haltet ihn. Er ist kurz, enthält wenige Hauptstellen. Lest hier!" sprach Bernhard, mit dem Finger auf das Pergament weisend. Rohan las und erbleichte. „Bernhard!" rief er sorgenvoll, „du hast dich in diesem geheimen Tractat verpflichtet, deine Armee «unter Autorität des Königs von Frankreich zu commandiren, auch demselben mit gemelter armée gegen und wider männiglich zu dienen, ungehindert aller orderes oder befelch, so deme zur entgegen gegeben werden möchten und selbige an alle ort und zu allen vorhaben, so Ihre Königl. Maj. begeren werden, anzuführen» — Bernhard, du bist Soldat im Dienst des Königs von Frankreich, nichts anderes!" rief Rohan, schmerzlich bewegt, indem er das Blatt sinken ließ.

So dem Wortlaut nach wäre dieser geheime Vertrag wol in einer wissenschaftlichen historischen Studie, die für die Gelehrten bestimmt ist, von Bedeutung; hier aber wäre eine Uebersetzung oder, besser gesagt, eine Verdeut-

schung, der höchstens ein Hauch der geschnörkelten Ausdrucksweise zu lassen war, besser am Platz gewesen, da diese die Illusion nicht gestört hätte. Blum wollte aber wol gerade durch dies wortgetrene Citat eine solche erwecken; ich glaube aber nicht, daß er damit den richtigen Weg eingeschlagen hat. Im ganzen aber kann diese Besprechung nur mit dem Wunsch schließen, daß diese „Geschichte vom Oberrhein", die ein so treues Bild vom Herzog Bernhard und seinem letzten Ringen für Deutschlands Ehre und Macht gibt, in weitesten Kreisen des deutschen Volks sich verbreite, damit diesem wie dem Pfarrer Helvetius des Verfassers Bernhard's Andenken „jedes Jahr dem Herzen theuerer" werde und „unverloren — unverloren!" bleibe.

Die erste der beiden culturgeschichtlichen Novellen: „Der Krieg um die Haube" von Stefanie Keyser (Nr. 2), spielt in Nürnberg 1521 und erzählt frisch und fröhlich, wie die edeln Frauen und Jungfrauen dieser freien Reichsstadt unter Anstiftung und Führung der Frau Rotmundin, „einer jungen Frau aus den stolzen Geschlechtern Nürnbergs", dafür kämpfen, daß sie von dem altmodischen nürnberger Kopfputz, dem „Sturz", befreit werden und die neue Tracht der augsburger Haube annehmen dürfen. Es ist sehr ergötzlich zu lesen, mit welchen Ränken und Praktiken die Frauen an ihr Ziel zu gelangen streben und wie sie es endlich mit schlauer Benutzung der Anwesenheit des galanten Erzherzogs Ferdinand zu erreichen wissen. Doch ist ein Mangel der Composition darin unverkennbar, daß im Gang der Erzählung das Hauptinteresse von dem eigentlichen Gegenstand abgelenkt wird und sich zwei diesem fernstehenden Personen zuwendet. Es sind dies „die herbe Ursel" und ihr Vetter Friedel, zwei mit wehmüthiger Freude und merkbarer Vorliebe ausgeführte Gestalten der Dichterin. Ursula ist der letzte Sproß eines alten nürnberger Geschlechts und vertrauert in starrer Einsamkeit ihre Jugend und Schönheit, da ihr armer Vetter Friedel, den ihr Vater als Knaben aus Mitleid ins Haus genommen hat, einst infolge eines übereilten und übelgenommenen Worts in die Fremde gegangen und dort verschollen ist. Nun kehrt er mit dem Erzherzog als dessen „lustiger Rath" zurück, legt aber jetzt die Pritsche beiseite, sucht seine Jugendliebe auf und findet sie und das alte Glück wieder, um am Schluß der Erzählung sich uns noch einmal als glücklichen, doch ernsten Mann und Verbreiter der „neuen Lehre" zu zeigen. Dieses Verhältniß und Geschick der beiden am meisten interessirenden Personen ist vortrefflich dargestellt und erzählt, doch ist es, wie gesagt, für den beabsichtigten Hauptinhalt der Erzählung von keiner eingreifenden Bedeutung, wenn auch selbst hier der Abschen der Nürnbergerinnen, der „Sturz", seine Rolle spielt. Sehr geschickt ist dagegen Hans Sachs mit in den „Kampf um die Haube" hineingezogen, wie der Autor auch Albrecht Dürer und Veit Stoß mit in diese Angelegenheit hereinzuziehen weiß.

So niedlich aber diese Novelle auch ist, so erscheint es doch fast als ein Unrecht, daß ihr der erste Platz im Buche und die Ehre des einzigen Titels auf dem Prachtbande gegönnt ist; denn die zweite Novelle: „Glockenstimmen", ist entschieden von weit größerer Bedeutung. Wenn man sich ganz in diese mit schlichter und klarer Empfindung vorgetragene Geschichte versenkt und beachtet, wie schön und warm hier besonders das allgemein und stets gültige Menschliche neben genauester Kenntniß und Verwerthung des historisch Wichtigen und Interessanten behandelt ist, wird man gewiß nicht anstehen, dieser Novelle den ersten Preis zuzuerkennen. Wie ist das alles so einfach und natürlich! Der arme Hermann, der wie Friedel in der vorigen Geschichte bei wohlhabenden Verwandten in den bösen Zeitläuften vor 1650 (in diesem Jahre beginnt die Erzählung) Unterschlupf gefunden hat, dann aus dem Hause fort muß, während der Pestnoth getreulich wiederkehrt und hilft, noch einmal durch das Gerede der Leute aus der Papiermühle seiner Verwandten getrieben wird und schließlich als Glockengießer von Erfurt stolzen Wiedereinzug hält, und ihm gegenüber seine Jugendliebe und Verwandte Johanne, deren Stolz von der Liebe so langsam und doch so glücklich überwunden wird, sind gleich allen Nebenfiguren voll Leben und Kraft und die einzelnen Situationen, von denen namentlich der Aufzug und die Weihe der Glocke rühmenswerth sind, sehr wirkungsvoll und nachhaltig. Zu bedauern ist bei beiden Novellen nur, daß auch in ihnen genaues Studium und durch dasselbe gewonnene tiefe Einsicht in das Culturleben der Vergangenheit die Verfasserin veranlaßt hat, Erzählung und Dialog überreich mit alten, verschnörkelten Wendungen und Ausdrücken zu überladen. Was sollen wir denn mit „ohnverrückt", mit den „wilden Würmbern" und einem „Pfersingbaum" in aller Welt machen? Wenn es denn mit Gewalt ganz stilvoll sein soll, so schreibe man einmal eine ganze Novelle im Deutsch der geschilderten Periode. Ob man überhaupt Leser für dieselbe finden werde, wäre ihr Inhalt auch so hübsch wie der der „Glockenstimmen"?

Der Roman „Einer von unsern Bismarcks" von Fürst W. Meschtscherski (Nr. 3) hat bei seinem ersten Erscheinen in Deutschland großes Aufsehen gemacht, scheint aber dann ziemlich bald wieder in Vergessenheit gerathen zu sein. Man kann sich über beides nicht wundern: der pikante Titel lockt gewiß ebenso sehr, wie die drastische Satire auf Rußland und dortige Verhältnisse wenigstens anfänglich interessirt; auf der andern Seite liegen aber eben diese verspotteten Verhältnisse dem deutschen Leser so fern und bieten so wenig Gelegenheit, Parallelen zu ziehen, daß eine allmähliche Erschlaffung der Theilnahme ganz natürlich ist. Aber auch abgesehen von diesem Standpunkte des deutschen Lesers, muß von dem allgemeinen Eindruck des Romans gesagt werden, daß dies fortwährende, bitterhöhnisch satirisirende Schildern einer hohlen und nichtssagenden Persönlichkeit jeden Leser ermüden muß; denn wenn auch durchaus nicht zu leugnen ist, daß das Bild

der Hauptfigur, des Grafen Iwan Alexandrowitsch Obesjäninow, des neuen Gouverneurs von Kamarino, mit größter Sorgfalt und mit den feinsten Zügen ausgeführt ist, so ist doch ebenso zweifellos, daß eine so geschilderte Persönlichkeit mit ihrer ganzen innern Hohlheit und Erbärmlichkeit absolut nichts Anziehendes haben kann; denn schließlich vergeht einem selbst das Lachen dabei und man fühlt sich mit dem Gouvernement von Kamarino erlöst, wenn dieser aufgeblasene, charakterlose Geck schließlich seines Postens enthoben wird und die Geschichte aus ist. Fast den einzigen Ruhe- und Erquickungspunkt in der ganzen langen Erzählung bietet die unsäglich rührende Schilderung des Vaters Iwan, des Geistlichen im Dorfe Gori, und seiner Frau, die Armuth und Elend muthig tragen und sich in demüthigem Gebet stärken, wenn die Prüfung zu schwer und zu hart zu werden droht. Entschieden lebenswahr wie diese beiden Figuren sind ausnahmslos auch alle andern in dem Buche geschildert, voran die Maitresse des Grafen, Wera Ossipowna, und der Oheim desselben, der Generaladjutant, Fürst Batogin, dem ersterer „wirkliche Briefe" schreibt, „weil er wußte, daß dieser Fürst die politischen Fähigkeiten seines lieben Neffen überaus hoch schätzte und mit den Briefen desselben in der hintern Rocktasche in die verschiedensten Restaurants der großen Welt lief. Sobald dann nur von Politik gesprochen wird, leitet der Onkel seine Absicht mit dem Briefe so ein: „Ach, wie gerufen schreibt mir da mein Neffe aus Paris." Aber wenn man auch in den mit solchen feinen Zügen ausgeführten Charakter- und Sittenbildern überall die Hand eines Meisters erkennt und anerkennen muß, so ist doch wie in den jüngsten russischen und nordischen Dramen alles in so grellen, wenn auch vielleicht naturwahren Farben ausgeführt, daß von irgendwelchem ästhetischen Genuß fast überall abzusehen ist und man sich schließlich eher verstimmt, als ergriffen abwendet. Was schließlich den sonderbaren Titel anlangt, so ist der Accent auf das dritte Wort (unsern) zu legen, wenn der ganze Groll des Verfassers über die russischen Verhältnisse, welche er so scharf und zornig geiselt, mit beißender Schärfe wirken soll.

Die Uebersetzung scheint sehr geläufig und getreu zu sein, doch ist es kein Deutsch, wenn einmal gesagt wird: „Der Graf pfiff und machte, als höre er gar nichts." Im Deutschen ist in solchem Falle nur „thun als ob" zulässig, und es sei gestattet, diese Kleinigkeit hier besonders anzuerkennen, da es eine Art stilistischen Schlendrians ist, der sich auch in andern Büchern und besonders in Journalen breit zu machen anfängt.

Die beiden Erzählungen „Der kleine Adam" und „Sascha und Saschka" von L. von Sacher-Masoch (Nr. 4) gehören mit zu dem Besten und Reizendsten, was dieser eigenthümliche und in seiner Totalität äußerst schwer zu würdigende Schriftsteller geschrieben hat. Die erste behandelt die Geschichte Adam Klobuschko's, eines kleinrussischen Gutsbesitzerssohns im Kreise Kolomea, der, von Natur „etwas zu kurz und zu schmal ausgefallen", infolge dieses bedauerlichen Umstandes vielerlei Misgeschick zu bestehen hat: man weist ihn vom Militär zurück, in dem er gern gedient hätte; er wird selbst für die Beamtencarrière zu klein befunden und kann erst recht keine Frau bekommen, da seine Erscheinung komisch wirkt. Nach Verlust seines im Aerger verpraßten Vermögens Hauslehrer bei den Kindern „eines gewissen Weißmann, eines getauften Juden, im halkemer Kreise" geworden, kann er seinen Schülern durchaus nicht imponiren und zieht sich, durch eine Erbschaft wieder ziemlich wohlhabend geworden, mit vierzig Jahren in ein kleines Quartier beim Kreisamtskanzlisten Isidor Boris zurück, wo er dessen Tochter Marfa, die wie er selbst auffallend klein und zierlich von Gestalt ist, kennen lernt und ihr nach dem plötzlichen Tode ihres Vaters ein getreuer Rather und Helfer wird. Aus diesem Verhältniß entwickelt sich dann ein volles und schönes Liebesglück, das zur Vereinigung der beiden „Kleinen" führt. Wie man sieht, ist das eine sehr einfache Geschichte, aber sie ist so gut erzählt und so liebenswürdig ausgeführt, daß sie einem das Herz ordentlich warm macht und einen höchst angenehmen Eindruck hinterläßt.

Der Held der zweiten Geschichte ist Saschka, der Sohn Sascha's, eines kleinrussischen Kaplans, später Pfarrers in Wisla, im Kreise von Kolomea. Saschka ist der ganze freudige Stolz seines bescheidenen Vaters, der mit seiner Frau Spiridia sich schlecht und recht durch oft kümmerliche Verhältnisse schlägt. Es ist allerliebst geschildert, wie dieser liebevolle Stolz mit der Entwickelung des Knaben wächst, und Sascha alles für seinen Sohn thut und sich sogar ihm zu Liebe in die Neuerung fügt, daß dieser als erste Ausnahme in der Familie Homutoffo sich nicht dem Priesterstande weiht, sondern nach Lemberg geht, um Jus zu studiren. Als es Saschka dann schwer fällt, die reizende Marza, ein polnisches Edelfräulein, als Braut zu gewinnen, und ihm sogar ein Duell droht, wirft sich der opferlustige Vater auch hier dazwischen und ficht sogar für seinen Sohn, natürlich ohne dessen Wissen, das Duell mit dem Baron Piontkowski aus, wozu dieser auf etwas seltsame Weise von dem verabschiedeten Lieutenant Silwaschko genöthigt wird.

Dieser Schluß der Geschichte ist zwar unleugbar forcirt, doch liest er sich so lustig, daß man schon vor Lachen gern ein Auge zudrückt. So hübsch aber wie die erste Geschichte ist diese nicht, da um manche Situationen ein schwüler Hauch erregter Sinnlichkeit betäubend flirrt und die seltsame Begeisterung des Verfassers für die Damen im Pelz auch hier wieder den Leser dann und wann — anzuregen sucht.

Die „Moderne Helden" betitelten und als „Charakterbilder" bezeichneten drei Novellen von Frau F. von Kapff-Essenther (Nr. 5) geben wieder einen klaren Beweis von dem eminenten Erzählungstalent dieser vielgerühmten Verfasserin und wirken wohlthuender, als die seinerzeit von mir in d. Bl. besprochenen „Wiener Sittenbilder", aber

wie damals, muß sich Referent auch jetzt wieder entschieden in Abrede stellen, daß diese neuen Bahnen, in welche die Verfasserin mit andern die deutsche Novellistik leiten will, ihr zum Heil gereichen. Die Blumen, die hier blühen, die Lüfte, die hier wehen, und die Sterne, die hier leuchten, sind doch nur Sumpfgewächse, Fieberdünste und Irrlichter, die aus dem grund- und haltlosen Boden des Pessimismus hervorgegangen sind. Von ihm führt kein sicherer Pfad zum festen Lande und mit ihrem Motto: „Es gibt heute kaum mehr einen Heroismus des Handelns; nur noch einen des Seins" geben sich diese Novellen selbst die trübselige Signatur des Gedankens, daß der Mensch als Einzelwesen der großen Gesammtheit gegenüber seine sinnliche und übersinnliche Empfindung als Privileg aufstellen dürfe. Nähme man das als Gesetz und Dogma der modernen Gesellschaft an, so wäre dem großen Wort: „denn du bist ein Mensch gewesen und das heißt ein Kämpfer sein", eine Deutung unterzulegen, die nie in ihm hat liegen sollen, die auch nie in dasselbe hineingelegt werden darf. „Sich selbst bezwingen" ist die höchste Heldenkraft aller Zeiten gewesen und wird es bleiben, so lange helle und wahre Sterne leuchten und nur das Ankämpfen eines Titanen gegen das Hergebrachte kann von der Dichtung verherrlicht werden, nicht das zähneknirschende Grollen so kleiner und so erbärmlicher „Helden", wie sie von Frau von Kapff-Essenther zu Trägern und Gestalten ihrer Geschichten gemacht werden. Und im Hintergrunde dieser Erzählungen spielt und webt doch der Gedanke der dichtenden Frau: dies sind die Männer unserer Tage, dies sind die Helden der Kämpfe gegen der Sitte schnödes Gesetz! Die wahren Helden sind die Frauen! Jedenfalls sind die Frauengestalten hier wiederum auf Kosten der Männer verklärt. So ist z. B. eine „Regina von Rosen", wie sie in diesem „Sommernachtstraum" geschildert wird, tausendmal mehr werth als ihr Geliebter und Gemahl, Tristan de Born, alias Heinrich Schwarz, der in seiner staatsgefährlichen Phantasterei und seinem kläglichen Egoismus doch nur ein Lump κατ' ἐξοχήν ist. Daß übrigens in dem Buche Stellen wie folgende vorkommen, dient vielleicht zur Charakteristik der sogenannten gesunden Richtung dieses Genres der Novellistik:

An einem schwülen, finstern Juliabend war Hedwig zu mir in den Garten gekommen. Der Himmel war schwarz verhangen, sternenlos, es wetterleuchtete in der Ferne. Häuser und Bäume um uns standen dunkel und formlos, als wären sie ein Theil der finstern Gewitteratmosphäre. Unter den Bäumen war es völlig dunkel, die schwüle unbewegte Luft hatte etwas Greifbares, Körperliches. Wir waren eine Weile, dicht aneinandergeschmiegt, auf- und abgegangen, dann in meine Laube getreten. Da zuckte ein Blitz über mein Erosbild hin und machte es in dämonischer Helle aufleuchten. „Wie schön, wie schön", rief ich und schon war es wie ein Phantom erloschen, stand da wie ein bleicher, formloser Schatten. Wie um seine Wirklichkeit zu erproben, hatte Hedwig die Hand auf den Stein gelegt. „Wie kalt!" rief sie. „Da fühle, wie warm ich bin." Sie hatte ihr leichtes Sommerkleid von den Schultern gleiten lassen und legte meine Hand auf ihre lebenswarme, weiche, wogende Brust. Da zuckte ein zweiter Blitz über uns hin. Diesmal sah ich nicht den Eros, sondern flüchtig, traumhaft schön, wie eine überirdische Offenbarung, erblickte ich ihre runden weißen Schultern, ihren üppigen Busen, ihr wonnig lächelndes Gesicht. Wieder umgab uns tiefe Nacht, aber ich fühlte den holden, blühendes Leben ausströmenden Leib an mich geschmiegt. Und plötzlich, als hätte der Blitz mein Inneres entzündet, schlugen alle meine Pulse der Geliebten entgegen, war mir, als müsse ich mein Selbst zersprengen, um ganz in ihr aufzugehen. Und zu Füßen des schönen Götterbildes gab sie sich mir hin, ohne Zagen und Sträuben, ohne eine Regung ängstlicher Scham, wie es die Thiere in ihrer unbewußten Unschuld und die Götter in ihrer unbekümmerten Erhabenheit thun.

Die „Zwei Comtessen" von Marie von Ebner-Eschenbach (Nr. 6) haben Aufsehen gemacht, sind aber von einigen Kritikern durchaus ungerecht beurtheilt worden, indem diese die scharfe Satire des ersten Theils entweder nicht verstanden oder — das Buch nicht ausgelesen haben. Die erste der Comtessen, Muschi, ist allerdings so stark carikirt gehalten, daß man ihr Geschwätz kaum ertragen kann; die andere aber, Comtesse Paula, deren Memoiren auch nicht gerade anmuthig anfangen, führt das Buch auf ganz andere Wege, indem sich hier das Gefühl allmählich erhebt und der Ton des Lebensbildes so plastisch, so wahr, wenn auch manchmal fast unangenehm wahr, wird, daß er schließlich mitten im Gewirre des äußerst realistisch gezeichneten Treibens des high-life von der lieblichsten Zartheit der edelsten menschlichen Empfindung durchzittert wird. Aber die Form dieser Novelle ist nicht sehr geschickt gewählt. Comtesse Muschi müßte im Grunde geradezu stupid sein, wenn sie solche Briefe schriebe, und auch eine Comtesse Paula kann schwerlich in so jungen Jahren solche Memoiren schreiben. Es wäre vielleicht die sonst immerhin nicht unbedenkliche Form der „Ich"-Erzählung hier vorzuziehen gewesen.

Die Novellen von Emma Laddey, „Aus sonnigen Tagen" (Nr. 7), sind gut erzählt und lesen sich angenehm; doch sind sie, so vortrefflich ihre Intention und so geistvoll ihre Anlage ist, in der Schlußentwickelung meistens zu überstürzt, da sich, wie es besonders in „Mädchenherzen" der Fall ist, das Problem nicht recht aus dem innern Seelenleben der Personen heraus, sondern durch die Gewalt der äußern Umstände löst. Die dritte Novelle, „Fräulein Gouvernante", ist ein bischen männerfeindlich gehalten und würde hübscher wirken, wenn sie gerechter wäre. Bei alledem ist Emma Laddey eine höchst beachtenswerthe Schriftstellerin, der wir noch oft zu begegnen wünschen, da ihre Bahnen rein und gesund sind.

Die Erzählung „Errungen" von Emma Marshall (Nr. 8) ist — fast möchte ich die Feder aus der Hand legen; denn es wird mir schwer, meinen Standpunkt zu diesem höchst verständigen und ehrenwerthen Buche zu bekennen. Aber der brave Jochen Nüßler Fritz Reuter's hat ja schon gesagt: „Ja! Dann helpt dat nich!" und so will ich mich denn ehrlichst in Sack und Asche hüllen und öffentlich bekennen: dreimal habe ich angesetzt, dies ehrenwerthe Buch durchzulesen, aber es war mir nicht mög-

lich, diese ehrbare und ehrwürdige Langeweile gebührend zu bezwingen. Die Schilderung Winifred's ist an sich allerdings reizend, war aber doch nicht mächtig genug, mein Interesse an das Buch zu fesseln, bei dessen Lesung mir immer ward, als flüstere mir der alte, böse Voltaire ist die Ohren: „Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux!"

Reinhard Mosen.

Neuere philosophische Literatur.

Briefe von und an Hegel. Herausgegeben von Karl Hegel. In zwei Theilen. Mit einem Porträt und einem Facsimile Hegel's. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1887. Gr. 8. 16 M. (Neunzehnter Band der vollständigen Ausgabe der Werke G. W. F. Hegel's durch Marheineke, J. Schulze u. s. w.).

Die Veröffentlichung dieser Briefe, von denen ein Theil allerdings bereits im siebzehnten Bande der Ausgabe abgedruckt worden war, bildet einen immerhin dankenswerthen Beitrag zu der allgemeinen Charakteristik der Persönlichkeit und Lebensstellung Hegel's. Die Anordnung derselben ist die chronologische: es konnte daher zur Erzielung eines vollständigen in sich zusammenhängenden Lebensbildes auch der Wiederabdruck der bereits früher erschienenen unter ihnen nicht entbehrt werden. Der Name des Herausgebers aber schließt von selbst jeden Zweifel an der Genauigkeit, Treue und Sachkenntniß in der Durchführung seiner Aufgabe aus, und es liegt also hiermit der definitive Abschluß jenes ganzen Werks über Hegel vor.

Man erwartet oft mit Unrecht von einer solchen Briefsammlung noch andere tiefere und intimere Aufschlüsse über eine Persönlichkeit und ihre Zeit, als dieses an sich und der Natur der Sache nach der Fall sein kann. Ein Philosoph und Gelehrter wie Hegel hat eigentlich sein ganzes Leben in der Reihe seiner Schriften oder Arbeiten selbst niedergelegt und beschrieben. Das Persönliche geht hier im allgemeinen rückhaltlos und ohne Rest in der ganzen historischen Stellung und Thätigkeit des Menschen auf. Das ist hier zum Theil vielleicht anders als bei einem Mann der äußern praktischen That, einem Staatsmann, König oder Feldherrn. Wer etwas Geistiges schafft, objectivirt sich selbst hierin eigentlich vollständig in der Geschichte oder der Welt und dem Publikum gegenüber. Der Name Hegel ist nur eine Aufschrift für das Werk seines Lebens oder die ganze Bedeutung und Stellung seines Systems in der Geschichte. Auch ist der äußere Lebenslauf eines Gelehrten in der Regel ein einfacher und bewegt sich in bestimmten einmal gegebenen und feststehenden Formen. Das Wanderleben Hegel's von Stuttgart über Jena, Bamberg, Nürnberg, Heidelberg nach Berlin bietet in dieser Rücksicht durchaus nichts hervorstechend Eigenthümliches dar. Sogenannte interessante Anekdoten und Curiositäten also darf man von einem solchen Lebenslauf überhaupt nicht erwarten. Die Beziehungen Hegel's zu andern Zeitgenossen aber waren allerdings reich und ausgedehnter Art. Die chronologische Gliederung des Werks zerfällt in drei Theile, und zwar: „I. Stuttgart, Bern, Frankfurt a. M. (in diesen beiden Orten war Hegel eine Zeit lang Hauslehrer), Jena. Aus den Jahren 1785—1807. März." „II. Bamberg, Nürnberg. 1807—1816. October." „III. Heidelberg, Berlin. Aus den Jahren 1817—1831." Endlich Anhang: „1. Ueber Hegel's Tod und die Herausgabe seiner Werke aus Briefen seiner Witwe." „2. Cousin, Schelling und Hegel. Personenverzeichniß."

Das ganze Bild Hegel's nach seiner Stellung und Person, wie es sich bisjetzt unter uns oder in der öffentlichen Meinung festgestellt hat, muß immer noch als ein in mehrfacher Hinsicht schwankendes, unklares und unbestimmtes bezeichnet werden. Vor allem sind die ganzen Acten über den Werth und die Bedeutung seines Systems noch nicht zum wahren und definitiven Abschluß gediehen. Ein philosophisches System ist sehr oft erst weit später in der Geschichte nach seinem wahren Werth erkannt oder gewürdigt worden. War Hegel ein wirklich großer Mann oder ein bloßer philosophischer Schwindler, Wirrkopf und Dilettant? Nach Schopenhauer, der ihn einfach zu den Philosophastern rechnet, möchte man fast das letztere glauben. Das System oder die Lehre Hegel's hat früher eine Zeit der Blüte gehabt, wo es in weiten Kreisen als die allein wahre oder absolute Philosophie angestaunt oder bewundert worden ist. Nach jener Zeit aber ist es so gut wie vollständig vom Schauplatz abgetreten und es ist gegenwärtig von ihm in der Philosophie beinahe überhaupt gar keine Rede mehr. Man glaubt jetzt im allgemeinen Hegel ohne weiteres zu den abgethanen und überwundenen Erscheinungen der Philosophie zählen zu dürfen. Dieses Urtheil der Gegenwart aber ist noch keineswegs maßgebend für die letzte und eigentlich entscheidende Bedeutung oder Wirksamkeit des Systems. Gott sei dank, daß wir erlöst sind von der ganzen Begriffsconfusion und dem leeren und schwülstigen Schattenspiel der sich aus sich selbst entwickelnden und in ihr eigenes Gegentheil umschlagenden logischen Kategorien! So ruft im allgemeinen sowol der gelehrte Philosoph von Fach als auch der gebildete philosophische Dilettant in unserer Zeit aus. Hegel war seinerzeit allerdings ein gewaltiger Despot des Geistes in der Wissenschaft. Man hat die Fesseln seiner Lehre zerbrochen, aber was man dafür eingetauscht hat, ist nur die allgemeine Anarchie, Zerfahrenheit und Ziellosigkeit aller Bestrebungen der Philosophie gewesen. Hegel wußte doch, was er wollte, und es war eine kräftige und ent-

schiedene Lehrformel vom ganzen Wesen und der Aufgabe der Philosophie, die er vertrat. Er hatte die Welt nach seiner Meinung begriffen, und es war ein idealistisches Hochgefühl des Erkennens, welches sich mit seiner Lehre verband, an dessen Stelle später nur mattherziges Schwanken, pessimistische Verzweiflung, handwerksmäßige Kleinmeisterei und gespreizter Subjectivitätsdünkel getreten sind. Ob die Philosophie im ganzen seitdem wirkliche Fortschritte gemacht hat, ist eine wol kaum von jemand mit freudiger Zuversicht zu bejahende Frage. Die Philosophie hat in ihm einen Herrn verloren, dessen Stelle bisjetzt noch durch keinen andern ersetzt worden ist. Gegenwärtig ist das Wort Philosophie zu einem Freibrief geworden für alle möglichen noch so haltlosen, eklektisch verschwommenen und aller gemeinsamen festen Methode entbehrenden Einbildungen und Träumereien. Wir haben kein herrschendes System oder keine allgemeine Schule mehr in der Philosophie. Was ist die Wahrheit auf diesem ganzen Gebiet? Diese Frage wird man sich doch immer wieder von neuem vorlegen müssen, und es wird die Antwort hierauf doch zuletzt der Natur der Sache nach nur irgendeine einfache und bestimmte sein können.

Daraus, daß die Lehre Hegel's jetzt für uns nicht mehr befriedigend ist oder daß kein Unbefangener mehr wirklicher Hegelianer sein wird, folgt noch durchaus nichts gegen den Werth und das Gewicht seines Systems als solchen. Es ist wahr, Hegel liegt hinter uns, aber deswegen ist er noch lange nicht für uns und für alle fernere Zukunft todt und überwunden. Es hat auch manches andere System noch eine spätere Nachblüte gehabt und hat, wenn nicht als solches, so doch in seinen Wirkungen weiterhin in der Geschichte fortgelebt. Man greift jetzt allgemeinhin wieder zurück auf Kant, der auch eine Zeit lang als vollkommen abgethan und überwunden erschien. Der Geist oder der Gedanke eines Systems schlummert oft eine Weile, um dann wieder ein Wort zur Weiterführung der Philosophie mitzusprechen. Man darf daher nicht leichtfertig über einen solchen Todten richten oder aburtheilen. Man stößt sich auch bei Hegel der Regel nach immer nur an dem Abstrusen seiner ganzen Denkform, die aber doch immer den Vorzug einer festen und in sich geschlossenen Methode besaß. War diese Lehre ein Wahn, so lag doch wenigstens Ordnung oder Methode darin. Man hat in neuerer Zeit für die ganze eigenthümliche Art des Denkens der Philosophie den Ausdruck der Begriffsdichtung festzustellen versucht. Wir glauben diesen Ausdruck in einem gewissen Sinne acceptiren und zugleich seiner Berechtigung nach näher einschließen und begrenzen zu dürfen. Auch Hegel war, wenn man so will, ein Begriffsdichter, und sein ganzes Denken bewegte sich in einem bestimmten gleichsam wellenförmig oder nach dem Gesetz der Dreigliederung auf- und absteigenden Rhythmus. Eben dieses rhythmische Gesetz ist es, was ihn von andern ähnlichen mehr oder weniger untergeordneten Bestrebungen in der Geschichte unterscheidet. Er glaubt eine neue Architektur des wissenschaftlichen Denkens oder auch der Gliederung des ganzen in ihm liegenden Inhalts des Seienden selbst aufgefunden zu haben. Mit dieser Behauptung aber steht und fällt zuletzt sein ganzes System oder Lehrgebäude überhaupt. Alles dieses war im höchsten Grade genial, kühn und parador, es würde aber doch immer voreilig sein, es bei allen offenbaren Mängeln als schlechthin hohl, verkehrt oder unwahr bezeichnen zu wollen. Man kann die Welt wenigstens so ansehen, wie sie Hegel angesehen hat, und hat sie auch wirklich eine Zeit lang so angesehen. Die alte Schale ist zerfallen, aber es liegt hierin doch möglicherweise der Kern und das Samenkorn für eine weitere Wahrheit der Philosophie enthalten.

Wir haben von Hegel und seiner Person im ganzen immer nur ein weniger bestimmtes, klares und deutliches Vorstellungsbild, als es dasjenige von Kant, Fichte, Schelling oder auch Schopenhauer und Herbart ist. Auch das wirkliche Bild Hegel's läßt uns wesentlich nur den tiefsinnigen speculativen Denker ohne gewisse nähere menschliche Charaktermerkmale in ihm erkennen. Alle jene andern standen doch überall dem unmittelbaren menschlichen Interesse und Verständniß irgendwie näher als gerade Hegel. Kant und Fichte waren ausgeprägte moralische Charakterköpfe; Schelling wurzelte in seiner geistreich phantastischen Richtung in der ganzen Zeitströmung der Romantik, Herbart läßt nur den nüchternen, alle Einbildung abweisenden Forscher und strengen Pädagogen aus seinem Bilde errathen, während Schopenhauer die persönliche Verkörperung der ganzen weltschmerzlichen Zerrissenheit seiner Lehre war. Hegel erscheint uns eben nur als der Geist, der in der metaphysischen Nebelwolke seiner ganzen Lehre lebte. Diese Lehre brachte es mit sich, daß sich Hegel eigentlich gegen nichts Wirkliches negativ oder abweisend verhielt, da ihm alles in gleicher Weise an der allgemeinen Vernünftigkeit des Seienden Antheil hatte. Bezeichnend ist hierfür eine Aeußerung in seinen Briefen, daß er beim Weggang von Jena gerade Bamberg vorziehen würde, weil er auch gern einmal das Leben an einem katholischen Ort kennen lernen möchte. Bekannt ist seine Bewunderung für Napoleon und das ganze von diesem vertretene Ideal eines absoluten autokratischen Staats. Von deutschem Patriotismus in jener Zeit findet sich leider bei ihm keine Spur. Napoleon war ihm die incarnirte Weltvernunft oder der mit Siegesschritt über die Erde einherziehende politische Begriff. Man muß dieses theils den ihn umgebenden Verhältnissen, theils dem reinen logischen Idealismus seiner Lehre zugute halten. Der patriotische Gedanke lebte ja damals nur in den beiden Großstaaten, während das übrige Reich oder der Rheinbund dem französischen Einfluß und seinen Ideen verfallen war. Die bairischen Zustände in jener Zeit, als Hegel das Rectorat der Schule in Nürnberg übernahm, scheinen noch höchst unfertiger und schwankender Art gewesen zu sein. Die wichtigsten und zahlreichsten Briefe aus dieser Zeit sind wol die an und von Niethammer, Consistorial- und Schul-

rath in Bamberg und später in München. Auch ein näherer freundschaftlicher Verkehr hat mit Goethe stattgefunden, dessen Briefe sich insbesondere auch auf die Farbenlehre beziehen. Der Briefwechsel und Verkehr mit Schelling ist in früherer oder jugendlicher Zeit lebhafter gewesen als später. Obgleich der Ausgangspunkt der geistigen Richtung bei beiden derselbe war, so tritt doch später die Differenz und der Gegensatz, auch von persönlicher Entfremdung begleitet, merklicher hervor. Das unbestimmt Schwankende und Geistreiche bei Schelling war der ganzen Natur Hegel's antipathisch und fremd. Es lag in Hegel bei allem Idealismus doch auch ein streng realistischer und unmittelbar auf das Wirkliche gerichteter Zug. Ihm war eigentliche Wissenschaft als solche doch immer das Höchste und das echte und wahrhafte Ziel seines Lebens. Nach seiner Behauptung oder seinem Lehrziel fällt an sich sein System mit dem ganzen Begriff und dem Inhalt der Wissenschaft überhaupt in eine Einheit zusammen, indem er in der Entwickelung seiner logischen Kategorien in den drei Theilen der reinen Logik, der Naturphilosophie und der Geistesphilosophie jedem Theil des Wirklichen diejenige Stelle anweist, die derselbe an sich oder seinem geistigen Werth nach in der Ordnung oder Gliederung des Ganzen einzunehmen hat. Sein System soll an sich ein Dom oder Gebäude sein, in welchem der ganze Inhalt der Wissenschaft oder unserer Erkenntniß des Seins überhaupt wohnt. Hierin hat er mit nachhaltendem Fleiß und unermüdlicher Energie so wie ein anderer Gelehrter gearbeitet. Alles war bei ihm strenge und eiserne Methode, wodurch auch der bestechende Glanz und Firniß des Geistreichen für ihn vollständig hinwegfiel. Die ganze Lehrweise Hegel's steht an echt wissenschaftlichem Ernst und Werth unbedingt hoch über derjenigen Schelling's. Es finden sich in der dritten Abtheilung auch einige Briefe von C. H. Weiße in Leipzig vor, dessen ganzes Streben zuletzt in dem wol schwer erreichbaren Ziel einer eklektischen Combination der Lehren Hegel's und Schelling's culminirte. Aus dieser Abtheilung sind überhaupt die wichtigsten und zahlreichsten Briefe die von und an Cousin, dessen unruhiger und strebsamer Geist sich mit einer wahrhaft leidenschaftlichen Hingebung an Hegel angeschlossen hatte. In dem Verkehr zwischen beiden aber ist er jedenfalls der wesentlich aufnehmende oder empfangende Theil gewesen. Es treten außerdem eine zahlreiche Menge anderer Zeitgenossen, wie Paulus, Daub, Creuzer, Baader, Feuerbach, Hinrichs, Gans, Gabler u. a., auf. Das ganze Lebensziel Hegel's selbst aber war insofern doch immer ein durchaus einfaches, als alles bei ihm zuletzt nur auf der Durchführung und Anwendung seiner einmal für wahr erkannten speculativ-dialektischen Methode beruhte.

Das eigentlich Wesentliche, um das es sich bei Hegel und seiner Lehre handelt, wird gemeinhin nicht blos vom Publikum, sondern auch von der zünftig gelehrten Historiagraphie vollständig übersehen. Entscheidende Verdienste hat sich Hegel vor allem um die ganze neuere höhere und geistigere Auffassung der Geschichte und ihrer Erscheinungen erworben. Es braucht hier nicht alles ein so ganz einfacher und continuirlicher Werdeproceß zu sein, wie es nach ihm und seiner Lehre erscheint; aber die Ordnung, Einheit und Gesetzmäßigkeit in der Geschichte zu begreifen, ist doch überall eine nothwendige und berechtigte Aufgabe der Wissenschaft, in deren Dunkel Hegel zuerst die Fackel seines Denkens zu werfen versucht hat. Der Unterzeichnete hat die Auffassungen Hegel's hierüber sowol in seiner „Philosophie der Geschichte" als in seiner „Geschichte der Philosophie" in pragmatischer Behandlung (beide F. Fleischer) weiterzuführen und zu berichtigen sich bestrebt. Außerdem liegt der eigentliche Schwerpunkt der Hegel'schen Lehre in seiner Stellung zur Logik, worauf sich das letzte Buch des Unterzeichneten: „Hegel und die logische Frage der Philosophie in der Gegenwart" (M. Schäfer), bezieht. Bei allen Mängeln Hegel's kann man sich doch dagegen nicht verschließen, daß seine Lehre die letzte und jüngste großartige Erscheinung oder Etappe in der Geschichte der Philosophie gewesen ist. Der ganze neuere speculative Idealismus nach Kant hat in ihm seinen Gipfelpunkt und Abschluß erreicht. Es läßt sich nicht sagen, daß dasjenige, was man Begriffsdichtung oder denkendes Erkenntnißstreben in reinen Begriffen nennen darf, den allgemeinen und gleichmäßigen Charakter aller Richtungen oder Erscheinungen der Philosophie in der Geschichte gebildet habe. Es hat neben dem auch Systeme und ganze Epochen von durchaus anderm formalen und mehr nüchtern empirischen oder realistischen Charakter gegeben wie Aristoteles, Leibniz, Kant, die englische Philosophie u. s. w. Jenes ganze Streben aber tritt in der Geschichte namentlich in einer dreifachen Erscheinungsform oder Stufe hervor, einmal in der antiken Dialektik insbesondere des Sokrates und seiner Schüler, zweitens in der Philosophie des Mittelalters oder der Scholastik und drittens in der neuern idealistischen Geistesbewegung der Philosophie nach Kant. Es ist dieses, wenn man so will, ein eigenthümlicher Kunsttrieb des menschlichen Geistes, der zugleich mit andern verwandten Erscheinungen des Lebens der Zeit im Zusammenhang steht. Die antike Dialektik strebte im allgemeinen danach, jeden einzelnen Begriff rein und streng nach seiner eigenen Idee zu denken, und es war dieses überhaupt der erste nothwendige Anfang alles geordneten wissenschaftlichen Denkens in Begriffen. Auch die Scholastik des Mittelalters war eine Begriffsdichtung, die in einer Aneinanderreihung aller damals gegebenen metaphysischen und theologischen Begriffe nach der syllogistischen Regel des Aristoteles bestand, und die sich zu jener einfachen antiken Dialektik etwa ganz ähnlich wie ein gothischer Kirchenbau zu einem griechischen Tempel verhielt. Auch die neuere Dialektik aber, die oft schon als eine moderne Scholastik bezeichnet worden ist, verfolgt namentlich in ihren drei Hauptvertretern Fichte, Schelling und Hegel das gemeinsame Ziel, durch immanirte Entwickelung von Begriffen eine geordnete Erkenntniß

des ganzen Inhalts der Welt oder des Wissens zu Stande zu bringen. Nach Kant ist dieses Streben ebenso wie im Alterthum in Sokrates in größerer Stärke und mit reicherer und vertiefterer Intensität von neuem erwacht. Es waren dieses ideale Zeiten oder Epochen in der Geschichte der Wissenschaft und Philosophie, und sie müssen eben als solche auch ihrem wahren Werthe nach zu verstehen und zu würdigen versucht werden. Die Philosophie ist eben ein langes und mühsames Ringen mit dem Problem der Welt und der wissenschaftlichen Erkennbarkeit ihres Inhalts durch das Denken gewesen. Die Geschichte der alten Philosophie fand ihren wissenschaftlichen Abschluß in der Lehre des Aristoteles. Irgendwie wird dieses ganze Ringen auch in der neuern Zeit zu einem endlichen Resultat oder Abschluß gelangen müssen. Hegel aber vertritt unter uns jedenfalls in der strengsten und großartigsten Weise die allgemeine ideale Forderung einer specifisch geistigen oder wesentlich im Denken gegründeten Wissenschaft oder Erkenntniß von der Welt. Seine Begriffswelt deckt sich allerdings noch nicht mit der wirklichen oder gegebenen Ordnung der Dinge, sondern steht ähnlich der Dialektik Plato's als eine abstracte und in der Luft schwebende Hypothese über derselben. Aber er bezeichnet doch immer ein an sich nothwendiges und berechtigtes Ziel der ganzen erkennenden Bestrebungen der Philosophie, und es wird überall nicht ohne Hegel gehen, wenn die begonnene Aufgabe oder Arbeit der Philosophie unter uns erledigt oder zum Ende geführt werden soll. Der bloße Empirismus allein ist noch nicht die wahre, echte und vollendete Wissenschaft selbst. Dieser Briefwechsel aber ist geeignet, die Blicke wieder auf Hegel hinzulenken, denn:

Von Steinen baut sich eine Brücke
Wol über einen weiten See.

Diese Brücke aber ist hier die Reihe der allgemeinen Gedanken und Systeme der Philosophie von Thales bis auf Hegel, welche uns von der einfachen Naturbetrachtung aus zu der echten und wahren wissenschaftlichen Erkenntniß der Welt hinzuführen bestimmt ist. Konrad Hermann.

Historische Werke.

1. Napoleon I. und sein Hof. Vierter Band: Memoiren der Generalin Durand, erste Palastdame der Kaiserin Marie Luise. Deutsche Originalausgabe von Adolf Ebeling. Erste bis dritte Auflage. Köln, A. Ahn. 1887. 8. 6 M.
2. Kaspar Hauser. Eine ungeschichtliche Legende von Antonius von der Linde. Zwei Bände. Wiesbaden, Limbarth. 1887. Gr. 8. 15 M.
3. Geschichte der Jahre 1815 bis 1871. Von J. Tauscher. Gotha, F. A. Perthes. 1886. Gr. 8. 5 M.

Hatten sich die Memoiren der Frau von Remusat eines allseitigen Beifalls zu erfreuen, so bilden die der Generalin Durand (Nr. 1) gewissermaßen ihre Fortsetzung; sie behandeln die letzte Hälfte des ersten Kaiserreichs, die Jahre 1810—1815. Eine feingebildete, hochsinnige und freimüthige Palastdame Marie Luisens, ihr besonders werth und für sie begeistert, erzählt uns alles, was sie zur Zeit des höchsten Glanzes und des tiefsten Niedergangs am Hofe und in Frankreich erlebte; sie beurtheilt die wichtigsten Personen, die dabei eine Rolle spielten, und im ganzen erscheint ihr Urtheil gerecht. Trotz aller Liebe zu Marie Luise erkennt die Generalin Durand, weit unbefangener als Frau von Remusat zu sein pflegt, die großen Vorzüge Josephinens neben ihren Schwächen an und zeigt, wie sie sich viel populärer zu machen verstand als Marie Luise. In der Herzogin von Montebello lernen wir das Muster einer Oberhofmeisterin, in der Gräfin Montesquieu das einer Großerzieherin kennen, während ihre gegenseitige Rivalität einen Mißton hervorruft; die Eitelkeit der Prinzessinnen des Hauses Napoleon tritt uns mehrfach entgegen, besonders unangenehm bei der anspruchsvollen Karoline Murat. Marie Luise ist ohne Zweifel viel zu günstig geschildert; weder als Gattin noch als Mutter hat sie den Platz ausgefüllt, den ihr das Geschick und ihr eigener Wille anwiesen; war ihr Umgehen der gegen England verhängten Continentalsperre schon der Kaiserin wenig würdig, so verdienten ihre muthlose Haltung als Regentin 1813 und ihre lieblose Abwendung von dem gestürzten Gatten scharfe Verurtheilung, nicht aber Beschönigung und Entschuldigung; nicht ihre Umgebung mußte entscheiden, ob die Frau dem Manne in das Exil folgen solle, sondern sie selbst!

Die Generalin Durand ist keineswegs durch Napoleon's Weltbedeutung verblendet und darum weiß sie ihn so treffend und interessant, so wenig verhimmelnd, so echt menschlich darzustellen, das ihn früher verklärende, heute in den Staub herabziehende Treiben der Geschichtsfälscher zu berichtigen. Blieb er in den Tuilerien, ja noch auf Elba unstreitig die Hauptperson von ganz Europa, der Kriegsheld, vor dem alle Welt bangte, der die Gestalt der Staaten stets bedrohende Feuerbrand, so besaß er doch neben den eminentesten Talenten auch recht augenfällige und kleinliche Schwächen; mit welcher Peinlichkeit studirte und handhabte der große Parvenu die Etikette! Wie stolz war er, als Kaiser Franz ihm den alten Adel der Bonaparte verrieth, wie konnte er sich so lange mit Lappalien beschäftigen, wie wenig verstand er, Widerspruch zu ertragen, und wenn derselbe noch so berechtigt war! In diesen Memoiren erblicken wir ihn in jeder Situation und in keiner wird ihm geschmeichelt; die Autorin sagt, es habe ihm an einer tiefern ethischen Grundlage gefehlt, Herrsch- und Ehrgier seien seine Triebfedern gewesen; sie spricht ihm selbst das Talent, für die rechte Stelle den rechten Mann zu finden, theilweise ab, indem sie die

Wahl von Maret und Clarke als einen Misgriff bezeichnet; sie tadelt es, daß er in den Hundert Tagen nicht sofort Fouché erschießen ließ und den Krieg nach Belgien trug, um den Alliirten zuvorzukommen; sie betont den steigenden Ueberdruß der Franzosen an einem Regimente von lauter Steuern und Kriegen und nennt es bare Lüge, daß Napoleon den „Weltfrieden" als sein Ziel anzugeben wagte. Besonders anziehend ist die Charakteristik Napoleon's als Ehemann, Vater und Haushälter; er entwickelt hier gemüthliche, menschliche Seiten, zeigt warme Stimmungen, wie sie die Welt wenig an ihm kannte. Mit nur zu großer Berechtigung verurtheilt die Generalin Durand die Treulosigkeit der Franzosen, besonders der Pariser, ihre fortgesetzte Desertion von Napoleon zu Ludwig XVIII.; was sie von der Servilität der Rheinbundsfürsten sagt, ist leider wahr; wenn sie aber die Friedensbedingungen, welche die Alliirten Napoleon stellten, sehr hart nennt, so spricht sich darin die Französin und nicht die unbefangene Darstellerin aus. An Fehlern könnte man manches aufweisen; es genüge, zu bemerken, daß Kaiser Franz und Kaiserin Maria Ludovica einseitig gezeichnet sind, daß Maria Theresia die Urgroßmutter und nicht die Tante Marie Luisens war, daß weder Bessières noch Duroc bei Bautzen fielen, daß die Scene im Gesetzgebenden Körper am 1. Januar 1814 unmöglich war, indem er seit 31. December 1813 nicht mehr bestand, daß Clarke wol schwerlich als der Hauptverräther an Napoleon 1813 zu charakterisiren ist, Joseph Napoleon bei der pariser Capitulation keine so harte Aburtheilung verdiente, daß die Alliirten am 31. März und nicht am 2. April in Paris einzogen, daß Ney, Macdonald und Caulaincourt am 6., nicht 7. April zu Napoleon nach Fontainebleau kamen, dieser am 4., nicht am 3. Mai in Elba landete, Piombino nicht Pauline, sondern Elisa Napoleon gehörte; auch spielte sich die berühmte Scene vom 7. März 1815 bei La Mure, nicht vor Lyon ab; der Ruf „La garde meurt, mais elle ne se rend pas!" ist nie erklungen und Sir Hudson Lowe war kein fluchwürdiger Cerberus. Die „Memoiren" sind äußerst pikant geschrieben, ohne je Effect zu machen; ein leichter Humor zieht sich durch die beredte, flotte Darstellung; bei allem Reize der Plauderei bleibt die Darstellerin durchaus vornehme Dame. Auch die Uebersetzung ist glatt, wenn auch Schnitzer mit unterlaufen.

Wenn Buffon gesagt hat, der Stil sei der Mensch, so fiele die Anwendung bei der Schrift „Kaspar Hauser" von Antonius von der Linde (Nr. 2) ungünstig aus; denn ich kann mir kein Buch denken, das mehr in Bezug auf Schimpfsucht sündigte; will man kämpfen, nun gut, aber dann doch mit ritterlichen Waffen! Ist es etwa ritterlich, von den „nürnberger Kamelen", von der „Lutschbeuteltragik", von „mongolisch spucken und dynastisch zinkeln" u. s. w. zu reden, Feuerbach's Feder „eine ungeschminkte Buhlerin, ein kokettes Biest", seine Arbeit „einen logischen Schmuzlappen" zu nennen und seine „betrunkene Logik" zu verhöhnen? Für Linde gibt es in der Kaspar Hauser-Frage nur zwei Parteien: wer auf Linde's Seite steht, ist ehrlich, wer nicht, „literarischer Hallunke", „Gauner", „Strolch", „Narr", „Schurke", „Species Lump", „Kaspar-Hallunke" u. s. w. Linde entwickelt einen seltenen Fleiß, um die leidige Frage über „das Kind Europas" endlich zu lösen und bereichert die bereits 176 Nummern starke Literatur, die er genau studirt hat, um zwei dicke Bände; er sucht unbestechlich die Wahrheit und erinnert an seine lichtverbreitende Darlegung über Gutenberg, an Coster's Abweisung. Seine Arbeit ist über die Maßen weitschweifig, wiederholt beständig dasselbe und zieht eine Reihe ganz fremdartiger Dinge herbei. So haben z. B. doch die rohen Ausfälle auf Hahnemann und die Homöopathen nichts mit Hauser zu thun; mußten denn um jeden Preis zwei Bände von 408 und 416 Seiten voll werden? Linde geht die „Kaspar-Gemeinde", die an Hauser's Unglück Glaubenden, der Reihe nach durch, verwirft alle Schilderungen zu seinen Gunsten, alle „Schundliteratur" und „Verbrecherliteratur, die in der Vollendung ihrer Gemeinheit einzig dasteht", spricht von einer förmlichen Kaspar-Hauser-Verschwörung; er kanzelt in sehr unelegantem Hohne Daumer, „den Professor", als Tollhäusler und Schuft, den Bürgermeister Binder als Klatschbruder ab, nennt den ehrenwerthen Feuerbach „Anselm von Lügenbach" und einen „romantisch benebelten Halbrationalisten", der mit Ludwig von Baiern gegen Baden complotirte, den Freiherrn von Tucher „den freiherrlichen Bierbrauer" und einen Schurken, den berühmten Klüber einen kindischen Patron und unredlichen Schwätzer, Welcker und Kolb Narren und Schurken, Kolb besonders gemein und niederträchtig und wirft seinen „Bettelmantel zu den Hauser-Reliquien"; während seine Darlegungen gegen Baron Andlaw und Fischer für diese vernichtend sind, machen die Ausfälle auf Feuerbach, Daumer, Tucher, Welcker u. s. w. einen geradezu widerwärtigen Eindruck; es ist keine literarische Sprache mehr, es ist Wuthgeheul. Viel beachtenswerther sind die Beweise gegen Hauser's Prinzenthum, besonders die Aeußerungen der verwitweten Erbprinzessin Amalie von Baden, der Großherzogin Stephanie, Schlosser's und Mittermaier's; auch die Annahme einer Anzahl anderer vornehmer Aeltern wird gründlich ad absurdum geführt. Fragt man, für wen Linde Hauser hielt, wenn derselbe all das nicht war, was er sein oder auf Wunsch von Schurken scheinen sollte, so antwortet unser Autor: Hauser dürfte ein harter älterlicher Zucht entlaufener Bauernbursche aus Baiern gewesen sein, der Cavalerist werden wollte und etwas auf dem Gewissen hatte; er konnte lesen, schreiben, sprechen wie alle und kam ohne den Plan eines raffinirten Betrugs nach Nürnberg; hier fiel er Daumer u. a. in die Hände, die einen Schwindel mit ihm verabredeten und ihm die ganze Rolle eingaben, die er zur Düpirung der Mit- und Nachwelt unvergleichlich spielte; er war froh, plötzlich eine europäische Berühmtheit zu werden, verschnappte sich zwar manchmal; aber alle Menschen waren so verblendet und seine Helfers-

helfer so schlau, daß die Blöße nicht hervortrat; als das Interesse an ihm zu schwinden begann, führte er die Attentate auf sein Leben in das Treffen, das letzte, als selbst sein Pflegevater Graf Stanhope ihn als Lügner erkannte und nicht nach England mitnehmen wollte, doch traf er sich diesmal aus Versehen tödlich. Gewiß liegt Scharfsinn in Linde's Auseinandersetzung; mir aber bleibt die Affaire nach wie vor ein Räthsel; denn einen solchen Mephistopheles von bairischem Bauernjungen und solche Helfershelfer kann ich mir nicht veranschaulichen. Höchst befremdlich ist vor allem gewesen, daß Hauser sich im December 1833 zweimal von einem Unbekannten in den ansbacher Schloßgarten habe bestellen lassen, ohne jemand davon zu sagen, und daß er sterbend von Schreiben mit Bleistift sprach; denn der Zettel in dem ihm vom angeblichen Mörder gereichten Beutelchen war so geschrieben.

In Nr. 27 d. Bl. f. 1885 und Nr. 15 f. 1886 erwähnte ich der Vorzüge und Mängel der „Geschichte der Neuzeit" von Tauscher (Nr. 3); die vierte Lieferung, mit der sie abschließt, schildert die erste Erwerbung eines Gebiets für Deutschland im deutsch-dänischen Kriege, hebt hauptsächlich Preußens Waffenthaten darin hervor, weit weniger die Oesterreichs, und gibt dann die Geschichte der auseinander erwachsenden Kriege von 1866 und 1870/71, deren Erfolg der Anschluß von Süd und Nord zu einem neuen Deutschen Reiche war. Die Darstellung ist fließend, patriotisch, aber durchaus vom preußischen Standpunkte abgefaßt; sonst ließe sich wol nicht behaupten, daß der Krieg von 1866 Preußen aufgezwungen worden sei; die Behauptung, Beust habe durch Gramont auf den Krieg von 1870 hingewirkt, hat Beust widerlegt, diejenige, Ludwig II. von Baiern habe die Initiative zur Wiederaufrichtung des Kaiserthums ergriffen, ist auch bedeutend modificirt worden; Tauscher aber bleibt bei den alten Ansichten. Leider hat auch diese Lieferung manche Fehler aufzuweisen, z. B. wurde Bismarck am 15., nicht 16. September 1865 Graf, Gablenz berief die holsteinischen Stände am 5., nicht 2. Juni 1866 ein; der Nikolsburger Präliminarfrieden datirt vom 26., nicht 27. Juli; der Friede mit Sachsen vom 21., nicht 22. October; die Versammlung Bevollmächtiger aller Staaten nördlich des Mains vom 15., nicht 17. December 1866; die Königin Isabella bestieg den spanischen Thron 1833, nicht 1843; die Capitulationen von Metz, Diedenhofen und Mézières waren am 27. October, 24. November und 2. Januar, nicht 28. October, 22. November und 1. Januar, die Schlacht an der Hallue am 23., nicht 24. December, die Cernirung Belforts begann am 3. November, nicht am 3. December 1870.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Revue Critique" vom 3. Januar d. J. bespricht abermals zwei deutsche Werke und zwar diesmal: „Principien der Sprachgeschichte" von Hermann Paul, zweite Auflage, und „Die Geschichte der ersten socialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der socialen Frage" von Georg Adler. Ueber ersteres Werk sagt der Referent V. Henry: „Paul veröffentlicht zum zweiten mal sein großes Werk, dessen erste Auflage, die nach zwei Jahren vergriffen war, von Anfang an die Zustimmung der gelehrten Welt fand. Selbst diejenigen, welche die Lehren der neugrammatischen Schule, welcher der Verfasser sich anschließt, nicht ohne Mistrauen betrachten, sind die ersten, die das Verdienst seines Werks und die Fortschritte, welche die linguistische Methode seiner eindringenden Analyse verdankt, anerkennen. Es handelt sich nämlich hier nicht um die Kundgebung einer Schule oder Clique, sondern um eine Darlegung allgemeiner Grundsätze, die auf jede linguistische Untersuchung anwendbar und meist von packender Wahrheit sind, wenngleich lange und noch jetzt oft verkannt.... Das Werk ist voll feiner Aperçus; keine Lücke, kein ernster Mangel stört dessen leitenden Gedankengang." Nachdem der Referent dann auf Einzelheiten eingegangen und einige unbedeutende theils Druck-, theils Flüchtigkeitsfehler gerügt hat, fährt er fort und sagt: „Doch genug dieser Kleinigkeiten. Gäbe es deren hundertmal mehr zu erörtern, so würde das Verdienst des Paul'schen Werks dadurch doch nicht geschmälert werden. Er hat es verstanden, ein Princip aufzustellen und, was noch mehr werth ist, dasselbe Schritt für Schritt bis zu seinen letzten Folgen mit unbeugsamer Strenge zu verfolgen. Ob er die Ursachen und Bedingungen der Lautveränderung oder die Unvollkommenheiten der Schrift, oder die Folgen der Bastarderzeugung erforscht, ob er die analogen Vorgänge, welche die Sprachen corrumpiren, indem sie dieselben bereichern, oder die Erweiterungen und Beschränkungen des Sinnes, welche von einem Jahrhundert zum andern das Wörterbuch modificiren, analysirt, besonders aber deshalb, weil er beständig und entschlossen das redende Subject an die Stelle der alten Wesenheit der Sprache gesetzt, hat er ein Werk verfaßt, welches nicht allein ein Handbuch der Sprachforscher, sondern auch ein unentbehrliches Hülfsmittel bei philosophischen Untersuchungen ist und es hoffentlich in der Zukunft noch immer mehr werden wird."

Ueber das zweite oben erwähnte Werk heißt es: „Die socialistischen Lehren sind gut dargestellt und die verschiedenen Verbreitungs- und Organisationssysteme hinlänglich angedeutet. Der Verfasser geht nicht über das Jahr 1850 hinaus; er hat uns eine Darstellung von der socialen und Arbeiterbewegung in Deutschland vor der Ankunft der gegenwärtigen Generation geben wollen, und das ist ihm vollkommen gelungen." Man sieht, diese „Revue Critique" bestätigt so recht, was der Herausgeber d. Bl. unlängst über die literarischen Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich geäußert hat.

— Ueber Eugen Reichel's von uns kürzlich besprochenes Buch „Shakspeare-Literatur" bringt die „Saturday Review" vom 5. Februar d. J. folgendes Spottgedicht: „Das Gesetz der Literatur" (The Law of Letters). (Es ist allgemein bekannt, daß Bacon Shakspeare geschrieben hat; wenige wissen, daß Herr Eugen Reichel soeben in einer Broschüre: „Wer schrieb das Novum Organon?" [Stuttgart, Bonz u. Comp.] entdeckt hat, daß Bacon das „Novum Organon" nicht geschrieben, sondern es von einem Originalverfasser gestohlen und im Stehlen verhunzt hat.) In seinem Zimmer (thut nichts, ob in London oder Llawnddyn), über einer gelehrten deutschen Broschüre saß der Kritiker, finster

brütend. Wohl kannte er die fürchterliche Thatsache, wie die Welt sich gänzlich irre; wie die nach Shakspeare genannten Stücke (wirklich) geschrieben worden von Bacon. Nun, mit Hülfe deutscher Gelahrtheit, blitzte weiteres Licht auf ihn herab; es zeigte eben denselben Francis Bacon ganz ebenso seltsam überladen. Zuerst kam Liebig, Justus Liebig, Liebig von dem Fleischextract, der vor etwa dreißig Jahren Bacon's Sinn und Text durchgehechelt hat, und gezeigt, was für ein Thor Bacon war. Dann kam Reichel und wies klar es nach, Bacon stahl und verhunzte das „Organon" — Bacon war ein bloßer Räuber. Endlich hat, finster brütend, den letzten Sprung der Kritiker gethan, und hat gelöst das famose Geheimniß von der „Firma Shakspeare-Bacon". Shakspeare schrieb das „Novum Organon"; Bacon stahl es, ahnte aber, wie von einem künftigen deutschen Gelehrten der Betrug entdeckt werden würde; und, verzweifelnd an seiner Zulassung unter die philosophischen Lamas, wie ein Ueberschätzter, ging er und schrieb Shakspeare's Dramen. Oder vielleicht war's eine Sühne, oder ein kleines Stückchen Tausch, oder, kurz, der Teufel allein weiß es, was das komische Paar vorhatte. Doch der Fall bestätigt den Ausspruch des großen Augustus Moddle (Ausspruch von weit mehr Geltung als sein Schöpfer wähnte): Weise ist's Kind, das kennt seinen Vater, weise die, so kennen ihre Mutter; und das Gesetz der Literatur bleibt es, „alles gehört eben einem andern".

— In der londoner „Academy" vom 2. April findet sich ein sonst sehr anerkennenswerther Kritiker genüßigt, folgende recht insularische Bemerkung zu machen: „Was «Die Buchholz in Italien» anlangt, so müssen wir so wenig als möglich darüber sagen. Der deutsche Humor (wir nehmen stets Heine in jeder solchen Bemerkung aus) ist zu jeder Zeit für diejenigen Humoristen, die nicht Deutsche sind, etwas sehr Schreckliches. Außerhalb komischer Blätter aber wissen wir nicht, ob wir je etwas so «shtupendous and derriple» (soll deutsche Aussprache für stupendous and terrible [erstaunlich und schrecklich darstellen] gesehen haben, wie den Humor von Julius Stinde in seiner (wie man uns berichtet) 37. Auflage. Der «große amerikanische Witz» selbst ist Aristophanisch, ja fast Shakspearisch im Vergleich damit." Nur Unkenntniß deutscher Humoristen oder verderbter Geschmack konnte ein solches, freilich in England nicht seltenes Urtheil niederschreiben.

— Ueber „Die Religionsphilosophie" von O. Pfleiderer sagt „The Nation": „Ein wirklich gründlicher und gelehrter Historiker der Religionsphilosophie, wie Pfleiderer, findet seine Aufgabe durchaus nicht leicht, denn die Frage nach der äußersten wissenschaftlichen Aufrichtigkeit — und zwar nicht nur seiner eigenen, sondern auch jener der Männer, deren Ansichten er anführt — durchdringt noch, bewußt oder unbewußt, jeden Theil seiner Arbeit. . . . Die Zusammenfassung der Ansichten Schleiermacher's und besonders Kant's, dessen Bedeutsamkeit für den religiösen Gedanken jetzt immer mehr gewürdigt wird, sind die besten Kapitel im Buche, da sie, wie es namentlich in Bezug auf Kant sehr einleuchtend ist, mit Bewunderung und selbst Wärme geschrieben sind. Der durchgängige Mangel in der Darstellung des Verfassers ist der, daß es ihm nicht gelungen ist, die abstracte metaphysische Ausdrucksweise der meisten religionsphilosophischen Werke in die klare und concise Sprache, welche man jetzt glücklicherweise auf dem metaphysischen Gebiete erstrebt, umzusetzen."

Bibliographie.

Adler, E., Goethe und Frau von Stein. Wien, Toeplitz u. Deuticke. Gr. 8. 50 Pf.

Moralisch-realistisches Allerlei von Zola und Anderen. Herausgegeben von F. Wohlfahrt. Leipzig, Unflad. 8. 3 M.

Philosophische Aufsätze. Eduard Zeller zu seinem funfzigjährigen Doctor-Jubiläum gewidmet. Leipzig, Fues. Gr. 8. 9 M.

Aus Carmen Sylva's Königreich. 2ter Bd. Durch die Jahrhunderte von Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien). Bonn, Strauß. 8. 5 M.

Bachem's Novellen-Sammlung. 26ster Bd.: Die Komödien-Toni. Roman von H. Hirschfeld. Köln, Bachem. 8. 1 M.

Bolze, A., Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. 3ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Dittrich, M., Beim Regiment des Prinzen Friedrich August 1870/71. Kriegs-Erinnerungen. Dresden, Tittel Nachf. 1886. 8. 1 M.

Engel, M. E., Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts nach Herbart-Ziller und A. Diesterweg. Preisgekrönte Beantwortung der von der Diesterwegstiftung in Berlin gestellten Aufgabe: Welche Berührungspunkte bieten hinsichtlich ihrer Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätze Herbart-Ziller und A. Diesterweg? Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Eschstruth, Nataly v., Wegekraut. Gedichte. Dresden, Pierson. 12. 2 M.

Ferrers, S., Der Blick in's Nichts. Roman. Leipzig, Werther. 8. 3 M.

Fietz, C., Prinzenunterricht im 16. und 17. Jahrhundert nach Handschriften der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Francke, O., Ueber Goethe's Versuch, zu Anfang unseres Jahrhunderts die römischen Komiker Plautus und Terenz auf der weimarischen Bühne heimisch zu machen. Berlin, Hettler. Gr. 8. 1 M.

Gaedertz, K. T., Goethes Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert. Mit dem bisher unbekannten, von Johanna Frommann gemalten Porträt Wilhelmine Herzliebs und Facsimile. Bremen, Müller. 8. 2 M. 80 Pf.

Herbart, A., Rhönklänge in Wölferbütter Mundart. Eisenach, Jacobi. 8. 30 Pf.

Irrgang, G., Das verschleierte Bild. Schauspiel. Leipzig, Mutze. 8. 3 M.

Kamp, O., Dem Kaiser. Festgruß zum 90. Geburtstag Kaiser Wilhelms. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. Gr. 8. 2 M.

— — Die Kampfgenossen. Festspiel zu Kaiser Wilhelms 90. Geburtstag am 22. März 1887. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. Gr. 8. 80 Pf.

Karlweis, C., Wiener Kinder. Ein Roman. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 5 M.

Killing, H., Der heilige Johannes. Dramatische Dichtung. Paderborn, Schöningh. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Knopp, O., Die deutsche Walthersage und die polnische Sage von Walther und Helgunde. Vortrag. Posen, Jolowicz. Gr. 8. 80 Pf.

Lanzky, P., Erlöst vom Leid. Eine pessimistische Novelle. Berlin und Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 8. 1 M. 50 Pf.

Martin, A., Briefe der Königin Luise von Preußen. Mit einem Porträt der Königin. Berlin, F. Luckhardt. 8. 2 M. 40 Pf.

Mayerhofer, J., Clara Ziegler. Biographische Skizze. Bamberg, Buchner. Lex.-8. 1 M.

Meding, O., 90 Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Menschen- und Heldenbild unseres deutschen Kaisers. Mit Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von C. Hallberger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Hoch 4. 2 M.

Otto, H., Erlebtes und Erdachtes. Graz, Pechel. 12. 2 M. 40 Pf.

Otto, Luise, Die Nachtigall von Werawag. Kulturhistorischer Roman in 4 Bdn. Freiburg i. Br., Kiepert. 8. 12 M.

Prusse, U., „Arminius". Trauerspiel. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Rolf Gernau. Familiendrama. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Kreuz und Halbmond. Ein Ritterschauspiel. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

— — „Mirjam". Trauerspiel. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Reineke in der Falle. Humoreske. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Stralsund. Volksschauspiel mit einem Vor- und Nachspiele. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

Pusch, L., Spiritualistische Philosophie ist erweiterter Realismus. Prag. 8. 50 Pf.

Johann Vesque von Püttlingen (J. Hoven). Eine Lebensskizze, aus Briefen und Tagebuchblättern zusammengestellt, mit Briefen von Nicolai, Löwe, Berlioz, Liszt u. A. Wien, Hölder. Gr. 8. 4 M.

Reichel, E., Aus dem Leben. Novellen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. M. 60 Pf.

Rittershaus, E., Dem Bruder Heil, dem Kaiser! Zur Geburtstagsfeier Sr. Majestät, des deutschen Kaisers, Wilhelm I. am 22. März 1887. Leipzig, M. Hesse. Gr. 8. 50 Pf.

Roman-Bibliothek der Deutschen Illustrirten Zeitung. 8ter Bd.: Ein Millionär von Rough-and-Ready. Erzählung von Bret Harte. — 9ter Bd.: Die Stiefschwester. Erzählung von V. Blüthgen. — 10ter Bd.: Bunte Novellen. Von V. Blüthgen. Berlin, Berliner Verlags-Comtoir (A.-G.). 8. 12 M. 50 Pf.

Scholze, B., Ewenald. Schauspiel. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

Schreibershofen, H. v., Die Sühne. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Steub, L., Zur Ethnologie der deutschen Alpen. Salzburg, Kerber. 8. 1 M. 60 Pf.

Stoll, O., Die Sprache der Ixil-Indianer. Ein Beitrag zur Ethnologie und Linguistik der Maya-Völker. Nebst einem Anhang: Wortverzeichnisse aus dem nordwestlichen Guatemala. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Subert, F. A., Hans Wierauer. Drama. Autorisirte Uebersetzung von E. Grün. Leipzig, Wartig's Verl. 8. 2 M.

Tolstoj, Graf L., Wovon die Menschen leben. Aus dem Russischen übersetzt von J. Brendel. Neubrandenburg, Brünslow. 8. 1 M.

Verne, J., Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen. Autorisirte Ausgabe. 45ster Bd.: Der Südstern oder das Land der Diamanten. Wien, Hartleben. Lex.-8. 4 M. 50 Pf.

— — Dasselbe. 6te Serie. 1ste u. 2te Lfg.: Die Schule der Robinsons. Wien, Hartleben. Lex.-8. à 50 Pf.

Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Breisgau).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gietmann, G., S. J., Parzival, Faust, Job und einige verwandte Dichtungen. 8. (VIII u. 802 S.) 3 M.; in Original-Einband, Halbfranz mit rothem und schwarzem Schildchen und Goldpressung 10 M. — Vor Kurzem erschien von demselben Herrn Verfasser:

— Die Göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri. 8. (VII u. 426 S.) 4 M. 50 Pf.; in Original-Einband 6 M.

Diese beiden Bände bilden den Anfang des Sammelwerkes: **Klassische Dichter und Dichtungen,** worin der Verfasser den Gedankenzusammenhang, die künstlerische Anlage und die poetische Bedeutung der größten Meisterwerke verschiedener Literaturen und Zeiten in mehr populärer als wissenschaftlicher Form nach festen ästhetischen, moralischen und religiösen Grundsätzen unter bestimmter Angabe der Beurtheilungsgründe im Einzelnen darlegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

OCHO COMEDIAS DESCONOCIDAS

de Don Guillem de Castro, del Licenciado Damian Salustio del Poyo, de Luis Velez de Guevara etc.

Tomadas de un libro antiguo de Comedias, nuevamente hallado, y dadas á luz por

Adolf Schaeffer.

2 tomos. 8. Geh. 7 M. Geb. 9 M.

(**Coleccion de autores españoles**, 47. und 48. Band.)

Dieses Werk ist der Beachtung aller Freunde der spanischen Literatur zu empfehlen, da wol fast die sämmtlichen darin enthaltenen acht Dramen, obgleich der Blütezeit der dramatischen Literatur Spaniens angehörig, den heutigen Gelehrten, Sammlern und Bibliographen gänzlich unbekannt geblieben sind. Der Herausgeber hat sie einer vergessenen, um 1616 gedruckten Sammlung entnommen, die sich, wahrscheinlich als ein Unicum, in seinem Besitz befindet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Korfu.

Eine ionische Idylle.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. Cart. 1 M. 80 Pf.

Diese anmuthige Schilderung der mit dem doppelten Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückten Insel Korfu, ein Seitenstück zu des Verfassers Idylle vom Mittelmeer „Die Insel Capri", hat so rasche Verbreitung gefunden, daß schon nach Jahresfrist eine zweite Auflage nöthig wurde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke

von

Rudolf von Gottschall.

Zweite Auflage.

Zwölf Bändchen. Geh. 12 M. Geb. (in 4 Bände) 16 M.

Inhalt:

Pitt und Fox. Lustspiel.
Mazeppa. Geschichtliches Trauerspiel.
Die Diplomaten. Lustspiel.
Der Nabob. Trauerspiel.
Katharina Howard. Trauerspiel.
König Karl XII. Geschichtliches Trauerspiel.
Herzog Bernhard von Weimar. Geschichtliches Trauerspiel.
Die Welt des Schwindels. Geschichtliches Lustspiel.
Amy Robsart. Trauerspiel.
Arabella Stuart. Trauerspiel.
Auf rother Erde. Drama.
Der Vermittler. Lustspiel.

Jedes Drama ist auch einzeln zum Preise von 1 M. zu beziehen.

Die Dramen Rudolf von Gottschall's erfreuen sich auf der Bühne, wo viele derselben zu den Lieblingsstücken des Repertoires gehören, wie bei den Freunden poetischer Lektüre entschiedenen und dauernden Beifalls. Vorliegende Gesammtausgabe darf, indem sie jetzt in zweiter Auflage zu wohlfeilerm Preise dargeboten wird, um so sicherer auf fernere rege Theilnahme im deutschen Publikum rechnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Organismus der Khetšua-Sprache

von

J. J. von Tschudi.

8. Geh. 25 M.

Ein umfassendes Werk des berühmten Sprachforschers über eine der entwickeltsten Indianersprachen, die allgemeine Landessprache in den Hochlanden von Peru, Bolivia, Ecuador und den nordwestlichen Provinzen der Argentinischen Republik. Noch keine Indianersprache ist bisher in so grundlegender und ausführlicher Weise behandelt worden, wie es hier mit der Sprache des alten Inkareichs geschieht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Albrecht Dürer's

Tagebuch der Reise in die Niederlande.

Erste vollständige Ausgabe nach der Handschrift Johann Hauer's mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von

Dr. Friedrich Leitschuh.

8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M. 50 Pf.

Ausgabe auf holländisch Papier, gebunden 15 M.

Das Tagebuch Albrecht Dürer's zählt bekanntlich zu den wichtigsten gleichzeitigen Quellen der modernen Kunstgeschichte; durch die vorliegende erstmalige Veröffentlichung des genau revidirten Textes mit eingehenden Erörterungen und Erläuterungen kommt mithin der Herausgeber einem lange gehegten Wunsche aller Kunstverständigen wie aller Verehrer des grossen deutschen Meisters entgegen.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1887. Nr. 1.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 12. Mai 1887.

Neue Dichtungen und Anthologien.

1. Aus den Sommertagen. Von Emil Rittershaus. Oldenburg, Schulze. 1886. 8. 4 M.
2. F. Brunold's Gedichte. Dritte Auflage. Zürich u. Stuttgart, Schröter u. Meyer. 1887. 8. 4 M.
3. Die zwölf Alfonsos von Castilien. Historischer Romanzen-Cyklus von Joh. Fastenrath. Leipzig, E. H. Mayer. 1887. 8. 4 M.
4. Die Kinder von Wohldorf von Ferdinand Avenarius. Dresden, Ehlermann. 1887. 8. 2 M.
5. Ein Strauß französischer Liederdichtung. Aus fünf Jahrhunderten ausgewählt und übertragen von Heinrich von Oedheim. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1887. 12. 3 M.
6. Unsere Festzeiten in Liedern und Gedichten. Gesammelt und herausgegeben von M. Jacobi. Cannstatt, Bothenyer. 1886. 8. 3 M.
7. Deutsche Sinngedichte. Eine Auswahl deutscher Egigramme und Spruchgedichte von der Reformationszeit bis zur Gegenwart. Herausgegeben von D. Haek. Halle, Hendel. 1886. 8. 50 Pf.

Es ist immer erfreulich, wenn das Alter jung bleibt. Emil Rittershaus und Friedrich Brunold, von denen ich heute zunächst sprechen will, gehören der erste seit 1856, der letztere seit 1834 unserer Lyrik an, und noch immer fließt das Wort in jugendlicher Frische von ihren Lippen.

Emil Rittershaus tritt mit einer Liedersammlung „Aus den Sommertagen" (Nr. 1) vor das Publikum, welche die dichterische Auslese aus dem Schaffen unsers Poeten von 1871 bis heute umfaßt und uns, wie schon der Titel andeutet, das Bild seiner geistigen Persönlichkeit in der kraftbewußten Reife seiner Jahre vorführt. Diese Lieder fassen alle Seiten des Rittershaus'schen Geistes wie ein Hohlspiegel zusammen. Die lebensfreudige Natur unsers rheinischen Sängers, seine optimistische Weltanschauung, sein patriotischer Aufschwung und seine freiheitliche Gesinnung: alle diese Grundzüge seines Wesens klingen in seiner neuesten poetischen Gabe überall durch und gewinnen in den drei gehaltvollen Gedichten „Den Pessimisten" einen programmartigen Ausdruck. Nur eins gemahnt in dieser Sammlung, wenn nicht wie eine neue Wendung im Wesen unsers Rittershaus, so doch wenigstens wie das Anschlagen eines Tons, der in des Dichters frühern Veröffentlichungen so kräftig noch nicht vernommen wurde. Zeigt Rittershaus sich, im Einklang mit seiner bisherigen Haltung, in diesen Gedichten politisch als ein entschiedener Vertreter des liberalen Gedankens im Staate —

> Freiheit ist Lebensluft der Nationen;
> Nie sollst du ob der Einheit sie vergessen

— so bekennt er sich in religiöser Beziehung diesmal ziemlich rückhaltlos, wenn auch nicht immer ganz consequent, zum positiven Christenglauben; denn einige Gedichte der Rubrik „Gott" lassen eine andere Auffassung seines Verhältnisses zur Religion kaum zu. Zwar ruft er aus:

> Ich glaub' an dich, wenn ich auch anders deute
> Dein Wort mir, nicht an starren Dogmen klaube,
> Und anders denk' als unsre frommen Leute —

allein in den schwungvollen Terzinen

> Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben —

bekennt er doch im Hinblick auf den „Welterlöser":

> Es ist in keinem andern Heil —

und hebt diese Worte in fettem Druck aus dem Texte hervor. Eine klarere Stellungnahme des Dichters zur Kirche, wenn er religiöse Fragen nun einmal berührt, wäre wünschenswerth gewesen.

„Aus den Sommertagen" gehört übrigens zu den besten Leistungen der Rittershaus'schen Muse. In den Abtheilungen „Natur", „Monatsbilder" und „Familie" kommt die volle duftige Schönheit des sangbaren Liedes zum Austrag, wie wir sie an unserm Sänger gewohnt sind, und neben solche Liederblüten stellt er in „Bilder aus dem

Leben" plastisch gemeißelte Menschengestalten von frappirender Wahrheit der Zeichnung. Die Rubriken „Unter schwarzen Wolken", „Gott" und „Betrachtungen" bieten uns dagegen reflectirende Gedichte voll zum Theil tiefen Gehalts, während die „Zeit"- und „Gelegenheitsgedichte" sowie der Abschnitt „Vermischtes" einige Gedichte von auffallender Schönheit und viel des Gesinnungsvollen enthalten. Es ist unserm barmer Poeten hier vielfach gelungen, „der Brust Geheimstes auszusprechen" und es in krystallklare Formen zu gießen, sodaß seine Worte:

> Vergoldet Kupfer macht als Gold sich breit;
> Von blankem Zinn wird Silber nachgeäfft —

auf seine Verse nirgends Anwendung finden. Ich unterlasse es, das Hervorragendste aus der Sammlung hier aufzuzählen und setze als Probe aus derselben nur das nachfolgende hübsche Gedicht hierher:

Erinnerungszeichen.

Du siehst den schönsten Stern erbleichen,
Dein reichstes, bestes Glück zerrinnt,
Wenn der Erinn'rung fromme Zeichen
Dem Herzen nicht mehr heilig sind.

Ein Buch, ein Blatt, ein Bild, ein altes,
Was deiner Mutter theuer war,
Behalt' es lieb, und heilig halt' es,
Und ehr' es noch mit weißem Haar!

In jene Zeugen ferner Stunden
Die Seele eine Wurzel senkt,
Die dich, wenn auch dein Mai entschwunden,
Vom Born der ew'gen Jugend tränkt!

Verschmäh' sie nicht, die Wunderquelle,
Den Jungbrunn', silberklar und rein!
Mach' nicht dein Herz zum Spiel der Welle
Des flücht'gen Augenblicks allein!

Mit raschem Schritt die Jahre schreiten;
Das Alter kommt mit frost'gem Hauch,
Und wer vergaß vergang'ne Zeiten,
O, der vergißt die Zukunft auch!

An solchen Töne aus der Tiefe des Gemüths ist die neueste Liedergabe unsers Rittershaus reich.

Ein Dichter des Gemüths ist auch Friedrich Brunold. Seine „Gedichte" (Nr. 2) liegen uns heute in dritter Auflage vor. Die eigentliche Domaine Brunold's ist das volksthümliche Lied. Hier fließt der Born seiner Poesie in seltener Ergiebigkeit, und daß er aus der Volksseele heraus zu dichten und den musikalischen Ton mit ungewöhnlicher Sicherheit zu treffen versteht, beweist der Umstand, daß seine Lieder vielfach — von Abt, Kücken, Dräsike und zahllosen andern — componirt und in den Volksgesang übergegangen sind. Lieder wie „Das Glöcklein", „Trau nicht dem falschen Mann!" und „Die Heimat" schlagen, abgesehen von ihrer einschmeichelnden musikalischen Klangfarbe, einen weichen Ton an, der auch ein widerstrebendes Herz rühren und ergreifen muß. Freilich wird der Dichter, was Inhalt und Form seiner Lieder betrifft, nicht immer von einem wahrhaft freien Instincte geleitet. Manches Platte läuft mit unter, und besonders die Form ist bisweilen glanz- und schwunglos, ja nicht selten sogar nach der prosodischen wie syntaktischen Seite hin incorrect: eine Klippe, die dem volksthümlichen Dichter so oft gefährlich zu werden pflegt.

Viel seltener als auf dem Gebiete der reinen Lyrik strauchelt Brunold meines Erachtens auf dem der lyrischen Epik. Das Volksthümliche überwiegt natürlich auch auf diesem Felde, und es erweist sich auch hier als die dem Brunold'schen Talente angemessenste Tonart. Anerkennenswerthe Beispiele dieses Genres sind die den Krieg von 1866 behandelnden Gedichte, wie: „General Steinmetz", „Er schreibt nicht", „Zu Stargard war's"; ferner die Balladen „Herzog Bogislav", „Die Sonne hat ihn getödtet" und „Die letzte Bewohnerin von Rantumo" sowie die Legende „Wendisches Märchen". Aber auch den pathetischen Ton, den epischen wie den lyrischen, trifft Brunold nicht selten mit Glück. Sein „Phidias" hat großen Stil und stolzen Gang und darf als ein glänzendes Beispiel für die Brunold'sche pathetische Epik gelten, während „Das deutsche Lied" ein Beleg dafür ist, mit welchem Geschick unser Dichter sich auch auf dem Gebiete der schwung- und gedankenvollen Lyrik zu bewegen weiß. Das Lied ist 1846 entstanden und aus dem Geiste der Zeit heraus gedichtet. Hier einige Strophen daraus:

Schmäht das Lied nicht, das gewitternd durch das Herz der Völker geht! —
Jeder Dichter ist ein Seher, jeder Sänger ein Prophet.
Was die Völker einsam beten, bangend hoffet das Gemüth,
Unbekümmert um die Menge, spricht's der Dichter aus im Lied.

Heute trillernd wie die Lerche, morgen süße Nachtigall;
Zwischendurch geheimer Schmerzen langgezog'ner Wiederhall;
Heute Fest- und Jubelhymne, heil'ger Liebe Luft und Schmerz —
Geht das Lied gleich Kriegstrompeten morgen durch das deutsche Herz.

Wie die Möve sturmverkündend oft den Schaum der Brandung schlitzt —
Eh' die Donner dumpf erdröhnen, fern am Horizont es blitzt,
Wie der Wandervogel rastend auf der Raa, gibt Schiffern Muth,
Land verkündend, Land verheißend, so des Dichters Lied es thut.

Und ihr wollt dem Dichter zürnen, daß er singt, was ihr gedacht?
Daß ein Meteor erhellte, Funken sprühend, eure Nacht?
Daß die Form zum Guß vollendet, er zu zeitig schon zerschlug?
Daß, ein froher Wandervogel, er die Hoffnung zu euch trug?

Jeder Dichter ist ein Seher, jeder Sänger ein Prophet,
Der verkannt und viel geschmähet, einsam durch die Menge geht. —

Durch die schönen deutschen Lande zieht ein banger Klageton —
Wie durch's Herz von Juda's Söhnen einst am Fluß zu Babylon.

Die Brunold'schen „Gedichte", welche des Ansprechenden und Schönen so vieles enthalten, haben durch den Anklang, welchen die beiden ersten Auflagen bei Publikum und Kritik gefunden, ihre Lebensfähigkeit erwiesen. Diese dritte Auflage wird dem Dichter neue Freunde gewinnen, wenngleich kein verständnißvoller Leser sich dem Eindrucke verschließen wird, daß eine strengere Sichtung des Ge-

botenen den Werth der Sammlung erhöht hätte. Ein Weniger wäre hier ganz gewiß ein Mehr gewesen.

An so deutsche Sänger wie Rittershaus und Brunold reiht sich hier als Dritter ein Poet, der seine Zelte mit Vorliebe auf den sonnigen Fluren Hispaniens aufschlägt, Johann Fastenrath, der geistvolle und fleißige Vermittler der deutschen und spanischen Poesie. Diesmal tritt er mit einem Bande Romanzen aus der spanischen Königsgeschichte in die Arena. „Die zwölf Alfonsos von Castilien" (Nr. 3) feiern in dem specifisch spanisch-nationalen Versmaße, dem vierfüßigen assonirenden Romanzentrochäus Leben und Thaten der castellanischen Herrscher, und zwar von Alfonso dem Katholischen an bis zu dem in unsern Tagen dahingegangenen König Alfons XII., dessen Manen Fastenrath sein Werk widmet. Es ist eine Bühne voll Bewegung, die der Dichter uns hier erschließt: in die weltgeschichtlichen Vorgänge, in die oft abenteuerlichen Schicksale der spanischen Kronenträger weiß er mit geschmackvoller Hand culturgeschichtliche Daten und Details hineinzuweben und das Ganze mit dem reizvollen Hauche des Romantischen zu erfüllen. Als Höhepunkte des interessanten Cyklus müssen wol die Partien bezeichnet werden, die von Alfonso VI., dem Tapfern, und Alfonso VII., dem Kaiser, handeln. Hier besonders kommt neben dem gesteigerten Interesse, das der Stoff bietet, die große Formenschönheit der Romanzen zum Austrag, und daß nicht nur „der Mensch mit seinen höhern Zwecken", sondern auch der Dichter mit seinem größern Stoffe wächst, dafür legt eben dieser Theil der Romanzen Zeugniß ab; denn kaum an einer andern Stelle des Buchs zeigt sich die dichterische Kraft des Autors so auf der Höhe wie hier, wo der Stoff so bedeutungsvoll sich hebt. Aehnlich gehoben in der Stimmung wie die Romanzen von Alfons VI. und Alfons VII. sind diejenigen, welche sich mit den Regierungsjahren des jüngst verstorbenen Königs und der Geburt seines posthumen Sohnes, Alfons XIII., beschäftigen. Den Schluß des bedeutsamen Buchs endlich bilden als Anhang einige Romanzen aus dem Leben der pyrenäischen Halbinsel und Uebersetzungen, welche Personen und Ereignisse der spanischen Geschichte behandeln. Aus der Reihe dieser Uebersetzungen nur eine Probe:

Alfonso X. und sein Vogt.

Als den weisen Don Alfonso
Er mit allen freundlich sah,
Hat sein Vogt sich schier verwundert,
Und zum König sprach er da:

„Warum gebt Ihr, mächt'ger König,
Der Ihr strahlt in Ruhmesglanz,
Euch nach Art der Bürgersleute
Allen Unterthanen ganz?"

Da erwiedert ihm der Weise:
„Das, mein Vogt, das sei Euch klar:
Weil sich alle mir gegeben,
Geb' auch ich mich allen dar.

„Es erregt des Königs Härte
Misvergnügen nur und Haß.
Das will nicht der Gott im Himmel,
Und nicht wohlgethan ist das,

„Daß, wer über viele herrschet,
Nur mit wen'gen sich befaß',
Doch daß er die vielen andern
Ungehöret klagen lass'.

„Eines Edelmannes Liebe
Ist des Königs Ruh' und Rast,
Und des guten Königs Milde
Schützt und schirmet den Palast."

Das moralisirende Element, das den Kern dieses Gedichts bildet, macht sich in den angehängten Poesien vielfach geltend, und es sind gerade die schönsten und graziösesten Gedichte, die dieses Element aufweisen.

An die bisher besprochenen lyrischen Novitäten möge sich hier eine episch-lyrische reihen: „Die Kinder von Wohldorf" von Ferdinand Avenarius (Nr. 4). Der talentvolle Verfasser von „Wandern und Werden" bietet uns in seinem neuesten poetischen Erzeugnisse ein anmuthiges Idyll mit leichten satirischen Ausfällen gegen Philisterthum und Pfahlbürgerei. Der Inhalt der Dichtung ist in kurzen Zügen dieser. Nach Wohldorf kommt ein fremder Spielmann — man weiß nicht woher. Er spielt die Geige mit berückender Virtuosität, mit einem dämonischen Zauber, dem sich niemand entziehen kann. Er bittet um die Erlaubniß, sich im Dorfe anbauen zu dürfen, aber er verweigert jede Auskunft über sein Vorleben. Dies macht den wohllöblichen Dorfvorstand stutzig; er will den sonderbaren Mann nicht aufnehmen, will nicht mit dem Feuer spielen — der Geiger scheint ihm gefährlich. Aber der Gutsherr ist anderer Meinung: er gestattet dem Fremden, sich im Walde sein Häuschen zu bauen, und dieser macht von der Erlaubniß Gebrauch. Die Vögel des Himmels und die Pflanzen der Erde werden seine Pfleglinge, die Kinder des Dorfes aber, durch die berauschenden Klänge der Geige angelockt, schenken ihm schnell ihre kleine Herzen und werden seine Freunde. Er spielt mit ihnen, so oft sie zu ihm in den Wald kommen; er tanzt mit ihnen; er erzählt ihnen Märchen. Jahre vergehen. Im Lauf der Zeit ändert sich das Verhältniß des Spielmanns zu den Dorfbewohnern. Er gewinnt durch die Herzen der Kinder mehr und mehr auch die der Aeltern, und so wird er durch Pflegeleistung in Krankheitsfällen, durch Beistand mit Rath und That allmählich aus einer gefürchteten eine geliebte Person. Aber der Schleier, der über seiner Herkunft und seinem Vorleben liegt, wird noch immer nicht gelüftet. Da, eines Tags findet man ihn plötzlich todt in dem benachbarten Flusse, und ein Zettel, den er zurückgelassen, gibt an, er sei durch freie Wahl aus dem Leben geschieden — man weiß nicht warum; man erfährt es auch niemals. Dieser unheimliche Tod aber gibt den Dorfphilistern aufs neue Anlaß zu Verlästerungen des gottlosen Mannes, der sicher mit dem Teufel im Bunde gestanden. Aber das Herz der Kinder spricht abermals das Urtheil; es wird zur Stimme Gottes; denn nachdem beschlossen worden, den Selbstmörder still an der

Friedhofsmauer zu begraben, wird das Begräbniß unvermuthet zu einer großartigen Kundgebung der allgemeinen Liebe, die der Mann bei den Kindern genossen: sie geleiten ihn, ohne ihre Absicht vorher verrathen zu haben, in langem Zuge zu Grabe. Es ist sehr schön durchgeführt, wie das reine Herz der Kinder die ganze Dichtung hindurch Partei ergreift für eine Seele, die hoch über dem engherzigen Krämergeist der Alltagsmenschen steht und deshalb von diesen ausgestoßen wird. Nur eins befremdet in Anlage und Idee der Dichtung: daß die Vorgeschichte des geheimnißvollen Geigers, welche sein Verhalten erklären mußte, uns nicht entsiegelt wird. Dadurch wird meines Erachtens die Wirkung wesentlich abgeschwächt. Das Idyll ist in fünffüßigen gereimten Jamben geschrieben, die Versification äußerst gewandt, und die Schilderungen sind stets ansprechend, oft sogar ergreifend. „Die Kinder von Wohldorf" verdienen die allgemeinste Beachtung.

Zum Schluß werfe ich noch einen Blick auf ein Uebersetzungswerk und zwei Anthologien.

Heinrich von Oedheim liefert in seinem „Strauß französischer Liederdichtung" (Nr. 5) einen schätzenswerthen Beitrag zum lyrischen Frankreich in Deutschland. Der Uebersetzer, der diese Lieder aus fünf Jahrhunderten (vom vierzehnten bis auf unsere Tage) ausgewählt, ist ein Dichter. Wüßte man es nicht aus seinen bisherigen Originalschöpfungen, diese Nachdichtungen würden es verrathen; sie sind ihren transrheinischen Urhebern nicht mühsam nachgereimt und nachgestammelt; sie fließen vielmehr fast durchweg wie aus dem vollen und reinen Guß unmittelbarer Empfindung — sie lesen sich wie Originiale. Der Uebersetzer von innerm Beruf wird das Kleid der Sprache, das der Originaldichter seinem Gebilde umgeworfen, niemals Falte für Falte ängstlich reproduciren, hier krausen und dort glätten, ganz nach Maßgabe seines Vorbildners — nein, frei und selbständig wird er nachschaffen, was jener ihm frei und selbständig vorgeschaffen. Nur den Charakter, das Colorit, nur den Gedanken, die Stimmung, die darin lebt, wird er in möglichster Treue bewahren. Kann das Detail daneben aus der einen in die andere Sprache hinübergerettet werden, um so besser! Der Uebersetzer soll bis zu einem gewissen Grade ein freier Schöpfer, die Schranke, die ihn fesselt, das Band, das ihn bindet, soll einzig die Pietät gegen das Original sein. Er soll im Banne dieses Originals stehen, aber nicht sein Sklave sein. Die richtige Mitte zu finden zwischen diesem Frei- und Gebundensein, wird aber immer Sache des Taktes bleiben; Gesetze können hier nichts ordnen, Paragraphen nichts vorschreiben. Heinrich von Oedheim hat diese Mitte mit großem Feingefühl zu treffen verstanden: wie gesagt, er erweist sich in seinem verständnißvoll zusammengestellten Liederkranze als beides: als selbständig empfindender Dichter und als zartfühlender Nachdichter. Er steht immer im Dienste der Schönheit und thut nichts hinter dem Rücken des guten Geschmacks. Ich habe die Mehrzahl der hier vereinigten Uebersetzungen mit den Originalen verglichen. Es war mir eine Lust, eine Freude, wahrzunehmen, wie der Uebersetzer Treue der Wiedergabe mit schwungvoller Freiheit feinfühlig verbindet. Er trifft überdies mit virtuoser Routine fast ausnahmslos nicht nur den individuellen Ton des einzelnen Dichters, sondern ganz besonders auch den Geist und die Sprache der Epoche, welcher dieser angehört. Liest man die übersetzten Gedichte dieser vier Jahrhunderte der Reihe nach durch, so drängt sich einem — es ist frappirend — bei den einzelnen Stücken schon im dichterischen Vortrage der Unterschied des Zeitcolorits in überraschender Weise auf. Ich erblicke hierin einen Hauptvorzug des Buchs; denn es erschließt uns auf diese Weise ein literarhistorisches Miniaturpanorama von hohem Interesse; es gewinnt dadurch den Werth einer Mustersammlung zur begleitenden Verwendung beim Studium französischer Lyrik. An ältern Dichtern sind vertreten vom 14. bis tief ins 18. Jahrhundert hinein: Eustache Deschamps, Ollivier Basselin, Charles d'Orléans, François Villon, Mellin de Saint-Gelais, Clement Marot, Pierre de Ronsard, Philippe Desportes, Adam Billaut, Pierre Corneille, Paul Scarron, Marigny, Voltaire u. a. Zur vollen Entfaltung seines Formtalents gelangt der Uebersetzer indessen erst in den Gedichten aus unserm Jahrhundert, und hier sind es neben Béranger, Chateaubriand, Emile Deschamps, Delavigne, Sainte-Beuve, Gautier und Daudet ganz besonders die auch räumlich bevorzugten Alphonse de Lamartine, Victor Hugo und Alfred de Musset — der letztere vor allem —, an denen Oedheim's Kunst sich am glänzendsten bewährt. Gedichte wie „Immergrün" von Lamartine, „Morgenständchen" von Hugo, „Luzie", „Stanzen" und „An meinen Freund Alfred Tattet" von Musset werden nach meinem Gefühl den höchsten Anforderungen gerecht, die man überhaupt an die Uebersetzungskunst stellen darf. Wollte ich mich hier auf Einzelheiten des Buchs einlassen, so würde ich einige meiner Ansicht nach undeutsche, ja incorrecte Wendungen zu tadeln haben, die vermuthlich zum großen Theil auf Dialekteigenthümlichkeiten des Uebersetzers zurückzuführen sind. Ich will nur ein einziges Beispiel herausgreifen: in dem Musset'schen Liede „Iuana" heißt es: „Gedenkt dir jener Sommer noch?" statt Gedenkst du jenes Sommers noch? Aber das sind Kleinigkeiten, die den anmuthenden und bedeutenden Eindruck nicht abschwächen können, den dieser aromatische Blumenstrauß von Frankreichs Gefilden bei allen denjenigen hervorrufen wird, welche der eigenartigen Liederpoesie unserer westlichen Nachbarn Sinn und Verständniß entgegenbringen.

Und nun eile ich in schnellerm Tempo zum Schlusse meiner heutigen Revue! Die beiden Anthologien, von denen ich soeben sprach, sind „Unsere Festzeiten in Liedern und Gedichten", gesammelt und herausgegeben von M. Jacobi (Nr. 6), und „Deutsche Sinngedichte. Eine Auswahl deutscher Epigramme und Spruchgedichte von der Reformationszeit bis zur Gegenwart", herausgegeben von D. Haek (Nr. 7).

In „Unsern Festzeiten“ wird uns in glänzender Ausstattung ein Strauß geistlicher Lyrik geboten, der, auf einem weiten Literaturfelde geschmackvoll zusammengelesen, sich ausschließlich an positiv-christliche Leser wendet, innerhalb dieser Grenze aber mit anerkennenswerthem Takte jeden Parteistandpunkt und jede Voreingenommenheit vermeidet. Neben dem Herrnhuter J. B. von Alberti findet der Freiheitssänger Ferdinand Freiligrath, neben dem Romantiker Eichendorff der Volksmann Uhland, neben dem pietistischen Spitta der geistig freie Arndt einen Platz, und das alphabetisch geordnete Inhaltsverzeichniß nennt uns zwischen den schwäbischen Gottesmännern Gerok und Grüneisen den viel verketzerten „Atheisten“ Goethe.

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Von einem allumfassenden Ueberblick über das von der Literatur gebotene Gesammtmaterial, geschweige denn von einer auch nur annähernd erschöpfenden Ausnutzung desselben kann natürlich bei einer solchen Anthologie, schon ihres geringen Umfanges wegen, nicht die Rede sein. Aber das kommt hier auch nicht in Frage. Mit Geschick und Geschmack wird das beachtenswerthe Buch seiner Aufgabe gerecht, die heiligen Tage des Jahres in Liedern und Gedichten an dem Leser vorüberzuführen und im Tanze der Horen jedes Fest mit einem passenden Poetenworte zu begleiten. So darf die Jacobi'sche Anthologie denn im gerechtfertigten Bewußtsein ihres innern Werths den freilich zweifelhaften Versuch wagen, sich auf dem stark angebauten Felde der deutschen Festliteratur einen Platz zu erobern.

Endlich verdienen die von D. Haek zusammengestellten „Deutschen Sinngedichte“ hier ein Wort lobender Erwähnung; sie fassen den Begriff des Sinngedichts in seiner weitesten Bedeutung: das ernste, das satirische, das humoristische Epigramm, die Aufschrift im Sinne der Alten, die Spruchdichtung in allen ihren Schattirungen, nicht minder aber einzelne gebrochene Lichtstrahlen aus der großen Sonne der deutschen Gedankenlyrik: all das hat in bunter Reihe Eingang in die Haek'sche Sammlung gefunden, und zur Rechtfertigung seines Standpunktes sagt der Herausgeber in der Einleitung sehr richtig:

Wollte man dem einfachen Sinnspruche die Gemeinschaft mit dem Epigramme verweigern, wie vieles mußte von den Dichtungen des bedeutendsten deutschen Epigrammatikers, Logau's, verwiesen werden! Die Anwesenheit von Dichtungen, die gewöhnlich der „Gedankenlyrik“ zugezählt werden, ist gleichfalls eine vollberechtigte. Es sind, wenn der Gedanke nicht allzu sehr breit geschlagen wird, Epigramme in des Ausdrucks vollster Bedeutung; das Gefühl, die Stimmung, geben wol mindestens dasselbe Recht zu einer „Aufschrift“, wie der etrurische Topf oder der Torso einer antiken Statue.

Haek theilt seine „Sinngedichte“ in die vier Rubriken: „Von Luther bis Lessing“, „Von Lessing bis Goethe“, „Von Goethe bis zur Gegenwart“ und „Die Gegenwart (1800—1886)“. Die für den weitern Leserkreis berechnete Sammlung erreicht zwar nicht die Vollständigkeit der H. Köpert'schen „Satirischen Epigramme der Deutschen von Opitz bis auf die Gegenwart“ und verwandter Anthologien von mehr wissenschaftlichem Charakter, muß aber als ein treffliches kleines Buch zur Anregung des Geistes bezeichnet werden und bietet bei ihrer geschichtlichen Anordnung einen schätzenswerthen Ueberblick über die Geschmacksrichtungen und allgemeinen Anschauungen in den verschiedenen Epochen der Geschichte des deutschen Geisteslebens; bildet doch bekanntlich gerade das Sinngedicht zu allen Zeiten einen besonders interessanten und charakteristischen Niederschlag aus der geistigen Atmosphäre der betreffenden Periode.

Ernst Biel.

Zur deutschen Literatur.

1. Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Arnold, A. Balke u. s. w. herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 345 bis 359. Stuttgart, Spemann. 1886. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Auch die vorliegende Reihe neuer Lieferungen von dem großen Kürschner-Spemann'schen Literaturunternehmen bietet des Anregenden mancherlei. Zunächst wird in zwei Lieferungen die zweite Abtheilung des neunten Bandes von Lessing's Werken zu Ende geführt, dessen Herausgabe der anerkannt Sachkundigste, Professor Blümner, übernommen hatte. In diesem Bande findet der Leser alles beisammen, was Lessing von seinem Hauptwerk, dem „Laokoon“ an, je über antike Kunst geschrieben hat, und zwar auf das gründlichste eingeleitet und erläutert. Ein ähnliches Verfahren hatte die Hempel'sche Ausgabe eingeschlagen, um die sich Alfred Schöne mehrfache Verdienste erworben hat, sowie Gosche um die Grote'sche, während in allen übrigen Ausgaben die Schriften zur Kunst nach der Zeit ihres Entstehens auf verschiedene Bände vertheilt sind. Hier findet also der Leser alles beisammen aus dem Bereiche derjenigen Wissenschaft, die Lessing auf Winkelmann's Anregung zwar eine Zeit lang eifrig betrieben hat, der er zwar die Anregung zu seinem berühmten „Laokoon“ verdankte, die er aber doch weit entfernt war, wie Winkelmann zu überschätzen, sondern die er „ein Spielzeug mehr“ nannte, „um sich die Langeweile der Reise durchs Leben“ zu verkürzen.

Dann folgen zwei ganze Bände (vierter und fünfter) von Jean Paul, der eins seiner gepriesensten Werke, den „Titan“, in der sorgsamen Ausgabe von Paul Nerrlich enthält, ein Werk, das uns O. Sievers früher einmal durch einen Auszug genießbarer machen wollte.

Es beginnt sodann die Ausgabe eines neuen Bandes von Goethe's „Gedichten“ durch den vielbewährten Vete-

ranen der Goethe-Forschung, Heinrich Düntzer. Von diesem neuen Bande, dem vierten von Goethe's Werken, der den „West-östlichen Divan" enthält, sind bisjetzt drei Lieferungen (354, 58 und 59) erschienen, die den Text mit den Düntzer'schen Erläuterungen schon vollständig bieten. Ich habe für diese Arbeit nur Worte der Anerkennung und nur die Goethe'schen „Noten und Abhandlungen zu besserm Verständniß des Divans" geben mir Anlaß zu vier Bemerkungen: S. 241, Z. 33 fg. heißt es im Goethe'schen Text: „Hier (im Orient) sammelten sich fast wider Willen der wilden und schwachen Beherrscher die Reste griechischer und römischer Verdienste und so vieler geistgeistreicher Christen" u. s. w. Sollte es statt „wilden", wie freilich in allen Ausgaben steht, nicht „milden" heißen? S. 261, Z. 17 fg. spricht Goethe die schönen und sehr beherzigenswerthen Worte aus: „Auch ihre (die persische) Mystik sollte uns ansprechen; sie verdiente wenigstens eines tiefen und gründlichen Ernstes wegen mit der unserigen verglichen zu werden, die in der neuesten Zeit, genau betrachtet, doch eigentlich nur eine charakter- und talentlose Sehnsucht ausdrückt. Wie sie sich denn schon selbst parodirt, zeuge der Vers:

> Mir will ew'ger Durst nur frommen
> Nach dem Durste."

In einer Anmerkung vermuthet Düntzer, daß der Vers von einem zeitgenössischen Dichter sei. Er hat recht, doch er hätte auch den Dichter kennen sollen; von Löper hat ihn in Schnorr's „Archiv" III, S. 490 genannt: es ist der Romantiker Joseph von Eichendorff in seinem tollen und ungenießbaren Erstlingsroman „Ahnung und Gegenwart" vom Jahre 1815. Vgl. Eichendorff's Werke, dritte Ausgabe, II, S. 366.

Endlich enthalten diese Lieferungen auch wieder ein Werk aus der ältern deutschen Literatur: „Das deutsche Heldenbuch", herausgegeben von Emil Henrici. In einer ausführlichen, zugleich anziehenden und gründlichen Einleitung spricht sich derselbe über sein Verfahren bei dieser Ausgabe so aus:

> Der Titel ist nach dem Vorgange ähnlicher Sammlungen gewählt: so der ältern, welche Kaiser Maximilian I. herstellen ließ, und verschiedener neuerer, welche durch von der Hagen, Simrock, Müllenhoff u. a. besorgt sind. Man versteht darunter im allgemeinen eine Sammlung der deutschen Heldengedichte, meistens unter Ausschluß von „Nibelungen" und „Gudrun". Der Text ist zunächst eine Auswahl aus den bezeichneten deutschen Gedichten; eine solche konnte es nur werden, weil die Gesammtheit der vorhandenen Gedichte, selbst ohne Anmerkungen und Erläuterungen, etwa acht Bände der Nationalliteratur umfassen würde. In der Wahl der ausgehobenen Stücke ist der Grundsatz befolgt, nicht allein das zu geben, was an sich dichterisch schön und im allgemeinen anziehend ist, sondern vornehmlich auch solche Darstellungen, welche für die Eigenart eines Dichters oder eines Werks besonders belehrend und wichtig sind. Die Texte sind, soweit nicht anders unter den Vorbemerkungen zu den einzelnen Gedichten angegeben ist, aus Müllenhoff's Heldenbuch entnommen und mit der Originalzählung versehen. Soweit die Dichtungen der wirklichen lebendigen Sage angehören oder für dieselbe hervorragend wichtig sind, ist den ausgehobenen Stücken eine vollständige Uebersetzung beigefügt.

Man sieht, der Herausgeber hat seine Schuldigkeit gethan, um das Verständniß dieser Dichtungen jedem gebildeten Deutschen zu erschließen. Mögen sich recht viele in diesem Jungbrunnen baden!

Dieser Chrestomathie unserer „Deutschen National-Literatur" im großen Stil reihen wir zunächst an:

2. Wilhelm Lindemann's Geschichte der deutschen Literatur. Sechste Auflage. Erste Abtheilung. Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von F. Brüll. Freiburg i. Br., Herder. 1887. Gr. 8 3 M. 40 Pf.

Aus dem Vorwort erfahren wir, daß die erste Auflage in dem für Deutschlands Neugestaltung bedeutungsvollen Jahre 1866 erschien und sich „vor allem in christlich-gläubigen Kreisen einer wohlwollenden Aufnahme zu erfreuen hatte". Diese wohlwollende Aufnahme war, nach dem vorliegenden Bande zu urtheilen, ein wohlberechtigte. Welches aber die christlich-gläubigen Kreise sind, in denen sie dieselbe fand, das lehrt uns, thäte es nicht der Inhalt, schon ein Blick auf den Namen der Verlagsbuchhandlung auf dem Titel. Und es wäre gut, wenn nicht schlimmere Werke von jenem Verlage aus über Deutschland verbreitet worden wären; denn der Verfasser, der kurze Zeit nach dem Erscheinen der fünften Auflage als Oberpfarrer zu Niederkrüchten im Kreise Erkelenz starb, durfte mit Recht im Vorwort sagen:

> Ich habe mich bestrebt, unsere reiche Nationalliteratur von christlich-gläubigem Standpunkte aus darzustellen, daneben aber auch auf dem kirchlichen Standpunkte mir den freien Blick zu bewahren, ohne welchen das richtige Verständniß einer geschichtlichen Entwickelung nicht möglich ist. So mußte mein Streben dahin gehen, vorzugsweise den ästhetischen Maßstab, der ja den christlichen Standpunkt nirgends zu beeinträchtigen braucht, überall anzulegen und mich in meinem Urtheil auch durch kirchlich klingende Namen nicht bestechen zu lassen.

Ist unter den „kirchlich klingenden Namen" etwa auch Klopstock gemeint? Das werden wir ja wol im zweiten Bande sehen. Ueberhaupt möchten wir ein abschließendes Urtheil bis auf das Erscheinen des zweiten Bandes versparen; denn in dem vorliegenden, wo der Verfasser sich noch meist auf katholischem Boden bewegt, hat er es leichter, tolerant zu sein: der Prüfstein für die Toleranz des gläubigen Katholiken ist die Schätzung unserer zweiten, der protestantischen Blüteperiode des 18. Jahrhunderts. Der vorliegende Band macht auch auf den Protestanten einen durchaus wohlthuenden Eindruck. Sehr wohl können auch wir uns gefallen lassen, was er in der Einleitung sagt:

> In der ersten Glanzperiode, der mittelalterlichen, ist es, wenn auch nicht immer und überall, doch vorherrschend der Geist des Christenthums, der einen großen Theil der Literatur durchströmt und erwärmt. Nicht so bei unserer neuern classischen Literatur. Sie fand die Einheit des Glaubensbekenntnisses zerstört, ja, was noch schlimmer war, die Freudigkeit und Un-

mittelbarkeit des Glaubens getrübt, die christliche Religion vom Geiste des Zweifels und des Unglaubens hart angefochten. Darum zeigt sie wenig Spuren des Christenthums. Und auch der Versuch, demselben mehr Geltung zu verschaffen, sollte an der Halbheit und Ungeschicktheit der Unternehmer scheitern: die sogenannte neuere romantische Dichtung zog rasch wie ein glänzendes Meteor vorüber. Doch wir lassen uns das Vertrauen nicht nehmen, daß dem Geiste des christlichen Glaubens und der christlichen Gesittung die Mission gegeben ist, die alternden europäischen Völkerfamilien noch einmal zu erfrischen und zu verjüngen. Nunmehr lassen die gewaltigen, kaum zu erhoffenden Ereignisse der letzten Jahrzehnte — die Einigung des deutschen Nordens und Südens, die Wiedererwerbung der von Dänen und Franzosen abgerissenen deutschen Provinzen, die Herstellung des deutschen Kaiserreichs — trotz mancher trüben und gerechtfertigten Zweifel die Hoffnung nicht verkümmern, daß uns ein neuer Geistesfrühling beschieden sei. Möge ihm das christliche Auferstehungsfest nicht fehlen.

Das sind Worte aus einem deutschen, nicht ultramontanen Herzen! Und auch wir, die wir weniger am Dogma kleben und nicht an eine alleinseligmachende Kirche glauben, sind der Ansicht, daß im Gegensatz zu dem geschichtlichen Gesetz fortdauernder Differenzirung sich in der Menschenbrust der Drang immer mehr kundgeben muß, alle geschichtlich gewordenen Differenzen in einer höhern Einheit wieder zusammenzufassen und nach dem Petrinischen Christenthum des Papstthums und nach dem Paulinischen Christenthum Luther's alle christlichen Confessionen ja, „am reifen Ziel der Zeiten“, die ganze Welt unter dem Johanneischen Christenthum der werkthätigen Menschenliebe zu vereinigen. Man wird besonders begierig sein zu erfahren, was der Verfasser über die Reformation denkt und sagt. Es läßt sich hier nicht gut eine einzelne Stelle herausheben; aber schon nach der angeführten wird man sich denken können, daß er sich in maßvoller, umsichtiger und vorsichtiger Weise äußert. Zwar um den deutschen Kirchengesang will er der Reformation nicht gern ein Verdienst zugestehen; auch Luther's Verdienst um die Schöpfung einer deutschen Prosa erscheint ihm geringer in Hinblick auf die Prosa der deutschen Mystiker, „indeß dies soll uns nicht hindern, die Verdienste, welche Luther um die Fortbildung der deutschen Sprache im allgemeinen sich erworben hat, mit Unparteilichkeit zu würdigen“.

Einseitiger als das vorliegende Werk hält den katholischen Standpunkt das folgende inne:

3. Dichterbilder und Dichterstudien aus der neuern und neuesten Literatur. Von Franz Alfred Muth. (I.) Frankfurt a. M., Foesser Nachfolger. 1887. Gr. 8. 4 M.

Es sind lauter Bilder von katholischen Dichtern, die uns der Verfasser vorführt in einer Sprache, die durchgängig, bisweilen nur allzu reichlich, in Poesie getaucht ist. Denn der Verfasser ist, wie er uns gleich in dem kurzen Vorwort zu verstehen gibt, selbst ein Dichter. Wir sind ihm für seine Gabe dankbar; denn es ist nicht zu leugnen, daß er seine Gemälde mit Lust und Liebe entworfen hat, daß ihm das Herz aufgeht inmitten seiner dichterischen Zeit- und Glaubensgenossen, daß er sich freut über jeden Lorber, den sich die katholische Lyrik auf dem deutschen Pindus gepflückt hat. Der Verfasser ist wie Lindemann katholischer Priester. Wie er über das neue Deutsche Reich denkt, möge uns folgende Betrachtung lehren, die er über die Verse von Ferdinand Heitemeyer anstellt:

Der deutsche Mann ist fest und stark,
Urkräftig bis ins tiefste Mark,
Gleich seinen mächt'gen Eichen;
Vom Haupte wallt das blonde Haar,
Die blauen Augen schau'n so klar —
Wer fände ihres gleichen?

Der Deutsche spricht die Wahrheit nur,
Ein Faustschlag gilt ihm wie ein Schwur,
Ein Wort wie tausend Eide;
Sein Glaube steht auf Felsengrund,
Er hält zum Freund mit Herz und Mund,
In Freuden wie im Leide.

Schade nur, daß das eine alte fromme Sage ist. Vernünftige Leute wissen, daß jedes Volk seine Schattenseiten hat. Auch in Deutschland wird gelogen und betrogen wie anderwärts, man säuft und rauft, schlägt todt und der sogenannte Lustmord steht leider in Blüte. Weber weiß ein anderes Lied von dem Volk der Denker zu singen, das zum Theil in Theorie wie Häckel und Reymond, zum Theil in Praxis den Affen sich an die Seite stellt.

Und zu den Versen von B. Waldeck:

Einst blühte noch ein deutsches Vaterland,
Als uns're Kaisers heil'ge Krone blühte,
Als Fürst und Ritter kräftig um ihn stand,
Ein Sinn in tausend deutschen Herzen glühte.
Doch weh, ach weh, das Herrliche verschwand,
Das Vaterland, es lebt nur im Gemüthe.
Weh', sie ist hin, und nur mit inn'gem Weinen
Sah ich die Sonne auf den Römer scheinen —

merkt er an:

Das ganze, große schöne Vaterland soll es sein, Ostmark wie Nordmark; von einem „evangelischen Kaiserthum“ hat er keine blasse Ahnung. Und zwar ein wahrhaft freies Vaterland soll es sein, das nicht kindisch mit Freiheitspuppen zufrieden spielt. Was er wollte, rühmte im Gegensatz zu den Freiheitsphrasenhelden Windthorst, indem er dem heutigen Fortschritt zurief: „Diese Männer des Fortschritts sprechen täglich von Freiheit und nicht ein einziges mal, wenn es sich darum handelt, wahre Freiheit zu gewähren, sind sie zu Hause.“

Nach Muth darf die Poesie nur Einen Inhalt haben: das Himmelreich. Um auch eine Probe seines überschwenglichen Stils zu geben, stehe hier der Beginn seiner „Studie“ über Wilhelm Smets:

Wie wunderbar sinnig ist H. Heine's ergreifendes Lied von der Loreley, ganze Dichtungsperioden und das Leben einzelner Dichter bezeichnend! Dem Einen wie eben Heine, dem unbezähmten Geist, ist die Jungfrau auf dem Rheinfelsen zur Sirene geworden, weil das Auge dem höhern, dem göttlichen Lichte verschlossen, weil das Herz von unbändigem Stolz und niederer Lust und Leidenschaft getrübt war. Den Schiffer im kleinen Schiffe ergreift es mit wildem Weh; es treibt ihn dem einen Ziel zu, das er nicht erreicht, weil es nicht das wahre und rechte, weil es ein in thörichter Verblendung selbstgemachtes ist. Er schaut nicht die Felsenriffe, er schaut in die Höh', und in der Höhe sieht er nicht das Kreuz, sondern nur den Götzen seiner

wilden Lust; unten sieht er nicht die Klippen im Strom des Lebens, die zu vermeiden helle Augen und sichere Hände nöthig sind. Und so verschlingen die Wellen am Ende Fischer und Kahn, und wahr ist's geworden; das hat mit ihrem Singen die Loreley gethan; denn was den Dichter so wahnsinnig bethörte, war das Echo der eigenen Lieder; auch der Lurleifelsen gibt ja nur zurück, was ihm zugerufen wird. Und doch ist es hinwiederum wahr, daß die Poesie als schönste Jungfrau wunderbar aus dem Thale der Erde emporzieht. Blick und Herz zum Bergesgipfel und das Lied der reinen, schönen Himmelsmaid hat eine gewaltige, wundersame Melodie. Wer reinen Herzens die Töne in sich aufnimmt und reinen Herzens sie wieder gibt zur Freude seiner Mitmenschen, der erkennt die Poesie, die jungfräuliche Zauberin als das, was sie ist. Hat er als Geistesbraut sie errungen und sich von ihr durchs Leben begleiten lassen, so gibt er sie unentweiht in die Hand ihres Herrn und Schöpfers zurück, wenn die Luft kühl und es dunkelt und der Gipfel des Berges im Abendsonnenschein des untertauchenden Lebens funkelt; ihm wird das Abendroth der Zeit zum Morgenroth der Ewigkeit.

Angesichts solcher Einseitigkeit und Ueberschwenglichkeit erscheint eine Broschüre recht zeitgemäß:

4. Die deutsche Literatur in römischer Beleuchtung. Von Richard Weitbrecht. Barmen, Klein. 1886. 12. 40 Pf.

Zeitgemäß nämlich war es, einmal auf die systematische Art hinzuweisen, wie die Verketzerung und Verkleinerung unserer protestantischen deutschen Literatur von Jesuiten und Jesuitengenossen betrieben wird. An ihrer Spitze steht der Historiker Janssen, der seine Heldenlaufbahn mit dem Versuch begann, Schiller auf dem Gebiete anzugreifen, auf dem er selbst etwas zu leisten sich zutraute, auf dem Gebiete der Geschichtschreibung. Sein Buch „Schiller als Historiker" ist schon in zweiter Auflage erschienen. Dabei hatte er aber selbst so wenig Studien über Schiller's Geschichtschreibung gemacht, daß es ihm widerfuhr, Schiller's Einleitungen zu den „Historischen Memoires" als den Gipfel von dessen Historik zu preisen, natürlich um seine größern Werke, den „Dreißigjährigen Krieg" und besonders den „Abfall der Niederlande", um so mehr herabziehen zu dürfen, während doch Schiller in jenen Einleitungen nichts Eigenes geschaffen, sondern nur ein französisches Werk deutsch stilisirt hatte. Später wagte sich dann Janssen bekanntlich an die „Geschichte der Reformation", über welche mir kein Urtheil zusteht. Auf jener Spur aber, der Verkleinerung unserer Classiker, sind ihm eine ganze Anzahl von Genossen gefolgt, die an Herder's Buchhandlung in Freiburg eine stets bereite Verlegerin fanden, und Lessing und Goethe haben die Ehre gehabt, vor diesem Tribunal feierlichst aller ihrer Würden entsetzt zu werden. Wer sich über dieses Treiben belehren will, dem ist die vorliegende Broschüre zu empfehlen.

Wir reihen unserm Bericht zunächst zwei deutsche Dichterbiographien an.

5. G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke von Adolf Stahr. Neunte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Bildniß Lessing's und einem Facsimile aus „Emilia Galotti". Zwei Bände. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1887. 8. 6 M.

Auf das Erscheinen eines Werks, welches nunmehr in neunter Auflage vorliegt, braucht nur mit wenigen anerkennenden Worten hingewiesen zu werden. Der schon 1876 verstorbene Verfasser hatte es sich zur Aufgabe gestellt, eine Biographie Lessing's zu schreiben, die dem großen, aber doch wenig populären Dichter und Kritiker die Herzen der gebildeten Deutschen gewinnen sollte, während Danzel's Werk eine zu exclusive gelehrte Richtung eingeschlagen hatte. Gleichwol bot ihm dieses das willkommene Material zu den literaturgeschichtlichen Partien seines Werks. Aber gerade diejenigen Partien sind bei Stahr die besten, in denen er seinen Helden „unserm Herzen menschlich näher bringt", wie die Schilderung seiner Vereinsamung in Wolfenbüttel, seiner Verzweiflung über den ewigen Bücherstaub und die ewige Geldnoth, seines kurzen Liebesglücks mit Eva König, seiner theologischen Zänkereien. Hier glauben wir einen Geistesverwandten reden zu hören. Der neuen Auflage, mit deren Besorgung Walter Robert-Tornow von der Witwe Stahr beauftragt wurde, sollten die Ergebnisse der seit des Verfassers Tode erschienenen Forschungen zugute kommen. Auch hat sich der Herausgeber seiner Aufgabe mit Fleiß und Umsicht unterzogen. Nur wenn er Stahr's Worte über jenes „tagebuchartige Fragment (I, 9), das der Bezeichnung nach aus der hamburgischen, in der That aber aus der letzten wolfenbütteler Zeit stamme", beibehält, so hat er, was schon mehrern Biographen Lessing's widerfahren ist, übersehen, daß nach Redlich's unbestreitbarer Vermuthung (Hempel's Ausgabe XIX, 625) nicht von den „antiquarischen Briefen" darin die Rede ist, sondern von den antigözischen Bogen, das Fragment also auch der „Bezeichnung" nach in die wolfenbütteler Zeit gehört. Hierbei will ich gleich eine Vermuthung über ein anderes jener tagebuchartigen Fragmente wagen, die, soviel ich mich erinnere, noch niemand ausgesprochen hat, die sich mir aber immer mehr aufdringt. Also dieses Fragment wurde in Wolfenbüttel geschrieben; das folgende wird gewöhnlich nach Berlin oder Breslau verlegt. I, 185 heißt es bei Stahr: „Er ging im November 1760 nach Breslau. «Ich will mich», so schrieb er damals in sein Tagebuch, «eine Zeit lang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können.»" Sollte auch dieser Vorsatz nicht viel besser auf Wolfenbüttel als auf Breslau passen? Druckfehler in der Literatur finden sich ziemlich häufig (z. B. I, 94, Z. 2: „ein edler Dichter st. ein jeder Dichter"). Füge ich nun noch hinzu, daß der Verfasser jenes spanischen Essex, den Lessing in der „Dramaturgie" so schön analysirt, nicht „noch heute unbekannt" ist (I, 330), sondern daß er Coello heißt, wie Graf von Schack nachgewiesen hat (vgl. Schröter's und Thiele's Commentar zur „Dramaturgie" II, 351), und daß der Brief Lessing's (II, 240, Anm. 3) nicht, wie allerdings in Maltzahn's Ausgabe steht, an den Schauspieler Friedrich Müller, sondern an den bekannten Maler Friedrich Müller gerichtet ist (Hempel's Ausgabe

XX,1, 708), so sind meine Ausstellungen erschöpft. Aber da ich soeben den in der Literaturgeschichte unter dem Namen „Maler Müller“ bekannten Dichter erwähnt habe, so kann ich diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne auf ein Gespräch Müller's, der bekanntlich auch einen „Faust“ verfaßt hat, mit Lessing über dessen zwei Faust-Pläne hinzuweisen, das zuerst im frankfurter „Conversations-Blatt“ 1849, Nr. 56, abgedruckt wurde, und das mir erst durch den Katalog von Meyer Cohn's „Autographen-Sammlung“ S. 39 zugänglich geworden ist. Auch aus dem Facsimile eines Briefes von Nicolai an Meinhard in Erfurt, welches bei Henne Am Rhyn: „Culturgeschichte des deutschen Volks“, V, 266b, abgedruckt ist, verdient die Stelle Erwähnung, insofern sie aus dem Lessing'schen Kreise die Bestätigung einer an sich naheliegenden Wahrnehmung enthält: „Der Charakter dieses Major von Tellheim ist der lebendige Charakter des seligen Kleist und hat deswegen für mich eine besondere Rührung gehabt.“

6. Gotthard Ludwig Kosegarten. Ein Lebensbild von H. Franck. Nebst einem Bildniß Kosegarten's, gestochen von A. Kraußе. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1887. 8. 6 M.

Gotthard Ludwig, das sind die eigentlichen Vornamen des aus so vielen deutschen Lesebüchern bekannten, etwas schwächlichen, aber herzlichen und innigen deutschen Dichters, der seinen Rufnamen Gotthard in das Griechische übersetzt hat und sich gewöhnlich Ludwig Theobul Kosegarten nannte. Rückert hat ihm, als dem schwächlichen Vorläufer unserer Classiker, seine Stelle in dem bekannten Gedicht angewiesen, worin er die ersten Eindrücke dichterischer Lektüre auf seine Kindheit schildert:

Schon war die Morgenröthe
Am deutschen Helikon
Gegangen auf in Göthe,
Und ob den Wolken schon
Als höchster Lerchentriller
War aufgeschwungen Schiller;
Ich aber sah und hörte nichts davon.

— — — — — — — — — — —

Ich kost' im Kosegarten,
Schon matt von Matthison,
Und schwor zu Gleim's Standarten,
Dem Frühling Kleist's entflohn,
Hing fest am Hagedorne
Und nagt am Haberkorne
Von Isaak Maus, und ward nicht satt davon.

Dem Verfasser dieser Biographie haben umfängliche Materialien zur Verfügung gestanden, die er mit Geschick benutzt hat. Sowol durch den Helden der Erzählung, der ein reiches Gemüthsleben durchgemacht hat, als durch die Zeitumstände, die Herrschaft der Franzosen auf der vorher im schwedischen Besitz gewesenen Insel Rügen gewinnt dieses Lebensbild Farbe und Interesse und ist zur Lektüre vorzüglich für gebildete Familien auf dem Lande und besonders im nördlichen Deutschland zu empfehlen.

7. Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt von Georg Brandes. Zweiter Band: Die romantische Schule in Deutschland. Leipzig, Veit u. Comp. 1887. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Aus der Ankündigung auf der Rückseite des Titelblattes dieses höchst geistreich und anziehend geschriebenen Buchs ersehen wir, daß die folgenden Bände enthalten werden: „Die Reaction in Frankreich“; „Der Naturalismus in England“; „Das junge Deutschland“. Auf diesen letzten Band freue ich mich besonders; denn erstens ist es gerade jetzt an der Zeit, eine abschließende Uebersicht über diese eigenthümliche, wenn auch nicht in jeder Hinsicht erfreuliche Periode des deutschen Geisteslebens zu geben, und zweitens ist gerade Brandes, wie der vorliegende Band zeigt, ganz besonders zur Lösung dieser Aufgabe berufen. Auch die unter der Ankündigung stehende „Erklärung“ dürfen wir nicht unerwähnt lassen, worin sich die Verlagshandlung gegen die unbefugte fernere Verbreitung der Strodtmann'schen Uebersetzung des Brandes'schen Werks verwahrt, die dieser „in Ermangelung eines internationalen Vertrags zum Schutz des geistigen Eigenthums zwischen Dänemark und dem Deutschen Reich über sich habe ergehen lassen müssen“. Brandes kann dieselbe schon deshalb nicht mehr anerkennen, „da sie in vielen Stücken seiner gegenwärtigen Ueberzeugung keineswegs entspricht“. Diese habe er nach reiflicher Prüfung seiner Jugendarbeit in dem vorliegenden deutschen Originalwerk niedergelegt. Daß der Verfasser ein geborener Däne ist, der übrigens ein vorzügliches Deutsch schreibt und in unserm Vaterlande auch durch einen längern Aufenthalt heimisch ist, hat für uns noch den Vortheil, daß er uns mit dänischen Absenkern der deutschen Romantik, wie mit Schack Schaffeldt, bekannt macht, von denen wir Deutsche sonst wenig hören. Hier eine Probe von dessen Poesie:

Es ist der Allliebe Vergißmeinnicht,
Das sich aus dem Ganzen gerundet.
Zum Becher wölbt sich des Aethers Licht,
Das Kreuz ist aus Sternen gegrundet,
Zum Stempel hebt sich die Erde empor,
Als Duft entströmt ihm der Seelen Chor.

Als Probe von Brandes' Stil geben wir eine der vielen schönen Auseinandersetzungen über das Wesen der romantischen Poesie bei Gelegenheit der Schilderung Eichendorff's:

Die Romantiker wollten eine neue Lebensanschauung, eine neue Poesie auf der Entbehrung, d. h. auf der Sehnsucht, dem Traume, dem Wunsche begründen — eine Poesie, welche auf der Vorstellung von der unendlichen Wichtigkeit des bevorzugten Individuums beruhte. Wer seine Lebensanschauung auf Entbehrung begründen will, ist zwar immer noch verständiger als der, welcher sie auf Freude begründen will, sei es nun die gegenwärtige Wollust oder die Seligkeit einer zweiten Existenz. Denn alle Freude, welche wir kennen, ist unterhöhlt von der Möglichkeit des Verlustes, und so ist es besser und sicherer, auf der Entbehrung zu bauen. Doch die Romantiker bauen nicht auf der Entbehrung allein, sondern auf der Befriedigung der Entbehrung, sie schmachten, sie schweifen umher in Sehnsucht nach der blauen Blume, die ihnen in der Ferne winkt.

Robert Boxberger.

Zur deutschen Mythologie.

Odin und sein Reich. Die Götterwelt der Germanen. Von Werner Hahn. Berlin, Simion. 1887. Gr. 8. 4 M.

Die griechisch-römische Mythologie genießt seit Jahrhunderten, d. h. seit der Renaissance, das Vorrecht, daß sie in ihren Hauptzügen Gemeingut der Gebildeten, ja sogar der Jugenderziehung geworden ist. Wer unsere großen Dichter verstehen will, muß nothwendig am Quell der Mythologie gesessen und einige kräftige Züge aus ihm gethan haben, und wer es in seiner Jugend versäumt oder die Gelegenheit dazu nicht gehabt hat, dem stehen eine schöne Anzahl von popularisirenden und orientirenden Büchern über diesen Gegenstand zu Gebote. Nicht so günstig ist es bestellt mit der heimischen, der deutschen Mythologie. Es könnte auf den ersten Blick auffällig erscheinen, ist es aber in der That nicht. Zwei Gründe sind es hauptsächlich, welche dieses Verhältniß so gestaltet, d. h. die deutsche Mythologie zu einem Aschenbrödel gemacht haben: erstens der Inhalt und das Wesen der griechischen Mythologie, welche gerade, weil sie weniger grandios und sublim ist, unserm menschlichen Wesen viel näher steht, unsern Maßen und Maßstäben viel mehr entspricht, und darum unsere Phantasie und unser Gemüth viel mehr anmuthet, als die germanisch-skandinavische mit ihren äußern und im Nebel verschwimmenden Kolossalfiguren. Der zweite Grund liegt in den Strebungen und der Physiognomie der Renaissance. Wären damals unter den Humanisten einige aufgestanden von Wesen und Anlage wie die Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm, so hätten auch die mythologischen Studien sofort eine andere Richtung eingeschlagen; aber das war damals in Italien, der Wiege des Humanismus, der sich zu seiner Richtung durch den Patriotismus angetrieben fühlte, eine Unmöglichkeit, und die deutschen Humanisten, bei welchen eine Gegenströmung eher zu erwarten gewesen wäre, waren vorerst auf eine Nachahmung des italienischen Humanismus angewiesen. Spät kamen sie nun zwar, die Begründer der deutschen Mythologie, aber sie kamen, und man darf sagen, daß sie, besonders die Gebrüder Grimm, Jakob voran, gut gemacht, was Jahrhunderte versäumt haben. Aber doch will gut Ding Weile haben, und wenn auch jetzt die Quellen für die deutsche Mythologie so vollständig ausgebeutet und erschöpft sind, wie nur je die griechischen und römischen, so sind die Resultate doch noch nicht so ins Volksbewußtsein eingedrungen und haben sich nicht so breit in der Cultur und Literatur abgelagert wie jene. Man kann freilich auch auf eine Art das directe Gegentheil behaupten und sagen, daß unser deutsches Geistesleben durch unsere Mythologie, bewußt und unbewußt, aufs nachhaltigste befruchtet worden sei — durch das Märchen nämlich; aber das Märchen ist doch nur ein Abglanz und ein völlig verschobenes oder theils abgeblaßtes, theils anders gefärbtes Bild der Mythologie, in welchem nur der mit der Lupe arbeitende Forscher die Züge des Urbildes zu erkennen vermag.

Arbeiten, wie die uns vorliegende, d. h. solche, welche das Bewußtsein von unserer Mythologie in unserm geistigen Haushalt einzubürgern bestrebt sind, müssen daher willkommen geheißen werden, sobald sie mit wissenschaftlichem Sinn ausgearbeitet sind. Denn in welcher Form sie auch erscheinen mögen — den Stempel des Wissens und der Wissenschaft müssen sie an sich tragen, damit sie nicht Flitter bringen statt Gold. Der Verfasser hat diesen Charakter seinem Werk in jeder Beziehung gewahrt, wie es übrigens, bei einem Kenner und Forscher, nicht anders möglich war. Was aber bei einer populären Darstellung eben so schwer ins Gewicht fällt, auch das hat der Verfasser, und zwar in vorzüglicher Weise, geleistet: das Formelle. Das Ganze macht den Eindruck eines Epos in Prosa; es werden uns, am Faden der Edda, aber mit Ergänzungen, Motivirungen, Aus- und Einschaltungen mit stärkerm Betonen des einen, mit Abschwächen des andern Zuges, je nachdem die Oekonomie der Handlung es zu erfordern schien, die sämmtlichen Figuren des deutschen Götterhimmels handelnd und leidend, d. h. in ihrer Entwickelung vorgeführt bis zu jener großartigen Katastrophe, der Götterdämmerung, dem Erhabensten, was jemals der mythenbildende Volksgeist ausgesonnen hat. Dieses Gemälde, wo Licht und Duster, Glanz und Schatten, je nach Stimmung der Handelnden, in bewegtem Wechselspiel sich ablösen und kaum ein Zug uns fremd anmuthet, der nicht der Grundstimmung entspräche, ist eingerahmt von einer wohlbedachten und gut geschriebenen Vorrede und einem inhaltreichen Register, inhaltreich, insofern darin der Verfasser ein raisonnirendes Verzeichniß der germanischen Göttergestalten ab und zu im Spiegel der vergleichenden Mythologie liefert. Er sieht hier viel, was andere Mitforscher nicht sehen werden oder auch nicht sehen wollen; die Frage ist bekanntlich noch — und bleibt es vielleicht — eine offene, hat aber mit der Hauptsache, der Darstellung germanischer Mythologie (was wieder etwas ganz anderes ist als die Deutung derselben), nichts zu thun und kommt daher bei einer Würdigung des Buchs kaum, oder nur in zweiter Linie in Betracht. Was aber die Darstellung betrifft, so ist diese dem Gehalt völlig entsprechend, das heißt schön nicht im gewöhnlichen, sondern im künstlerischen Sinn; denn wo das Gefäß dem aufzunehmenden Inhalt adäquat ist, da ist das Gesetz der Schönheit erfüllt. Das Buch ist nicht blos kein überflüssiges, sondern ein recht lesens- und empfehlenswerthes.

J. Mähly.

Zur Charakteristik Voltaire's.

Voltaire's Leben und Werke von Richard Mahrenholtz. Zweiter Theil: Voltaire im Auslande (1750—1778). Oppeln, Franck. 1885. Gr. 8. 5 M.

Der zweite Theil der von Richard Mahrenholtz mit gleich anerkennenswerther Objectivität historischer Darstellung verfaßten Biographie Voltaire's zerfällt in vier Abschnitte, deren sehr ins einzelne gehender Inhalt seinen wesentlichsten Punkten nach folgender ist. Im ersten Abschnitt, der die Jahre 1750—52 umfaßt, schildert der Verfasser zunächst die schwierige Stellung, die Voltaire durch den Neid der mit ihm zu gleicher Zeit am Hofe Friedrich's weilenden Landsleute Maupertuis, Formey, d'Argens und andere bereitet ward, und setzt dann die Ursachen auseinander, welche schon 1752 einen völligen Bruch zwischen Voltaire und Friedrich herbeiführten. Diese Ursachen lagen besonders in den Taktlosigkeiten und Rücksichtslosigkeiten, die sich Voltaire von Anfang an zu Schulden kommen ließ; er versuchte wiederum die so oft erfolglose Rolle eines französischen Spions zu spielen, conspirirte mit den fremden Gesandten und mischte sich in die politischen Angelegenheiten Preußens, sprach sich in den Briefen, die er an seine in Paris zurückgebliebene Nichte, Madame Denis, richtete, sehr ungünstig über Friedrich aus, obwol er wissen konnte, daß seine Urtheile dem Könige nicht unbekannt bleiben würden, gab die offenbarsten Beweise von Habgier und geschäftlicher Unredlichkeit in dem berüchtigten Proceß mit dem berliner Juden Hirsch, misbrauchte das Vertrauen des Königs, indem er von dessen Gedicht „Palladion", das ihm als Manuscript zur stilistischen Correctur übergeben worden war, in Paris Mittheilung machte, und hatte noch die Frechheit, gelegentlich einer Fehde zwischen Maupertuis, dem Präsidenten der berliner Akademie und dem deutschen Philosophen König, den erstern in einem Pamphlet „Histoire du docteur Akakia et du Natif de Saint-Malo" zum Gespött der Welt zu machen und ihn trotz einer Vertheidigungsschrift Friedrich's als einen gemeinen Plagiator hinzustellen. Da konnte der König eine solche Verhöhnung des Vorsitzenden seines mühsam begründeten Gelehrteninstituts, eine solche Demüthigung seines eigenen Herrscherstolzes nicht dulden, Voltaire erhielt seinen Abschied, die letzte Unterredung beider Männer fand am 25. März 1752 statt. Voltaire begab sich hierauf über Leipzig, Gotha, Wabern nach Frankfurt a. M., wo er auf Befehl des Königs so lange festgehalten wurde, bis diesem seine noch im Besitz Voltaire's befindlichen Poesien zurückerstattet worden waren.

In dieser Epoche entstanden nun außer dem obengenannten Pamphlet erstens ein Hauptwerk Voltaire's, die „Geschichte des „Siècle de Louis XIV". Dieses Werk hatte trotz der Schwächen, welche seine höfische Tendenz und die aller Wahrheit trotzende Apotheose Ludwig's XIV. mit sich brachten, gewisse hervorragende Lichtseiten: niemals waren bisher die bleibenden Resultate einer Epoche so in den Vordergrund gestellt, niemals die wachsenden Erfolge der Kriege und Schlachten und die äußern Details in so knapper Kürze und Uebersicht dargelegt worden; niemals war die literarische und culturhistorische Seite einer Zeit mit so feinfühligem Verständniß und feinfühliger Unbefangenheit geschildert worden wie hier; niemals hatte vor Voltaire ein Geschichtschreiber so bestimmt und klar die bewegenden Ideen der Zeit und die leitenden Motive der Menschen dargelegt. Was den Erfolg des Werks betraf, so erwarb es sich besonders den Beifall der englischen Aristokratie und die Bewunderung der großen englischen Historiker Hume und Gibbon; in Frankreich ward es weniger günstig aufgenommen wegen der freien Grundgedanken und der Unparteilichkeit, mit welcher es die Feinde Ludwig's geschildert; in Deutschland erregte es wegen der Beschönigung der Greuelthaten Ludwig's und der Aufhebung des Edicts von Nantes große Entrüstung und ward bis auf den heutigen Tag herabgesetzt. Dann entstand in dieser an Zerstreuungen und Aufregungen so reichen Zeit trotzdem eine große Zahl kleiner Gelegenheitsschriften, welche uns Voltaire wiederum als den energischen und unzweideutigen Vorkämpfer der freien Richtung in Kirche, Staat und Philosophie vorführen. Hierher gehören z. B. der „Dialogue entre Marc Aurèle et un Recollect", eine beißende Satire auf das Papstthum und die Mysterien des christlichen Dogma, das „Poème sur la loi naturelle", eine beredte Verkündigung des von aller Intoleranz freien Theismus und der „Micromégas", der mit meisterhafter Ironie gegen philosophische Systemweisheit, gegen Grübeleien über unbegreifliche Dinge wie Seele und Jenseits und gegen astrologische Träumereien sich wendet; ferner als ein durchgreifender Reformator auf dem Gebiete politischer und socialer Theorie bekundet sich Voltaire in dem „Dialogue entre un plaideur et un advocat", worin der schleppende, kostspielige Gang französischer Rechtspflege, die Misbräuche der verschiedenen Stadt- und Provinzialrechte mit packender Satire vor Augen geführt werden und auf die geschlossene Einheit des englischen Rechts hingewiesen wird; für die Freiheit des Handels und der Industrie und gegen hemmende Binnenzölle plaidirt schließlich der „Dialogue entre un philosophe et un controleur". Auch fällt in diese Periode der Beginn des langen Streits mit dem jungen französischen Schriftsteller la Beaumelle, der in seiner Schrift „Mes pensées" die Stellung Voltaire's am preußischen Hofe mit der eines Hofnarren verglichen hatte und dessen Hauptwerk „Mémoires de Mme de Maintenon", eine Charakteristik der Gattin Ludwig's XIV., in grellem Widerspruch mit Voltaire's „Siècle" stand. Dieser Zwist, der von beiden Seiten die bittersten Anklageschriften hervorrief und lange Zeit hindurch das Interesse der literarischen Welt Frankreichs

in Anspruch nahm, lieferte die klarsten Beweise von Voltaire's Nachsucht und der Rücksichtslosigkeit seines Gegners.

Der zweite Abschnitt umfaßt die Jahre 1753—58. Nach dem unglücklichen Ausgange des Verhältnisses zu Friedrich II. wäre Voltaire gern nach Paris zurückgekehrt, allein hierzu hätte es einer ausdrücklichen Erlaubniß des Königs bedurft, und diese konnte er bei der Lauheit und schmachvollen Gleichgültigkeit seiner Freunde und Gönner wie des Herzogs Richelieu, des Cardinals Tencin, Cideville's u. a. nicht erlangen. So irrt dann Voltaire fast ein Jahr an den Grenzen Frankreichs umher, verweilt eine Zeit in Manheim, Straßburg, Kolmar, im Kloster Station und Plombières und läßt sich endlich im Januar 1755 in der Nähe Genfs nieder, wo er den Landsitz St.-Jean, später „Delices" genannt, ankauft, ein Theater errichtet und die kleine Villa zu einem Sammelpunkt geistvoller Unterhaltung und zum Mittelpunkt neugieriger Fremden macht. Die theatralischen Vorstellungen in Délices wie auch in Lausanne, wo mittlerweile ebenfalls ein Musentempel entstanden war, erregten jedoch bald Anstoß bei der calvinistischen Geistlichkeit, welche für die bisherige Sittenstrenge und Zucht des genfer Bürgerstandes Gefahr fürchtete und Voltaire nicht länger auf dem genfer Territorium dulden mochte. So erwirbt denn dieser den Herrensitz Tourney bei Pregny auf rein französischem Gebiet, durch dessen Besitz er sich die Privilegien des hohen französischen Adels sichert, sowie auch das herrschaftliche Gut Ferney, auf welchem er fortan als großer Gutsherr ganz unabhängig von der Nachbarrepublik Genf und beinahe unabhängig von der französischen Regierung leben kann.

In dieser Periode veröffentlicht Voltaire folgende, zum Theil sehr bemerkenswerthe Werke: zuerst den berühmten „Essai sur les moeurs et l'esprit des nations", ein Riesenwerk, welches eine Schilderung der wichtigsten Ereignisse von den Anfängen geschichtlicher Kenntniß bis auf die Zeit der philosophischen Aufklärung gibt. Dasselbe steht in einem scharfen Gegensatz wie zu aller derartigen Geschichtschreibung, so namentlich zu Bossuet's bekanntem Geschichtswerk „Discours sur l'histoire universelle". Während der letztere z. B. die menschliche Freiheit ignorirt, in Menschen und Völkern nur Spielzeuge des göttlichen Willens sieht und somit für Menschenwürde und Menschengröße keinerlei Verständniß hat, ist in Voltaire's Geschichtsauffassung nirgends Raum für einen unabänderlichen Plan der göttlichen Weltregierung, welchem Geschick und Glück der Völker widerstandslos unterworfen seien; die Völker selbst sind nach Voltaire die Urheber ihrer Geschicke; sie entwickeln sich nach ihren natürlichen Anlagen sowie nach örtlichen und ethnographischen Verhältnissen. Während Bossuet ferner den Judern und Chinesen das Recht historischer Existenz durch sein Schweigen über sie gewissermaßen abspricht, stellt sie Voltaire als Lichtbilder den grell verzerrten und verzeichneten Juden und Christen absichtlich gegenüber. Was übrigens das Endziel aller geschichtlichen Entwickelung betrifft, so ist dasselbe nach Voltaire Verbreitung der Humanität und Aufklärung, der Liebe zu Kunst und Wissenschaft; Interessen, welche diesem Ziele entgegenstreben, scheinen ihm kein Recht historischer Existenz zu haben, und das Mittelalter namentlich ist ihm aus diesem Grunde ein Gegenstand tiefster Verachtung. Ein unbedingt anerkennenswerther Vorzug des Werks ist schließlich seine universelle Richtung; denn in ihm werden Kunst und Literatur, Verfassung, Recht, Politik ebenso berücksichtigt wie Kriege und äußere Verhältnisse; in ihm treten die unvergänglichen Rechte der Völker an die Stelle kirchlicher Uebergriffe, die selbstthätige Vernunft an die Stelle blindgläubiger Stupidität, Toleranz an die Stelle des Fanatismus, Kritik, Wissenschaft, Kunst und Literatur an die Stelle der Tradition, des Dogma, der kirchlichen Riten und der päpstlichen Decrete. Die Schattenseiten des Werks sind Mangel an Quellenkritik und an Objectivität; denn es fehlte Voltaire die Neigung und das Talent, sich in die ihm antipathischen Bewegungen der Geschichte wie in die christlich germanische Welt des Mittelalters und die deutsche Kirchenreformation hineinzuleben. Ein zweites Geschichtswerk sind die „Annales de l'empire", eine Geschichte Deutschlands, verfaßt auf Veranlassung der mit Voltaire so innig befreundeten Herzogin von Gotha. Auch hier weiß Voltaire allgemeine politische und religiöse Ideen in das massenhafte Detail hineinzutragen, eine oft begründete Kritik der thatsächlichen Ueberlieferung zu üben und selbst trockene, interesselose Dinge in anziehendster Form zu schildern. Mit aller Schärfe geiselt er z. B. die Kreuzzüge, die Juden- und Ketzerverfolgungen und deutet andererseits die freiern politischen Bestrebungen von seiten mancher Fürsten und Städte mit richtigem Verständniß an. Im ganzen wird man in diesen „Annales" keine wesentliche Förderung der geschichtlichen Erkenntniß finden; doch verdienen sie um der Grundprincipien willen eine allgemeinere und um des nationalen Interesses willen bei uns eine besondere Beachtung. Ferner entsteht in dieser Periode die dramatische Dichtung „L'Orphelin de la Chine", eine Verherrlichung des sittlich reinen, vom Priestertruge unberührten Deismus Chinas. Im übrigen aber zeigt das Stück die bekannten Schwächen: Hypertragik, undramatische Lösung des Conflicts und Mangel an Handlung; dann begegnen uns hier zwei Gelegenheitsschriften: der „Galimatias dramatique", worin sich Jesuiten, Jansenisten, Mohammedaner und Juden um den wahren Glauben streiten, und die Schrift „Jusqu' à quel point on doit tromper un peuple", eine scharfe Satire auf Priestertrug und Priesterherrschaft; endlich betheiligte sich auch Voltaire an dem Riesenwerk der Encyklopädisten, durch welches die Resultate der naturwissenschaftlichen Forschung, des philosophischen Denkens, die Fortschritte in den Künsten und praktischen Berufsarten zuerst zur Kenntniß aller Schichten des Bürgerstandes gelangten.

Der dritte Abschnitt umfaßt die Jahre 1758—78. Voltaire wohnt bis 1763 abwechselnd in Délices und Ferney, später ausschließlich in Ferney. Hier bleibt er,

obgleich zurückgezogen von der äußern Welt, dennoch der belebende Mittelpunkt der literarischen Interessen Europas bis zu seinem Tode; er unterhält die lebhaftesten Beziehungen zur russischen Zarin Elisabeth und ihrer Nachfolgerin Katharina, zu Ludwig von Würtemberg, dem Bruder des regierenden Herzogs, zur gothaer Fürstin u. a. Auch in Frankreich ist die Zahl seiner mit ihm correspondirenden Freunde, Gönner und Gönnerinnen eine sehr ausgedehnte; diese sowie einzelne Grafen, Bürger und Touristen aus allen Ländern beehren ihn von Zeit zu Zeit mit ihrem Besuch und rühmen dann in allen Tonarten des Entzückens seine persönlichen Vorzüge. In dieser Zeit erbaut auch Voltaire eine Kirche, die ihn mit dem Papst, den französischen und italienischen Cardinälen versöhnen soll, wie er denn immer bestrebt ist, mit der frommen Partei und den pariser Machthabern Fühlung zu halten, gegen die er doch in abgeleugneten Schriften tödliche Dolchstöße richtet. Von seinem großen Vermögen macht Voltaire oft in sehr edler Weise Gebrauch; so schafft er unter anderm das bisher so armselige Dorf Ferney aus eigenen Mitteln zu einem Sitz des lebendigsten Gewerbfleißes und des glücklichsten Wohlstandes um; so nimmt er sich der verlassenen Marie Corneille, einer Großnichte des berühmten Dramatikers, an, sorgt für ihre Erziehung, verheirathet sie an einen französischen Dragonerkapitän Dupuis und gibt ihr eine Aussteuer von 50000 Frs. mit. Trotz dieses idyllischen Aufenthalts gibt jedoch Voltaire nie die Hoffnung auf, nach Paris zurückzukehren und die verlorene Gunst der regierenden Kreise, besonders des Königs, wiederzugewinnen; aus diesem Grunde veranlaßt er z. B. den Bildhauer Pigale, der von den patriotischen Einwohnern von Rheims mit der Errichtung einer Statue Ludwig's XIV. betraut war, an dem Sockel der Statue eine Gruppe glückseliger Bürger darzustellen, und läßt es in seiner Weiheinschrift an begeisterter Huldigung nicht fehlen. Sieben Jahre später (1770) wird ihm selbst die Ehre einer Statue zutheil, zu welcher ganz Frankreich und auch Friedrich der Große zeichnet; doch war diese Huldigung weit entfernt, ein allgemein nationales Werk zu sein; Neid und offene Feindschaft hatten sich dabei geltend gemacht.

In dieser letzten Periode entfaltet Voltaire die erstaunlichste und theilweise folgenreichste Thätigkeit seines ganzen Lebens als Geschichtschreiber, polemischer Schriftsteller, Commentator und Dramatiker, vorzugsweise jedoch als Philosoph, politischer Reformator sowie als Bekämpfer des historischen Christenthums. Als Geschichtschreiber verfaßt er die „Histoire de la Russie sous Pierre le grand“ und das „Précis du siècle de Louis XV“. Mit dem erstern Werke sucht Voltaire die Gunst der russischen Beherrscherin Elisabeth und ihrer Nachfolgerin Katharina II. zu erwerben; er übertüncht daher die Flecken in des Zaren Peter Leben und Charakter; er vertheidigt seine Eroberungspolitik, seinen Raubkrieg gegen Schweden; er preist ihn als den alleinigen Erlöser seines halbasiatischen Volks, den alleinigen Schöpfer der spätern Cultur und Machtstellung des Slawenreichs. Wenn somit Voltaire der höfischen Tendenz seiner Geschichte Glaubwürdigkeit und Gründlichkeit aufopferte, so zeugte dieselbe doch immerhin von seinem Genius; sie hatte das Verdienst auf die innern Zustände und Umwälzungen des russischen Reichs einzugehen und übertraf die einschlägigen Darstellungen eines Limier und Büsching. Die Bedeutung des „Précis“ lag darin, daß ein hochbegabter Zeitgenosse Tagesgeschichte schreibt; im übrigen folgt Voltaire in servilster Weise den gerade herrschenden Anschauungen der Regierung und des Hofes; auch fehlt seinem Werke die innere Harmonie des Denkens und Fühlens, die plastische Abrundung der Darstellung.

Als polemischer Schriftsteller tritt uns Voltaire zunächst in seinen Beziehungen zu J. J. Rousseau sowie in seinem Zwiespalt mit der genfer Orthodoxie entgegen. Jene Beziehungen zu Rousseau, die im Anfange freundschaftlicher Natur gewesen waren, mußten bei dem ganz verschiedenen Charakter und den ganz verschiedenen Lebenszielen beider Männer früher oder später mit einem Bruche enden. Rousseau war der bewußteste, leidenschaftlichste Gegner der Cultur und Aufklärung, deren Verbreitung Voltaire's Lebensziel war; dieser pries Kunst und Wissenschaft als die höchsten Güter der Menschheit, jener verdammte sie als Werkzeuge gesellschaftlicher Corruption. Voltaire suchte den aufgeklärten Despotismus, soweit er Kunst und Literatur schirmte, zu vertheidigen und erblickte in einem constitutionellen Staate ein Ideal; Rousseau verwarf jede Form des Despotismus und Parlamentarismus und pries eine abstracte Volkssouveränetät. Während Voltaire seine religiöse Anschauung in die Schranken eines deistischen Systems zwängte, faßte Rousseau alles Religiöse mit dem unmittelbaren Gefühl auf. Sein subjectiver, auf unklarer Sophistik beruhender Pantheismus war das gerade Gegentheil des in sich geschlossenen, auf klaren Verstandesgründen ruhenden Deismus Voltaire's. Was ferner das Verhältniß beider zur menschlichen Gesellschaft betraf, so suchte Voltaire sich den aristokratischen und selbst den hierarchischen Vorurtheilen anzubequemen, die Freunde zu verhimmeln und die Feinde, so lange es anging, zu schonen, Rousseau wüthete mit Plebejerhochmuth gegen alle Verfeinerung und Sitte, stieß die Freunde in launischem Eigensinn zurück und verdächtigte seine Feinde als Lästerer der Tugend und Wahrheit. Rousseau schrieb Voltaire 1760 einen Absagebrief; Voltaire antwortete 1761 mit seinem „Entretien d'un Sauvage et d'un Bachelier“, worin er Rousseau's Ansichten über Cultur und Naturzustand verhöhnte; hierauf 1764 denuncirte Rousseau in seinen berühmten „Lettres écrites de la Montagne“ Voltaire als Feind der Religion, der die Verfolgung der calvinistischen Geistlichkeit ungleich mehr verdiene als er selbst. Voltaire entgegnet mit seiner „Lettre au docteur Pansophe“, in welcher er noch einmal ein Zerrbild des Philosophen und Menschen gibt, und schreibt 1766, als Rousseau durch sein unqualificirbares Benehmen die Freundschaft Hume's, zu dem er nach England ge-

flohen war, verscherzt hatte, die „Lettre à M. Hume", die zu einem vernichtenden schonungslosen Morde seines Gegners ward. Das Zerwürfniß mit den genfer Theologen, einem Roustan, Vernet und andern hatte seinen Grund darin, daß dieselben das verdienstvolle Werk der Encyklopädie, die gesammte Aufklärung und ihn selbst persönlich bekämpft hatten; Voltaire schrieb gegen sie im Jahre 1760 die berühmten „Dialogues chrétiens", worin er ihre religiöse Intoleranz wie ihren Haß gegen alle Philosophie an den Pranger stellte, und geiselte sie später 1768, wie nebenbei auch die katholische Geistlichkeit noch einmal in dem satirischen Gedicht „La guerre civile de Genève", worin die genfer Rathsherren, die alle Besucher seines Theaters in Ferney für unwürdig zu weltlichen Stellungen erklärt hatten, sowie überhaupt das calvinistische Genf mit seinem Haß gegen weltliches Vergnügen und seiner rigorosen Sittenstrenge mit beißendem Spott durchgehechelt wurden.

Ferner hatte Voltaire in dieser Periode einen heißen Kampf gegen den boshaften Zeitungsschreiber Fréron und dessen jesuitische Bundesgenossen, die Pieron, d'Arnauld und Lefranc de Pompignan auszufechten, die gegen ihn, den Dichter und Philosophen, einen wahren Vernichtungskrieg begannen und zunächst Voltaire's 1760 veröffentlichte Komödie „L'Ecossaise", die allerdings ein reines Pasquill auf Fréron gewesen war, lächerlich machten. Die vorzüglichsten Schriften, die Voltaire in diesem Kampfe veröffentlichte, waren 1760: „Le pauvre diable", eine schneidige Satire gegen Fréron, und die Satiren „Quand", „Car", „Ah, Ah", in welchen Pompignan's Haß gegen moderne Philosophie und Naturforschung sowie sein Hochmuth meisterhaft verspottet werden. Endlich wurde Voltaire noch angegriffen von einem protestantischen Dorfgeistlichen Lervèche in dessen gehässigem Pamphlet „La guerre littéraire", ferner von dem Professor Salsatier in dessen „Geschichte der französischen Literatur" und von noch andern zahlreichen Pasquillschreibern, die jedoch alle einer besondern Entgegnung nicht werth waren. Als Herausgeber der Werke Corneille's leistete Voltaire nicht eben Vorzügliches; er bevorzugte die stilistisch grammatische Seite vor der historisch-ästhetischen; er unterließ die genauere Darlegung der Beziehungen Corneille's zu Seneca und den Spaniern; er gab nicht einmal einen Lebensabriß des großen Dichters, und befangen von dem Geschmack dem 18. Jahrhunderts war er nicht befähigt, ein historisches, objectives Urtheil über Corneille's Schöpfungen abzugeben. Dennoch fand sein Genius die reformatorische Bedeutung Corneille's und dessen wohlberechtigte Opposition gegen den akademischen Regelkram und den altfränkischen Geschmack der d'Aubignac, Mairet und Scudéri heraus. Auch in der Kritik Shakspeare's, welche Voltaire in dieser Periode wiederum aufnimmt, gelangt er zu keinem unbefangenen sichern Urtheil. In den kritischen Bemerkungen zu seiner Uebersetzung des „Julius Cäsar" erkennt er den Stücken Shakspeare's nur eine historische Bedeutung zu, während er in Privatbriefen die tiefe Naturwahrheit und reiche Bildersprache des britischen Dramatikers hervorhebt. Zuletzt erläßt er in seinen „Lettres à l'Académie" 1776 eine wahre Kriegserklärung gegen Shakspeare und wird von Mrs. Montagne in ihrer „Apology of Shakespere" in einer sachlich vernichtenden Art zurückgewiesen.

Adolf Heerklotz.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 28. April d. J. starb in Jena der Generalintendant des weimarischen Hoftheaters, Wirklicher Geheimer Rath August Friedrich Freiherr von Loën. Wenn wir seiner unter dieser Rubrik gedenken, so geschieht es nicht wegen der Förderung, die er den deutschen Schriftstellern in seiner amtlichen Stellung hat zutheil werden lassen, sondern weil er selbst mit Geist und Gewandtheit die Feder zu führen verstand und nach dieser Seite hin mit den Schriftstellern der Gegenwart in Reih und Glied steht.

Loën wurde, am 28. Januar 1827 als Sohn des dessauer Oberhofmarschalls in Dessau geboren, zunächst für die militärische Laufbahn bestimmt: er machte als Offizier im Regimente Anhalt den Krieg gegen Dänemark mit, und wurde dann Adjutant des Erbprinzen. Im Jahre 1867 wurde er an Dingelstedt's Stelle als Intendant des Hoftheaters nach Weimar berufen: eine Berufung, die er seinem lebhaften Interesse für die darstellende Kunst verdankt, das er in jeder Hinsicht, auch in seinem ersten Roman „Bühne und Leben" bewährt hat. Dieser Roman enthält eine Menge feinsinniger Bemerkungen über darstellende Kunst und Theaterwesen. Als Intendant des Hoftheaters pflegte Loën die classischen Erinnerungen Weimars durch würdige Darstellung der Meisterwerke unserer dramatischen Heroen; er errang mit der Aufführung der Devrient'schen Einrichtung des Goethe'schen „Faust" einen Erfolg, der weit über das Weichbild Weimars hinaus das gebildete deutsche Publikum aus der Ferne heranzog. Nicht minder war er dem neuen Musikdrama förderlich als Freund Liszt's und Lassen's, deren künstlerische Tendenzen auch die seinen waren. Er führte einen Cyklus Wagner'scher Musikdramen vor. Vor allem aber kam er den zeitgenössischen Schriftstellern mit liebenswürdiger Initiative entgegen: wie manches Stück, das später die Runde über die Bühne machte, erlebte in Weimar seine première; ebenso manche Stücke, denen draußen das Glück weniger hold war, deren innerer Werth aber den Versuch einer Aufführung rechtfertigte. In lebhafter Beziehung stand er mit allen hervorragenden Dichtern und Schriftstellern der Gegenwart; er war der Vermittler zwischen dem kunstsinnigen Großherzog und den Bestrebungen der jüngern Literatur, sodaß der classische Boden Weimars keineswegs ein unfruchtbarer war auch für die Literatur der Neuzeit. Dabei war er in allen Vereinen, die in Weimar ihren Sitz hatten und zum Theil an große Dichter eine fruchtbringende Thätigkeit anknüpften, überaus thätig: Vorstandsmitglied der Schiller-Stiftung, Vorsitzender des geschäftsführenden Ausschusses der Shakspeare-Gesellschaft, des Reformausschusses des Bühnencartellvereins und einer der Vicepräsidenten der neubegründeten Goethe-Gesellschaft in Weimar.

Was seine schriftstellerische Thätigkeit betrifft, so begann er als Militärschriftsteller mit einem Werke: „Die deutsche Kriegs-

verfassung von 1600—1860". Später zeigte er sich als feinsinniger Kritiker, nicht nur in unsern Bl., denen er jahrelang ein fleißiger, hochgeschätzter Mitarbeiter war, sondern auch in einer Reihe von Essays, die er in der Wissenschaftlichen Beilage der „Leipziger Zeitung" über die dramatische Literatur der Gegenwart und andere Zeitfragen veröffentlichte. Diese Essays verdienten gesammelt herausgegeben zu werden: sie sind voll treffender Urtheile und feiner Charakteristiken. Seine Romane sind elegant und vornehm stilisirt und enthalten manche interessante psychologische Studie: sie sind in d. Bl. seinerzeit eingehend besprochen worden. Dem Roman „Bühne und Leben" (1864), der für den Idealismus in der Kunst gegenüber dem Materialismus überhaupt für eine edle Richtung gegenüber den Schwindelbestrebungen der Zeit Partei ergreift, folgten die Erzählungen: „Verloren und nie besessen" und „Kampf um Liebe" (1886).

Loën kränkelte schon seit Jahren: er starb an den Folgen der Operation eines Ohrenpolypen, die an und für sich glücklich verlief, aber die seine durch eine kurz vorhergehende Krankheit erschöpften Kräfte allzu sehr angriff. Bei seinem Begräbniß waren die Intendanten der ersten deutschen Hofbühnen persönlich anwesend, ebenso Abgesandte der schriftstellerischen und musikalischen Vereine: allgemein war die Theilnahme der weimarischen Bevölkerung; der Todtenfeier im Trauerhause wohnte der Großherzog und die Großherzogin bei.

Edel sei der Mensch, hülfreich und gut — das war die Devise, die der Verstorbene in seinem ganzen Leben verfolgte. Sagt er doch selbst in seinem ersten Roman: „Das Bewußtsein, einen Menschen, wenn auch nur für einen Augenblick glücklich gemacht zu haben, bereitet das seligste Gefühl."

— Die Uhland-Feier wurde in mehrern deutschen Hauptstädten am Gedenktage des Dichters oder nicht lange darauf festlich begangen, meistens durch Festreden und Vortrag seiner Gedichte. Es würde schwer halten, aus allen diesen Festreden irgendeine Anschauung über den Dichter herauszuheben, welche den Reiz der Neuheit hätte. Es liegt das nicht an den Rednern, sondern an dem Poeten selbst, dessen schlichte widerspruchslose Natur in ihrer sonnigen Klarheit nicht verschiedenartige Deutungen zuließ; kein Dichter hat weniger von einer Sphinx, keiner verlangt so wenig einen Commentar. „An dem ist eure Kunst verloren" kann man den spintisirenden Auslegern zurufen, denn hier ist nichts aus- und unterzulegen.

Die Uhland-Feier in Stuttgart war besonders glänzend: galt es doch den ersten Sänger der heimatlichen schwäbischen Dichterschule zu feiern. Am Gedächtnißtage, am 26. April, fand die Feier statt; alle Häuser des Marktplatzes, vor allem das Rathhaus, waren mit Guirlanden und Fahnen geschmückt. Der große Festzug aus 1300 Sängern, von 37 würtembergischen Gesangvereinen, mit prächtigen Fahnen, langte auf dem Marktplatze an, und Liedervorträge Uhland'scher Balladen mit festlichen Ansprachen wechselten. Abends 8 Uhr im Liederhallenfestsaal wechselten lebende Bilder und Reden. Professor Schott hielt eine Ansprache auf das Vaterland; Gerok sprach einen poetischen Festgruß, der mit den Worten schloß:

So sollst du heute schweben
Ob deiner Heimat Au'n,
So sollst du immer leben
In allen deutschen Gau'n;
Wer so in deutsche Saiten —
Und Herzen greift, wie du,
Gehört für ew'ge Zeiten
Dem deutschen Volke zu!

Das letzte lebende Bild stellte, mit zahlreichen Personen, „die Huldigung an Uhland" dar.

In Leipzig fand eine Uhland-Feier am 30. April statt: Professor Gosche aus Halle hielt die Festrede, ein feiner Kenner der Dichtung mit gefälligem und verständnißvollem Vortrag; im übrigen fanden Gesangs- und declamatorische Vorträge statt und Ernst von Wildenbruch las mit schwunghafter Energie einen Act seines Dramas: „Der Fürst von Verona".

In Berlin wurde die Uhland-Feier, wie in Leipzig, von den Schriftstellern veranstaltet. Am 1. Mai fand sie in Gestalt einer Matinée statt: eröffnet wurde sie durch einen Prolog von Rodenberg; die Festrede hielt Robert Schweichel, der Vorsitzende des Vereins.

Bibliographie.

Almstein, A. v., Ein flüchtiger Zug nach dem Orient. Reise der allerdurchlauchtigsten Frau Gräfin von Hohenembs (Kaiserin Elisabeth) im Herbste des Jahres 1885 an Bord der kaiserlichen Yacht „Miramar". Mit 43 Original-Illustrationen und 1 Karte in Farbendruck. Wien, Hölder. Gr. 8. 5 M.

Andreae, A., Eine theoretische Reflexion über die Richtung der Rheinthalspalte und Versuch einer Erklärung, warum die Rheinthalebene als schmaler Graben in der Mitte des Schwarzwald-Vogesenhorstes einbrach. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 40 Pf.

Barth, E., Klassisches Vergißmeinnicht. Reutlingen, Bardtenschlager. 32. 1 M.

Berliner, E., Professor Dr. M. Lazarus und die öffentliche Meinung. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Blumenthal, O., Der schwarze Schleier. Schauspiel. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Briese, M. E., Pädagogische Verwandtschaft zwischen Comenius und Aug. Herm. Francke, nachgewiesen aus ihrem Leben und ihren Schriften. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 80 Pf.

Detmold, J. H., Das schwierige Problem. Humoreske. Neue Ausgabe mit einem Nachwort. Illustriert von E. Klein. Stuttgart, Lutz. 8. 1 M. 50 Pf.

Frank, R., Das Hauptlehrer-Amt. Eine kritische Studie. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 40 Pf.

Geffcken, F. H., Das Recht der Intervention. Hamburg, J. F. Richter. Gr. 8. 2 M.

Haberland, W., Konferenzen zwischen Schule und Haus oder fortgesetzte Erörterung der Frage des zeitgemäss praktisch-ideal erziehenden Unterrichts unserer Töchter. Neue Folge. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M.

Herzer, J., Aus Kaiser Wilhelms Jugendtagen. Eine vaterländische Dichtung. Kaiserslautern, Kayser. 8. 1 M. 20 Pf.

Isolani, E., Aus dem Reiche der Schminke. Scherze aus dem Bühnenleben. Leipzig, Unflad. 8. 1 M. 50 Pf.

Kaden, W., Sonnenbrut. Kopien realistischer Bilder aus der neuesten italienischen Novellistik. Dresden, Pierson. 8. 3 M. 50 Pf.

Kielborg, A., Irdisches Glück. Roman. Dresden, Pierson. 8. 2 M. 25 Pf.

— — Papa's Pelz. Erzählung. Dresden, Pierson. 8. 75 Pf.

— — Um ein Weib. Geschichte eines Lebendig-Todten. Dresden, Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

Kohut, A., Gegen den Strom. Gesellschaftliche Kreuzzüge. Dresden, Pierson. Gr. 8. 1 M.

Die Kunst, die deutsche Armee zu bekämpfen. Von einem französischen Artillerie-Offizier. Autorisirte Uebersetzung von Rogalla v. Bieberstein. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 1 M.

Leipoldt, G., Die Leiden des Europäers im afrikauischen Tropenklima und die Mittel zu deren Abwehr. Dresden, v. Zahu u. Jaensch. Gr. 4. 1 M.

Lenger-Marlet, Mara Cop, aus den Edelhöfen des Balkan. Novellen. Mit einem Vorwort von Sacher-Masoch. Leipzig, Unflad. 8. 4 M.

Lindenberg, P., Berliner geflügelte Worte. Eine Sammlung Berliner Worte und Redensarten. Berlin, Lazarus. 8. 1 M.

Naumann, E., Die Erscheinungen des Erdmagnetismus iu ihrer Abhängigkeit vom Bau der Erdrinde. Mit 3 Figuren im Text und 1 Karte. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Pann, A., Das Recht der deutschen Schutzherrlichkeit. Eine staats- und völkerrechtliche Studie. Wien, Manz. Gr. 8. 3 M.

Polzer, A. (E. Fels), Im Harnisch. Trutzgesang aus der bedrängten Ostmark. Hamburg, J. F. Richter. 12. 2 M.

Porta, W. de, Die Devisen und Motto der Habsburger. Wien, Hölder. 8. 1 M. 80 Pf.

Ratzel, F., Zur Kritik der sogeuannten „Schneegrenze". Leipzig, Engelmann. Gr. 4. 50 Pf.

Sarrazin, O., Beiträge zur Fremdenwortfrage. Gesammelte Aufsätze. Berlin, Ernst u. Korn. 8. 1 M. 60 Pf.

Schubert-Soldern, R. v., Reproduction, Gefühl uud Wille. Leipzig, Fues. Gr. 8. 3 M.

Stettler, K., Das Frutigland. Der bernische Amtsbezirk Frutigen, nach allen Seiten beleuchtet in gebundener und ungebundener Rede. Bern, Huber u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Stramberg, G. v., Reiseskizzen aus dem unteren La Plata-Gebiete (Süd-Amerika). Antwerpen. 8. 1 M. 20 Pf.

Ulrich, W., Bilder aus der Geschichte, der Kulturgeschichte und dem litterarischen Leben der Völker. Leipzig, Unflad. 8. 4 M. 50 Pf.

Verne, J., Reise um die Erde in 80 Tagen. Aus dem Französischen von R. Damm. Leipzig, Unflad. 8. 60 Pf.

— — Fünf Wochen im Reiche der Lüfte. Aus dem Französischen von W. Weilen. Leipzig, Unflad. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 20. —— 19. Mai 1887.

Das Geibel-Denkmal in Lübeck.

War es auch zu erwarten, daß bei der innigen Gemeinschaft, in die Geibel zu der deutschen Volksseele getreten ist, die deutschen Künstler beeifert sein würden, für das ihm in Lübeck zu errichtende Standbild Entwürfe einzusenden, so setzte die sehr zahlreiche Betheiligung doch einigermaßen in Erstaunen. Man erblickte in den Sälen des lübecker Logenhauses die Entwürfe zu 42 Statuen. Wenn es anfangs überraschen könnte, daß für das Lessing-Denkmal in Berlin nur spärlich Entwürfe eingesandt worden waren, insofern man die reiche Betheiligung damit vergleicht, zu der sich die deutschen Bildhauer in Betreff Geibel's aufgefordert fühlten, so schwindet doch bald das Erstaunen und weicht einer ganz einfachen Erklärung. Da unter den Künstlern, die für das Geibel-Denkmal Entwürfe einsandten, sich viele noch in jugendlichem Alter befinden, so fühlten sie in sich Kraft genug, um den Lyriker darzustellen. Für Lessing aber, der ein Rufer zum Streit war, der so manchen gewaltigen Kampf siegreich ausfocht, trauten sie sich in richtiger Selbsterkenntniß noch nicht Mark und Fülle genug zu. Sie erwarteten, bevor sie sich an eine solche Aufgabe wagten, die größere Reife des männlichen Alters.

Vor allem haben wir bei den zahlreichen Einsendungen für das Geibel-Denkmal uns des Idealismus zu freuen, der in der deutschen Volksseele eine unzerstörbare Burg besitzt. Unser Zeitalter huldigt keineswegs einzig dem Realismus, wie Hermann Grimm bei seiner feinen künstlerischen Natur es so schmerzlich beklagt. Grimm sagt: „Wer vom Ideale heute spricht, erscheint fast lächerlich." O nein, der Idealismus lebt noch heute in dem Busen der Besten und Bravsten des deutschen Volks. Idealismus war es, was die deutschen Jünglinge auf die Schlachtfelder von Frankreich trieb, um für Vaterland, Freiheit und Ehre zu streiten; Idealismus ist es, was dem Fürsten von Bismarck nicht gestattet, mag in dem Freunde des Landbaues und der Musen auch oft der Wunsch aufsteigen, gleich Cincinnatus den Pflug zu ergreifen und das Drama durch die Idylle abzulösen; Idealismus ist es, was den greisen Heldenkaiser, bei höchstem Alter, gleich seinen ruhmreichen Ahnherren, dem Großen Kurfürsten *) und dem Großen Friedrich **), mit fester Hand am Staatsruder stehen läßt — ein erhabener Anblick für die Mitwelt, ein Gegenstand des Staunens und der Bewunderung für die Nachwelt.

Wenn es also mit Genugthuung erfüllte, daß es in dem deutschen Künstlerwalde fröhlich keimt und sprießt, so ließ sich doch andererseits das Bedauern nicht unterdrücken, daß in keinem der eingesandten Entwürfe Geibel's Persönlichkeit zum glücklichsten Ausdrucke gelangte. Es drängte sich der Ruf auf die Lippen: „Ist kein Rietschel da?" Er wäre vor allen berufen gewesen, Geibel dem deutschen Volke in Erz darzustellen. Niemand war so wie er befähigt, das Wesen deutscher Dichter richtig zu erfassen und sie ihrem Volke im Bilde vorzuführen. Rauch, der, wie alle genialen Männer, keinen Neid kannte und schöne Leistungen, mochten sie auch seine eigenen Arbeiten in Schatten stellen, freudig willkommen hieß; Rauch, den es keinen Augenblick verdroß, als nicht er, sondern sein Schüler Rietschel auf der pariser Weltausstellung des Jahres 1855 den großen Ehrenpreis erhielt; Rauch, der Rietschel's Lessing-Statue über sein Friedrich's-Denkmal stellte, wünschte die Büste Ludwig Tieck's aus der Hand Rietschel's, weil dieser für derartige Aufgaben unter den deutschen Künst-

*) In den diplomatischen Correspondenzen jener Tage wird diese Meisterschaft des „alten, wetterfesten Steuermannes" bewundert und beneidet. („Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Von Ludwig Häusser", I, 52.)

**) Vivre et mourir en Roi, war sein großes Wort der Pflicht und Ehre. („Herder's sämmtliche Werke", XVIII, 325.)

lern der damaligen Zeit den meisten Beruf hatte. In dem Briefe, in dem Rauch seinen Schüler und Freund ersuchte, für Tieck seinen Meißel zu ergreifen, gab er den Wink, den Dichter recht heroisch, ja nicht zu zahm, aufzufassen. Solche Mahnung hätte allen Bildhauern gutgethan, als sie die Statue Geibel's im Geiste zu schaffen begannen. Im Standbild dieses Dichters muß zum Bewußtsein gelangen, daß er in seinem berühmten Gedicht an Georg Herwegh die Worte ausrief: „Ein freier Priester freier Kunst, hab' ich der Wahrheit nur geschworen." Hieran muß um so mehr erinnert werden, als auf Geibel die Behauptung paßt, die Gervinus in dem ersten Bande seiner deutschen Literaturgeschichte ausspricht, daß „seit Pindar die größten Dichter am leichtesten dem Vorwurfe der Fürstendienerei ausgesetzt gewesen". Daß dieser Vorwurf eine ernstere Prüfung nicht aushält, daß Geibel's stolze Behauptung, er habe nur der Wahrheit geschworen, für ihn und alle echten Dichter zutrifft, beweisen zahlreiche Beispiele aus dem Leben der Jünger Apollo's. Blicken wir zuerst ins Alterthum! Da treffen wir auf Dionys von Syrakus, dem große Eitelkeit und die nie ermattende Schmeichelei seiner Höflinge eingeredet hatte, daß er ein bedeutender Dichter sei. Er hätte nun gern in sein goldenes Diadem das werthvollere Reis des grünen Lorbers geflochten. Da er aber doch nicht so thöricht war, auf die Schmeichelei seiner Höflinge seine Befähigung zur Poesie zu gründen, so ließ er einen Mann von Fach herbeirufen: den Dichter Philoxen. Dieser schmachtete damals in dem abscheulichen Kerker, wo Dionys alle diejenigen gefangen hielt, die seiner Tyrannei gefährlich zu werden drohten. Er glaubte nun, daß der Dichter zahm geworden sei und das sprechen werde, was er hören wollte. Als Philoxen vor ihn geführt ward, las er ihm Verse vor, die er gedichtet hatte, und die, wie er hoffte, ihm Lob eintragen sollten. Doch Philoxen war ein Priester der Wahrheit. In seinen Worten: „Laß mich in mein Gefängniß zurückführen!" lag die vernichtendste Kritik. Als der gar nicht poetische Ludwig XIV. auch einmal der Manie des Reimens verfallen war und das von ihm Niedergeschriebene dem von ihm sehr ausgezeichneten Boileau vorlas, sagte der französische Aristarch: „Sire, es ist Ihnen nichts unmöglich. Ew. Majestät wollten schlechte Verse machen, und Sie haben sie gemacht."

Selbst Grillparzer, dieser so sanfte, liebevolle und seinem Kaiserhause treu ergebene Mann, verstand sich dem Erzherzoge Ferdinand Max gegenüber, der geistvoll, feinsinnig, aber kein eigentlicher Dichter war, in Bezug auf dessen Verse zu keinem Worte der Anerkennung. Der Erzherzog wandelte einst zur schönen Sommerszeit traumverloren in dem schönbrunner Schloßgarten. Als er ein Epheublatt erblickte, pflückte er es ab und schrieb schnell ein Gedicht nieder, das plötzlich in ihm entstanden war. Da er Grillparzer's großes Talent und liebenswürdige Persönlichkeit verehrte, so sandte er ihm Blatt und Gedicht als Zeichen seiner Huldigung. Grillparzer dankte in seiner Antwort warm und, wie es einem Prinzen des Kaiserhauses gebührte, ehrerbietig für die ihm erwiesene Aufmerksamkeit. Das Gedicht erwähnte er mit keiner Silbe. Er ließ sich bei seinem Schweigen von der Horazischen Vorschrift leiten:

— — — Mediocribus esse poëtis,
Non homines, non dî, non concessere columnae.

Daß der Dichter den Fürsten wie dem Volke gegenüber vollkommene Unabhängigkeit zu bewahren und den Standpunkt der Freiheit, des Rechts und des Maßes, ohne die geringste Abweichung, einzuhalten habe, ist von Geibel in schwungvollen Strophen ausgesprochen worden. Er ruft den Dichtern zu:

Nicht sollt ihr euch vor Thronen beugen,
Noch knieen, wo der Pöbel kniet!
Die ew'ge Wahrheit braucht der Zeugen,
Und Opferfeuer sei das Lied!

Als Geibel durch den süßen Wohllaut und die tiefe Innigkeit seiner Lieder schnell einer der beliebtesten Dichter Deutschlands geworden war, scheute er sich nicht, die erworbene Gunst, die sicher die Brust des blondgelockten Jünglings freudig hob, aufs Spiel zu setzen, weil die Wahrheit*) dies Opfer von ihm heischte. Geibel trat der überreizten Tagesmeinung entgegen, indem er in seinem Gedicht an Herwegh erklärte, auf dem von jenem eingeschlagenen Wege erreiche man nicht die Freiheit und Größe Deutschlands, sondern zerstöre, wie Herostrat, die Heiligthümer der Nation. Das Jahr 1848, das mit reichen Verkündigungen, aber auch mit vielen Vergewaltigungen hereinbrach, gewährte dem Dichter, der Freiheit und Gesetz gleich liebte, keine rechte Freude, weil er das Maß vermißte. Nur einmal leuchtete sein Auge im hellsten Glanze, als man in Frankfurt am Main den König von Preußen zum deutschen Kaiser gewählt hatte.

Als Lübeck seinen großen Sohn in so feierlicher Weise zu Grabe trug, wie es bisher in keiner deutschen Stadt einem Dichter zutheil geworden war, wenn wir Hamburg ausnehmen, das in Bezug auf die Bestattung Klopstock's im Anfange unsers Jahrhunderts ein nachahmungswürdiges Beispiel gegeben; als aus allen Theilen Deutschlands die Vertreter der deutschen Presse nach dem Vororte der alten Hansa geeilt waren, um dem edeln Dichter die letzte Ehre zu erweisen und zugleich für die auf ihr Wort horchenden Leser eine treue Schilderung heimzubringen: da vernahmen sie in der herrlichen St.-Martinkirche, wo, gemäß der Bestimmung des lübecker Senats, ihnen weite, würdigste Sitze eingeräumt worden, von der Kanzel herab eine zu Herzen sprechende Charakteristik des Verstorbenen. Der Hauptpastor Trümmer, ein Schwager Geibel's, gedachte in seiner Rede auch des Tages aus dem Jahre 1849, als

*) Enfin, audessus même de l'amour de la gloire il y a encore un sentiment plus pur, l'amour de la vérité qui fait des hommes de lettres comme les prêtres guerriers d'une noble cause; ce sont eux qui désormais doivent garder le feu sacré. („De L'Allemagne, par Mme La Baronne de Staël-Holstein", II, 9.)

in Lübeck die Kaiserwahl bekannt ward. Da sei er über die Straße gegangen, und Geibel, der ihm begegnete, habe ihm jubelnd zugerufen: „Wir haben einen Kaiser!" Ja, auf Kaiser und Reich hat von jeher Geibel's Sinn gestanden, wie er es ausspricht in seinem Briefe an den König Ludwig von Baiern. In seinen „Spätherbstblättern", dieser letzten, gereiftesten Frucht seiner reinen Muse, dankt er dem Geschicke für zwei große Freuden, die ihm vor seinem Scheiden noch zutheil geworden: die Siege des deutschen Volks und das Deutsche Reich, das aus ihnen erstanden.

Wie Geibel nicht gezögert hatte, seine große Beliebtheit beim deutschen Volke zu gefährden, als er vor Ueberstürzung warnte und das Treiben der Ochlokratie *) für ein Greuel erklärte, so eilte er, ein Herold, der Gesammtheit voran, als es galt, den König Wilhelm zum deutschen Kaiser zu küren. Dies geschah im Jahre 1867. König Wilhelm weilte als Gast in dem ehrwürdigen Lübeck und ward dort mit jener Liebe und jenem Jubel empfangen, wie er sie antrifft in jedem Gau und jeder Stadt des großen Vaterlandes. Geibel sprach nun in einem Gedicht, das dem König überreicht ward, den Wunsch aus, daß der preußische Aar in seinem glücklichen und ruhmvollen Fluge das Ziel erreichen möge, dessen Erlangung und feste Behauptung die Bedingung sei für Deutschlands Größe und Unabhängigkeit. Diese Worte hallten wieder an der Isar, am Rhein und am Neckar. Geibel war sich wohl bewußt, daß wegen seines Hinweises auf Preußen, als das Heil Deutschlands, eine Zeit großer Entbehrung für ihn hereinbrechen könne. Denn der Dichter der „Juniuslieder" hatte nicht, wie der Dichter der „Jungfrau vom See", eine jährliche Einnahme von 70000 Thalern. Man hat, um uns die zürnenden Worte Heinrich von Treitschke's anzueignen, „an die häßliche Schwäche der deutschen Gesittung" zu denken, „an den unanständigen Geiz, den die deutsche Lesewelt ihren Schriftstellern entgegenbringt". Geibel wurde demnach, als er, ein kühner Herold, das verkündete, was dem deutschen Volke noththat, die Armuth eines Camoëns, eines Cervantes, eines Grafen Leopardi bedroht.

Daß eine deutsche Harfe in Betreff Geibel's nicht, wie einst Beranger in Betreff Chateaubriand's, zu klagen hatte: „Pauvre aujourd'hui comme le vieil Homère", ward durch durch den Fürsten verhindert, der dem Dichter sein Ideal deutscher Treue, deutscher Frommheit, deutscher Bescheidenheit verwirklichte.

Geibel also, der, wie alle echten Dichter, muthig für seine Ueberzeugung einstand und der Wahrheit und dem Heile seines Volks jegliches Opfer zu bringen bereit war, Geibel darf nicht einzig als weicher Lyriker aufgefaßt werden, sondern zugleich als männliche, selbstbewußte Persönlichkeit, die Freiheit betonend gegenüber den Fürsten, das Maß empfehlend gegenüber dem Volke. In dem Gedicht, wo Geibel von seinen Lesern Abschied nimmt, klagt er darüber, daß sie, die bei „des Jünglings unvollkommenen Spielen allzu früh in Beifall sich ergossen" — Geibel war bescheiden, wie alle großen Männer — „seinem Ernst nur ein halbes Ohr erschlossen". Er wünscht nun, in seiner Totalität erfaßt zu werden. Der letzte Vers dieses Gedichts lautet: „Und wägt ihr mich, so wägt den ganzen Dichter."

Bei Geibel muß das deutsche Volk stets eingedenk sein, daß er nicht blos gesungen „von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt", sondern auch von allem „Hohen, was Menschenherz erhebt". Er war kein Romantiker, der sich ins Mittelalter flüchtete, sondern der frischeste Sohn der Gegenwart und ein kräftiger Förderer ihrer edeln Bestrebungen. Sein deutsches Vaterland liebte er, wie der Athener die Stadt der Veilchen, wie der Römer die Stadt der sieben Hügel, wie William Pitt sein Altengland. Er singt von sich:

Seit zum Jüngling ich erstand
Aus der Kindheit Traume,
Dir gehör' ich, Vaterland,
Wie das Blatt dem Baume.

Dieser deutsche Tyrtäus nun, der, wäre er im Jahre 1870 ein Jüngling gewesen, gleich Theodor Körner zum Schwerte gegriffen hätte, wird gemäß der Entscheidung der Preisrichter, in dem ihm zu errichtenden Denkmale seinem Volke sitzend, als ein gebrochener Mann vorgeführt. Wie Preisrichter in Bezug auf Dramen und Gedichte häufig nicht glücklich waren, und ihre Ansicht meist von der, wenn auch anfangs schwankenden und irrenden, aber zuletzt doch das Rechte treffenden Volksstimme nicht getheilt ward, so wird es auch wahrscheinlich bei Geibel's Standbilde der Fall sein. Wenn hier und da angeführt ward, daß die Lübecker ihren Geibel so sehen sollten, wie er ihnen in seinen letzten Lebensjahren auf Spaziergängen begegnet sei, so kann diese Ansicht sich bei näherer Prüfung nicht behaupten. Einmal gehört das zu errichtende Standbild nicht den Lübeckern allein, sondern dem ganzen deutschen Volke, das in diesem seinem Lieblingssänger die schönsten Seiten seiner Nationalität: Kraft, Treue, Innigkeit, Frommheit, fest ausgeprägt findet. Wie es aufs bereitwilligste für das Denkmal beisteuerte, so wird es in eifriger Wallfahrt nachforschen, ob der Geibel in Erz solche Züge und solche Haltung zeige, wie sie seinem Genius entsprechen.

Ludwig Brunier.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

*) Das allertiefste Weh' war mir geschehen;
Denn meiner Sehnsucht Bild, nun war's gekommen,
Doch wüstverzerrt, ein Greuel anzusehen.

Zur Charakteristik Voltaire's.

(Beschluß aus Nr. 19.)

Voltaire's Leben und Werke von Richard Mahrenholtz. Zweiter Theil: Voltaire im Auslande (1750—1778). Oppeln, Franck. 1885. Gr. 8. 5 M.

Als Dramatiker verfaßt Voltaire eine Reihe von Theaterstücken, die mehr und mehr zu reinen Tendenzdichtungen werden und den Zwecken der Aufklärung dienen sollen. Der „Tancrède" (1760), noch im Geiste Racine's gedichtet, bildet gleichsam die Grenze zwischen den frühern Dramen und denjenigen dieser Periode; das Stück stellt den rhetorischen Prunkstücken, welche damals den Ton der tragischen Dichtkunst bestimmten, eine tief empfundene Schilderung der Liebe und Ritterlichkeit in gelungener Weise gegenüber; die „Olympie" ist schon eine reine Tendenzdichtung, der alle dramatischen Gesichtspunkte aufgeopfert werden; der „Socrate" besteht nur aus einer Reihe loser Scenen, die gegen Glaubensverfolgung und richterliche Willkür gerichtet sind und den Deismus verherrlichen; der „Saul" ist eine frivole Parodie der alttestamentlichen Ueberlieferung; das „Triumvirat" ist zwar ohne verletzende Schroffheit, entbehrt aber einer Hauptperson und eines Hauptinteresse; die „Scythes" schildern die Launen der Hofgunst, welche Voltaire emporgetragen und dann der Verbannung preisgegeben hatten, in tief empfundener Weise; die „Lois de Minos" sind ein Gemälde des aufgeklärten Despotismus; der „Don Pèdre" empfiehlt die constitutionelle Monarchie und bekämpft den Feudalismus. Die übrigen dramatischen Dichtungen Voltaire's tragen die Spuren seines Greisenalters und sind entweder rein tendenziös wie die „Guèbres" 1768 oder rhetorische Prunkstücke wie die „Sophonisbe" und die „Pelopides"; auch die letzte Tragödie Voltaire's, die „Irène", verdankt ihren Erfolg der packenden Schilderung des französischen Absolutismus. Weit mehr geeignet für die Bühne sind dagegen, außer der schon angeführten „Ecossaise", die im Grunde nur ein polemisches Pamphlet war, die folgenden drei letzten Komödien: „Le droit du seigneur", eine witzige Darstellung des „jus primae noctis", „Charlot", eine Verherrlichung des aufgeklärten Despotismus und Verspottung der unmenschlichen Rechtspflege, die noch zu Voltaire's Zeit so viele blutige Opfer forderte, und „Le dépositaire", eine Brandmarkung der salbungsvollen Heuchelei und wohlüberlegten Erbschleicherei geistlicher Schurken.

Als Philosoph verfaßte Voltaire das „Dictionnaire philosophique", die „Questions sur l'encyclopédie", sowie eine große Anzahl kleinerer Abhandlungen wie „De l'âme", „Tout en dieu", „Le philosophe ignorant". Außerdem kleidet er seine philosophischen Ideen in die Formen lyrischer und satirischer Dichtung und sucht sie vor allem durch seine geistreichen, von einer unerschöpflichen Phantasie zeugenden Romane zu verbreiten, durch welche er zum Liebling der im Taumel von Vergnügungen aufgehenden Salonwelt von Paris und von ganz Europa wird. Zu jenen Dichtungen gehören: „Le Songe creux" und „Thalamé et Macare", „Les Systèmes", „Le Marseillais et le lion", „Jean qui pleurt et Jean qui rit", zu den Romanen: „Zadig", „L'Ingénu", „Le Candide", „La Vision de Babouc" u. s. w. Welches ist nun im wesentlichen das Resultat der Philosophie Voltaire's in dieser spätern Periode? Es ist zunächst ein negatives; denn wie oft auch Voltaire in den angeführten Werken von Gott als dem persönlichen Schöpfer und Regierer der Welt, von seiner Allmacht und Weisheit zustimmend sprechen mag, wie oft er auch an einen Leibniz und Newton sich anlehnt: seine Philosophie läuft immer auf die Niederwerfung des positiven Christenthums und die Abweisung aller bisherigen philosophischen Ueberlieferungen hinaus. Der positive Theil seiner Ueberzeugungen, soweit sich ein solcher aus den ewigen Widersprüchen des unverbesserlichen Skeptikers herausfinden läßt, besteht in einigen aphoristischen Sätzen: „Gott ist eine nothwendige, ewige Macht, welche die ganze Natur beseelt, auf deren nähere Kenntniß wir jedoch verzichten müssen — die Welt im physischen wie geistigen Sinn entwickelt sich nach innewohnenden, unabänderlichen Gesetzen, der Wille des Menschen kann daher nicht unbeschränkt frei sein. Die sinnliche Wahrnehmung ist die Quelle aller Ideen des Menschen; dennoch gelangt derselbe zu allgemein gültigen, aber nicht angeborenen moralischen Begriffen. Der Mensch ist an sich weder gut noch böse; er ist mit den Anlagen der Tugend und des Lasters geschaffen, deren Entwickelung das Werk der Erziehung und äußerer Einwirkung ist. Die Leidenschaften sind die Ursache des Fanatismus und des Aberglaubens. Das Gemeinwohl stimmt mit dem richtig verstandenen Einzelinteresse überein. Das jenseitige Leben ist ein unbegreifliches Nichts, das Diesseits eine Komödie." Ueber alle Metaphysik stellt aber Voltaire eine epikuräische Lebensphilosophie, nach welcher er alle Dinge dieser Welt für Seifenblasen und selbst den Tod nur für einen schmerzlosen Schlaf hält, nach welcher ihm neben der Weisheit als ernstem Lebensziel das sinnliche Vergnügen als angenehmer, ungefährlicher Zeitvertreib erscheint. Nur durch seine spätesten lyrischen Dichtungen geht bisweilen ein schmerzlicher Zug; es ist da, wo er nur der Einsamkeit den Besitz des wahren Glücks zuschreibt.

Als Politiker richtete Voltaire zunächst seine schärfsten Angriffe gegen kirchliche und staatliche Unterdrückung und Verfolgungssucht; denn noch war die Zeit der Hugenottenverfolgung, der Dragonaden, Hinrichtungen und Verbannungen nicht vorüber: im Jahre 1762 verurtheilte das Parlament zu Grenoble, ein bereitwilliges Werkzeug der Geistlichkeit, dreihundert Reformirte zu schimpflichen Strafen, und das toulouser Parlament ließ sogar einen hugenotti-

Prediger und drei Edelleute am Galgen enden, weil sie Psalmen gesungen. Gegen diese Verfolgungssucht trat nun Voltaire bei folgenden Veranlassungen in der edelsten Weise auf. Die Priesterpartei in Toulouse hatte den alten Protestanten Calas beschuldigt, seinen Sohn, weil er zum Katholicismus sich geneigt, aus dem Wege geschafft zu haben. Er ward zum Tode verurtheilt und gerädert; als nun auch seine Familie als mitschuldig verurtheilt werden sollte, war es dieser gelungen, in die Nähe Voltaire's zu gelangen und in ihm einen hochherzigen Anwalt zu finden. Er setzte seine Zeit, sein Vermögen, seine Verbindungen in und außerhalb Frankreichs daran, die getroffenen Entscheidungen des toulouser und pariser Parlaments durch ein Urtheil im königlichen Conseil umzustoßen und die Familie Calas durch königliche Gnade zu entschädigen. Nur die reinste Menschenliebe, die lauterste Hingabe an die gerechte Sache hatten Voltaire bei dieser Angelegenheit geleitet (1763). Ebenso edelmüthig verwendete er sich für den Calvinisten Sirven, den das Gericht verhaften wollte, weil er seine gewaltsam zur Nonne gemachte und aus Verzweiflung darüber in die Fluten getriebene Tochter ertränkt hätte. Voltaire gewährte ihm Schutz und Unterhalt in Ferney und wirkte in Toulouse so erfolgreich für ihn, daß er freigesprochen und entschädigt wurde (1771). Voltaire protestirte ferner gegen die grausame Hinrichtung la Barre's, der zwar bei einer katholischen Procession sich unehrerbietig benommen, aber im Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen verurtheilt worden war; er beschützte wenigstens la Barre's Mitschuldigen und Freund Etallonde. Aber auch da, wo Voltaire's kirchenfeindliche Stellung gar nicht in Frage kam, nahm er sich der Opfer einer unmenschlichen Justiz an: so rehabilitirte er das Andenken des vom pariser Parlament wegen seiner unglücklichen Kriegführung in Indien hingerichteten Generals Lully, indem er eine Cassirung dieses viel zu grausamen Urtheils bewirkte; so rettete er ferner den zu dreiundzwanzigjähriger Galerenstrafe verurtheilten Hugenotten Espinasse und erlangte die Herausgabe seines confiscirten Vermögens. Jedoch nicht blos einzelne entriß Voltaire einer barbarischen Justiz und den Folgen der kirchlichen wie staatlichen Misstände; auch als Advocat unterdrückter Volksklassen hat er seinen Namen allen Freunden der Humanität theuer gemacht; so suchte er den Bauern von St.-Claude, welche von ihren Stiftsherren auf Grund gefälschter Documente zu Leibeigenen gemacht worden waren, die Freiheit wieder zu verschaffen, und wenn ihm auch dies nicht gelang, so hatten seine Bemühungen doch zur Folge, daß man in Sardinien die Leibeigenschaft aufhob, und daß Ludwig XVI. die Leibeigenen der königlichen Domänen befreite.

Diesen Kampf gegen kirchliche wie staatliche Verfolgungssucht führte aber Voltaire nicht blos in praktisch eingreifender Weise, sondern auch theoretisch durch schneidende Flugschriften, welche er aus Anlaß der erwähnten Greuelthaten in die literarisch gebildeten Kreise Europas schleuderte; zu diesen gehörte unter andern der berühmte „Traité de Tolérance" (1763), eine scharfe Kritik der herrschenden kirchlichen und rechtlichen Zustände und ein Nachweis der Thatsache, daß die Duldung verschiedener Confessionen, weit entfernt die Ruhe und Ordnung des Staats zu stören, ihre zuverlässigste Bürgin sei. Hierbei kam jedoch Voltaire zu der Einsicht, daß jene kirchliche Verfolgungssucht solange triumphiren werde, als das Parlament und die Gerichtshöfe ihre eifrigsten Vertreter blieben; er begrüßte daher die im Jahre 1772 eintretende Auflösung des der Regierung feindlichen pariser Parlaments und der von ihm abhängigen Provinzialparlamente mit unverhohlener Freude und fand hierin die Veranlassung zu seiner nunmehr eintretenden Wirksamkeit als Reformator der französischen Justiz, deren Wirrwarr und Unklarheit ebenso groß war wie ihre Härte und grausame Willkür. In Schriften wie „Essai sur les probabilités en fait de justice", „Prix de la justice et de l'humanité", ein Commentar zu des Italieners Beccaria Werke „Sulle delitti e dei peni" (einer Verbesserung der Gesetze und des Proceßverfahrens) kritisirte er nicht allein die bestehenden zahllosen Uebelstände, sondern stellte auch Forderungen auf, die ihn als leuchtenden Vorläufer des heutigen Liberalismus erscheinen lassen. Voltaire forderte unter anderm das Recht uneingeschränkter Vertheidigung, die Confrontirung der Zeugen und der Angeklagten, die Verhängung schwerer Strafen nur auf Grund thatsächlicher Beweise, die Anwendung der Todesstrafe nur aus Rücksicht auf das allgemeine Wohl. Ferner, das Zeugenverhör soll ebenso öffentlich wie ausgedehnt sein; die Gefängnisse müssen so eingerichtet werden, daß sie die Gesundheit der Verhafteten nicht schädigen, und daß nur Verbrecher einer und derselben Qualität in dasselbe Gefängniß eingesperrt werden; die Geistlichkeit hat sich den Gesetzen des Landes zu unterwerfen und darf nicht einen fremden Bischof anstatt des Königs anerkennen, die Religion muß Staatsreligion werden, die Staatsomnipotenz die ganze Leitung der kirchlichen Dinge umfassen und in alle innern Angelegenheiten des Cultus eingreifen dürfen; die Steuerfreiheit der Kirchengüter, der Zehnten und sonstige Abgaben sowie die besondere Gerichtsbarkeit der Geistlichen soll aufgehoben werden und die geistliche Wirksamkeit sich auf Beten und Messelesen beschränken, auch sollen alle Confessionen und Stände das gleiche bürgerliche Recht besitzen. Endlich forderte Voltaire noch die Beseitigung aller Rechte des mittelalterlichen Feudalismus, aller Beschränkungen der Handels-, Gewerbe- und Preßfreiheit, alles Zunft- und Kastenwesens; ja sogar das englische Geschworenensystem, das Selfgovernement, und eine constitutionelle Verfassung schwebten Voltaire in fernen Umrissen vor. Und alle diese gewaltigen Reformpläne schienen unter Ludwig's XVI. großem Minister Turgot in der That zur Ausführung zu gelangen; allein mit seinem Nachfolger Necker kehrte die alte Zeit des Feudalismus wieder, und erst die Revolution verwirklichte, was Voltaire in seiner Einsiedelei zu Ferney ausgesonnen hatte.

Als Feind des historischen Christenthums tritt uns Voltaire in einer fast unübersehbaren Zahl von Schriften entgegen; der eine Theil derselben, wie die unter dem Einfluß des englischen Freidenkers Bolingbroke verfaßten historisch-theologischen Streitschriften und kritischen Essays: das „Examen important de Milord Bolingbroke", die „Questions de Zupata", die „Histoire du Christianisme", die „Lettre sur les Juifs", die „Bible enfin expliquée", die „Fragmens historiques sur l'Inde" u. s. w., ist seiner gelehrten Richtung nach für die feinen gebildeten Kreise der Gesellschaft bestimmt, der andere Theil ist populär gehalten und wendet sich an den ohne historische Kenntnisse und literarische Bildung aufgewachsenen Bürgerstand; derselbe zerfällt in Dialoge wie „Dialogue entre un docteur et un adorateur", in Triloge wie „Conversation de Lucien, d'Erasme et de Rabelais dans les Champs Elisées", in Briefe wie „Lettre d'Amabet", in Flugschriften wie „Discours aux Welches", „Le Cri des Nations" und wiederum in Romane, kleine Erzählungen und Gedichte, deren Formenreiz und witzige Anmuth die Bosheit des alten Spötters so leicht vergessen lassen, wie der Roman „L'Ingénu", „La Princesse de Babylone", die „Contes en vers". In diesen Schriften tritt nun Voltaire zunächst gegen die jüdische Nation und Religion auf; er brandmarkt ihre religiöse Ausschließlichkeit, ihren nationalen Hochmuth und niedrigen Bildungsstand; er kritisirt mit mephistophelischer Bosheit die Wunder, Widersprüche, Strafgerichte im Alten Testament, den Misbrauch, der mit dem Namen und Willen Jehova's in den blutigen Schlächtereien der Kananiten getrieben wird; er tadelt schließlich die Abhängigkeit des jüdischen Glaubens von andern orientalischen Religionen. Hierauf wendet er sich gegen die Dogmen des Christenthums sowie gegen die kirchliche Darstellung seiner Ausbreitung. Die Wundererzählungen der Evangelien sind entweder aus der abergläubischen, wundersüchtigen Vorstellung der Zeit oder aus berechnender Absicht entstanden; Voltaire glaubt daher nicht an die übernatürliche Geburt Christi, an seine Himmelfahrt, Auferstehung und Krankenheilungen; die Evangelien sowie die Apostelgeschichte, sagt er, haben übrigens eine Göttlichkeit Christi nicht angenommen; sie sprechen nur von dem Auserwählten Gottes, dem Lehrer und Erlöser seines gesunkenen und geknechteten Volks; erst der unklare Schwärmer Paulus hat die später zum Dogma erhobene Ansicht von den zwei Naturen Christi verkündet. Was Jesus lehrte und predigte, war nur der moralische Deismus des Brahmanenthums, eine reine, von priesterlichen Satzungen freie Lehre, keine neue Religion; der Stifter einer solchen, entstanden aus einer Mischung platonischer Lehren und jüdischer Anschauungen, war Paulus. Dieselbe gelangte hierauf zur allgemeinen Verbreitung und Herrschaft dadurch, daß die Christen dem Aberglauben der Zeit durch ihre Legendensucht huldigten und bald eine geschlossene, durch die Bekehrung reicher Heiden zu großem Wohlstand gelangende Kaste bildeten, daß sie die Sklaven und den Pöbel durch die Lehre von der Gleichheit vor Gott zu ihren Bundesgenossen machten, die Parteiungen des Römerreichs und did Kämpfe der Cäsaren untereinander für ihr Emporkommen ausnutzten, bis endlich Konstantin sie zu Stützen seines Throns erhob. So zur Herrschaft gelangt vergalten sie die frühere, selbstverschuldete Unterdrückung durch maßlose Verfolgungssucht, und ihre Bischöfe zu Rom erhoben sich im Laufe der Zeit durch ihr nahes Verhältniß zu den Cäsaren und später mit Hülfe der fränkischen Herrscher zu der Oberleitung der Kirche, zum Papstthum. Endlich richtet Voltaire die scharfen Waffen seiner beißenden Satire oder seines geistreichen Humors gegen die Vergehen und Misgriffe der Päpste, ihre Ausbeutung der Gläubigen, gegen die Verderbniß, Verfolgungs- und Herrschsucht der Priester, gegen die Coulissengeheimnisse der römischen Kirche und sittlichen Schäden des Ordenswesens, gegen kirchliche Erziehung, Heiligencultus und überhaupt jeden frommen Bettel. Wie vernichtend aber auch diese Angriffe auf den Katholicismus sein mögen, so war doch der Kampf Voltaire's nicht gegen alle positiven Lehrsätze und gegen alle innern Einrichtungen der Kirche gerichtet; er wollte die letztern nicht zerstören, sondern unschädlich machen.

Der vierte Abschnitt schildert das Verhältniß, welches Voltaire vornehmlich in den letzten zwanzig Jahren dieser Periode gegenüber der altclassischen und zeitgenössischen Literatur seines Lebens einnahm, berichtet hierauf seine Reise nach Paris sowie seinen daselbst erfolgten Tod und schließt mit einem unparteiischen Urtheil über den Schriftsteller und den Menschen Voltaire. Voltaire war infolge seiner Erziehung und Studienweise nie zu einer richtigen Würdigung der griechisch-römischen Schriftsteller gelangt, und je älter er wurde, desto mehr wandte er dem griechischen und römischen Alterthum den Rücken und setzte die Dichter des „Siècle de Louis XIV." und die Philosophie des 18. Jahrhunderts stets über die Denker und Dichter Griechenlands. Trotzdem hatte er nur Spott und Verachtung für die Literatur und Gesellschaft seiner nächsten Gegenwart; in Gelegenheitsschriften und Dichtungen tadelt er das gesammte Dichten, Denken und Treiben der jüngern Generation, den Verfall der Poesie, das Ueberwuchern des Opernprunkes und der Theaterkritik, und in Satiren wie „Le Russe à Paris", „Le trois empereurs en Sorbonne" (1768) wird die religiöse und politische Heuchelei der pariser Noblesse mit der schärfsten Lauge des Sarkasmus überschüttet; ja in Augenblicken des Unmuths schmäht er das genußsüchtige, heuchlerische Geschlecht des Tags mit dem Scheltwort „Welches", das er sonst nur seinen frommen Gegnern zutheil werden läßt. Allein wie sehr auch Voltaire in dieser Weise Paris und die gesammte französische Gesellschaft brandmarkte: immer hoffte er auf eine Rückkehr in die Metropole europäischer Bildung, und endlich Anfang Februar 1778 gaben verschiedenartige Gründe den Ausschlag zu der über Hals und Kopf und in ungünstigster Jahreszeit unternommenen Reise. Kaum ist jedoch der schon leidende Dichter am 10. Februar in

Paris angekommen, so wird er eine Beute der schlimmsten Aufregungen und Anstrengungen. Die ihm in der Akademie wie im Theater, wo seine Tragödie „Irène“ aufgeführt ward, zutheil werdende Apotheose sowie die Huldigungen der vornehmen Welt ließen in ihm die Sorge für sein Leben zurücktreten, und zuletzt unterlag er der Anstrengung, welche ihm die behufs einer neuen Ausgabe des akademischen Wörterbuchs übernommene Bearbeitung des Buchstaben A verursachte; am 30. Mai 1778 erlöste ihn der Tod vom Uebermaß psychischer und physischer Leiden.

Voltaire arbeitete sein ganzes Leben lang am Fortschritt der Menschheit in religiöser, politischer und socialer Hinsicht; doch können wir, die wir auf seinen Schultern stehen, seine Bestrebungen nicht ohne Einschränkung anerkennen. Wir stimmen ihm zu, wenn er den Aberglauben bekämpft, aber wir wollen nicht, daß mit letzterm auch der Glaube und die kirchliche Tradition herabgesetzt werde; wir ehren seinen Kampf gegen staatliche und weltliche Verfolgung Andersdenkender, gegen die Folter und Marterjustiz des 18. Jahrhunderts wie gegen die barbarische Behandlung der Strafgefangenen, aber wir kennen auch die nothwendigen Schranken gegenüber dem unheilbaren Wahnsinn des Verbrechens; wir theilen seinen Abscheu vor den Greueln des Kriegs, aber wir hoffen von dem Fortschritt der Nationen keinen Weltfrieden und keine Verbrüderung; wir erkennen die noch mangelhafte Einsicht der großen Menge, aber wir verzweifeln nicht an ihrer politischen Zukunft. Als Mensch zeigt uns zwar Voltaire vereinzelte Züge von Kargheit, Habsucht und Gleichgültigkeit gegen die Noth vermögensloser Freunde; er läßt seinen kranken Freund d'Alembert ohne thatkräftige Hülfe; er findet Wagnière's treue Dienste mit einem kargen Legat ab, er verschmäht selbst Wucher- und Gaunergeschäfte nicht, um sich eine unabhängige Stellung zu sichern; aber welchen edeln Gebrauch er auch von seinen Schätzen zu machen wußte, bekunden die Namen Corneille, Calas, Sirven, Etalonde und Ferney.

Adolf Heerklotz.

Eine Dichtung von Adolf Brieger.

König Humbert in Neapel. Ein Gedicht von Adolf Brieger. Leipzig, Reißner. 1885. 8. 1 M. 50 Pf.

Als König Umberto von Italien im Herbst des Jahres 1884, zur Zeit der mörderischen Choleraepidemie in Neapel, der Stadt Pordenone, welche ihn zu einem Wettrennen eingeladen hatte, als Antwort auf diese Einladung telegraphirte: „In Pordenone herrscht Festfreude, in Neapel der Tod — ich gehe nach Neapel“: da weckte der heldenmüthige Entschluß des hochsinnigen Fürsten einen Widerhall in der gesammten civilisirten Welt, der den Namen Umberto mit rückhaltlosester Bewunderung umgab. Das jeder Selbstlosigkeit bare, opfermuthige und von vornehmster Menschlichkeit getragene Verhalten des Königs auf dem Schauplatz des entsetzlichen Dramas selbst mußte die Bewunderung zur Begeisterung steigern. Es stand daher zu erwarten, daß die Dichter und Schriftsteller sich jene Vorgänge in Neapel als trefflich verwerthbaren Stoff nicht würden entgehen lassen. In der That liegt uns nun eine Bearbeitung desselben in einem neuen Werke Adolf Brieger's vor. Sein „König Humbert in Neapel“ trägt nicht das Gepräge einer durch künstliche Erwärmung gezeitigten Treibhausfrucht. Aus innerstem Drang geboren, entquillt das Gedicht der Seele eines echten Poeten. „Es soll der Sänger mit dem König gehn, denn beide wohnen auf der Menschheit Höhn.“ Nun wohl, in der reinen Luft seelischer Hoheit haben Fürst und Dichter sich begegnet; der Dichter beugt willig das Knie vor der moralischen Größe des Fürsten, doch fern von jener Verhimmelung, die den unlautern Boden nicht verleugnet, aus dem manche Kundgebung der Verehrung für gekrönte Häupter schon oft erwachsen ist.

In der Einleitung zu „König Humbert“, welche in trefflichen Hexametern einherschreitet, als deren Meister sich Brieger bereits in seinem „Krösus und Adrastus“ (J. M. Reichhardt, Halle, 1870) erwiesen hat, legt der Verfasser sein Werk der Frau Margaretha Dentone*), gleichsam wie ein geliebtes Kind, das in die Fremde zieht, in die schützenden Freundesarme:

— — Schwer löst mein Lied sich vom Herzen,
Weit in die Fremde zu ziehn: Liebe ja ist es gewohnt,
Jetzt auch heischet es Liebe. Doch wird es sie finden in Deutschland,
Wo im Gemäkel des Markts viele zu fühlen verlernt?
Wird es im Süden sie finden, wo seine Sprache dem Volke,
Welches im Wohllaut schwelgt, fremder und rauher ertönt?
Sieh, da dacht' ich dein, du Freundliche, die du vor Jahren
Uns an der Warthe erschienst als ein beglückender Gast.
Längst bist heimisch du nun, wo der Schönheit leuchtendes Haus ist,
Aber du bleibst auch dort immer dir selber getreu.
Darum leg' ich das Buch, Iphigenie, deinem Gefühle
Freudig vertrauend wie einst, dir in die Hand, an das Herz.
Sage dem Volke von Rom: „Dies Lied sog Athem und Leben
Aus dem Erinnerungstraum goldner Italiafahrt.“

Das eigentliche, aus zwanzig farbenreichen Gesängen bestehende Gedicht bewegt sich in fast durchgängig formschönen Terzinen. Nachdem im ersten Gesange das „von einem sonnigen Gemüth geborene“ Wort: „Neapel sehn und sterben!“ zu einem Hohenlied auf das Eden am „segelbevölkerten“ Golf gesteigert worden, versetzt uns der

---

*) Tochter des als Conrector der Kreuzschule in Dresden 1870 verstorbenen Geschichtsforschers Karl Gustav Helbig und Schwester Wolfgang Helbig's, des Secretärs des archäologischen Instituts in Rom.

Dichter im zweiten Gesange nach Indien in die dumpfige Atmosphäre des Dschungelwaldes, der Geburtsstätte der Cholera:

> Von hier beginnt ein tödlich Schemenwesen,
> Der neue „schwarze Tod" die Schreckensreise,
> Zum Würgen sich die Stätten zu erlesen;
>
> Und wie die Seuche die Mongolengleise
> Entlang zieht, laute Todtenklag' erwacht,
> Denn mordend schreitet sie nach Tschingis' Weise.
>
> — — — — — — — — — — —
>
> Und wo sie klein beginnt, da wächst ihr Schrecken
> Von Tag zu Tage, wächst so riesengroß,
> Daß seine Schatten Erd' und Himmel decken;
>
> Und Myriaden fällt das Todeslos.

In den nun folgenden Gesängen bis zum neunzehnten und zwanzigsten, welch letztere beide gleichsam den Epilog bilden, ist der Schauplatz wiederum Neapel, aber seine glutvollen Kinder wirbeln und drehen sich nicht mehr in charaktervollen Tänzen zum Klange des Tamburin. Ein Trauerflor umhüllt die Stadt, aus welcher Todesseufzer zum Himmel steigen: die Cholera hat ihre furchtbare Herrschaft angetreten. Nichts ist der hohläugigen Mörderin heilig. Unter ihren Geiselhieben bricht liebliche Jugend und kraftvolle Schönheit ebenso machtlos zusammen wie hohes, zitterndes Alter; im Angesicht des sichern Todes verlieren Zucht und Sitte ihr oft schwer errungenes Ansehen; sinnlos geplärrte Gebete mischen sich mit wüsten Gesängen und dem Lallen der Betrunkenen, die der grauenvollen Pest wenigstens nicht unberauscht in die Arme sinken wollen. Furchtbare Verwirrung lagert über der Städteperle am Fuße des Monte-Posilippo: „Die Hoffnung selbst ist diesem Strand entflogen."

Da erscheint wie ein Engel der Erlösung König Umberto auf dem Schauplatz der Verwüstung. Seines Lebens köstlichste Kleinodien, Weib und Kind, hat er verlassen, um, ein echter Vater seines Volks, seinen furchtbar heimgesuchten Kindern in der Ferne zu Hülfe zu eilen. Seine Gegenwart allein wirkt schon Wunder. Die Wogen des moralischen Aufruhrs glätten sich. Das tyrannische Gespenst, welches die Stadt verwüstet, wird unter Umberto's energischer Leitung nun systematisch bekämpft. Im Lazareth, in dem der edle König Trost und Erquickung spendend an jedem Krankenbett verweilt, trifft er mit seinem Gegner, dem Erzbischof Sanfelice, zusammen:

> Und „Friede!" klang es in der Brust den Zweien,
> Und ineinander fügten sie die Hand,
> Und keiner senkte seinen Blick, den freien.
>
> Hat auch des Papstes Spruch den Mann gebannt,
> Der, allzu nah ihm, von dem Quirinale
> Zum Segen waltet im ital'schen Land,
>
> Fühlt doch das Herz des Priesters sich vom Strahle
> Der Liebe mild berührt, die ganz allein
> Zum Dienste Gottes weiht im Erdenthale.
>
> Da glänzt in manchem Aug' ein feuchter Schein,
> Und mancher Geist schaut in der Zukunft Weiten
> Getrennter Brüder innigen Verein.

Die Episode von Fra Macro, dem Mönche, welche im achten Gesange erzählt wird, ist äußerst wirkungsvoll; weniger dramatisch, aber doch von poetischem Gehalt der Gesang, welcher von des Fürsten Cassano opferbereiter Nachahmung des mächtigen Beispiels seines königlichen Herrn berichtet; bis dahin hatte sich Cassano nur dem erschöpfendsten Lebensgenuß hingegeben. Schade, daß auch in diesem Gesange in einem der Schlußverse eine jener Härten sich eingeschlichen, die den glatten Fluß der Verse bisweilen unterbrechen, und die doch der begabte Verfasser ebenso leicht wie einige allzu große dichterische Freiheiten (s. z. B. den sechzehnten Vers im zweiten Gesange) hätte vermeiden können.

Wenn ich übrigens im allgemeinen geringe Verstöße rüge, so muß ich mich, ironisch lächelnd, dabei erinnern, wie unsäglich viele weit gröbere eine Dichtung enthält, die ich kürzlich gelesen. Sie entstammt einer Feder, welche man allgemein für die eines großen Dichters hält und der doch bei allen Schönheiten in letzter Zeit stellenweise förmliche Buschiaden entquollen sind. Ja, was man nicht alles unter dem Schild eines anerkannten Namens auf den literarischen Markt bringen darf! Ungestraft und ungetadelt schüttelt man sie aus dem Aermel, die ungekämmten Kinder seiner Muse, klebt ihnen den Taufschein mit dem Vaternamen an die Stirn, gibt ihnen einen gelinden Puff, sie fliegen in die bereits sehnsüchtig geöffneten Arme des Verlegers, und die Carrière ist gemacht. Das Neueste von N. N., sagen wir z. B. „Lurlei", Romanze von Julius Wolff, ist in jedem „Salon" hochwillkommen, denn auch die Ausstattung — für den Salonbüchertisch eine Hauptsache! — ist elegant, und daß die Dichtung selbst in allen Einzelheiten meisterhaft ist, meisterhaft sein muß, versteht sich bei der urtheilslosen Menge von selbst. Die Zinsen aber von dem Riesenkapital Unverstand schlucken lächelnden Angesichts — Dichter und Verleger.

Adolf Brieger ist ein fleißiger Schriftsteller, was ich nicht in Bezug auf die Menge seiner poetischen Erzeugnisse gesagt haben will. Hohe Achtung vor seiner Muse erfüllt ihn, weshalb er in ihrem Dienste nicht schwelgt, sondern ehrlich arbeitet, soweit sein Lehramt ihm Zeit und Kraft dazu läßt.

Auch der edeln Weiblichkeit, die sich zur Zeit der grauenvollen Epidemie in Neapel ebenfalls in glorreichem Lichte gezeigt, läßt der Verfasser in seinem „König Humbert" Gerechtigkeit widerfahren. Die „stille Gräfin" ist eine Erscheinung von milder Hoheit, der sich die süße „junge Mutter", eine liebliche Kindergestalt aus dem Volke, aufs glücklichste anschließt. Rührend ist der letztern Sorge um die drei engelhaften Waisen, denen die Cholera die natürliche Pflegerin entrissen und denen Marietta, selbst älternlos, die Mutter in zartester und umsichtigster Weise ersetzt.

Ein junger Maler, Harald, vermittelt es, daß die vier lieblichen Kinder der schönen „stillen Gräfin" zum Troste werden in der von ihr selbst in thörichter Verblendung

dereinst verschuldeten Vereinsamung. Inmitten der Verheerung, welche das schleichende, tückische Gespenst der indischen Sümpfe noch immer durch seinen giftigen Athem verbreitet, erblüht ihr die köstliche Blume ihres neuen stillen, aber beseligenden Glückes.

Ich habe von Episoden gesprochen, die das Auftreten neuer Personen der Brieger'schen Dichtung behandeln. In der That sind die Schicksale der einzelnen dramatischen Figuren zumeist nicht direct miteinander verknüpft. Aber dennoch gehören sie, dem leitenden ethischen Grundgedanken der Dichtung nach, zusammen und bilden so eine große geschlossene Gruppe unter dem Banner reinster Menschenliebe, das der hochherzige König Humbert in seltener Selbstverleugnung entfaltet. Es gesellt sich zu ihnen noch die ehrfurchtfordernde Gestalt des Arztes Broschi, der, aus Parma herbeigeeilt, als ein Märtyrer seiner heiligen Mission zu Grunde geht, und seiner Berufsgenossen:

Zwei Meister, wie des Lebens Noth sie braucht,
Und Freunde, seit sie in der Jugend Tagen
Zuerst ins Meer des Wissens sich getaucht,
Die Wahrheit zu ergründen, zu erjagen ...

Die Freunde stehen aber auf grundverschiedenem philosophischen Standpunkt; Bernardo, der Strenggläubige, sucht Guido durch seiner Rede Macht, durch schlagende Beweise zu seiner Ueberzeugung zu bekehren. Aber Guido,

Trüb lächelnd sagt er: „Wahre deinen Glauben,
Der dir ein Trost war manchen schweren Tag.

Ich kann ihn dir, ich will ihn dir nicht rauben;
Doch willst du mich zu dir hinüberziehn,
So predigst du verlornen Spruch dem Tauben.

Drum laß den Streit, der nimmer frommt, uns fliehn;
Des Menschen hülfreich Thun ist sein Gebot.
Ein andres ward dem Weltkind nicht verliehn."

Und vor Bernardo der Genosse steht
Und küßt den Freund, daß es ein Zeichen sei,
Wie wohl sein Herz des andern Herz versteht.

Und wieder gehn ans Liebeswerk die Zwei,
Begeistrung in den ernsten, sanften Mienen,
Der, dem verkannten Gotte trotzig frei,

Der, dem erkannten demuthvoll zu dienen.

Durch die Vereinigung aller Kräfte, selbst der sich sonst abstoßenden und sich widerstrebenden, ist die entsetzliche Pest allmählich zum Abzug gezwunden worden.

Des Uebels hohe Fluten sind zerronnen.
Wohl reißt's auch ebbend manchen noch zur Gruft,
Der schon zu hoffen freudig hat begonnen.

Doch wehet lebenfreundlicher die Luft,
Und immer mehr der Kranken schon genesen
Und sehen diesseit sich der Todeskluft.

Und mancher, der genas, als neues Wesen
Schaut er des Meers, der Erde Herrlichkeit,
Den Himmel, wo der Sterne Schrift wir lesen.

Er schaut in treue Augen, die das Leid
Um ihn geröthet hat in wenig Stunden,
Und liebt sie heißer noch von dieser Zeit.

König Umberto, der furchtlose Apostel der Nächstenliebe,

Er sieht im Geist den Feind im Staube liegen,
Gebändigt durch des Menschen Gegenwehr.

Und die Gedanken, die nach Hause fliegen,
Sie wachsen sehnsuchtsmächtig nach und nach,
Bis sie den letzten Widerstand besiegen.

Heimkehrt er unter seiner Lieben Dach.
Ihn, der entflohn dem huld'genden Gedränge,
Grüßt Kuß und Thrän' im traulichen Gemach:

Sie sagen mehr, als Jubelruf der Menge.

In dem vorletzten, dem neunzehnten Gesange gibt der Dichter seiner Begeisterung für den edeln König eigentlich zum ersten mal directen, gewissermaßen dithyrambischen Ausdruck:

Heil dir, Italia! Emanuele
Hat einen edeln Sohn dir hinterlassen,
Den Mann mit menschenliebend ernster Seele.

Er zwingt den Zorn, er zwingt das grimme Hassen;
Um ihn die Lieb' und die Versöhnung fliegt,
Und Gotteshauch durchwärmt auch stumpfe Massen.

Er hat den Kampf gewagt und hat gesiegt,
Wo mancher selbst der Tapfern würde beben,
Wo Leben ungeseh'nem Feind erliegt.

— — — — — — — — — —

So wird Umberto wohl mit Fug gepriesen;
Wenn Sonnenglanz umstrahlet die Befreier,
So stellt er groß und würdig sich zu diesen.

Der letzte Gesang steht in gewisser Beziehung ganz für sich allein, denn er enthält eine Hymne auf die Befreiung Italiens mit einem vergleichenden Hinblick auf die Erstehung des deutschen Kaiserreichs. Zuletzt aber klingt er in einer Mahnung an alle Völker aus, welche zugleich als eine Nutzanwendung des dichterischen Vorwurfs zu betrachten ist:

Ihr Völker, reicht euch treu die starke Hand!
Den Nachtgeburten schreitet kühn entgegen
In dieses Weltenmorgens hehrem Brand!

Nicht stille stehen dürft ihr auf den Wegen,
Die zu der Brüder Heil und Freiheit führen.
Der Menschheit Feind gilt's in den Staub zu legen.

Wo Noth und Krankheit an die Herzen rühren,
Wo Wahn die Seelen nieder hat gezwungen
Und ihnen sperrt des Lebens goldne Thüren,

Da sei des Geistes lichtes Schwert geschwungen!
Sein Banner weh' im Sturme stolz und frei;
Und bis der Siege köstlichster errungen,

Sei „Vorwärts, Menschheit!" unser Kampfgeschrei!

Marie Schramm-Macdonald.

Literarische Charakteristiken.

Charakteristiken von Erich Schmidt. Berlin, Weidmann. 1886. Gr. 8. 8 M.

Die neuere oder eigentlich neueste Zeit hat eine Gattung kleinerer Aufsätze über Dichtung, Dichter und diesen nahestehende Persönlichkeiten aufzuweisen, welche nicht wenig zur feinern literarischen Bildung des Volks beigetragen haben. Insbesondere ist es höchst erfreulich, daß sich in unsern Tagen tüchtige Fachmänner nicht scheuen, mit Vermeidung alles überflüssigen gelehrten Ballastes sich dieser literarischen Gattung zuzuwenden, man möge dieselbe Essays, Skizzen, Studien oder anders benennen; thatsächlich wurde durch dieselben das Interesse an der Literaturgeschichte — hier ist vor allem diese ins Auge gefaßt — geweckt und wünschenswerthe Aufklärung über alle möglichen Partien derselben verbreitet. Die Vorwürfe, welche grämliche Gelehrte solchen Aufsätzen entgegenhalten, daß in denselben kein Resultat neuer Forschung niedergelegt sei, daß ihnen ernste Wissenschaftlichkeit mangle, daß die Verfasser nur die Aufmerksamkeit der großen Menge erregen wollen, werden bei der Lektüre der wirklich gehaltvollen unter diesen Arbeiten von selbst widerlegt. In vielen derselben wird über dichterische Werke oder Persönlichkeiten ein ganz neues Licht verbreitet, die Resultate gründlicher Untersuchungen in stilistisch vornehmem Gewande dargelegt und, was gerade den besondern Vorzug solcher Studien ausmacht: es wird weitern Kreisen Belehrung und Anregung aus berufener Feder zutheil.

Zu dieser literarischen Gattung gehören die in dem vorliegenden Bande gesammelten Charakteristiken von Erich Schmidt. Der Verfasser derselben hat seinen Namen rasch zu einem der besten auf dem Gebiete literarhistorischer Forschung gemacht; er hat seit seiner ersten größern Veröffentlichung über „Richardson, Rousseau und Goethe" im Jahre 1875 sich insbesondere der neuern deutschen Literatur zugewendet, ohne Engherzigkeit, ohne strenges Festhalten an einem begrenzten Theil, mit Vorliebe jedoch die Literatur des 18. und des 19. Jahrhunderts pflegend, wie die weitern Einzelveröffentlichungen über „Lenz und Klinger", „H. L. Wagner" u. s. w. nachweisen. Sein Hauptwerk über Lessing ist zwar noch nicht ganz abgeschlossen, zeigt aber in den bereits erschienenen Theilen den tüchtigen Gelehrten ebenso wie den gewandten Darsteller, der immer ein größeres gebildetes Publikum im Auge hat. Wenn diese große Arbeit vollendet ist, wird sie die bedeutendste Darstellung sein, die wir von dem Leben und den Werken des großen „Wolfenbüttlers" besitzen. Die eingehende Beschäftigung mit Goethe und das Studium der Werke desselben, welches er seit dem Erscheinen des obenangeführten Buchs ununterbrochen fortsetzte, haben bekanntlich die Aufmerksamkeit des Hofes in Weimar auf Erich Schmidt gelenkt, und er wurde berufen als Leiter des Goethe-Archivs in Weimar diesen literarischen Schatz zu hüten, zugleich als Redacteur und Herausgeber der Schriften der Goethe-Gesellschaft, von denen bereits zwei werthvolle Bände vorliegen. Neuerdings ist er einem Rufe der berliner Universität gefolgt, wo er des verstorbenen Scherer Stelle einnehmen soll. Man wird daher mit erhöhtem Interesse die „Charakteristiken" zur Hand nehmen, welche uns ein Verfasser darbietet, dem so viele werthvolle Quellen zu Gebote standen und der so manches Goldkorn aus denselben zu Tage fördert, dabei aber auch die Resultate seiner Untersuchungen in besonders geschmackvoller Weise vorzutragen versteht.

Was die in den „Charakteristiken" behandelten Stoffe betrifft, so hat der Verfasser insbesondere die deutsche Literatur vom 16. Jahrhundert an bis in die jüngste Zeit ins Auge gefaßt, sich jedoch nicht gerade auf das Gebiet der eigentlichen Literaturgeschichte beschränkt, wie die Aufsätze über „Die Entdeckung Nürnbergs" oder „Der Kampf gegen die Mode" nachweisen, sondern zugleich interessante Culturbilder entworfen, zu welchen allerdings die Werke der in jener Zeit lebenden Dichter das beste Material boten. Die Reihe eröffnet eine Studie „Faust und das 16. Jahrhundert", worin mit kräftigen Strichen die Entwickelung der Faustsage und ihre Ausbildung auf Grundlage der Ideen des Humanismus und der Renaissance-epoche gezeichnet erscheint. Der Verfasser beleuchtet mit hellen Schlaglichtern die ganze Periode, durch welche sich die titanische Faustidee fortgebildet und die einzelnen Momente, welche hierfür von besonderer Wichtigkeit waren. Insbesondere sind Faust und Luther als die zwei großen entgegengesetzten Vertreter ihres Jahrhunderts in geistvoller Weise einander gegenübergestellt. Eine genaue Analyse des Volksbuchs über Faust weist den Grundgedanken der ganzen Fausthistorie nach, welchen Erich Schmidt mit Rücksicht auf die Episode mit der griechischen Helena in dem Satze zusammenfaßt: „Der Forschertitanismus der Renaissance vermählt sich mit der Formschönheit der Antike; ihrem Bunde entsprießt ein allwissender Sohn." Der Verfasser schließt seine Studie mit dem Hinweise auf Marlowe, welcher die erwähnte Idee zum ersten mal in dramatischer Form zum poetischen Ausdruck gebracht hat.

Eine beachtenswerthe literarhistorische Skizze liegt in dem Aufsatz „Ariost in Deutschland" vor, welcher die echt poetischen Seiten der Dichtungen des großen Italieners hervorhebt, wozu eine interessante Beigabe die Probe von deutschen Uebersetzungen aus dem „rasenden Roland" bildet vom Jahre 1636 an bis zu Gildemeister's formschöner Uebertragung von 1882. Die Humanisten und insbesondere die Satiriker des 17. Jahrhunderts bieten dem gründlichen Kenner derselben in dem „Kampf gegen die Mode in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts" reichen Stoff zu einer Darstellung jener Modethorheiten, welche in der Nachahmung fremdländischen Wesens wurzelten;

auch die Darstellung der eigenartigen niederdeutschen Dichterin Anna Ovena Hoyers liefert eine Culturskizze zur Charakterisirung der Denk- und Dichtweise desselben Jahrhunderts. Die „Simplicissimusfeste in Renchen", jener kleinen Stadt, wo Grimmelshausen im Jahre 1676 sein Leben beschloß und wo Erich Schmidt die Festrede zur zweihundertjährigen Jubelfeier hielt, schildert er in lebendiger Weise und bietet gleichzeitig den vollen Inhalt jener Rede, welche die Bedeutung des Verfassers des Simplicissimus nach allen Seiten hin darstellt. Die weitern Studien sind der Charakterisirung von Dichtern der beiden letzten Jahrhunderte gewidmet. Das 18. Jahrhundert eröffnet, anknüpfend an die vor kurzem erschienene Neuausgabe der Werke Albrecht von Haller's, eine kurze, aber markante Darlegung der Dicht- und Denkweise des ernsten schweizer Poeten. Eine bedeutende Arbeit behandelt „Klopstock", dessen Wichtigkeit für die Geschichte unserer Literatur im einzelnen besprochen wird. Zur weitern Ausführung dient in dem Aufsatz „Ein Höfling über Klopstock" ein Bericht des badischen Hofraths J. D. Ring, welcher sich mit der Persönlichkeit des Dichters der Messiade beschäftigt, allerdings nicht zu dessen Gunsten. Daß die ganze Schilderung durchaus nicht vorurtheilsfrei abgefaßt ist, mögen nur die Schlußworte Schmidt's andeuten: „Ring, der Wielandianer (das löst vieles), war übrigens den Klopstock, Stolberg und Böckmann persönlich ebenso zuwider als sie ihm." Es folgt auf Grundlage des Briefwechsels Johann Martin Miller's mit Voß eine charakteristische ausführliche Darstellung „Aus dem Liebesleben des Siegwartdichters". Eine Untersuchung über „Bürger's Lenore" erörtert die Entwickelung der genannten Ballade von ihrer ersten Entstehung an; eine bisher unbekannte ältere Fassung derselben — wie Schmidt vermuthet, aus Vossens Nachlaß — bildet eine interessante Beigabe zu dem Aufsatz, welcher in der Folge die Textgeschichte der „Lenore" berichtet und in den Anmerkungen werthvolle Beiträge zur Geschichte der Volkspoesie und insbesondere der Volksballade bietet. Die zahlreichen Anklänge aus alten Volksliedern, Sagen u. s. w., in denen gewisse Wendungen und Bilder aus der „Lenore" enthalten sind, hat der Fleiß des Forschers in diesen Anmerkungen zusammengestellt. Der Verfasser dieser Zeilen kann zu dem Absatz „Der Mond scheint hell" einen kleinen Beitrag liefern, welcher, aus dem süddeutschen Alpengebiete stammend, eine hierher gehörige Stelle aus dem Jahre 1767 nachweist. Diese Stelle findet sich in einer handschriftlich vorliegenden Komödie, welche in dem genannten Jahre im Kloster Admont in Steiermark zur Aufführung gelangte. Das an und für sich nicht gerade sehr bedeutende Spiel behandelt Isaak und Rebekka und enthält in der komisch angelegten Rede eines „Nuncius ad Abrahamum", welche zum Theil gereimt abgefaßt ist, die Verse (nach der Schreibweise des Originals):

scheint nit der Mond so hel
reith nit der Tod so schnel —

offenbar ebenfalls als Anklang des unbekannten Komödienverfassers an ein volksthümliches Lied, welches damals, also im Jahre 1767 schon, daselbst verbreitet gewesen zu sein scheint.

Eine Zahl der nun folgenden „Charakteristiken" gehört der Goethe-Literatur an. So finden wir eine anheimelnde Zeichnung der „Frau Rath Goethe", eine ähnliche von „Friederike Brion" insbesondere auf Grund der im Jahre 1877 erschienenen Mittheilungen des Pfarrers P. F. Lucius in Sessenheim abgefaßt, ferner die Aufsätze: „Goethe und «O—ferul»", „Aus der Werther-Zeit", „Frau von Stein" und die Festrede „Marianne-Suleika", welche der Verfasser im Jahre 1884 zu Linz, woselbst Marianne Jung 1784 geboren wurde, gehalten hat. Aber es wurde ihm, um auch eines seltsamen äußern Umstandes zu erwähnen, von seiten der Behörde die Bewilligung zur Abhaltung dieser Rede nur mit der Bedingung gegeben: Goethe dürfe im linzer Theater „ausschließlich nur als Dichter, nicht aber als Philosoph" gefeiert werden. Beiträge zur Geschichte des classischen Literaturlebens in Weimar liefern auch die Skizzen „Friedrich Frommann" und „Zur Schiller-Literatur". In der erstern derselben wie auch in der prächtigen Charakteristik „Heinrich von Kleist als Dramatiker" leitet der Verfasser die von ihm behandelten Stoffe schon auf das Gebiet der Literaturgeschichte unsers Jahrhunderts herüber.

Viele Leser werden dem Autor zu Dank verpflichtet sein, daß er in seinem Aufsatze über „Ferdinand Raimund" den österreichischen romantisch-komischen Dramatiker in seinen einzelnen bezeichnenden Werken vorführt; Paul Heyse's 1877 erschienenes Trauerspiel „Elfriede" bietet die Veranlassung zu einer Uebersicht der „Elfriede-Dramen" und zur Besprechung und kritisch-ästhetischen Beleuchtung des erwähnten Dramas. Endlich seien noch zwei Essays über moderne Schriftsteller angeführt, welche „Berthold Auerbach" und „Theodor Storm" behandeln und insbesondere bezüglich des erstern mancher verbreiteten falschen Anschauung über den Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" entgegentreten.

Nicht ohne Absicht hat Erich Schmidt die Antrittsvorlesung „Wege und Ziele der deutschen Literaturgeschichte" dem Schluß seiner Sammlung angefügt. Sie zeigt gewissermaßen die theoretischen Principien, nach denen der Autor, wie die vorliegende Sammlung nachweist, vorgegangen ist. Diese zu Wien gehaltene Vorlesung läßt uns ersehen, welchen Plan der Literarhistoriker der modernen Schule einzuhalten hat; sie macht uns mit denjenigen bekannt, welche seit dem 17. Jahrhundert die Pfadfinder und Stützen der deutschen Literaturforschung gewesen, insbesondere mit den Bestrebungen eines Opitz, Gottsched, Bodmer, Lessing, Herder, Goethe, Friedrich und W. Schlegel, Tieck u. a. Erich Schmidt's beherzigenswerthe Worte sind:

Literaturgeschichte soll ein Stück Entwickelungsgeschichte des geistigen Lebens eines Volks mit vergleichenden Ausblicken auf

die andern Nationalliteraturen sein. Sie erkennt das Sein aus dem Werden und untersucht wie die neuere Naturwissenschaft Vererbung und Anpassung und wieder Vererbung und so fort in fester Kette. Sie wird die verschiedenen Ausgangspunkte zu vereinigen und ihre Aufgaben umfassend zu lösen trachten.

Eine ganze Reihe von Fragen stellt in diesem Sinne der Verfasser auf, welche die Literaturgeschichte zu beantworten hat, Fragen, welche nicht den bloßen Formalismus betreffen, sondern welche von tiefgehendem Interesse sind und deren Beantwortung uns erst das Bild in seiner vollen Ganzheit und Klarheit erschauen läßt. Welche Wichtigkeit manche dieser Fragen hat, zeige etwa die Stelle:

Wie steht man zum Ausland? Der Begriff der Nationalliteratur duldet gleichwol keinen engherzigen Schutzzoll; im geistigen Leben sind wir freihändlerisch. Aber ist Selbständigkeit oder Unselbständigkeit, größere Receptivität oder Productivität, wahre oder falsche Aneignung sichtbar, und wie hat die deutsche Literatur sich allmählich zu universalistischer Antheilnahme emporgearbeitet?

Wie in diesen, so ist der Verfasser auch in andern Richtungen über alle Engherzigkeit erhaben; er wird jeder Wissenschaft gerecht, welche zu dem Ziel führt, das er anstrebt, hütet sich aber, der trockenen leeren Form sein Hauptaugenmerk zuzuwenden und das geistige Eingehen in den verschiedenen Richtungen dadurch zu beeinträchtigen. Darum betont er auch am Schluß dieser Vorlesung mit Rücksicht auf die zahlreichen aufgeworfenen Fragen:

Je näher die Literaturgeschichte der Beantwortung aller dieser Fragen rückt, je fester sie sich auf die Geschichte, die classische und die deutsche Philologie stützt, je vorsichtiger gegen eitles Aesthetisiren sie regen Verkehr mit der Aesthetik pflegt und eine inductive Poetik verfolgt, um so gewisser wird sie der Gefahr der Phrase sowol als der Trockenheit nie erliegen. Wer Groß und Klein unterscheiden kann, wird bei aller Andacht für das Einzelne kein jämmerlicher Mikrolog werden.

Diese Sätze zeigen, wie der Verfasser von dem Gegenstand denkt, den er sich zum Lebensberuf gemacht hat. Noch seien einige Stellen aus dem letzten Absatz dieser bezeichnenden Antrittsvorlesung hierher gesetzt, welche diese Gedanken weiter ausführen und mit denen unsere Empfehlung von Erich Schmidt's trefflichem Buche abgeschlossen sein möge:

Kunstgeschichte und Literaturgeschichte haben naturgemäß mehr als andere Disciplinen die Möglichkeit und die Pflicht, sich einer anständigen Popularität zu befleißigen, aber eben darum sind sie auf der Hut gegen schlechte Gesellschaft. Der Mitarbeit ernster Dilettanten und einer tüchtigen Tageskritik froh, werden wir uns die Pseudoliteraten energisch vom Leibe halten. Wir werden nicht nach der Ziffer 1832 einen dicken Strich machen, sondern auch neuern und neuesten Schriftstellern lauschen. Analogien der Vergangenheit können unser Urtheil über zeitgenössische Erscheinungen festigen und an der Gegenwart gemachte Beobachtungen uns Aufschluß über Vergangenes spenden.

Anton Schlossar.

Schriften verschiedenen Inhalts.

1. Die Weltstellung Englands, militärisch-politisch beleuchtet namentlich in Bezug auf Rußland von Otto Wachs. Mit 7 Karten. Kassel, Fischer. 1886. Gr. 8. 4 M.
2. Deutscher Pitaval. Vierteljahrsschrift für merkwürdige Fälle der Strafrechtspflege des In- und Auslandes. Herausgegeben von Hans Blum. Erster Jahrgang, drittes und viertes Heft. Leipzig, C. F. Winter. 1886. Gr. 8. Jedes Heft 3 M.
3. Die Sagen der Hohenzollern. Von Oskar Schwebel. Zweite stark vermehrte Auflage. Mit einer Abbildung der Burg Hohenzollern. Berlin, Liebel. 1886. 8. 5 M.

Die britischen Staatsmänner, sagt Otto Wachs in der über „Die Weltstellung Englands" verfaßten Schrift (Nr. 1), hätten stets das eine Ziel planmäßig und im höchsten Maße vor Augen gehabt, Ländermassen auf Ländermassen zu thürmen, das Vaterland zu vergrößern und zu bereichern, ohne über die Mittel, welche zu diesem Ziel führten, sich moralische Scrupel zu machen, und hätten die Oceane als englische Domäne betrachtet, auf der das stolze Lied „Rule Britannia" brausend die Lüfte durchschallte. Aber in der gewaltigen Ausdehnung des Reichs liege, wie dies die Geschichte aller Weltreiche beweise, zugleich seine Schwäche, da die Macht des Reichs, nachdem so bedeutende Verschiebungen auf dem militärischen und politischen Schachbret stattgefunden hätten, für die Aufrechthaltung des Besitzstandes nicht mehr ausreichten und die andern Staaten nicht länger mehr die englische Seehegemonie anerkennen und die Ausbeutung derselben sich gefallen lassen wollten. Da die englischen Colonialgebiete keine zusammenhängende compacte Masse bilden, sondern über den ganzen Erdball zerstreut sind, so sei es zunächst Aufgabe der Flotte, die einzelnen Glieder zusammenzuhalten, die Colonien mit dem Mutterlande und untereinander fest zu verbinden und jede ihr entgegentretende feindliche Gewalt beiseite zu schieben oder zu zertrümmern. Aber diese Flotte mache nicht mehr den Eindruck einer Beherrscherin der Meere; es scheine ihr das tragische Geschick langsamen, aber sichern Verfalls beschieden zu sein. Noch sei Englands Flotte der einer jeden andern Großmacht überlegen, aber nicht der einer Coalition von zwei Mächten wie Frankreich und Italien; ersteres habe sogar fast die gleiche Zahl der Panzerschiffe wie England. Seitdem die Kraft des Dampfes die Macht des Oceans gebändigt habe, das Segel verschwunden, an die Stelle des Matrosen der die Maschine leitende Ingenieur getreten sei und der Torpedo eine so große Rolle spiele, seien die Verhältnisse für die Flotte ganz andere, und niemand könne sagen, wie der Kampf für England ausfallen werde, wenn es mit diesen neuen, theilweise noch unerprobten Waffen einen Seekrieg beginne. Eine Weltmacht zur See, welche nicht zugleich eine Großmachtstellung zu Lande einnehme, könne in unserer Zeit nicht mehr bestehen, und

ebendamit sei die Unmöglichkeit dargethan, daß England, dessen Landheer quantitativ ungenügend sei, qualitativ als Söldnerheer gegenüber den nationalen Heeren die größten Mängel besitze, seinen ausgedehnten Colonialbesitz noch lange behaupte. Der Verfasser weist auf die Rivalen und Hemmnisse hin, mit welchen England im Mittelmeer und dessen Küstenländern, besonders in Aegypten und an der Westgrenze von Indien zu kämpfen haben werde. Dort bereitet ihm die Eifersucht Frankreichs, hier die Ausdehnungspolitik Rußlands große Gefahren. Niederlagen, welche England gegen diese Rivalen erleiden würde, mußten den Aufstand in Indien entzünden, die französische Bevölkerung Canadas, welche schon 1885 sich erhoben habe, zu neuer Empörung reizen und die Losreißung Irlands vom britischen Reiche beschleunigen. Auch findet der Verfasser die britische Süd- und Südostküste nicht gehörig geschützt gegen eine feindliche Invasion, da die Bedienungsmannschaft für die Küstenbatterien nicht ausreiche und die Geschütze weder nach Zahl noch nach Qualität ihrer Aufgabe gewachsen seien, und weist nach, daß die gegenüberliegende Küste Frankreichs weit mehr maritimen und fortificatorischen Schutz habe. Die größte Gefahr für England sieht der Verfasser von dem Zarenreich kommen, das bei einer Ueberfülle an Land nicht den entsprechenden Antheil an oceanischem Küstengebiet habe und deshalb mit Naturnothwendigkeit nach dem Weltmeer, nach dem Besitz militärisch wichtiger und handelspolitisch werthvoller Küsten hingetrieben werde, worin der leitende Beweggrund der Vorgänge in Centralasien und am Balkan zu suchen sei.

Die beiden Hefte des „Deutschen Pitaval", herausgegeben von Hans Blum (Nr. 2), enthalten die „ultramontanen Verbrechen im Canton Tessin (1876—81)", wobei es sich hauptsächlich um den in Stabio verübten Mord und um die Gesetzwidrigkeiten bei den Nationalrathswahlen von 1881 handelt, den „Fall Ittner", welcher seine frühere Geliebte ermordet hatte, den „Proceß Louis Riel" wegen Hochverraths und bewaffneter Empörung in Canada 1885, den von einem Epileptischen verübten Mord oder Todtschlag und den Aufruhr der Socialdemokraten in Leipzig am 26. September 1886. In allen diesen Fällen ist der Thatbestand genau angegeben, das Proceßverfahren lichtvoll dargestellt; die Gründe für und wider sind mit juristischer Schärfe abgewogen, die Erzählung in eine anziehende Form gekleidet. Der letztere Fall bezeichnet eine socialdemokratische Ausschreitung sehr grober Art. Trotz der Herrschaft des kleinen Belagerungszustandes ist Leipzig als ein Herd socialistischer Umtriebe zu bezeichnen. Wiederholt fanden dort socialistische Aufzüge mit rothen Fahnen statt, wenn es sich um das Geleit eines Ausgewiesenen handelte; Flugblätter, welche sich durch die Rohheit der Form und durch die Kundgebung sittlicher Verwilderung auszeichneten, wurden mehrmals nachts ausgestreut. Die Ausweisung des durch seine socialistischen Umtriebe bekannten Tischlers Schumann wurde am 26. September zu einer revolutionären Kundgebung, zu einer Probe brutaler Kraftbemessung benutzt, obgleich ersterm von dem Gericht eröffnet worden war, daß, wenn sich an seine Ausweisung oder seinen Wegzug von Leipzig die geringste Demonstration knüpfen sollte, ohne weiteres zu seiner Verhaftung würde geschritten werden. Ein Zug durch die Stadt wurde in Scene gesetzt, eine rothe Fahne an einer Stange getragen, socialistische Lieder gesungen. Vier Polizeibeamte faßten die Fahne und den Träger, wurden aber von der Menge mit Stöcken und Schirmen furchtbar mishandelt. Sie rafften sich auf, eilten mit Verstärkung dem Zuge bis Möckern nach und verhafteten gegen zwanzig Theilnehmer. Von diesen wurden vier, darunter der ebengenannte Schumann, unter der Anklage des schweren Aufruhrs vor das Schwurgericht Leipzig gestellt. Die Angeklagten leugneten alles, was sie belasten konnte, und nahmen die Mienen harmlosester Menschen an. Aber die Zeugnisse der Polizeibeamten und die Angaben mehrerer anderer, bei der Sache nicht persönlich interessirter Personen waren geeignet, dieses Lügengewebe zu zerreißen. Die Beweisführung war zwar der schwächste Punkt der Anklage, da nur die Betheiligung der vier Angeklagten an einem einfachen Aufruhr zweifellos erwiesen war, dagegen ihre Rädelsführerschaft, ihre eigene gewaltthätige Betheiligung an der Mishandlung der Beamten sich viel weniger feststellen ließ. Wenn die Geschworenen trotzdem die Angeklagten zu mehrjährigen Zuchthausstrafen verurtheilten, so thaten sie es offenbar in der Ueberzeugung, daß jeder derselben nur den geringsten Theil der Wahrheit sagte, geradezu Offenkundiges, Unleugbares leugnete, wofür kein anderer Grund angenommen werden konnte als der, daß sie dadurch die Betheiligung an dem Hauptvergehen verdecken wollten. Daß die Verurtheilten nicht den Recurs anmeldeten und sich der über sie verhängten Strafe unterwarfen, konnte als Beweis dafür, daß der Spruch der Geschworenen das Richtige getroffen habe, betrachtet werden.

In Nr. 51 d. Bl. f. 1878 ist die erste Auflage der „Sagen der Hohenzollern" besprochen worden. Die vorliegende zweite Auflage (Nr. 3) ist fast um das Doppelte vermehrt und enthält besonders manches Sagenhafte aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Der Verfasser, Oskar Schwebel, bezeichnet es als eine auffallende Thatsache, daß in der Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm I., der allem Schwindel feind und allem Geheimnißvollem abhold war, die Sage nicht gediehen ist. Man weiß nur von einer Fiebervision zu erzählen, die freilich er selbst stets für eine Thatsache erklärt hat, von einem nächtlichen Lärm in der sogenannten „Kreppelkammer", als der König auf dem Todtenbett lag, von Träumen berliner Bürger, die sich auf des Königs Tod bezogen, und von dem plötzlichen Tod seines Leibrosses. Die Herrschaft des Aberglaubens beginnt wieder, sobald das Leben des Königs am Erlöschen ist. Der Tochtermann desselben, der Markgraf Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, ist eine für die Sagenbildung sehr günstige Persönlichkeit.

Seine wilden Jagden machten einen solchen Eindruck auf das Volk, daß dasselbe ihn noch heute durch die Wälder der Herrschaft Schwedt im Sturm dahinreiten läßt. Wann der Herbstwind nachts durch die Bäume braust, heißt es im schwedter Ländlein: „der wilde Markgraf ist vorübergezogen." Auch den Anekdotensammlern lieferte dieser Markgraf viel Material. Als Feind des Müssigganges schickte er einer Dame, die in behaglicher Ruhe aus ihrem Fenster schaute, zwei Stück grober Leinwand mit dem Befehl, davon für seine Kürassiere Hemden zu nähen. Einen Pastor, welcher im Schlafrock und Unterbeinkleidern vor seiner Hausthüre stand, ließ er im Vorüberfahren in seinen Wagen steigen, fuhr mit ihm nach Schwedt und schob ihn in das Zimmer der Markgräfin hinein, welche gerade eine große Damencour abhielt. Da seine Gemahlin unter den Ausbrüchen seines Zornes viel zu leiden hatte, schickte sein Schwager, Friedrich der Große, den General Meier nach Schwedt, welcher der Mann dazu war, der markgräflichen Willkür die Stirn zu bieten und die Kraftsprüche des kleinen Tyrannen noch zu übertrumpfen.

Friedrich der Große als geschichtliches Lebensbild ist ein ganz anderer als der „alte Fritz" des preußischen Volks. Während jener der einsam ringende Held ist, der nur durch die größten Mühseligkeiten und Opfer sich den Lorberkranz erwirbt, ist dieser stets voll des heitersten Humors und des treffendsten, beißendsten Witzes. Die Sage meldet von den 99 Schafsköpfen, die er an dem Giebel des Hauses eines eiteln, hoffärtigen berliner Bürgers anbringen ließ und von dem Schreiben des Königs: „Wenn Er nun Seinen Kopf zum Fenster hinausstreckt, so seind es 100", von dem Müller von Sanssouci, der dem König seine Windmühle nicht überlassen will, von dem Ball im österreichischen Hauptquartier während des Siebenjährigen Kriegs, wo der König mit der Kaiserin Maria Theresia tanzte, von seinem Fortleben in Sanssouci, wo er mit seinen Lieblingshunden auf der Terrasse spazieren geht, von der Bittschriftenlinde in Potsdam, wo noch lange nach dem Tode des Königs die Bittsteller Erfüllung ihrer geheimen Wünsche und Hoffnungen suchten, von dem Soldaten, der den „preußischen Pfiff" so gut versteht, und von dem Backenstreich, den der König in der Schenke, wo die kirchenfaulen Bauern sitzen, seinem Nachbarn gibt, mit den Worten: „Mag's so rumgeien!"

Merkwürdig ist, daß die Männer, welche unter dem Prinzen Friedrich Karl gedient haben, bereits viel Sagenhaftes von ihm zu erzählen wissen. Sie lassen ihn vor dem Deutsch-französischen Kriege als Schäfer verkleidet in Frankreich erscheinen, um zu sehen, ob es wahr sei, daß die Franzosen große Landstrecken unterminirt hätten, wodurch die Preußen, wenn sie in Frankreich eindringen würden, in die Luft gesprengt werden sollten. In Ostpreußen geht er auf dem Land herum, läßt sich Milch, Brot und Speck vorsetzen, trinkt und ißt, läßt aber von jedem ein wenig übrig, damit der liebe Gott es der Hausfrau zehnfältig segne. Als Bettler verkleidet, klopft er an den Häusern an, um zu sehen, ob die Bewohner ein Herz für die armen Leute haben, und als ihm eine Frau, die sich und ihre Kinder selbst mit Bettelbrot ernähren muß, dennoch an ihrem Essen, das aus grobem Mus von schlecht gemahlenem Mehl und Schalkartoffeln besteht, theilnehmen läßt, nimmt er es dankbar an und schickt ihr einige Zeit darauf eine bedeutende Geldsumme, sodaß die Frau von da an aus aller Noth war. Der Verfasser schließt sein interessantes und sein geschriebenes Buch mit einem Ausblick auf jene Zeit, wo die Sage an die Kriegsthaten des Kaisers Wilhelm anknüpfen und sein Leben mit goldenen Fäden umsäumen wird. Schon jetzt schwankt die Ueberlieferung darüber, woher es komme, daß die Kornblume die Lieblingsblume des Kaisers ist.

Wilhelm Müller.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Das dreizehnte Heft der ausgezeichneten Flugschriftensammlung „Gegen den Strom" behandelt in gewohnter sachkundiger und satirischer Weise das Thema „Moderne Kunstliebhaberei" (Wien, Graeser). Wir können es uns nicht versagen, aus der Fülle treffender Gedanken hier einige herauszuheben: „Kunstfreund ist vor allem andern nur der, dem das Auge für Schönheit offen steht; das Interesse für die culturhistorische Bedeutung, die Seltenheit, die bloße Merkwürdigkeit eines Objects fällt in die Aufgabe des Gelehrten, des Forschers, nicht des Kunstfreundes." . . . „Alle Vorliebe für das Unreife ist ein Symptom des Senilismus." . . . „Moderne Kunst soll modernem Leben gleichen; das Alterthümliche soll sich nicht wie ein Parasitgewächs einnisten und die Keimkraft des frischen Reises ersticken."

— „Gegen den Strom" nennt auch Adolf Kohut sieben „Gesellschaftliche Kreuzzüge", d. h. Kreuzzüge gegen Verirrungen der modernen Gesellschaft (Dresden und Leipzig, Pierson). Als ein literarischer Cäsar schließt er seine Vorrede mit den Worten: Alea jacta est! und schleudert dann pikant zurecht gemachte, aber dem Inhalt nach nicht sonderlich neue Aphorismen gegen die Ordens- und Titelsucht, den Musik- und Gesangsrummel, die Denkmals- und Jubiläumsmanie u. dgl. Für den, welcher diese Stoßseufzer zum ersten mal hört, mag manches Fesselnde darin vorkommen; der Kenner aber findet viele von außen zusammengeraffte oder im Schweiße des Angesichts gedrechselte Bemerkungen. Statt vieler nur eine Probe von der Schreibweise des Verfassers: „O, ihr heutigen Theaterdirectoren, nehmet euch ein Beispiel daran: Discite justitiam et — contemnere Divos, d. h. lernt Gerechtigkeit und wappnet euer Herz gegen die — Divas! Freilich, freilich, das Weibliche zieht sie zu mächtig hinan, als daß sie für die Kunst Sinn und Interesse hätten!"

Adolf Kohut bricht auch eine Lanze gegen die Jubiläumsmanie, und dennoch ist er der Mann der literarischen Verherrlichung. So hat er auch ein kleines Schriftchen über „Ludwig Uhland" erscheinen lassen (Dresden und Leipzig, Pierson), welches ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Geburtstage dieses Dichters sein soll. Auf eine kurze biographische Charakteristik folgen

„Lichtstrahlen aus Uhland's Werken". Letztere sind natürlich das eigentlich Werthvolle an dem Büchlein.

— Aus dem J. F. Richter'schen Verlag in Hamburg haben wir folgende Broschüren namhaft zu machen. Heft 14 bis 16 des ersten Jahrgangs der Neuen Folge der „Deutschen Zeit- und Streitfragen" enthalten die Behandlung folgender Themen: „Die vier Evangelien nach dem gegenwärtigen Stande der Evangelienkritik", von Wilhelm Brückner (Heft 14, 15), und „Der Realismus und das Strafrecht", von Ludwig Fuld. Aus der in demselben Verlag erscheinenden „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" liegen uns vor Heft 18 bis 24 (Erste Serie der Neuen Folge), worin folgende Abhandlungen dem weiten Leserkreise dieses altbewährten Cyklus dargeboten werden: „Goethe's Wahlverwandtschaften und die sittliche Weltanschauung des Dichters", von Christian Semler; „Ueber die Methoden zur Bestimmung der Geschwindigkeit des Lichts", von Victor Schlegel; „Körperwärme, Arbeit und Klima", von Johannes Gad; „Gottsched und die Reform der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert", von Max Koch; „Goethe und seine italienische Reise", von Karl Meyer; „Das Sklavenrecht des Alten Testaments", von Max Mandl; „Das deutsche Märchen", von Karl Maaß.

— Die „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Heilbronn, Gebr. Henninger) enthalten in Heft 3 bis 5 des zwölften Bandes eingehende Erörterungen folgender Themen: „Zehn Jahre Civilstandsgesetz in Preußen", von W. Rathmann; „Vagabundennoth, Arbeitercolonien und Verpflegstationen", von O. Märker; „Die Prostitution in Berlin", von Wilhelm Petersen. Die erste Abhandlung beweist ziffermäßig, daß eine überwiegende große Zahl der deutschen Reichsbürger die kirchlichen Handlungen beansprucht; daraus wird der Schluß gezogen, daß die Registerführung durch die Geistlichen wieder herzustellen sei. Die zweitgenannte Broschüre verlangt Arbeitercolonien und Arbeitsstätten mit Verpflegungsstationen, damit der Unterschied zwischen würdigen und unwürdigen „armen Reisenden" offenbar werde. Niemand solle dann noch den fremden Bettlern besondere Gaben verabreichen. Die dritte Schrift verlangt eine größere Strenge der Obrigkeit gegenüber einem der schreiendsten socialen Uebel. Jedenfalls bekunden alle drei Hefte ein warmes Interesse und völliges Vertrautsein mit den behandelten Gegenständen.

— Unter dem Titel „Der Kosmos und die ewigen Ideen" hat K. W. Besser abermals Wasser in das Faß der Danaiden gegossen, um die philosophischen Urprobleme mit Hülfe des gewöhnlichen Menschenverstandes zu lösen (Heidelberg, Weiß). Auf 104 Seiten Octav werden nicht weniger als zweiundzwanzig Kapitel erledigt, darunter auch „Von der Eins", „Von den Dingen", „Von der Causalität", „Vom Grund, von der Substanz und vom Begriff", „Vom Geist der Wirklichkeit" u. s. w. Als Probe von dem Schlußvermögen des Verfassers mag folgender Satz dienen: „Da Kant der Meinung war, daß wir die uns angeborenen Anschauungen und Begriffe selbst in die Dinge legen, die wir wahrnehmen, so war er auch vollkommen überzeugt, daß sie wirklich in den Dingen liegen. Doch wenn dies der Fall ist, darf man fragen, was den Schöpfer wol veranlaßt hat, einen Umweg durch den menschlichen Verstand zu nehmen, statt, wie es am nächsten lag, mit der Natur frei und unvermittelt zu verkehren?"

Bibliographie.

Anzengruber, L., Stahl und Stein. Volksstück mit Gesang. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Bauernfeind, C. M. v., Gedächtnissrede auf Joseph von Fraunhofer zur Feier seines 100. Geburtstages. München, Franz. Gr. 4. 80 Pf.

Bauernfeld, Poetisches Tagebuch. In zahmen Xenien von 1820 bis Ende 1886. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Baumgarten, J., Die deutschen Kolonien und die nationalen Interessen. Ein Vademekum für Freunde und Vertreter der Kolonialbewegung. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Belling, E., Die Metrik Lessings. Berlin, Hettler. Gr. 8. 4 M.

Berlin, Dorothea, Erinnerungen an Gustav Nachtigal. Mit einem Porträt Gustav Nachtigals's. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 5 M.

Blumenthal, O., Aufrichtigkeiten. Berlin, Freund u. Jeckel. 12. 2 M.

Bobertag, Elisabeth, Aus meiner Dichtermappe. Poetische Erzählungen und Lieder. Breslau, Max u. Comp. 8. 2 M.

Brahm, O., Henrik Ibsen. Ein Essay. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 1 M.

Brückner, R., Werner und Pauline. Ein Waldgruß aus Paulinzelle. Jena, Pohle. 12. 1 M.

Buchner, M., Kamerun. Skizzen und Betrachtungen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M.

Chavanne, J., Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate in den Jahren 1884 und 1885. Mit zahlreichen Original-Holzschnitten nach Aufnahmen des Verfassers und 2 Karten. Jena, Costenoble. Lex.-8. 24 M.

Devas, C. S., Studien über das Familienleben. Ein Beitrag zur Gesellschaftswissenschaft. Aus dem Englischen von P. M. Baumgarten. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 4 M.

Diemer, L., Das Leben in der Tropenzone, speciell im Indischen Archipel. Nach van der Burg's „de geneesheer in Nederlandsch-Indië" mit Genehmigung des Autors bearbeitet. Hamburg, Friedrichsen u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Findel, J. G., Die Mission des deutschen Volkes. Festrede. Leipzig, Findel. 8. 25 Pf.

Gottschall, R. v., Das Theater und Drama der Chinesen. Breslau, Trewendt. 8. 3 M. 60 Pf.

Hensen, V., Die Naturwissenschaft im Universitätsverband. Rede. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 1 M.

Herzen, A., Die Pflicht vor Allem. Novelle. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Hesekiel, Ludovica, Templer und Johanniter. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 M.

Heyse, P., Dramatische Dichtungen. 17tes Bdchn.: Die Weisheit Salomo's. Berlin, Hertz. 8. 2 M. 60 Pf.

Holitscher, P., Gedanken und Gestalten. Dichtungen. Breslau, Schottländer. 8. 2 M.

Huther, A., Die verschiedenen Pläne im ersten Theile von Göthes Faust. Ueber Entstehung und Komposition des Gedichtes. Cottbus, Kittel. 12. 1 M. 20 Pf.

Ibsen, H., Die Wildente. Schauspiel. Deutsch von M. v. Borch. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, S. Fischer. 8. 1 M.

Jahrbuch der deutschen Kolonial-Politik und der Export. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von G. G. Brückner. Berlin, Verlag der „Deutschen Weltpost". Gr. 8. 2 M.

Jannasch, R., Die deutsche Handelsexpedition 1886. Mit zahlreichen Abbildungen und 3 Karten. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 3 M.

Kerschbaum, G., Beweis, daß es eine Quadratur des Kreises giebt, und daß die bisher zur Berechnung des Kreises benützte Ludolph'sche Zahl etwas zu klein ist. Coburg, Riemann jr. Gr. 8. 1 M.

Knoke, F., Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland. Mit 5 Karten. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 15 M.

Leist, A., Georgische Dichter. Verdeutscht von A. L. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Märzroth, Neu-Decameron. Allerlei Geschichten. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit. (1796—1806.) Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung versehen von J. Eckardt. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 5 M.

Poetzsch, Das Niederwald-Denkmal am 22. März 1887. Gedicht zur Feier des 90jährigen Geburtstags Se. Maj. des Kaisers Wilhelm. Dresden, Weise. 8. 40 Pf.

Reber, J., Der deutschen Ströme Huldigung. Ein Weihelied zu Deutschlands großem Jubeltag am 22. März 1887. Aschaffenburg, Krebs. 12. 50 Pf.

Rembe, A., Christus der Mensch und Freiheitskämpfer. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Ruppius, O., Gesammelte Werke. 1ste Lfg. Leipzig, Heitmann. 8. 30 Pf.

Scheibert, J., Das Zusammenwirken der Armee und Marine. Eine Studie, illustrirt durch den Kampf um den Mississippi 1861—63. Mit zahlreichen Karten und Plänen. Rathenow, Babenzien. Gr. 8. 4 M.

Schmeding, G., Victor Hugo. Ein Beitrag zu seiner Würdigung in Deutschland. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Schmidt-Warneck, Die Eigenthumsfrage der Neuzeit. Vom sociologischen Gesichtspunkte. Reval. Gr. 8. 2 M.

Semper, A., Die sächsische Alpenturnfahrt nach Steiermark. Eine heitere Reiseskizze mit genauer Wiedergabe der gehaltenen Ansprachen, nationalen Festreden 2c. Dresden, Tittel Nachf. 8. 1 M.

Strobel, W., Japan. Land und Leute. Vortrag. Glarus, Bäschlin. Gr. 8. 80 Pf.

Walloth, W., Aus der Praxis. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Weiß, E., Bilder-Atlas der Sternenwelt. 41 fein lithographirten Tafeln, nebst erklärendem Texte und mehreren Text-Illustrationen. Eine Astronomie für jedermann. 1ste Lfg. Eßlingen, Schreiber. Gr. 4. 1 M.

Wenck, W., Deutschland vor hundert Jahren. Politische Meinungen und Stimmungen bei Anbruch der Revolutionszeit. Leipzig, Grunow. 8. 5 M.

Wertheim, K., Mehrheits- oder Verhältnisvertretung? Eine Wahlrechtsstudie. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 50 Pf.

Winterfeld, A. v., Neue humoristische Soldatengeschichten. 13ter u. 14ter Bd. Jena, Costenoble. 8. à 1 M.

Zographos, G. C., Ueber die Rechtsstellung der Ausgelieferten nach französischem Rechte. Hamburg, J. F. Richter. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 26. Mai 1887.

Das Geibel-Denkmal in Lübeck.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Geibel's Standbild gehört dem ganzen deutschen Volke und nicht einem Bruchtheil desselben, so groß auch dessen Vergangenheit und so ehrenwerth dessen Gegenwart ist. Aber selbst die Mehrheit der Lübecker wünscht ihren hochverehrten Geibel nicht in jener matten gebrochenen Erscheinung, wie sie das Denkmal zeigt, das die Preisrichter unter den zweiunddreißig Entwürfen auswählten. Möge das deutsche Volk nicht einst ausrufen: „Ach, es war nicht meine Wahl!"

Rietschel würde wahrscheinlich über Geibel's Statue wie über ein Standbild seiner Zeit, das den Charakter der dargestellten Person nicht treu zur Anschauung brachte, geurtheilt haben: „es wird aber der innersten Beziehung zur Mit- und Nachwelt entbehren".

Selbst wenn man bei dem Denkmal irrthümlicher- und unberechtigterweise einzig die Meinung Lübecks hätte berücksichtigen wollen, so würde man in der getroffenen Wahl keineswegs, wie wir schon bemerkten, mit der Ansicht der Mehrheit übereinstimmen; denn die Lübecker kennen Geibel durchaus nicht als müden, gebrochenen Mann, sondern bewahren von seinen Spaziergängen am Mittage, die er gewöhnlich mit einem langjährigen Freunde durch das Burgthor machte, den Eindruck einer Persönlichkeit, die frei und stolz einherschritt, Würde mit Anmuth verbindend. Wenn er in seinem lebhaften Gespräche mit dem neben ihm schreitenden Freunde häufiger den Arm bewegte — sein Begleiter hatte für das Schöne ein feines Verständniß —, so war die ganze Erscheinung *), wie Pindar es den Griechen zuschreibt, „von Grazie übergossen". So erschien Geibel bis zum Jahre 1883 auf seinen Spaziergängen. Als er im Herbst dieses Jahres von immer stärkern Anfällen seiner ihn seit lange quälenden Krankheit heimgesucht ward, da wandelte er nicht mehr durch das Burgthor, sondern man sah ihn häufig in Begleitung seiner Nichte, Bertha Geibel, spazieren fahren. Lübeck kennt ihn demnach nicht als gebrochenen Mann. So sahen ihn in den letzten Monaten seines Erdenwallens nur die Mitglieder seiner Familie und einige langjährige Freunde, die in guten Stunden auf ihre dringenden Bitten seines stets wohlthuenden Anblicks theilhaftig wurden.

Uebrigens schließt das innere Gesetz, das jedes Standbild beherrscht, ja, das Material schon, aus dem es geformt wird, jede Schwäche und Gebrochenheit des Darzustellenden von vornherein aus; denn Erz und Marmor, diese festen und glänzenden Körper, wollen Kraft, Energie und Schönheit zur Anschauung bringen. Jeder große Mann, der uns im Standbilde vorgeführt wird, ist im Silberblicke seines Daseins darzustellen, in jener Periode seines Lebens, wo zu dem Genie, das er vom Schöpfer als höchstes Geschenk erhielt, die durch großen Fleiß erworbene Vollendung auf dem Felde seines Schaffens hinzutrat. Man wird bei genauerer Kenntniß von der ehernen Arbeitskraft aller großen Männer immer besser den, vielen zuerst paradox klingenden Ausspruch verstehen: „Genie ist Fleiß." Wohin man blicken mag, bei großen Lenkern der Staaten, bei Stiftern und Reformatoren der Religion, ja auch bei Dichtern findet man einen Fleiß, von dem die gewöhnlichen Menschenkinder kaum eine Ahnung haben. Der Große Kurfürst, der Große Friedrich, beide trotz heftigster Gichtschmerzen *) und oft kaum im Stande, die

*) Denn zur Schönheit ging sein Sehnen
Wie mit Flügelschlag empor,
Und die Schwäne der Hellenen
Sangen um sein junges Ohr.

*) So fuhr er (der Große Kurfürst) auch noch in den spätesten Lebensjahren in unverdrossener Arbeit fort. Unter den empfindlichsten Gichtschmerzen hat

Feder zu halten, arbeiteten in Geschäften des Staats täglich viele Stunden hintereinander. Napoleon, als er nach seiner Rückkehr von Elba das Kaiserreich in seiner frühern Gestalt wieder aufzurichten und ein großes Heer aufzustellen hatte, widmete viele Tage hindurch sechzehn Stunden dieser Mühewaltung. Wenn die großen Männer, die für den irdischen Staat ihre Kräfte aufwandten, Erstaunliches leisteten, so stehen hinter ihnen wahrlich diejenigen nicht zurück, die, das Weltliche als ein überwundenes Moment hinter sich lassend, an der civitas Dei bauten.

Was der Apostel Paulus in seinem drangvollen Leben Außerordentliches geleistet, davon hat er uns selbst eine beredte Schilderung gegeben. Ebenso waren Luther*) und Calvin von einem Fleiße, der sie häufig während mehrerer Tage verhinderte, Nahrung zu sich zu nehmen. Auch alle großen Dichter kannten nicht Rast noch Ruhe. Wir müssen uns mit drei Beispielen begnügen, auf Herder, Goethe und Schiller hinweisend. Als Herder Collaborator an der rigaer Domschule war, fesselte ihn seine amtliche Thätigkeit von vormittags acht bis nachmittags fünf Uhr; von da an war er frei und widmete seiner weitern Ausbildung und der Beschäftigung mit den Musen viele Stunden bis in die Nacht hinein. Ueber den Fleiß seines großen Freundes urtheilte Schiller: „Was Goethe Muße nennt, ist eine Anstrengung, die jeden andern aufreiben würde.“ Lewes in seiner verdienstlichen Lebensbeschreibung**) sagt: „Goethe war wie Napoleon ein Riesenarbeiter und nie glücklicher als bei der Arbeit. Noch in spätern Jahren sagte sein Secretär Kräuter von ihm, er sei der fleißigste Mensch unter der Sonne“. Auch Schiller war fleißig im Superlativ. Johannes Falk berichtet: „Als Schiller sich noch in Weimar befand, verschloß er sich oft acht Tage lang und ließ sich von keiner Seele sprechen. Abends um acht Uhr stand noch sein Mittagessen vor seinem Schreibpult. Doch glaubte er nie, die strengen Forderungen der Kunst befriedigt zu haben.“

Schiller bezeugt sich selbst seinen Fleiß in einem Brief an Körner, wo es heißt: „Jeder Tag hat für mich zwölf arbeitvolle Stunden und sehr oft auch einige mehr.“

So haben alle großen Männer, mochte der Staat, die Kirche, die Kunst, die Wissenschaft das Feld sein, auf dem sie Unvergängliches schufen, stets ihre ganze Lebenskraft an die von ihnen zu lösende Aufgabe gesetzt; mit dem göttlichen Hauch allein wäre ihnen das Höchste nicht gelungen. „Vor die Vortrefflichkeit setzten den Schweiß die unsterblichen Götter.“ Deshalb sind die großen Männer, die uns im Standbilde vorgeführt werden, stehend darzustellen. Wir müssen gewahr werden, wie der göttliche Hauch in ihnen jede Muskel, jeden Nerv belebt, wie alles in ihnen hindrängt zum Schaffen und zum Vollenden. „Die menschliche Gestalt zeigt sich, wie sie es in der Sculptur soll, statt als bloße Naturform, als Gestalt und Ausdruck des Geistes.“*) Da Geibel wie Goethe, Milton und Lamartine ein echtes Dichterantlitz hatte, so lag es dem Bildner ob, in dem Haupt die größtmögliche Aehnlichkeit zu erstreben. Die Gestalt mußte gestählt und zugleich von dem Feuer durchglüht sein, wie sie Geibel's Organismus nicht blos in seinen besten Mannesjahren, sondern auch noch später zeigte, als er seine „Spätherbstblätter“ hinausflattern ließ als letzten Gruß an sein geliebtes deutsches Vaterland:

> Meines Wesens Eigenbild
> Hast du mir gegeben,
> Und aus deiner Wurzel quillt
> Fort und fort mein Leben.

Ja, lebensvoll blieb Geibel bis in sein Alter. Doch paßt der letztere Ausdruck kaum; denn Frau von Staël-Holstein hat recht, wenn sie behauptet, daß das Genie ewig jung bleibt. Auch Geibel ist die Ansicht. Er sagt: „Ein Dichter altert nicht.“ Man hätte ihn demnach in fester, freier Haltung stehend darstellen sollen, wie wenn er bei einem Spaziergange durch den Wald einen Augenblick rastete, um Verse, in denen er den Schöpfer der schönen Natur pries, durch den Griffel, den er in der Rechten hält, seiner Schreibtafel einzuzeichnen. Sein Standbild hatte das zur Anschauung zu bringen, was die Arbeit seines Lebens gewesen.

Sitzende Statuen sind bei den Griechen nur selten; ein genügender Beweis, daß für solche, die sich auf echte Kunst verstehen, nicht häufig Veranlassung vorliegt, diese Darstellungsform zu wählen. Allerdings haben wir aus dem Alterthum entzückte Schilderungen von einer Statue des Phidias, wo dieser größte Bildner aller Zeiten die sitzende Darstellung beliebt hatte. Aber es war ein Gott, den Phidias sitzend darstellte: der olympische Jupiter, der schon durch die Geburt Kraft und Fülle besaß, bei dem Wollen und Können eins war, aus dessen Antlitz so viel Würde und Majestät strahlte, daß den darauf Hinblickenden Schauer der Ehrfurcht durchrieselten. Zeus durfte in stiller Betrachtung dasitzen. Jeder Gedanke seines Haupts ward, wenn er nicht in ihm blieb, beim Heraustreten von selbst zur That und zur Wirkung. Aber die Sterblichen, auch wenn sie als Genies ein Funke der Gottheit durchblitzte, durften es sich nicht bequem machen; in ihnen war ja Wollen und Vollbringen nicht eins, sondern sie hatten wie Titanen danach zu ringen, daß die Gestalten ihres Innern, bald verschwommenere, bald deutlichere Umrisse zeigend, lebensvoll hinaustraten zur Freude und Erbauung derer, denen solche Gesichte nicht aufgegangen. Die hehre Flamme, die in ihnen loderte, hatten sie mit Vestalischer Treue zu nähren, zu immer hellerm Glanze anzufachen.

---

man ihn stundenlang sitzen und die eingegangenen Briefe mit seinen Secretären durcharbeiten sehen, um sich von allem selbst zu unterrichten. („Neun Bücher Preußischer Geschichte. Von Leopold Ranke“, III, 485.)

*) Als Luther mit der Uebersetzung des zweiundzwanzigsten Psalms beschäftigt war, hatte er sich eingeschlossen und öffnete nicht, wenn Frau Käthe zur gewöhnlichen Essenszeit an seine Thür klopfte. Am dritten Tage hielt es die geängstigte Gattin, die befürchtete, ihr Eheherr könnte verhungern, nicht länger aus. Sie brach mit einem Schlosser in seine Arbeitsstube und überschüttete ihn mit Vorwürfen.

**) „Goethe's Leben und Schriften von Lewes“, II, 40.

*) Hegel's „Aesthetik“, II, 385.

Geniale Menschen erreichten das Höchste nur dann, wenn sie das Rasten und Ruhen den niedern Sterblichen überließen. Sie sind also, wenn sie in Erz oder Marmor vor uns hintreten, nicht in Behaglichkeit und menschlicher Bedürftigkeit darzustellen. Geibel, in seinem Kampfe für Kaiser und Reich, in seinem Widerstande gegen alles Wilde und Maßlose, in seinem Stolz auf sein deutsches Vaterland, in seiner Liebe zu den deutschen Frauen, erinnert mannichfach an Walther von der Vogelweide. Wenn dieser edle Minnesänger einst auf dem Marktplatz zu Bozen dastehen wird, so gelangt in dem jetzt festgestellten Entwurf das Substantielle seiner Persönlichkeit viel besser zur Anschauung wie bei Geibel's Denkmal auf dem Koberge zu Lübeck.

In Bezug auf die Preisrichter bei dem Geibel-Standbilde würde Professor Vischer vermuthlich urtheilen: „Das nordische Auge sieht vorherrschend in unplastischer Weise.*) Geibel's Standbild selbst dürfte ihm schwerlich als ein Kunstwerk erscheinen, welches weiß, daß es geliebt werden muß.

In Berlin, das Jean Paul mit Recht als eine „Bergstadt des Geistes"**) bezeichnet, erkannte man schon früh, wie bei Geibel sich mit dem Milden das Starke verband. Als er nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Griechenland für einige Monate in Berlin verweilte, ward er ein Mitglied des „Tunnels", wo sich die Schöngeister der preußischen Hauptstadt einmal in der Woche versammelten. Theodor Fontane bemerkt in seiner Lebensbeschreibung: „Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840—60": „Geibel, der dem «Tunnel» leider nur einen Winter angehörte." Es herrschte in dem „Tunnel" die Gewohnheit, daß jeder Neueintretende einen Namen bekam, den man einer Berühmtheit der verflossenen Jahrhunderte entlehnte, insofern zwischen dem geistigen Ahn und dem geistigen Enkel Aehnlichkeit stattfand. Man nannte nun Geibel im berliner „Tunnel" Bertrand de Born, fand also in ihm die Kraft und Kühnheit des Troubadours, der inmitten von Drohungen und Gefahren seine Ueberzeugung nie verleugnete.

Wahrlich, dem tapfern Sinne Geibel's entsprach dieser Name durchaus. Gleich dem kühnen Troubadour hatte er „Männerstolz vor Königsthronen". Wenn die Wogen des Liberalismus zu hoch gingen und das Bollwerk des Staats zu unterwühlen drohten, so suchte er ihnen Einhalt zu gebieten. Wenn hingegen die berechtigte Begeisterung noch höher emporrauschen sollte, wenn für das so lange und so schmerzlich genährte Kaiserideal endlich der starke und treue Held gefunden war, dann trat er, ein freudiger Herold, vor das Volk hin, um die frohe Botschaft zu verkünden.

Ludwig Brunier.

*) „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen" von Friedrich Theodor Vischer. III, 345, 356.

**) In Berlin hat man bei der Aufforderung zu Entwürfen für das Denkmal Lessing's in Anbetracht, daß er einer der glänzendsten geistigen Streiter war, die es je gegeben, die stehende Haltung vorgeschrieben.

Neue Dichtungen.

1. Weltpfingsten. Gedichte eines Idealisten von Heinrich Hart. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1886. 12. 3 M.
2. Sansara. Ein Gedichtbuch von Julius Hart. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1886. 12. 2 M.
3. Gorgonenhäupter. Ein realistischer Romanzero von Franz Held. Leipzig, Friedrich. 1887. 12. 2 M.
4. Menschenlieder von Adalbert von Hanstein. Zweite Auflage. Berlin, Conrad. 1887. 12. 1 M. 50 Pf.
5. Christblumen. Gedichte von Charlotte Günzler-Stotz. Stuttgart, Belser. 1886. 8. 3 M.
6. Gedichte aus der Heimat und aus Italien von Friedrich Heinrich Otto Weddigen. Norden, Fischer Nachfolger. 1886. 8. 3 M.
7. Wegewart. Gedichte von Hermann Jahn. Beerfelden, Meinhard. 1887. 8. 3 M.
8. Gedichte von Bernhard Endrulat. Posen, Jolowicz. 1886. 12. 1 M. 50 Pf.
9. Brockenteufel. Ein Harzlied. Auswahl aus den ältern Sammlungen und dem handschriftlichen Nachlaß. Mit einem Lebensabriß des Dichters. Von Wilhelm Roeseler. Berlin, Freund u. Jeckel. 1887. 8. 2 M.
10. Neue Jugend. Novelle in Versen von Ludwig Fulda. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1887. 12. 2 M.

Die Gebrüder Hart, Heinrich und Julius, stehen in innerm Zusammenhange mit jener sogenannten „realistischen" jüngstdeutschen Dichterschule, an deren Spitze Karl Bleibtreu und andere poetische Heißsporne marschiren. Heinrich und Julius Hart fühlen sich zwar trotz dieses Zusammenhangs in mancher Beziehung in einem gewissen Gegensatze zu dieser Schule, und der erstere bezeichnet seine mir heute vorliegenden Gedichte auf dem Titelblatte sogar ausdrücklich als die „eines Idealisten", aber ob „Realisten" oder „Idealisten" — die Impulse, die diese jungen Poeten beseelen, die Ziele, nach denen sie streben, sind hier wie dort im Grunde genommen dieselben: es ist ein entschieden moderner Geist, von dem sie erfüllt sind, und dies ist trotz mancher Unzulänglichkeiten und Auswüchsen ihrer Dichtweise — Auswüchsen mehr individueller als principieller Natur — das Erfreuliche und Gesunde bei diesen Pionieren der deutschen Zukunftsdichtung. Nichts thut uns mehr noth als ein kräftiges Durchbrechen des akademischen Zopfwesens und der ästhetisirenden Schulkrämerei, die uns Deutschen noch immer viel zu sehr im Blute steckt.

Die moderne Idee ist der rothe Faden in den Gedichten der Gebrüder Hart. „Weltpfingsten" (Nr. 1) nennt Heinrich, „Sansara" (Nr. 2) betitelt Julius sein jetzt in zweiter Auflage vorliegendes Gedichtbuch. Zunächst „Weltpfingsten"! Die hier zusammengestellten Hymnen

und Dithyramben, die vielfach an Scheffel's „Bergpsalmen" anklingen, bekunden einen oft bedeutenden Gedankeninhalt — es ist ein Gedankeninhalt in Gärung. Tiefe Unzufriedenheit mit dem Jahrhundert und hoffendes Ausblicken in eine idealere Zukunft ist der Grundton aller dieser poetischen Manifeste; sie appelliren an den Geist der Tage, die da kommen sollen, und sie sind im Grunde nichts als ein dichterischer Weckruf an die Adresse dieses Geistes — hochfliegende Expectorationen voll Feuer und Kraft, mit denen jeder Bekenner des modernen Gedankens nur warm sympathisiren kann. Es ist in diesem Hart'schen „Weltpfingsten" ein Reichthum der Phantasie, der uns blendet, eine Anschaulichkeit des Ausdrucks, die uns nahezu plastisch berührt, ein Feuer der dramatischen Action, das uns nicht selten hinreißt. Was kann die Kritik einem Dichter Lobenderes sagen? Und doch muß sie constatiren: diese Dichtungen sind nicht immer von jener Klarheit und Abrundung, bei welcher der Gedanke ohne Rest in der Form aufgeht und die vor allem das Zeichen poetischer Reife und geistiger Entwickelungshöhe ist. Es ist in unserm Dichter noch viel Sturm und Drang. Gedichte wie „Die letzte Nacht", das trotzdem gerade eins der bedeutendsten der Sammlung ist, bezeugen dies. Die Grundidee bleibt in Hart's Hymnen leider allzu oft latent. Es fehlt in solchen Fällen die Klärung des dichterisch Empfundenen durch den kritisch sichtenden Verstand. Aber das ist voraussichtlich nur eine Unfertigkeit in der noch nicht abgeschlossenen Entwickelung des bedeutsam begabten Dichters, und Dithyramben und Apostrophen wie „Frühling, Frühling", „Wacht auf!", „Volk, mein Volk!" und „An die Lebenden" dürfen getrost den bessern Leistungen des jüngsten lyrischen Parnasses beigezählt werden. Ich stelle das letzterwähnte Gedicht hierher:

Es liegt am Grund zerschlagen,
Worauf mein Herz vertraut!
Euch aber will ich fragen:
Was habt ihr aufgebaut?
Zu euren Füßen schreit die Noth,
Zu euren Häupten würgt der Tod —
Euch aber will ich fragen:
Was habt ihr aufgebaut?

Von Schlachten hör' ich singen,
Von stolzer Kronen Pracht,
Und neue Weisheit bringen
Wetteifernd Tag und Nacht.
Ins Weltall schaut ihr hell und klar —
Hoch prangt des Goldes Weihaltar!
Ich aber such' die Liebe,
Die Liebe find' ich nicht.

Ihr habt so stolze Worte,
Und euer Herz ist bang;
Aus eures Tempels Pforte
Klirrt hohler Becher Klang!
Ihr baut auf Sand und morschem Stein;
Bald wirft der Lenzwind alles ein —
Ihr habt so stolze Worte,
Und euer Herz ist bang.

Es kommt ein Tag der Sühne,
Ein Tag, gewitterschwer;
Da treibt der Sturm die Düne
Ins wogendunkle Meer.
Der Morgen kommt mit lohem Brand
Und flammt zu Boden Nacht und Tand —
Es kommt ein Tag der Sühne,
Ein Tag gewitterschwer.

Da könnt ihr fürder tragen
Euch nicht mit Ehr' und Pracht —
Da wird der Herr euch fragen
Nach eurer Liebe Macht.
Zu euren Füßen schrie die Noth,
Zu euren Häupten zog der Tod;
Ihr habt die Welt erstritten —
Die Liebe fand ich nicht.

Das „wogendunkle Meer", in welches „der Sturm die Düne" treibt, ist in gewissem Sinne das Symbol der Heinrich Hart'schen Dichtung; sie sieht die Welt und die Zeit in düsterm Lichte. Und welcher denkende Kopf wird ihr darin nicht beistimmen?

Eine fast noch ernstere Weltanschauung spricht aus der „Sansara" von Julius Hart. Die Brüder haben in ihrer dichterischen Physiognomie ungemein viel Aehnliches: stürmische Gedanken im Gewande einer meistens kraftvollen und zugleich melodischen Form dort wie hier! Beide werden sie von hohem Gedankenfluge getragen; beide sind durchaus moderne Geister; bei beiden wäre hier und da eine klarere Ausprägung des Gedankens, ein Beschneiden der allzu üppig wuchernden Ranken der Phantasie zu wünschen. Julius Hart zeigt in der „Sansara" eine starke Hinneigung zu einer in den letzten Jahren in der deutschen Lyrik stark angebauten Gattung, zum Mythus. Die Hauptklippe des Genres, das Stagniren des metaphysischen Grundgedankens in dem nothwendigen Um und An der symbolischen oder allegorischen Einkleidung, hat der Dichter nicht immer zu umschiffen verstanden. Im Mythus soll, was metaphysisch concipirt worden, episch ausgestaltet und die Idee des Ganzen — wenn das Paradoxon gestattet ist — in concrete Philosophie umgesetzt werden. Das hat Hart nicht immer vermocht. Man lese den merkwürdigen Mythus „Am Kreuz", um die Berechtigung meines Einwandes zu verstehen! Es ist nicht klar ersichtlich, was unser Poet mit dieser epischen Allegorie will. Aber neben dem Mangelhaften steht in der „Sansara" eine Fülle des Bedeutenden — ich nenne nur einiges: „Persepolis" hat historische Größe und eine schlanke Schönheit des Rhythmus; „Dämon Dichtkunst" spricht eine tiefe Wahrheit prägnant aus und ist selbst von dem Geiste des schaurig-schönen Dämons durchweht, den es sich zu deuten bestrebt; „Dem Schicksal" ist von ähnlichem Gedankengehalt erfüllt und hat einen grandiosen Wurf und „Am Bord" ist eine kosmische Dichtung von ergreifender Symbolik, während „An die deutsche Dichtung" von echt modernem Blut durchpulset ist und unserer Poesie, wenn auch nur in allgemeinen Zügen, ein Programm aufstellt, das von durchaus richtigen Anschauungen ausgeht. Einen

actuellen Zug hat endlich das Gedicht „Herbst 1878", das in die bedeutsamen Strophen ausläuft:

Scheu hebt im Winkel sich
Empor ein fahles Wesen;
Auf seiner Stirn ist Nacht
Und Sklavensinn zu lesen.

Es reckt und hebt sich auf
Und streckt die magern Glieder;
Aus seinem Haupt strömt Brand
Und Rauch zur Erde nieder.

Der Brand sengt Flur und Au,
Wo seine Odem brüten;
Es brechen und es welken
Die duftigen Frühlingsblüten.

Müd' schleicht die Wolke hin;
Die Sonne selbst scheint blasser;
Der Nebel quillt aus Baum und Strauch;
Es gehen stumm die Wasser.

O Deutschland, halt' die Krone fest,
Faß' Deine scharfen Speere!
Es ziehn, es ziehn im Nebel auf
Die alten, nächtigen Heere.

Die Vorliebe einerseits für das Dämonische, andererseits für das Symbolische, welche die „Sansara" Hart's kennzeichnet, bildet auch das charakteristische Merkmal der Karl Bleibtreu, „dem kühnen und starken Vorkämpfer" gewidmeten „Gorgonenhäupter" von Franz Held (Nr. 3). Der Dichter nennt diese Sammlung episch-lyrischer Dichtungen einen „realistischen Romancero". Die Muse Held's hat Größe und Leidenschaft; sie liebt das Farbige, das Glühende und fällt mitunter ins Crasse und fast trunken Sinnliche. Gleich das erste Gedicht: „Die Judith der Steppe", ein mit lodernden Tinten gemaltes Bild aus der Ukraine, zeigt alle diese Eigenschaften: ein von der Pest befallenes Dorf wird von den Kosacken auf Befehl des Zaren eingeschlossen und schließlich zur Erstickung der verheerenden Krankheit der Vernichtung durch Feuer preisgegeben. Odarka, ein Mädchen aus dem Dorf, das den Schmied liebt, geräth in die Hände der rohen Soldaten; sie gibt sich dem Hauptmann hin, um das Dorf zu retten; sie ermordet ihn auf dem Lager, da er liebestrunken in ihren Armen liegt. Aber alles vergeblich! Das Dorf ist bereits angezündet. Alles kommt um. Es liegt ein eigener Hauch des Dämonischen über der Dichtung ausgebreitet, und der Ausgang athmet eine tiefe Tragik. Außer diesem Nachtstück enthält der „Romanzero" noch fünf weitere Dichtungen: die etwas allzu breite, aber an den Märchenstil glücklich anklingende Ballade „Das Nixengeschmeid'", die nicht in allen Punkten klar ausgeprägte Allegorie „Noemi's Fluch", das düstere, von elementarer Kraft erfüllte Liebesgemälde „Todesfahrt", die tragische Novelle in Versen „Clement Marot" und das geistvolle Mysterium „Das Sklavenschiff", welches als Fortsetzung des bekannten gleichnamigen Fragments in Heine's „Letzten Gedichten" eine sociale Allegorie von packender Wahrheit aufstellt. Abgeschwächt wird die Wirkung der „Gorgonenhäupter" durch einen gewissen Hang des Dichters zu manierirten Hyperbeln und gesuchten Metaphern. Was soll man sich denken unter „Nelkenfleischvulkanen" und „Im Morgentigerscheinen"?

Neben die Gebrüder Hart und Franz Held stelle ich als vierten lyrischen Pionier des modernen Princips in der Dichtung Adalbert von Hanstein, der in seinen etwas kühn betitelten „Menschenliedern" (Nr. 4) ein mindestens so bedeutendes Talent documentirt wie jene. Nach der ethischen Seite hin überragt er sie sogar entschieden. Auch hier ist ein kosmischer Zug. Alles Kleine in Anschauungen und Empfindungen, ja sogar alles Persönliche fehlt in diesen Liedern ganz. Große menschheitliche Gegenstände in meistens künstlerischer Erfassung herrschen vor. Eine entschieden pantheistische Weltanschauung und eine herzhafte Polemik gegen die Herrschaft des Buchstabens in Staat und Gesellschaft bilden die Unterlage und Tendenz, und in den allgemein gehaltenen Gedichten, wie „Sphärenharmonie", „Das Wort" und andern, bewährt sich das Talent des Dichters in noch erfreulicherer Weise als in denjenigen, die sich mehr auf concrete Vorgänge und die Einzelheiten des Lebens beziehen. Die Versification ist einfach und gediegen, mitunter klangvoll und pathetisch. Als Probe der Hanstein'schen Dichtweise möge hier das folgende Poem einen Platz finden:

An die Dunkelmänner.

O Christus, als du zu der Wahrheit Ehre
Auf Golgatha am Marterkreuze hingst,
Als für den Glauben deiner reinen Lehre
Du in des Todes Höllenqualen gingst,
Hast du's verdient um diese Heuchlerscharen,
Daß sie dich meistern schon seit tausend Jahren?!

Sie haben einen Gott sich selbst geschaffen
Und setzen ihn auf golddurchwirkten Thron.
Kein Götzenbild von Schlangen oder Affen,
Kein Ungeheuer ist's aus Erz und Thon —
Nur ihrer Eigenliebe blasser Spiegel
Mit ihres Privilegiums Brief und Siegel!

Sie polstern schon die sammetweichen Sessel,
Auf denen droben ihre „Seelen" ruhn.
Sie schmieden seit Jahrhunderten die Fessel,
Die sie dereinst um unsre Glieder thun,
Und nur wer hier schon ihrem Zwang sich beuget,
Dem wird vor Gottes Thron das Heil bezeuget.

Ob auch ein andrer sich sein Leben quäle,
Vom echten heil'gen Tugenddurst erfüllt —
Verloren ist unrettbar seine Seele,
Wenn ihm kein Glaube aus dem Herzen quillt —
Sie sind die Heil'gen in den letzten Tagen,
Weil sie das Haupt gebeugt wie Knechte tragen.

Wenn Sokrates vom fernen Griechenstrande,
Wo er sein Leben ließ im Tugenddrang,
Wenn Goethe, der den Faust im Liedgewande,
Wenn Lessing, der den weisen Nathan sang,
Wenn sie zum Thron der ew'gen Liebe wallen,
Drängt sie dies Volk breitschultrig aus den Hallen.

Verloren hat die Tugend ihre Stärke —
Nur selig macht der Glaube ganz allein —
Der Priester macht den Glauben — Liebeswerke
Bei einem Heiden sind nur eitler Schein —

Der Reiche, der dem Armen alles raubte,
Lehnt' in den Sessel sich bequem und — glaubte! —

Der Bilder heiligstes in der Geschichte,
Das ist's, mit dem sich eitle Narrheit schmückt,
Und auf des reinsten Menschen Angesichte
Hat Selbstsucht ihren Stempel frech gedrückt —
Die sich mit seinem heil'gen Namen brüsten —
Weh, welch ein Zwiespalt zwischen Christ und Christen!

Der Pulsschlag der Ueberzeugung ist in den „Menschenliedern" Hanstein's überall fühlbar, wie er sich denn überhaupt in den bisher besprochenen Gedichtsammlungen nirgends verleugnet.

Welch ein Abstand zwischen der Freigeisterei dieser Dichter und den „Christblumen" von Charlotte Günzler-Stotz (Nr. 5), zu denen ich mich nunmehr wende. Die „Christblumen" sind eine Stimme aus dem Lager der würtembergischen Pietisten. Die formgewandten Verse der frommen Dame führen hinter den Weihrauchwolken einer blinden Rechtgläubigkeit eine dunkle Existenz und werden diese sicherlich auch bis zum Jüngsten Gericht führen. Orthodoxie und kritiklose Fürstenverherrlichung pflegen gewöhnlich Hand in Hand zu gehen — so auch hier: dem würtembergischen Königshause wird fast eine ganze Rubrik von Festgesängen und überschwenglichen Huldigungen gewidmet. Die Flamme des Autoritätscultus brennt auf allen Seiten des Buchs. Als Beispiel dafür nur ein Sonett zum Todestage des bekannten Pietistenhorts, des Prälaten Kapff in Stuttgart:

So ist das theure Vaterherz geschieden,
Das treu und warm für Tausende geschlagen,
Ihr Wohl und Weh so priesterlich getragen,
Ein edler Hort der Wankenden und Müden!

Und mahnend tönt durch unsrer Kirche Hallen
Des tiefsten Leides bange Trauerklage,
Denn ach! fürwahr — an diesem ernsten Tage
Ein „Fürst und Großer" ist dem Tod verfallen!

Doch nicht dem Tod! — „die Lehrer werden leuchten
Wie Himmelsglanz und sonnenhelle Sterne",
Herangereift zur ersten Auferstehung.

So ziehe denn zur ewigen Erhöhung!
Wir sehn dir nach — wir freuen uns von ferne,
Ob heiße Thränen deine Gruft befeuchten.

Die aschgraue Physiognomie und der gänzliche Mangel an lebendigem Individualismus, der in den Günzler-Stotz'schen „Christblumen" vorherrscht, ist aus der Tendenz dieser Lieder erklärlich: der alles gleichmachende Pietismus läßt das Persönliche nicht aufkommen und wirft über alles und über alle seine das frische Leben ertödtende graue Asche.

Das Persönliche, einen markanten individuellen Zug, vermisse ich auch in den „Gedichten aus der Heimat und aus Italien" von Friedr. Heinr. Otto Weddigen (Nr. 6), obgleich sie einiges recht Hübsche und Ansprechende enthalten. Nichtigkeiten laufen in diesen „Gedichten" zwar nicht selten unter, und besonders tritt dies in den Distichen hervor. Man höre nur die nachfolgenden Proben:

Elektricität.

Unseren Ahnen noch brannte die Kerze, das düstere Lämpchen,
Aber der Gegenwart dient schon das elektrische Licht.

Olympia und Pergamon.

Aus verborgenem Grunde erstehen des Alterthums Schätze,
Hehre Gebilde der Kunst, Zeugen entschwundener Zeit.

Der Dichter sagt uns also, daß man früher die Kerze und das Lämpchen hatte, während man heute das elektrische Licht hat und daß die Schätze, die man in Olympia und Pergamon ausgräbt, Gebilde der Kunst sind. Weniger kann man doch wahrhaftig in dem classischen Maße der Griechen nicht sagen! Das dramatische Gedicht aus dem Jahre 1870, welches der Weddigen'schen Lyrik angehängt ist, „Ferdinand Stein" betitelt, entbehrt zu sehr des dramatischen Lebens und ist auf unwahrscheinlichen Voraussetzungen aufgebaut.

Ein achtbares Talent spricht aus „Wegewart, Gedichte" von Hermann Jahn (Nr. 7). Sowol im stimmungsvollen Liede wie im Reflexionsgedichte, sowol im epigrammatischen Stachelverse wie in der Sentenz, sowol im Geschichtstableau wie im patriotischen Hymnus bewährt sich Jahn als eine hübsche Kraft. Seine Form ist nicht glänzend, oft sogar überschlicht und einigermaßen farblos, stets aber correct und im Einklange mit dem Inhalte. Von besonderm Reize sind die historischen Gedichte: „Die Katastrophe von Paris", „Des Deutschen Reichs Erwachen", „Die Vermählung der Adria", „Kaiser Otto und sein Jäger Ramm", „Krösus", „An Homer" und vor allem „Marius auf den Trümmern von Karthago", das mit den kraftvollen Worten abschließt:

Weh dem, der auf die Gunst der Menge baut!
Den tief Gestürzten wird sie nie beglücken;
Die Gunst erblaßt mit unserm eig'nen Glanz;
Sie schüttelt ab den ganzen Perlenschimmer,
Wenn hinter Wolken unsre Sonne flieht,
Und doch verlangt' ich keinen großen Lohn,
Kein Dankfest, keinen hohen Platz im Staat;
Bescheiden nur wollt' ich geehrt mich sehn
Durch stille Würd'gung meiner Waffenthaten,
Und doch! Das Wen'ge, das schon war zu viel! —
O, diese Schmach für das erhab'ne Rom!
Erhaben? Einst! Doch jetzt herabgesunken,
In sich zersplittert im Parteienstreit,
Jagt blind es seinem ew'gen Abgrund zu.
Könnt' ich dich retten, schöne, stolze Stadt! —
Ich kann es nicht; dahin ist deine Größe.
Bald wird der Tiber deine Trümmer schau'n,
Den Trümmern gleich, die hier mich aufgenommen.
Doch strafen will ich jene Schuldigen,
Die dich im Selbstsuchtwahn dahingetrieben.
Ha, Sulla, warte auf den Marius!
Ihr Himmlischen, die ihr die Welt regiert,
Der Menschen Sinn nach dunkeln Regeln leitet,
Gebt mir die Macht, die göttliche, ins Herz,
Mein letztes Werk dämonisch auszuführen!
Zum Staub erniedrigt, fleh' ich jetzt zu euch,
Die ihr mich einst zum Liebling habt erkoren,
Laßt nicht umsonst mein heißes Flehen sein!

Die Schande klebt an meinem Purpurkleide.
Rein muß es sein, eh' mich der Orkus packt.
Ha, süße Lust! — Ich fühle Götterstärke —
Ihr habt's gewollt, Patricier von Rom!
Noch einmal wird der Schrecken meines Namens
Laut donnernd durch Italiens Fluren ziehn,
Und wieder werd' ich auf zur Höhe steigen.
Doch diesmal führt mein Pfad durch Römerblut!
Zur Rache denn, ihr Furien und Dämonen!

Das Gefühl für Geschichte und Vaterland, der historische Sinn, der aus dem Jahn'schen „Wegewart" spricht, ist auch in den „Gedichten" von Bernhard Endrulat (Nr. 8) wach. Es liegt uns in denselben eine Auswahl aus den ältern Sammlungen und dem handschriftlichen Nachlasse des, wie man weiß, vor Jahresfrist in Posen verstorbenen Dichters vor, und das bekannte zugleich anmuthige und gesinnungstüchtige Talent Endrulat's kommt in dieser geschickten Zusammenstellung in erfreulicher Weise zum Ausdruck. Neben dem feinen Naturgefühl, das den Dichter von jeher auszeichnete, ist es besonders sein edler Patriotismus, der diesen formenschönen Hervorbringungen das geistige Gepräge gibt. Interessant ist es, die politische Entwickelung Endrulat's sich in diesen Gedichten documentiren zu sehen und seine Stellungnahme zu den öffentlichen Angelegenheiten in Deutschland in deren einzelne Phasen hier im engen Rahmen der ausgewählten Poesien vor Augen zu haben. Es ist eine lange Reihe von Jahren, auf die Endrulat zurückblickte, und wie Deutschland in diesen langen Jahren ein anderes, so ist auch der Poet in ihnen ein anderer geworden. Im September 1856 singt er auf der Rudelsburg:

Der Jahre neun sind hingezogen;
Es schnob der Sturm; es scholl die Schlacht;
Die alte Treue hat gelogen;
Die heißen Schwüre sind verlacht.
Als es von ferne kaum gewettert,
Da waren sie im Weiten schon!
Der Bau der Meister liegt zerschmettert,
Und jeder Lehrling spricht ihm Hohn.

Und wen der Kampf nicht überwunden,
Wen nicht die Meuchelkugel traf,
Der hat seitdem sich abgefunden
Und dehnt behaglich sich im Schlaf.
Die arme Freiheit zu verrathen
Mit heuchlerischem Judaskuß,
Das war die letzte ihrer Thaten: —
Sie nannten's ihren Friedensschluß!

So bin ich einsam denn geblieben,
Die Freunde fern, zerschellt das Glück!
Mein bestes Hoffen, treustes Lieben,
Tief drängt' ich's in die Brust zurück.
Und wo dereinst in vollem Kreise
Die Zukunft freud'ge Seher fand,
Rinnt meine Thräne scheu und leise
Um das zertret'ne Vaterland!

Dagegen ruft er nach neunzehn Jahren, im September 1885, auf dem Niederwald im Tone freudiger Versöhnung aus:

Von des Niederwaldes Hügel,
Seinem stolzen Siegesbau,
Rausch' es wie mit Adlerflügel
Laut durch jeden deutschen Gau:
Freiheit, Größe, Glück und Frieden,
Aller Wünsche Ziel zugleich,
Sind dem deutschen Volk beschieden,
Das zu Kaiser steht und Reich!

Welch eine Reihe stolzer geschichtlicher Entwickelungen liegt zwischen den beiden Zeitmomenten, welche diese zwei Gedichte markiren!

Eine dankenswerthe Beigabe zu dem Bändchen bildet der Lebensabriß Endrulat's, der die Lieder einleitet. Er bekundet aufs neue die treue Hingabe des zu früh heimgegangenen Sängers an das Vaterland, und namentlich ist es das thatkräftige jahrelange Einstehen Endrulat's für die Sache Schleswig-Holsteins, das ihm unsere Sympathie erwirbt. Es ist zu wünschen, diese kleine und billige Auswahl aus den Gedichten eines echten deutschen Mannes möge ein unveräußerliches Eigenthum unsers Volks werden.

Zum Schluß noch ein Blick auf zwei episch-lyrische Dichtungen.

Da ist zunächst „Brockenteufel, ein Harzlied" von Wilhelm Roeseler (Nr. 9). Die in gewandten vierfüßigen Trochäen, diesem seit Scheffel's „Trompeter von Säkkingen" allzu modern gewordenen Maße, abgefaßte Dichtung leidet an gänzlichem Mangel modernen Inhalts: der greise König Gorm, sein Sohn Rolf, die junge Königin Gerda — das sind ritterliche Schemengestalten aus der Zeit der mondbeglänzten Romantik, die mit dem Bewußtsein unserer Zeit absolut nichts zu thun haben. Auch die Handlung ist einseitig romantisch und steckt vollständig in den abgebrauchten Traditionen der archivarischen Poesie. Es ist schade, daß das Talent des Dichters dieses anachronistische Thema ergriffen hat.

Voll und ganz auf dem Boden unserer Tage steht dagegen Ludwig Fulda's Novelle in Versen „Neue Jugend" (Nr. 10). Es ist Blut von unserm Blut, das die Paul Heyse gewidmete, flott und keck hingeworfene Dichtung durchströmt. Die Fabel ist höchst einfach: ein junger Flaneur, der im blasirten Schlendrian eines vornehmen dolce far niente seinem Lebensberufe als Architekt ganz ungetreu geworden, trifft in Heidelberg mit einer jungen Witwe zusammen, von deren Anmuth und Geist er ganz elektrisirt ist; sie rüttelt ihn aus seiner Lethargie kräftig auf und stellt als Bedingung einer Verbindung mit ihm die Forderung einer — That. Er stürzt sich ins Leben, um diese That zu thun. „Aber wo und wie?" fragt er sich. Nach langer Wanderfahrt auf der Suche nach einer That vollbringt er diese endlich in Berlin, indem er ein junges Mädchen aus den Flammen rettet. Gertrud schlägt ihn in noch mächtigere Bande als dies vorher die anmuthige Witwe Konstanze gethan. Er vergißt diese letztere und führt die Gerettete heim. In Heidelberg, wohin die Hochzeitsreise gemacht wird, trifft das junge Paar Konstanzen wieder. Auch sie hat sich inzwischen eines andern

besonnen und ist die Gattin eines Malers, eines gewissen Berengar, geworden. Mit diesen zwei glücklichen Paaren schließt die Handlung ab. Es ist das alte Plaudergenre der Italiener Pulci, Ariost und Berni, das seinerzeit in Lord Byron's „Don Juan" seine Auferstehung feierte und im heutigen Deutschland von Paul Heyse u. a., besonders aber von Adolf Friedrich von Schack mit Glück angebaut wurde. Schack's Einfluß auf Fulda ist unverkennbar. Wie der Verfasser von „Durch alle Wetter" und „Ebenbürtig", schildert auch Fulda in den eleganten, graziös fließenden ottave rime seiner Dichtung zwar romanhafte Vorgänge, webt aber in die leicht hingeworfene Erzählung ein vielfarbig schillerndes Mosaik behend und zwanglos hinein, ein Mosaik von Reflexionen und Excursen meist schalkhafter und satirischer Art, wobei namentlich an die Adresse der modernen Romanschriftstellerei mannichfache Seitenhiebe ausgetheilt werden. Die sonderbare Marotte dieser Dichtungsart, alles das, worauf es ihr eigentlich ankommt, scheinbar nur nebenbei zu sagen und diesem Nebenbei noch ein anderes Nebenbei und immer noch eines zuzugesellen und so die Hauptsache, die epische Handlung und die handelnden Charaktere, momentan aus den Augen zu verlieren — diese technische Nonchalance, die eigentlich der ärgste Widerpart aller strengen Kunstform ist, ist natürlich nicht nach jedermanns Geschmack; aber sie ist pikant und für Ironie und Satire ein ungemein geeignetes Gefäß. Fulda hat es verstanden, diese Seite des Genres fein auszuprägen, und so kommt er seinen Vorbildern, Schack und Heyse, in Ausführung und Wirkung sehr nahe. Neben Hermann Oelschläger — „Novellen in Octaven" — u. a. gehört der Dichter der „Neuen Jugend" im heutigen Deutschland zu den talentvollsten Vertretern der humoristischen Erzählung in Versen. Ernst Ziel.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Biographien und Briefe.

1. Kaiser Wilhelm und sein Reich. Von Eduard Simon. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Französischen. Jena, Costenoble. 1887. Gr. 8. 6 M.
2. Königin Luise. Ein Lebensbild von Armin Stein (H. Nietschmann.) Zweite Auflage. Mit einem Bildniß der Königin Luise. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1887. 8. 3 M. 60 Pf.
3. Eduard Stephani. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, insbesondere zur Geschichte der nationalliberalen Partei. Von Friedrich Böttcher. Leipzig, Brockhaus. 1887. 8. 5 M.
4. Camillo Cavour's gedruckte und ungedruckte Briefe. Gesammelt und erläutert und mit einer Biographie versehen von Luigi Chiala. Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi. Vierter Band (1860—1861). Die letzten Monate. Leipzig, Grunow. 1886. 8. 5 M.

Unter den vielen Schriften, welche sich die Aufgabe gestellt haben, das Leben des Kaisers Wilhelm zu beschreiben, ist unstreitig das Buch des französischen Schriftstellers Eduard Simon (Nr. 1) eine hervorragende Erscheinung. Es ist begreiflich, daß wir von einem französischen Autor, auch wenn er sich alle Mühe gibt, die erste Regel der Geschichtschreibung zu beobachten, nicht eine durchaus unparteiische Darstellung erwarten dürfen. Das Urtheil des Verfassers ist zwar im ganzen und großen ebenso maßvoll wie richtig, und nirgends, auch nicht bei den für einen Franzosen heikelsten Partien, nimmt er einen schimpfenden, verletzenden Ton an. Aber so sehr auch seine Objectivität, sein Freisinn von jeder Empfindlichkeit hier und dort gerühmt worden ist, so war uns doch bei der Lektüre des Buchs sofort bemerklich, daß der Verfasser die Person des Kaisers Wilhelm und die des Fürsten Bismarck anders beurtheilt, wenn es sich um Ereignisse handelt, die Frankreich nicht unmittelbar berühren, anders, wenn die Interessen Frankreichs in den Vordergrund treten. Die Darstellung des Deutsch-Französischen Kriegs hat vielfach eine entschieden französische Färbung. Wir wissen ja alle, daß die vom Herzog von Gramont und vom Kriegsminister Leboeuf vertretene Kriegspartei um jeden Preis den Krieg herbeiführen wollte. Die Erklärung, welche Gramont am 6. Juli 1870 auf öffentlicher Tribüne im Gesetzgebenden Körper gab, war einer Kriegserklärung gleich. Das Telegramm, welches er am 11. Juli nach Ems an Benedetti richtete, treibt mit vollen Segeln zum Kriege. Es lautet: „Ihre Sprache entspricht an Entschiedenheit nicht mehr der Stellung der Regierung. Sie müssen den Ton steigern. Wir verlangen, daß der König dem Prinzen verbiete, bei der Candidatur zu verharren, und wenn wir bis morgen keine entscheidende Antwort haben, so werden wir das Schweigen oder die zweideutigen Antworten als Verweigerung unsers Verlangens ansehen." Nachdem der Prinz auf den Wunsch des Königs Wilhelm auf die Candidatur verzichtet hatte, erklärte Gramont, die Entsagung des Prinzen sei jetzt Nebensache; die Hauptsache sei, daß der König an Kaiser Napoleon einen entschuldigenden Brief schreibe und die Versicherung gebe, daß er die Candidatur nicht von neuem genehmigen werde. Und doch hatte er in einer Unterredung mit dem englischen Botschafter am 8. und 10. Juli den freiwilligen Rücktritt des Prinzen als die einfachste und glücklichste Lösung des Conflicts bezeichnet. Was war der Grund dieses Wechsels? Wol kein anderer als der, daß Gramont, nachdem ihm der eine Kriegsfall entzogen war, sich nach einen andern umsah. Und doch stellt der Verfasser hinsichtlich des Drängens zum Kriege Bismarck auf die nämliche Linie wie Gramont. Das Auftreten des letztern habe Bismarck den Vorwand zum Bruch geliefert, für welchen er sich in jeder Beziehung vorbereitet wußte; die Nachgiebigkeit des Königs Frankreich gegenüber sei ihm an

und für sich übertrieben erschienen und überdies auch den preußischen Absichten in Bezug auf Deutschland schädlich, daher er sich entschlossen habe, dieser Situation ein Ende zu machen, welche ihn schon lange genug drückte; das „benachrichtigende Telegramm“ vom 13. Juli habe dadurch eine für Frankreich besonders verletzende Tragweite erhalten, daß es an die Diplomatie gerichtet worden war, um den fremden Cabineten mitgetheilt zu werden. Ja, muthet denn der Verfasser Bismarck zu, er solle die vielen Unverschämtheiten, welche Gramont vom 6. bis 13. Juli theils öffentlich, theils in diplomatischen Gesprächen und Noten begangen hat, im Namen des Königs Wilhelm und Deutschlands ruhig in die Tasche schieben und nicht einmal den fremden Mächten Mittheilung von den Vorgängen in Paris und in Ems machen zur Rechtfertigung dessen, was nun von Berlin ausging, wo man bisher den Krieg nicht gewollt, aber den Ausbruch desselben geahnt hatte und jedenfalls eine Demüthigung sich nicht gefallen ließ? Der Verfasser vergißt, daß er nicht einen kleinstaatlichen Minister aus der Zeit Ludwig's XIV. vor sich hatte, sondern den Kanzler des Norddeutschen Bundes von 1870.

Der Verfasser nennt es eine „heftige“ Sprache, wenn Bismarck in seiner Depesche vom 18. Juli an die auswärtigen Cabinete sagte: „Indem sie zum Kriege dränge, sei die französische Regierung von den schlechtesten Instincten des Hasses und der Eifersucht beseelt und von dem Wunsche, die Freiheit im eigenen Lande mit Hülfe äußerer Complicationen zu unterdrücken.“ „Noch heftiger“ findet er die Sprache des Königs in der Thronrede vom 19. Juli, worin hervorgehoben war, daß die französische Regierung die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern nur zum Vorwand genommen habe, um einen Kriegsfall zu finden, und an demselben festhalte, auch nachdem diese Candidatur zurückgezogen worden; daß Deutschland früher infolge seiner innern Zerrissenheit gezwungen gewesen sei, ähnliche Beleidigungen zu ertragen, heute aber stark genug sei, um die Gewaltthaten Frankreichs zurückzuweisen. „Denselben Geist der Gehässigkeit“ findet der Verfasser in den Erklärungen, welche Bismarck am 20. Juli im Reichstage gab, und in denen er sagte, der König habe niemals daran gedacht, die Candidatur des Prinzen Leopold aufzustellen; von dem König zu verlangen, daß er sich für die Zukunft binde, sei eine Anmaßung; die von Frankreich angeführten Gründe seien nur erfundene Vorwände. In der Adresse des Reichstags, welche von der Herausforderung des deutschen Volks seitens des Kaisers Napoleon und von bonapartistischer Ehrsucht sprach, findet der Verfasser das „treue Echo der Sprache der Regierung“. Der Verfasser bedenkt nicht, daß der Beleidigte, der Herausgeforderte so spricht, derjenige, welcher fast zwei Jahrhunderte lang allen Druck und alle Schmach von Frankreich erduldet hat und nun, seiner Kraft sich bewußt, die Herausforderung annimmt.

Auch macht der Verfasser dem deutschen Hauptquartier den Vorwurf, daß es nach dem Sturz des Napoleon'schen Kaiserthums den Krieg noch fortgesetzt und daß es Frankreich Bedingungen auferlegt habe, welche von ganz Europa für drakonische erklärt worden seien. Auf den ersten Vorwurf hat Bismarck in seinen Depeschen vom 13. und 16. September 1870 geantwortet; auf den zweiten muß nach den Erfahrungen, welche wir seit der Beendigung des Kriegs gemacht haben, erwidert werden, daß Frankreich nicht zu harte, sondern zu milde Bedingungen, besonders in finanzieller Beziehung, auferlegt worden sind. Der Verfasser hätte sich erinnern sollen, daß Kaiser Napoleon I. in den Jahren 1806—13 dem auf fünf Millionen Einwohner heruntergebrachten Königreich Preußen, dessen Handel und Landwirthschaft vernichtet, dessen Bevölkerung ausgesaugt worden war und dessen Staatseinkünfte nur noch funfzig Millionen Francs betrugen, zwei Milliarden ausgepreßt hat.

Haben diese Ausstellungen das historische Urtheil des Verfassers zum Gegenstande, so müssen wir jetzt noch einige unrichtige Angaben derselben richtig zu stellen suchen. Unter den Brüdern und Schwestern des jetzigen Kaisers gab es keinen „Albert“ und keine „Karoline“, wohl aber einen „Albrecht“ und eine „Charlotte“, spätere Kaiserin von Rußland. Nicht von 1813 an nahm Prinz Wilhelm an allen Feldzügen an der Seite seines Vaters theil, sondern erst von 1814 an. Nur die preußischen, nicht die österreichisch-preußischen Truppen führten am 29. Juni 1864 den Uebergang nach der Insel Alsen aus. Die Kriegsentschädigung, welche Würtemberg nach dem Kriege von 1866 zu zahlen hatte, betrug nicht achtzehn Millionen Gulden, sondern acht Millionen. Der spanische Throncandidat Prinz Leopold, jetzt Fürst von Hohenzollern, ist kein preußischer Prinz. Marschall Mac Mahon erhielt von Paris nicht den Befehl, sich nach Sedan zu wenden, sondern über die Maas zu gehen und zum Entsatz Bazaine's in der Richtung nach Metz vorzurücken. Die im Jahre 1885 aus Preußen ausgewiesenen Polen waren dort aus Rußland und Oesterreich eingewandert, aber nicht in Preußen naturalisirt. Nicht alle preußischen Bischöfe waren vom Jahre 1873—77 nach und nach von der Regierung abgesetzt worden; vielmehr waren im Jahre 1878 von den zwölf preußischen Bischofsstühlen noch drei besetzt, die von Kulm, von Ermeland und von Hildesheim, nachdem von den übrigen neun Bischöfen sechs (die von Posen, Paderborn, Breslau, Münster, Köln, Limburg) abgesetzt, drei (die von Fulda, Trier und Osnabrück) mit Tode abgegangen waren; die Wiederbesetzung der neun erledigten Bischofsstühle zog sich lange hinaus, weil die Domkapitel sich mit der Regierung hierüber nicht einigen konnten.

Auch die neuesten Phasen der Entwickelung deutscher Politik, die kirchlich-politischen Verhältnisse, den Staatssocialismus, die Steuer- und Colonialpolitik, die Gründung des Drei-Kaiser-Bundes, das deutsch-österreichische Defensivbündniß, den Anschluß Italiens an diese starke Friedensliga verfolgt der Verfasser bis zum Jahre 1886 und zeigt dabei viel Sachkenntniß und viel Einsicht in den Zusammenhang der Thatsachen. Er bricht in dem

Moment ab, wo neue Herausforderungen von Westen her über den Rhein ertönten und beide Nachbarn zu einem neuen Kampfe sich rüsteten. Ein kurzer Rückblick über die Regierungszeit des Kaisers Wilhelm beschließt das interessante Buch.

Der Verfasser des Buchs über die „Königin Luise" Armin Stein (Nr. 2) führt den Leser zuerst in das der „alten Landgräfin" gehörige Schloß Broich an der Ruhr, wo die dreizehnjährige Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz mit ihrer Schwester Friederike und ihrem Bruder Georg bei der Großmama, der Landgräfin von Hessen, verweilt und in den umliegenden Hütten trotz der Jugend den Dienst einer Samariterin versieht. Wir erhalten bereits den Eindruck eines reichen Geistes und eines edeln Herzens. Auf der Plattform des straßburger Münsters ging der Prinzessin eine neue Welt auf. In Frankfurt, wo sie bei der „lieben Frau Rath", Goethe's Mutter einquartiert ist und mit dem größten Appetit Eierkuchen und Speckfalat ißt, sieht sie sich die Krönung des Kaisers Franz II. an. Nach kurzem Aufenthalt bei ihrer ältern Schwester, der Herzogin Charlotte von Hildburghausen, reist sie mit ihrer Großmutter und ihrer Schwester Friederike nach Darmstadt zurück und macht unterwegs in Frankfurt, wo damals das preußische Hauptquartier sich befand, Halt. Dort wurden die beiden Prinzessinnen dem König Friedrich Wilhelm II. von Preußen und dessen Söhnen Friedrich Wilhelm und Ludwig vorgestellt. Der Moment war verhängnißvoll. Die Prinzen, entzückt von den reizenden Prinzessinnen, warben am andern Tag um ihre Hand und erhalten das Jawort und die Zustimmung des königlichen Vaters. Am 22. December 1793 halten die bräutlichen Prinzessinnen ihren Einzug in Berlin; am 24. wird die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Luise, am 26. die des Prinzen Ludwig mit der Prinzessin Friederike gefeiert. Der König, der ganze Hof, ganz Berlin sind voll Lob über die neue Kronprinzessin, welche mit der größten Einfachheit und liebenswürdigsten Rücksichtnahme die edelsten Formen zu verbinden weiß, als „gnädige Frau von Paretz" auf ihrem herrschaftlichen Gut an der Havel sich sehr glücklich fühlt und beim „Erntekranz" mit dem Vormäher im Schloßhof tanzt, während der Kronprinz mit der Kranzjungfer sich herumschwingt. Die Frau Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, war anfangs außer sich über solche Verstöße gegen die Etikette, machte aber schließlich selbst mit. Der Tod des Königs erfolgte am 16. November 1797. Friedrich Wilhelm III. bestieg den preußischen Thron und Luise wurde Königin von Preußen. Die nächsten Jahre verliefen in Ruhe, aber mit dem Jahre 1805 begann die Leidenszeit der Königin.

Der Verfasser, welcher alle diese Ereignisse und Verhältnisse sehr anziehend schildert, läßt uns aus einem Gespräch, das der Cabinetsrath Lombard mit dem Grafen Haugwitz, dem Minister des Auswärtigen, führt, die Katastrophe von Jena und von Tilsit ahnen, legt die in Preußen herrschenden Misstände, welche zu diesem Schreckensende führten, mit Einsicht und patriotischer Entrüstung bloß und schildert trefflich die Unglücksjahre 1806 und 1807, welche die Königin nach Königsberg und Memel und zuletzt nach Tilsit zur Unterredung mit Napoleon führten, der, wie er sagte, um sein Herz einen Ueberzug von Wachsleinwand legte, um nicht durch die Liebenswürdigkeit der Königin sich zu Zugeständnissen an Preußen verleiten zu lassen. „Sire, Sie haben mich grausam getäuscht", waren die letzten Worte, welche die Königin an den unbarmherzigen Sieger richtete. Obgleich sie ihr unglückliches Schicksal mit frommer Ergebung trug und in die neuen bescheidenen Verhältnisse sich mit philosophischer Resignation zu fügen wußte, so war doch von da an ihre Gesundheit geknickt, zumal da sie in der Zukunft die Gefangenschaft ihres Gemahls und den gänzlichen Untergang Preußens und ihres Hauses zu sehen glaubte. Am 23. December 1809 kehrte die königliche Familie nach dreijähriger Abwesenheit nach Berlin zurück. Bald darauf ließ Napoleon dem König erklären, daß er, wenn die noch rückständigen Kriegsentschädigungsgelder nicht bald bezahlt würden, eine Executionsarmee nach Preußen abschicken werde, und stellte die Zumuthung an den König, statt der schuldigen Summen eine Provinz abzutreten; der preußische Finanzminister Altenstein sagte geradezu, er wisse keinen andern Rath, als Schlesien abzutreten. Damals rief die Königin aus: „Wie bald wird es heißen: Finis Borussiae!" und sah schon ihren Gemahl als „Gefangenen des Völkerschlächters", hinzufügend: „wenn ich es noch sehe, wenn nicht inzwischen der Wurm, der in meinem Herzen bohrt, seine letzte Arbeit gethan hat". Sie hatte richtig geahnt. Am 19. Juli 1810 lag die „Fürstin der Fürstinnen" in dem ihrem Vater gehörigen Schlosse Hohen-Zieritz auf dem Todtenbett. Sie war das Opfer einer herzlosen und gewissenlosen Politik. Ihr Name wurde in den Befreiungskriegen die Losung, unter deren wunderbarem Einfluß das in Waffen sich erhebende Volk den Sieg errang. „Ach, hätte das doch die Königin Luise erlebt!" sagte Gneisenau auf dem Schlachtfelde bei Leipzig.

Das Buch, welches Friedrich Boettcher dem Andenken des sächsischen Patrioten Eduard Stephani gewidmet hat (Nr. 3), enthält zugleich eine Geschichte der nationalliberalen Partei, als deren langjähriges Mitglied letzterer, weniger durch glänzende Beredtsamkeit, als durch seine Thätigkeit in den Commissionen, in den Fractionssitzungen, im Fractionsausschuß und durch sein vermittelndes Auftreten zwischen den einander bekämpfenden Fractionstheilen, dem rechten und dem linken Flügel der Nationalliberalen, sich auszeichnete. Einer der ersten Eindrücke, die er in der nationalliberalen Fraction des Norddeutschen Reichstags erhielt, war, daß „schrecklich viel unnütze Reden" gehalten würden. Bald klagte er über „Lasker's und Hennig's Anmaßung", über die unduldsam dictatorische Art, in welcher Lasker und einige andere der Fraction ihre Anschauungen aufzuzwängen suchten, über Lasker's Eitelkeit und Rechthaberei, die in den Fractionssitzungen eine

große Rolle spielen und „leider“ einen Bruch nicht ganz unmöglich machen, sodaß sich Stephani schon im ersten Deutschen Reichstag „aufs äußerste angeekelt“ fühlte. Lasker war der einzige Nationalliberale, welcher gegen den Kanzelparagraphen stimmte; gegen die Ausweisung der Jesuiten stimmte er gleichfalls, und zwei Fractionsgenossen folgten ihm. Daß das im Mai 1878 eingebrachte erste Socialistengesetz angeblich gegen die Socialdemokraten, in Wahrheit gegen die Nationalliberalen gerichtet war und daß diese Fraction damit an die Wand gedrückt werden sollte, scheint uns eine sehr zweifelhafte Behauptung zu sein. Die Fassung jenes Gesetzes war allerdings kein juridisches Kunstwerk; aber es war verbesserungsfähig und erhielt durch den Gneist'schen Antrag eine annehmbare Verbesserung; es war allerdings ein Ausnahmegesetz, aber gegen Ausnahmezustände braucht man eben ein solches. Das englische Parlament, welches doch auch einige Kenntniß im Gebiete der Gesetzgebung besitzt, hat bekanntlich im Jahre 1883 binnen zwei Tagen die Sprengstoffbill, ein Ausnahmegesetz ersten Ranges, berathen und genehmigt. Nur den deutschen Doctrinären ist es vorbehalten, vor dem Namen „Ausnahmegesetz“ wie vor dem des leibhaftigen Teufels sich zu bekreuzen und ihr Gesicht in der Toga des Volkstribunen zu verhüllen.

Unter solchen Umständen mußte zwischen der Reichsregierung und der nationalliberalen Fraction, an welcher jene eine Stütze zu haben wähnte, eine Spannung eintreten. Lasker gab sich alle Mühe, dieselbe noch zu verstärken, und drohte bei jeder Gelegenheit mit Ausscheiden. Er wollte von einer Verständigung mit Bismarck nichts wissen und konnte den Tag kaum erwarten, wo er mit möglichst großem Gefolge ins Lager der Opposition überging. „Mich trennt alles mehr und mehr von Lasker“, schrieb Stephani, obwol er kein unbedingter Bewunderer der innern Politik des Reichskanzlers war. Bei der Berathung der Zoll- und Steuervorlagen im Jahre 1879 trat die Spaltung der nationalliberalen Fraction offen zu Tage. Bei der Frage nach den constitutionellen Garantien, welche von der Regierung bei der Einführung der erhöhten Zölle gegeben werden sollten, standen sich der Bennigsen'sche und der Franckenstein'sche Antrag gegenüber. Bismarck entschied sich für die Annahme des letztern als des kleinern Uebels, und der Reichstag stimmte ihm bei. Aber die Art und Weise, wie diese Frage in der nationalliberalen Fraction bei Lasker's „häßlichem Auftreten“ behandelt wurde, hatte zur Folge, daß nicht die Störenfriede des linken Flügels, die herrschsüchtigen Volkstribunen, welche einen Bruch mit der Regierung herbeiführen wollten, sondern die Männer des rechten Flügels, welche für den Franckenstein'schen Antrag gestimmt hatten, aus der Fraction ausschieden. Dies war ein Unglück für die Fraction, da die Mehrheit derselben sich unmöglich mit dem linken Flügel vertragen konnte, sie hätte denn willenlos sich unter den Commandostab beugen müssen. Es geschah daher, was längst zu erwarten war: im Jahre 1880 trat zuerst Lasker, später der ganze linke Flügel unter der Führung Forckenbeck's, Stauffenberg's und Bamberger's aus der Fraction, bildete anfangs die Gruppe der „Liberalen Vereinigung“, sprach viel von der Bildung der großen liberalen Partei und verschmolz zuletzt mit der Fortschrittspartei zur Fraction der Deutschfreisinnigen.

An den Fehlern, welche damals von der nationalliberalen Partei gemacht wurden, krankte diese bis zum Jahre 1887. Ihre Mitgliederzahl, welche 1874 bis auf 155 gestiegen war, sank 1881 auf 45. Sie war in jenen frühern Jahren die den Reichstag beherrschende Partei; in den spätern Jahren war sie vom klerikalen und politischen Radicalismus beiseite geschoben worden, sodaß sie im Reichstag nicht mehr durchzusetzen vermochte, als dem Centrum genehm war. Denn dieses führte von 1881 bis Januar 1887 im Reichstag das große Wort. Aber die klerikal-conservative Mehrheit, welche die Zoll- und Steuervorlagen von 1879 durchgesetzt hatte, fiel, da das Centrum gegen die Neuerung des Septennats und gegen die Verlängerung des Socialistengesetzes stimmte, bald auseinander; das Centrum kehrte zu seiner alten Opposition zurück, und die Regierung suchte zwar wieder Fühlung mit der nationalliberalen Partei, bekam aber, auch wenn diese an die zwei conservativen Fractionen sich anschloß, keine Mehrheit. Diese unnatürlichen Zustände dauerten bis zu den Wahlen vom 21. Februar 1887, welche wieder eine nationalliberal-conservative Mehrheit schufen.

Stephani beendigte seine parlamentarische Thätigkeit mit dem Schluß des Reichstags 28. Juni 1884. Für die Geschäftsleitung der nationalliberalen Fraction und als Vorsitzender der Petitionscommission hatte er Tüchtiges geleistet. Aber seine Kräfte reichten nicht mehr aus. Die Stelle eines Vicebürgermeisters hatte er schon zehn Jahre früher niedergelegt. Seinem engern Vaterlande und speciell der Stadt Leipzig hatte er die ersten Jahre seiner öffentlichen Thätigkeit gewidmet. In den Jahren 1848 und 1849 trat er ebenso nachdrücklich der Reaction und dem Partikularismus des sächsischen Ministeriums wie den umstürzenden Tendenzen des Radicalismus entgegen. Die Herrschaft des Centrums im Reichstage erschien ihm als ein Unglück für Deutschland. So sehr er den confessionellen Frieden herbeisehnte, so beklagte er doch den Umschwung der preußischen Kirchenpolitik, weil er darin eine Stärkung des politischen Ultramontanismus befürchtete. Er hat die Niederlage der Centrumsherrschaft und die den kirchlichen Orden so günstige Kirchennovelle nicht mehr erlebt. Am 13. August 1885 starb er, nachdem er, dem Arbeit Leben war, auch in den letzten Monaten noch in den Schul- und Armenangelegenheiten Leipzigs und in den Geschäften des Gustav-Adolfvereins thätig gewesen. Sein jüngerer Gesinnungs- und Fractionsgenosse Böttcher hat ihm im vorliegenden Buche ein schönes Denkmal gesetzt.

Zu den interessantesten Erscheinungen unserer historischen Literatur gehören die von Luigi Chiala herausgegebenen Briefe des großen Staatsmannes und Patrioten Grafen

Camillo Cavour (Nr. 4). Der vorliegende vierte Band bildet den Schluß des Werks und umfaßt die Jahre 1860 1861. Cavour hatte am 20. Januar 1860 die Ministerpräsidentschaft wieder übernommen und brachte wieder frisches Leben in die piemontesische Annexionspolitik. Die Vereinigung Mittelitaliens mit Piemont und der Lombardei zu einem einheitlichen Reiche war die nächste Aufgabe. Napoleon widerstrebte der beabsichtigten Einverleibung Toscanas und erklärte, daß er, wenn Piemont darauf bestehe, seine Truppen aus Oberitalien zurückberufen und Piemont seinem Schicksal und Oesterreich überlassen werde. Cavour ließ sich dadurch nicht abschrecken und schrieb seinem Freund Azeglio: „Ehe wir Toscana aufgeben, wollen wir es doch versuchen, es allein mit Oesterreich aufzunehmen", und nach Paris schrieb er: „Ich wäre trostlos, uns vom Kaiser verlassen zu sehen; aber ich halte es für besser, etwas zu riskiren und von Oesterreich zermalmt zu werden, als jedes Prestige einzubüßen." Napoleon konnte seinen Plan, aus Italien drei selbständige Staaten zu machen (Norditalien, Centralitalien und das Königreich Neapel), nicht durchführen. Wollte er, was sein sehnlichster Wunsch war, Savoyen und Nizza dem Kaiserreich einverleibt sehen, so mußte er in die Annexion der Herzogthümer und Toscanas willigen. Denn Cavour war schlau genug, für die territorialen Veränderungen die Reihenfolge aufzustellen: zuerst die Annexionen, dann die Abtretung. Die Abstimmung der Bevölkerung ergab das gewünschte Ergebniß, worauf die königlichen Decrete vom 18. und 22. März 1860 Toscana und die Emilia für integrirende Theile des neuen Königreichs Italien erklärten. England begrüßte den glücklichen Abschluß der mittelitalienischen Frage mit aufrichtiger Freude, und Lord Palmerston bezeichnete in einer Rede im Unterhause den Grafen Cavour als einen der eminentesten Patrioten, welche jemals die Geschichte irgendeiner Nation verherrlicht haben, indem er hinzufügte, er kenne kein Land, welches einem seiner Söhne zu größerm Danke verpflichtet wäre, als Italien Cavour. Napoleon war klug genug, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und sagte, die Italiener seien sehr fein; sie fühlten recht wohl, daß er, nachdem er das Blut seiner Soldaten für die Sache der Nationalitäten habe vergießen lassen, niemals gegen dieselben mit den Waffen in der Hand auftreten könne. Um so mehr drang er darauf, daß der Abtretungsvertrag unterzeichnet werde, und schickte zu diesem Zweck den Grafen Benedetti nach Turin. Der König Victor Emanuel war bereit, dieses Opfer zu bringen. Am 17. Januar 1860 hatte ihn Garibaldi durch den ungarischen General Türr fragen lassen, ob die Abtretung Nizzas an Frankreich beschlossene Sache sei, und telegraphische Antwort: Ja oder Nein, sich erbeten. Nachdem der König das von Türr ihm übergebene Telegramm gelesen hatte, rief er aus: „Per Telegraph! Ja oder Nein! Das ist gelungen! Telegraphiren Sie ihm meinetwegen: Ja, aber sagen Sie dem General, nicht blos Nizza, sondern auch Savoyen! Und wenn ich mich drein finden muß, mein Land abzutreten, dies Land meiner Väter, meines alten Stammes, wird auch er es ertragen müssen, sein Land zu verlieren, in dem er blos geboren ist." Cavour, der sich wohl bewußt war, welche Unpopularität er durch die Abtretung der zwei Provinzen über sich heraufbeschwören werde, zögerte anfangs, als Benedetti ihm erklärt hatte, der Kaiser wolle durchaus Nizza und Savoyen, selbst wenn er ganz Europa gegen sich haben würde. Cavour wollte seinem Könige wenigstens die Grafschaft Nizza retten und erwiderte auf die Drohung Benedetti's, daß die französischen Truppen zurückgezogen werden würden: „Je eher sie fortgehen, desto besser ist es." Da zog Benedetti ein Schreiben mit Privatinstructionen des Kaisers aus der Tasche und sagte, er habe den Befehl, die Truppen zurückzuziehen, doch nicht, um sie nach Frankreich zu schicken, sondern um Bologna und Florenz zu besetzen. Jetzt erst gab Cavour nach und unterzeichnete am 24. März den Vertrag. Aber er hatte in dem am 2. April eröffneten Parlament, das die Abtretungsfrage auf die Tagesordnung stellte, einen harten Kampf mit Mancini und Garibaldi. Die Interpellation Bertani's über die Aufstände, welche, von der Actionspartei (Crispi, Mazzini, La Farina) vorbereitet, am 4. April in Sicilien ausgebrochen waren, eröffnete für Cavour's diplomatische Thätigkeit neue Schwierigkeiten.

Dieser dachte damals noch nicht daran, den Süden Italiens in seinen Einheitsstaat hereinzuziehen; er wollte vorher das Erworbene sich befestigen lassen und Venetien erobern, bevor er Neapel und Rom in seine Kreise zog. Aber Garibaldi wartete nicht so lange und landete mit seinen tausend Freiwilligen in Sicilien. Cavour übernahm keine Verantwortung für diese Expedition und beschloß, dieselbe für den italienischen Einheitsstaat auszubeuten, wenn sie gelang, zu desavouiren, wenn sie mislang. Der Heuchelei und der Hinterlist beschuldigt, schrieb er damals: „Der Staatsmann, der nicht bereit ist, dem Lande seinen Namen zu opfern, verdient es nicht zu regieren." Die Expedition war von Glück begünstigt; doch fürchtete Cavour, daß der politisch nicht geschulte Garibaldi von den Mazzinisten sich zur Errichtung einer Republik verleiten lasse. Das Anerbieten des Königs Franz II. von Neapel, mit Victor Emanuel einen Allianzvertrag abzuschließen, lehnte er mit Rücksicht auf die auswärtigen Mächte nicht ab; aber er stellte demselben hinsichtlich Siciliens solche Bedingungen, daß die Allianz unmöglich wurde. Inzwischen machte Garibaldi bewundernswerthe Forschritte: er überschritt die Meerenge, hielt seinen Einzug in Neapel und wollte im Kirchenstaat einrücken und vom Quirinal aus das Königreich Italien verkündigen. Soweit durfte es Cavour nicht kommen lassen; denn der Einmarsch Garibaldi's im Kirchenstaat hatte dort den Ausbruch der Revolution, die Verjagung dos Papstes, vielleicht die Ausrufung der römischen Republik zur Folge. Cavour hatte damals alle Großmächte, außer England, gegen sich, und im Kirchenstaat bildete sich eine päpstliche Armee unter dem

bigoten französischen General Lamoricière. Von Lord Palmerston aufgemuntert, ging Cavour ebenso klug wie entschieden vor: Umbrien und die Marken wurden von den piemontesischen Truppen besetzt, das päpstliche Heer vernichtet, an die Stelle Garibaldi's der König Victor Emanuel gesetzt und jener unter den freundschaftlichsten Formen zur Niederlegung seiner Dictatur und zur Abreise nach seiner Insel Caprera veranlaßt. König Franz II. wurde nebst seinem Heer von Victor Emanuel nach der Festung Gaeta zurückgedrängt und capitulirte am 13. Februar 1861. Cavour's kühne Politik hatte einen glänzenden Erfolg errungen: Umbrien und die Marken, Neapel und Sicilien waren die Beute des Feldzugs von 1860. Bereits wurde auch die römische Frage discutirt. Der Papst sollte auf seine weltliche Herrschaft verzichten, der Kirche die größten Freiheiten eingeräumt, das Princip „die freie Kirche im freien Staat" durchgeführt, Rom zur Hauptstadt des Königreichs gemacht werden. Aber weder der Papst noch Napoleon ließ sich für diesen Plan gewinnen. Cavour unterhandelte zuletzt mit Napoleon über den Abschluß eines Vertrags, wonach der Papst Rom und das Patrimonium Petri behalten, der König von Italien ihm den Besitz dieses Gebiets förmlich garantiren und gegen jeden äußern Angriff mit Waffengewalt zu vertheidigen versprechen sollte. Wir finden diese Bestimmungen drei Jahre später in die Convention vom 15. September 1864 aufgenommen. Im Jahre 1861 ging Napoleon auf den Vorschlag Cavour's noch nicht ein. Rom und Venedig bildeten die beiden Lücken in dem von Cavour geschaffenen italienischen Staatsgebäude, und es war ihm nicht vergönnt, diese Lücken auszufüllen und das begonnene Werk zu vollenden. Aufgerieben von der Riesenarbeit der letzten Jahre wurde er von einem hitzigen Fieber ergriffen und starb am 6. Juni 1861. Die Jahre 1866 und 1870 machten es den italienischen Epigonen möglich, das Werk ihres Meisters zu vervollständigen. Wilhelm Müller.

Kunstgeschichtliche Literatur.

1. Grundriß der Kunstgeschichte von Wilhelm Lübke. Jubiläumsausgabe. Zehnte durchgesehene Auflage. Zwei Bände. Mit 392 Holzschnitt-Illustrationen. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1887. Lex.-8. 15 M.

Mit der vorliegenden zehnten Auflage erreicht dieses Werk das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines Bestehens. Ist ein derartiger Erfolg schon überhaupt etwas Seltenes in der Literatur, so steht er in der Wissenschaft der Kunstgeschichte beispiellos da. Mag sein, daß das Bedürfniß vorhanden war, die großen Werke von Kugler und Schnaase umzugießen und in Form eines Handbuchs einer größern Kunstgemeinde zugänglich zu machen: die Sichtung und Ordnung, die Kritik und Fassung des ungeheuern Stoffs war eine so schwere Aufgabe, daß nur ein Kunsthistoriker von Fach sie bewältigen konnte. Lübke hat gerade durch seinen „Grundriß der Kunstgeschichte" am meisten bewiesen, daß er zu einer Popularisirung mit wissenschaftlichem Vollgehalt berufen war; daß er unablässig an der Ausreifung, Ausfeilung und Ergänzung seiner Jugendarbeit thätig gewesen ist, hat er bis in die neueste Auflage hinein gezeigt. Da gebührt es sich denn, vor allen Dingen dem treuverdienten Jubilar einen freudigen Glückwunsch abzustatten und zu bezeugen, daß er durch sein Buch sich um unser Volk ein Verdienst erworben hat. Ueberall das Wesentliche in richtiger, klarer und zum Theil schöner Form zu sagen; die ganze kunstgeschichtliche Entwickelung als einen einzigen großen Organismus darzustellen und bei aller Wahrung des Individuellen doch die Geltung der ewigen Kunstgesetze hochzuhalten; sich nicht auf dem Paradepferde von uncontrolirbaren Einzelforschungen zu brüsten, sondern bekannte breite Pfade zu wandeln und zu verbessern: das sind die Eigenschaften, welche dem Verfasser nachgerühmt werden müssen. An solchen Männern, welche das Einzelne zum Ganzen zusammen- und ineinander schauen, welche eine universelle Richtung verfolgen und der Menge der Gebildeten die Wissenschaft zu einer Art von Genuß machen, fehlt es heutzutage nur zu sehr. Lübke gehört zu ihnen und hat hier in der durch die Natur der Sache geforderten Selbstbeschränkung vielleicht sein Bestes geleistet. Darum nochmals Dank seinem Wirken und Ehre seinem Namen!

2. Geschichte der deutschen Kunst. I. Die Baukunst von R. Dohme. II. Die Plastik von W. Bode. III. Die Malerei von H. Janitschek. IV. Der Kupferstich und Holzschnitt von F. Lippmann. V. Das Kunstgewerbe von J. Lessing. Mit zahlreichen Illustrationen im Text, Tafeln und Farbendruck. Erste bis siebzehnte Lieferung. Berlin, Grote. 1887. Hoch 4. Jede Lieferung 2 M.

Von diesem wahrhaft großartigen Unternehmen liegen jetzt vollendet vor die „Geschichte der deutschen Baukunst", verfaßt von Robert Dohme, und die „Geschichte der deutschen Plastik", aus der Feder von Wilhelm Bode. In größtem Lexikonformat umfaßt die erstere 445 Seiten mit 332 Illustrationen im Text und 54 Tafeln; die zweite hingegen 257 Seiten mit einer entsprechenden Fülle derselben Beigaben. Text wie künstlerische Ausstattung sind so ausgezeichnet, daß dieses Werk als ein geradezu monumentales bezeichnet werden muß; ich bin in Verlegenheit, ob ich den Stolz auf den Besitz solch einer nationalen Schöpfung oder den Dank gegen Autoren und den Verleger mehr betonen soll. Lege ich als Maßstab der Beurtheilung die Bedingungen zu Grunde, mit denen die Verfasser bei Eintheilung und Abfassung ihres Stoffs rechnen mußten, so sehe ich zwar noch nicht durchweg mein

persönliches Ideal der Formgebung erreicht, wohl aber das Höchste geleistet, was der treuesten und mühsamsten Forschung, der berufensten Kritik, der liebevollsten Darstellung auf dem Gebiete der vaterländischen Kunstgeschichtschreibung möglich ist. Ich bitte die Leser um Entschuldigung, wenn ich auf die Anführung von Glanzstellen wie von abweichenden Ansichten verzichte; das erstere wäre ebenso leicht wie das zweite unbescheiden. So wenig ich jemals eine so geniale Art wie diejenige von Karl Schnaase zurückgedrängt sehen möchte, so sehr muß ich doch anerkennen: was exacte Methode, was speciell kunstgeschichtliche Schulung, was den Werth der illustrativen Beigaben anlangt, so beginnt mit dieser im Geiste der Neuzeit geschaffenen Kunstgeschichte eine neue Epoche in unserer Kunstliteratur. Möge das riesenhafte Unternehmen glücklich zu Ende geführt und von der Nation durch den Dank belohnt werden, welcher ihm gebührt.

3. Grundriß der Geschichte der bildenden Künste von Adolf Fäh. Erste Lieferung. Freiburg i. Br., Herder. 1887. Lex.-8. 1 M. 25 Pf.
4. Geschichte der christlichen Malerei von Erich Frantz. Erste Lieferung. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Im Verlage von Herder zu Freiburg i. Br. erscheinen diese beiden größern kunstgeschichtlichen Werke, von denen mir die je erste Lieferung vorliegt. Der „Grundriß der Geschichte der bildenden Künste" von Adolf Fäh (Nr. 3) wird im größten Lexikonformat gedruckt und ist auf acht bis zehn Lieferungen berechnet. Die „Geschichte der christlichen Malerei" von Erich Frantz (Nr. 4) soll zwei Theile umfassen und in Lieferungen zu sechs bis sieben Bogen erscheinen. Die Ausstattung ist in Druck und Illustrationen eine sehr gediegene. Was das erstere Unternehmen anlangt, so ist es dem Verfasser hauptsächlich darum zu thun, die scharfe Fixirung der charakteristischen Merkmale einzelner Stile und Schulen zu geben. Auch liegt ihm viel daran, auf dem Gebiete der bildenden Künste apologetische Beweise für christliche Wahrheiten zu finden. Deshalb beginnt er mit der israelitischen Kunst und betrachtet das classische Alterthum unter dem Gesichtspunkte der Vorbereitung auf das Christenthum. Was Einzelheiten anlangt, so kennzeichnet der Verfasser seinen Standpunkt z. B. dadurch, daß er an die Salomonische Herkunft der Ueberreste der Tempelmauer zu Jerusalem glaubt; das Fehlen der Malerei bei den Juden begreift er nur daraus, daß das Auge in den milden Tönen der Farbe keine Befriedigung finden konnte. In der „Geschichte der ägyptischen Kunst" ist das Werk von Perrot und Chipiez nicht benutzt, dagegen die babylonisch-assyrische Kunst sehr ausführlich behandelt. Was die „Geschichte der christlichen Malerei" anlangt, so enthält dieselbe keine Illustrationen und vertritt folgenden Standpunkt. Die byzantinische Kunst ist die Erbin des griechischen Schönheitssinnes; indem sie den altchristlichen Bilderkreis treu überliefert, verbindet sie die edle Formenwelt der Antike mit dem Reiche christlicher Ideale zu höherer geistiger Bedeutung. Den Söhnen des heiligen Benedict verdankt Deutschland die großen tiefsinnigen Bilderreihen der romanischen Epoche. Einstweilen kann ich über diese neuern Unternehmungen nur sagen, daß sie von und für Katholiken geschrieben sind; was wir Protestanten wissenschaftliche Forschung und Kritik nennen, haben katholische Gelehrte vielleicht formell mit uns gemein, nicht hinreichend aber materiell.

5. Studien über Wesen und Geschichte der Malerei von Julius Wolf-Südhausen. Zürich, Verlags-Magazin. 1887. Gr. 8. 5 M.

Wir sind dem Verfasser schon einmal begegnet gelegentlich einer Abhandlung über weibliche Modelle, welche von intimer Sachkenntniß zeugt. In diesem neuen Werke legt er die Summe aller seiner Studien nieder, welche er als reicher Dilettant in einem weiten Umkreis machen durfte. Er hat viel gelesen, noch mehr aber gesehen; er besitzt viel Phantasie, Interesse und Einzelkenntnisse. Nur hat ihm leider die wissenschaftliche Zucht nicht immer zur Seite gestanden, welche es zu einem wirklichen Durchdenken eines Gegenstandes bringt. Er steht nicht auf eigenen Füßen, sondern hat nur die Gedanken anderer verarbeitet, diese aber mit Geist und Geschick. Er spricht über folgende Themen: „1) Kunst. Kunstwerk. Künstler. Kunstfertigkeit"; „2) Schönheit"; „3) Die beiden Geschlechter"; „4) Die Farben"; „5) Die Malerei und das Malen"; „6) Eintheilung der Malerei"; „7) Geschichte der vorchristlichen Malerei". Einige Hauptsätze des Verfassers mögen das Gesagte bestätigen:

> Schönheit ist die Summe der Urgesetze für Erschaffung und Erhaltung des Weltalls und seiner Theile, also das Urgesetz selbst. Die Aeußerungen jener Gesetze stellen die Schönheitserscheinungen dar. — Die hervorragendsten Musikwerke der Neuzeit sind in vollem Sinne des Worts selbst Welten in dem allgemeinen Weltall, dem irdischen Kosmos in Ursprung, Aufbauung und sinnlicher Erscheinung parallel laufend. — Ein objectives Urtheil, ob der männliche oder der weibliche Körper schöner sei, könnte nur ein geschlechtsloses menschliches Wesen fällen. — Das Antlitz der Frau ist das Höchste und Schönste, was die Natur überhaupt geschaffen hat.

Gustav Portig.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Gustav Rümelin, der berühmte Kanzler der Universität Tübingen, hat eine seiner neuesten Reden veröffentlicht, worin er über „Die Berechtigung der Fremdwörter" handelt (2. Aufl. 1887, Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr). Er will den Fremdwörtern einen größern Spielraum gegeben wissen, als die heutigen Sprachreiniger zugestehen wollen. Unabsehbar groß sei die Zahl der internationalen Wörter in Wissenschaft und Kunst; diese müssen erhalten bleiben. Von den eigentlich entbehrlichen Fremdwörtern aber wäre zu verlangen, daß ihre Schreibweise

derjenigen der einheimischen Worte möglichst angepaßt werde. Sodann weist Rümelin an einigen Beispielen in schlagender Weise nach, wie die besondere Bedeutung gewisser Fremdwörter geradezu unersetzlich ist. Er will auch nicht die niedrigen Regionen des Gedruckten, sondern das Gute, nicht die Tagespresse, sondern die höhere Literatur als Maßstab genommen sehen, wenn man den Vorwurf der Fremdwörterseuche erhebt. Endlich hat Rümelin mit großer Mühe ein umfängliches Fremdwörterverzeichniß zusammengestellt, d. h. von solchen Worten, welche als unentbehrlich in ihrer eigenartigen Bedeutung beibehalten werden können. Jedenfalls ist seine Schrift vom Standpunkte des Gelehrten aus verfaßt und als solche vortrefflich; sie bedarf aber der nothwendigen Ergänzung durch jenen Standpunkt, welcher das Volk nicht nur als misera plebs ansieht, sondern auch den Massen aus sehr triftigen Gründen ein gesundes Deutsch gönnt.

Ausländische Literatur.

In dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig sind zwei werthvolle Werke erschienen. Das erste, eine Fortsetzung der Sammlung von Verträgen aller Völker unter dem Titel: „Recueil manuel et pratique de traités et conventions par le baron Ch. de Martens et le baron Ferd. de Cussy“ (zweite Serie, zweiter Band) bildet die nothwendige Ergänzung zu dem bereits früher besprochenen ersten Band und enthält vorwiegend in der Ursprache die internationalen Vereinbarungen aller Nationen von 1870 bis 1878. Dieses von F. H. Geffcken zusammengestellte und redigirte Werk bietet allen denen, welchen Beruf oder Neigung eingehende Kenntniß der völkerrechtlichen Beziehungen der souveränen Staaten wünschenswerth erscheinen lassen, besonders also den Diplomaten, Politikern und Geschichtschreibern eine reiche Quelle gründlicher Belehrung. Der vorzügliche Druck, die übersichtliche Anordnung des Stoffs, welche durch ein im Anhang beigefügtes alphabetisch-chronologisches Register nicht unerheblich erhöht wird, sind anerkennenswerthe Vorzüge, deren Bedeutung für die praktische Brauchbarkeit des Werks nicht zu unterschätzen ist.

Das zweite Werk: „Lehrbuch der Japanischen Sprache“ von Philipp Noack, bringt nach einigen einleitenden Bemerkungen über die geschichtliche Entwickelung, Stilarten und Dialekte der japanischen Sprache eine klar und verständlich abgefaßte Grammatik dieses schwierigen Idioms mit einem reichhaltigen Wörterverzeichniß und einer erschöpfenden Zusammenstellung der üblichen Schriftzeichen. Da der Verfasser keine Mühe gescheut hat, seinem Lehrbuche möglichste Vollkommenheit und Correctheit zu sichern und zu diesem Zwecke nicht nur alle brauchbaren Hülfsmittel gewissenhaft benutzt, sondern auch hervorragende Kenner des Japanischen, unter andern den Professor Dr. von der Gabelentz in Leipzig, zu Rathe gezogen hat, so verdient diese auf gründlichen Forschungen beruhende Schöpfung angestrengten Studiums und unermüdlichen Fleißes als eine schätzenswerthe Bereicherung der modernen Sprachwissenschaft anerkannt und allen Freunden der Sprache und Literatur des thatkräftigen, zu immer höherer Culturstufe emporsteigenden japanischen Volks angelegentlich empfohlen zu werden.

— Von dem seit 24 Jahren in London erscheinenden „Statesman's Year-Book“ ist vor kurzem der neue Jahrgang 1887 zur Ausgabe gelangt. Dieses historisch-statistische Jahrbuch bietet eine reiche Fülle nach officiellen Quellen sorgfältig gesichteter Angaben über die Verhältnisse aller Staaten der civilisirten Welt; namentlich auch die internationale Handelsbewegung findet eingehende Behandlung und es werden auch umfassende bibliographische Uebersichten über die Specialliteratur zur Kenntniß der einzelnen Staaten gegeben. Für Politiker und Volkswirthe, besonders auch für Redactionen erweist sich das „Year-Book“ als ein bequemes Handbuch.

Bibliographie.

Alsberg, M., Anthropologie mit Berücksichtigung der Urgeschichte des Menschen, allgemein faßlich dargestellt. Mit zahlreichen Farbendruck-Tafeln, Karten und Holzschnitten. 1ste Lfg. Stuttgart, Weisert. Gr. 8. 50 Pf.

Beaulieu, G. v., Langes Haar, krauser Sinn. Novellen. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Bernardi, M., Die Waise von Warschau. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Bull, Heedelberger Schdreech. Mannheim. Gr. 8. 60 Pf.

Clement, L., Um Kopf und Herz. Lustspiel. Bearbeitet und für die Bühne eingerichtet von J. Savits. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1886. 8. 3 M.

Demmin, A., Studien über die stofflich-bildenden Künste und Kunsthandwerke. 1ste u. 2te Folge. Leipzig, Thomas. Gr. 8. à 3 M.

Feddersen, F. A., Rüm Hart. Gedichte eines Nordfriesen. Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 8. 2 M.

Finsch, O., Hausbau, Häuser und Siedelungen an der Südostküste von Neu-Guinea. Wien, Hölder. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Fockt, K. T., Kaiser Josef II. und das Geheimniß des Freihauses. Historischer Roman. 1ste Lfg. Wien, Anger. Gr. 8. 18 Pf.

Fontane, T., Cécile. Roman. Berlin, Dominik. 8. 5 M.

Garschin, W., Die Künstler — Eine Begegnung — Eine Nacht — Attalea Princeps — Eine Begebenheit — Vier Tage. Novellen. Aus dem Russischen übersetzt von W. Beleno. Berlin, Deubner. 8. 2 M. 40 Pf.

Geßler, F., Der Röhrle von Häfner-Neuhausen. Ein humoristisches Epos aus Schwaben. Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 8. 2 M. 50 Pf.

Hanusch, Eine Reise-Vivisection. Billet-doux eines fahrenden Musikanten an seinen Freund Bartholf. Wien, v. Hölzl. 12. 1 M. 25 Pf.

Henckell, K., Strophen. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 60 Pf.

Herrmann, W., Die Gewißheit des Glaubens und die Freiheit der Theologie. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 1 M.

Hoffmeister, W., Das Königtum im altgermanischen Staatsleben. Belgard. 1886. Gr. 4. 75 Pf.

Hoyos, R. Graf, Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 6 M.

Der Humor im Buchhandel. Ein Vademecum für lustige und traurige Buchhändler. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 2 M.

Klarus, A., Unsere Kolonien. Studien und Materialien zur Geschichte und Statistik der ausländischen Kolonisation in Rußland. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von J. Töws. Odessa, Stadelmeyer. Gr. 8. 5 M.

Kohut, A., Ludwig Uhland. Lichtstrahlen aus seinen Werken, nebst einer biographischen Charakteristik und dem Porträt des Dichters. Ein Gedenkblatt zum 100jährigen Geburtstage Ludwig Uhlands am 26. April 1887. Dresden, Pierson. 12. 1 M.

Kolatschek, J., Die Evangelisazion in Bosnien. Reiseberichte. Agram, Suppan. 8. 1 M. 10 Pf.

Lanzky, P., Erlöst vom Leid. Eine pessimistische Novelle. Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 8. 1 M. 50 Pf.

Malet, L., Oberst Enderby's Frau. Roman. Aus dem Englischen von A. Roehl. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Malybrok-Stieler, O., Lyrische Gedichte und Uebertragungen nach böhmischer Kunst- und Volks-Poesie. Prag, Otto. 8. 2 M. 50 Pf.

Mauthner, F., Von Keller zu Zola. Kritische Aufsätze. Berlin, Heine. 8. 2 M.

Menger, K., Zur Kritik der politischen Oekonomie. Wien, Hölder. Gr. 8. 80 Pf.

Meyer, M. H., Stettin in alter und neuer Zeit. 1ste Lfg. Stettin, Hessenland. Gr. 8. 60 Pf.

Nottebohm, G., Zweite Beethoveniana. Nachgelassene Aufsätze. Leipzig, Rieter-Biedermann. Gr. 8. 20 M.

Reimann, H., Robert Schumanns Leben und Werke. Leipzig, Peters. Gr. 8. 3 M.

Sláma, F., Oesterreichisch-Schlesien. Landschafts-, Geschichts- und Culturbilder. Unter Mitwirkung des A. Peter, J. Matzura, K. Radda, F. Schmied u. A. herausgegeben. 1ste bis 15te Lfg. Prag, Otto. 1885/87. Lex.-8. à 60 Pf.

Sohnrey, H., Die Leute aus der Lindenhütte. Niedersächsische Walddorfgeschichten. Für große und kleine Leute erzählt. (2ter Bd.) Friedesinchens Lebenslauf. Bernburg, Bacmeister. 8. 2 M.

Spaettgen, Doris Freiin v., Frauenlehn. Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 9 M.

Storm, T., Ein Doppelgänger. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel. 12. 3 M.

Tieffenbach, R, Die Streitfrage zwischen König Heinrich IV. und den Sachsen. Königsberg, Koch u. Reimer. Gr. 4. 1 M.

Trefort, A., Essays und Denkreden. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 4 M. 40 Pf.

Philosophische Vorträge, herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. 12tes Hft.: Ueber den Begriff der Klangfarbe. Von G. Engel. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Walter, G. E., Der Hermes des Praxiteles. Schauspiel aus der Gegenwart. Baden-Baden, Weber. 8. 2 M. 50 Pf.

Wildenbruch, E. v., Der Astronom. Erzählung. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Zenger, K. W., Die Meteorologie der Sonne und die Wetter-Prognose des Jahres 1886. Mit 1 Taf. u. 5 Heliogr. Prag, Rivnáč. Gr. 8. 1 M. 44 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** 1887. Nr. 6.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 22. 2. Juni 1887.

Der zweite Band von Friedrich Hebbel's Tagebüchern.*)

Friedrich Hebbel's Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von F. Bamberg. Nebst einem Porträt Hebbel's nach Rahl und einer Abbildung seiner Todtenmaske. Zweiter Band. Berlin, Grote. 1887. Lex.-8. 15 M.

Ueber zwei Jahrzehnte mußten nach dem Tode Friedrich Hebbel's noch vergehen, ehe seine Witwe sich entschließen konnte, die Tagebücher-Manuscripte ihres verstorbenen Gatten der discreten Privatverborgenheit zu entreißen und einem Herausgeber zur öffentlichen Weiterverbreitung anzuvertrauen. Wir ehren nach Kräften die Bedenken der Frau Hebbel, welche sie bisher von einer Veröffentlichung so intimer Papiere, wie es nun einmal Tagebücher sind, abhielten; ein klein wenig Profanation ist ja schlechterdings nicht zu vermeiden. Aber nun, da uns der köstliche Schatz in zwei starken Bänden, herausgegeben von Felix Bamberg, vorliegt, können wir ein leises Schmollen, ein verhaltenes Zürnen nur mit Mühe unterdrücken. Ich meine: diese „Tagebücher" konnten in gewisser Hinsicht nicht früh genug dem Publikum zugänglich gemacht werden. Nun liegt es zwar in der Natur der Sache, daß sich ihres gesammten Inhalts schließlich nur eine kleine Gemeinde bemächtigen wird. Aber diese kleine Gemeinde ist es ja fast ganz allein, welche den Bildungsidealismus der Zeit vertritt. Und wäre es ihr schon früher möglich gewesen, die bunte Fülle von geistigen Errungenschaften und Lebensresultaten, die Hebbel in seinen „Tagebüchern" niedergelegt, sich zuzueignen und organisch in die Kanäle der zeitbewegenden Gedanken einzuführen — manches Experiment auf ethischem oder ästhetischem Gebiete wäre vielleicht nicht misglückt, mancher Umweg wäre uns erspart geblieben, mancher Irrthum wäre vermieden worden. Hebbel's unerschöpflich reiche Persönlichkeit hat sich nicht entfernt in seinen Werken ausgelebt. Gewiß! Eine stattliche Reihe geschlossener Schöpfungen liegt der Welt in seinen lyrischen, epischen und dramatischen Erzeugnissen und in seinen kritischen Schriften vor. Und keinem Gliede aus diesem Ringe mangelt das Gepräge stolzer Eigenart. Hebbel's trotzige, unbeugsame, rauhe Dithmarschennatur mußte ihre eigenen Wege gehen. Die herbe Sprödigkeit, die natürliche Zurückhaltung und die zähe Verschlossenheit, die mehr oder weniger intensiv dem norddeutschen Volkscharakter eigen, in Verbindung mit dem unerträglich harten Druck, der auf Hebbel's Knaben- und Jünglings- und ersten Mannesjahren gelastet, führten zu jenem schroffen Individualismus, den der Dichter der „Judith" stark und bestimmt wie kein zweiter seiner deutschen „Collegen in Apoll" besessen. Nichts Weiches, nichts Nachgebendes und nichts Naives, nichts Enthusiastisches lag in Hebbel's Künstlernatur. Nicht eigentlich nach oben strebte er, der Sonne entgegen, mehr in die Tiefe, in die Schachte der Unterwelt, wo das flackernde Grubenlicht des tastenden Menschengeistes nach verborgenem Gewinn ausspäht. Hebbel suchte gleichsam den Gegenpol des Berggipfels. Seine wühlende, ringende, nach Resultaten lechzende, auf das Vergleichen, Combiniren und Enträthseln gestimmte Natur zog ihn in die geheimnißvollen Abgründe psychischer Probleme hinab. Das Seltene, das Merkwürdige, das Außergewöhnliche war ihm congenial. Wenn man will, war es das „Barocke", das „Excentrische", das über Durchschnittshöhe Hinausragende im Leben der Stunde, des Tags und der Geschichte, in den Aeußerungen der Kunst und Natur, was ihn reizte. Soll man ihn darum „unnatürlich", „ungesund" schelten? Mich dünkt: es wäre ein wenig objectiver, ein wenig wissenschaftlicher und auch praktischer, den Versuch zu machen, eine Individualität, soweit es möglich, aus ihren besondern Lebensbedingungen heraus

*) Vgl. die Besprechung des ersten Bandes der „Tagebücher", Jahrgang 1885, Nr. 28.

zu begreifen. Es ist so wohlfeil, einen allgemeinen Maßstab anzulegen und etwa nach der Art, wie sich der Genius Goethe's menschlich und künstlerisch bethätigte, alles beurtheilen zu wollen — ganz abgesehen davon, daß jenem ominösen „allgemeinen Maßstabe", mit dem die deutsche Literaturgeschichte und Kritik bis auf unsere Zeiten so wacker, so rücksichtslos und so einseitig und unwissenschaftlich gewirthschaftet, naturgemäß schließlich keiner ganz gerecht werden kann. Denn eine Abstraction ist nie so rein, daß sie aller Momente entbehrte, die für den Proceß ihrer Entstehung unwesentlich wären.

Es liegt nicht in meiner Absicht, den übergroßen Inhalt des zweiten Bandes der „Tagebücher" Hebbel's hier erschöpfend zu kennzeichnen. Es kann mir nur darauf ankommen, einige charakteristische Gesichtspunkte aufzustellen, einige besonders markante Züge aus dem verschlungenen Netz der Gesichtslinien, die dieser phänomentalen literarischen Erscheinung eigen, mitzutheilen.

Friedrich Hebbel war seinem ganzen Wesen nach Epigrammatiker. Ein starkströmendes, rastlos fort- und vorschreitendes Geistesleben war ihm eigentlich nur Mittel zum Zweck. So ähnelte er mehr Schiller denn Goethe. Der Proceß, die harmonische, zwanglose Bethätigung des Geistes, der Act des Schaffens, Suchens, Eindringens selbst, worin Goethe aufging, natürlich ohne den Resultaten gegenüber gleichgültig zu bleiben: das alles hatte für Hebbel kaum tiefern Reiz und konnte erst dann für ihn interessant werden, wenn es selbst zum Gegenstande seiner Speculation, seiner Reflexion wurde. Der Künstlernatur Hebbel's waren starke philosophische Elemente legirt. Ein freies, dithyrambisches Ausströmen war ihm fremd. Pathos und Rhethorik besaß er gar nicht. Die getragene Einfachheit seiner Lyrik, die schroffe, körnige Prägnanz seiner Epik, die plastische Zusammengeschlossenheit seiner muskulösen, derbgliederigen Dramatik bekunden einen Schöpfer, der wesentlich epigrammatischen Charakters ist. Auf die Quintessenz der Dinge kam es Hebbel an. Der Olympier von Weimar wußte wohl, daß verwesende Stoffe einer neuen Vegetation Saft und Kraft geben. Aber der bunte Flor der Blumen und Blüten erfreute doch sein lebensuchendes, auf die Reize des Daseins gestimmtes Auge. Hebbel sah seiner Natur gemäß mehr durch die Erde hindurch — er besaß gleichsam eine Art von Idiosynkrasie für die modernden Gebeine, welche Zeugnisse eines erloschenen Lebens sind. Wenn man will, war er eine „unglückliche Natur", d. h. eine Natur, die sich von dem Prunkmantel und der Flitterhülle des Lebens nicht täuschen, nicht blenden ließ, für die der große Psalm des Werdens durch das Trauercarmen vom Vergehen bedingt war. Aber dabei war Hebbel philosophischer Positivist. Die Erkenntniß war ihm alles. Nur in ihr und durch sie wurde er klar und stark.

Daß nur die treibenden Grundkräfte, die schaffenden Urelemente in der Persönlichkeit Friedrich Hebbel's, die Art seiner Welt: nur Lebensbetrachtung, die Methoden seiner geistigen Arbeit jetzt so deutlich erkennbar sind, verdanken wir — abgesehen von der Biographie Emil Kuh's, die zwar eine der interessantesten deutschen Biographien, aber im ganzen doch zu wenig übersichtlich, zu wenig objectiv und wissenschaftlich ist — zumeist den „Tagebüchern" mit ihrem unvergleichlichen Reichthum von Gedanken; Reflexionen, Aphorismen, Glossen, Sentenzen, Maximen, Urtheilen, Betrachtungen, von theils nur flüchtig angedeuteten, theils weiter ausgeführten Motiven und künstlerischen Vorwürfen. Der Drang zu sammeln, aufzuspeichern, einzuordnen, ist Hebbel mit Jean Paul gemeinsam. Es wird mir schwer, der Versuchung zu widerstehen, hier eine Garnitur dieser seltenen und kostbaren Gedankenjuwelen aus dem zweiten Bande aufzustellen. Aber die Auswahl ist zu schwierig, da der Reichthum zu groß, die Schatzkammer zu reich. Notizen über äußere Lebenszustände, Nachrichten über seine materielle Lage, seine Reisen, über literarische Begegnungen über die Schicksale seiner Dramen als Bücher oder auf der Bühne, über die politischen, gesellschaftlichen und socialen Verhältnisse der dreißiger, vierziger und funfziger Jahre gibt Hebbel verhältnißmäßig selten. Er hatte zu viel mit den Functionen seines eigenen Mikrokosmos zu thun, mit dessen Erhaltung und Beobachtung, als daß ihm Zeit, Stimmung, intimere Theilnahme und Unbefangenheit des Blicks für Ereignisse übriggeblieben wären, die ihn schließlich nur streiften, den Kern seines Wesens aber weiter nicht berührten. Wohl hat Hebbel in seinen „Tagebüchern" hier und da manches reizvolle Anekdotenhafte, manches, das vielleicht culturgeschichtlich und literarhistorisch nicht werthlos und unrichtig, niedergelegt, aber aus dem Studium der innern, ideellen, ursprünglich allerdings nicht beabsichtigten, aber mit der Zeit gleichsam nach einem höhern Gesetze gewordenen Oekonomie der beiden starken „Tagebuch"-Bände gewinnt man doch unschwer die Ueberzeugung, daß dem Dichter jene eingesprengten Materialien und Documente äußerer Erlebnisse und Ereignisse eigentlich nur Nebensache waren — daß sich vielmehr seine innersten Seelenbedürfnisse in der autopsychologischen Stethoskopie, in der Behandlung ethischer und ästhetischer, intim das Wesen der Kunst angehender Wahrheiten und Irrthümer, in dem Eindringen in metaphysische und geschichtsphilosophische Probleme darstellten. Das Leben mit seinen seltsamen Sprüngen, mit seinen schnurrigen Schicksalsläufen, seinem bunten, verworrenen Auf und Nieder gab für Hebbel eigentlich nur die begleitende Musik zu dem wahrhaftig lucullischen Mahle ab, das er an der Tafel seines Geistes einnahm. Oh! Er war ein Gedankenfürst, ein König im Reiche der Idee, dieser Märtyrer des Lebens, dieser trotzige, verschlossene Dithmarsche, dieser Außergewöhnliche, dieser simple Friedrich Hebbel, der so selbständig geforscht, gedacht und gefunden, der, um nur einige winzige Beispiele anzuführen, ohne Kant gelesen zu haben, schon als zweiundzwanzigjähriger Jüngling die Sätze des großen philosophischen Kritikers über die Idealität von Raum und Zeit, wenigstens ihren Grundbestandtheilen nach, fand, der die unanfechtbaren Ausführungen Max

Nordau's über die Psychophysik des Genies (in den „Paradoxen") schon funfzig Jahre früher (1836) in seinen Tagebuch-Aufzeichnungen niederlegte!

Derjenige, dem es tiefstes Seelenbedürfniß, an den Schablonenschatten des Markts vorüberzugehen und die Ausstrahlungen einer bedeutenden Persönlichkeit auf sich wirken zu lassen, wird in der Lektüre der „Tagebücher" einen reinen, seltenen Genuß finden. Jenes pikanten, prickelnden Parfüms, das aus den Blättern gewisser Memoirenwerke schlägt, entbehren allerdings diese Aufzeichnungen. Material für „Treppenwitze" der Welt- oder Literaturgeschichte enthalten sie kaum. Aber sie sind das Document eines in großem Stil ausgegebenen Lebens — eines Lebens, dem die Cultur des Geistes erstes Gesetz gewesen.

Ob die „Tagebücher" nicht die hervorragendste, eigenthümlichste und inhaltreichste literarische Erscheinung der letzten Jahre, ja vielleicht des letzten Jahrzehnts sind?

Hermann Conradi.

Neue Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 21.)

11. Ventidia. Eine Dichtung von Ludwig Anders. Frankfurt a. d. O., Waldmann.
12. Die Leuchte Asiens oder die große Entsagung (Mahabhimischkramana). Von Edwin Arnold. Nach der 24. Auflage des Originals übertragen von Arthur Pfungst. Leipzig, Friedrich. 1886. 8. 2 M.
13. Aus ungleichen Tagen. Neue Gedichte von S. Fritz. Wien, Konegen. 1887. 12. 2 M.
14. Dämmerstunden. Gedichte von Clemens Drache. Bautzen, Rühl. 1887. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.
15. Cypressen. Dichtungen von Karl Reuleaux. Mit einer Illustration von F. Steub. München, Kellerer. 1886. 12. 1 M.
16. Cancionero. Reiselieder und Zeitgedichte von Chillonius. (Wasserringe und Miscellen, neue Folge.) München, Callwey. 1886. 8. 3 M.
17. Gedichte von Hedwig Kym. München, Th. Ackermann. 1887. 8. 3 M.
18. Die deutsche Handwerkerbraut. Von Karl Weise. Wismar, Hinstorff. 1886. 12. 1 M. 20 Pf.

Hamerling macht noch immer Schule. Die Glut seines Colorits, die Gedankenblitze in seiner Vortragsweise, der Glanz seines epischen Stils: all dies springt zu sehr in die Augen und nimmt Geist und Sinne zu sehr gefangen, als daß es nicht nachwachsende Talente beeinflussen und in die gleichen Bahnen drängen sollte. Das Symptom dieser Nachfolge ist im ganzen ein erfreuliches; denn es darf als ein heilsames Gegengewicht einerseits gegen die vornehme Kühle eines epigonenhaften und akademischen Klassicismus, andererseits gegen die nüchterne Blässe eines einseitig realistischen Standpunktes in der Poesie betrachtet werden.

Einen poesiebegabten Jünger Hamerling's lernen wir in Ludwig Anders kennen, den Dichter der „Ventidia" (Nr. 11). Es ist namentlich der „Ahasver in Rom", an den die Anders'sche Dichtung häufig anklingt und dem sie den Ton der Darstellung und das Colorit der Stimmung entlehnt. Das Gesättigte und Glühende, das hingebende Verweilen bei den Momenten einer üppig blühenden Sinnlichkeit und einer oft crassen Schrecklichkeit der Situationen ist ein hervorstechendes Merkmal der „Ventidia" wie des „Ahasver". Und neben diesem frappantesten Vergleichspunkte ließen sich leicht noch andere in Fülle aufweisen: so vor allem der gleiche geschichtliche Hintergrund dort wie hier, das schwelgerische Rom Nero's, so ferner das mehr in einzelnen frei herausgegriffenen Bildern als in einem streng organisch gegliederten Ganzen sich kundgebende Compositionsverfahren, so endlich das romantische Dämmerlicht, das über der Dichtung liegt.

Die Heldin des Poems, Ventidia, ist eine Christin, deren Schönheit die unersättliche Sinnenlust Nero's zu wildem Begehren anstachelt. Die sich hieraus ergebenden Vorgänge bilden den Mittelpunkt der Handlung und führen endlich zur Katastrophe, dem Brande des Neronischen Hauses, in dem die Hauptgestalten der Dichtung, Ventidia, ihr Vater Rullo und der in reiner Liebe an sie gekettete Licinius ihren Tod finden. Als Nebenhandlung werden uns, parallel mit der Haupthandlung, die Schicksale Rullo's geschildert, der als ein Opfer römischer Patrizierwillkür und -Grausamkeit aus einem guten, friedfertigen Bürger zu einem wilden Rächer erlittener Unbill wird und von Mord zu Mord taumelt. Alle Gewaltthätigkeiten, alle Laster und Verbrechen des Neronischen Roms werden uns an den Fäden der Handlung eindrucksvoll vorgeführt: Schwelgerei und Unthat, Tyrannenherrschaft und Volksverderbniß, Priesterheuchelei und Christenverfolgung, und es sind zum Theil glänzende Bilder, welche der Dichter uns in diesen Vorführungen entrollt. Zu den farbenprächtigsten Schilderungen der Dichtung gehört der Abschnitt „In den Katakomben". Echt dichterischen Hauch hat das Einleitungskapitel „Ventidius fecit"; brillante Einzelheiten enthält der Abschnitt „Scirocco", und von eigenthümlichem Reize ist der „Dämmerung" überschriebene Passus. Vielleicht aber sein Schönstes und Bedeutendstes bietet uns der Dichter in dem Schlußgesange „Die Katastrophe", welcher an bewegten Schilderungen und poetischen Momenten reich ist. Der Eingang dieses Bruchstücks möge hier einen Platz finden, um zu zeigen, wie Anders zu schildern versteht:

Der helle Abendsonnenschein
Vergoldet Roms palastgekrönte Gipfel

Und röthet mählich Stamm und Wipfel
Der Pinien. — Tritt in Nero's Garten ein!
Es schweift der Blick entzückt an Marmorwänden
Vorbei, entlang an herrlichen Geländen,
Da Reben sich von Oel- zu Oelbaum ranken,
Granatenblüten leis im Winde schwanken,
Und die Platanen breit gleich mächtigen Gedanken
Den blätterreichen Wuchs zum Himmel senden.
Sanft neigend zieht sich Hügel dort um Hügel
Zum Thal des Esquilin. Dazwischen blitzt
In nächtlich stillen Tiefen hell der Spiegel
Verborgner See'n, von dunkelm Laub umschützt;
Und Marmortreppen weitaus ladend winden
Sich vom Palast hinab zur stillen Flut,
Die schon in lichtem Dämmerschatten ruht,
Wie Helios' Strahlen droben noch die Glut
Des Abendroths am Palatin entzünden.
Inmitten eines Haines baut,
Wo schwarz der Teich durch graue Weiden schimmert,
Von edelm Cederholz gezimmert,
Ein luftig Haus sich auf. Der Abendhimmel schaut
Hinab in einen Hof, umzogen
Von schlankem Säulengang; die reich geschnitzten Bogen
Bedeckt ein leichtgetäfelt Schindeldach,
Von Eich' und Ahorn überschattet,
Und bildet so ein sommerlich Gemach,
Darin sich treulich Dämmerschein und Tag
Und Abendwind und Waldesrauschen gattet.
Nun ist der Gang mit goldburchwirkten Stoffen,
Drauf bunte Schildereien prangen,
Nach kühler Waldesseite dicht verhangen;
Es blieb zum Hof die lichte Halle offen,
Mit zartgetöntem Seidenstoff drapirt,
Und Nero lagert dort auf weichen Purpurdecken
Mit weißem Rosenkranz die Stirn geziert,
Nachlässig hingelehnt.

Malereien von solcher Plastik und Farbenfülle weist die Dichtung mehrfach auf, und wäre es auch nur um dieser Malereien willen — man darf ihr eine freundliche Aufnahme in weitern Kreisen aufs wärmste wünschen.

Diese weitern Kreise werden wol der Dichtung verschlossen bleiben, zu welcher ich mich jetzt wende, der „Leuchte Asiens" von Edwin Arnold (Nr. 12), einem jenseit des Kanals hochgeachteten englischen Dichter. Das mythologisch religiöse Gedicht, das uns Arthur Pfungst in einer trefflichen Uebersetzung ins Deutsche darbietet, bedient sich eines zu umfassenden sagengeschichtlichen Apparats und ist mit gelehrtem Stoff zu sehr überladen, als daß es auf die Sympathien eines größern Publikums rechnen dürfte. „Die Leuchte Asiens", welche, wie die der deutschen Ausgabe beigefügten Stimmen der Presse besagen, in England eine überaus glänzende Aufnahme und nicht weniger als 24 Auflagen erlebt hat, schildert in der Person eines buddhistischen Mönchs die Schicksale und das Wirken des Fürsten Gautama von Indien, des großen Gründers des Buddhismus. Die grandiose Philosophie dieses Helden und Reformators, in dessen Lehre noch heute mehr als ein Drittel der gesammten Menschheit sein Glaubensheil erblickt, findet in der Arnold'schen Dichtung einen hohen poetischen Ausdruck; Gautama, der, wie die Vorrede mit Recht behauptet, die edelsten fürstlichen Eigenschaften mit dem Geiste eines Weisen und der leidenschaftlichen Hingebung eines Märtyrers verband, ist eine Gestalt von beinahe übermenschlicher Erhabenheit, und so ist es auch ein in der That erhebender Eindruck, den die Dichtung hervorruft. Ueberwinden muß der moderne deutsche Leser freilich, bevor er bis zu dem edeln Kern dieser legendenartigen Schöpfung durchdringt, mancherlei, den mythologischen Ton, die uns fremde Welt des Buddhismus und Brahmanismus, das ganze Mirakel- und Sagentheater, das uns hier aufgethan wird — aber hat er es überwunden, dann sprudelt ihm eine Quelle poetischen Genusses und geistiger Erhebung, wie sie ihm nicht oft geboten wird. Arthur Pfungst, dem sprachgewandten und das Original fein nachempfindenden Uebersetzer gebührt der Dank des deutschen Leserpublikums dafür, daß er uns den Genuß dieses hervorragenden Werks der neuern englischen Dichtung so geschickt und verständnißvoll vermittelt hat.

An die Erwähnung dieser beiden so verschieden gearteten epischen Dichter — der von Hamerling'scher Glut durchhauchten „Ventidia" von Ludwig Anders und der religiös getragenen „Leuchte Asiens" von Edwin Arnold — reihe ich hier die Würdigung einer Anzahl lyrischer Novitäten des Büchermarkts.

Da sind zuerst unter dem Titel „Aus ungleichen Tagen" neue Gedichte von S. Fritz (Nr. 13). Welch ein ergreifendes Herzensschicksal spricht aus diesem zierlichen kleinen Liederbuche! Es sind vier Rubriken, in welche die fein geschliffenen Verse des Verfassers sich gliedern: „Auf der Hochzeitsreise", „Am Jour", „Vermischte Gedichte" und „Ein Grabstein". Höchstes Glück und tiefstes Leid liegt in ihnen eingeschlossen. Ein glückliches junges Ehepaar fährt, ganz Frohsinn, ganz Uebermuth, ganz Lebenslust, in die heiter lachende Welt hinaus: das ist der Inhalt der ersten Abtheilung dieser Lieder. Hier ist alles keck, frisch, graziös und tändelnd, im Ton zartester Plauderei gehalten, aber dabei ungemein distinguirt, wie das ganze kleine Buch. Und was sich so fröhlich einleitet, wie schmerzlich klingt es in der letzten Abtheilung aus: das Glück dieses Dichterlebens, die zarte junge Frau ist todt! Der vereinsamte Gatte widmet seiner „lieben Henny" rührende Klänge der Erinnerung. Was zwischen dem fröhlichen Eingange und dem tragischen Ausgange liegt, ist — abgesehen von den wenigen Stücken der „Vermischten Gedichte" — eine feine Satire auf unser Gesellschaftsleben in Gestalt von Schilderungen, wie ein „jour fixe" sie dem denkenden Beobachter im Salon bietet. In munterer Weise und ohne eigentliche Malice wird in dieser „Jour" überschriebenen Rubrik die glacéebehandschuhete Gesellschaft gegeiselt, indem uns in den einzelnen Gedichten einzelne Personen von typischem Charakter vorgeführt werden. Aber ihr Gepräge erhält die kleine Sammlung doch von den in so rührenden Contrast tretenden beiden Liederserien: „Auf der Hochzeitsreise" und „Ein Grabstein". Der schlichte, einfache Ton dieser Herzensklänge bürgt am besten

für die Wahrheit der darin ausgesprochenen Empfindung, und ich bin überzeugt, niemand wird das kleine Heft aus der Hand legen, ohne innerlich von der Tragik ergriffen worden zu sein, die aus diesen so rein und so vornehm gehaltenen Versen spricht. Man höre nur ein Beispiel, in dem der ganze Schmerz — oder sage ich besser: die ganze Wehmuth? — eines verwaisten Gemüths zittert:

Am Friedhofsthor, du Bettelmann,
Wo sie jetzt ruht im Grabe,
Du siehst mich täglich fragend an,
Wenn ich dir reich' die Gabe.

Was suchst du, Herr, so spricht dein Blick,
Hier bei den Todten immer?
Mein Freund, ich nenn' dir mein Geschick;
Dann wunderst du dich nimmer.

Ich bin jetzt Ein's von einem Paar,
Das Gott zusamm' gegeben,
Das sich geliebt, das glücklich war,
Wie selten ein's im Leben.

Doch als sie so im besten Zug
Von frischem Glück die Beiden,
Da hieß es plötzlich: nun genug —
Und jung sie mußten scheiden.

Sie ging ins Grab! Nun ohne sie
Gar unstät und verlassen,
Ein tief verarmter Pilger zieh'
Bei Tag ich durch die Straßen.

Doch wenn der Abend bricht herein,
Da faßt mich an ein Sehnen,
Am grünumrankten Leichenstein
Das müde Haupt zu lehnen;

Da theile ich ihr alles mit,
Was mich im Herzen quälet,
Wie mir auf jedem, jedem Schritt
Die kleine Henny fehlet;

Erzähl' ihr, wie so bitter kalt
Es ohne sie auf Erden,
Wie nirgends Ruh' mir, nirgends Halt
Seit jener Stund' kann werden;

Daß ich oft glaub', ich trüg' es nicht,
Fort so im Weltgetriebe
Zu leben ohne Sonnenlicht —
Ein Leben ohne Liebe.

Vielleicht noch herzbewegender als diese Strophen sind die andern drei:

Für eine einz'ge Stunde
Ach, schaffet mir zurück
Aus jenem kühlen Grunde
Mein angetrautes Glück!

Daß ich ihr danken könnte
Für schöner Jahre zehn,
Da uns das Schicksal gönnte
Ein Miteinandergehn.

Und daß ich könnt' sie fragen
Und hören, was sie meint:
Was soll ich mit den Tagen,
Bis wieder wir vereint?

Wie sehr die Wirkung einer Liedersammlung erhöht wird durch eine einheitliche Stimmung, durch die Unterstellung unter einen einheitlichen Gedanken, unter ein einheitliches Empfinden: das beweist wieder einmal die Fritz'sche Sammlung, die ohne ein Abschweifen auf andere Gebiete des subjectiven Lebens sich einzig auf Lust und Leid einer wirklich erlebten innigen und wahren Liebe concentrirt.

Solch ein einheitlicher Mittelpunkt fehlt den „Dämmerstunden", Gedichte von Clemens Drache (Nr. 14), in denen sich übrigens ein anmuthiges Talent ausspricht. Eine markante eigenartige Physiognomie geht diesen alle möglichen Situationen des Lebens berührenden Poesien zwar ganz ab, aber sie entschädigen dafür — soweit dies möglich ist — durch eine saubere, oft musikalisch bewegte Form, wie diese z. B. in dem nachfolgend mitgetheilten Gedicht sich bekundet:

Ueber ein Kleines.

Frühling ist's wieder auf Erden,
Blühende, wonnige Zeit!
Liebende Menschenherzen
Schwelgen in Seligkeit.
Freu' dich der bräutlichen Welt,
Freu' dich des Sonnenscheines —
All dies Schöne zerfällt
Ueber ein Kleines!

Ueber ein Kleines! — O Menschen
Lernet es recht verstehn!
Ueber ein Kleines wird alles
Wieder zu Staub vergehn.
O, so genießet die Zeit,
Freut euch der Lieb' und des Weines!
Hin ist die Herrlichkeit
Ueber ein Kleines!

Ach, wie so viele, so viele
Wandeln in Noth und Pein;
Ihnen will nimmer lächeln
Des Glückes Sonnenschein.
Wartet ein Weilchen noch:
Im Schose des schwarzen Schreines
Findet ihr Ruhe doch
Ueber ein Kleines!

Menschen, erhaben und mächtig,
Die ihr so sicher euch däucht,
Die ihr das Haupt, das stolze,
Selber dem Höchsten nicht beugt,
Glaubt mir: der Tod nimmt aus
Nicht Eines von allen, nicht Eines; —
Euch auch trägt man hinaus
Ueber ein Kleines!

Ueber ein Kleines! — Was pochst du
So bang in dem Busen mir,
Mein Herz? Ja, über ein Kleines,
Das gilt auch dir, auch dir!
Schlummern wirst einst auch du
Im Schatten des Todtenhaines;
Du auch gehest zur Ruh
Ueber ein Kleines!

Klarheit des freilich niemals bedeutenden Gedankens

und eine lichte Helle der Form sind die charakteristischen Zeichen der Drache'schen Muse.

Ganz das Gegentheil macht sich in den „Cypressen", Dichtungen von Karl Reuleaux (Nr. 15), fühlbar. Es mangelt dem Verfasser dieser durchweg umfangreichern Gedichte offenbar an streng disciplinirtem Denken und jener organisatorischen Gabe, die zu den wesentlichen Merkmalen jedes wahrhaften dichterischen Talents gehört. Organisiren ist componiren; componiren ist anordnen nach Maßgabe einer künstlerischen Empfindung. Kein Dichter, selbst nicht im einfachen Liede, ohne diese künstlerische Anordnungsgabe! Anordnen ist aber in der poetischen Technik nicht zuletzt: concentriren. In der Concentration des Gedankens, im gedrängten Ausdrucke der Empfindung, in der Pointirung dessen, was man sagen will, liegt ja zu einem guten Theile das Geheimniß der dichterischen Wirkung: „dichten ist verdichten". Bei Reuleaux herrscht statt der geschmackvollen Organisation nur allzu oft die Anarchie des Geschmacks: Verschwommenheit und Zerfahrenheit. Das geht so weit, daß in diesen Dichtungen manches kaum zu enträthseln ist, wie beispielsweise die letzte der hier vereinigten Dichtungen, „Graf Arthur oder Martyrium". Eine höchst abgebrauchte Fabel wird hier breit und wortreich vorgetragen, und das Ganze macht infolge dessen den Eindruck des Zerhackten und Unklaren. Gleich verworren, phantastisch und uferlos ergossen ist „Ravenna", wie auch „Der 2. Juni 1878", „Verona" und „Marin Falier" Erzeugnisse von kaum mittelmäßigem Werthe sind. Zudem geht ein ausgesprochen pathologischer Zug durch die meisten der Reuleaux'schen Dichtungen. Ausnehmen möchte ich von dieser ungünstigen Beurtheilung nur „Miramar" und „Den Manen Heinrich Leuthold's". Erstere Dichtung ist durchweg klar empfunden und maßvoll gestaltet; ein warmer Ton der Stimmung zeichnet sie aus. Das dem Andenken des unglücklichen Leuthold gewidmete Gedicht aber hat wirklichen Schwung der Phantasie und einen echt dichterischen Zug; in einzelnen Momenten nimmt es sogar einen großartigen Hochflug. Gleich der Anfang hat Größe und Vollklang:

Gekämpft, gestrebt, gerungen
Nach Anerkennung heiß:
Und dennoch nimmer erzwungen
Des edeln Lorbers Preis!

Mit weicher Accorde Fluten
Mit wilder Schmerzen Schrei,
Mit tiefer Empfindung Gluten,
Mit glühender Phantasei —

Mit prächtiger Perlen Schimmer
Den deutschen Parnaß verschönt:
Und dennoch nimmer, nimmer
Gefeiert und gekrönt!

Doch ja! die Stirne umschlungen
Mit prunkenden Lorbers Zier —
Gepriesen von allen Zungen,
Gelesen, verschlungen mit Gier —

Erhöht auf güldenen Thronen,
Vor allem Volk belohnt —:
Seitdem die herbste der Kronen
Der Locken Silber umthront! . . .

Diese „herbste der Kronen" war bekanntlich die Krone des Martyriums, die Krone — des Wahnsinns! Das den Manen Leuthold's gewidmete Reuleaux'sche Gedicht beweist, daß der Verfasser desselben ein Dichter ist — er ist es trotz der vielen Verworrenheiten und Unklarheiten, trotz der Compositionslosigkeit und unausgegorenen Phantastik dieser „Cypressen", von der ich soeben gesprochen. Und neben der citirten Probe beweisen dies zahlreiche andere Stellen dieser Reuleaux'schen Poesien.

Blasser als die „Cypressen", weniger gehoben in Empfindung und Gedanke aber innerlich abgeklärter, in der Versification sauberer und glatter als jene sind die Reisebilder und Zeitgedichte, welche Chillonius unter dem Titel „Cancionero" (Nr. 16) zusammengestellt. Es ist wiederum Lyrik ohne individuelles Gepräge. Nirgends eine bestimmt markirte Welt- und Lebensanschauung, nirgends das Aufleuchten einer tiefern Gedankenwelt, nirgends das concentrirte Bild einer selbständigen Dichterpersönlichkeit! Diese meistens sehr äußerlich gehaltenen „Reisebilder", welche die weit größere Hälfte des Buchs bilden, bieten uns ihrer Mehrzahl nach weder interessante Sachlichkeit noch fesselnde Einblicke in die Seele des Dichters; es fehlt ihnen sowol Plastik wie Vertiefung. Ein höheres Niveau repräsentiren die „Wasserringe", welche die zweite Hauptrubrik der Sammlung bilden, politische und Zeitgedichte von entschieden freiheitlicher Tendenz, unter denen namentlich die „Vindobonensia" manches Hübsche enthalten. Aber die Wahl der Gegenstände ist überall in diesem „Cancionero" zu wenig sorgfältig. Wenn wir jedes Thema, wie der Tag und die Straße es bieten, der poetischen Behandlung für würdig erachten, kann unsere Poesie unmöglich eine eigene Physiognomie tragen; denn wie wir die Vorwürfe auswählen, die wir dichterisch ergreifen, das ist für unsere Art und unser Wesen nicht minder charakteristisch als das Wie der Behandlung, das wir ihnen angedeihen lassen. Chillonius läßt nach beiden Seiten hin eine charaktervolle Selbständigkeit allzu sehr vermissen, als daß er uns wirklich fesseln und interessiren könnte. Nicht einmal seine Form vermag uns sympathisch zu berühren. Seine Verse wie seine Diction lassen im ganzen Glanz, Farbe und Präcision entbehren. Die erstern sind zwar nicht eigentlich salop gebaut, da Reim und Rhythmus meistens streng gehandhabt werden; aber die Strophen sind oft ungleich und willkürlich gefügt, ohne der innern Symmetrie einer strengen Architektonik gerecht zu werden; die einzelnen Verszeilen sind vielfach von ungleicher Zahl der Füße, und der Unterschied zwischen stumpfen und klingenden Reimen wird oft gar nicht beachtet. Dadurch kommt nicht selten etwas Unharmonisches in die Chillonius'schen Strophen. Zu den bessern Stücken der Sammlung gehört nachstehendes Festgedicht:

An Emil Rittershaus.
(Zur Erinnerung an den 24. März 1886.)

Gelöst aus Eises Banden durchjubelt froh der Strom
Die lenzerblüh'n'den Lande; es blaut vom Himmelsdom.
Doch oben glitzern weiß die Gipfel ohne Zahl;
Der Berg dünkt mir ein Greis, ein Jüngling scheint das Thal.

Und mit des Frühlings Weben kam auch der Sänger bald;
Ihm lachte neues Leben aus Garten, Hain und Wald.
Und mit dem Sänger kam ein holdes Frauenbild,
Das uns gefangen nahm mit seinem Lächeln mild.

Der Tafelspruch, erdacht zum Fest am Donaustrand,
Ich weiß, wer ihn gebracht ins engre Vaterland;
Ich seh's an deinen Blicken, aus ihrer Augen Blau,
Ich seh' es voll Entzücken: ich seh' die deutsche Frau.

Sie gleicht dem Sonnenstrahle, spiegelnd der Tropfen Zahl
Im glänzenden Pokale Eilfers aus Rhanenthal;
Du schüttest von dem Weine mir in die hohle Hand;
Der „Blumen" duftet keine so in dem rhein'schen Land.

Ich war berauscht von Düften aus deines Bechers Glut,
Aus Wein- und Bergeslüften wuchs mir der Lebensmuth;
Ich trag' von deinem Golde im Haupte fort von hier,
Das Töchterlein, das holde, der Sonnstrahl leuchtet dir.

Wie ich den Becher leerte, so fühlt' ich auf einmal
Wonach mein Herz begehrte: ich sah das Ideal.
O zarte Mädchenweise, dein Bild vergeß' ich nie:
Gehn Sänger auf die Reise, folgt auch die Poesie.

Dieses Festgedicht, welches an das Niederwaldbankett zum neunundachtzigsten Geburtstage Kaiser Wilhelm's anknüpft, ist mit seinen willkürlich stumpfen oder klingenden Binnenreimen ein Beleg für das, was ich über die Nonchalance gesagt habe, mit der Chillonius das Technische behandelt. Neben diesem Gedicht sind aus dem Liederbuche noch „Berlin", eine Schilderung des Einzuges der siegreichen Truppen im Juni 1871, und das Liebeslied „An Mimosa" hervorzuheben.

Einen entschiedenen Gegensatz zu diesen vorwiegend leichtgeschürzten Liedern bilden die „Gedichte" von Hedwig Kym (Nr. 17). Hier herrscht ein gewisser schwerer Ton, eine umständliche Breite des Vortrags vor. Es ist wahr, die Verfasserin hat Phantasie und Gedanken, aber ihre Phantasie bringt es nur selten zur Hervorbringung klar umrissener Gestalten; ihre Gedanken klären sich nur ausnahmsweise zu concisem dichterischen Ausdruck ab — alles schwimmt bei ihr in dem Meere einer haltlos tastenden, von einem Bilde in das andere fallenden Sprache. Einzelnes, z. B. in den „Balladen", leistet im Schiefen und Geschraubten das Menschenmögliche. Die Ballade „Von Schlangen" hebt mit folgenden Strophen an:

Sie trug einen Mantel von schillernden Haaren
Und um den Mund jenen seltsamen Zug
Von Lächeln, man weiß nicht, ob mit den Jahren
Draus Wahrheit redet oder Betrug;
Geschmeidige Anmuth umfloß sie wie Licht,
Deß' Fluten nicht eine Linie bricht.

So eigen ihr Blick! In glänzenden, weichen
Pupillen glomm's wie bestrickende Nacht,
In feinen Mundwinkeln, sondergleichen,
Sann wechselnd Laune und Scherz mit Bedacht;
Die Zähnchen bannten, so fein und so weiß,
Leicht einen ganzen Gedankenkreis.

Man könnte die Proben von solchen Kym'schen Geschmacklosigkeiten schier endlos vermehren. Aber sapienti sat!

Zum Schluß registrire ich hier das Erscheinen einer neuen Liedergabe des bekannten freienwalder Drechslermeisters und Volkspoeten Karl Weise. Der wackere Biedermann führt uns in dem jüngsten Erzeugnisse seiner Muse das Leben einer Tochter des Volks vom Tage der Einsegnung an bis zur Silberhochzeit in einer Reihe von Liedern vor. „Die deutsche Handwerkerbraut" (Nr. 18) reiht sich den frühern Dichtungen Weise's würdig an: Bravheit der Gesinnung, Tüchtigkeit der Lebensanschauung und schlichte Geradheit des Wesens kennzeichnen das durchaus deutsche Buch. Von höherm Aufschwunge der Phantasie und eigentlich poetischem Inhalte läßt es freilich nicht viel verspüren. Aber der Gesellschaftskreis, dem diese Lieder ihre Sujets entnehmen, ist ja auch der Leserkreis, auf den sie rechnen, der literarisch sehr anspruchslose Kreis des mittlern Handwerkerstandes, und hier, wo die Weise'sche Dichtung sich schon so viele Freunde erworben hat, darf das Buch sicher auf ein dankbares Publikum rechnen. Es wird in den Arbeits- und Familienstuben, namentlich aber am Feierabendtische unserer Handwerksleute ohne Zweifel eine freundliche Statt finden und hier dem Fleiße und der Pflichterfüllung manche Stunde verschönen, der Sorge und der Noth aber manchen Augenblick der Erhebung und des Trostes bereiten. Von den Lesern d. Bl. wird kaum einer „Die deutsche Handwerkerbraut" kaufen. So soll hier wenigstens eine Probe aus dem Buche stehen — und zwar:

Die Trauung.

Gottes Segen diesem Bunde,
Dem ihr liebend euch geweiht,
Den ihr in so heil'ger Stunde
Schließt für Zeit und Ewigkeit!
Wird euch Liebe stets umfassen,
O dann seid ihr nie verlassen.
Jede Zwietracht bleib' euch fern —
Liebe ist der schönste Stern.

Liebe heißt die schönste Blume
Auf der Erde großem Feld;
Blühend zu des Schöpfers Ruhme,
Birgt sie alles Glück der Welt.
Liebend eurem Feind begegnen
Und die, so euch fluchen, segnen,
Ist das herrlichste Gebot;
Denn die Liebe selbst ist Gott.

Liebe heißt die schönste Sonne,
Weil ihr Strahl die Thränen küßt;
O sie wärmt mit Frühlingswonne,
Ist das Herz von Trübsal wüst.
Hast du, früh zum Schmerz erkoren,
Viel beweint und viel verloren,
Nichts, o nichts ist dem geraubt,
Der an Gottes Liebe glaubt.

Liebe legt das weichste Kissen
Da, wo Todesschauer wehn.
Ach, wenn weinend, herzzerrissen
Deine Theuern dich umstehn,
Welcher Kranz bleibt grün vom Leben?
Den die Liebe dir gegeben!
Ewig grünt, was Liebe flicht;
Wer in Liebe lebt, stirbt nicht!

Es ist ein weicher, wirklich poetischer Ton in obigen Versen, wie wir ihm in diesen neuesten Weise'schen Gedichten nicht allzu häufig begegnen. Man muß dem schlichten Handwerkersmann gut sein, der in so echt volksthümlichen Strophen uns so warm ans Herz zu greifen versteht.

Ernst Ziel.

Neue Romane.

1. Adriana. Roman von Egon Fels. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1887. 8. 13 M. 50 Pf.
2. Der böse Genius. Roman von Wilkie Collins. Aus dem Englischen. Autorisirte deutsche Ausgabe. Drei Bände. Berlin, Janke. 1887. 8. 10 M.
3. Helene. Roman von Iwan Turgenjew. Deutsch von Adolf Gerstmann. Berlin, Janke. 1887. 8. 2 M.
4. Amabel Leigh. Von Erin. Gotha, F. A. Perthes. 1887. 8. 2 M. 40 Pf.
5. Dunst. Roman von Karl Frenzel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887. 8. 5 M.
6. Bulgaria. Roman von Detlev Stern. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1887. 8. 9 M.

Sämmtliche Erzählungen sind Gesellschafts- und Personenbilder modernsten Stils und aus der unmittelbaren Gegenwart; es befinden sich darunter vier Originale und zwei Uebersetzungen.

„Adriana" von Egon Fels (Nr. 1) ist eine förmliche Criminal- und Untersuchungsgeschichte, die in recht vornehmen Kreisen spielt. Das Räthsel, um das sich alle drei Bände drehen, ist allerdings interessant und verwickelt genug; es handelt sich darum, einen wirklichen Teufel in Gestalt einer wunderschönen ungarischen Baronin zu entlarven, welche neben nicht weiter zu berührenden Sünden von ausreichender Zahl folgende Verbrechen auf sich geladen hat. Einst — das einzige mal in dem wüsten Leben, da ein wahres Herzensgefühl die Megäre bewegte — liebte sie einen ausgezeichneten Holländer, den Chef eines altadelichen und sehr reichen Kaufhauses. Dieser aber traf sie zufällig bei einem Auftritt, wonach er glauben mußte, sie habe sich einem andern Anbeter ergeben, zog sich zurück und heirathete später ihre ganz ungleiche engelgute Schwester. Von da an verfolgt die anscheinend Verschmähte, die einen unbedeutenden Baron heirathet, die Schwester und deren Gemahl und selbst die Kinder mit unersättlich diabolischem Haß. Sie läßt ihnen den jungen Knaben entführen, bringt durch die schlauesten Intriguen und einen von ihr angezettelten großen Raub das altberühmte Haus zum Fall, nimmt dem Mann, der hernach als Staatsbeamter eingetreten, durch einen von ihr verübten Kassendiebstahl auch noch den ehrlichen Namen und das Leben, quält die in ihr Schloß aufgenommene Witwe, bis sie früh stirbt, und versucht das auch bei der als Waise zurückgebliebnen Tochter. Die aber wird das rächende Werkzeug der Vergeltung an dem unnatürlichen Weibe; wie? das zeigt der Schluß.

Diese Baronin Etelka Budai ist geradezu abscheulich: das Aergste ist, daß sie eigenhändig den Schwager bestiehlt, ihn unbedenklich vergiftet, als zu rasch Verdacht auf sie gefallen, und gleichzeitig ihn dem inspicirenden Beamten denuncirt. Eine solche Figur ist nicht mehr ästhetisch, und nichts hilft über den höchst peinlichen Eindruck hinweg, auch nicht die rächende Gerechtigkeit, als die furchtbare Intrigantin trotz aller Listen ertappt wird und auch an Gift als Selbstmörderin stirbt. Es ist richtig, daß im schneidenden Gegensatz eine ganze Reihe ungemein liebenswürdiger Gestalten von fast idealer Reinheit gezeichnet sind: vor allen die beiden durch den ruchlosen Dämon ins Elend Gestürzten, ein mit den seltensten herrlichen Eigenschaften ausgestattetes Ehepaar; ihren würdig die zwei Kinder, die außer andern Gaben mit felsenfestem Charakter und untrüglichem Verstand ausgestattete Tochter und der glänzend beanlagte Sohn. Ein Rittmeister und General, eine deutsche Fürstin und ein deutscher Prinz, ein durch schweres Geschick hindurchgegangener reicher Holländer und andere Personen dieser Art und dieser Stände mehr haben an den interessanten Schicksalen, auch an der merkwürdigen Lösung theil und zeichnen sich alle durch edles und feines Wesen aus. Dieses Licht hebt die schwarzen Schatten nur um so stärker hervor, welche auf die Sünderin und ihre entweder von Hause aus gründlich verdorbenen oder von ihr verführten, um Ehre, Glück und Seligkeit betrogenen Werkzeuge und Günstlinge (wie der elend ausgemergelte Graf Erdödy) fallen.

Schwach und unausstehlich gekünstelt ist die Motivirung; Unwahrscheinlichkeiten und Zufälle bis zum Unmöglichen spielen überschwenglich mit. Das erste dieser künstlichen Hülfsmittel ist ein von mittelmäßigen Romanschriftstellern längst verbrauchtes, nämlich die heimliche Belauschung, erst unwillkürlich vom Zufall geboten, dann absichtlich. Es folgt eine Raubmord- und Spionengeschichte mit wunderbarem Zusammenwerfen einer Reihe der wichtigsten Hauptpersonen, wieder das Mittel interessantester Verwickelungen, die sich aus demselben herausspinnen. Danach auf dem blutigen Schlachtfelde mittels eines ebenso seltenen Hundes wie treuen Dieners das

Auffinden und Retten eines unter schauerlichen Verhältnissen eigentlich bereits dem Tode Verfallenen; man könnte die ganze Geschichte einfach eine Todtenerweckung nennen. Dann im Schlußbande die Auffindung eines kostbaren Kistchens mit verhängnißvollen Papieren, neben jener Belauschungsscene das zweite Hauptmittel zur Entlarvung der ruchlosen Verbrecherin. Weiter die erstaunlich glückliche Heilung eines zum Zeugen berufenen Irrsinnigen; das Zusammentreffen der gewaltsam getrennten und geschädigten Geschwister in Einem und demselben Hause und die Erkennung mittels eines ganz unerwartet sich aufschließenden Medaillons. Kurz, wir werden aus einer Ueberraschung in die andere geworfen; ein wunderbarer oder doch höchst unwahrscheinlicher Schicksalsschlag folgt dem andern; das Getriebe ist ein äußerlicher Mechanismus, der die fehlenden psychischen Elemente und Kräfte ersetzen soll, ohne sie ersetzen zu können.

Einen wichtigen Theil der Handlung bildet die Geschichte des preußisch-österreichischen Kriegs, die mit einer Schärfe und Unumwundenheit des Urtheils erzählt wird, die wir nur höchlich loben können; werden doch die bekannten Sünden und Nachlässigkeiten der österreichischen Kriegsleitung, was Plan und Führung der Heere, Verproviantirung und Verpflegungswesen betrifft, aufgedeckt. Man kann diesem geistlos verrotteten System nicht derb genug ins Gewissen reden, und nur zu wünschen ist, daß solche Daten und Betrachtungen nicht blos in einem Roman, sondern in strengen Geschichts- und Fachwerken mit gleicher Energie niedergelegt werden.

Die Sprachbehandlung ist entweder ungeschickt oder höchst vernachlässigt. Im ganzen allerdings bewegt sich die Erzählung in fließender Sprache rund und glatt vorwärts; wer aber im einzelnen zusieht, wird sich an einer Masse von Formen stoßen. Da finden sich gar die gewöhnlichsten Elementarfehler, und man könnte meinen: der Verfasser wisse nicht einmal die Casus der Verben richtig zu handhaben. Da spazieren in reicher Zahl Sätze und Wendungen auf, die nicht etwa blos unschön und verworren, sondern ganz einfach nicht deutsch sind. Man nehme einen Satzbau wie den folgenden:

> Ich hatte ängstlich nach Brigittens Hand gegriffen, als ich den Neger erblickte; denn war er auch nicht das erste Exemplar seiner Rasse, das ich sah, denn ich erinnerte mich sogleich in meinem frühern Leben, das nur ein Traum sein, von dem ich durchaus nicht sprechen sollte, bereits einen solchen Menschen gesehen zu haben, vor dem ich mich gar nicht gefürchtet, dem ich sogar eine Hand gereicht hatte auf Verlangen meines Vaters, dem er einen Brief gebracht — allein dieser hier erschien mir völlig anders als jener, und seine weißen blitzenden Zähne zwischen den wulstigen blutrothen Lippen und die rollenden Augen, mit denen er sich wahrscheinlich das billige Vergnügen machte mich zu erschrecken, schienen mir gar nicht geheuer.

Das ist abscheulich stilisirt, und es passen dazu „der den Grafen betroffene Unfall“ und „der sehr aufhältliche Weg“ und andere Schönheiten mehr von dieser Sorte.

Die in großem Wechsel sich bewegende Geschichte der Aeltern unserer Heldin und ihre eigene; die noch weit merkwürdigere und sprunghafte ihres endlich wiedergefundenen Bruders; die Carrièren der teuflischen Verfolgerin dieser Familie und umgekehrt einiger Freunde derselben; die hineingewobene wunderbare Rettungsgeschichte des Rittmeisters, dazu mannichfach überraschende Erlebnisse einer reichen Reihe von Nebenpersonen: alles das ist eine Fülle spannenden Materials, die sorgsam zusammengehalten und durchgearbeitet, für ein halb Dutzend Romane ausreichen dürfte. So wird „Adriana“ wiederum eins der schlagenden Beispiele von der heutigentags beliebten und entschieden der echten Kunst schädlichen Manier, den Leser mit unnatürlicher Ueberfülle gesuchten und geschraubten Stoffs zu überfüttern, zu erdrücken oder mindestens zu blenden. Wir kommen nicht aus der Ueberraschung heraus, nicht zum ruhigen Denken und Genießen, so wenig wie der Autor zur verfeinerten Kunstarbeit; wir verderben uns an dem überladenen Festessen Kopf und Magen.

Trotz allem ist die Arbeit nicht unbedeutend und wird, wie ich vermuthe, viel gelesen werden, und dagegen möchte ich nicht einmal sprechen. Die merkwürdigen Geschichten reden so lebendig zu unserer Phantasie, regen die Combination unserer Gedanken fortwährend so frisch an, daß die Lektüre sich zu einer lebhaften Denkarbeit umwandelt, und das ist auch von Nutzen.

„Der böse Genius“ von **Wilkie Collins** (Nr. 2). Die Arbeit des Engländers führt uns einen ganz eigenen seelischen Conflict vor, und zwar einen Fall, welcher gerade in dieser Form der Lösung jedenfalls nicht so häufig auftritt, übrigens ganz nach dem Leben dargestellt ist.

Eine reiche Herrschaft, deren Hauptsitz ein schön gelegenes Schloß, lebt sechs Jahre in glücklichster Ehe. Nun bringt der Herr aus London für die innig geliebte Kleine ein Kindermädchen mit; dieses stammt aus ursprünglich wohlhabender Familie; den Vater hat aber schweres Unglück betroffen; die Mutter ist ein leichtfertiges Ding, und das arme Töchterlein hat als Kinderlehrerin bei einer gefühllosen Tante eine Jugend zum Verzweifeln durchlebt. In der feinen neuen Umgebung nun blüht sie wie eine Rose auf, und das Verhängniß will, daß sie und der Herr des Hauses sich verlieben. Es kommt zur Trennung der Ehe; die beiden so seltsam Zusammengeführten leben eine kurze Zeit zusammen, sind aber nichts weniger als glücklich. Beide edeln Charaktere bewegt trotz ihrer Verirrung neben der Reue der stille Hintergedanke, die von ihrer Leidenschaft gestörte Ehe wieder herzustellen. Das Mädchen hat die Energie des ersten Schritts, trennt sich definitiv von dem Geliebten, wagt sich sogar versöhnend und flehend vor die gekränkte Frau; und als der Herr dem Beispiel folgt, da einen sich die Gatten wieder und sind nun erst recht glücklich. Auch die schwer geprüfte Erzieherin findet ihren Lohn: ein Jugendfreund ihres unglücklichen Vaters, Wohlthäter der Armen und Leidenden, für die er aus großem Vermögen schöne Verpflegungsanstalten gründete, hat lange nach ihr geforscht, nimmt sie, die gleich tüchtig

wie willig ist, zu seinem Secretär an, und wir sehen aus diesem schönen Zusammenwirken allmählich eine glückliche Ehe herauswachsen. Interessant ist die Verwickelung, daß einen Augenblick eben dieser Mann und die geschiedene Frau nahe daran waren, sich zu heirathen.

Die einzige Person, die bei der Schlußwendung des Dramas verliert, ist die geistesbeschränkte Schwiegermutter, welche durch Unverstand und Aufreizung am meisten zur Verschlimmerung des vorübergehenden Familienunglücks beigetragen und geschürt hat; sie verläßt das Haus der durch ihr selbständiges Handeln wieder glücklich gewordenen Tochter; sie ist der böse Genius.

Die Bilder der drei Personen, um welche sich der seelische Conflict dreht, sind ganz fein mit aller minutiösen Sorgfalt des Details gezeichnet; hierin blickt wirklich der in Dickens hoher Schule erzogene Schilderer durch. Ebenso die Figur des etwas verzogenen, aber liebreizenden Kindes Kitty, das vermöge fein gesponnener Verwickelung die nächste unschuldige Veranlasserin des definitiven Bruchs der Aeltern wird, aber auch zum Entgelt wieder das schon halb bewußt mitwirkende Werkzeug der Versöhnung. Nicht eine Spur von der Art, die wir sonst bei Wilkie Collins und überhaupt mehrern der berühmten englischen Zeichner zu allererst vertreten finden, der Sucht nämlich nach sensationellen Scenen und Gestalten. Da bleibt alles in fein ästhetischem Maß und der ruhig festgehaltenen Schranke; der Roman ist ebenso gut geschrieben wie motivirt, nur zu breit angelegt, was einzelne Partien etwas matt macht.

„Helene" ist das Product des großartig berühmten russischen Skizzenzeichners Iwan Turgenjew (Nr. 3). Wir athmen immer in einer ganz besondern Atmosphäre, wenn wir ein Buch aus seiner Feder zur Hand nehmen. Je weiter er aber in seiner glänzenden literarischen Laufbahn vorschritt, immer Neues und Ueberraschendes schaffend, desto mehr auch verlor er sich in Curiosa und Absonderlichkeiten, vor allem der seelischen Zeichnung. Eine solche liegt in neuer Verdeutschung vor.

Wir werden nicht zum Roman „Helene" greifen, wenn wir die weltbekannten glänzenden Vorzüge von Turgenjew's Feder charakerisiren wollen; wohl aber dann, wenn wir gedenken, den Schriftsteller in der allgemach bis zum Eigensinn festgehaltenen, stehend gewordenen Eigenart seelischer Auffassung und Gestaltung seiner Charaktere zu beleuchten. Ein solcher ist die Heldin: diese Helene, Tochter eines ansehnlichen russischen Geschlechts, unklar und überschwenglich in all ihrem Denken und Fühlen, faßt flammende Liebe zu einem unbemittelten bulgarischen Idealisten, der sich mit nicht weniger als der großartigen Idee trägt, Held und Retter seiner unterdrückten Nation zu werden. Er erkrankt aber in Moskau und verfällt offenbar der Schwindsucht, begibt sich mit der jungen Gemahlin nach Venedig, um von da über das Adriatische Meer in die eben im Aufstande begriffene Heimat hinüberzufahren. In der Lagunenstadt stirbt er nach unmittelbar vorausgegangenem trüglichen Aufleben seiner Kräfte; die niedergeschmetterte Gattin geht mit dem Sarg in die Heimat des Verstorbenen und von da, wenn wir ihrer einmal ausgesprochenen Intention sicher sind, als Krankenpflegerin zur Armee, was allerdings blos wahrscheinlich ist; denn mit dem einen Leben, in dem sie ganz aufging, ist das ihre gebrochen, und nach dem Unglückstag ist sie vollständig vom Horizont verschwunden.

Ist schon diese Heldin eine räthselhaft unorganische Natur mit exzentrisch gespannten Nerven, so nicht besser die Nebenpersonen; und da vollends fällt der Autor in jene Malerlei des Trost- und Haltlosen, des Nichtigen und Verkommenen, die sich allerdings bei der Betrachtung russischer Gesellschaftszustände nur zu natürlich aufdrängt, aber doch schließlich bei den russischen Autoren und selbst bei ihrem großen Meister fast zur herrschenden Manie geworden scheint und in ihrer ewigen Wiederkehr auf den Leser ermüdend und beengend wirkt. Was für ein jämmerliches Ehepaar sind diese Aeltern Helenens: die saft- und kraftlose, immer über Krankheit klagende und dann doch ruckweise zu launischen Festen und Ausflügen greifende Mama; dazu der charakterlose Papa, der seine Zeit beim Spiel oder bei einer speculativen Deutschen vertrödelt, welche ihn auslacht. Ist denn dieses Leben werth, gelebt zu werden? Einen Augenblick hebt es die beiden in unsern Augen, als sie bei Anlaß der ihnen förmlich verhaßten und hinter ihrem Rücken eingegangenen Ehe der Tochter eine unerwartete und ungemein herzliche Gutmüthigkeit an den Tag legen; das genügt aber nicht, dem Nichts ihres Daseins aufzuhelfen. Und vollends der dicke und dumme Oheim Uwar Iwanowitsch, die reine Null, denk- und redefaul, doch das Maul tapfer zum Essen brauchend. Und so noch weiter: der Künstler Schubin ist nichts weiter als ein ungezogener Junge, die Gesellschafterin Zoë eine Gans; der einzige, der etwas Mark und Knochen hat, ist der Gelehrte Bersenjew, dessen Vater aber auch einer der seltsamsten Käuze; der steife Ordonnanzmensch Kurnatowsky, eine pünktlich aufgezogene Staatsmaschine ... und so weiter in diesem Genre. Ob der junge Bulgare der unendlichen Hingabe werth ist, die ihm entgegengebracht wird, bleibt unbestimmt, da er zu früh stirbt. Die überhaupt noch mit etwas Verstand ausgestatteten aus dem saubern Personenkreise heben das volle unsäglich trostlose Bewußtsein von der Nichtigkeit ihrer selbst und der ganzen Welt um sich her; die andern leben in den Tag hinein. Es ist ein etwas abstoßender Auftritt im Buche, wie der noch Kranke die erste entscheidende Gunst seiner Geliebten erbittet und gewinnt. Der große Schilderer gibt sich in gewissen kleinern Partien kund, vor allem in prächtigen Naturzeichnungen en miniature, mit etwas raffinirterer Kunst in Porträts und Charakterbildern.

Das Buch macht nach Haltung und Inhalt einen deprimirenden Eindruck; es ist allzu viel von dem trüben russischen Dunstkreise da, zu wenig Licht, die Farbe entweder matt oder grell, der abgerissene Ausgang schmerzend,

die ganze hier geschilderte Welt ohne Zweck und innern Halt.

Ganz anders ist „Amabel Leigh“ von Erin (Nr. 4). Die Novelle, in vielen Stücken an eine der zu ihrer Zeit so beliebten und weit verbreiteten englischen Pfarrhausidyllen gemahnend, bewegt sich in ihrer besondern Welt. Hauptschauplatz ist ein schottischer Pfarrhof, dessen Familie das Centrum; der Nebenschauplatz liegt nicht näher als Neuseeland, wo die letzten Strömungen der drüben angesponnenen Geschichte sich verlaufen. Die Heldin selbst, eine aus reicher und dann gesunkener Familie stammende Waise, als Kind des Hauses aufgenommen, macht folgenden seelischen Proceß durch: erst geht sie eine halbe Verlobung mit dem ebenfalls zum Pfarramt bestimmten ältern Sohne des Hauses ein, wird dann im nahen Schlosse mit der Familie des Lords vertraut und fällt da der sonst schon in ihr liegenden Neigung zu Luxus und Pracht anheim, verlobt sich dem ganz von ihren Reizen eingenommenen Schloßherrn, kämpft aber im Innern bittern Zwiespalt durch, erkrankt schwer unmittelbar vor der Vermählung und kehrt genesen, innerlichst umgewandelt, in die Arme ihres ersten Verlobten zurück, wird eine des ernsten Gatten, der sich ganz und voll den Samariterwerken ergeben, würdige Genossin; mit ihrem naturbestimmten Kreise hat sie sich selbst wieder gefunden und damit auch das wahre Glück. Diesen Wandelungsproceß geleiten wir Schritt um Schritt in seinen natürlichen Phasen; mit ihm auch Freud und Leid, Sorgen und Schmerzen im Gemüth des jungen Pfarrers, dem die heiß Geliebte erst ohne tiefern Sinn und innerliches Verständniß sich hatte angeloben lassen, um bei der nächsten Versuchung unstät sich abzuwenden und erst nach schwerem Läuterungskampf so recht von Herzen dann doch die Seine zu werden: ein ganz natürlicher und unter Umständen in mehr als einem eiteln und weltunerfahrenen Mädchenherzen sich vollziehender Seelenproceß, der freilich nicht immer so glücklich abläuft. Die Personen alle sind interessant: der alte Pfarrer und die seit einer aus Mutterliebe begangenen Heldenthat gelähmte Gattin, die wir dann bald sterben sehen; der junge Pfarrer mit dem im echt evangelischen Sinn angelegten, darum auch vom Himmel gesegneten Liebeswirken — eine der heute selten gewordenen Gestalten; auch die Familie des Lords mit den verschiedenartigen Physiognomien aus der hohen Welt, darunter vor allen eine durch finsteres Schicksal verbitterte alte Dame, verzweifelt und erst da wieder auflebend, als auch sie mit ihren reichen Mitteln den Werken der Barmherzigkeit sich zuwendet.

Die kleine Erzählung führt uns mitten in die Stürme und Kümmernisse, die äußern und innern Kämpfe unsers schwer bewegten Gesellschaftslebens und weiß uns lebhaft dafür zu interessiren; es geht ein wahrhaft evangelisch frommer Hauch darüber hin, ohne alle Gesuchtheit oder Geziertheit. Die aufgewendete Kunst ist nicht gerade groß, dessen braucht es auch nicht; aber die Striche der Zeichnung sind wahr, treu und innig und gehen zum Herzen; „Amabel Leigh“ bietet eine liebenswürdige und nur dem Guten dienende Lektüre, welcher wir gern die wenigen Stunden widmen, die sie beansprucht.

„Dunst“ von Karl Frenzel (Nr. 5) wirft uns mitten hinein in die wilde Strömung unserer beängstigenden socialistischen Kämpfe und greift die Gestalten voll und ganz, keck und scharf aus dem realen Leben. Wir würden übrigens das durch und durch moderne Gesellschaftsbild nicht Roman, sondern Novelle genannt haben.

Den Hauptinhalt bildet der rasch und unglücklich sich vollendende Lebenslauf des socialen Rädelsführers, Reichstagsabgeordneten und Volksredners Hermann Gierig, der da gerade ins rechte Centrum Berlin hineingestellt, von Beruf Kunstschlosser ist: richtige Volkstribun mit dem richtigen halb selbstverschuldeten und halb unwillkürlich hereinbrechenden Schicksal, wie wir sie, nur in der Regel etwas ordinärer und weniger tragisch als komisch, jeden Augenblick en miniature vor unsern Augen auftreten und auslaufen sehen, nicht gerade zum Vergnügen oder zur ästhetischen Erbauung. Der durchgängige Unterschied zwischen einem Gierig und unsern Duodezdemagogen ist nur dieser: die mindern Volkstribunen und socialistischen Tagesgötzen, wenn sie ihre donnernden Schlagworte ausgespielt und die halb verstandenen Weltverbesserungsphrasen verbraucht haben, enden durchweg sehr lächerlich: sie lassen sich durch den von ihnen so gründlich verdammten Polizeistaat einen anständigen Bissen verabfolgen oder holen sich mit ihren recht rohen rhetorischen Künsten eine Bürgerstochter mit etwelchem Antheil an dem so fürchterlich gehaßten und misachteten Kapital und werden nun merkwürdig zahm und stumm — die Welt ist gerettet und der richtige Bourgeois fertig. Unser Mann da hat trotz allem einen höhern Zug und muß darum untergehen; sein öffentlicher Lebenslauf ist bald erzählt. Zuerst finden wir ihn in großer Arbeiterversammlung als gefeierten Redner, eine Art Koryphäe von der Gasse; dann wird er ins Haus einer reichen Fabrikantenwitwe gezogen, die auch in Socialdemokratie macht und sich nebenbei in den interessanten jungen Mann etwas vernarrt; schon durch diese Beziehung seinen mistrauischen Standesgenossen verdächtig geworden, wird er als Abtrünniger behandelt, von einer fanatischen Partei verfolgt, eines abends lebensgefährlich verwundet, beim letzten Versuch, die unbotmäßigen Parteigefährten wieder zu lenken, ausgezischt und weggeschoben, nach einem unschönen Ausbruch seines plebejischen Wesens auch von der reichen Beschützerin aufgegeben, zumal er nebenbei eine eitle Liebesgeschichte mit dem Kammermädchen angesponnen; und nun — erschießt er sich. Aus der reichen Sibylle Madame Brand, die mit dem Arbeiterstande liebäugelt, seine tumultuarischen Versammlungen besucht und mit ihren den armen Familien erwiesenen Wohlthaten kokettirt, werden wir nicht recht klug; ist sie wirklich nichts als eine herzlose Schauspielerin? Daß ihr verstorbener Herr Gemahl seinerzeit Homann's schöne Schwester ver-

führte, die dann unter die Künstlerinnen des Circus ging, ein tolles Leben führte und schließlich als reiche Frau aus Petersburg zurückkommt, gibt der Geschichte eine interessante Verwickelung.

Wir wiederholen: die Figuren sind unmittelbar aus dem Leben unserer Tage herausgegriffen; diesen Gierig kennen wir alle, die wir dem Wogen und Branden unsers ruh- und friedlosen Gesellschaftslebens folgen, und auch seine kräftiger auf der Flut schwimmende Schwester hat nichts Befremdendes. Den Refrain aber zu solcher Carrière spricht ein Reporter richtig so aus: „Wehe dem, der in dieser Partei nicht in Reih und Glied bleiben will; er fährt dahin wie eine Sternschnuppe, und seines Gedächtnisses ist nicht auf Erden! Was die Partei als Ganzes groß macht, erniedrigt den einzelnen zum willenlosen Werkzeug. Bild des Zukunftstaats, in dem jeder lebend und sterbend nur eine Nummer ist!"

Detlev Stern hat den Titel „Bulgaria" (Nr. 6) gut gewählt für eine Zeit, da alle Welt sich mit dem von vielen Schicksalsschlägen getroffenen Ländchen und Völkchen im Osten beschäftigt; insofern ist das Buch in dem richtigen Augenblick erschienen, und der Autor hat Glück. Bulgaria ist ja jetzt ohnehin ein stehender Modeartikel und wird wol noch eine ziemliche Weile auf der Tagesordnung stehen. Nicht so glücklich ist der Autor mit dem Schluß seines Buchs, resp. der von begeistertem Patriotenmund ausgesprochenen Prophezeiung. Das Volk, das einst im Mittelalter Herr eines mächtigen Reichs war, hat nämlich auch seine Kyffhäusersage: seinen Barbarossa nennt es den „weißen Zaren", der einmal wieder aufwachen und das Land zur alten Herrlichkeit erheben wird. Als nun, so endet unser Roman, die herrliche Popenfrau Chryska, die bulgarische Veleda, welche gerade nach den heiß ersehnten Augenblick der Befreiung sah, um mitten im Festjubel zu sterben, den jungen deutschen Fürsten einziehen sieht, welchem die so schwere Aufgabe eines Regenerators von Land und Volk auf die Schultern geladen worden, begrüßt sie ihn als den „weißen Zaren". Das paßt nun allerdings schlecht zu der jüngsten Thatsache, daß eben dieses Volk gerade jenen Fürsten vertrieben hat; dem Autor hat die neueste Geschichte einen argen schwarzen Strich durch die Rechnung gemacht, wahrscheinlich gerade in der Zeit, da sein fertiges Werk gedruckt war. Wer prophetisch in unsere jetzige Politik hineingreift, der fährt schlecht.

Geschichtliche Grundlage ist der knechtisch bedrückte Zustand des unglücklichen Landes unter der türkischen Willkürherrschaft; das Aufbäumen tüchtiger Herzen und Köpfe gegen die Gewalt- und Raubacte dieses schwächlichen Regiments; die ersten innern Aufstände durch die Uebermacht des erbarmungslosen Feindes im Blut und Feuer erstickt; dann die Erhebung der mächtigern russischen Waffen gegen den gemeinsamen Gegner und die Einmischung der europäischen Politik, die dem Lande seine Selbständigkeit zurückgibt, das heiß ersehnte Ziel. Ein erhebendes Moment bildet dabei das schön geschilderte Streben nach innerer Kräftigung und Hebung, und in diesem geistigen Auferstehungsprocesse sind der schwer heimgesuchte Pope mit Weib und Tochter prächtige Gestalten. Streng historisches Element ist dazu die Reibung zwischen den sich gänzlich entfremdeten Völkerstämmen — Bulgaren und Armenier, Griechen und Türken, die sich gegenseitig verachten oder geradezu hassen; culturgeschichtlich die Zeichnung eigenartiger Sitten und Feste, der besondern Lebensart der tonangebenden Stände und ihrer gesellschaftlichen Beziehungen; natürlich, daß so ein gewöhnliches Bulgarendorf nur ärmlich verkümmerte Verhältnisse vor das Auge führt. Das alles wäre sonach historischer Hintergrund, ist aber auch nicht mehr als das, und das ist ein Vorzug des Buchs, welches Roman geblieben und nicht eine Mischung von Roman und Geschichte geworden ist.

Daß wir mit einer durch und durch romanhaften Gestaltung zu thun haben, das macht uns gleich der Anfang klar, in dessen Ton und Schreibweise dann unverändert fortgefahren ist. Die erste interessante Bekanntschaft nämlich, die wir machen, ist eine durchaus romantische Figur, welche so ziemlich bis zur entscheidenden Wendung im Volksleben die Hauptrolle spielt: das ist der große Räuberhauptmann Kel Achmet, ebenso großmüthig wie verwegen, ein edler Verbrecher, der die Reichen und Ungerechten und Volksbedrücker heimsucht und ausraubt und dafür die Armen und Elenden nährt und schützt und im ganzen Bereiche seines Herrschaftsgebiets von der Masse der Bevölkerung noch mehr verehrt und geliebt als gefürchtet ist. Die Streiche, die er den Magnaten und der Polizei spielt, sind ebenso verwegen wie schlau; der Mann schließt übrigens seine verhängnißvolle Laufbahn blutig zwar, wie nicht wol anders sein kann, doch erhebend als Opfer einer edelmüthigen That: ein verfahrenes Leben, in dem doch Großes und Bewundernswerthes liegt. Und ein gut Stück dieser bald ins Wilde, bald ins Zarte spielende Romantik hängt auch den andern Personen an, so der herrlichen Idealistenfamilie des armen Popen Sofroni, so den Helden des verzweiflungsvollen Freiheitskampfes mit ihren zum Theil fast ans Wunderbare streifenden Schicksalen. Reales Leben tritt uns eher in den gemeinen Gestalten entgegen, wie dem niederträchtigen Zehntenpächter Scilitzi, der nach einer Fülle gemeiner Streiche als Selbstmörder endet, und seiner geschminkten Kokette von Frau.

Der Roman ist tadellos gebaut: der Inhalt reich, bedeutend, voll springender Wechsel; die Composition zwanglos und doch zur richtigen Kunsteinheit gebunden; die vielgestaltigen Charaktere mit Maß und Menschenkenntniß gezeichnet, einige von ganz besonders anmuthender Schönheit und Reinheit, andere in hohem Grade interessant (allen voran der Räuberhäuptling) und noch andere in ihrer Schlechtigkeit durchdringend scharf gefaßt. Die Erzählung läuft rasch, wechselreich, spannend, ohne Unterbrechung; erlaubt sie sich ja nicht einmal Naturbilder frappanter Art einzufügen, zu denen doch gewiß Stoff und

Anlaß gegeben wäre. In jedem Moment des Verlaufs der durch private wie nationale Interessen gehobenen Handlung wie in Betracht der ganzen maßvollen und gleichmäßig von Anfang wie zu Ende durchgeführten Haltung des Stils sagen wir uns: das Rechte sei getroffen, gerade so haben wir es erwartet, und so gerade sind wir zufrieden gestellt. Hierzu kommt die Anziehung eines in vielen Stücken neuen und ungewohnten Stoffgebiets: die eigenthümlichen Sitten und Meinungen, Antriebe und Leidenschaften.

Und trotz alledem würden wir den Roman kaum unter die eigentlich hervorragenden Leistungen einreihen: er ist zu correct, geht viel zu gleichmäßig im gewohnten Tempo und Romanstil unserer Tage vor; er bringt zu wenig Eigenartiges, wozu doch ganz gewiß bei der Art dieses Stoffs Anstoß genug da war; zu wenig von dem, was wir als innerstes Eigenthum und charakteristische Beigabe des Autors selbst erklären dürften.

J. J. Honegger.

Vermischte Schriften.

1. Die Steuer der Presse. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens von Frieda S. Leiter. Neutitschein, Hosch. 1886. Gr. 8. 2 M.

Das kleine Buch arbeitet auf die Abschaffung des Zeitungsstempels in Oesterreich hin und gibt zu diesem Zwecke eine gedrängte und übersichtliche Geschichte des Zeitungsstempels sowol als der Inseratensteuer in den verschiedenen Ländern Europas. Es zeigt, wie sehr jene Abgabe die Entwickelung der Presse in Oesterreich gehemmt hat und wie vortheilhaft für dieselbe ihre Beseitigung sein müßte.

2. Die Frau im gemeinnützigen Leben. Archiv für die Gesammtinteressen des deutschen Frauen-, Arbeits-, Erwerbs- und Vereinslebens im Reiche und im Auslande. Herausgegeben von Amélie Sohr. Erster Jahrgang. 1886. Vier Hefte. Straßburg, Schultz u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Eine neue Zeitschrift, welche viel verspricht. Sie enthält zu den im Titel genannten Bestrebungen gediegene, faßliche und nicht zu lange Artikel von Männern wie Böhmert, Emminghaus und Euler, von Frauen wie M. Loeper, M. Weber, U. Hentzschke, M. von Bunsen, Anna Simson, L. Fuhrmann, der Herausgeberin und Ungenannten, sodann Statistisches und Geschichtliches aus dem Gebiete des Frauenvereins- und -Erwerbslebens, Recensionen von einschlägigen Büchern, sowie Berichte über Aufsätze aus Sammelwerken und Zeitschriften und über selbständige Werke und Zeitschriften und endlich eine regelmäßige Vierteljahrschronik der deutschen Frauenvereine. Hervorzuheben ist besonders der Aufsatz einer Ungenannten: „Gedanken einer Mutter über Erziehung“.

3. Die Hiebfechtkunst. Eine Anleitung zum Lehren und Erlernen des Hiebfechtens aus der verhangenen und steilen Auslage mit Berücksichtigung des akademischen Comments von Ludwig Cäsar Roux. Jena, H. Pohle. 1885. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Dem sehr interessanten und lehrreichen Werke sind 100 nach photographischen Aufnahmen hergestellte Tondruckbilder beigegeben, welche die Auslage, die einzelnen Hiebe und die Tempohiebe veranschaulichen und geeignet sind, dem Lehrer und Lernenden ein klares Bild dieser Kunst zu schaffen. Der Verfasser sagt in seinem Vorwort:

Da die Fechtkunst, wie alle in der richtigen Weise betriebenen gymnastischen Uebungen, die harmonische Ausbildung des Menschen bezweckt, so fördert sie nicht blos den Körper nach seiner Entwickelung, seinen Kräften und seinem Ebenmaße, sondern sie übt auch die geistigen Kräfte, indem sie zur Besonnenheit, zur Geistesgegenwart, zum Muth, zur Tapferkeit und zur Ausdauer erzieht. Um dieses hohen Zieles willen hat die Fechtkunst von jeher von verschiedenen Seiten Anerkennung gefunden. Ganz besonders aber ist die Zahl ihrer Freunde und Förderer in den letzten Decennien gewachsen. So ist es erfreulich zu sehen, daß der Fechtkunst auch von seiten des Militärs gegenwärtig größere Beachtung zutheil wird, wovon die vielen Fechtgesellschaften unter Offizieren zeugen, die alle Zweige der Fechtkunst pflegen, und dann bekunden dies auch die aus militärischen Kreisen hervorgegangenen Schriften, in denen der Werth der Fechtkunst als Leibesübung und als Mittel zur Belebung des kriegerischen Geistes in der Armee in der ausführlichsten Weise beleuchtet wird.

Mit der Anerkennung des vorliegenden Werks verbinden wir den Wunsch, daß dasselbe überall eine freundliche Aufnahme finden möge.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Es ist hier nicht der Ort, die neue Schrift des Herausgebers d. Bl.: „Das Theater und Drama der Chinesen von Rudolf von Gottschall“ (Breslau, Trewendt), einer eingehenden Kritik zu unterwerfen; aber hinweisen wollen wir unsere Leser doch auf diese Schrift und ihren Inhalt. Der Verfasser sucht zunächst den Zusammenhang zwischen dem chinesischen Volksgeiste und dem Drama nachzuweisen, entwickelt dann die Grundzüge, welche der dramatischen Dichtung der Chinesen eigenthümlich sind, erwähnt die Hauptdramatiker des Reichs der Mitte und bespricht dann die einzelnen Arten des chinesischen Dramas: das historische Schau- und Trauerspiel, das bürgerliche Schau- und Trauerspiel, das Zauberdrama, das Charakter- und Intriguenlustspiel und das moderne Drama der Chinesen. Man sieht schon aus dieser Eintheilung, daß die dramatischen Gattungen alle im Reich der Mitte seit Jahrhunderten vertreten sind; die

Schrift enthält auch Beiträge zur history of fiction; sie beweist, daß verwandte Stoffe bei allen Völkern und in allen Zonen dichterisch behandelt worden sind: wir weisen nur auf das chinesische Lustspiel „Der Geizige" hin, welches zu Parallelen mit den Lustspielen von Plautus und Molière herausfordert. Auch enthält die chinesische Schaubühne eine Zahl von Stücken, welche mit dem neuen französischen Vaudeville große Aehnlichkeit haben, wie denn die Damen vom grünen Gürtel und die pariser Demi-Monde-Damen in ihrer Physiognomie nicht gerade grundverschieden sind. Außer den zahlreichen ins Englische und Französische übersetzten Stücken und den betreffenden Werken der Sinologen war eine Hauptquelle, die bisher noch nicht, auch nicht von Leopold Klein in seiner „Geschichte des Dramas" benutzt worden ist, das „Journal Asiatique", das über das Hauptrepertoire der Chinesen, die Stücke der Mongolenzeit, eine oft überaus eingehende Analyse brachte, mindestens aber eine Inhaltsangabe dieser vielen hundert Dramen. Auf die chinesische Schaubühne sind gerade dadurch neue Lichter gefallen; sie tritt bei weitem deutlicher in ihrer Ganzheit vor uns hin, als dies bei bloßer Kenntniß der einzelnen, durch Uebersetzung bekannten Stücke möglich war.

Ausländische Urtheile über Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die neuyorker Wochenschrift „The Nation", Nr. 1425 von d. J., sagt über Wilhelm Wundt's „Ethik. Eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens": „Wundt's Fleiß ist erstaunlich; er hat bereits über fast alle besondern Zweige der Philosophie geschrieben und ist doch erst ein angehender Funfziger. Seine Behandlung der Logik, Ethik und Psychologie ist von einem Umfange, wie man ihn vergebens bei irgeneinem andern zeitgenössischen Schriftsteller suchen würde. Sidgwick und Lotze waren belesener und tiefer ethisch als Wundt; Venn und unser eigener Charles Peirce sind gründlichere Logiker als er, und Horwicz und Steinthal, Lotze und Herbart übertreffen ihn alle, außer in den rein experimentellen Kapiteln der Psychologie. Allein gerade der Umstand, daß er sich von den Ueberlieferungen der Universitätsphilosophie und vielem unnützen Plunder scholastischer Gelehrsamkeit frei gemacht, hat ihn befähigt, jedes philosophische Thema, das er berührt, sehr zu dessen Vortheil, mit dem Lichte heutigen gesunden Menschenverstandes, mit mehr oder minder wissenschaftlicher Schulung gemischt, zu beleuchten. Er wird sich, wenn wir nicht irren, schließlich vorzugsweise als Anreger zu detaillirter Arbeit erweisen, die seine eigene in den meisten Punkten dadurch verdrängen wird, daß sie auf denselben Bahnen weiter schreitet. Im vorliegenden stattlichen Bande sind die Gegenstände im Register in sinniger Weise gewählt und gruppirt. Jeder Leser wird einsehen, daß dies die Grundlage und Methode zu angemessener Behandlung ethischer Fragen ist. Wenn wir uns indessen den einzelnen Abschnitten zuwenden, so sind unsere Erwartungen nur unvollkommen realisirt — und zwar am Ende nicht so sehr aus etwaigem Mangel an Gelehrsamkeit oder Denkkraft, als wegen der großen Ausdehnung des umfaßten Gebiets, welches allgemeine Behandlung verlangt und methodische wie detaillirte Darstellung für einen einzigen Band oder selbst mehrere unmöglich macht. Die Ethik hat lange mit dem Problem gekämpft, wie sich das höchste Wohlsein des Einzelnen mit dem anderer vereinigen lasse — ein Problem, dem gegenwärtig ein großer Theil der ethischen Literatur gewidmet ist. Wie es auch gelöst werden möge, so sind doch zwei Dinge klar: daß nämlich einmal zur erfolgreichen Behandlung des letztern Theils des Problems lange Schulung in der praktischen Ethik, philanthropischen Verwaltung und wohlthätigen Arbeit erforderlich ist und daß man zweitens eine innere Erfahrung des Kampfes ums Dasein ohne Verlust von Lebenskraft und bei Bewahrung der höchsten persönlichen Sittlichkeit oder, wir dürften sagen, der höchsten psychologischen Hygieine gehabt haben müsse. Nur diese beiden können die großen und letzten Probleme der Ethik von ihrer gegenwärtigen Unfruchtbarkeit retten. Eine blos literarische Behandlung derselben kann von großem Werthe sein, wie es dieses letzte Werk des wohlbekannten leipziger Psychologen auch unstreitig ist; es fehlt ihm aber, unserer Meinung nach, die eine nöthige amerikanische Seite, nämlich: die Wirklichkeit."

Ueber „Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft" von Fr. Nietzsche, sagt das Blatt: „Nietzsche schreibt über die Vorurtheile von Philosophen, das Wesen der Religion, die Naturgeschichte der Sitten u. s. w. als Einleitung für seine nächstdem erscheinende Philosophie. Es liegt ein gewisser Leichtsinn, ja fast eine Geschwätzigkeit in seinem Stil, der übrigens kaum weniger klar und glänzend ist als der Schopenhauer's, seines großen Meisters, und man gewinnt keinen günstigen Eindruck von seinem Ernste. Das Christenthum ist nach ihm „Platonismus für das Volk." Doch hier brechen wir ab, da der Rest der Besprechung, wie der letzte hier angeführte Satz, eben nur Inhaltsangabe ist. Dasselbe gilt von den dortigen kurzen Anzeigen der drei folgenden Werke: „Die Nothwendigkeit der Religion. Eine letzte Consequenz der Darwinischen Lehre", von F. Dahl; „Moderne Versuche eines Religionsersatzes", von H. Druskowitz, und „Zu Sachen des Spiritismus und einer naturwissenschaftlichen Psychologie", von A. Bastian, die sich eben sämmtlich auf bloße Inhaltsgabe beschränken.

— In der „Revue Critique", Nr. 6 von d. J., bespricht A. Chuquet „Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt von R. Haym", zweiter Band (Schluß des Werks), und sagt: „Der Verfasser hat diesen letzten Theil seines Werks mit der nämlichen äußersten Sorgfalt und eindringenden Kritik behandelt, von denen seine vorangehenden Studien Zeugniß ablegen. Man kann von diesem schönen nun beendigten Werke nur mit der lebhaftesten Anerkennung sprechen. Wenn hier und da einige unbedeutende Irrthümer mit untergelaufen sind (ein Beispiel wird in einer Anmerkung am Fuße der Seite angeführt, es betrifft einen geschichtlichen Punkt), wenn der Verfasser auf seine Unparteilichkeit zu sehr pocht, wenn er zuweilen fast zu ungerecht gegen seinen Helden ist und von Verirrungen der glühenden und poetischen Phantasie Herder's (licenciae poeticae, wie Hamann gesagt), von dem strengen Ton des Philosophen, einem gleichsam Kant'schen Ton spricht — so fühlt man doch auf jeder Seite, daß er seinen Gegenstand gründlich kennt. Er hat sich nicht damit begnügt, Herder zu lesen, und zwar in der vortrefflichen Ausgabe von Suphan, diesem großartigen Unternehmen, wie er selbst sagt, dessen schleunige Vollendung man nur wünschen kann — sondern hat auch die ihm vom preußischen Cultusminister und einem Enkel des großen Schriftstellers mitgetheilten Papiere Herder's zu Rathe gezogen. Er hat ferner eine große Anzahl unveröffentlichter Briefe aus jener Zeit benutzt, und all dies ungedruckte Material, welches überdies mit gewissenhafter Genauigkeit am Fuße der Seiten citirt ist, kunstvoll in sein Werk hineinverarbeitet. Haym wird von dem massenhaften Stoffe, den er von allen Seiten zusammengetragen hat, keinen Augenblick überwältigt. Er citirt oft die Zeitgenossen Herder's, den ätzenden Merck, den gefühlvollen Jacobi, den gelehrten Heyne, den dunkeln Hamann, den faden Gleim, den anspruchsvollen Nicolai, den guten Knebel und den fürstlichen Philosophen August von Gotha, allein er urtheilt selbst und mit Freiheit, ohne, wie es gewöhnlich geschieht, fertige Abschätzungen zu acceptiren. Vielleicht ist er an einigen Stellen etwas zu

breit. Er weiß viel und erörtert gern; man würde es aber sehr bedauern, diese Bemerkungen, welche er mit vollen Händen ausstreut, zu entbehren, und wenn er sie auch nach seiner Bequemlichkeit von sich gibt, so sind es doch keine unnützen Abschweifungen. Er ist ein Künstler, und man wird uns verzeihen, wenn wir, von diesem so großartig entworfenen und so geschickt angeordnetem Werke redend, das Wort Kunst, dessen wir uns eben bedient haben, wiederholen. Haym bleibt dem Titel seines Buchs wirklich treu; er hat Herder «nach seinem Leben und seinen Werken» dargestellt. . . . Auch sämmtliche Schriften Herder's werden von seinem Biographen richtig gewürdigt. Eine der anziehendsten Partien des Werks ist die „Ueber den Einfluß der Zeitereignisse» überschriebene. Haym hat Stil. Man fühlt überall, daß er ein tiefes Interesse für den Mann empfindet, dessen Leben er schildert. Es möchte selbst scheinen, daß die Flamme seines Helden zuweilen die Sprache des Biographen ergriffen habe, der sich an vielen Stellen ereifert, erhitzt und Herder selbst ohne Mühe und Gewalt seine Lieblingsvergleiche entlehnt. Dennoch hat Haym's Stil nichts Blendendes; er ist ernst und einfach; der Gelehrtenstil, der dem leeren Schmuck nichts opfert, nur daran denkt, zu belehren und mit gleichmäßigem Schritte seinen Gegenstand durchstreift, aufmerksam auf alle Einzelheiten, nichts vernachlässigt, was gefallen und anziehen kann, die merkwürdigen Züge, pikanten Anekdoten und gefälligen Schilderungen nicht umgeht, aber nicht ansteht, die dürren Partien mit derselben Sorgfalt zu behandeln und sich über trockene und schwierige Fragen, die den gewöhnlichen Leser abstoßen, gewissenhaft zu verbreiten. Um Herder gut zu verstehen und ihn richtig zu würdigen, müßte man, wie er es zu seiner Zeit war, universell sein, müßte man, wie er, sich mit vielem befaßt, zahlreiche Gebiete betreten haben, zugleich Historiker, Philosoph, Philolog, Archäolog und Theolog sein. Haym ist dies alles oder, wenn man will, und da das non omnia possumus omnes besonders in unserer Zeit wahr ist, etwas von allem diesen. Er war daher besser als irgendjemand dazu vorbereitet, diesen großen Gegenstand zu behandeln; er kannte die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts ebenso gut wie seinen Herder; er ist auf heimischem Boden, wenn er die große poetische und wissenschaftliche Bewegung des Zeitalters Goethe's und Kant's schildert; er spricht von den «Ideen», der «Metakritik», «Kalligone» mit eben solcher Sachkenntniß wie von den «Sylven» und den rein literarischen Werken seines Helden, und wir stehen nicht an zu erklären, daß die Biographie, die er uns nach sechzehnjähriger Arbeit geboten, die vollständigste, beste und schönste in jeder Hinsicht ist, die je in Deutschland verfaßt worden. Herder ist glücklicher als seine Ruhmesgenossen, denn fast gleichzeitig ist, durch die Sorgfalt zweier Menschen, die sich gegenseitig in ihrer Arbeit unterstützt haben, seine Biographie und eine Ausgabe seiner Werke erschienen, die man beide als abschließend betrachten darf."

Bibliographie.

Andrae, M. (Rómanek), Ein Martyrium in Genf. Kultur-historisches Zeitbild aus dem 16. Jahrhundert. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 4 M. 50 Pf.

Asnyk's, A., Ausgewählte Gedichte. Deutsch von L. Gumplowicz. Wien, Konegen. 8. 1 M. 60 Pf.

Baechtold, J., Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. 1ste Lfg. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Berner Beiträge zur Geschichte der Nationalökonomie. Nr. 2: Die Maxime Laissez faire et laissez passer, ihr Ursprung, ihr Werden. Ein Beitrag zur Geschichte der Freiheitslehre von A. Oncken. Bern, Wyß. 1886. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Besser, K. M., Der Kosmos und die ewigen Ideen. Heidelberg, Weiß. 8. 1 M. 50 Pf.

Blennerhassett, Charlotte Lady, geb. Gräfin Leyden, Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Mit einem Porträt der Frau von Staël. 1ster Halbbd. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 5 M.

Geistige Blutvergiftung. Eine Kulturkampfs-Novelle. Herausgegeben von G. F. Dasbach. Trier, Paulinus-Druckerei. 16. 50 Pf.

Brakenhausen, F., Finanz- und social-politische Vorschläge. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Cronau, R., Das Buch der Reklame. Geschichte, Wesen und Praxis der Reklame. Mit Abbildungen von deutschen, englischen, amerikanischen, französischen, russischen, japanischen und indianischen Künstlern. 5 Abtlgn. Ulm, Wohler. Gr. 8. à 1 M.

Drews, P., Wilibald Pirkheimers Stellung zur Reformation. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Humanismus und Reformation. Leipzig, Grunow. Lex.-8. 2 M. 50 Pf.

Eckhardt, H., Matthaeus Merian. Skizze seines Lebens und ausführliche Beschreibung seiner Topographia Germaniae, nebst Verzeichniss der darin enthaltenen Kupferstiche. Eine kulturhistorische Studie. Mit dem Porträt Merians. Basel, Georg's Verlag. Gr. 8. 4 M.

Garschin, W., Pessimistische Erzählungen. P. A. Kruschewan, sie ging nicht zu Grunde. Aus dem Russischen übersetzt von W. Henckel. München, Bassermann. 8. 2 M. 50 Pf.

Geschichte des Königlich Preußischen 2. Hessischen Husaren-Regiments Nr. 14 und seiner Hessischen Stammtruppen 1706—1886. 1ster Thl.: Die Hessen-Casselschen Husaren von 1706 bis 1806. Bearbeitet von C. v. Kossecki. 2ter Thl. (2.) Hessisches Husaren-Regiment A. Kurfürstlich Hessisches 1806—66. B. Königlich preußisches (Nr. 14) 1866—86. Bearbeitet von R. Freih. v. Wrangel. Mit 4 Abbildungen und 5 Karten. Leipzig, A. Dürr. Gr. 8. 11 M.

Gozzi, C., Das grüne Vögelchen. Philosophisches Märchen in 5 Aufzügen. Aus dem Italienischen übersetzt von B. Müller. Dresden, Knecht. 8. 1 M. 50 Pf.

Gräf, F., Die Gründung Alessandrias. Ein Beitrag zur Geschichte des Lombardenbundes. Dresden. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Haase, K. E., Volkstümliches aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend, gesammelt und herausgegeben. 1ster Tl.: Sagen. Neu-Ruppin, Petrenz. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Jokai's, M., Decameron. Mit des Verfassers ausschließlicher Autorisation ins Deutsche übertragen von L. Wechsler. Berlin, S. Fischer. 8. 3 M. 50 Pf.

Junker, E., Werner Eltze. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 15 M.

König, E., König und Flötenvirtuos. Rathenow, Babenzien. 8. 30 Pf.

Koettschau, C., Der nächste deutsch-französische Krieg. Eine militärisch-politische Studie. 2ter Thl. Strassburg, Schultz u. Comp. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Ludwig, E., Irrungen des Mutterherzens und Szenen und Bilder aus dem Frauenleben. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 1 M.

Möllhausen, B., Das Loggbuch des Kapitains Eisenfinger. Roman in 3 Bdn. Stuttgart, Schönlein. 8. 15 M.

Morf, H., Zeittafel zu Vorlesungen über Molière. Bern, Wyss. 1886. Gr. 4. 40 Pf.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. XX. Das Jahr 1886. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1886 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragendsten Personen. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 M.

Oechelhaeuser, W., Die sozialen Aufgaben der Arbeitgeber. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Pawel-Rammingen, A. Freih., Gedanken eines Cavaliers über Antisemitismus. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 60 Pf.

Pöhnl, H., Deutsche Volksbühnenspiele. 2 Bde. Wien, Konegen. 8. 8 M.

Procházka, R. Freih. (Leon Elms), Afteroïden. Prag, Mercy. 12. 2 M.

Richter, A., Vaterlands-Klänge. 9 Lieder zum 23. April 1887. Leisnig, Ulrich. Gr. 8. 20 Pf.

Roßneck, F., Mimi Schlichting. Ein Berliner Roman. Berlin, Jacobsthal. 8. 3 M.

Sammlung schweizerischer Dialektstücke. Nr. 13: D'Yfersucht. Lustspiel in Schaffhauser Dialekt. Von J. J. Rahm. — Nr. 14: Am Geburtstag. Lustspiel in Schaffhauser Dialekt. Von J. J. Rahm. Zürich, Schmidt. 8. à 60 Pf.

Scarron, Der Komödianten-Roman. Uebersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von K. Saar. 3 Bde. Stuttgart, Spemann. 8. 12 M.

Scherr, J., Letzte Gänge. Mit dem Bilde Scherrs in Lichtdruck. Stuttgart, Spemann. 8. 6 M.

Schmidt, W., Die göttliche Vorsehung und das Selbstleben der Welt. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Schönau, L., Der böse Boulanger oder die Wirkung des Septennats. Großes tragi-komisches Heldengedicht aus der Gegenwart. Mit 26 stimmungsvollen Illustrationen von P. Widmeyer. Stuttgart, Levy u. Müller. Gr. 8. 1 M.

Stolp, H., Die Begründung und Erhaltung des Bauernstandes, oder die neue gesetzliche Regelung des landwirthschaftlichen Kleingrundbesitzes auf genossenschaftlichem Wege und im Geiste der Sozial-Reform. Berlin, Staude. Gr. 8. 2 M.

Thom, H., Autoren über Verleger und andere Reminiscenzen. Leipzig, Reinboth. 8. 1 M. 50 Pf.

Verne's, J., Schriften. Autorisirte Ausgabe. 47ster bis 49ster Bd.: Mathias Sandorf. 3 Bde. — 50ster Bd.: Robur der Sieger. — 51ster Bd.: Ein Lotterie-Loos. Wien, Hartleben. 8. à 2 M. 70 Pf.

Vetter, T., Der Spectator als Quelle der „Discurse der Maler". Frauenfeld, Huber. 4. 1 M. 60 Pf.

Vogt, J. G., Die Geistesthätigkeit des Menschen und die mechanischen Bedingungen der bewußten Empfindungsäußerung auf Grund einer einheitlichen Weltanschauung. Vorträge. Mit erläuternden Holzschnitten. Leipzig, M. A. Schmidt. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Weien, K., Aus dem Berliner Verbrecherleben. Enthüllungen aus der Praxis. Berlin, Ißleib. 8. 1 M. 20 Pf.

Weißenhofer, R., Klotilde, die Pilgerin von Lourdes. Volksschauspiel. Linz, Ebenhöch. 8. 1 M. 20 Pf.

Werner, Margot, Naturkinder. Gedichte. Hamburg, J. F. Richter. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Maria. Eine Legende. Hamburg, J. F. Richter. Gr. 8. 2 M.

Zapp, A., Die Rose von Sesenheim. Eine Erzählung aus Goethe's Liebesleben. Berlin, Cronbach. 12. 2 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

VETUS TESTAMENTUM GRAECE
IUXTA LXX INTERPRETES.

Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subiunxit, prolegomenis uberrimis instruxit

Constantinus de Tischendorf.

Editio septima.

Prolegomena recognovit supplementum auxit **Eberardus Nestle.**

2 tomi. 8. Geh. 15 M. Geb. 18 M.

Tischendorf's weitverbreitete Ausgabe der Septuaginta erscheint in der vorliegenden siebenten Auflage mit einem sehr wichtigen und umfänglichen neuen Supplement von Professor Dr. Nestle. Dieses neue Supplement, das allen Besitzern der frühern Auflagen willkommen sein wird, ist auch apart zu haben unter dem Titel:

Veteris Testamenti Graeci Codices Vaticanus et Sinaiticus cum textu recepto collati ab Eberardo Nestle. Editio altera recognita et aucta. 8. Geh. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Sechster Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Gottfried von Bouillon. Von Bernhard Kugler. — Ueber die „Colloquia" des Erasmus von Rotterdam. Von Adalbert Horawitz. — Aus dem Leben des ersten Vicekönigs von Mejiko. Von Konrad Häbler. — Cornelius Tacitus. Von Julius Asbach. — Mysticismus und Pietismus im 19. Jahrhundert. Von Gustav Frank. — Zur neuesten Geschichte des päpstlichen Archivs. Von S. Löwenfeld. — Die Neuorganisation der Verwaltung in den deutschen Territorien des 16. Jahrhunderts. Von Georg von Below.

Dem „Historischen Taschenbuch" hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem vorliegenden neuen Jahrgange vereinigen sich geschichtliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu mannichfachem und gediegenem Inhalt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet von

Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

Dritter Band. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Von diesem Werke, dessen erste zwei Bände sich in der juristischen Welt rasch eingebürgert haben, ist jetzt der dritte Band erschienen. Das ihn begleitende Generalregister für die ersten drei Bände erhöht wesentlich den praktischen Gebrauchswerth des Werks.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.

Von Friedrich Gerstäcker.

Achte Auflage.

Mit Illustrationen von Otto Brausewetter.

8. Cart. 1 M.

Diese beliebte, bereits in achter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors. Um derselben noch weitern Eingang in die deutsche Leserwelt zu verschaffen, wurde der Preis des mit 20 ergötzlichen Illustrationen geschmückten Werkchens auf nur 1 M. gestellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

AUS DEM WESTLICHEN HIMALAJA.

Erlebnisse und Forschungen

von

KARL EUGEN VON UJFALVY.

Mit 181 Abbildungen nach Zeichnungen von B. Schmidt und 5 Karten.

8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

In ebenso wissenschaftlichem Geiste wie mit anspruchslosem, liebenswürdigem Humor schildert der verdienstvolle Forschungsreisende die Erlebnisse und Ergebnisse seiner im Jahre 1881 unternommenen Reise durch die Länder Hochasiens, namentlich durch Tschamba, Kaschmir und Klein-Tibet. Er hat eine ausserordentlich reiche Sammlung neuen ethnographischen und kunst-archäologischen Materials von dort heimgebracht, das durch getreue Abbildungen hier zum ersten mal vorgeführt wird und dem Werke noch besondern Werth verleiht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ILIOS
STADT UND LAND DER TROJANER

FORSCHUNGEN UND ENTDECKUNGEN IN DER TROAS UND BESONDERS AUF DER BAUSTELLE VON TROJA.

VON

Dr. HEINRICH SCHLIEMANN.

Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von **Rudolf Virchow** und Beiträgen von **P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H Sayce** und **R. Virchow.**

Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie.

Gr. 8. (XXIV und 880 S.) Cartonnirt 42 M. Geb. 45 M.

In diesem umfassenden, reich ausgestatteten Werke gibt Schliemann eine vollständige Darstellung seiner Ausgrabungen in der Landschaft Troas sowie der staunenswerthen Funde, welche dadurch aus jahrtausendelanger Verborgenheit wieder ans Licht gezogen wurden. Von grösster Wichtigkeit für Archäologen und Philologen, wird das Werk, wie Professor Virchow in seiner Vorrede sagt, auch für jeden Gebildeten eine Quelle des Genusses und der Belehrung werden. Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 23. 9. Juni 1887.

Zur englischen und französischen Literatur.

1. Samuel Taylor Coleridge und die englische Romantik von Alois Brandl. Berlin, Oppenheim. 1886. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Selten bin ich mit schwererm Herzen an die Besprechung eines Werks gegangen als im gegenwärtigen Falle. Ich bin mir meines Amts als Kritiker jederzeit bewußt und bleibe dessen Pflichten der Gewissenhaftigkeit, Unparteilichkeit und Gerechtigkeit stets eingedenk. Jene richterliche Haltung einem Werke gegenüber erachte ich für um so gebotener, wo eine Leistung an und für sich durch ihren Fleiß und redliche Bemühung, durch augenscheinliche Sachkenntniß und Gewissenhaftigkeit, kurz durch das darin kundgegebene ernste Bestreben gerechten Anspruch darauf erheben darf und gleich von vornherein Achtung einzuflößen geeignet ist.

Als eine solche Leistung muß das vorliegende Werk unstreitig anerkannt werden. Es besitzt sogar das Verdienst, die erste vollständige Biographie des Dichters zu sein, dessen Name auf ihrem Titel prangt, und so Deutschland die Ehre verschafft zu haben, wieder einmal England selbst auf seinem eigensten Gebiete zuvorgekommen zu sein. Der Verfasser ist dabei in Deutschland sowol wie in England reichlich unterstützt worden. Lord Coleridge, kaum von Brandl's Unternehmen in Kenntniß gesetzt, gab seinen langjährigen Plan, selbst ein Leben seines Großonkels zu schreiben, auf und überließ ihm nicht nur, wie er im Vorwort berichtet, die einschlägigen Familienpapiere, sondern hatte auch die Liebenswürdigkeit, in Ottery St.-Mary, dem Geburtsort des Dichters, persönlich sein Führer zu sein. Außerdem rühmt der Verfasser besonders die Liberalität des Britischen Museums, hebt dann auch die von den öffentlichen Bibliotheken in Wien und Prag ihm zutheil gewordene Unterstützung hervor und stattet seinen Dank einer Anzahl von Männern in England und Deutschland ab, die ihm hülfreich zur Seite standen. Man wird wol trotzdem nicht irren, wenn man annimmt, daß der Löwenantheil an dem unleugbaren Verdienst des Werks ihm selber, seiner emsigen Forschung und bienenartigen Zusammentragung des Materials beigemessen werden muß. Was mir aber fraglich erscheint, ist, ob er es auch geschickt verarbeitet hat, ob es ihm gelungen, was man von einer mustergültigen Biographie zu beanspruchen hat, sie zu einem Kunstwerke zu gestalten, aus welchem wir ein volles, abgerundetes, zwar in allen seinen Zügen dem Original ähnliches und treues, dabei aber doch idealisirtes und gewissermaßen verklärtes, dem Gedächtniß sich tief einprägendes Bild des Helden gewinnen. Ich kann mich in meiner Ansicht irren und warte auch noch das Urtheil der englischen Presse ab, sobald die von Mrs. Eastlake übernommene Uebersetzung des Werks erschienen sein wird; doch auf mich will es den Eindruck machen, als läge hier eher das Material zu einer vollständigen Biographie vor, als eine solche selbst. Trotzdem Brandl sich, wie er ebenfalls im Vorwort sagt, das äußere Gepräge der Wissenschaftlichkeit möglichst erlassen und der Polemik sich enthalten hat, was man nur rühmend anerkennen kann, hat man oder, um es richtiger zu sagen und auch den Schatten von Ungerechtigkeit einer solchen Leistung gegenüber zu vermeiden, hatte ich bei der Lektüre die Empfindung, daß man, um mich eines freilich etwas banausischen Gleichnisses zu bedienen, die Nähte noch zu deutlich bemerke und das Gewand noch nicht von den Fäden und Kreidezeichen des Schneiders befreit sei und noch des Bügeleisens harre, welches dasselbe glätten und ihm den nöthigen Glanz verleihen solle, den ein fertiges Kleidungsstück haben muß, ehe es der Meister zur Ablieferung bereit erklärt. Damit soll nicht etwa die Diction getadelt werden: denn abgesehen von solchen Ausdrücken wie „Utilarist“ (vielleicht

Druckfehler?), „hochrangirter", elisabethinische" oder das veraltete „schöpfen" für „schaffen", kann ich auch diese nur loben, wenn ich auch nicht mit dem Recensenten im „Germanischen Literaturblatt" übereinstimmen kann, der die süddeutschen Ausdrücke im Buche als eine Bereicherung der Sprache ansehen möchte. Auch — dies sei nebenbei erwähnt — erscheint es mir sehr sonderbar und finde ich es sehr störend, in einem Werke dieser Art die Titel englischer Dichtungen und Bücher, ja selbst die der jedem Leser des Werks gewiß wohlbekannten Gedichte Coleridge's selbst, wie z. B. „The Rime of the Ancient Mariner", in deutscher Sprache angeführt zu sehen. Wie stimmt es herab, gleich auf der ersten Seite vom „Alten Matrosen" zu lesen, den Freiligrath meisterhaft übersetzt haben soll und übersetzt hat. Nur die Ueberschrift lautet übrigens bei ihm so; in der Uebersetzung der Dichtung selbst verwandelt er den prosaischen Ausdruck mit besserm Geschmack in den poetischern „Seemann". Allein so lobenswerth auch im ganzen die Sprache des Verfassers, so tief er auch in seinen Gegenstand eingedrungen, so ausgebreitet auch seine Kenntniß der einschlägigen und der englischen Literatur überhaupt ist, so souverän er sie beherrscht und so scharf auch sein Blick, so scheint er doch von der Stoffmasse überwältigt worden zu sein und des Guten zu viel gethan zu haben. Er hat das ganze Füllhorn seines Wissens von den Lebensumständen seines Helden und dessen Beziehungen zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen, dessen Studien und Treiben bis ins Einzelnste hinein über den Leser seines Werks ausgeschüttet, und dies wirkt ermüdend denn er beschäftigt dadurch mehr das Gedächtniß als die Phantasie; er wird trocken und erhebt nicht. Es ist auch sehr die Frage, ob es viele des Englischen unkundige Deutsche gibt — denn nur für solche kann ja wol, meines Erachtens, eine in deutscher Sprache verfaßte Biographie eines englischen Dichters vorzugsweise bestimmt sein —, die sich so lebhaft für Coleridge interessiren, um eine so detaillirte Biographie desselben zu begehren oder zu lesen. Oder vielleicht deshalb, weil er Schiller's „Wallenstein" übersetzt, deutsche Literatur und Philosophie studirt und zu deren Verbreitung oder wenigstens vereinzelten Kenntniß in England beigetragen hat? Oder weil Freiligrath das berühmteste Gedicht von Coleridge „The Rime of the Ancient Mariner" durch seine vortreffliche Uebersetzung bei uns bekannt gemacht hat? Oder weil er von Lessing so viel Anregung erfahren und von ihm gelernt hat, Shakspeare richtig zu würdigen? Ich möchte es bezweifeln. Freilich könnte man mir entgegenhalten: hat nicht Lewes Goethe's Biographie in englischer, Eberty die Byron's und Elze, seiner Biographie Walter Scott's und Lord Byron's nicht zu gedenken, diejenige Shakspeare's ebenfalls in deutscher Sprache geschrieben? Darauf möchte ich jedoch erwidern, wenn es der Leser sich nicht schon selbst gesagt hat, Goethe und Shakspeare, ebenso wie Lessing, dessen Biographie von Sime, beiläufig erwähnt, ebenfalls in englischer Sprache geschrieben ist, ja auch Scott und Byron sind denn doch Namen von ganz anderm Klange als Coleridge, sind internationale Größen und gehören wie die großen Maler und Componisten, ein Rafael und Beethoven, ein Rubens und Mozart u. s. w., der ganzen Welt an. Und ich glaube, dies sagen zu dürfen, ohne Coleridge damit zu nahe zu treten oder seinen Ruf verkleinern zu wollen. Daß er ein echter Dichter war und die englische Literatur mit einigen ganz originellen Gedichten bereichert hat, wird niemand bestreiten; er kann aber doch den Dichtern ersten Ranges nicht zugezählt werden.

Ich sagte eben, Coleridge habe die englische Literatur mit einigen ganz originellen Gedichten bereichert: unser nur allzu gründlicher Biograph aber belehrt uns eines andern und spricht ihnen fast diese Eigenschaft ab oder läßt es wenigstens zweifelhaft erscheinen, ob man sie ihnen zuerkennen darf, indem er aufs genaueste nachweist, wie sie entstanden sind. So namentlich gerade bei dem vorher erwähnten berühmtesten „The Rime of the Ancient Mariner". Und bei dieser Gelegenheit sei als Stilprobe des Verfassers das angeführt, was er nachträglich zu diesem seinen Nachweise bemerkt. Er sagt:

> Zögernd habe ich da den Versuch gewagt, von einem der originellsten Gedichte, die je ein Mensch ersonnen, herauszufinden, wie es entstand; nicht um den Dichter als einen diebischen Sammler herabzusetzen, sondern vielmehr um auf die tiefern Schwierigkeiten seiner Arbeit und Vorzüge seines Werks aufmerksam zu machen. Die stofflichen Bestandtheile sind ihm ja stets gegeben; er hat nur die Aufgabe, sie neu und organisch zu verbinden. Dieses geistige Band ist es, worauf in der Kunst alles ankommt. Ganz werden wir es nie begreifen — eine Selbstüberschätzung dieser Art würde den nachgestaltenden Historiker sofort in einen anatomischen Zergliederer verwandeln. Der Künstler erfaßt es unbewußt auf einmal, aber dem bewußten Psychologen bleibt es stets so unfaßbar wie der Urgrund des körperlichen Lebens dem Biologen. Dennoch ist es lohnend, ihm nachzuspüren, denn je näher wir ihm kommen, je mehr wir vom Walten des Genies im einzelnen Falle und in allgemeinen Gesetzen ahnen, je schärfer unser schwaches Auge in die Werkstätte eines schöpferischen Geistes späht, desto vollständiger verstehen wir die Schönheit des Geschaffenen. Culturgeschichtliche und antiquarische Fragen sind nicht zu vernachlässigen, aber den innern Werdeproceß der Dichtungen zu erforschen, ist das Hauptziel der Literaturgeschichte. Sie hat uns schauen zu lehren, tieferes und umfassenderes Schauen, daher auch höheres Genießen. Die dumpfe, obwol mächtige Bewunderung des ersten Eindrucks wird dabei zunächst klarer und dann allmählich durch die Vereinheitlichung der anschließenden Detaileinsicht auch viel mächtiger. Werk und Künstler wachsen zusammen über uns herein. Mit solchem Genuß nimmt endlich von selbst die befreiende, sittliche Wirkung zu, welche kirchliche wie kirchenmüde Reformatoren von der Poesie so gern erwarten und durch ausdrückliches Moralisiren oft so ungeschickt erstreben.

Das ist gewiß sehr schön ausgedrückt; zustimmen kann ich aber der darin ausgesprochenen Ansicht nicht. Der erste Eindruck eines Kunstwerks, ebenso wie der großartigen Naturschönheiten, bleibt stets der mächtigste. Wer hätte es nicht an sich selbst erfahren, wie gewaltig der erste Anblick des Meeres, des ewigen Alpenschnees im Sommer, dann der Alpenwelt selbst auf ihn eingewirkt,

wie bezaubernd die Rheinfahrt das erste mal gewesen, und wie die Wirkung jener schon beim zweiten und bei wiederholtem Anblick sich immer mehr abgeschwächt und die Schönheit der Rheinfahrt ihren Zauber allmählich verloren hat? Bei einem Kunstwerk, das soll nicht geleugnet werden, gehen dem forschenden Auge oder Geiste durch wiederholte Betrachtung oder wiederholtes Lesen die Schönheiten im einzelnen erst recht auf, sodaß der Leser von der Bewunderung, die es erregt, immer besser Rechenschaft abzulegen lernt und das Verständniß des Werks gefördert wird; die Gewalt, das Packende des ersten Eindrucks aber, angenommen freilich, daß die Betrachtung keine ganz flüchtige und oberflächliche gewesen, wird durch wiederholte Beschäftigung mit dem Werke nie übertroffen, wenn überhaupt je erreicht. Wie hat, um nur einen einzigen Fall anzuführen, z. B. Edgar Poe sein zauberhaftes Gedicht „The Raven" durch seine taktlose Erzählung der Entstehung desselben geschädigt! Und was ist dem Kinde, das sich erst über sein Spielzeug so recht kindlich gefreut hat, dasselbe, nachdem es in seine Bestandtheile zerlegt worden war, was gilt dem Mädchen seine Puppe, die es eben noch vor Wonne geküßt und geherzt, nachdem es sie einmal entkleidet und die Sägespäne in dem so schön geformten Körper entdeckt hat? Was gilt dem Knaben der bunte Schmetterling, der beim Fange sein Herz entzückt hat, nachdem er ihm die Flügel abgeschnitten und der nackte Wurm ihm in den Händen zurückgeblieben ist?

Freilich vom Standpunkte der wissenschaftlichen Forschung aus stellt sich die Sache anders, wenngleich ich auch die obige Behauptung Brandl's, daß „den innern Werdeproceß der Dichtungen zu erforschen, das Hauptziel der Literaturgeschichte" sei, nicht so unbedingt gelten lassen möchte. Gesetzt auch, es wäre immer möglich, dies Ziel zu erreichen — was freilich nicht der Fall ist und wol selten der Fall sein dürfte —, so bezweifle ich dennoch, ob die Dichtung oder das Verständniß derselben viel dabei gewinnen würde. Etwas anderes ist es mit dem äußern Werdeproceß: den Beziehungen der Dichtung zu ihren etwaigen Vorgängerinnen in derselben oder in fremden Literaturen, in neuerer oder älterer Zeit, zur Sage und Geschichte u. dgl.; eine Erforschung dieser Punkte ist wol geeignet, sie zu beleuchten und unserm Verständniß näher zu bringen. Der innere aber muß uns, wie Brandl ja vorher selbst zugibt, außer in Fällen wie dem vorher angeführten, wo der Dichter uns die Genesis seiner Dichtung haarklein selbst berichtet hat, ebenso geheimnißvoll bleiben „wie der Urgrund des körperlichen Lebens dem Biologen", ja wie dem Künstler selbst, der, wie Brandl ebenfalls nicht leugnet, unbewußt schafft. Dies unbewußte Schaffen ist eben die Begeisterung, ohne welche nie etwas Großes, ja auch im Kleinsten nie etwas Gediegenes geleistet werden kann.

Soweit habe ich das vorliegende Werk von dem hier gebotenen Standpunkte, dem der Literatur, d. h. der schriftstellerischen Kunst, beurtheilt; von dem der Wissenschaft aus jedoch muß ich es als eine bedeutende Leistung anerkennen, und wenn es vielleicht von der englischen Kritik nicht als abschließend betrachtet werden sollte, so könnte es nur der meiner Ansicht nach mangelhaften Form wegen sein. Denn das Werk ist seinem Gegenstande nach allen Richtungen hin gerecht geworden und hat ihn erschöpft. Es wird demnach allen, die sich specieller mit der englischen Literatur beschäftigen, sowie Literarhistorikern überhaupt, wohl zu empfehlen sein; keiner derselben kann es fortan umgehen. Nur einen Punkt habe ich darin vermißt: es ist der, welchem Traill, Coleridge's neuerer englischer Biograph in der Morleysammlung (denn es ist auch seitdem eine andere von Hall Caine verfaßte erschienen) eine ausführliche Darstellung gibt, und betrifft die Green'sche auf Coleridge's Lehren gegründete „Geistliche Philosophie", von welcher Brandl nichts weiter sagt, als daß sie nur beweise, wie wenig sich dessen mehr anregende, als abschließende Lehren in ein System zwängen lassen. Green's Tod ist übrigens, beiläufig erwähnt, nicht, wie es an der betreffenden Stelle heißt, 1865, sondern (nach Traill wenigstens, bei Allibone ist das Werk, welches allerdings erst 1865 erschienen ist, was Brandl vielleicht auch gemeint hat, nur unter dem Namen des Herausgebers desselben John Simo aufgeführt) 1863 erfolgt. Für mich und andere Anhänger Schopenhauer's aber hat gerade diese Ausführung Traill's ganz besonderes Interesse, da sich Coleridge's Lehre merkwürdigerweise mit der des eben genannten Philosophen berührt. Wie sehr, möge man daraus entnehmen, daß in derselben das Cartesius'sche Cogito, ergo sum in die, auch von mir einmal aufgestellte Formel Volo, ergo sum verwandelt wird. Zum Glück ist das Green'sche Werk bisher fast ganz unbekannt geblieben, und hat noch kein Deutscher, wie es scheint, Coleridge so tief erforscht wie dieser sein Jünger, sonst wäre Schopenhauer längst zum größten Plagiator gestempelt worden. Ist er ja zwei Monate lang im Jahre 1803 im Hause eines englischen Geistlichen in Pension gewesen: konnte er nicht da von diesem mit den Coleridge'schen Lehren bekannt gemacht worden sein? Coleridge trug sich ja damals gerade mit der Idee, ein „Organum vere organum" zu verfassen, welches das „Organum" Bacon's und die dogmatische Philosophie durch eine kritische im Sinne Kant's ersetzen sollte, und überhaupt beschäftigte er sich ja gerade um diese Zeit mit Philosophie in solcher Weise, daß Brandl an der Stelle, wo er von diesem Treiben Coleridge's spricht, sagt, er habe Philosophie in seine Gedichte gemengt; jetzt als Philosoph sei ihm oft der Dichter in die Quere gekommen. Also welcher Fund für einen auf Plagiate fahndenden Ritter von der Feder! Ich überlasse es einem solchen, die Sache weiter zu verfolgen, dem Geheimniß der ganzen Schopenhauer'schen Philosophie auf diesem Wege nachzuspüren; scheide nun von Brandl's Leistung, welche als Werk der Forschung an Reichhaltigkeit des Materials wol kaum etwas anderes als den eben berührten Punkt zu wünschen übrig läßt, und gehe zu einer ähnlichen und doch ganz verschiedenen über: ähnlich, inso-

fern sie demselben Gebiete angehört, verschieden, was die Behandlungsweise anlangt.

2. Geschichte der englischen Literatur im 19. Jahrhundert von Karl Bleibtreu. Leipzig, Friedrich. 1887. Gr. 8. 9 M.

Als ich die wol unerhörte buchhändlerische Reclame auf dem Umschlag der „Gesellschaft" las, mit welcher das hier zur Anzeige gebrachte Werk der Welt angekündigt wurde — sie begann mit den Worten: „Bleibtreu, von den besten Autoritäten als der vorzüglichste Kenner der englischen Literatur anerkannt, bietet" u. s. w. —, da sagte ich mir, wie bist du doch zurückgeblieben, und hast noch nie etwas von diesem Manne gelesen? Sein Name war mir wirklich bisher nur als Herausgeber des „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" und als Verfasser einer Schrift: „Revolution der Literatur" bekannt, die ich oft angezeigt gesehen, nicht aber gelesen habe. Ja, noch mehr: der Verfasser soll „höhere als rein wissenschaftliche Zwecke" verfolgen, ward ihm dort ferner nachgesagt. Als ich mich indeß ans Werk selbst machte, fand ich mich aufs angenehmste enttäuscht. Ich hatte nach solcher Ausposaunung nichts als ein oberflächliches, feuilletonistisches Machwerk erwartet: statt dessen ist diese so unverdienterweise mit Trompete und Pauke angekündigte Leistung wirklich eine so beachtens- und anerkennenswerthe, daß sie, wie der gute Wein im englischen Sprüchwort, gar keines Aushängeschildes (good wine needs no bush) bedurfte. Der Verfasser schöpft aus dem Vollen, auch wenn er nicht wie Brandl jede Einzelheit über die Dichter und Schriftsteller, die er uns vorführt, angibt: er kennt eben jenes Geheimniß des nach künstlerischer Leistung strebenden Schriftstellers de ne pas tout dire. Man kann es aber zwischen den Zeilen lesen, daß er nicht nur die Werke und Männer, über die er schreibt, genau kennt, sondern auch auf dem Boden, wo jene entstanden und diese gelebt haben, heimisch ist, jedenfalls was Schottland betrifft. In dieses Land und seine Dichter scheint er sich besonders eingelebt zu haben, wenngleich andererseits der eigentliche Kern seines Werks, um dessentwillen das ganze geschrieben zu sein scheint, Lord Byron ist; denn diesem allein sind über 170 von den 581 Seiten gewidmet, welche das Buch umfaßt. Daß er mit ihm sich mit Vorliebe beschäftigt haben muß, geht auch schon daraus hervor, daß er bereits früher zwei Dramen unter dem Titel „Lord Byron", dessen „letzte Liebe" und „Seine Tochter" behandelnd, veröffentlicht hat. Indessen wenn auch andere kürzer behandelt werden, so wird der Autor doch fast allen gerecht, und fast durchweg finde ich mich mit ihm in Uebereinstimmung. Wenn ihm Byron als der hervorragendste Dichter des 19. Jahrhunderts gilt, so ist er ja im voraus der Zustimmung des Herausgebers d. Bl., dessen Essay über den in neuerer Zeit vielfach angefeindeten Dichter eine Rettung desselben vor Bleibtreu war, sowie meiner eigenen, der ich meine Ansicht über Byron zwar kurz, aber entschieden bereits 1853 in meiner Einleitung zu meinem „Englands Dichter der Neuzeit" ausgesprochen habe, gewiß. Allein auch da, wo er kurz ist, versteht es Bleibtreu, ein vollständiges Bild von dem Dichter oder Schriftsteller zu geben.

Er theilt sein Werk in zwei Abschnitte ein, deren erster „Die Revolution" und der zweite „Die Viktoria- (Victoria?) Epoche" überschrieben ist. Robert Burns leitet den erstern ein, und sind ihm auch nur 31 Seiten gewidmet, von denen mehr als 10 auf Uebersetzungsproben seiner Dichtungen gehen, so muß ich doch gestehen, daß ich noch keiner bessern und prägnantern Darstellung dieses echten, gottbegnadeten Volksdichters begegnet bin, als sie im vorliegenden Werke geboten ist. Dasselbe gilt von Walter Scott und besonders auch von Bret Harte — denn auch die amerikanische Poesie ist mit berücksichtigt —, den Bleibtreu nächst Burns und Byron vielleicht am meisten verherrlicht. Auch merkt man es dem Stil an, daß der Verfasser selbst dichterisch beanlagt ist: dieser Stil hat nichts vom trockenen Lehrbuche und erhebt sich durch seinen Schwung und sein Feuer weit über die gewöhnliche Darstellungsweise. Freilich merkt man demselben auch noch das Jugendliche an; es gärt und braust noch alles darin; der Wein ist noch nicht geklärt; ein solcher Stil aber muß nach Quintilian der Jugend eignen, soll sie zu Hoffnungen berechtigen. Man misverstehe mich nicht, als wollte ich hiermit etwa auf Unreife des Verfassers hindeuten. Im Gegentheil ist er gedankenreich und hat selbständiges Urtheil, wenn er auch allerdings zuweilen hin- und herschwankt und schaukelt. Allein das ist ja meist nicht zu vermeiden und fast bei allen Abschätzungen der Fall, was einfach daher kommt, daß kein Menschenwerk vollkommen ist und ein und derselbe Mensch nicht immer gleich Gutes oder auch gleich Schlechtes schafft. Ich bin z. B. nicht mit allem einverstanden, was er über Shelley sagt, und doch sind auch in dem diesem Dichter gewidmeten Abschnitt Ansichten ausgesprochen, die ich vollkommen unterschreibe. Als Stilprobe möge hier eine Stelle folgen. Man wird daraus ersehen, wie frisch und lebendig Bleibtreu schreibt, wie er es versteht, nach Art und Weise Macaulay's seinen Gegenstand von verschiedenen Seiten her zu beleuchten und seine Leser durch seinen prickelnden Stil anzuregen und zu unterhalten, wenn er sich auch gerade hier nicht zur ganzen Höhe seines Könnens erhebt:

Es gibt keine großartigere Allegorie als Don Quixote — aber es ist der treffendste Beweis für seine vollblütige Lebensfähigkeit, daß er wie Swift's Gulliver als Kinderbuch verwendbar scheint. (Weshalb scheint? Er ist es ja, wie außer ihm nur noch Robinson!) Daß Shakspeare und die Bibel gerade darum ein Buch der Bücher, weil die populäre Einkleidungsform auch dem Ungebildetsten und Beschränktesten unbewußt den tiefern Gehalt einprägt, scheint Shelley nicht verstanden zu haben. Darum erinnert er an den Symboliker Dante. Daß der Gedankenkreis des vollgereiften Mannes, Dante, in ein einzig Riesenwerk gebannt, theilweise straffer, klarer, ausgefeilter, theilweise beschränkter sein mußte als der des Wunderjünglings, ist ein Ergebniß der Zeit und Umstände. Letzterer, auf allen Errungenschaften einer weit überlegenen fortgeschrittenen Bildung

fußend, überragt Dante weit an höherer innerer Freiheit; aber er nahm sein letztes Wort, seine Lösung des Weltgeheimnisses, die Ueberwindung der Sansara durch Weltentsagung und die Beschwichtigung der Nirwana-Furcht durch Auflösung ins unsterbliche Allgemeine, mit sich ins Grab. „Der Triumph des Lebens“ blieb ein Fragment, der letzte abschließende Grundstein seiner Weltanschauung blieb unbehauen. Gleichwol dürfen wir ihn, wie Carlyle den Dante als Weltstimme des katholischen Mittelalters bezeichnet, als Herold aller „Geschlechter, die da kommen werden“, begrüßen. Daß er dennoch die Größe Byron's, den er in seiner Bescheidenheit hoch über sich sah („Euganian Hills, Sonnet to Byron“), keineswegs erreicht, ist hauptsächlich in seiner Geringschätzung des Individuellen und seiner Entfremdung von einfach menschlichen Sympathien zu suchen. Mag also das widerliche Gebelfer gegen Byron und unmäßige Gelobhudel Shelley's in England fortdauern, mochte selbst Lord Houghton, der Standredner bei Eröffnung des Byron-Monuments, privatim aussprechen, daß Byron im Grunde neben Shelley verblasse — ein Dichter, der nur für die happy few, vielleicht nur für Denker und Dichter, geschrieben hat, der für die Masse der Gebildeten ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird, kann nie und nimmer den höchsten Lorber in Anspruch nehmen. Shelley schwebt wie in der Luft; er ist eben die „Morgenlerche“, der Chamäleon, der sich von Licht und Luft, Ruhm und Liebe, eingeborener Inspiration nährt. Wem es in Shakspeare's Sommernachtselfenwald oder auf Lear's Gewitterheide behagt, wer selbst den stickstofflosen Aether von Manfred's „Jungfrau“ und den unermeßlichen Raum Lucifer's verträgt, dem vergehen die Sinne in dieser Lichtregion, von welcher der „Genius des Gesangs“, wie jene von Diws in Wolkenkäfige gefesselte Peri, den Sommerregen seiner melodischen Klagen herabschauert.

Was Byron betrifft, so hätte dieser jetzt ebenso oft geschmähte wie früher gefeierte Dichter, wenn er Bleibtreu's Werk in prophetischem Geiste vorhergesehen hätte, seinen Verkleinerern mit Hiob zurufen können: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und mir einst noch auf Erden erstehen wird“ — so wenigstens erlaube ich mir, abweichend von Luther, den hebräischen Urtext zu übersetzen. Ich beziehe mich dabei nicht auf die von Mrs. Beecher Stowe in neuester Zeit wieder angeregte, mich, offen gestanden, anwidernde Frage nach Byron's strafbarem Umgange mit Mrs. Leigh, denn Bleibtreu, wenn ich ihn, was ich nicht behaupten möchte, richtig verstanden habe — das betreffende Kapitel ist lang und so complicirt, daß es mir unklar blieb —, spricht den Dichter zwar von diesem Verbrechen frei, erklärt ihn aber in anderer Hinsicht darin nämlich, was er die Byron-Thyrza-Affaire nennt, für schuldig.*) Daß er in dieser streitigen Frage, wie überhaupt in seiner Behandlung Byron's so schroff gegen Elze polemisirt, dessen Biographie des Dichters auch in England so viel Anerkennung gefunden hat, ist zu bedauern und wird seinem Buche nicht zum Vortheil gereichen, so wenig ich auch sonst dem unbedingten Respect vor Autoritäten huldige. Also von jener Frage abgesehen, ist Bleibtreu insofern Byron's Erlöser geworden, als er ihn nach seiner ganzen Bedeutung würdigt. Er meint, man dürfe auch auf ihn das von Napoleon gebrauchte Wort anwenden: „Das ist der Jakobinismus ganz und gar, concentrirt in einem Menschen und ausgerüstet mit allen Werkzeugen der Revolution“; Revolutionär sei er schon in „English Bards and Scotch Reviewers“, ebenso wie im „Don Juan“ gewesen. Doch lassen wir Bleibtreu selbst hier reden:

> Schon sein erstes (?) Auftreten war zerstörerisch, umwälzend, revolutionär. Wir meinen die Satire „Englische Barden und schottische Recensenten“. Aber hier wandte sich der schneidende Hohn des galligen Lords nur gegen ästhetische Gegenstände. Es sollte nicht lange dauern, bis er, kühner und reifer und seiner Mission bewußter an seinen eigenen Schöpfungen werdend, ebenso wie der literarischen Mode und Lüge jedem kirchlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Vorurtheil den Krieg erklärte. Er endete, indem er im „Don Juan“ ganz Europa, der heiligen Allianz und der englischen Freiheitslüge dazu, ja aller falschen Moralität und allem Philisterthum den Fehdehandschuh hinwarf.

In „Childe Harold“ erblickt er den Triumph des in Byron schlummernden Realismus, der all seinen eigenen falschen Kunstdoctrinen Trotz geboten habe. Mit sprühender Lebendigkeit habe er darin die Gegenwart geschildert und der Seele seiner Zeit wohllautvollen umfassenden Ausdruck geliehen. Von den griechischen Epyllien sagt er mit Recht, eine solche Musik der Sprache, einen solchen Schwung der Begeisterung, eine solche Glut der Leidenschaft hatte man in der englischen Poesie noch nie gesehen; man mußte zu Shakspeare's Dramen zurückgreifen, um Aehnliches zu finden. Auch für Byron's Dramen tritt er ein und meint, daß, wenn ihm, Byron, auch nicht die tiefsten Geheimnisse des organischen Baus, das Aufeinanderwirken der Charaktere aus innerer Nothwendigkeit zur Erkenntniß gekommen seien, er doch überall eine Achtung gebietende dramatische Begabung verrathe. Befremdend war mir, daß er selbst nach Swinburne's Essay, in dem er sogar, wie es scheint, eine Schutzrede für Byron erblickt, noch von Correctheit der Versbehandlung bei ihm reden kann. So hoch er auch als Dichter gestellt werden muß, dieses Lob kann man ihm nicht ertheilen, will man nicht muthwillig die Augen gegen seine Nachlässigkeit gerade in diesem Punkte schließen. Doch ich würde die mir gesteckten Grenzen allzu sehr überschreiten, wollte ich so speciell auf das Werk eingehen. Ich möchte nur noch die, soweit ich sie geprüft habe, gelungenen Uebersetzungen hervorheben, die darin in großer Zahl geboten werden und von denen der bei weitem größere Theil vom Verfasser selbst herrührt, und nach dem ihm gespendeten Lobe auch den Tadel nicht vorenthalten.

Ich will hier kein Gewicht darauf legen, daß man doch so manchen Namen, wie beispielsweise Miß Baillie, vermißt, der doch wol genannt zu werden verdient hätte, denn auf Vollständigkeit der Literatur war es ja in diesem Werke nicht abgesehen; auch nicht, daß, meinem Dafürhalten nach, Browning, Swinburne und einige andere, namentlich aber der letztere, doch einer etwas ausführlichern Behandlung hätten gewürdigt werden sollen; noch daß das Urtheil des Verfassers sich zuweilen direct widerspricht,

*) Was auch, wie Bleibtreu S. 207 sagt, Gottschall, und zwar nur er, in einer Schrift über Byron ausgesprochen haben soll.

wie wenn er „Locksley Hall" von Tennyson ein „absonderliches Opus" nennt und sagt, nur ein so in persönlichen Sympathien und bestimmt zugeschnittenem Kunstschema befangener Kritiker wie Taine könne es als Krone der Tennyson'schen Dichtung bezeichnen, und zwei Seiten darauf es selbst „sein Meisterstück" nennt, das „ihn als echten Dichter von Gottes Gnaden, als größten lebenden und leitenden Lyriker der Victoria-Epoche zeigt". Wir sind eben alle menschlich und — errare humanum est. Unverzeihlich aber ist die Nachlässigkeit — nach Art des „Magazins", dessen Herausgeber der Verfasser ist, was die Correctur oder vielmehr die Nichtcorrectur der massenhaften Druckfehler namentlich in englischen Ausdrücken, Namen und Titeln von Büchern und Dichtungen betrifft, wodurch das Werk entstellt ist. Wer über englische Literatur schreibt, von dem erwartet man, daß er englische Namen richtig schreibe und die Regeln der englischen Orthographie überhaupt kenne. Schon die sonderbare Schreibart von „Viktoria" statt „Victoria"! In der ersten oben angeführten Stilprobe habe ich das richtige „Euganian" für Bleibtreu's „Eugenian" substituirt. Für Lewes, den Goethe-Biographen, liest man bei ihm „Lewis"; für Wycherley „Wicherley"; für den Shelley'schen „Demogorgon" zweimal „Demigorgon"; auf manchen Seiten häufen sich die Druck- oder vielmehr Schreibfehler bis auf sechs und deren mehr sogar! Zu letzterer Klasse muß sicherlich die Nachlässigkeit in der Schreibart eines so berühmten Mannes wie Thackeray gezählt werden, der im Text sowol wie im Register durchweg „Thakeray" heißt! Wider die Regeln der englischen Orthographie wird bei den Titeln wiederholt gesündigt. Auch so manchen deutschen Ausdruck muß ich rügen. So z. B. „anglosächsisch" statt angelsächsisch; in einem französischen Citat von Musset finden wir conquéreurs! „Casa Gridi Windows" ist nicht Bayard Taylor's, sondern E. B. Brownings Gedicht selbst. Solche Nachlässigkeiten sind für den Mann der Wissenschaft sehr störend. Disraeli behandelt Bleibtreu mit wahrhaft antisemitischer Feindseligkeit, läßt ihn in einer frivolen Anwandlung (?) sich taufen; sagt, er habe in seinem „The Revolutionary Epic" (natürlich more Bleibtreu fälschlich „Epick" geschrieben) den Gipfel der Lächerlichkeit und eines wahrhaft irrsinnigen Größenwahnsinns (sic!) erreicht, sei schon im (sic!) „Maiden speech" „ridikülisirt" worden, habe in „Sybil" (statt in „Coningsby") seiner Begeisterung für das Judenthum freien Lauf gelassen und unter andern constatirt (wirklich?), daß der europäische Adel durchgängig von Israeliten abstamme. Ferner sagt er:

> Daß ein so scharfsinniger Aesthetiker wie G. Brandes lobhudelnde Kritiken über Disraeli's Können schreiben konnte, geht wol wesentlich aus nationaler Anhänglichkeit und Rassensympathie hervor. Denn kaum je hat sich ein Jude mit solchem Fanatismus als Vertreter seines Volks aufgeworfen. Er ist zwar Engländer (wie denn auch Heine echtdeutsche Selbstironisirung und Empfindsamkeit zeigt), englisch in seinem Hochmuth, seinem Flunkeyism, seiner dem Snob eigenthümlichen Volksverachtung, seiner geckenhaften Melancholie. Aber vor allem ist er doch Orientale, Semit. Sinnliche Leidenschaft, überspannte Phantasie bei schneidender Verstandesschärfe und durch und durch materiellem Sinn, grundsätzlicher Opportunismus unterscheiden ihn von schlichtern germanischen Naturen. Disraeli ist einer der verderblichsten und unsittlichsten Schriftsteller. Seine Werke bilden ein Compendium der Streberei für Anfänger.

Dieses Urtheil hat doch eine prononcirt antisemitische Färbung. *)

Nach diesem Tadel will ich nicht unterlassen, mit einem erneuerten Lobe zu schließen. Es fiel mir nämlich während des Schreibens noch dieser Vergleich zwischen den beiden eben besprochenen Werken ein, wenn sie überhaupt einen solchen zulassen, da das eine Werk eine Biographie, also Einzelforschung, das andere eine Literaturgeschichte ist. Bei Brandl müssen wir den mühsamen Weg der Forschung mitmachen; er führt uns durch Gestrüpp und Wald, ohne daß wir zu einem Ruhepunkt gelangen, von wo aus wir zugleich die Gegend zu überschauen vermöchten; während Bleibtreu uns auf Anhöhen führt, von wo aus wir die Landschaft klar und deutlich vor uns liegen sehen und sie überblicken können, und wenn wir auch nicht wie bei einer Aufnahme behufs einer Generalstabskarte jeden einzelnen Punkt wahrzunehmen im Stande sind, so gewinnen wir doch ein allgemeines, aber klares Bild von der Landschaft, welches uns zum Wunsche anregt, ihre nähere Bekanntschaft zu machen.

3. Victor Hugo. Ein Beitrag zu seiner Würdigung in Deutschland. Von G. Schmeding. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1887. Gr. 8. 2 M.

Die vorliegende Schrift ist nicht allein eine Schrift, sondern auch eine That zu nennen, und zwar deshalb, weil sie den schönen Zweck hat, ein „Wort des Friedens" an die deutsche Nation zu richten und die zwei leider sich so feindlich gegenüberstehenden Nachbarn miteinander zu versöhnen. Der Verfasser sagt im Vorwort:

> Die hier gebotene Arbeit, hervorgegangen aus einer jahrelangen Beschäftigung mit diesem Manne, der unsers Erachtens in Deutschland nicht genügend gewürdigt und zu sehr als die Incarnation der „Revanche" angesehen wird, hatte ursprünglich weitere Grenzen und einen spätern Erscheinungstermin gesetzt erhalten. Da kamen unvermuthet früh die drohenden Kriegsgerüchte und mahnten, nicht länger zu zögern mit der Veröffentlichung von Gedanken, die doch an ihrem bescheidenen Theil auch dem Völkerfrieden dienen können. Denn wenn vergeblich die Regierungen ihre Friedensliebe betonen und noch immer die

*) Kein anderer englischer Romanschriftsteller der Neuzeit ist so verschiedenartig beurtheilt worden wie Disraeli: wir verweisen als auf eine durchaus objective Würdigung, in welcher seine Licht- und Schattenseiten gleichmäßig Beachtung finden, auf die Biographie Disraeli's, welche Friedrich Althaus im „Neuen Plutarch" veröffentlicht hat. Ohne Frage geben seine Werke ein anschauliches Bild des fashionabeln Lebens in England und wenn sie auch das in demselben herrschende Strebertbum schildern, so können wir ihm deshalb keinen Vorwurf machen, sondern sehen darin nur einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik der englischen Zustände, indem das englische high-life durch diese Beimischung eines höchst egoistischen und materiellen Streberthums erst in die rechte, keineswegs günstige Beleuchtung gerückt wird. Der Romanschriftsteller ist doch in erster Linie Sittenschilderer: er ist nicht dafür verantwortlich zu machen, wenn diese Sitten verwerflicher Art sind und nicht dem Ideal der wahren Menschenwürde entsprechen. D. Red.

Wolke nicht schwindet, wenn thatsächlich keine politischen Schwierigkeiten vorliegen, welche die Diplomatie hinwegzuräumen hätte, so bleibt kein anderer Grund für Kriegsbefürchtungen als die vielleicht mit Recht, vielleicht mit Unrecht behauptete Animosität der Völker gegeneinander. Darüber aufzuklären, ist ihre eigene Aufgabe, und je mehr Stimmen im versöhnenden Sinne sich hören lassen, desto besser. Unter den „Worten des Friedens", die vielleicht noch nicht machtlos verhallen, sollte auch das unserige nicht fehlen. Möge es denn bei allen Patrioten diesseits und jenseits der Vogesen freundliche Aufnahme finden und in vielen Herzen ein lautes Echo wecken; dann ist noch möglich, daß sich die Hoffnungen der Menschenfreunde erfüllen und wir wie Victor Hugo statt des Donners aus der Wetterwolke Stimmen des Friedens wieder vernehmen.

Er bezieht sich dabei auf das erst am 5. März 1871 von Victor Hugo niedergeschriebene „L'Avenir", in welchem er seinem Zorn und Rachegefühl gegen die Engländer von 1815 Ausdruck gibt, und dann, nachdem er den Hügel zum Löwen von Waterloo hinaufgestiegen, sagt:

J'attendais une foudre et j'entendais un chant.

Es läßt nämlich ein kleines Rothkehlchen, das im Rachen des Löwen genistet, sein liebliches Lied ertönen, und da in tiefernster, weihevoller Stunde wird ihm das Orakel für die Zukunft:

Et comme je songeais, pâle et prêtant l'oreille,
Je sentis un esprit profond me visiter,
Et, peuples, je compris que j'entendais chanter
L'espoir dans ce qui fut le désespoir naguère,
Et la paix dans la gueule horrible de la guerre.

Der Verfasser meint nun mit Recht, daß, wenngleich Victor Hugo der Revancheidee Ausdruck gegeben hat, er doch im Grunde des Herzens dem Frieden geneigt sei, wie er ja früher den ewigen Frieden erhofft habe.

Es ist wol in d. Bl. nicht nöthig, daran zu erinnern, daß wie Swinburne in England, so auch der Herausgeber d. Bl. in Deutschland in Widerspruch mit andern kritischen Autoritäten für Victor Hugo begeistert eingetreten ist. Jener erkennt in ihm den größten neuern Dichter überhaupt neben Shakspeare, ja man möchte fast glauben noch vor demselben; dieser hat ihn, wie auch Byron, stets vollkommen nach Verdienst gewürdigt und seine Größe anerkannt. Schmeding nun tritt in die Fußstapfen beider und entgegen der mit so großem Rechte von ihm verurtheilten Hast unserer Zeit, in welcher man im Drange der Arbeit sich keine ruhige Prüfung gönnt und sich an Recensionen hält, die selber wieder so oft den Stempel der Hast tragen, des bloßen Kostens von allem und daher schnell mit dem absprechenden Urtheil fertig sind, ist er liebevoll in die Ideen des Dichters eingegangen und hat sie nach allen Richtungen hin aus dessen Werken erforscht und geschickt zusammengefaßt und beleuchtet. So würdigt er zunächst seine Dichtung, und zwar die Lyrik, nach ihren Licht- und Schattenseiten, dann seine Romane und die Dramen; geht dann auf seine moralische Weltanschauung ein, wobei er sein Verhältniß zur Religion bespricht sowie seine Stellung zu den philosophischen Zeitfragen, Materialismus und Pessimismus; beleuchtet ferner seinen politischen Standpunkt und, nachdem er einen Rückblick auf sein Leben geworfen, um zu ermitteln, ob und wie seine Grundsätze sich durch dasselbe bewährt haben, bespricht er seinen Einfluß auf den Roman der Neuzeit, auf Religion und Kirche und schließt, wie bereits erwähnt, mit einem „Wort des Friedens". Er verhehlt und bemäntelt dabei nirgends Victor Hugo's Fehler oder Schwächen, sucht sie sich aber zu erklären und nach dem französischen Sprichwort „Comprendre c'est pardonner" verfahrend, meist in etwas zu entschuldigen, oft die Victor Hugo deshalb gemachten Vorwürfe zu entkräften und als ungerecht und grundlos zu erweisen. Und wie schön kommt dem Verfasser seine Literaturkenntniß dabei zu statten. Namentlich werfen seine Citate aus Shakspeare oft ein recht schlagendes Licht auf Victor Hugo's Aussprüche. Kurz, ich kann diesem Buche, was seine Tendenz und seinen Inhalt betrifft, nur das Rühmlichste nachsagen und es dringend empfehlen.

David Asher.

Afrikanische Studien.

1. Marokko. Das Wesentlichste und Interessanteste über Land und Leute. Von V. J. Horowitz. Leipzig, Friedrich. 1887. Gr. 8. 4 M.

Als früherer Consulatssecretär zu Tanger berichtet der Verfasser über das durch Fanatismus, Anarchie und Despotismus so seltsam zurückgebliebene, von der Natur reich ausgestattete Land vor der Gibraltar-Schwelle Europas aus eigener Anschauung. Das Buch ist nicht gerade tief geschrieben, gewährt doch eine leidliche Ueberschau über die Landesnatur, mehr noch über die Bewohner Marokkos, deren Sitten und deren Städte, welche am Schluß bis auf die kleinern herab beschrieben werden.

Mit Recht hebt es der Verfasser hervor, wie viel auch uns Europäern daran gelegen sein muß, die Miswirthschaft in Marokko zu überwinden, das Land rechtlich, sittlich, wirthschaftlich gedeihlicheren Zuständen entgegenzuführen. Marokko liegt uns seiner Gesittung nach viel ferner als Australien oder Neuseeland, aber räumlich doch kaum weiter als Südspanien! Welch ein heilkräftiges Land könnte z. B. für die unermeßliche Zahl an Brustleiden hinsiechenden Europäer dieses Marokko werden, wenn es auch im Innern zugänglicher und sicherer gemacht würde, d. h. wenn man daselbst Eisenbahnen baute und eine europäische Macht dort Ordnung stiftete!

Namentlich die Küstengegend, die sich längs der Meerenge von Gibraltar hinzieht, mit der Stadt Tanger nebst Umgebung,

ist, wie wenige Punkte auf der Erde, geeignet eine Zufluchtsstätte für solche zu werden, die in günstigern Klimaten Genesung oder Erholung suchen. Der belebende Hauch des offenen großen Weltmeeres, die das ganze Jahr hindurch währende, nur von wenigen Wind- und Regentagen unterbrochene gleichmäßige Frühlingswitterung, die üppige, in unausgebeuteter Fülle prangende Vegetation, der halbwilde und dennoch durch den Schutz der Vertreter der civilisirten Mächte vollkommen sichere Zustand des Landes, die Zwanglosigkeit im Vergleiche zum Leben in den civilisirten Ländern, die Ruhe und Zurückgezogenheit von dem nervenaufreibenden Leben und Treiben der modernen Civilisation, und — last, not least — die Billigkeit des Aufenthalts daselbst können von keinem der bisjetzt beliebten, am Mittelmeer oder am Ocean gelegenen Curplätze in solchem Maße geboten werden wie in jenem europäisch-afrikanischen Winkel an den beiden ineinander übergehenden Meeren.

Nachdem wir flüchtig die Küstenniederungen und das erhabene Gebirge, Flüsse, Klima und das Nöthigste von Flora und Fauna kennen gelernt haben, führt uns der Verfasser die Eingeborenen vor. Man nennt sie nach dem Vorgang der Alten immer noch Mauren. Jedoch längst hat dieser Name an ethnologischer Bestimmtheit verloren. Wurde er doch uns Deutschen, umgeformt zu „Mohren", seit Jahrhunderten zum Ausdruck für Afrikaner überhaupt! Auf alten Karten Afrikas lesen wir noch „Weiße Mohren" im Norden, „Schwarze Mohren" im Süden; erstere bedeuten also die lichter gefärbten Hamiten, worunter die ursprünglich berberischen echten Mauren gehören, letztere die Neger, denen dann sogar in wundersamer Wandelung der Name „Mohren" allein verblieb. Seit dem 7. Jahrhundert setzten sich neben den Mauren oder Mauretaniern arabische Erobererstämme in Marokko fest; dazu kamen fortwährend durch den Sklavenhandel echte Neger aus dem Sudan ins Land; zahlreiche Mischlinge entstanden aus ehelichen Verbindungen jener Chamiten und Semiten mit den Negern, welche letztern gegenwärtig übrigens bis in die höchsten Beamtenstellen gefunden werden, und außerdem lebt seit alters eine zahlreiche, wiewol hart von den Moslim bedrückte Judenschaft in Marokko.

Der Maure ist seinem ganzen Wesen nach dem (nach europäischen Begriffen) mit Recht, Gewissen und Ehre zusammenhängenden Charakter und Benehmen entgegengesetzt. Er ist lügnerisch, treulos, kriechend vor dem Mächtigen, roh und grausam dem in seiner Gewalt Befindlichen gegenüber. Er ist jedoch stets bestrebt, seine Empfindungen und Gefühle nicht merken zu lassen und so gleichgültig als möglich zu erscheinen. Es fehlen ihm indeß auch nicht manche gute Eigenschaften, an denen die sogenannten Civilisirten sich ein Beispiel nehmen könnten: Einfachheit, Natürlichkeit, Würde und Ruhe im Benehmen, Sprechen und Handeln, Geringschätzung des bloßen äußern Scheins, Muth in Gefahr, Tiefe der Empfindung, gänzliche Hingabe an die Sache, der man sich einmal gewidmet, und manches andere.

Am wenigsten einheitlich ist das weibliche Geschlecht, da alle oben genannten Elemente in den Harems der Mauren vertreten sind, was der Koran ausdrücklich gestattet. Besonders unter den Vornehmen gilt es sogar als zum guten Ton gehörend, eine oder mehrere Schwarze im Harem zu besitzen. Gleichmäßig niedrig aber ist bei jeder maurischen Frau, welcher Herkunft sie auch sein mag, die gesellschaftliche Stellung.

Schon von der Geburt an ist das maurische Weib auf die niedere Stufe gestellt, auf der es das ganze Leben lang bleibt. Wird dem Mauren ein Mädchen geboren, so wird dies als Familienunfall betrachtet und das arme Geschöpf mit Wehklagen begrüßt, die Mutter keines Blickes gewürdigt, während die Geburt eines Sohnes als freudiges Ereigniß von der ganzen Familie gefeiert wird. Während der ersten Jugendzeit wird das kleine Mädchen in jeder Hinsicht von ihren Brüdern, ob jünger oder älter, zurückgesetzt, welche ihrerseits wieder, kaum zu halbwegs denkfähigem Alter angelangt, Mutter und Schwester mit derselben Geringschätzung behandeln, die sie bei den ältern Männern gegen die Frauen im Hause bemerken. Ist das Mädchen erwachsen und für mannbar erklärt, so darf sie nicht mehr mit offenem Gesichte vor fremden Männern sich zeigen, überhaupt nicht mehr nach Belieben die Thüre des Hauses verlassen. Eines Tags, ohne daß sie im geringsten zuvor befragt oder sonstwie vorbereitet worden wäre, wird ihr angekündigt, daß ihr Vater sie dem oder jenem zur Frau versprochen habe. Der Hochzeitstag kommt heran; der Bräutigam, den sie erst am Schlusse des Hochzeitsfestes zum ersten mal zu Gesicht bekommt, holt sie in sein Haus ab; sie ist nun eine verheirathete Frau und vollständig Eigenthum ihres Mannes und führt nun bei demselben dasselbe Leben, wie sie es zu Hause von ihrer eigenen Mutter gesehen. Ist dann ihr Mann aus irgendwelchem Grunde mit ihr nicht zufrieden, so scheidet er sich von ihr mittels eines kurzen vorgeschriebenen Spruches und schickt sie mit einer geringfügigen Entschädigung aus seinem Hause weg.

Unser Verfasser wirft am Schluß des Buchs noch einen Blick auf Marokkos Zukunft. Er wägt gegeneinander ab das Interesse, welches die Engländer als die hauptsächlichen Beherrscher des dortigen Handels und als eifersüchtige Wächter ihrer Thorpforte nach Indien, der Gibraltarstraße, ferner die Spanier und die Franzosen als nächste Nachbarn an dem Lande haben. Dann heißt es: „Von den indirect betheiligten Mächten wären als diejenigen, deren maritime Lage mehr hierher als nach der Osthälfte des Mittelmeeres hinweist, zu nennen: Portugal, die Niederlande, Skandinavien und Deutschland. Warum sollten nicht auch diese an der Regenerirung Nordwestafrikas und dem Eindringen in das Innere des Dark Continent theilnehmen?" Für Deutschland möchte sich jedoch gerade dort am wenigsten eine gute Gelegenheit für Erweiterung seines Colonialbesitzes erschließen. Wir thun besser unser gewaltiges afrikanisches Colonialreich nach allen Kräften zu verwerthen und von dort weiter ins Innere auszudehnen, wo wir bereits die festen Grundlagen dazu gelegt haben.

2. Deutsch-national. Kolonialpolitische Aufsätze von Karl Peters. Berlin, Walther u. Apolant. 1887. Gr. 8. 4 M.

Wenn auch nur eine lose Reihe kleinerer, schon früher einzeln veröffentlichter Aufsätze enthaltend, ist uns doch dieser Band werthvoll eben darum, weil er verbindet, was vorher zerstreut war, in dieser Verbindung bewahrt, was sonst leicht der Vergessenheit der Tagesliteratur anheimgefallen wäre. Und das wäre ein unverdientes Los. Der

Mann der kühnen That, welcher in diesen Blättern zu uns redet, ist dauernd verknüpft mit der Geschichte unseres Colonialreichs, das uns so rasch, so ohne Blutvergießen zufiel, daß keine andere europäische Macht etwas ähnliches von sich rühmen kann. Man hat ihn von gegnerischer Seite wol lange als unerfahrenen tollkühnen Wagehals verschrieen. Aus vorliegenden Aufsätzen mag man aber ersehen, daß Karl Peters erst nach reiflicher Erwägung an die Ausführung seiner großen Pläne herantrat. Nach gründlichen akademischen Studien auf deutschem Boden, die überwiegend der Philosophie galten, lernte Peters seit Beginn der achtziger Jahre durch mehrjährigen Aufenthalt in England, namentlich in London, die colonialgewaltigste Nation in ihrem eigensten Wesen und Wirken, in ihrer ganzen praktischen Tüchtigkeit, ihrer stolzen Rücksichtslosigkeit und rastlosen Arbeit, ihrem längst historisch gewordenen Patriotismus der Gesinnung wie der That kennen. Und so tauchten in seinem Geiste allmählich jene Gedanken auf, welche nach seiner Rückkehr ins Vaterland (gerade zur Zeit der auf einmal hier sich allseitig regenden Sehnsucht nach dem Erwerb von überseeischen Colonien) zu anfangs unbestimmten, bald aber nach Maßgabe der Verhältnisse immer bestimmteren Entschlüssen sich verkörperten.

Aus den Zeiten der endgültig auf Ostafrika sich wendenden Pläne und deren Verwirklichung nach Begründung der Ostafrikanischen Gesellschaft stammen, die hier gesammelten Aufsätze. Sie gehen aus von einer auf vorurtheilsfreier und scharfer Beobachtung ruhenden Charakteristik von Deutschthum und Engländerthum, lassen uns im Vorbeigehen einen Blick werfen auf die „deutsche Colonie" in der Weltstadt London und versetzen uns dann mitten in den Zwist unseres in der Colonialfrage so unsachlichen politischen Parteigetriebes, aus dem des Verfassers stolze Zuversicht auf das Gelingen seiner echt nationalen Großthat immer hell hervorblitzt, zeigen uns bunte Bilder aus der „Usagara-Expedition", durch welche der Verfasser den Grund legte zu Deutsch-Ostafrika, endlich die ersten Schritte zu einer innern Organisation des von der Ostafrikanischen Gesellschaft gewonnenen Besitzes.

Fast mit studentischer Unverfrorenheit schildert uns Peters seinen mit so äußerst bescheidenen Mitteln (schon um den Argwohn der fremden Nationen nicht wachzurufen) durchgeführten Zug ins ostafrikanische Binnenland von Sansibar aus, der doch keine geringere Folge gehabt hat als die Entfaltung unserer Reichsflagge an einer der wichtigsten Handelsstraßen Afrikas in einer für Anlage tropischer Nutzpflanzungen vortrefflich geeigneten Gegend, wo seit Jahrzehnten die Engländer gehofft hatten sich festsetzen zu können. Sieben Wochen nachdem die kleine Expedition (Peters mit Dr. Jühlke, seinem treuen Freund von der ilfelder Schule her, und dem Grafen Joachim Pfeil) den Hafen von Triest verlassen, befindet sich dieselbe schon in Geschwindmärschen auf dem Wege von Usegusha nach der Gebirgslandschaft Nguru. Hier langt man an einem glühenden Novembertag des Jahres 1884 an und erreicht, nachdem drei schäumende Flüsse überschritten sind, mit einer kleinen Schaar eingeborener Träger Kwindokaniani. Hierhin war der König von Nguru, Mafungu Biniani, zum Abschluß eines Unterthänigkeitsvertrags beschieden worden. Dr. Jühlke hatte es zuerst nicht durchsetzen können, den „Sultan" selbst zur Stelle zu bringen; er brachte statt seiner nur den „Premierminister", einen alten, sehr „einfach gekleideten" dunklen Ehrenmann, der sich ängstlich und verlegen gebärdete, auch als ihm von Peters ein Cognac verabreicht wurde, den er schen verschmähte. Auf eindringlicheres Zureden, seinen Monarchen zum Erscheinen in eigener Person zu vermögen, dem unter dieser Bedingung schöne Geschenke verheißen wurden, verschwand schließlich die schwarze Excellenz, und als bald nachher Graf Pfeil mit der „bewaffneten Macht" an der Lagerstelle eintraf, bereitete man sich zum würdigen Empfang Seiner Majestät vor.

Unsere Leute hatten sich zusammenzuhalten mit ihren Waffen in der Hand, wir selbst blieben in voller Ausrüstung. Drei deutsche Reichsfahnen wurden herbeigeholt und gehißt. Inzwischen suchte ich meine Ungeduld durch die Lektüre der Lessing'schen Kritik von Voltaire's „Semiramis" zu bändigen. Umsonst. Die Stunde bis zum Erscheinen Mafungu's war sehr ungemüthlich. Etwa um 4 Uhr zog derselbe mit großem Gefolge herein. Wir stellten unsere Mannschaften auf, und ich trat etwa fünf Schritt vor, um den Sultan zu begrüßen. Ich schüttelte Sr. Hoheit kräftig die Hand, wir nöthigten ihn, sich auf einen Schemel zu setzen zwischen Jühlke und mir, und einige Tassen süßen Kakaos stellten alsbald ein freundliches Verhältniß zwischen mir und dem jungen Fürsten her. Nach einer halben Stunde wagte ich es, Sr. Hoheit Freundschaft anzubieten. Er geruhte nicht nur diese anzunehmen, sondern trug mir sogar Blutsbrüderschaft an. Ich zog mich zu einer kurzen Berathung zu meinen Gefährten zurück und ging alsdann auf seinen Vorschlag ein. Unsere Oberarme wurden entblößt; wir traten, jeder seine Mannschaft hinter sich, von zwei Seiten auf einen freien Platz; es ward ein tiefer Ritz in beide Oberarme geschnitten, und nun sogen wir gegenseitig von jenem rothen Naß, welches nach Mephistopheles „ein ganz besonderer Saft" ist. Nachdem wir uns so verbunden hatten und ein neues Händeschütteln erfolgt war, traten wir in die diplomatischen Verhandlungen ein, welche nach etwa einer Stunde zur Abfassung und Zeichnung jenes ersten Vertrags führten, der wol den meisten Lesern bekannt sein dürfte. Alsdann erfolgten drei feierliche Scenen. Zunächst führte mein Bruder Mafungu mir seine Frauen vor mit der Bitte, mir davon auszuwählen; ferner schenkte er mir eine Ziege. Darauf erfolgte unsererseits die Besitzergreifung des Landes in pomphaftester Form vor Hunderten von Schwarzen mit Fahnen und Gewehrsalven. Endlich trat jene besonders ergreifende Ceremonie ein, durch welche der Freundschaftsbund zwischen Mafungu Biniani und mir dauernd besiegelt worden ist. Das Bündel mit den Husarenjacken ward geöffnet, dem Sultan mitgetheilt, daß ich diese Tracht nur meinen besten Freunden zum Geschenk mache, und ihm alsdann unter lautloser Stille eine Ziethen-Husarenjacke angezogen. Mafungu gewann augenscheinlich ungeheuer an Selbstrespect und Achtung vor seinem treuen Volk. Ich forderte ihn dann auf, noch in der vorgerückten Abendstunde im nahen Fluß mit mir ein Bad zu nehmen. Dabei ist die Freundschaft zwischen dem jungen Sultan und mir zur Intimität herangewachsen. Der Abend endete mit einem

Festessen, welches wir Sr. Hoheit und seinem Hofstaat gaben, wofür Mafungu das Ziegenfleisch, wir den Grog stellten.

Viel weniger lustig war der Rückweg nach der Küste mit verwundeten Füßen im Kampf mit dem Hunger und in den Qualen des Fiebers. Wie durch ein Wunder am Leben erhalten, kamen beide, Peters und Jühlke, an der Küste an, wo sie bei den französischen Jesuiten der Bagamoyo-Station wahrhaft christlich liebevolle Pflege fanden.

Nur vier Monate hatte der kühne Zug zur friedlichen Eroberung eines großen ostafrikanischen Gebiets für die Entfaltung deutscher Wirthschaft gedauert. Er mag entfernt erinnern an Cortez' Handstreich, durch den er Mexico für die spanische Krone gewann. Nur in den Wirkungen, wie sie sich schon heute enthüllen, ist diese deutsche Eroberung das gerade Gegentheil von jener altspanischen: kein Staats-, ein reines Privatunternehmen war die ganze That; erst der Schutzbrief unsers Kaisers gewährte der Sicherung des Erworbenen den mächtigen Schirm des Deutschen Reichs; privaten Charakters verblieb auch die fernere Verwaltung der Ostafrikanischen Gesellschaft überwiesen, obschon unter Verantwortlichkeit gegenüber dem Reiche; statt die Eingeborenen zu vergewaltigen, gründet diese Gesellschaft Stätten für deren Bekehrung zum Christenthum; statt die Arbeit der Eingeborenen in kurzsichtig-egoistischer Weise zwangvoll zu hemmen, legt man Plantagen an, auf denen die Schwarzen bessere Landbestellung lernen und üben mögen und aus deren Betrieb Deutschland in Zukunft seine Baumwolle, seinen Taback ziehen kann, ohne wie bisher dafür Millionen über Millionen in die Taschen der Fremden fließen zu lassen!

Schließen wir mit den Schlußworten des Verfassers selbst, in welchen er dem Philisterschrecken vor den klimatisch verursachten Todesfällen oder den Ermordungen unserer wackern Colonialpioniere jene edle Opferfreudigkeit entgegensetzt, die in unsern Tagen mehr Anerkennung finden sollte als der Opfermuth in offener Feldschlacht, dessen wir zum Glück nicht so tagtäglich bedürfen wie des Opfermuths in Frieden:

Das Leben des Einzelnen ist überall den Zufällen ausgesetzt, welche das Geschick alles Individuellen auf Erden bilden. Und wer vermöchte sich vermessen zu sagen, wie weit ihm selbst sein Ziel gesteckt ist. Aber darin besteht das Tröstliche im Dienste des nationalen Gedankens, daß derselbe weit hinausgerückt ist über das Wohl und Wehe des Einzeldaseins und demnach auch nicht berührt werden kann von den Grenzen, die diesem nach den Gesetzen der natürlichen Entwickelung anhaften. Wie viele Opfer die große Sache, der wir dienen, noch erfordern wird, das vermag kein Sterblicher zu sagen; aber deß sind wir gewiß, und darin beruht unsere unerschütterliche Freudigkeit für die weitern Kämpfe, welche unser warten, daß, wie viele ihrer auch sein mögen, die Sache selbst doch schließlich siegreich hervorgehen wird. So wollen wir denn, nachdem die Zeit der Vorbereitung vorüber, an die Lösung der unser wartenden Aufgaben mit dem Geiste jenes felsenfesten Vertrauens hinanschreiten, wie es der Endliche nur aus der Durchdringung mit dem Unendlichen schöpfen kann. „Mit oder auf dem Schilde!"

Alfred Kirchhoff.

Neue Blüten der Lyrik.

1. Englische Dichtungen. Deutsch von Klara Commer. Paderborn, Schöningh. 1887. 8. 1 M. 40 Pf.

Die gegen neun Bogen Kleinoctav starke Sammlung enthält: „I. Nachtgesänge", von Theodosia Drane, 16 Stück; „II. Verschiedene Gedichte", 29 Stück; „III. Der Traum des Gerontius", vom Cardinal Newman. Da uns die Originale zu diesen Uebersetzungen und Nachdichtungen, nicht vorliegen, so können wir bezüglich ihres Einklangs und ihrer Uebereinstimmung mit den betreffenden britischen Poesien kein Urtheil abgeben. Diese Nachdichtungen sind indeß aller Ehren werth und bilden entschieden eine Bereicherung des deutschen Poesieschatzes. Man höre nur, wenn Drane-Commer die Saiten schlägt:

Wahre Einsamkeit.

Ich baut' in tiefer Einsamkeit, an Meeresklippen fest,
Wohin mir keine Gemse folgt, auf steiler Höh' mein Nest.

Dort wuchert am Korallenriff der wilden Rose Glut
Und überströmt mit süßem Duft die Wildniß und die Flut.

Der Dohlen Krächzen über mir, zu Füßen Wogenprall,
Am Strauch der Biene Summen leis, berauscht von Duftesschwall. . . .

Unter den „Verschiedenen Gedichte" befinden sich solche von Tennyson, Attie O'Brien, Helena Callanan, Ellen Downing, Ruth O'Connor, Janet Ellis, Lady Fullerton, Frances Havergal, Mary Agnes, Pentril, Adelaide Procter, Longfellow, Felicia Heamans, Denis Florence Mac Carthy, George Sigerson, Coventry Catmore. Auf das Longfellow'sche „Excelsior" machen wir besonders aufmerksam. Das Werkchen bildet in seiner Gesammtheit eine allerliebste Anthologie.

2. Gedichte von Leonhart Wohlmuth. Fünfte Auflage. München, Callwey. 1887. 8. 2 M. 25 Pf.

Wenn in unserer sangesreichen Zeit, „wo's von allen Zweigen schallt", sodaß unser Uhland seine helle Freude daran haben würde, eine Gedichtsammlung fünf Auflagen erlebt, so darf man mit einigem Rechte voraussetzen, daß sie von mehr als gewöhnlichem Werthe sein muß. Wir gehen daher mit günstiger Voreingenommenheit an die Arbeit der Analyse. Die Wohlmuth'sche Sammlung besteht, 9 Bogen stark, aus fünf Abtheilungen, nämlich: „Blätter der Liebe" mit 13, „Stimmen der Natur" mit 8, „Der Kaiserdom zu Speier" mit 10, „Bilder der Zeit"

mit 11 und „Vermischte Gedichte" mit 13 Gedichten. Die „Blätter der Liebe" bieten einiges recht Schöne und im ganzen nur Gutes dar. Wir erwähnen: „Geständniß", „Jubel", „Reichthum", „Lebensmuth", „Blumengruß", „Zuflucht". Nicht recht verständlich, da dem Dichter doch sicherlich jeder unlautere Gedanke fernlag, ist uns „Ballabend". Hingegen geben wir „Thränensegen" hier wieder, welches ganz herrliche Lied dem Rückert'schen Liebesfrühling entstammen könnte:

Dein Auge leuchtet mir als Sonne
Durch Wolkennacht und Sturmgebraus
Und gießt ein Strahlenmeer von Wonne
Auf meine dunkeln Pfade aus.

Nur in der Thränen mildem Segen
Bricht sich verklärt des Auges Licht,
Wie sich in dem Gewitterregen
Der Iris bunter Bogen bricht.

Auf dieser Regenbogenbrücke,
Von deinen Thränen mir erbaut,
Da in des Herzens vollem Glücke
Das Auge quellend aufgethaut;

Auf diese Brücke von Juwelen,
Von Perlen und von Diamant,
Da haben jubelnd unsre Seelen
Als Schwestergenien sich erkannt.

Da fühlt' ich es mit tiefem Beben,
Daß hier mein Heil, mein Segen sprießt,
Daß sich mein Lied, mein Glück, mein Leben
Mit deinem holden Auge schließt.

Auch die „Stimmen der Natur" sind gar nicht übel; wir erwähnen: „Mittagsruhe" sowie „Thränen" 1, 2, 4, während „Thränen" 3 etwas zu gesucht ist, 5 und 6 zu sentimental sind. Allerliebst jedoch ist „Elfengrab".

Der „Kaiserdom zu Speier" bildet ein geschlossenes Ganze geschichtlicher Erinnerungen, von denen „Die Kaisergräber" die beachtenswertheste sein würde, wären nicht die Lebensläufe der einzelnen, im Dome zu Speier ruhenden deutschen Kaiser-Könige zu ausführlich behandelt worden. Die Gewichtigkeit des zweiten Verses, welcher Konrad den Salier behandelt, wird durch die beiden nächstfolgenden abgeschwächt. Der Dichter hätte an den zweiten gleich den fünften in geschickter Weise anschließen sollen: das würde wahrscheinlich genügt haben, das ganze Gedicht zu heben; denn die beiden Verse vom dritten Heinrich und die folgenden schließen schließen sich gut an. „Deutsche Frauen", „Der treue Rüdiger", „Heinrich von Scharffenberg", die ähnlicher Natur sind, würden durch eine eigentliche Pointe bedeutend gewinnen; sie verlaufen, wie auch fast alle die übrigen Schilderungen dieser Abtheilung, etwas matt und machen den Eindruck verblichener Wandmalereien. „Das Erntefest" und „Die Vandalen" nehmen wir aus, doch sollten in letzterer Dichtung die Schlußverse etwas wuchtiger wirken.

Aus „Bilder der Zeit" ist der Romancencyklus „Elisabeth von Baiern" anerkennenswerth, sollte jedoch zusammenhängender abgefaßt sein. So sind die einzelnen Verse von 1 an sich selbst zwar ganz gut, aber es ist schwer, nach den Strophen des Dichters sich den chronologischen Verlauf der Historie zu vergegenwärtigen. „Frauenlob" ist wieder zu matt, „Die Schlacht auf dem Lechfelde" einfaches Gelegenheitsgedicht, „Auferstehung" gut, „Soldatenbraut", „Elsaß", „Friedensruh" ebenfalls. Unter den „Vermischten Gedichte" verdienen Erwähnung: „Das deutsche Lied", „Auf dem Kapitol", „Mozart", „Lessing", sowie „Baierland, mein Heimatland", woraus wir folgenden hübschen Vers anführen:

Auch deine Farben, treu und werth,
Sie sind im ganzen Reich geehrt:
Dein Weiß so hell wie Schwanenflügel,
Wie Alpenschnee im Sonnenschein,
Dein Blau wie deiner Donau Spiegel
Und wie die Aetherglocke rein;
So weht es hoch, so glänzt es klar,
Dies ruhmgekrönte Farbenpaar.

Die Leonhart Wohlmuth'schen Gedichte bieten mancherlei Hübsches und manches interessante Geschichtsbild, jedoch kaum etwas Hervorragendes dar; sie athmen einen guten und lautern, vaterländisch angehauchten Geist und, obwol weder erhebend noch geistreich oder schwungvoll, befriedigen sie doch, von kleinen Mängeln und Härten abgesehen, im ganzen durch Einfachheit und Natürlichkeit der Sprache. Wir wünschen dem Dichter weitere fünf Auflagen.

3. Dichtungen von Karl Schottelius. Hameln, Fuendeling. 1887. 8. 2 M. 25 Pf.

In meinem Tempel welches Lärmen?
In meinem Haine, welch' Geschrei?
Ließ ich für tolles Koboldschwärmen
Die heilig-stillen Hallen frei?
Wer seid ihr, die ihr eingedrungen,
Hier poltert wie im eig'nen Haus? . . .

Mit diesen Worten beginnt ein neuer Jünger der Musen das kurze Vorspiel, welches seine „Dichtungen" einleitet. Er legt sie der Dichtkunst in den Mund, welche damit ihre ungebetenen (?) Gäste: Liebhaberei, Nachahmung, Natur, Sinnenlust, Wissenschaft, Politik, Tendenz, „bewillkommnet" und — aus dem Musentempel hinauszutreiben sucht. Die weisen Lehren, welche Schottelius verkündigt, hat er leider selbst nicht befolgt, offenbar nicht zu befolgen verstanden. Denn seine „Dichtkunst" äußert sich zwar mit vollem Rechte weiterhin:

Es ist so leicht nicht, mir zu dienen:
Gar manchem fehlt die zähe Kraft.
Die Priesterkrone zu verdienen
Genügt nicht Wollen, Wissenschaft.
— — — — — — — — —
Nur nicht zu hastig zugegriffen,
Denn edler Stein ist schwer geschliffen.
— — — — — — — — —
Daß strenge Regeln, oft verachtet
In tiefstem Sinn euch werden klar —

aber das von ihm Geleistete entspricht seinen „strengen Regeln", seinem „Wollen" nicht im Entferntesten. Das

Idyll „Kampf — ein Tropfen aus des Lebens Meere“, welches 7 Bogen seines 10 Bogen starken Werks füllt und aus fünf Gesängen in Hexametern: „Hoffnung“, „Vaterland“, „Lieb' und Treu“, „Glaube“, „Zuversicht“, besteht, wäre besser — in Prosa geschrieben worden und hätte wahrscheinlich eine ganz niedliche Novellette abgegeben. Freilich hätte dann auch noch manches Ueberflüssige ausgeschieden, anderes wieder ausführlicher und zusammenhängender behandelt werden müssen. Auch der unbefriedigende Schluß müßte anders gestaltet werden, und wenn Steinhard und Mariele sich nun einmal nicht haben, „nicht kriegen“ sollen, so hätte der Schluß doch versöhnender ausklingen müssen: er kommt zu abrupt und bietet nicht genügenden Ersatz. Die Sprache in diesen Hexametern ist poetisch genug, aber die Metrik ist geradezu unglaublich unvollkommen, sodaß wir wieder einmal uns zu dem Ausspruch veranlaßt sehen: solche Hexameter sind gar keine Hexameter! Wir begreifen absolut nicht, wie jemand, der von diesem schönen, aber schwierigen Verse augenscheinlich nicht die geringste Ahnung hat, sich dennoch dazu versteigen kann! Und dabei singt Schottelius: „Wer Meister werden will, muß lernen.“ ... So geben wir ihm denn den wohlgemeinten Rath — zu lernen! Hier eine kleine „Stichprobe“ seiner Metrik:

Der also Angeredete saß, seinen Ellenbogen —
— ◡◡ — ◡ — ◡◡ ‖ — ◡◡ — ◡ — ◡
Wo von thauweißen Beeten und Büschen es durchsichtig dampfte —
— — — — ◡ — ◡◡ — ◡◡ —, — ◡ — ◡
Mit dem Eichenzweige geschmückt in das Feld ziehen durften —
— ◡ — ◡ — ◡◡ — ◡ ◡ — — ◡ — ◡
Und, um ihn abzulenken, bat Mariele abermals: Endlich —
— ◡ ◡ — ◡ — ◡ — — ◡◡ — ◡ — — ◡
Und doch wird es nicht frisch. Aber was ist das? eine Wolke?
— — — ◡ — — — ◡ ◡ — — — ◡ — ◡

Diese Beispiele mögen genügen, hier jedoch auch ein zufällig richtig gemessener Hexameter — wol der einzige von etwa 1700 Stück:

Schamhaft in sich gekehrt auf der Moosbank schlummernd, die
— — — ◡ ◡ — ◡ ◡ — — — ◡ ◡
Jungfrau.
— —

Den Beschluß des Werks machen „Gedichte“, unter denen sich auch „Sternhoflieder“ befinden, die also wol eigentlich zu dem Idyll gehören. Von diesen hat das kürzeste uns am besten gefallen; es folge hier als ein hübscher Stammbuchsvers:

Sieh die Rose, halb erschlossen,
Sanft mit Purpur übergossen!
Nimm als Freundschaftsgruß sie an!
Wie drei Knospen sie umgeben,
Mögen immer dich umschweben
Friede, Freude, Glück fortan.

„Barbarossa's Gesicht“ mit Hinsicht auf Kaiser Wilhelm „Barbablanca“ ist, obgleich in der Einweihungsstunde des Niederwalddenkmals gedichtet — übrigens wieder in Pseudohexametern —, nicht hervorragend, indessen, wie auch die übrigen Gedichte Schottelius', wenigstens warm patriotisch.

4. Dichtungen von Edward Samhaber. Laibach, von Kleinmayr u. Bamberg. 1887. 8. 4 M.

Vor uns liegt ein stattlicher, über 20 Großoctavbogen starker Band voll Dichtungen aller Art, die wir der Reihe nach betrachten wollen. Als wir „Blätter, Blüten, Früchte“, die Gedichte des leider mittlerweile am 13. December 1886 verstorbenen Gottlieb Putz, besprochen, gedachten wir des blütenreichen Kranzes edler deutsch-österreichischer Dichter. Ihnen, die mit den Sängern des reichsdeutschen Parnasses erfolgreich wetteifern, gesellt sich in Edward Samhaber ein neuer begabter Jünger Apolls zu, welcher frisch und entschlossen in die Saiten greift. Obgleich der Dichter aus Oberösterreich stammt, widmet er seine Dichtungen dennoch dem „geliebten deutschen Vaterland“, nach dessen Gauen es ihn mächtig zieht. In den „Jugendstimmen“ finden wir neun hübsche empfindungsreiche Gedichte. Von ihnen würden sich „Der wandernde Sänger“, „Kriegers Abschied“, „Waldkapelle“, „Im Grünen“ sehr gut für die Composition eignen. Es folgen „Aus den Jugenddramen“ zwei Bruchstücke: „Marina“ und „Der Wiedertäufer“, über welche in den Anmerkungen zu dem Werke Ausführlicheres enthalten ist. Sodann „Aus Wald und Feld“ dreißig vortreffliche kleinere Dichtungen, warm und lebensfrisch; z. B.:

Alpenrose.

Ich stehe kühn und unverzagt
In Sturm und Ungewittern,
Doch so man mich zu brechen wagt,
Da muß ich bang erzittern.
Die Menschen thun mir gar zu weh,
Drum bleib' ich in der Wolken Näh'
Und kann nur dort gedeihen.

O böser Knabe, laß mich stehn!
Was willst du mich verderben?
Jetzt als lieb Röslein anzusehn,
Gebrochen muß ich sterben!
O Mägdlein, Mägdlein, hüte dich,
Er wird dich brechen, so wie mich,
Und deine Wang' verglühet.

Kornblume.

Ich bin ein gar so armes Ding
Im Kreis der goldnen Aehren;
Fast einem jeden zu gering,
Will niemand mein begehren.
Erst seit des guten Kaisers Blick
Auf mir geruht, ist mein Geschick
Ein freundliches geworden.

Jetzt blüh' ich nun in höchster Lust,
Wie unter Zaubers Banne,
Und schmücke jedermann die Brust,
Dem Jüngling wie dem Manne.
Wer deutsch im Herzen ist, der bricht
Nicht Rosen und Vergißmeinnicht:
Ich bin die deutsche Blume.

Wir erwähnen noch: „Ferien“, „Frühlingslieder“, „Tanne“, „Lawine“, „In der Fremde“, „Im Friedhofe“

und andere. In heimatlicher Mundart wird besonders „Der Rekrut" gefallen.

Die kleine Anzahl von Dichtungen „Meiner Mutter" wird niemand ohne Rührung lesen, und die an „Dora" gerichteten enthalten einige ganz treffliche, so z. B. diejenige „An Dora" selbst, ferner „Liebesglück", „An einem trüben Herbsttage". Die nun folgende Abtheilung, „In antiker Form", bringt vielerlei interessante Dichtungen meist in Distichen von ziemlich wohlgelungener, jedoch keineswegs vollendeter Form. Letzteres bedauern wir, denn diese Elegien u. s. w. sind gehaltreich und einer bessern Form werth, durch die ihnen wenigstens theilweise die Weihe der Classicität verliehen worden wäre. So „Phaëton", „Dionysius", „Phintias und Damon", „Begegnung", „Am Meeresstrande" und andere. Aehnlich verhält es sich mit den Oden, sowie mit den „Epigrammen", deren Metrik schwach ist:

Die deutsche Kaiserfamilie.

Den Urenkel im Arm und Sohn und Enkel zur Seite,
Sieht der würdige Greis sich in den Seinen verjüngt.

Doch Germania fühlt im Herzen regeren Pulsschlag:
Aus dem lieblichen Bild spricht die Geschichte der Welt.

Auch von den Sprüchen gilt dasselbe:

Gott in der Natur.

Der Halm, der sich im Winde wiegt,
Die Lerche, die im Aether fliegt,
Die Welle, die im Wasser blinkt,
Die Blüte, die vom Baume sinkt,
Der Felsen, der zum Himmel strebt,
Der Nebel, der im Thale webt —
Sie alle predigen nur Eins:
Das uralt Göttliche des Seins.

Beachtenswerth sind mit den dazu gehörigen erläuternden Anmerkungen „Ritornelle auf österreichische Dichter", und recht amusant das „Intermezzo in der Lattermannsallee in Laibach". Die elf Sonette sind in der Form ebenfalls wieder mangelhaft, doch befinden sich einige gediegenen Inhalts darunter, z. B. „Im Garten", „An Cölestine Ganglbauer". Die „Frühlingsstimmungen" sind Gedichte aus einem Romanentwurfe und zwar meist recht düsterer Natur; indeß sind doch einige ansprechend, wie 2 und 3, sowie das Triolett 9. „Walfrida" enthält Bilder aus der germanischen Götterzeit und eine Umbildung des Hildebrandliedes. „Zeit und Gelegenheit" bringt ein Allerlei von Gelegenheitsgedichten, unter denen sich manches Beachtenswerthe findet; namentlich sei die kernige deutsche Gesinnung gerühmt, die in mehrern derselben zum Ausdruck gelangt. „Zur Lösung der socialen Frage" wird freilich noch lange ein frommer Wunsch bleiben. Recht schön sind: „Am Allerseelentage", „Geständniß", „Erinnerung", „Gefunden", „Erinnerung an Julie", „An das Glück", „Volk und Dichter". Auch aus dem Abschnitt „Nach fremden Motiven", welche freie Nachdichtungen von Dietmar von Aist, Kürenberg, Walther von der Vogelweide, Preschiren und Jenko (dem besten und dem zweitbesten Dichter des slowenischen Volksstammes), Horaz darbietet, wäre ebenfalls mancherlei hervorzuheben, namentlich von den Gedichten Walther's von der Vogelweide und den slowenischen Poesien. „Der kleine Däumling" ist ein Märchen für die deutsche Jugend, welches aber auch große Kinder schon einmal lesen können! Es sind acht Gesänge mit etwa tausend Hexametern, deren Metrik freilich zu wünschen übrig läßt, wofür indessen der anheimelnde Ton des kleinen Epos einigermaßen entschädigt. Hierauf folgt „Schneewittchen", ein Märchen für die deutsche Kinderwelt, in gereimten Jamben, welches ebenfalls jedermann, ob Groß ob Klein, gefallen wird, wiewol es ebenso wenig ein Kunstwerk genannt werden kann. Den Beschluß machen „Erzählende Gedichte", worunter manches Gute, wie „Iphigenie" und namentlich „Ceres". Nicht unerwähnt lassen dürfen wir die höchst interessanten Anmerkungen des Dichters zu vielen seiner Erzeugnisse. Die Samhaber'sche Sammlung wird niemand unbefriedigt aus der Hand legen. Ein Poet von tiefem Gemüth, vielem und reifem Wissen, lauterster Strebsamkeit und hoher Begabung, bringt er vieles und für jeden etwas. Wenn leider auch er sich nicht freigehalten hat oder freizumachen verstanden hat von den in d. Bl. schon so oft gerügten Mängeln und Formfehlern, deren Vermeidung für den nach dem Kranze der Unvergänglichkeit ringenden Dichter von Gottes Gnaden eine unumgängliche und unerläßliche Vorbedingung ist, so dürfen wir Literaturfreunde doch die Hoffnung hegen, von Samhaber in spätern Jahren noch mit Werken echter Classicität beschenkt zu werden, und so rufen wir ihm ein freudiges „Glück auf" zu! Hans Minckwitz.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Wir schließen heute unsern, dem „Athenaeum" entnommenen Bericht über die neueste französische Literatur und verweisen dabei auf Nr. 10 und 15 d. Bl. f. 1887, wo sich Anfang und Fortsetzung desselben befinden.

Wir haben bereits von Pierre Loti gesprochen und hoffentlich genügend, um dem Leser einen allgemeinen Eindruck von seinem Talent zu geben. Es genügt deshalb wol, hinzuzufügen, daß sämmtliche Werke, mit denen dieser Schriftsteller uns bisjetzt beschenkt hat, „Aziyade", „Le Mariage de Loti", „Mon Frère Yves", „Le Roman d'un Spahi", „Pêcheur d'Islande" unbedingt Meisterstücke der Schilderung, Gesinnung und Darstellung sind. Das letzte, „Pêcheur d'Islande", ist die Geschichte eines Matrosen von Paimpol, den das Meer seiner Verlobten entreißt; es ist nichts weiter, ist aber vortrefflich. Pierre Loti, dessen wirklicher Name als Lieutenant in der Flotte Julien Viaud ist, verspricht einer der glänzendsten Namen in der französischen Literatur dieses Jahrhunderts zu werden. Nach ihm haben uns

einige wenige Autoren von einer gewissen Auszeichnung, die ihm jedoch weit nachstehen, Bilder tropischen Lebens in der Gestalt von Romanen geboten. Es sind dies: Robert de Bonnière, Hector France, Paul Bonnetain und Judith Gautier, welcher letztere den schönen plastischen Stil ihres Vaters und dessen heitere künstlerische Ausführung geerbt hat.

Vom Ausländischen zum Phantastischen ist der Abstand nicht sehr groß, und unter denjenigen Schriftstellern, welche unmittelbar von Edgar Poe beeinflußt worden sind, muß ich besonders Villiers de l'Isle-Adam erwähnen, dessen äußerst seltsames Buch „L'Ève future" vorigen Sommer in literarischen Kreisen einiges Aufsehen gemacht hat. Von vollkommener Kunst ist dessen Novelle „Akédysséril", die er ebenfalls vorigen Sommer in „L'amour suprême" veröffentlicht hat. In dieselbe Kategorie von Büchern müssen zwei bizarre Erzählungen von Paul Hervieu und Emile Dodillon gesetzt werden. Die Hervieu's ist betitelt „Les yeux verts et les yeux bleus"; die Dodillon's „Hémo"; beide beleuchten die Frage nach der Erblichkeit und den Hypnotismus.

Wir schließen diese Rückschau auf die Romane des Jahres 1886 mit der Bemerkung, daß der lebhafte Gaulois-Stil noch immer blüht und daß es schwer sein würde, mehr Verve und Witz an den Tag zu legen, als es von Abraham Dreyfuß in „L'Incendie des Folies-plastiques" geschehen ist oder von Emile Bergerat in seinem „Vie et Aventures de Caliban", einer Sammlung von im „Figaro" veröffentlichten sensationellen Artikeln und mit diesem Shakspeare'schen Pseudonym unterzeichnet. Begerat besitzt noch etwas mehr als Witz und Verve; er hat Ideen und ist dem Temperament nach ein Schriftsteller. Einige der besten Seiten des zeitgenössischen Journalismus sind von ihm im „Voltaire" unter der Ueberschrift „Chroniques de l'Homme masqué" geschildert worden. Auch als dramatischer Schriftsteller sprudelt er von Phantasie, Verve und guter Laune; er stammt in directer Linie von Rabelais und Beaumarchais ab und ist einer der jüngsten Vertreter des esprit gaulois. Eine Anzahl seiner Stücke hat er kürzlich, unter dem unübersetzbaren Titel „Ours et Fours" gesammelt, herausgegeben. Eins von diesen, „Le Nom", enthält eine der besten Scenen im heutigen Drama, doch hat keins seiner Dramen wirklichen Erfolg gehabt, weil es ihm an Takt und Mäßigung gebricht; er gibt sich den wunderlichen Launen einer üppigen Einbildungskraft hin und verwirrt seine Zuhörer. Ein anderer hoffnungsvoller Dramatiker ist Henri Becque. Sein Dialog ist kräftig, gedrängt und voller Abwechselung, die Bitterkeit seiner Satire jedoch verletzt das Publikum. Wie allen unsern Realisten fehlt es auch ihm an Gutmüthigkeit und Nachsicht.

— Zum wohlbekannten „Dictionnaire universel des Contemporains" von G. Vapereau ist ein „Supplément à la cinquième édition" erschienen, welches Zeitungsredacteuren und Lesern unentbehrlich ist. Es ist durch die seit 1881 stattgehabten Neuwahlen von Senatoren und Abgeordneten nothwendig geworden, um das Lexikon auf dem Laufenden mit der Erneuerung der französischen Kammern zu erhalten. Demnach enthält es 1) die Namen der frühern Senatoren und Deputirten, mit Angabe der Erfolge und Miserfolge bei den letzten Wahlen und 2) sämmtliche Namen der neuen Senatoren und Deputirten nebst Näherm über deren Wahl und biographischen Skizzen. Außerdem noch einen allgemeinen Nekrolog, der bis auf die Veröffentlichung der letzten Auflage zurückgeht, verschiedene französische oder ausländische Notizen, die erst nach vieler Mühe zu erlangen waren und Berichtigung einiger Irrthümer.

— Von Sidney Whitman liegt uns vor: „Conventional Cant, its Results and Remedy", ein speciell englisches und würdiges Seitenstück zu Nordau's „Conventionelle Lügen". Es hat zum Motto eine passende Stelle aus Byron's „Don Juan", welche Dichtung nebst Carlyle's Schriften als Whitman's Vorgängerin betrachtet werden kann; der Verfasser hätte aber auch sogar aus Tennyson's unten erwähnten neuesten Gedichten eins wählen können, das vielleicht noch prägnanter gewesen wäre. Es lautet: „Cursed be the social lies that warp us from the truth". Nordau hat der jetzigen Gesellschaft überhaupt den Fehdehandschuh hingeworfen, an ihren Grundlagen gerüttelt, deren heiligste Einrichtungen in ihrer Hohlheit aufgedeckt und die conventionellen Lügen derselben in unumwundener Weise bloßgestellt. Es war aber eben ein allgemeiner Angriff, der gegen kein bestimmtes Land, gegen keine bestimmte Nation gerichtet war. Hier aber tritt ein Mann gegen sein eigenes Vaterland, seine eigenen Mitbürger auf und hält ihnen einen Spiegel vor, in dem er ihnen das Fratzenhafte an ihrem Wesen, alle ihre Schäden und Schattenseiten, ihre Mängel und Gebrechen in einer Weise erblicken läßt, wie noch keiner ihree Landsleute es je vorher gethan. Dazu gehörte allerdings ein höherer Grad von Muth, als zu dem Nordau'schen Angriff auf die ganze Cultur. Vor allem nun ist es die englische Heuchelei, der er zu Leibe geht, und wovon er die Schuld hauptsächlich der Geistlichkeit in die Schuhe schiebt. Schopenhauer würde seine Freude daran gehabt haben, sich in dieser Hinsicht von einem Engländer selbst so kräftig unterstützt zu sehen. Ganz besonderer Muth aber gehörte noch dazu, auch die faulen Flecke der englischen Presse aufzudecken; denn da mußte er fürchten, daß der Zweck seines Werks leicht verloren gehen könnte, insofern die Kritik dasselbe entweder verurtheilen oder gänzlich ignoriren würde. Letzteres scheint auch wirklich eingetreten zu sein, denn bisher sind wir in den uns zu Gesicht kommenden Blättern noch keiner Besprechung des Werks begegnet. Wir zweifeln dennoch nicht, daß es werde gelesen werden — ob auch beherzigt, ist freilich eine andere Frage, denn schon die Neugierde, welche durch den pikanten Titel angestachelt werden muß, wird ihm Leser zuführen. Und hat es einmal einzelne gefunden, so wird es sich auch kraft seines Inhalts und seiner Form weiter Bahn brechen und in größere Kreise eindringen. Nachdem der Verfasser die Heuchelei definirt und ihrem Ursprung nachgespürt hat, verfolgt er sie in alle ihre Schlupfwinkel, weist sie in den englischen Sitten, in der Presse, in der Politik und in den englischen Grundsätzen überhaupt nach, schildert dann die daraus erwachsenden Folgen, gibt aber auch schließlich die Heilmittel derselben an und verzweifelt nicht an einer endlichen Genesung des Kranken, dessen Diagnose er so geschickt erkannt hat. Deutschland scheint ihm stets als Musterstaat und namentlich dessen großer lebender Leiter als das Ideal eines Staatsmannes vorzuschweben, denn zu wiederholten malen bezieht er sich auf beide und erblickt in ihnen den Gegensatz zu dem, was England aufzuweisen hat. Daß er dabei nach beiden Seiten hin manchmal über das Ziel hinausschießt, wollen wir ihm, dem Eiferer für das Wohl seines Vaterlandes, gern verzeihen, denn diese Art Blindheit gegen die Vorzüge der angegriffenen Seite und der Mängel der als Ideal ihr gegenübergestellten, ist Eiferern und Reformatoren zu allen Zeiten eigen gewesen und hat sie gekennzeichnet. Wir können hier nicht auf Einzelheiten eingehen, um unsere Behauptungen zu belegen, möchten aber dem Buche recht viele Leser zuführen, damit sie sich selbst vom Gesagten überzeugen.

— Aus Paris (Paul Ollendorf) ging uns eine Broschüre: „Recent American Literature" von The Hon. John M. Gregory, zu. Es ist dies eine Vorlesung, welche derselbe in dem im Jahre 1860 zur Beförderung des Studiums fremder Sprachen gegründeten Rudy Institute zu Paris gehalten hat. Daß bei einem Umfange von nur 20 Seiten sich nicht viel über die neuere amerikanische Literatur sagen läßt, versteht sich von selbst; das Wenige aber, was hier geboten wird, ist nicht ohne Geist und

Sachkenntniß geschrieben; nur hätte der Correctur des Drucks mehr Sorgfalt gewünscht werden dürfen.

— Aus Amerika direct erhielten wir abermals einen neuen Band Gedichte: „Ballads of the Revolution and other Poems“ betitelt, von George Lansing Raymond. In den „Balladen“ werden „der Geist und die Gründe besungen, welche zum amerikanischen Befreiungskriege geführt haben“: gewiß ein Thema, würdig, wie je eins, im Gesange verewigt zu werden. Ob die Balladenform die geeignetste dazu ist, möchten wir jedoch bezweifeln; denn die englische Ballade macht fast immer den Eindruck des Bänkelsängerliedes, wenn sie nicht wie z. B. Macaulay's Lays gehandhabt wird. Ein Epos wäre des großen Kampfes würdiger gewesen, sollten wir meinen; doch werden die Raymond'schen Balladen immerhin bei seinen Landsleuten sich großer Popularität erfreuen, da sie echt patriotisch und schwungvoll sind. Zahlreiche historische Erläuterungen begleiten sie am Fuße jeder Seite. Außer einigen kleinern Gedichten enthält der Band dann noch ein größeres „dramatisches“, wie es vom Dichter bezeichnet ist, „Haydn“ betitelt. Wir würden es vielmehr episch nennen. Die Anregung dazu hat ihm Elise Polko's „Eine erste Liebe“ in den „Musikalischen Skizzen“ gegeben. Gegen seine früher von uns besprochene Dichtung „A Life in Song“ können wir in dieser keinen Fortschritt erblicken, eher sogar einen Rückschritt. Es will uns jedoch bedünken, es seien die im vorliegenden Bande enthaltenen Sachen sämmtlich ältere Erzeugnisse der Muse Raymond's, die er erst jetzt nach dem Erfolge seiner ebengenannten Dichtung der Oeffentlichkeit zu übergeben für gut befunden hat.

— Eine Sendung aus London (Burns u. Oates) ist eine Uebersetzung des Hettinger'schen Werks über Dante unter dem Titel: „Dante's Divina Commedia, its Scope and Value from the German of Franz Hettinger. Edited by Henry Sebastian Bowden.“ Für Deutsche wird es nicht nöthig sein, auf die Bedeutung dieses Werks des berühmten Verfassers der „Apologie des Christenthums“ hinzuweisen oder ihnen zu sagen, daß er es sich darin zur Aufgabe gemacht, die „Göttliche Komödie“ vom Standpunkte der Theologie und der Wissenschaft zur Zeit Dante's zu beleuchten. Wir wollen uns daher einfach darauf beschränken, die Uebertragung als eine sehr gelungene zu rühmen und zu erwähnen, daß der Uebersetzer, der wol mit dem Herausgeber identisch ist, sich bedeutende Kürzungen gestattet und dem Bande ein recht lesenswerthes Vorwort vorangeschickt hat. Aufgefallen ist uns in dem an ihn vom englisch-katholischen Cardinal-Erzbischof von Westminster gerichteten Schreiben folgender Passus: „Ausgenommen Ozanam's schönes Werk „Dante et la Philosophie chrétienne“ — denn ich kann kaum auf Rossetti's Ausgabe hinweisen — weiß ich von keinem Katholiken, der in unserer Zeit Dante übersetzt und commentirt hätte.“ Sollte der Cardinal nie von Philaletes gehört haben? Der verstorbene König von Sachsen muß doch wol als zu unserer Zeit gehörig betrachtet werden! Im Werke selbst ist der gelehrte Monarch allerdings zweimal genannt.

— Die Tauchnitz Edition hat in jüngster Zeit sehr werthvolle Bereicherungen erfahren. Tennyson's neuester Band: „Locksley Hall sixty years after“; „The Promise of May“; „Tiresias and other Poems“ enthaltend, haben wir zwar bereits in d. Bl. erwähnt; wie wir damals versprachen, wollen wir aber nochmals auf das erstgenannte Gedicht zurückkommen, um auf dessen Schönheiten, besonders aber auf dessen bedeutsamen Inhalt hinzuweisen. Wir hatten damals nur die von uns citirte Stelle daraus gekannt, aus der wir den Beweis zu erbringen versuchten, daß der zum Pair erhobene Dichter trotzdem demokratisch in seiner Gesinnung geblieben sei; es befinden sich aber deren noch eine ganze Reihe darin, die keinen Zweifel mehr darüber aufkommen lassen können, daß sein Herz noch immer hoch schlägt für die Niedern und Enterbten der Erde und er ebenso scharf wie Whitman, Carlyle und Byron die in der englischen Politik und Gesellschaft waltende Lüge und Heuchelei verurtheilt. Ja selbst den Naturalismus eines Zola, den Atheismus und die Corruption des Geschmacks und der Sitten in der Literatur überhaupt treffen die Pfeile seines Zorns, wenn er sagt:

Authors — atheist, essayist, novelist, realist, rhymester, play your part,
Paint the moral shame of nature with the living hue of Art.
Rip your brothers' vices open, strip your own foul passions bare;
Down with Reticence, down with Reverence — forward — naked let them stare.

Feed the budding rose of boyhood with the drainage of your sewer;
Send the drain into the fountain, lest the stream should issue pure.
Set the maiden fancies wallowing in the troughs of Zolaism, —
Forward, forward, ay and backward, downward too in the abysm.

Bibliographie.

Bulle, C., 1871—1885. Geschichte der letzten 15 Jahre. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 8 M.

Conrad, G., Sappho. Drama. Berlin, Voß. Gr. 8. 1 M.

Diffret, A., Das Lied der Glocke. Heidelberg, Burow. 1886. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Dresemann, O., Die Juden in Aachen. Historische Uebersicht. Aachen, M. Jacobi. 8. 50 Pf.

Das Endziel des Judenthums. Entweder — oder: Atheismus oder Christenthum. Breslau, Dülfer. 8. 30 Pf.

Ey, J. A., Ilse. Eine Harzmär. Leipzig, Renger. 8. 2 M.

Hartl-Mitius, Theatertypen. 3 Bde. Leipzig, Reinboth. 8. à 2 M.

Hasse, C., Die Mängel deutscher Universitätseinrichtungen und ihre Besserung. Jena, Fischer. Lex.-8. 80 Pf.

Hermann, E., Cultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirthschaft. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 8. 5 M.

Hülße, F., Sagen der Stadt Magdeburg. Magdeburg, Rathke. Gr. 8. 8 M.

Jacobi, M., Des Lebens Lauf in Liedern und Gedichten. Gesammelt und herausgegeben. Cannstatt, Bosheuyer. 8. 3 M.

Keller, F., Brau' börla'. Gedichte in schwäbischer Mundart. Kempten, Kösel. 12. 1 M.

Koeber, R., Ist E. Haeckel Materialist? Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 60 Pf.

Koehler's Bibliothek für Alle. Nr. 1: Das Märchen von Iwan dem Narren. Erzählt von Graf L. N. Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Wieland. Bern, Jenni. 40 Pf.

König, E. A., Der Ehre Rächer. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Krauss, F. S., Srcéa. Glück und Schiksal im Volksglauben der Südslaven. Wien, Hölder. 1886. 8. 4 M.

Kreyenberg, G., Die deutsche höhere Mädchenschule. Geschichte und Entwickelung derselben bis in die neueste Zeit. Frankfurt, Diesterweg. Gr. 8. 1 M.

Kricter, W., Die geheime Organisation der socialdemokratischen Partei. Nach autoritativen Quellen dargestellt. Magdeburg, Rathke. Gr. 8. 1 M.

Lamprecht, K., Skizzen zur rheinischen Geschichte. Leipzig, A. Dürr. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Lang, C., Die Vorausbestimmung des Nachtfrostes. Vortrag. Braunschweig, Salle. Gr. 8. 30 Pf.

Lewald, Fanny, Die Familie Darner. Roman in 3 Bdn. Berlin, Janke. 8. 15 M.

Marsop, P., Die Aussichten der Wagner'schen Kunst in Fraukreich. Leipzig, Reinboth. 8. 1 M.

„Die Münchener“ und das oberbayerische Gebirgsschauspiel. Geschichtliches und Biographisches. Mit 12 Illustrationen. Leipzig, Schloemp. 8. 50 Pf.

Pène, H. de, Zu schön. Roman. Nebst einem Briefe von Octave Feuillet, Mitglied der Academie Française. Einzig autorisirte Uebersetzung. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Die Politik des Unbewußten von Malthus II. Leipzig, Renger. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Prus, B., Stas und Jas. Zwei polnische Erzählungen. Deutsch von W. Henckel. München, Bassermann. 12. 2 M.

Saliaß, Graf E. A., Eine Million. Aus dem Russischen übersetzt von E. v. Glehn. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Wilhelmi. 8. 3 M.

Schaefer, H. W., Die Alchemie. Ihr ägyptisch-griechischer Ursprung und ihre weitere historische Entwicklung. Flensburg. 4. 2 M.

Schwab, G., Allerlei Bergfahrten. Gedichte. Stuttgart, Bonz u. Comp. 12. 2 M.

Tafel, E., Gesammelte Erzählungen. 2. Bd. Langenberg, Joost. 8. 3 M.

Telmann, K., Sphinx und andere Novellen. 6te Folge. 2 Bde. Freiburg i. Br., Kiepert. 8. 8 M.

General Graf Todleben vor Plewna 1877. Aus dem Russischen. Von O. Heyfelder. Cassel, Fischer. Gr. 8. 80 Pf.

Litterarische Volksfeste. Gemeinverständliche Aufsätze über litterarische Fragen der Gegenwart. Herausgegeben unter Mitwirkung von G. Brandes, H. Bulthaupt, M. Carrière rc. von E. Wolff und L. Berg. Nr. 1: Oscar Blumenthal, der Dichter des deutschen Theaters und der deutschen Presse, von E. Wolff. Berlin, Eckstein Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Worthmann, L., Die deutschen Kolonieen in Westafrika. Schweidnitz, Heege. 4. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 24. 16. Juni 1887.

Inhalt: Neue lyrische und epische Dichtungen. Von Emil Taubert. — Johann Georg Kastner. Von H. Reimann. — Neue dramatische Werke. Von Karl Nissel. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue lyrische und epische Dichtungen.

1. Katz' und Maus. Von Nataly von Eschstruth. Berlin, Paetel. 1886. 8. 3 M.

Je mehr sich die große Masse der Leser dem Verse abhold zeigt und den Reim nach dem Geschmack des Tags mit Acht und Bann bedroht, um so mehr haben Dichter und Dichterin die unabweisliche Pflicht, den strengsten Maßstab an ihre Schöpfungen in gebundener Form zu legen: nur die Meisterschaft, die auch den hartnäckig Widerstrebenden mit ihrem unentrinnbaren Zauber besiegt, kann der deutschen Lyrik und Epik die ihr leider in den weitesten Kreisen versagte Theilnahme zurückerobern. In dieser Hinsicht täuscht die Verfasserin des vorliegenden Werks nur zu oft auch die bescheidensten Erwartungen. Ein harmloser Dilettantismus offenbart sich fast auf jeder Seite. Der melodische Wohlklang des Silbenreims ist dem gar zu leicht befriedigten Ohr der Dichterin kein Bedürfniß. So finden sich folgende Reime: weite — Geschmeide; Peter — jeder; allem — gefallen; preisen — heißen; erreichet — schweiget; Eisen — schmeißen; hallte — Walde; Cumpane — Sakristanes; zählen — fehlen; Erde — Gefährte; gleichen — schweigen; Walde — halte; Seite — Gescheide; Gebieter — nieder; jene — Zähne; gelten — melden; Streiten — schneiden; hülflosen — riesengroßen; vergelten — Helden; Schwerte — Erde; Wunder — herunter; Seite — beide; dorten — geworden; laden — gerathen; Gewande — Kante; Rüden — behüten; Straßen — Rasen; Grunde — bunte; Walde — wohlgestalte; Leide — Seite; holden — gegolten; leiden — Zeiten; Reisen — geheißen; anbet' — Fehd'; schelten — Helden; Schoße — Rose; begleitet — scheidet; schreitet — beneidet; Rade — Kemenate; benannte — Gewande; beiden — Zeiten; Gnaden — verrathen; Orten — worden; ruhen — thuen u. s. w.

Zwar hat sich die Dichterin in den einzelnen Abtheilungen ihrer Erzählung mannichfaltiger Maße bedient: des reimlosen und gereimten trochäischen sowie des iambischen Dimeters, des Metrums der modernisirten Nibelungenstrophe, des iambischen Quinars, des anapästischen Dimeters; aber eine sehr große Anzahl aller dieser Verse leidet an einem völlig ungelenken Rhythmus und feste prosodische Regeln sind nirgends erkennbar. Trochäen wie die folgenden:

Meinem Angreifer entgegen —
— ◡ — ◡ — ◡ — ◡
Das Bewußtsein des Hülflosen —
Nella Eschwege wird niemals —
Aussah als stünd' sie in Flammen —
Um das Fell über die Ohren —
Und Abtheilungen des Münsters —
Gudula muß an sie sehen —

sind geradezu barbarisch und haben zahlreiche Leidensgefährten.

Nicht viel besser, ja oft noch schlimmer ist es um die anapästischen Rhythmen bestellt, während die Jamben eine größere Flüssigkeit besitzen. Der Ausdruck sinkt allzu häufig, z. B. im ganzen ersten Gesange, zur nüchternsten versificirten Prosa herab:

Blieb daselbst, bis Kaiser Philipp
Von dem Wittelsbach, dem Pfalzgraf,
Meuchlings umgebracht ward, und man
Sagt es, daß der Sigfrid Eppstein
Auch darum gewußt soll haben;
War damals ein bös Gerüchte.
Soviel aber ist ganz sicher,
Daß Herr Sigfrid schleunigst reiste
Hin nach Mainz, und vom Capitel
Ward er nach Gebühr empfangen
Und erwählt zum Erzbischofe.
Darin sah der Kaiser Otto
Nun gar gröbliche Beschimpfung,
Sandte Schreiben zu dem Papste

Und erfuhr, daß Sigfrid Eppstein
Sich so sicher eingenistet,
Daß sich Rom für ihn erklärte
Und statt seiner Kaiser Otto
Schmählich mit dem Bann belegte.

In dieser unerquicklich eintönigen Weise geht die Darstellung lange Seiten fort. Sprachliche Härten und grammatische Verstöße stören nicht selten; die Häufung der Beiwörter und vor allem der Participialconstructionen macht den Satzbau oft überaus schwerfällig, während dem Verse, den die Dichterin noch als einen spröden Zwang empfindet, die natürliche Wortstellung bis zur Sprachwidrigkeit geopfert wird. Dagegen ist der Dichterin eine sinnige Naturbetrachtung eigen, und wo sie sich dieser überläßt, fügen sich ihr die Verse gehorsamer; auch der bildliche Ausdruck, der sonst manche Bedenken erregen muß, ist an solchen Stellen am glücklichsten getroffen.

Katz' und Maus sind die Namen der bekannten Burgruinen am Rheinstrom, an welche die Erzählerin die romantische Mär von der Liebe des wilden Ritters von Frankenstein zu der schönen Stella von Eschwege knüpft. Das Spiel mit den Thiernamen, welche das Liebespaar bezeichnen, ermüdet durch die endlose Wiederholung.

Ein Fehler der Composition ist es, daß den Helden der Geschichte ein zweites Liebespaar mit dem gleichen, ja noch größern Anspruch auf unsere Theilnahme gegenübersteht: das Waldkind Gudula und der mönchische Dombaumeister Gerhard. Der Künstler im Mönchsgewande zieht den Leser ungleich stärker an als der Recke mit dem geschlossenen Visir, und das Waldvöglein Gudula, das einige frische und melodische Weisen zu singen weiß, trägt gelegentlich den Sieg über das grau in grau gemalte Mäuschen davon.

Gerade, weil die Dichterin ein entschiedenes Talent besitzt, das bei einer fleißigen Schulung Reiferes und Erfreulicheres zu bieten vermag, haben wir uns doppelt verpflichtet gefühlt, mit unsern Ausstellungen nicht zurückzuhalten.

2. Probelieder und Liederproben. Von W. Heinrich. Frankfurt am Main, Auffarth. 1885.

Der Verfasser schließt sein Büchlein mit einem Memorandum für die Recensenten:

Dies sei genug für heut;
Ihr mögt nun recensiren,
Und wenn ihr höflich seid,
So will in kurzer Zeit
Ich Weitres publiciren.

Leider gestattet uns die Höflichkeit nur das bescheidene Zugeständniß, daß von den 63 Probeblättern vielleicht ein Dutzend eine nachsichtige Probe aushalten. Weder der Inhalt noch die Form der übrigen Liedergaben können befriedigen. Gleich in dem ersten Gedicht „Der Magen" begegnen wir einer unmöglichen, mistönigen Elision:

Ein freies, jugendfrohes Blut
Mit frischem Sinn, mit fröhl'chem Mut ...

In den Gedichten „Hymne auf Trojas Fall" und „Orestes" bleibt des Verfassers Darstellung kläglich hinter seinem poetischen Vorwurf zurück. Die Erinnyen, welche den Mörder „in ihr Schlangenhaar flechten", läßt der Dichter singen:

Wehe, Mensch, es wird gerochen
Jede Schuld, die du verbrochen.
Wir verfolgen deinen Fuß;
Du entfliehst uns nicht,
Und des Wahnsinns glühenden Kuß
Drücken wir dir aufs Gesicht!

Welch ein schwächlicher Nachhall des Schiller'schen Erinnyengesanges: „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle!"

Der Hymnus „Die Welle" lehnt sich an Goethe's „Mahomet's Gesang" und an desselben Meisters „Gesang der Geister über den Wassern" an:

Goethe.	Heinrich.
Wind ist der Welle	Spülende Welle,
Lieblicher Buhle ...	Buhle des Sandes,
Schicksal des Menschen,	Wunderbar gleichst du
Wie gleichst du dem Wind!	Dem menschlichen Leben.

Die Bildersprache des Poeten ist oft recht unglücklich, z. B.:

Die rothe Feuerkugel malet
Mit Fackelschein die Wolken an.

In einem Sonett ist der Blitz auf seiner „Millionen-Meilen-Tour" begriffen; der Wirbelwind kommt zur „Blätterschnur des Waldes"; ein holder Stern am Himmel soll niederfallen, „um den Geliebten in der Erde Schos zu bohren"; der Kummer „frißt den süßen Schlaf vom Auge"; ein Stern fällt vom Himmel in das Auge des Geliebten.

Die Abtheilung „Joco-Idiotika" hätte der Dichter unterdrücken sollen. Bei Strophen, wie die folgenden sind, hört auch der Spaß auf:

Und der Busen — wie des Meeres
Wogen auf und nieder schwellen —
Hebt sich, senkt sich; aber stille
Schweige ich in solchen Fällen.
Indiscret im höchsten Grade
Würde man mich sicher nennen,
Wollte ich noch andre — gleiche —
pp-Sachen „hier" bekennen.

Weit werthvoller sind die

3. Gedichte von Heinz Fabri. Berlin, Scheller. 1886. 12. 1 M. 80 Pf.

Namentlich sind die von einer schwärmerischen Religiosität getragenen Dichtungen nicht ohne Reiz. Der „Gral" ist dem Dichter ein poetisches Heilssymbol. Mitunter erweist sich der Sänger als ein Schüler Klopstock's; so in den schwungvollen Rhythmen der Gedichte „Gewitternacht" und „Weltgericht". Der bildliche Ausdruck ist hier und da zu gesucht und erkünstelt:

... ach lange
Umschlang mein Herz der Ueberraschung Spange —

Die Blitze schlagen mit rothen Geißeln
Das bebende Firmament —
Wild schlug im Blute die Zeit mein Herz —
Die Locken schaukeln wie lachende Wellen —

Die Reime sind meist rein; nur selten stören harte Elisionen und sprachliche Fehler. Undeutsch und unmöglich in seiner grammatischen Form ist der zweite der folgenden Verse:

Umfriedet von des Himmels treuem Walten,
Dem meine Rettung dankbar ich bewußt.

4. Gedichte von Julius Eisler. Prag, Dominicus. 1885. 8. 2 M. 40 Pf.

Auch dieses Bändchen „Gedichte" trägt das Gepräge des Dilettantismus. Romanzen- und balladenartige Stoffe behandelt der Verfasser mit Vorliebe; aber seine Gestaltungskraft ist gering und die Herrschaft über die Mittel der Sprache nicht ausreichend. Das in der Volkspoesie oft so wirksame „thät" und „that" sinkt bei Eisler nur allzu häufig zum platten Flickwort herab. Z. B.: „Als Gottes Schutze der arme Greis den biedern Sohn that empfehlen"; „Und als er sein Glück that feiern; — Die es sich zum Weib that wählen"; „Du wirst wieder weinen, ich thu' es schon sehen"; „Nicht that sie doch Mitleid empfinden"; „Sie aber that's nicht kränken"; „Bald that sie Rauch verhüllen"; „Sie thäten mit Leide es schauen"; „Er that ein Wehn haben; thät er's gebürlich schätzen"; „Vielleicht, daß heut ihn thät erfreu'n ein Kind!"; „Doch drin im Herzen that es hämmern"; „That mir mein Glück erblassen, that alles Leid mich fassen?"; „Stern, mein Stern, du thatst erbleichen!"

Sehr harte Apostrophirungen, unmögliche Reime sind nicht selten: Höhlen — empfehlen; Monument — krönt; sein — erfreun; rühmt' — geziemt; quälen — Höhlen; heut — Kleid; entseelt — quält; konnt' — lohnt; Haar — Narr; wähnt — höhnt. Dazu kommen grobe Verstöße gegen den Rhythmus, ungelenke und sprachwidrige Wortstellungen, Trivialitäten aller Art und ungeheuerliche Bildungen: „Wenn all in Trümmer geht"; „Dies wird dir dein Herz erleichten!"; „Und kollernd ein Kopf auf den Estrich hinfährt"; „Nicht acht' er der ehrenden Würde"; „Sie gilt es ihm mit Quälen"; „Ihr Brüder, läßt mich hier"; „Sie ist so bleich, ihr Auge quellt"; „Er wühlt im schüttern Haar"; „So weit als sich der Himmel blaut"; „Da that er mir so leide". Solche und andere Fehler ersticken das wenige Gute, das in dem Büchlein enthalten ist.

5. Aus Fels und Wald. Liederstrauß von Martin Beck. Berlin, Ißleib. 1885.

Ein anspruchloses Bändchen gereimter Reiseerinnerungen aus der sächsisch-böhmischen Schweiz und aus dem Vogtlande, Naturlaute ohne Geziertheit und in meist flüssiger, zum Theil sangbarer Sprache. Die Reime sind nicht immer rein, der Rhythmus nicht immer melodisch; aber es verletzt nichts, wenn auch nichts einen tiefern Eindruck hinterläßt. „Heiß sehnt es mich oben" und „Dann sehnt' es mich oben", das sind die einzigen schwulstigen und sprachlich unstatthaften Wendungen, die auf diesen Tagebuchblättern auffallen. Einen schwunghaftern Anlauf nimmt das Gedicht „Das Nebelmeer"; indessen bleibt hier der Ausdruck einigermaßen hinter der Kühnheit des dichterischen Vorwurfs zurück.

6. Lieder eines Verwaisten. Ein Bändchen Lyrik, dem Andenken seines Bruders gewidmet, von Friedrich Beck. Wien, Gerold's Sohn. 1885.

Der Melthau des Pessimismus ruht auf diesen lyrischen Blüten, und die Perlen, die in ihren Kelchen schimmern, sind die Thränen der Melancholie. Sprache und Reim sind meist correct; jedoch gelingt es dem Dichter nicht immer, seinen Gedanken und Empfindungen den Zauber des Poetischen zu leihen. So beginnt das Lied „Schmerz" nicht unschön mit der Strophe:

Schmerzlich ist's, von dem zu scheiden,
Was die Seele zärtlich liebt;
Doppelt schmerzlich, wenn wir zweifeln,
Ob's ein Wiedersehen gibt.

Aber in welch herbe Prosa schlägt die dritte Strophe um:

Doch der herbste Schmerz erfaßt uns,
Wenn wir jemand leiden sehn,
Ohne daß wir es vermögen,
In der Noth ihm beizustehn.

Das Gedicht „Letzter Wunsch" hat eine eigenartige, aber ebenfalls zu wenig dichterisch gefaßte Schlußwendung:

Und wenn mein Todestag sich jährt,
Dann mögt ihr mein gedenken,
Ein Kränzlein dem verstorbnen Freund
Aus Rosenknospen schenken.

Und könnte nach dem Tode dann
Der Mensch sein Glück empfinden,
Ihr solltet keinen Glücklichern
Als mich im Grabe finden.

7. Viel G'fühl. Gedichtle und G'schichtln in altbairischer Mundart von Joseph Feller. Leipzig, Findel. 1886. 16. 1 M. 60 Pf.

Diese dem verewigten Karl Stieler gewidmeten Reime sind keine unwillkommene Bereicherung der bairischen Dialektdichtung. Gleich das erste, Karl Stieler feiernde Gedicht ist voll köstlicher Frische und nicht ohne „viel G'fühl":

Du nimmer leb'n? — Net mögli,
Dees kannt' ja gar net sei'!
I bitt' Enk recht schö', Leuteln,
Was fallt Enk denn nur ei'?

Er hat halt viel z' viel goarbet,
Da hat'n a Müaden g'faßt,
Da is er schlafa ganga
Und hat a kurze Rast!

Er nimmer leb'n? — Was denkts denn?
Dees waar a schöne Sach'!
Ma' hört ja alleweil no'
Und überall sei' Sprach'!

Und wer'n kenna glernt hat,
Der sehgt 'n vor eahm steh',
Der sehgt sei' Gsicht, so freundli',
Und d' Aug'n, so mild und schö';

Der hört sei' herzli's Lacha,
Dees is a heller Klang!
Der sehgt die broaten Schultern,
Sei' Sitzen und — sein' Gang!

Und überall, wo's d' hi' schaust,
Da triffst halt auf sei' Spur,
Und überall begegnt da
Sei Gmüath und sei' Natur.

Und während dem da wandelt
Sei' Geist halt umanand
Und bsuacht die ganze Freundschaft
Im deutschen Vaterland.

Da sitz' i bei der Ampel
Zu tiefest in finstra Nacht
Und hab' grad so a boarisch
Gedichtl firti gemacht.

Da steht er nebna meiner
Auf oa' mal da bein Tisch.
„Grüoß Gott, mei Sepp!" so sagt er,
„Is 's Leb'n no' allweil frisch?"

Hergott, bist du's denn wirkli? —
Du bist es? — Jessas na'! —
Wie geht's denn und was treibst denn?
Wo kimmst denn du her, ha? —

„Schau, Sepp, wo i am liabsten
Bin allemal sunst gwen,
Und wo die Leut' mi' gern hab'n
Und Guates vo' mir red'n,

Da kimm i gern halt wieder
Auf Bsuach vo' Zeit zu Zeit;
Jetz geht's bei mir viel schneller,
Koa' Weg is mir mehr z' weit.

I woaß, daß du mei' Lebta
Viel ghalten hast auf mi',
Drum brauchst di' na net z' wundern,
Daß i bei dir jetzt bi'.

Was machst denn da? — Gedichtel? —
Auf boarisch no' dazua? —
Du bist a rechter Schlankel,
Dees laßt dir halt koan' Ruah!"

Solche liebenswürdigen Klänge in Lied und Schwank durchhallen das ganze Büchlein. Auch das Anekdotenhafte wird mit anmuthiger Naivetät behandelt, und ein urwüchsiger Humor streut schmackhafte Würzen aus. Wir geben noch eine Probe:

Gleiche Postmarken.

Dees ist a Glump, sagt der Schreiber,
Daß net im ganzen deutschen Reich,
In Preußen, Würtemberg, Baiern,
Die Postmarken alle san gleich.

Ja ja, sagt der Stiegelbauer,
Dees lasset si' freili scho' hörn,
Wenn überall die boarischen Morken
In Deutschland that'n eingführt wer'n.

8. Gedichte von Henrik Ibsen. In deutschen Nachbildungen von Hermann Neumann. Wolfenbüttel, Zwißler. 1886. 12. 1 M. 80 Pf.

Die kleinern Gedichte des Verfassers der neuerdings so viel besprochenen „Gespenster", Schöpfungen, „die von seinen nordischen Landsleuten als Meisterwerke angesehen werden und für die Beurtheilung seiner dichterischen Persönlichkeit von Wichtigkeit sind", werden hier in feinfühliger Auswahl dargeboten. Der Uebersetzer erweist sich als ein vortrefflicher Dolmetsch der Ibsen'schen Muse; ohne sich sklavisch an jede Silbe des Originals festzuketten, gibt er aus der Tiefe des Geistes geschöpfte Nachbildungen, und zwar in solcher Flüssigkeit und Abrundung der Form, daß die Mühen der Uebertragung nirgends sichtbar werden. Vielen dieser Gedichte ist eine gewisse spröde Schönheit eigen, die ihre Reize einem flüchtigen Blicke kaum entschleiern dürfte. Unter den umfangreicheren Poesie ragt „Terje Wigen", ein düsterprächtiges Seestück, durch Kraft der Empfindung und durch Mark der Darstellung hervor: eine lohnende Aufgabe für einen stimmgewaltigen Recitator. Der Liedercyklus „Auf Bergeshöhen" entfaltet volle lyrische Accorde. Die ganze Qual eines ringenden Dichterherzens offenbart das Gedicht „Vogel und Vogelfänger", das wir als Probe der Uebersetzungskunst des Herausgebers mittheilen:

Vögel auf dem Hof zu fangen,
Stand ich spähend auf der Lauer.
Als ein Augenblick vergangen,
Flattert' einer schon im Bauer.

Grausam trug ich ihn mit frohen
Sprüngen in die Kinderstube,
Und mit Zornesblick und Drohen
Schreckt' ich ihn, ich loser Bube.

Darauf, als ich zur Genüge
Grausam mich erlustigt hatte,
Hob ich aus dem Holzgefüge
Ganz behutsam eine Latte.

Ei, wie schwingt er sich zur Höhe!
Licht und Freiheit winkt ihm wieder.
Doch am Fensterglase — wehe! —
Taumelt er zerschmettert wieder!

Armer Vogel, das Verhängniß
Rächte nun des Knaben Tücke.
Irrend flattert im Gefängniß
Er, der noch nicht lange flügge.

Selber fürchtet er nun drinne
Stiere Augen vor dem Gitter;
Die verwirren ihm die Sinne,
Scheuchen ihn mit Angstgezitter.

Und wenn er die Fenster offen
Wähnt, daß sie ihm Freiheit bringen,
Stürzt er mit gebrochenen Schwingen —
Und dahin ist all sein Hoffen!

Emil Taubert.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Johann Georg Kastner.

Johann Georg Kastner, ein elsässischer Tondichter, Theoretiker und Musikforscher. Sein Werden und Wirken von Hermann Ludwig. Zwei Theile in drei Bänden. Mit Illustrationen und Facsimiles. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1886. Gr. 8. 40 M.

Als ich zum ersten mal dieses vorbenannte ebenso umfangreiche als künstlerisch schön ausgestattete Werk über einen elsässischen Tondichter, Theoretiker und Musikforscher in die Hand nahm, fiel es mir centnerschwer auf mein musikalisches Gewissen, daß mir von Johann Georg Kastner außer dem Namen und der dunkeln Erinnerung, demselben einige mal bei der Durchmusterung der „Neuen Zeitschrift für Musik" begegnet zu sein, so gut wie nichts bekannt war. Mein Erstaunen wurde erhöht, als ich in den besten deutschen musikalischen Lexicis, desgleichen in dem besten Musiklexikon der Welt, dem englischen „Dictionary of Music" von Grove wenig mehr als allgemeine, trockene statistische Angaben fand. Erst Fetis' „Biographie universelle" verschaffte mir genauere Kenntniß von den Bestrebungen, dem Leben und Wirken jenes Mannes, dem übrigens auch in Clément's bekanntem Werke („Musiciens célèbres") ein verhältnißmäßig bedeutender Raum zugewiesen worden ist. Aus diesen Thatsachen mußte man selbst bei Mangel an jeder Voreingenommenheit den Schluß ziehen, daß Kastner trotz seines Heimatlandes und seines deutschen Namens völlig naturalisirter Franzose sei, ja sogar so französisch, daß trotz alles musikalischen Kosmopolitismus, dem wir Deutsche wie kein Volk der Welt huldigen, deutsches Volk und deutsche Kunst nur geringen Antheil an Kastner zu nehmen hat. Mehrere berühmte leipziger Musikgelehrte, denen ich von ihm sprach, schienen derselben Ansicht zu sein, und auf meine Frage, ob ihnen diese oder jene seiner Compositionen bekannt sei, erhielt ich überall verneinende Antwort. Ja, auch mein Bemühen, hier in Leipzig etwas von denselben zu Gesicht zu bekommen, war trotz der eifrigsten Nachforschungen vergeblich. Selbst seine theoretischen Werke, namentlich sein „Traité d'instrumentation", waren ebenso wie die eigenartigen „Livres-Partitions" unbekannt und nicht zu haben. Daß unter diesen Umständen die Erwartungen, die ich von dem großen dreibändigen Werke hegte, hochgespannte waren, ist um so mehr begreiflich, als der Verfasser, Hermann Ludwig, durch sein scharfes Urtheil auf dem Gebiete der altgriechischen Musiktheorie und Musikgeschichte sich einen angesehenen Namen unter den neuern Musikphilologen gemacht hat. Besonders aber war ich gespannt darauf, was man aus einem so voluminösen Werke über eine fast ganz unbekannte historische Persönlichkeit Neues kennen lernen würde. Das erste Kapitel indeß erregte bereits meine Verwunderung im hohen Grade: es handelt auf nicht weniger als 55 Seiten von der „Nationalité morale" und „Nationalité politique" des Elsasses. Im Anschluß an einen Ausspruch Saint-Marc-Girardin's behandelt der Verfasser, von den Alisazas der Völkerwanderung beginnend, den Ursprung und die Entwickelung jenes Doppelwesens des Elsasses, das, ein echt deutsches Land und mit allen Fasern an das deutsche Mutterland gekettet, schließlich von demselben gewaltsam und trugvoll losgerissen und für lange Zeit ein kräftiges, werthvolles Glied der andern Nationalität wurde. Was der Elsaß im Laufe der Zeit an berühmten Männern auf jeglichem Zweige der Wissenschaft und Kunst hervorgebracht hat, führt uns der Verfasser vor, oft bis in das Einzelne und Kleine sich verlierend. Die Motivirung für diese eigenthümliche Art Biographie zu schreiben läßt sich aus der Stelle des ersten Bandes entnehmen: „In Tagen gewaltsamer Entscheidung der Völkerschicksale wird die Geschichte der Gesammtheit zu der des Einzelnen." Trotzdem wird man aber selbst beim besten Willen nicht begreifen können, wozu bei einer Biographie eines elsässischen Musikers ein in so hohem Maße complicirter historischer Apparat in Bewegung gesetzt wurde; denn wenn dies bei Kastner nöthig war, womit hätte, so muß man fragen, Mr. Thayer bei seiner Beethoven- und Professor Jahn bei seiner Mozart-Biographie anfangen müssen? Doch allermindestens mit der Erschaffung der Welt, wenn anders man die weltumfassende Bedeutung jener Meister mit derjenigen Johann Georg Kastner's vergleichen will. Doch weiter. Kastner's Geburtshaus befindet sich in Straßburg auf dem Gerbergraben. Dies gibt dem Verfasser Anlaß, über die Entstehung des Gerbergrabens im 13. Jahrhundert infolge Zuschüttung eines alten Festungsgrabens, wie auch über dessen historische Weiterentwickelung des Langen und Breiten sich zu ergehen. Endlich ist von Kastner's Geburt die Rede. Als Geburtsjahr ist 1810 angegeben, bei Fétis und Clément finde ich übereinstimmend den 9. März 1811 als Geburtstag bezeichnet. Dieser Widerspruch bedarf noch der Aufklärung und Berichtigung. Mit unendlicher Weitschweifigkeit ist die Kinderzeit behandelt, auch das gleichgültigste und unbedeutendste Vorkommniß wird mit romanhafter Breite erzählt. Ich führe als Beweis hierfür nur folgende Stelle an:

Eines Tags stand Georg mit einem kleinen Freunde am Ufer des ausnahmsweise stark fließenden Gerbergrabens. Lange hatte er still auf die ungewohnte Bewegung der Wellen geblickt und gehorcht. Dieselbe nahm für ihn damals schon, wie später überhaupt Dinge und Erscheinungen, den Charakter des Klangs an (sic!). Da trieb ein Stäbchen auf dem Wasser daher, welches die Knaben beim Näherkommen als eine „Kinderflöte" erkannten. Voll Eifer sprangen sie zu einer Stelle, an welcher Wasser geschöpft zu werden pflegte. Hier gelang es ihnen, fast mit Lebensgefahr, das anschwimmende Instrument aufzufischen. Selbstverständlich blieb es in den Händen des kleinen Musikers, welcher die Behandlung desselben schon kannte.

Die ersten nennenswerthen Aeußerungen musikalischen Talents fallen in das zehnte Jahr des Knaben; in diesem Alter — also nicht gar zu früh — spielte er bisweilen

Sonntags die Orgel in Enzheim bei Straßburg. Bereits mit der Erreichung des zehnten Lebensjahres wurde Kastner von seinen Aeltern (sein Vater war Bäckermeister) für das theologische Studium bestimmt und auf das straßburger Gymnasium gegeben. Eine detaillirte Besprechung der „Knabenkriege", „Bibelspiele" und „Puppenkomödien", die ersten Compositionsversuche, der Auffindung eines „Todtentanzcyklus" aus dem 15. Jahrhundert in der Neukirche zu Straßburg bilden den Inhalt des nächsten Abschnitts, der bezüglich der Entwickelung Kastner's wenig Auffallendes und von dem Herkömmlichen Abweichendes enthält. Der erste größere Compositionsversuch des jungen Gymnasiasten war die Musik zu einem Trauerspiel seines Mitschülers Kneiff: zu „Notis Botzaris oder Die Erstürmung von Missolunghi".

Mit dem Eintritt in die Universität nahm Kastner seine musikalischen Studien in weiterm Umfange auf. Unterricht in der Musiktheorie erhielt er durch Kapellmeister Maurer; die Oper wurde sehr häufig besucht; daneben übte er sich auf der Klarinette und besuchte theologische Vorlesungen. Der häufige Verkehr mit Schauspielern und Sängern zog ihm einen strengen Verweis seitens seiner Professoren zu und gab das Signal zu dem im Innern Kastner's nun beginnenden Kampf zwischen Wissenschaft und Kunst, Theologie und Musik. Zwar legte der junge Student der Theologie die Baccalaureatsprüfung ab; aber seine Vorliebe für Musik trat immer mehr und kräftiger hervor, bis endlich in den sturmbewegten Zeiten der Jahre 1831 und 1832 die Entscheidung fiel. Man verlange nicht eine auch nur annähernde summarische Wiedergabe alles dessen, was an politischen Details und für eine Musikerbiographie ganz und gar nebensächlichen, geschichtlichen Quisquilien in den betreffenden Abschnitten, die mehr als hundert Seiten einnehmen, enthalten ist: es ist zu bedauern, daß all diese mit umfassender historischer Kenntniß gegebenen Auseinandersetzungen und Schilderungen eine Stelle gefunden haben, wo sie einestheils niemand, der dafür Interesse hat, suchen wird, und wo sie anderntheils jeder Musiker, der über Kastner sich orientiren will, unwillig überschlagen und ungelesen lassen wird.

Der letzte Abschnitt des ersten Bandes schließt sich wieder enger an das Thema: er enthält die weitern Compositionsversuche Kastner's auf dem Gebiete der Oper und berichtet über seinen Entschluß, die engen Grenzen, in denen sich das musikalische Leben in Straßburg bewegte, zu überschreiten und nach Paris in die Stadt „aux cents musiques" überzusiedeln. Die augenblicklich dazu nothwendigen Mittel gewährte ein Stipendium, das der straßburger Gemeinderath dem jungen Manne bewilligt hatte.

Das erste Kapitel des zweiten Bandes führt die Ueberschrift „Blick auf Paris" und füllt Seite 1—69. Ueber das „rococo", d. h. den alten überwundenen Standpunkt, und das „décousu", d. h. das bahnbrechende neuerungssüchtige Element, wie es in allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst damals sich entgegentrat, über sociale Verhältnisse, schöne Literatur und Tagespresse, schließlich auch über musikalisch-theatralische Verhältnisse wird häufig bis ins kleinste Detail Auskunft gegeben. Wie viel besser wäre es gewesen, kurz an Cherubini, Meyerbeer, Rossini und Halévy den Standpunkt der Musikverhältnisse in Paris zu charakterisiren und im Gegensatz hierzu die durch Liszt, Berlioz und Chopin vertretene neue Richtung präcis hervorzuheben, anstatt in so umständlich breiter und ermüdend langer Rede über alles Mögliche zu sprechen und durch diesen Aufwand gelehrten und mühsam herbeigeführten Materials den Hintergrund, von dem sich das Leben und Wirken Johann Georg's abhebt, zu trüben, anstatt ihn in kräftigen, einfachen, aber großen Zügen hervortreten zu lassen.

Von höchster Bedeutung für die Entscheidung des Lebensschicksals unsers Helden war die Bekanntschaft mit dem berühmten deutschen Theoretiker Reicha in Paris, dessen Schüler Kastner bald wurde. Die musikalisch-fortschrittliche Richtung, also das „décousu", dem Reicha zugethan war, wirkte auf Kastner mit der ganzen Gewalt persönlicher Sympathie. Sein feiner Sinn für Klang- und Toncharakter fand in Reicha's neuen Klangcombinationen und „pikanten Harmonieeffecten" reichliche Nahrung und energische Belebung. So wurde denn das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler ein sehr vertrautes; und dies hatte wiederum zur Folge, daß Kastner mit den hervorragendsten pariser Tonkünstlern in Beziehung trat. So mit Cherubini, Halévy, Meyerbeer, Paër, Rossini.

Bisher war Kastner lediglich als musikalischer Schriftsteller (auch für deutsche Zeitungen) und Theoretiker thätig gewesen. Nunmehr hoffte er auch als Opern-Componist sich in Paris einen Namen zu schaffen. Aber er stieß hierbei auf große Schwierigkeiten. Fétis sagt von diesen sehr treffend, daß sie für den musikalischen Kritiker ernster sind als für jeden andern, wenn er in die Laufbahn der praktischen Kunst eintritt; denn jeder erinnert sich der Wunden, die er geschlagen, und sagt, daß der Tag der Rache gekommen ist. Und somit blieb Kastner zunächst noch bei seinen theoretischen Arbeiten und schrieb neben kleinen Compositionen unter Reicha's Leitung seine „Instrumentationslehre". Ein nicht geringes Vertrauen bewies Meyerbeer dem jungen Künstler dadurch, daß er ihm die Correctur der Hugenotten-Partitur vertraute.

Die günstige Aufnahme und Beurtheilung der „Instrumentationslehre" durch die Akademie hätte an und für sich schon Kastner einen sichern Boden für seine Zukunft in Paris geschaffen, wenn es eines solchen, rein fachmännischen Fundaments bedurft hätte. Das Glück war Kastner günstiger gesinnt: als Reicha gestorben war, übernahm er infolge einer Empfehlung der Witwe desselben den musikalischen Unterricht der talentvollen Mademoiselle Léonie Boursault, der Tochter eines der reichsten Männer der Hauptstadt, und war in nicht langer Zeit ihr glücklicher Bräutigam.

Daß unser Verfasser hierbei die Gelegenheit sich nicht

entgehen läßt, die Familiengeschichte des Hauses Boursault, namentlich das Heranwachsen und die leibliche wie geistige Entwickelung der spätern Gattin Kastner's auf das allereingehendste darzustellen, ist nach dem Vorhergegangenen leicht zu begreifen. Sogar die Amme Léonie's — eine Ziege — und die Bethätigung der gegenseitigen Freundschaft zwischen Säugling und Amme durch heiteres Kinderlachen und behagliches Meckern ist in dieser Musiker-Biographie ebenso wenig vergessen wie das Katzenpaar, das später zu dem glückseligen Stillleben, welches Kastner in den ersten Jahren seiner Ehe führte, gehört, und von dem die dreifarbene Tamponette auf Kastner's Schultern oder Armen zu ruhen pflegte, während die Angorakatze Saphir „einen ausgesprochenen Geschmack für Beethoven'sche Musik zur Verwunderung der Gäste des Hauses auf verschiedene absonderliche Weise zu bekunden wußte".

Durch seine Gemahlin war Kastner in die glückliche Lage gekommen, daß er, wie Fétis sagt, vollkommen unabhängig, sich seinen musikhistorischen Forschungen und der Composition hingeben konnte. Nächst seinem „Cours d'Instrumentation" erschien (1840) „Grammaire musicale", Meyerbeer gewidmet. Das Werk umfaßt drei Theile: „Die allgemeine Musiklehre"; „Die Melodie"; „Die Harmonie", und ist für praktische Zwecke bestimmt; daher hält es sich fern von der abstracten Rameau'schen Doctrin und schien der Akademie wegen seiner Klarheit und Faßlichkeit zu einem musikalischen Schulbuch sehr wohl geeignet. Die Fortsetzung dazu bildet die „Théorie abrégée du contrepoint et de la fugue" (1841). In fünf Abschnitten ist das Wichtigste von der Lehre über einfachen, doppelten Contrapunkt, die Imitation, den Kanon und die Fuge enthalten. Demnächst erschien eine „Méthode élémentaire d'harmonie appliquée au piano", ein musikalisches Lehrbuch für den Klavierunterricht. Aehnliche „Méthodes élémentaires", aber von geringerer Bedeutung, hatte Kastner, um einige andere minder werthe Werke zu übergehen, bereits 1837 für Gesang, Violine, Flöte, Flageolet und Cornet à piston herausgegeben; 1841 folgten eine Klarinetten-, Horn-, Cello-, Ophikleiden-, Posaunen- und Oboen-Schule. Die Klavier-, Violin- und Cello-Schule sind bei Breitkopf u. Härtel in deutscher Ausgabe erschienen. Für die von dem bekannten Instrumentenfabrikanten Sax erfundenen und construirten „Saxophone" trat Kastner energisch in die Schranken; desgleichen schrieb er eine Pauken-Schule, in der er die Geschichte dieses Instruments ausführlich behandelte. Auch durch die Herausgabe einer Anzahl Gesangsunterrichtswerke und Gesänge für Schulchöre machte er sich verdient. Die Hauptthätigkeit indessen wandte er der Oper zu.

„Juana", eine für das Théâtre de la Renaissance geschriebene komische Oper und eine deutsche zweiactige Oper „Beatrice" (nach Schiller's „Braut von Messina") wurden ziemlich schnell hintereinander fertig gestellt, gelangten aber nicht zur Aufführung. Ein besseres Schicksal hatte indessen „La Maschera", die im Juni 1841 in der Komischen Oper dreizehnmal aufgeführt wurde. Was Berlioz über das echt französische Libretto sagt, beweist, daß Kastner's musikalische Eigenart für die Composition jenes leichten, frivolen Textbaues absolut ungeeignet war. Demnach war auch das Urtheil der Kritik im allgemeinen zwar anerkennend: man brachte der gelehrten, feinen contrapunktischen Arbeit alle mögliche Achtung entgegen, vermochte aber nicht, irgendwelches Gefallen an ihr zu finden, sodaß der Erfolg als ein sehr zweifelhafter angesehen werden muß. Wenn Meyerbeer die Ouverture zur „Maschera" als der für die Große Oper am meisten geeigneten Stilgattung angehörig bezeichnet, so ist damit meines Erachtens die vernichtendste Kritik über eine Ouverture für eine Komische Oper gesprochen, die nach Berlioz' treffender Bemerkung eine von jenen Partituren verlangte, „qui se promènent aux Tuileries, qu'on rencontre un soir d'été, dont on obtient un rendez-vous" u. s. w. Ein weiterer, und zwar der letzte Versuch auf dem Gebiete der komischen Oper war Scribe's dreiactiges Libretto „Les nonnes de Robert le Diable", eine dramatische Gestaltung des Vorlebens der Nonnen, die Robert dem Teufel erscheinen! Daß Kastner es über sich gewann, dazu eine Musik zu schreiben, ist wol mehr als erstaunlich und nur durch Kastner's unbegrenzte Verehrung für Meyerbeer zu erklären.

Als dessen bestes und größtes musikalisches Werk erachtet der Biograph die ungedruckt gebliebene biblische Oper „Le dernier roi de Juda". Die im Anhange zum zweiten Bande gegebene Probe aus dem genannten Werke zeigt, wie Kastner auf den zur Hälfte italienischen, zur Hälfte französischen Bahnen Meyerbeer's wandelt: von wirklicher Originalität ist kaum eine Spur zu merken. Die Begleitung des Gesanges führt ein Streichquartett in ganz schablonenmäßiger Form aus, und die a capella-Stellen beim Eintritt des Sextettes sind ebenso wie die durch unharmonische Verwechselungen vor sich gehenden, plötzlichen Modulationen aus den B- in die Kreuz-Tonarten Meyerbeer glücklich abgesehen, während die Gesangscadenzen in der Mitte und am Schluß nach Rossini'schem Modell geformt sind. Und so muß es denn ganz sonderbar klingen, wenn man die thematische Analyse der Ouverture findet und hierbei Folgendes liest: „Ein viertes, dem Duett zwischen Jemina und Jeremias angehörendes Motiv weist auf den den Plänen Amitalas in der Person des Propheten entgegentretenden Willen des Ewigen. Letzterer schwebt endlich als höchste ethische Formel der Welt- und Schicksalsordnung über dem Ganzen in dem aus einer auf das von Gott befohlene Eingreifen Jeremias' bezüglichen Phrase bei dessen erstem Auftreten gebildeten Schlußsatze der Ouverture, der in seiner großartigen, mächtigen Wirkung nach der «Gazette musicale» dem letzten Allegro der neunten Symphonie Beethoven's an die Seite zu stellen ist." Selbst wenn man von dem Stil dieses Wundersatzes absieht, bleibt noch mehr als genug Veranlassung zur Verwunderung, wie man ein solch kindliches Urtheil

eines Berichterstatters alles Ernstes zur größern Ehre Kastner's abdrucken konnte. „Neunte Symphonie" und Kastner's Ouverture zu „Le dernier roi": „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Hierbei sei noch einer Arie des Zedekia gedacht, die er zu Füßen seiner Geliebten (Jemina) singt und deren Melodie nach dem Urtheil des Verfassers halb keusch, halb wollüstig ist. Auch das scheint mehr zu sein, als man fassen und glauben kann. Das Sujet der Oper ist glücklich gewählt und dramatisch wirkungsvoll gestaltet: Zedekia's trauriges Schicksal, der buhlerischen Amitala Ränke und Jeremias' großartig erhabene Prophetengestalt sind die Hauptträger der lebensvoll bewegten Handlung. Die Oper wurde am 1. December 1844 concertmäßig vor einem geladenen, glänzenden Publikum unter Mitwirkung der ersten Kräfte (Roger sang die Titelpartie) aufgeführt und hatte, nach den Kundgebungen zu urtheilen, in diesem internen Kreise großen Erfolg.

Kastner besaß einen edeln Sinn; wo er Gutes thun und Thränen des Elends trocknen konnte, that er es aus der Fülle der ihm zu Gebote stehenden Mittel willig und gern. Durch seine Mitwirkung kam die Association des artistes-musiciens zu Stande, eine Pensions- und Unterstützungskasse für unbemittelte, verdiente Musiker. Besondere Sorgfalt aber wendete er auf die Neugestaltung der französischen Militärkapellen. Er war selbst als Student ehemals zur Zeit der Mobilisirung der Bürgerwehr in der Julirevolution 1830 Leiter der Guides-Musikkapelle in Straßburg gewesen; eine genaue Kenntniß der Harmoniemusik, seine ausgesprochene Vorliebe für die Blasinstrumente veranlaßte seine Berufung in den Ausschuß zur Feststellung der erforderlichen Mittel für eine Reorganisation der französischen Militärmusik. Seine Thätigkeit war auf diesem Gebiete eine höchst ersprießliche und in ihren Resultaten in der That bahnbrechend. Sein „Manuel général de musique militaire", durch Gathy's genaue Auszüge in der „Neuen Zeitschrift für Musik" (1849 und 1850) wohlbekannt, ist ein Werk von bleibendem Werth, vor allem wegen der mit großem Fleiß ausgeführten Zusammenstellung der historischen Entwickelung der Blasinstrumente von den ältesten Zeiten an. Die Festsetzungen betreffs der Zusammenstellung des Harmonieorchesters sind ein heutzutage bereits überwundener Standpunkt, aber der dritte Theil des Werks „Instructions pour la composition et l'exécution de la musique militaire" (Fétis) enthält noch recht brauchbare Winke. Die Uebersendung eines Exemplars des „Manuel" an den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. hatte zur Folge, daß kein Geringerer als A. von Humboldt im Auftrage des Königs dem Autor den allerhöchsten Dank und die vollkommenste Befriedigung desselben über das Werk aussprach. Gleichzeitig erhielt Kastner die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, nachdem er bereits kurz vorher den Orden der Ehrenlegion erhalten hatte.

Das getreueste Spiegelbild des innersten Wesens Kastner's geben seine von A. Elwart treffend als „Livres-Partitions" bezeichneten, in der ganzen Musikliteratur einzig dastehenden Werke. „Ein verblaßtes Bild auf zerbröckelndem Mauerwerk, ein Lispeln der Bäume, ein abgerissener von der Straße zu ihm dringender Ruf" übte eine wunderbare, anregende Gewalt auf ihn aus und zwang ihn, nicht blos dem Ursprung desselben und der ganzen Kategorie, dem die betreffende Erscheinung angehörte, nachzugehen, sondern jene Dinge wurden auch Veranlassung zu musikalischen Schöpfungen. Die in der Neukirche zu Straßburg blosgelegten Todtentanzfresken im Verein mit den merkwürdigen, mittelalterlichen Gebilden des „Orchester des Todes", die er bei seinen Studien zum „Manuel" kennen gelernt hatte, gaben so die Anregung zu dem ersten Livre-Partition: „Les danses des Morts, Dissertations et recherches historiques, philosophiques, littéraires et musicales sur les divers monuments de ce genre qui existent ou qui ont existé tant en France qu'à l'étranger, accompagnées de «La danse macabre», grande ronde vocale et instrumentale, paroles d'Edouard Thierry." Der überaus vollständige Titel offenbart den Charakter des Werks deutlich genug. Das Ganze umfaßt 310 Seiten, 20 lithographirte Tafeln mit Abbildungen der Musikinstrumente, die in den „Todtentänzen" vorkommen. Die „Ronde" selbst umfaßt 44 Seiten Partitur. Im ersten und zweiten Theil wird in einer Reihe von Kapiteln über die Anschauungen vom Tode bei den verschiedenen Völkern, die Bilder und Verwendungen des Todesbegriffs sowie über dessen historische Entwickelung des Todestanzgedankens und endlich über die bildlichen Darstellungen und Instrumente des Todtentanzes gehandelt, woran sich eine Art Cantate schließt, in der als singende Personen der Tod, der Kaiser, die Greisin, der Krieger, die Nonne, der Reiche, das Kind auftreten. Fétis nennt das „Rondo" „une production originale dans sa forme, bien écrite et rémarquablement instrumentée". Der bekannte Léon Kreutzer meint, „es athme den Geist Orlandus Lassus' und Josquin Desprez'" — Superlative, an die man sich seit dem Seitenstück zur „Neunten" bereits gewöhnt hat. Das Werk ist Friedrich Wilhelm IV. gewidmet und brachte seinem Autor den Rothen Adlerorden dritter Klasse sammt einem ehrenvollen eigenhändigen Schreiben des Königs ein.

Ein zweites Werk dieser Art sind die „Chants de la vie": 28 vier- bis achtstimmige Männergesänge verschiedenen Charakters, welche „gediegenste harmonische mit reizvollen melodischen Eigenschaften" verbinden (vgl. Jan's Urtheil). Zur Charakteristik genüge es anzuführen, daß die letzten sechs Gesänge als „imitatifs, sans paroles" bezeichnet sind und „Chasse, Valse, Polka, Marche, Pas redoublé und Galop" heißen. Danach weiß jeder Kenner deutschen Männergesanges, auf welcher Stufe Kastner's „Chants de la vie" stehen. Die Zeiten der „Brummstimmen" und der „malenden Männerchöre" ohne Worte, des „Rappelderautschgesanges" und der „Froschcantaten" sind, Gott sei Dank, für Deutschland vorüber. Den Gesängen geht eine 110 Seiten Text umfassende Darstellung

der Entwickelung des Männergesanges voraus, die mit den Hymnen der Homeriden beginnt und vom griechischen und hebräischen Alterthum bis auf die Zeit Kastner's durchgeführt ist. Der zweite Theil der Abhandlung ist praktischer Art und enthält Belehrungen über den Gebrauch und die Vertheilung der Männerstimmen, über die Compositionsweise, über die Mittel, Abwechselung im Männergesange zu erzielen, über die Ausführung u. dgl. Den „Chants de la vie" verwandt sind die „Chants de l'armée française", denen ebenfalls ein „Essai historique sur les chants militaires des Français" auf 63 Seiten vorangeht. Der musikalische Theil (58 Seiten umfassend) enthält 23 dem Charakter der verschiedenen französischen Truppengattungen („Chants des pompiers", „Des lanciers", „Des cuirassiers", „Des spahis" u. s. w.) angepaßte Gesänge. Die historische Untersuchung beginnt mit den ältesten Barditen Galliens und erstreckt sich bis zum „Ça ira", der „Carmagnole" und dem „Allons enfants" des modernen Frankreich.

Das dritte Werk auf diesem Gebiete nennt sich: „La harpe d'Éole et la musique cosmique, études sur les rapports des phénomènes sonores de la nature avec la science et l'art, suivies de Stéphen ou la harpe d'Éole, grand monologue lyrique avec chœurs". Der historischen Untersuchung erster Theil befaßt sich mit der alten Lehre von der „Sphärenmusik" und den übrigen Klangerscheinungen in der Natur: dem Echo, den hallenden Grotten, den klingenden Stimmen, der Musik der Wasserfälle und den Sagen, die darangeknüpft sind. Der zweite Theil behandelt die Windharfe und die Beobachtungen, die Kastner selbst auf seiner Villa hierüber gemacht hatte. Der dritte Theil bringt eine kurze Darstellung der allgemeinen akustischen Gesetze, der Natur der Obertöne u. s. w. Das Musikstück „Stéphen" enthält eine Tenorsolopartie: Stéphen, ein verblaßter Manfred, will sich den Mächten der Unterwelt in banger Verzweiflung weihen; schon rufen und begrüßen ihn jubelnd die Dämonen, da bewirken die magischen Klänge einer Windharfe — wie bei Faust die Osterglocken — die Sinnesänderung, und „die Thräne quillt", der Himmel hat ihn wieder. Ueberraschende Klangeffecte des Orchesters ahmen die Windharfe nach: Flageolettöne der einen Hälfte des Streichorchesters, der Contrabässe und zweier Harfen, begleitet von der andern Hälfte der Streichinstrumente „con sordini", nebst drei Flöten und drei Klarinetten.

Das wunderlichste Werk Kastner's ist wol aber folgendes: „Les voix de Paris, essai d'une histoire littéraire et musicale des cris populaires de la capitale depuis le moyen âge jusqu'à nos jours, précédé de considérations sur l'origine et le caractère du cri en général et suivi de «Les cris de Paris», grande symphonie humoristique vocale instrumentale". Die historische Darstellung enthält vier Abtheilungen: „Les cris de Paris" vom 15. bis 18. Jahrhundert; dieselben vom 18. Jahrhundert bis auf Kastner's Zeit; „Les cris" während der Revolutionen; die der Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der Straßenverkäuferrufe. Die Symphonie für großes Orchester, Solo- und Chorstimmen besteht aus drei Bildern: „Paris le matin", „Paris le jour", „Paris le soir". Ein „Andante" schildert das Nahen des Morgens; das Treiben der Gewerbe beginnt mit der Dämmerung; die „schneidenden Mißklänge" des brausenden pariser Straßenlebens. Der Lärm der Straßenrufe weckt den Schläfer, „den der Abglanz ersehnten Liebesglückes umgaukelt": sein Aerger macht sich in Verwünschungen Luft; dazu neue und stärkere „Crieries", endlich die Reveille der Trommler; ein Geschwindmarsch einer Militärkapelle à la türkische Scharwache beschließt der Symphonie ersten Theil. Im zweiten Satze vernimmt der Erwachte den Gesang der ein Stockwerk tiefer wohnenden Geliebten; „ihr beginnendes Klavierspiel läßt ihn hoffen, daß sie in Tönen zu ihm sprechen werde". Aber von einer andern Seite tönen an des Unglückseligen Ohr „nüchterne Tonleitern und (wahrscheinlich Herz'sche) Fingerübungen", denen zum Trotz er mit beneidenswerther Seelenstärke in dem Genusse einer von der Geliebten gesungenen Romanze schwelgt. Neue Musikübungen beginnen, während der in der Nachbarschaft auf Klavieren und andern Tonwerkzeugen geübt wird, bis endlich ein mit klingendem Spiele vorüberziehendes Reiterregiment dem Spektakel die Krone aufsetzt. Im dritten Theil finden wir den jungen Mann „wandernd mitten im Gewühle der Gassen", im Gedanken bereits mit dem „süßen innern Leben" seiner Nachtruhe beschäftigt. Da reißen ihn aus seinen Träumereien die Anpreisungen der Zeitungsverkäufer, der Theatereintrittskarten- und anderer Händler. Der „Taumel eines Faschingstreibens", ein „glänzender Ball in der Grand Opéra", Walzer und Polka earnevalesque, schließlich: „Chor der Träume" . . . bildet das Finale dieser „Symphonie". Und da redet der Verfasser noch von „künstlerischem Takt" und „vertieftem Anschauen des musikalischen Stoffs"! Die vornehmsten ästhetischen Begriffe müßten wahrlich der reine Kautschuk sein, wenn man darin ihm beipflichten wollte.

Im Jahre 1858 erschien ein neues Werk derselben Gattung: „Les Sirènes, essai sur les principaux mythes relatifs l'incantation, les enchanteurs, la musique magique, le chant du cygne etc., considérés dans leurs rapports avec l'histoire, la philosophie, la littérature et les beaux arts, ornés de nombreuses figures représentantes des sujets mythologiques, tirées des monuments; suivi de «Le rêve d'Oswald» ou «les Sirènes», grande symphonie dramatique vocale et instrumentale" — wie man sieht, der strengste Gegensatz zu den „Cris de Paris". Kastner's Vorliebe für das Geheimnißvolle, Wunderbare, das in den einfachen Naturlauten dem Menschen bisweilen zum Bewußtsein kommt, brachte ihn auf dieses phantastische Thema, das er mit der ganzen Fülle seiner Belesenheit und dem Aufgebot sorgfältigster Nachforschung behandelte. Die Sirenen bei Homer und in dem Mythus der nordischen Völker, die philosophischen, poetischen und historischen Auffassungen der Sirenen, die Zaubergesänge überhaupt und der „Schwanengesang" insbesondere sind unter Heranziehung des einschlägigen literarischen und noch erhaltenen künstlerischen Materials

auf das eingehendste dargelegt. Der Text der „Symphonie" ist dem der „Aeolsharfe" ähnlich; hier in den „Sirenen" ist es der Gesang der Braut, der den in der Nixen- und Zauberwelt bereits verlorenen Oswald vom Verderben zurück und dem Leben wieder zuführt.

Seltsam genug klingt wieder der Titel eines weitern, ähnlichen Werks: „Parémiologie musicale de la langue française", eine Erklärung sprichwortlicher Redensarten, soweit sie auf Ton, Klang u. dgl. Beziehung haben (z. B. Qui n'entend qu'une cloche, n'entend qu'un son; payer les violons; chanter quelqu'un sa gemme, d. i. „jemand den Marsch blasen"). An die betreffenden Sprichwörter knüpft Kastner etymologische Untersuchungen über die musikalischen Begriffe und Bezeichnungen. Die Sprichwörter selbst sind nach diesen Bezeichnungen geordnet und in sechs Bücher vertheilt. Den musikalischen Theil bildet eine Symphoniecantate: „La Saint-Julien des ménétriers" für Männerchor mit Orchester. Diese ménétriers, d. i. „Pfeifer", waren eine 1321 gegründete pariser Genossenschaft, die am 27. Januar, dem Tage ihres Schutzheiligen, ihr Hauptfest feierte. Die Schilderung dieses „Pfeifertages" bildet den Vorwurf für die musikalische Composition, in deren Text verschiedene Sprichwörter sehr geschickt eingeschaltet sind.

Diese sieben Livres-Partitions, unstreitig die bedeutendsten und originellsten Werke Kastner's, schrieb er im letzten Drittel seines Lebens, das er abwechselnd zu Paris oder Versailles und Straßburg zubrachte. Mit Berlioz stand Karsten in nahen, freundschaftlichen Beziehungen. Anfangs September 1858 besuchte jener seinen Freund in Straßburg und trug in dessen Hause Bruchstücke seiner „Trojanerinnen" vor. Der Aufenthalt in Straßburg gab Kastner vielfach Gelegenheit auf die Entwickelung des Männergesanges und des Chorgesanges überhaupt im Elsaß einzuwirken. Die Association des sociétés chorales de l'Alsace machte ihn zu ihrem Ehrenpräsidenten, wofür sich dieser durch die Widmung einer Festcantate für Männerchor mit willkürlicher Begleitung von Blasinstrumenten erkenntlich zeigte. Vor allen Dingen war er aber in Paris und Versailles für die Hebung der französischen Militärmusik thätig: 1856 wurde er zum stimmberechtigten Schriftführer und Berichterstatter der Prüfungscommission für die Militärcapellmeister gewählt, und seine diesbezüglichen Verdienste wurden durch die Ernennung zum Offizier der Ehrenlegion anerkannt. Mit gleicher Hingebung wirkte er als Mitglied des Studienausschusses des pariser Conservatoriums und bei all den vielfachen Gelegenheiten (Ausstellungen, Preisvertheilungen u. s. w.), wo man seine Kenntnisse und reichen Erfahrungen bedurfte. Insbesondere nahm er sich der Orphéonisten an und suchte den volksthümlichen Chorgesang durch lebendige Interessenahme an den Leistungen der Orphéonisten, wie durch Compositionen für dieselben zu fördern.

Die gleiche wohlwollende und entgegenkommende freundliche Gesinnung bewies er gegen jedes Talent, besonders aber auch gegen auswärtige deutsche Künstler und Musikgelehrte, denen sein Salon jederzeit geöffnet war. Eine schmerzliche Lücke in den Kreis seiner vertrautesten Freunde riß der Tod Meyerbeer's (1864), durch den Kastner tief erschüttert wurde. Selbst seine Gesundheit schien durch die seelischen Aufregungen angegriffen. Nach seiner Genesung begannen in Paris die Vorarbeiten zu der großen Weltausstellung (1867); Kastner gehörte unter anderm dem Comité de la composition musicale wie auch dem Comité de l'exécution musicale, in letzterer Hinsicht als Vicepräsident der dritten Abtheilung (Fanfares et musiques d'harmonie) an. In dieser Eigenschaft traf er die Vorbereitungen zu dem Concours européen de musiques militaires, der am 21. Juli im Industriepalast vor 20000 Zuhörern stattfand und an dem sich preußischerseits bekanntlich der Director der Gardemusikcapellen F. W. Wieprecht mit einem Musikcorps von 85 Musikern betheiligte. Oesterreich, Preußen und die Garde de Paris erhielten den ersten Preis. Die großen Anstrengungen, mit denen seine Thätigkeit während der aufregenden Zeit der Weltausstellung verknüpft war, eine anderweitige, unermüdliche Thätigkeit als Mitglied des Prüfungsausschusses des Conservatoriums und so manche Kränkungen und Unbillen, die ihm im Verlauf jenes Concours européen de musiques militaires widerfahren waren, beschworen mit verstärkter Heftigkeit ein Uebel herauf, das Kastner bereits in der Kindheit manche beunruhigende Stunde verursacht hatte: es war ein Herzleiden, dem der treffliche, unermüdlich schaffende Mann im verhältnißmäßig noch rüstigen Alter schließlich am 19. December 1867 erlag. Auf dem Père-Lachaise fand der treffliche Künstler und liebenswürdige Mensch seine letzte Ruhestätte, wenige Schritte von seinem geliebten Lehrer Reicha entfernt.

War es Kastner auch nicht beschieden, auf dem Gebiet der Composition irgendwelche über das Maß des Interessanten hinausgehende Erfolge zu erringen, so war doch sein Streben anerkennenswerth: seine schriftstellerische Thätigkeit aber ist namentlich nach der historischen Seite hin eine hoch achtbare; sie sichert ihm eine dauernde und angesehene Stellung in der Musikgeschichte. Seine Verdienste auf diesem Gebiet gehen über die Schranken der Nationalität weit hinaus und haben eine allgemein wissenschaftliche Bedeutung, die kein Volk bereitwilliger und selbstloser anerkennt und würdigt als die deutsche Nation.

Der Sohn Kastner's, Friedrich Kastner, war Physiker und der Erfinder des Pyrophons, jenes orgelähnlichen Instrumentes, dessen Töne durch „singende" Wasserstoffgasflammen erzeugt werden. Derselbe ist bereits am 6. April 1882 seinem Vater in die Ewigkeit gefolgt.

Das Gedächtniß dieser beiden Männer zu verherrlichen, ihnen ein Epitaphium familiare in dem Werke zu setzen, ist die Hauptaufgabe, die dem Verfasser anscheinend gestellt war. Er hat sie mit vollster Hingebung an die Familie und edelster Pietät gelöst. Dies uneingeschränkte Lob enthält aber auch zugleich die schärfste Kritik dieses Familienbuchs, wenn anders die Uebergabe desselben an

die Oeffentlichkeit richtig in der Weise gedeutet wird, daß das Buch auch den Anspruch erhebt, nicht blos Familiengeschichte zu enthalten, sondern auch ein Baustein zur Culturgeschichte des Elsasses und zur allgemeinen Musikgeschichte zu sein. Die letztgenannte Disciplin kann das Buch unmöglich in jeder Beziehung zu den hervorragenden Werken rechnen: dazu fehlt dem Verfasser das fachmännisch gebildete, nicht voreingenommene und auf specieller und eigenster musikalischer Anschauung fußende Urtheil über Kastner's musikalische Productionen. Er begnügt sich zumeist, bei Besprechung der Compositionen Kastner's Zeugnisse gleichzeitiger zum Theil mit dem Componisten befreundeter Autoritäten beizubringen, und wo er ein eigenes Urtheil fällt, wie III, 8 („in Frankreich war die Musik . . zu Beethoven's Wunderfähigkeit gelangt") oder I, 295, wo Rossini's „Tell" und „Robert der Teufel" deutsche Opern genannt werden, nicht minder die Heranziehung jenes Vergleichs der „Neunten" mit der Ouverture zum „Dernier Roi" — da erscheint das Urtheil doch zum mindesten sehr wenig richtig.

Ueber die Weitläufigkeit der Darstellung ist bereits oben gesprochen. Das unendlich reiche Material, welches der Verfasser in den Anmerkungen am Schlusse der einzelnen Bände niedergelegt hat, ist von bleibendem Werth für die Musikgeschichte. Leider wird es bei dem großen Umfange und der schweren Zugänglichkeit des kostspieligen Werkes die wünschenswerthe Berücksichtigung kaum finden können. Schließlich darf man nicht verschweigen, daß der Stil stellenweise den Eindruck des Buches sehr abschwächt. Die Constructionen sind oft viel mehr griechisch als deutsch und an Schwerfälligkeiten und Gezwungenheiten im Ausdruck ist kein Mangel. Bewundernswerth ist die äußere Ausstattung. Sie macht das Werk zu einem buchhändlerischen, beziehungsweise typographischen Kunsterzeugniß, das der berühmten Verlagshandlung die größte Ehre macht. Die besten Erzeugnisse der Renaissance aus der Sammlung Georg Hirth's in München sind zur Randeinfassung, zu Initialen und Schlußvignetten verwendet. Eine treffliche Kupferradirung von Krauskopf, das Portrait Kastner's darstellend, mehrere ausgezeichnete Photolithographien und Facsimile von Briefen Reicha's, Paer's, Meyerbeer's Berlioz', A. von Humboldt's in trefflich ausgeführtem Lichtdruck geben dem Buche ein erhöhtes Interesse.

H. Reimann.

Neue dramatische Werke.

1. Klotilde, die Pilgerin von Lourdes. Volksspauspiel in fünf Aufzügen von Robert Weißenhofer. Linz, Ebenhöch. 1887. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser dieses Volksschauspiels ist Benedictiner-Ordenspriester, gehörte also einem Orden an, der von jeher in dem Rufe großer Gelehrtheit stand. Er führt sich selbst als Dichter ein, was bei diesem Volksschauspiel ziemlich gewagt ist, wenngleich die Bezeichnung Dichter leider oft genug sich als Misbrauch constatiren läßt. Den Lourde'schen Wunderhumbug in vollem Ernste für Wahrheit auszugeben und die Hallucinationen eines hysterischen Frauenzimmers gewissermaßen zu glorificiren; nicht blos Engel mitspielen zu lassen, das geschieht ja anderweitig auch, sondern auch die unbefleckte Empfängniß personificirt als Heldin des Stückes auf- und einzuführen, um dem Ganzen die Weihe zu geben, und das alles am Ausgange des 19. Jahrhunderts: das erscheint uns doch zu stark. Und dieses schlecht erfundene Märchen als Volksschauspiel der Oeffentlichkeit zu übergeben, das ist nicht nur ein keckes Wagniß sondern beweist auch, wie gering der Verfasser die Intelligenz des großen Publikums, für das doch ein Volksschauspiel bestimmt ist, schätzt. Da jetzt in Deutschland vieles möglich ist, besonders auf religiösem Gebiet, gehört die Aufführung nicht zu den ganz unmöglichen Dingen, und wir sehen vielleicht die Pilgerin von Lourdes über irgendeine obscure deutsche Bühne wallfahrten.

Religiösen Zwecken dienen:

2. Die Geburt Christi. Weihnachtsspiel in sieben Bildern von Wilhelm Hosäus. Paderborn, Kleine. 1886. 8. 60 Pf.
3. Die Auferstehung Christi. Ein Osterspiel von Wilhelm Hosäus. Paderborn, Kleine.

Es ist unmöglich, diese Spiele ernsthaft zu nehmen, die uns fast hypernaiv anmuthen und selbst des allerbescheidensten poetischen Schmuckes entbehren. Es scheint als ob das Drama auf seinem Bildungsgange wieder an seinem Ausgangspunkte, den Mysterien, angekommen sei; nur lassen diese modernen Mysterien das drastisch urwüchsige Element der alten vermissen, ohne irgendeinen Ersatz dafür zu bieten. Zur Aufführung durch Kinder nicht harmlos genug und für Erwachsene zu kindlich, da selbst das symbolisirende Moment nicht schön und deutlich genug darin in die Erscheinung tritt, sind sie nichts weiter als eine müßige Spielerei mit ernsthaften Dingen. In dem Osterspiel läßt der Verfasser sogar Christus als den eigentlichen Helden des Spiels auftreten, aber leider ohne Weihe und Erhabenheit. Im Vollgefühl dessen scheint er für den Darsteller dieser Rolle die Vorschrift gemacht zu haben: „den Herrn nur zu bezeichnen, nicht ihn selbst zu spielen". Eine nicht allzu leichte Aufgabe, selbst für einen guten Schauspieler. Für beide Festspiele dürfte es das beste sein, wenn sie überhaupt nur bezeichnet, nicht

gespielt würden. Wir können dieselben nur als zweck- und werthlos bezeichnen.

Eine Gelegenheitsdichtung besserer Art ist:

4. Neues Leben. Ein Weihefestspiel von E. Schrader. Insterburg, Roddewig. 1887. Gr. 8. 1 M.

Allerdings nur eine Gelegenheitsdichtung, der ein localer Zweck zu Grunde liegt und welche allgemeine Interessen nicht anregt, aber deren Verfasser poetische Begabung und sogar Spuren von dramatischem Talent besitzt. Dies gab uns auch Veranlassung, des Werkchens flüchtig zu erwähnen.

Eine dramatische Arbeit besserer Art ist:

5. O Julius! Lustspiel in drei Acten von Arpád von Berczik. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Adolf Kohut. Leipzig-Reudnitz, O. Schmidt.

„O Julius!" ist zwar kein Lustspiel, sondern nur ein Schwank, jedoch ein Schwank besserer Art, der nur hier und da den Anlauf zu einem Lustspiel nimmt, wie beispielsweise in der fünften Scene des zweiten Acts. Zu einem Lustspiel besserer Art ist die an und für sich unbedeutende Fabel, sind die Motive nicht geeignet, die obendrein zu flüchtig verarbeitet sind. Dagegen ist die Charakterzeichnung eine ziemlich gelungene und bietet sogar Originale; der Dialog ist gewandt und stellenweise scharf pointirt; der Gang der Handlung verläuft schnell und ohne Stockung, sodaß dem Werke die Bühnen die Aufnahme nicht versagen werden. Die mit unterlaufenden Unwahrscheinlichkeiten sieht man dem Schwank nach, der den Vorzug besitzt, Trivialitäten möglichst zu vermeiden.

Ein erfreuliches Talent verräth:

6. Die List der Liebe. Komödie in fünf Aufzügen frei nach Motiven des Lope de Vega von Eduard von Bamberg. Halle, Beyer u. Ronnger. 1887. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die Motive dieser Liebeslist erinnern allerdings fast in jedem Auftritt mehr an Moreto's „Donna Diana" als an „Lope de Vega", ja es ist diese Erinnerung sogar eine sehr aufdringliche, nur daß statt einer zwei Dianen im Mittelgrunde der Handlung stehen. Daß ein hypochondrischer Prinz als Diener verkleidet das Herz einer schönen jungen Königin zu gewinnen sucht, erscheint doch ein wenig gewagt und erinnert an das Märchenland, wo dergleichen Dinge, ohne Aufsehen zu erregen, geschehen durften, aber auf dem Boden der Wirklichkeit ist das geforderte Herabsteigen einer Königin zu einem Diener eine starke Zumuthung, selbst wenn dieser Diener alle Vorzüge männlicher Schönheit besitzt. Wir wollen gern zugeben, und es ist sogar durch Beispiele festgestellt, daß sich auch eine Königin in einen Diener verlieben kann, aber dann doch nur im Verschwiegenen und unter dem Deckmantel des Geheimnisses; daß sie das jedoch vor aller Welt thut, das anzunehmen darf sich nur die dichterische Freiheit erlauben. Wir finden es deshalb auch sehr begreiflich, daß die verliebte Königin das Herausschlüpfen des Prinzen aus der Dienermaske als einen erlösenden Moment empfindet. Perin-Ramon vermittelt die durcheinanderlaufenden Liebesangelegenheiten, seine eigene inbegriffen, witzig und gewandt und führt die ziemlich verworrene Geschichte schließlich zum guten Ende. Es laufen zwar unwahrscheinliche und unmögliche Dinge mit unter; es fehlt auch nicht an Gemeinplätzen und trivialen Wendungen; es mangeln dem dichterischen Schmucke selbst fremde Federn nicht; die beiden ersten Akte versinken fast in einen Schwall von Worten, welche die Handlung aufhalten: aber trotz alledem stecken Poesie und dramatisches Geschick in dem Werke, dem nur sein allzufestes Anlehnen an „Donna Diana" zum Nachtheil gereicht. Ohne Zweifel hat die deutsche Bühne von dem Verfasser Gutes und vor allen Dingen Originales zu erwarten.

Eine Biographie in dramatischer Form bietet:

7. Gotthelf Greiner. Historisches Volksstück in fünf Acten von A. Fleischmann. Saalfeld, Niese. 1887. 8. 1 M. 25 Pf.

Zu einem Drama fehlen diesem Volksstück in erster Reihe ein fester Kern und Mittelpunkt und eine logisch zusammengeschlossene Handlung, eine geschickt erfundene Fabel. Das ganze Stück zerflattert in Scenen und Tableaus, deren viele nicht ohne dramatisches Geschick entworfen und ausgeführt sind, denen aber der verbindende Faden fehlt, um ein Ganzes zu bilden. Der Ton der Zeit und die Culturfärbung derselben sind als gelungen zu bezeichnen, aber das Werk ist eben kein Volksstück und hat, abgesehen von der Unmöglichkeit seiner Aufführung als zusammenhängendes Ganze ein zu streng locales Colorit, um das allgemeine Interesse zu erregen. Der Gründer der Porzellanindustrie Thüringens besitzt ohne Zweifel große Verdienste um sein engeres Vaterland; aber er kann deshalb nicht zu einer bedeutenden historischen Person erhoben werden. Greiner's Erlebnissen fehlt der große Zug; alles verläuft kleinlich und kümmerlich und wird mit Demuth und Geduld ertragen. Daraus läßt sich kein Drama gestalten, welches erschüttert und erhebt. Die Bühne wird aus diesem Volksstück wenig Nutzen ziehen; wol aber bietet die Lektüre desselben dem Leser ein recht gutes culturgeschichtliches Zeitbild.

Eine Dilettantenarbeit in der umfassendsten Bedeutung des Wortes ist:

8. König Rudolf. Trauerspiel in fünf Acten von Adolf Vogeler. Minden, Bruns. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Trauerspiel ist ohne Zweifel ein Versuch, denn es offenbart sich darin ein unsicheres Tasten in Wort und Form. Der an sich große historische Vorwurf mit seinen machtvollen tragischen Motiven wird wie leichtes Kinderspielzeug behandelt. Wie etwa schwache unsichere Hände mit schweren Gegenständen zu spielen versuchen, so ergeht es in diesem Trauerspiel der dramatischen Kunstform, und dieser spielende unsichere Versuch setzt sich sogar in der Sprache fort und bildet poetische Figuren, die nicht nur seltsam, sondern geradezu unglaublich erscheinen. Wir könnten davon eine recht ergötzliche Blumenlese bieten,

wollen dies jedoch unterlassen, weil der Verfasser vielleicht doch in Zukunft Besseres zu schaffen vermag, wie aus Einzelheiten seines Werkes hervorgeht. Vorläufig läßt derselbe den großen historischen Blick, Reife des Urtheils, Welterfahrung, überhaupt alles das vermissen, was den dramatischen Dichter macht.

Erfreuliches dramatisches und poetisches Talent bekundet:

9. Anna Boleyn. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von L. Heiden. Fürth, Eßmann. 1887. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Es sind starke tragische Motive, welche die Handlung dieses Trauerspiels stützen und tragen, die allerdings stellenweise noch eine sorgfältigere Verarbeitung vermissen lassen; überhaupt ist noch sehr viel Ueberschäumendes und Brausendes in dem Werke enthalten, was noch der Reife entgegenharrt; wir hielten das jedoch für ein gutes Zeichen, weil es für das ursprüngliche Talent des Verfassers spricht. Die Handlung ist ohne Episodenwerk eng zusammengeschlossen und nimmt einen raschen Verlauf; sie ist wie die Diction knapp, ja zu knapp, sodaß man stellenweise die Empfindung hat, als müsse noch etwas hinzugefügt werden, um aus dem Unfertigen herauszukommen. Auch die Charakterzeichnung ist recht gut. Der brutale Tyrann Heinrich VIII. ist geschichtlich treu geschildert, und Anna Boleyn ist ein helles Bild auf blutig dunklem Hintergrunde. Die Sprache ist von Poesie durchweht, frisch im Ausdruck und voll dramatischer Schlagkraft; nur könnte sie stellenweise sorgfältiger ausgefeilt sein. Das Trauerspiel ist einfach aufgebaut, dabei jedoch voll starker Effecte und bietet der Aufführung keinerlei sceuische Schwierigkeiten. Seine Bühnenwirksamkeit ist nicht zu bezweifeln. Erinnert auch der fünfte Act an die Schlußscene in Schiller's „Don Carlos", so muß er doch mächtige Wirkung erzielen und Furcht und Mitleid in hohem Maße wachrufen. Im ganzen können wir das Trauerspiel den deutschen Bühnen zur Aufführung empfehlen.

Eine dramatische Arbeit, für welche uns jede treffende Bezeichnung fehlt, ist:

10. Dolores. Drama in vier Aufzügen von Hans von Basedow. Leipzig, Mutze. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Dem Verfasser ist in diesem Drama der Versuch gelungen, die Sittendramen der Franzosen noch zu überbieten und wir glauben fast, daß er in einer Anwandlung sittlichen Schuldgefühls zu den Helden seines in Berlin beginnenden Dramas vorzugsweise Franzosen gewählt hat. Im Vorgrunde der Handlung, als die Hauptheldin steht Dolores, eine bereits dem Matronenalter nahe Dame, deren Herz aber noch voll Liebesglut und Eifersucht ist. Gegen diese Dolores sind die Dame mit den Camelien und die neue Magdalena unschuldvolle Engel. Es ist fast unglaublich, was wir aus ihrem eigenen Munde über ihren Lebenslauf und ihre wechselnden Schicksalswendungen erfahren; nicht blos keusche Ohren, sondern ein nur einigermaßen lauteres sittliches Empfinden würden sich mit Entrüstung und Ekel abwenden. Mit welcher Offenheit Dolores den Schleier von ihren sittlichen Verhältnissen hinwegzieht und ihre moralischen Blößen aufdeckt; das geht fast über die Grenzen des Möglichen hinaus und ist Gemeinheit mit einer Dosis krankhafter Sentimentalität gemischt. Diese „Dolores" ist aus Sensationsmotiven der crassesten Art zusammengefügt, ausreichend genug, um daraus einen Colportageroman allergewöhnlichster Sorte zu bilden. Wir würden kein Wort über dieses dramatische Monstrum verlieren, wenn sich darin nicht ein gewisses scenisches Geschick verriethe, welches einer bessern Sache würdig ist. Daß keine der deutschen Bühnen, die noch eine Spur des Bewußtseins ihrer sittlichen Aufgabe besitzt, sich an die Aufführung dieses Dramas wagen wird, ist zweifellos.

Dem Werke eines Dichters von Gottes Gnaden begegnen wir in:

11. Stahl und Stein. Volksstück mit Gesang in drei Acten von Ludwig Anzengruber. Dresden, Pierson. 1887. 8. 2 M.

In Wahrheit ein echtes Volksstück, das sich zu der Mehrzahl der Dramen, welche die stolze Bezeichnung Volksstück an der Stirn tragen, verhält, wie der geschliffene Diamant zum rohen Kieselstein. Es ist eine Tragödie aus dem Volksleben, auf einer gut erfundenen Fabel schön und mit sicherer Meisterhand aufgebaut und von ebenso ergreifender wie tief erschütternder Wirkung, ein Bild aus der Wirklichkeit mit idealer Perspective. Das Drama enthält keine Spur von Raffinement, keine gesuchten Effecte; die Handlung verläuft scheinbar einfach, aber fesselt mächtig und nimmt unser ganzes Interesse gefangen. Lebhaft bedauern können wir nur, daß das Volksstück im Dialect geschrieben ist, also nur einen eng begrenzten Wirkungskreis hat. Der deutsche dramatische Dichter, der Beruf und Talent in so hohem Maße besitzt wie Ludwig Anzengruber, soll seine Werke für das ganze deutsche Volk in dem vollen Wohllaut und der Reinheit der schönen deutschen Sprache dichten, nicht in einem Dialect, der nur einem Bruchtheil verständlich ist. Trotzdem müssen wir das Volksstück als ein gutes anerkennen und der deutschen Bühne als solches zur Aufführung empfehlen.

Ein von seinem Erscheinen an vielbestrittenes Werk ist:

12. Der schwarze Schleier. Schauspiel in vier Acten von Oskar Blumenthal. Dresden, Pierson. 1887. 8. 2 M.

Auch wir, die wir Blumenthal als geistreichen Schriftsteller, glänzenden Stilisten, witzigen Kopf, vor allem jedoch als scharfsinnigen, unnachsichtigen Kritiker bereitwillig anerkennen, vermögen leider in diesem „schwarzen Schleier" nur einen dramatischen Fehlgriff zu erblicken, der zwar schriftstellerische Vorzüge besitzt, aber wenig dramatische aufzuweisen vermag. Der erste Act, den eine öffentliche Gerichtsverhandlung ausfüllt und der mit großem Raffinement auf den Effect zugespitzt ist, vermag trotzdem ein über die bloße Neugier und Schaulust hinausgehendes

höheres Interesse nicht wachzurufen. Wir hören mit einigen Varianten nur bekannte Dinge, die uns eben nur äußerlich anregen, durchaus nichts, was unsern innern Menschen erfaßt. Es klingt zwar dumpf und leise aus der Verhandlung ein Motiv heraus, das den Grundaccord des Schauspiels bilden soll, die gegenseitige Liebe zwischen der Gräfin Wolfshagen und Gerhard von Brügge; aber wir gewinnen keine Klarheit darüber, wir glauben nicht daran, weil dies Gefühl bei beiden nicht in die Erscheinung getreten, sondern nur unausgesprochener Wunsch, Traum der Sehnsucht geblieben ist. In diesem Acte geht alles sehr correct zu, aber es zieht ein kalter Hauch durch die Handlung, der uns bis in das Herz hinein durchfröstelt. Auch vermissen wir darin wie in dem ganzen Schauspiel jenes unsagbare Etwas, was die tragische Empfindung hervorruft, und was uns aus der Handlung entgegenwehen soll, wie der Duft aus dem Blumenkelche. Der Dialog des Schauspiels zeigt alle gerühmten Vorzüge des Verfassers; er ist fein ausgearbeitet, pikant, geistreich, aber glatt und kühl wie eine künstliche Blume, welcher Schmelz und Duft fehlen. Seitdem der Realismus sich vorzugsweise der deutschen Bühne bemächtigt hat und den Idealismus in den verborgensten Winkel zurückdrängte, sucht man im Theater vergebens nach einer Ausbeute für Herz und Gemüth. Die Dramen der Realisten kennen derartigen Luxus nicht, wie eine sinnreiche Sentenz, einen guten und treffenden Gedanken in schöner Form, wie er in den Dramen höhern Stils der Idealisten zu finden. Es ist zwar saubere und feine Arbeit, welche die Herren der realistischen Schule zum Theil für die Bühne liefern, aber es mangelt ihr zumeist der beseelende Hauch der Poesie. Sie ist nur Modearbeit für den Tag, für das Heute gemacht, um morgen schon vergessen zu werden. Sie füllt die Börse, aber verödet das Herz.

„Der schwarze Schleier" bildet keine Ausnahme. Es ist kein Bau, der, auf dem sichern Grunde eines starken, dramatischen Motivs ruhend, in plastischer Schönheit emporstrebt, sondern eine dramatische Mosaikarbeit, ein Vielerlei, das aus einer lose verbundenen Scenenreihe besteht. Einzelne dieser Scenen würden sogar einem Lustspiel alle Ehre machen, wie beispielsweise die Scene zwischen dem verbummelten Studenten Heinz, der sonst im Leben weiter nichts zu thun hat, und der naiven Clarisse, die für ein Mädchen bevorzugteren Standes sich allerdings ein wenig bedenklich über ihren Daseinsberuf ausspricht: „Womit wir jungen Mädchen unsere Zeit zubringen? Auf Liebe warten — das ist unser ganzer Lebensinhalt."

Das Schauspiel wird fraglos bei guter Darstellung und Inscenirung das Publikum bestechen und wie eine geistreiche Conversation unterhalten, aber es wird weder Begeisterung erwecken, noch die Herzen mit dem Strahl wahrer tiefer Leidenschaft durchlodern und erglühen lassen. Es ist das saubere Werk eines geistvollen Schriftstellers, aber als die Schöpfung eines dramatischen Dichters kann man dasselbe nur als verfehlt bezeichnen.

Karl Nissel.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Erich Schmidt hat in Dresden in den Papieren des Obersten von Goechhausen, eines Verwandten der sarkastischen weimarischen Hofdame, eine Abschrift des ursprünglichen Manuscripts von Goethe's „Faust" gefunden, in der Gestalt, wie ihn Goethe in Frankfurt geschrieben und 1775 nach Weimar mitgebracht hat. Eine Menge Fragen, über die sich die Goethe-Gelehrten und Faustforscher den Kopf zerbrachen, sind nun endgültig entschieden zur Freude derjenigen, welche die jetzt siegreiche Conjectur vertreten haben. Die Gretchentragödie, der vorzugsweise dramatische Theil des Faust, hatte vor allem Gretchen's jugendliche Liebe und Schaffensfreude auf sich concentrirt. In den Gretchenscenen ist alles frischer, kecker und der derbe Stil der Stürmer und Dränger prägt sich darin aus. Die in Prosa geschriebene Kerkerscene soll, nach dem Urtheil von Erich Schmidt, eine unvergleichliche Conception voll Zartheit und Gewalt und der spätern Fassung an unmittelbarer schlichter Naturkraft überlegen sein. Wenn Scherer den Valentin eine Jugendgestalt Goethe's nennt, so hat er in der Hauptsache recht behalten. Das Manuscript enthält zwanzig Scenen, theils in völlig abweichender Fassung, theils nur durch eine Fülle kleinerer Varianten von dem Bekannten unterscheiden. Außer der Gretchentragödie finden sich vier Scenen, die vor dem Auftreten Gretchen's spielen: Faust's Monolog und der Auftritt mit dem Erdgeist und mit Wagner, die Scene zwischen Mephisto und den Studenten, ein etwas unreifes, seitenlanges Geplauder aus dem Studentenleben, Auerbach's Keller, höchst studentisch, derb und ungehobelt, weit zurückstehend hinter der spätern Redaction, voll der tollsten ungenirtesten Metaphern und Wortspiele, und dann eine kurze vierzeilige Scene vor dem Kreuz an der Landstraße. Es fehlt also in diesem ursprünglichen Faustgedicht die Einführung des Mephisto, der Selbstmordplan des Faust, der Osterspaziergang, dessen spätere Entstehung schon Scherer behauptet hat; es fehlen alle Scenen zwischen Mephisto und Faust bis zu ihrem Erscheinen in Auerbach's Keller. Jedenfalls beweist der neue Goethe-Fund, wieviel überflüssigen Scharfsinn die Goethe-Forschung bisher verschwendet und wie oft sie sich auf Holzwegen befunden hat.

— Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", Herausgeber Rudolf Virchow und Fr. von Holtzendorff (Hamburg, J. F. Richter), liegen uns vor Heft 11 und 12 der Neuen Folge (Erste Serie), welche die Themen enthalten: „Die Pflanzenwelt Norddeutschlands in den verschiedenen Zeitepochen, besonders seit der Eiszeit", von H. Potonié; „Franz Lieber, ein Bürger zweier Welten", von Hugo Preuß. Hierzu kommen Heft 1 und 2 der Neuen Folge (Zweite Serie) desselben Verlags: „Wilhelm Tell, in Prosa und Wirklichkeit", von J. Nover; „Die Stenographie, nach Geschichte und Wesen", von Hans Moser. Hieran reihen sich mehrere Nummern der „Deutschen Zeit- und Streitfragen" (Herausgeber: Franz von Holtzendorff). Aus dem ersten Jahrgang der Neuen Folge heben wir die umfänglichen und gediegenen Abhandlungen hervor: „Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwickelungsgange", von J. F. Ahrens; „Die vier Evangelien

nach dem gegenwärtigen Stande der Evangelienkritik", von Wilhelm Brückner. Aus dem zweiten Jahrgang der Neuen Folge ist anzuführen: „Der internationale Schutz des Urheberrechts", von Aloys von Orelli.

— Aus der Flugschriftensammlung „Gegen den Strom" (Wien, Graeser) haben wir zu nennen das vierzehnte und funfzehnte Heft mit den Themen: „Das Zeitalter der Deutlichkeit", „Die Corruption im Kleinen". Wir gestehen, daß wir je länger je mehr der Tendenz und den Verfassern dieser literarischen Geiselungen sympathisch gegenüberstehen. Eine Fülle von umfassenden Kenntnissen, feinste Durchbildung, Betonen einer wahrhaft gesunden Sittlichkeit gibt sich überall kund; die Stilisirung ist geistreich und zündend. Ueber welch ein Geisteskapital gebieten doch noch immer die Deutsch-Oesterreicher! Aus der Fülle treffender Bemerkungen wollen wir hier nur eine herausheben: „Heute herrscht die kritische Methode, d. h. die Manie zu verdeutlichen und zu individualisiren. Sie steht zum Kunstprincip, welches zum Allgemeinen, zu den Idealen fortschreitet, im vollkommenen Gegensatz. Und da jede Zeit die Kunst hat, welche sie verdient, so ist die crasse Deutlichkeit nicht nur das Hauptmerkmal unsers Lebens, sondern auch unserer Kunst. Der Naturalismus ist nur Deutlichkeit in höchster Potenz. Die Professorenromane eines Ebers und seiner Schule sickern mühsam durch den dürren Sand prosaischer Deutlichkeit; unsere Lieder werden von den heutigen Componisten musikalisch tätowirt; die classischen Symphonien wurden von den Meiningern unter Hans von Bülow mit anatomischer Gewissenhaftigkeit zerlegt; die Deutlichkeit fördert unzählige Stilarten, aber keinen großen Stil."

— Hugo Riemann, Lehrer am Conversatorium zu Hamburg, hat die Summe seiner zahlreichen Schriften wieder vermehrt. Im Verlage von C. A. Koch in Leipzig hat er 1887 erscheinen lassen ein „Opern-Handbuch". Er denkt sich dasselbe als nothwendiges Supplement zu jedem Musiklexikon, und hat es darum zu einem Repertorium der dramatisch-musikalischen Literatur gestaltet. Alle Opern, Operetten, Ballette, Melodramen, Pantomimen, Oratorien, Cantaten u. s. w. werden in alphabetischer Reihenfolge mit einer staunenswerthen Belesenheit aufgeführt. Es ist uns unfaßlich, wie der Verfasser das alles hat zusammentragen können. Für Musikreferenten thut sich hier eine Quelle großer Gelehrsamkeit auf; Capellmeister und Regisseure, Bibliothekare u. s. w. werden Riemann's „Opern-Handbuch" hinfort nicht entbehren können. Aber auch der Historiker und Aesthetiker ersieht daraus mit der größten Verwunderung, was eigentlich alles bisher in Musik gesetzt worden ist und — was aus dieser musikalischen Sündflut in die Arche Noah gerettet worden ist: das Minimum eines Minimums. Sic transit gloria mundi!

— In zweiter Auflage sind erschienen die „Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen von Jürgen Bona Meyer" (Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur). Der bekannte Verfasser hat sich darin über folgende Themen verbreitet: „Erziehungsweisheit im Sprichwort", „Wesen und Werth des kindlichen Spiels", „Naturanlage und Berufswahl", „Genie und Talent", „Wesen und Werth der Einbildungskraft", „Gedächtniß und Gedächtnißpflege", „Die Geschmacks- und Geniemoral", „Die Nothlüge und die Collision der Pflichten", „Wesen und Bedeutung des Mitleids", „Weltlust und Weltleid", „Werth und Ehre der Arbeit", „Gute und schlechte Zeiten", „Der Fortschritt der Menschheit in unserer Zeit". Man sieht, es sind lauter interessante, zum Theil schwierige Fragen, welche hier behandelt werden. J. B. Meyer thut dies in seiner bekannten sachgemäßen, populär-wissenschaftlichen, ruhigen Weise. Er trifft den Ton des Essay ohne fühlbare Anstrengung, verbindet umfassende Sachkenntniß mit großer Schärfe der Unterscheidungen, und erreicht stets bei seinen Erörterungen ein bestimmtes, greifbares Ergebniß. Im übrigen überhebt uns der Name des Verfassers sowie der Verlagsfirma jeder weitern Empfehlung dieser zweiten Auflage.

— Otto Knille hat bei Gebr. Paetel in Berlin veröffentlicht: „Grübeleien eines Malers über seine Kunst". Er erweist sich als einen kunstgeschichtlich und ästhetisch ganz besonders geschulten Maler, dessen ausgereifte Urtheile meistens überzeugend und wohlthuend wirken. Die bisherige Entwickelung dieser Kunst geht er durch, um die maßgebenden Gesichtspunkte für die Fortbildung und Ziele der heutigen Malerei zu gewinnen. Wir wünschen dieses Büchlein in den Händen recht vieler Kunstgenossen des Verfassers zu sehen; sie lassen sich ja von einem Mitgliede der Zunft viel lieber belehren als von einem Kunsthistoriker.

Berichtigung.

In Nr. 23 d. Bl. S. 358, Z. 34 v. o. lies Guidi statt Gridi.

Bibliographie.

Bleibtreu, C., Vaterland. Drei Dramen. (Harold der Sachse. Drama. — Der Dämon. Tragödie. — Volk und Vaterland. Sociales Schauspiel.) Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Deutschland-Oesterreich und Russland. Eine politische Studie von einem Westslaven. Prag, Otto. 8. 2 M.

Fiedler, C., Der Ursprung der künstlerischen Thätigkeit. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Friedrichs, H., Lebensbilder. Neue Dichtungen. Zürich, Verlags-Magazin. 12. 2 M. 50 Pf.

Gopčević, S., Kriegsgeschichtliche Studien. 1ste u. 2te Reihe. Leipzig, Elischer. Gr. 8. 12 M.

Groß, F., Literarische Modelle und andere Geschichten. Berlin, S. Fischer Verl. 8. 2 M.

Hartleben, E., Zwei verschiedene Geschichten. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Hartmann, O., Nochmals zur Sempacher Frage. Historisch-kritische Studie. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 1 M.

Oswald Heer, Lebensbild eines schweizerischen Naturforschers. Otto Heer's Forscherarbeit und dessen Persönlichkeit. Von C. Schröter, unter Mitwirkung von G. Stierlin und G. Heer. Mit einem Vollbild in Farbendruck und zahlreichen Holzschnitten aus der „Urwelt der Schweiz" von O. Heer. 1ste Lfg. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Höhn, E., Der Handfertigkeits-Unterricht und die höheren Schulen. Leipzig, Fock. 4. 1 M.

Huber, F., Die Philosophie der Socialdemokratie. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 60 Pf.

Knille, O., Grübeleien eines Malers über seine Kunst. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 3 M.

Lomberg, O., Ueber Schulwanderungen. Langensalza, Beyer u. Söhne. 8. 80 Pf.

Metzger, E., Geographisch-statistisches Welt-Lexikon. 1ste Lfg. Stuttgart, Krais. Gr. 8. 50 Pf.

Müller, H., Griechische Reisen und Studien. 2 Tle. in 1 Bd. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 6 M.

Nath, M., Die Psychologie Hermann Lotzes in ihrem Verhältnis zu Herbart. Brandenburg. Gr. 4. 1 M.

Palais-Plaudereien aus Berlin. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 3 M.

Pecht, F., Geschichte der Münchener Kunst im 19. Jahrhundert. 1ste Lfg. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. Lex.-8. 1 M.

Rodenberg, J., Bilder aus dem Berliner Leben. Neue Folge. 1ste Ausg. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 5 M.

Sammlung naturwissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von E. Huth. 9tes Hft.: Der Bernstein, mit besonderer Berücksichtigung seiner Gewinnung in Ostpreussen. Von R. Bonn. Berlin, Friedländer u. Sohn. Gr. 8. 40 Pf.

Schomacker, Hanna, Bunte Märchen. Leipzig, Friedrich. 12. 3 M.

Schubin, O., Erlachhof. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 8 M.

Steger, G., Ein Cäsar. Rolf. Epische Dichtungen. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Streckfuß, A., Der Oberförster von Margrabowo. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 8 M.

Stricker, S., Ueber die wahren Ursachen. Eine Studie. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Teicher, F., Ueber Kriegspoesie. Ein Beitrag zur Betrachtung des Krieges von der idealen Seite. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wald-Zedtwitz, E. v., Wenn Frauen lieben. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Wengenmayr, F., Wandern und Stillesteh'n. Studien über den Umgang mit der Natur nach Erfahrung und Dichtung. Kempten, Kösel. 8. 2 M. 20 Pf.

Zieliński, G., Der Kirgise. Eine Erzählung, übersetzt von S. Ludomir. Holics. 16. 60 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 25. 23. Juni 1887.

Neue Dramen.

Es wird in Deutschland jedes Jahr eine große Masse von Dramen geschaffen, die meist sang- und klanglos der Vergessenheit anheim zu fallen pflegen. Die Ursache, warum das geschieht, ist hauptsächlich darin zu suchen, daß die Verfasser nicht vorsichtig genug in der Wahl der Stoffe sind und zu wenig „Die Technik des Dramas" von Freytag studirt haben. Das außerordentliche Genie bedarf allerdings der Regel nicht und gibt sich selbst Gesetze. Aber die alltägliche und gewöhnliche Begabung muß, um sich Geltung zu erringen, entschieden wenigstens nach der Schnur zu gestalten im Stande sein. Goethe's Hoffräulein im „Triumph der Empfindsamkeit" thut zwar den großen Ausspruch: „Auf dem deutschen Theater geht alles an", allein er wird nur in einer „dramatischen Grille" und von einer Person gethan, der das Theater blos als eine Liebhaberei erscheint. Der Mann von Beruf und Fach hat ernster darüber zu denken und sich strengere Rechenschaft über sein dramatisches Wirken abzulegen. Sehen wir genau zu, so werden wir leicht zu entdecken im Stande sein, daß auch wol eine bedeutende Befähigung der Bühne verloren gehen kann, weil sie rücksichtslos sich ihren Eingebungen überließ und der theatralischen Vorschriften spottete, während eine durchaus untergeordnete zu Ansehen und Ruf gelangt, lediglich, weil sie den Rahmen im Auge behielt, für den sie zu arbeiten sich entschlossen hatte. Hervorragende Dichter wie Ludwig Tieck, Achim von Arnim, Platen, Egon Ebert und viele andere blieben unaufgeführt, während poetische Mittelmäßigkeiten wie Ernst Raupach, Charlotte Birch-Pfeiffer, Karl Töpfer und ähnliche lange Zeit die Breter beherrschten. Diese Beherrschung war, wie wir einräumen müssen, wohl verdient, denn sie ergab sich aus der genauern Kenntniß der Scene und alles dessen, was darauf Erfolg zu erzielen vermögend ist.

Erfolg, man mag sagen, was man will, ist eine Grundbedingung der Schaubühne, und wo ihn nicht der Genius eines Schiller und Goethe erwirbt, da muß ihn die Routine eines Iffland und Kotzebue erwerben. Das haben die Dramatiker aller Völker und Zeiten sich vorzuhalten und nur, weil das so wenig geschieht, erhalten wir jene Menge von Bücherdramen, die lediglich erscheinen, um zu verschwinden.

Auch diesmal wieder liegt uns eine ganze Reihe derselben vor. Wie viel Arbeit, guter Wille, wie viel Begeisterung und wohlmeinende Absicht verpuffen in Versuchen, weil diese Versuche nicht wählerisch im Gegenstande, in der Ausgestaltung nicht systematisch genug ausgebildet sind! Wirklich bühnengerecht und wirksam bedünkt uns eigentlich nur:

1. Almenrausch und Edelweiß. Oberbairisches Charaktergemälde mit Gesang und Tanz in fünf Aufzügen mit theilweiser Benutzung der Erzählung des Dr. Hermann von Schmid von Hans Neuert. Augsburg, Schmid. 1886. 8. 1 M.

Hans Neuert, der allein und mit Ludwig Ganghofer im Verein schon manches verdienstliche Volksstück geliefert, liefert ein solches auch in dem vorgenannten „Charaktergemälde". Es ist ein Stück, das sozusagen Hand und Fuß hat und, aus dem vollen Leben herausgegriffen, den Menschen in seinem echt menschlichen Empfinden erfaßt. Dasselbe bietet nichts Neues, nichts Ueberraschendes, aber das Bekannte und bereits mehrfach Behandelte in ansprechender und gewinnender Form. Der Leser und Zuschauer ist gleich zu Hause darin und von den Leuten und Vorgängen gefesselt.

Die Haupthandlung ist sehr einfach: der Bühelbauer und sein Weib in der Ramsau haben einen Sohn Mentl, der als echter Gebirgssohn gern ein wenig wildert und überhaupt ein etwas toller Bursche ist. Er liebt Evi, eine schmucke Sennerin im Dienste des Vaters, die aber,

da die Aeltern, wie sie weiß, nie leiden werden, daß er sie heirathe, sich ablehnend gegen ihn verhält. Als der Vater, erzürnt über Mentl's Treiben, ihm bittere Vorwürfe darüber macht, verspricht dieser Besserung und vollständige Aenderung seines Lebenswandels, wenn man ihm Evi zur Frau gebe. Das aber wirft der Bühelbauer natürlich weit von sich, besonders auch deswegen, weil das Landgericht eine Eva Klostermeyer sucht, die ein uneheliches Kind ihrer Gemeinde hinterlassen hat und nun zu dessen Versorgung zurückgefordert wird. Es ist dies eine Base der Evi, aber, um ein für alle mal dem Handel zwischen sich und Mentl ein Ende zu machen, nimmt sie die Schuld auf sich. Kaum ist dies geschehen, so erscheint der Ortsbrigadier im Hause des Bühelbauer, um eine Verhaftung vorzunehmen. „Da nehmt's!" sagt der Bauer und deutet auf Evi. „Die da?" antwortet der Brigadier, „hab' noch koan Befehl dazua. Jetzt bin ich wegen des Mentl da."

Selbstverständlich ist die Ueberraschung groß und erschütternd. Der Bühelbauer muß erfahren, daß Wilderer den Revierjäger Gaberl in der vergangenen Nacht niedergestochen haben und Mentl der That verdächtig sei. Mentl leugnet, aber niemand glaubt ihm, nicht einmal der eigene Vater; die einzige Evi thut's, und sie bleibt bei diesem Glauben selbst, nachdem der wieder genesene Gaberl beschworen hat, daß Mentl es gewesen, der ihn tödlich verwundete und das Gericht denselben zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt hat.

Die Mutter stirbt aus Herzeleid „über die Schand'" und auch der stolze Bühelbauer wird kleinlaut. Evi, deren Herz sich mehr und mehr verräth und in Liebe zu dem Verurtheilten aufgeht, hofft dagegen unausgesetzt auf die endliche Entdeckung seiner Unschuld. Und diese Entdeckung erfolgt denn in der That. Quasi, ein ruchloser Widdieb, der bei Ausübung seines frevelhaften Handwerks auf den Tod verwundet wird, gesteht im Sterben, daß er es gewesen, der in nächtlicher Vermummung den Gaberl verletzt hat. Mentl kommt nun frei, und da sich jetzt auch erweist, daß Evi sich ein Vergehen gegen die Sittlichkeit unbegründet zur Last gelegt, so ist das Ende vom Liede, daß die Schwergeprüften in der öffentlichen Achtung hergestellt und ein glückliches Paar werden.

Alle diese Vorgänge spielen sich lebhaft und in hohem Grade charakteristisch ausgestaltet vor den Augen des Publikums ab. Allerdings ist eine Art von Bruch darin, daß Mentl in der ersten Hälfte des Stücks bereits ausscheidet und erst zum Schluß wieder zum Vorschein kommt. Der Verfasser weiß ihn indeß dadurch bestens zu bemänteln, daß er in die Lücke der einen verschwundenen Hauptperson ein paar andere schiebt, die erst in zweiter Reihe stehen, nun aber, in den Vordergrund geschoben, die Handlung glücklich weiter führen. Quasi hat eine andere Sennerin, Kordl mit Namen, eine Freundin der Evi, verführt und dann schändlich sitzen lassen. Der Hies vom Bühel, ein braver Mensch, nimmt sich ihrer an und weiß sie thatkräftig gegen die Schändlichkeiten ihres Verderbers so lange zu schützen, bis dieser in seiner Waghalsigkeit sich selbst ans Messer liefert. Ein drittes Paar, der Urbani von Pori und seine Zenzl, vervollständigen das Ganze und bilden in ihrer bäuerischen Urwüchsigkeit das heitere Gegenstück zu der tragischen Verwickelung, die, wie schon gesagt worden, überall nichts Außerordentliches bietet, aber überaus geschickt und bühnengerecht ausgestattet erscheint. Der Landschaftsmaler Reinthaler, der beinahe unvermittelt mit dem Gange der Begebenheiten bleibt, will uns allein als überflüssig in der Sache und als eine Personenbeigabe erscheinen, die besser weggeblieben wäre. Sie ist beinahe stereotyp in diesen Hochlandsvolksstücken und nur selten ein Hebel für deren Erfolg. Wo nur immer ein Stückchen Lorle auftaucht, da meint man auch sogleich ein Stückchen Reinhard daneben stellen zu müssen. Wir halten das jedoch einfach für eine schlechte dramatische Angewohnheit, die man Charlotte Birch-Pfeiffer abgesehen hat.

Diesem Volksschauspiel schließen wir den classischen

2. Aias. Tragödie in zwei Aufzügen nach Sophokles frei bearbeitet von Fritz Pichler. Wien, Staatsdruckerei. 1887.

an. Es freut uns sagen zu können, daß der fleißige, vielfach thätige Verfasser, der auch in Dramen schon sich verschiedene mal versucht hat, hier eine anerkennenswerthe Arbeit lieferte. Er hat das griechische Trauerspiel nicht allein gewandt in deutsche Jamben übertragen, sondern es auch im übrigen derart eingerichtet, daß es sich auf der modernen Bühne ganz wohl darstellen ließe.

Bekanntlich ward Aias rasend, weil man nach Achilleus' Tode vor Troia nicht ihm, sondern Odysseus die Waffenrüstung des Todten zuerkannte. Er war entschieden der würdigste dazu. Er hatte Hektor im ruhmvollen Zweikampf bestanden, das Heer durch seine heldenmüthige Vertheidigung der Schiffe gerettet und noch eben, allerdings mit Hülfe des Odysseus, dem Feinde die Leiche des Helden entrissen und auf seinen starken Schultern aus dem Kampfe ins Lager der Griechen zurückgebracht.

Er durfte mit Recht erwarten, von dem eingesetzten Areopag die Rüstung Achilleus' zugesprochen zu erhalten. Daß man den klugen und listigen, freilich zugleich auch sehr tapfern Odysseus ihm vorzog, versetzte ihn außer sich und in solche Wuth, daß er beschloß, alle Heeresfürsten der Griechen in einem gemeinsamen Blutbade umzubringen. Aber die Göttin Athene schlug ihn mit Wahnsinn, und in diesem wüthete er blutig gegen das Beutevieh hinter dem Lager, bis er, zur Besinnung gekommen, beschämt darüber ins eigene Schwert sich stürzte.

Sophokles hat diesen Vorgang in seiner Weise und nach altgriechischem Geschmack breit und umständlich ausgeführt. Athene und der Chor legen sich dabei besonders ausgiebig ins Mittel. Fritz Pichler faßt ihn modern dramatischer, indem er zugleich ihn uns menschlich näher bringt. Den bei Sophokles stumm auftretenden Sohn des Aias Eurysakes läßt er reden und benutzt denselben, um

mit ihm und seiner Mutter Tekmessa ein paar edel rührende und tief ergreifende Auftritte hervorzurufen. Auch daß Athene nur einmal erscheint und Aias sich gegen sie mit dem Goethe'schen Zorn des Prometheus auflehnt und durch diese Auflehnung sein tragisches Geschick heraufbeschwört, bedünkt uns eine gute und zweckmäßige Wendung der Sache. Wir lernen diese auf solche Weise besser begreifen und psychologisch erfassen. Dabei muß anerkannt werden, daß die Sprache eine zugleich möglichst kernhafte und schwungvolle ist. Wenige Stellen mögen dies belegen. Der erste Herold schließt z. B. eine längere Rede mit den Versen:

Bis Eos rosenfingerig erschließt
Des Ostens Schleier, sei bereit zum Fest.

Aias sagt beim Entlassen der Seinen:

Wenn — ihr scheidet
Thut's ohne Klage. Leid ist stumm. Drum schweiget.
Nur kleine Herzen brechen mit Geräusch.

Teukros aber gibt seinem Schmerz über Aias' Tod gegen die griechischen Fürsten folgenden beredten Ausdruck:

Ihr Männer da, genügt euch nun des Falles?
Wägt euern Antheil ab ein jeder Schütz;
Du Hand, du Haupt, du Herz, du hast ins Herz
Recht weidlich ihn getroffen. Hier nun schweigt er.
Ich aber spreche und ich such' nach Thränen
In eurem Augenglanz. Wie? Hat der Geiz
Sogar euch ausgesogen Stern und Lider,
Daß ihr so trocken blickt wie Steingesichter?

Der Vers:

Der Knabe ist bestimmt, dem mein'gen Leben
Ein größerer Vollender einst zu sein —

ist in dem meinigen wol durch einen Druckfehler entstellt, sonst sehen wir nicht ein, warum es nicht z. B. heißt:

Der Knabe ist bestimmt, um meinem Leben
Ein größerer Vollender einst zu sein.

Den strengen Verehrern der classischen Tragödie bedünkt vielleicht die Bearbeitung Pichler's als ein Vergehen an dieser; wir können nicht umhin, in ihr ein nachahmenswerthes Beispiel zu sehen. Wilbrandt hat in seinen ähnlichen Arbeiten ähnlich verfahren und damit Gunst erworben. Möge sie auch Pichler's Unternehmung zutheil werden.

3. Deutsche Studenten. Ein patriotisches Spiel von Wilhelm Henzen. Leipzig, Elischer. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dieses kleine Stück ist eine harmlose Gelegenheitsdichtung, welche darin gipfelt, daß man einer Studentenverbindung, die sich zum Zweck unschuldiger poetischer Versuche gebildet hat, gefährliche politische Absichten zur Last legt. Es ist eine Handlung der Eifersucht, die den Verdacht erweckt. Ein Ministerialbeamter, Herr von Ratz, liebt Klara von Borck, die Tochter eines Unterrichtsministers, und weil diese seinen Nebenbuhler, den Gymnasiallehrer Doctor Edmund Berg, bevorzugt, der die Studentenverbindung leitet, läßt er, denselben aus dem Wege zu räumen, deren Liederheft in der Druckerei durch aufrührerische Lieder verfälschen. Mit dieser Verfälschung hofft er den Verein und Edmund Berg in den Augen des Ministers für immer zu beseitigen. Aber die Dinge kommen anders. Justus von Borck, der Bruder des Ministers und der Rector der Universität, veranlaßt den Vorstand des öffentlichen Unterrichts, ungesehen einer Vereinsversammlung der Studenten beizuwohnen, um sich von der Unschädlichkeit derselben zu überzeugen. Nun stellt sich zwar zu dieser Versammlung auch wirklich ein Stückchen Revolutionär ein, nämlich der verlorene Sohn des Ministers, der dem Vater davon gelaufen und in Frankreich seine socialen Studien gemacht hat. Aus Noth zuletzt Drucker geworden, hat er jene in das Liederheft eingeschmuggelten Strophen gesetzt und liest sie nun den Studenten vor. Diese, darüber empört, zerfetzen sie mit ihren Schlägern und bringen dem Verfertiger derselben ein Pereat. Der Minister, der das alles erlebt, kommt bekehrt zum Vorschein und versöhnt sich mit seinem Sohn, der zuletzt in Herrn von Ratz den Druckbesteller jener aufrührerischen Verse erkennt. Daß Berg und Klara darauf ein Paar werden, versteht sich natürlich von selbst.

Das ganze Werkchen ist in Erfindung wie Ausführung nur dürftig und schwach, aber in glatten und saubern Versen ausgetragen und ohne Schwierigkeiten darstellbar. Es ist dabei von einem wohlthuenden patriotischen Geiste durchhaucht und mit warmer Sympathie für die deutsche akademische Jugend geschrieben.

4. Hans Wierauer. Drama in fünf Aufzügen von F. A. Hubert. Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün. Leipzig, Wartig's Verlag. 1887. 8. 2 M.

Der ursprüngliche Verfasser dieser Tragödie, wahrscheinlich ein Böhme oder Czeche, war uns bisher unbekannt, und wir machen mit diesem Stück eine erste Bekanntschaft mit ihm. Sie ist, wie wir bekennen müssen, eine nicht durchaus unerquickliche. Zwar vermögen uns weder Anlage noch Ausführung, am wenigsten aber der Ausgang zu befriedigen, doch enthält die Arbeit jedenfalls poetische und dramatische Momente, die mit ähnlichen der dänischen und norwegischen Bühnenliteratur zu wetteifern im Stande sind.

Die Handlung ereignet sich 1781 im östlichen Böhmen auf einer Besitzung des Grafen Roveredo. Joseph II. hat soeben die Leibeigenschaft aufgehoben und den Robot ungemein ermäßigt. Der Hauptmann Lachner kommt mit einer Abtheilung Soldaten, den Erlaß zu verkündigen. Karmin, der Güterdirector des Grafen, ein abgefeimter, habsüchtiger Schlaukopf, der erst noch sein Schäfchen scheren und durch Frondienst der Bauern einen Wald für die Regierung fällen lassen will, weiß durch Bestechung und sonstige Hintersteckerei die augenblickliche Veröffentlichung des neuen Gesetzes zu verhindern. Dennoch wird durch die Ausplauderei eines trunkenen Soldaten die Sache ruchbar und die Bauernbevölkerung dadurch zum Aufstand veranlaßt. Höfner, ein Bauernsohn aus Glatz in Schlesien, ein

feuriger Freiheitsapostel, schürt das Feuer und treibt die böhmischen Froner an, die Verkündigung der kaiserlichen Verordnung zu erzwingen oder im Weigerungsfalle das Schloß zu erstürmen. Unter den Bauern ragt als Haupt Hans Wierauer hervor, der zwei Söhne hat, von denen der eine, Franz, im Gehöft des Vaters, der andere, Georg, jedoch auf dem Roveredo'schen Schlosse Dienste thut. Der letztere ist ein schmucker, ritterlicher Bursche, der durch seine männliche Schönheit allen Weibern besonders in die Augen sticht. Lieschen, eine arme Bauerntochter, liebt ihn abgöttisch; er aber hat nur Sinn für eine Gräfin Sylvia, die als Gast auf dem Schlosse lebt und seine Huldigung nicht ungern sieht.

Als nun der Aufstand ausbricht und Hans Wierauer das Haupt desselben wird, fordert er den Sohn Georg auf, das Schloß zu verlassen und gemeinschaftliche Sache mit den Bauern zu machen. Georg zögert, willigt aber endlich ein und ist eben im Begriff, das Schloß zu verlassen, als Gräfin Sylvia ihn mit rührenden Bitten und der Erklärung ihrer Liebe beschwört zu bleiben. Er bleibt nun in der That, und alle Ueberredungskunst des Vaters und sogar dessen Fluch vermögen ihn nicht umzustimmen. Dadurch außer sich gebracht, schießt Hans Wierauer ihn nieder und begibt sich dann zu seinen Genossen zurück, um an deren Spitze das Zwinguri der Landschaft der Erde gleich zu machen. Noch ehe das aber gelingt, kommt die herbeigerufene militärische Hülfe und wirft den Aufstand nieder. Wierauer und die Rädelsführer werden gefangen genommen und zum Spießruthenlaufen verurtheilt. Der erstere erklärt darauf: „Ich will mich jeder Strafe unterwerfen, will jeden Ersatz leisten, den man fordert — ich bin bereit, mein Alles zu verlieren, selbst meinen Kopf auf den Block zu legen —, aber diese Strafe wendet ab von mir."

Hauptmann Lachner findet dieses Ehrgefühl bei einem Bauer lächerlich und befiehlt ungerührt die Vollstreckung des Urtheils, indem er sich auch durch die Bitten Georg's nicht erweichen läßt, der durch den Schuß des Vaters nicht getödtet, sondern nur schwer verwundet, eilig herbeistürzt, sich ins Mittel zu legen. Aber der Vater, weil er ihn noch immer auf seiten der Gegner findet, wiederholt seinen Fluch und verschmäht den Schutz des Abtrünnigen, indem er sich flehend zum Himmel wendet und um einen plötzlichen Tod bittet, ihn vor der Schmach der Ruthenstreiche zu bewahren. Eben hebt der erste Soldat den Stock, da schwankt Wierauer und sinkt todt zur Erde. Georg aber, entsetzt auf Hauptmann Lachner, als den Mörder seines Vaters, mit bewaffneter Hand eindringend, wird von dessen Soldaten niedergestochen.

Gräfin Sylvia wirft sich weinend auf seine Leiche, legt eine Rose auf seine Brust und geht dann ins Schloß. Franz, der arme Bruder, der eine starke Neigung zu Lieschen im Herzen trägt, kniet bei den theuern Todten nieder, indem er seufzt: „Vater! Bruder! O, wie eng, wie traurig wird's ohne euch für mich nun sein — einsam werd' ich mich fühlen, vereinzelt auf der weiten Welt!" Da tritt Lieschen zu ihm, erfaßt seine Hand und sagt mit warmem Ton nichts als: „Franz!"

Das ist ein feiner und tief ergreifender Zug, der ebenso menschlich wie dramatisch wirksam ist, und solcher Züge hat das Trauerspiel noch mehrere. Es liegt in seiner poetischen Ausgestaltung ein gewisses romantisches Etwas, das Reiz ausübt und fesselt, indem es damit zugleich den Beweis erbringt, daß es das Erzeugniß eines Dichters ist. Den durchgreifend wirksamen Dramatiker freilich bekundet es noch nicht. Die Handlung ist vielfach breit und zerfasert und der eigentliche Conflict nur schwach ins Licht gestellt. Das Verhältniß der Gräfin Sylvia zu Georg gewinnt keine irgendwie sichere und tragisch haltbare Gestalt. Es bleibt schwankend und unbestimmt und erhebt sich zu keinerlei wahrhaft maßgebenden Gewalt in der Peripetie des Stücks. Das ist seine hauptsächliche Schwäche, denn durch diese Schwäche wird verhindert, daß die Gegensätze aufeinanderprallen und das Trauerspiel den Höhepunkt einer wirklichen Katastrophe erreicht.

Ein ähnliches, dichterisch nicht unbedeutendes Werk begrüßen wir in

5. Zwei Pilger im Osten. Schauspiel in fünf Acten von Martin Malmer. Wien, Graeser. 1886. 8. 2 M.

Es spielt 995 n. Chr. im Norden Ungarns in der Nähe der Stadt Gran und behandelt die Einführung des Christenthums im Magyarenlande. Adalbert, Bischof von Prag, und Astrikus, ein jüngerer Geistlicher, durchwandern das heidnische Land, um es der Lehre Jesu durch Predigt und Beispiel zu erobern. Sie erfahren bei dieser Gelegenheit, daß Zoltana, eine heidnische Oberpriesterin, durch einen vertrauten Diener dem magyarischen Herzog Geyza und seiner Gemahlin Sarolta deren Tochter Ilona aus der Wiege rauben ließ, weil sie, dem christlichen Glauben geneigt, von einem byzantinischen Mönche sie hatten taufen lassen. Bei einem heidnischen Opferfest lernt Ilona Svatopluk, einen vertriebenen Mährenfürsten kennen, der versucht hat, sich in der Verzweiflung das Leben zu nehmen, aber, durch die Pilger daran verhindert, unter Ilona's Pflege genesen ist. Nachdem beide Neigung füreinander gefaßt und für das Christenthum gewonnen worden sind, vermählt sie der Bischof heimlich und läßt sie unter dem Schutz Csoka's, jenes alten heidnischen Kirchendieners, zurück, welcher einstmals Ilona den Aeltern entführt hat, mit dem Versprechen, ihnen bald Nachricht und Weisung zu geben, wohin sie ihm folgen sollen. Es ist natürlich seine Absicht, sie beide dem Herzog Geyza zuzuführen. Da aber Zoltana die böse Absicht merkt, will sie Ilona wider deren Willen mit dem Heidenfürsten Kuppa verbinden. Dieser Umstand veranlaßt das jüngst getraute Paar, mit Csoka zu fliehen, und auf dieser Flucht führt sie ein glücklicher Zufall in die Nähe von Gran und damit auch in die der Aeltern. Ehe sie aber zu diesen gelangen, werden sie und die Aeltern noch vielen Gefahren durch arge Feinde

ausgesetzt und nur durch thatkräftiges Dazwischentreten der Pilger gerettet. Diese Pilger sind von der edelsten Gesinnung und ganz durchdrungen von deutschem Nationalgefühl. Sie rühmen und preisen dies Volk allerorts und wissen es zu veranstalten, daß zum Schluß der deutsche Kaiser Otto III. selbst nach Gran kommt und alle Conflicte glorreich löset. In einer begeisterten Vision sieht er die große Zukunft Deutschlands und wie dessen Volk als das erste der Welt „den Palmenzweig des Völkerfriedens hält", schließend mit den Versen:

Germania! Wie ist dein Bild so schön
Im Sonnenschmuck auf sonn'gen Bergeshöh'n!
Erblühe von Jahrhundert zu Jahrhundert,
Von Freund und Feind gefürchtet und bewundert!

Es ist schade, daß die ganze Dichtung in einer so fernen, dunkeln und die Gegenwart so fremd anmuthenden Zeit und Geschichte spielt. Die Seele des Lesers will nicht recht heimisch darin werden und der des Zuschauers dürfte es wol kaum mehr gelingen. Es liegt etwas Erkältendes im Stoff, und alle enthusiastische Wärme des Dichters wird darüber nicht hinweghelfen, die, wie sich vermuthen läßt, hauptsächlich an der Niederdrückung des deutschen Elements in Oesterreich sich entflammt hat. „Zwei Pilger im Osten" sind gleichsam ein dramatischer Protest und Trostruf gegen diese Niederdrückung und verdienen schon deswegen Beachtung, deren wir sie immerhin auch würdig erklären müssen.

Dem vorstehend besprochenen Schauspiel mit Vorgängen aus alten, längstverklungenen Zeiten reihen wir ein Lustspiel aus unsern Tagen an:

6. Die Aufrichtigen. Eine Komödie in fünf Aufzügen von Robert Este. Wien, Selbstverlag. 1887.

Es ist dies ein Drama in der Art, wie sie neuerdings Oskar Blumenthal geschrieben, ein Drama, das nach dem Muster der Franzosen, durchaus bühnengerecht und mit unverändertem Schauplatz in den einzelnen Acten, sich glatt und eben abspielen und wegen seines immerhin anziehenden Inhalts auch wol mit Theilnahme verfolgen läßt. Hauptpersonen darin sind, ganz modern, eine edle Schauspielerin, Klara Winter, und ein gewissenloser Abenteurer, Bohumil Varevsky. Die Handlung, die in einer deutschen Residenz spielt, dreht sich hauptsächlich um einen zu erwartenden Thronwechsel. Das regierende Staatsoberhaupt ist krank und der rechtmäßige Erbprinz ein „sonderbarer Schwärmer", der eine platonische Liebe zu jener bereits erwähnten fürstlichen Hofschauspielerin Klara Winter im Herzen tragend, von dieser, die einen socialistischen Schlossermeister, Franz Winter, zum Bruder hat, zu allerlei gesellschaftlichen Träumereien veranlaßt worden ist. In vertrauten Briefen an seine Geliebte hat er jenen Träumereien einen schriftlichen Ausdruck geliehen und es unumwunden ausgesprochen, daß er auf die Thronfolge verzichten wolle, um frei und unabhängig für seine Probleme wirken zu können. Freiherr von Glanz, der gegenwärtige Staatsminister, und Cardinal Fürst Treuenkirch, welcher der zukünftige sein will, die Zeitungen, die Börse und kurz alle Staatselemente, die ein Interesse an der Thronfolge haben, suchen nun jene vertrauten Briefe des Erbprinzen an die Hofschauspielerin in ihren Besitz zu bringen. Unsere Hofschauspielerin liebt leidenschaftlich jenen Bohumil Varevsky, einen gewissenlosen Schelm, der sich nur an sie gemacht, um ihr heimlich die Briefe des Prinzen zu stehlen und sie dann in betrüglichen Abschriften an alle Parteien für schweres Geld zu verkaufen. Kaum ist ihm dieser Gaunerstreich gelungen, so stirbt der regierende Fürst; der Erbprinz entsagt und ein anderer Prinz kommt an die Regierung. Klara Winter, mit gebrochenem Herzen über die Täuschung, der sie erlegen, bittet, als barmherzige Schwester in einem von dem Erbprinzen gegründeten Asyl für erkrankte und verstümmelte Arbeiter eintreten zu dürfen, und der Erbprinz selbst, der ihr natürlich diese Bitte gewährt, weiht sich zum werkthätigen Arbeiter im socialen Kampf der Zeit.

So schließt das Stück, das neben diesem hier kurz erzählten Hauptinhalt noch mancherlei Nebenvorgänge aufweist, wie z. B. eine innige Liebe zwischen Franz Winter und einer weitläufigen Verwandten, Dorothea Strobinger, das Verhalten eins jüdischen Bankiers, Simon Goldenstein, zu dem jüdischen Advocaten, Dr. Frank, der um dessen Tochter Sidonie wirbt, den Kampf um das Ministerportefeuille zwischen Freiherrn von Glanz und Cardinal Treuenkirch und manches andere. Recht lustig ist eine nachgeahmte socialdemokratische Versammlung der Schlosserlehrbuben und das Wahltreiben von Hieronymus Wühler, dem der Großbauer Strobinger zum Opfer fällt.

Das ganze Stück ist nicht ohne technisches Geschick und auch keineswegs ohne Geist gemacht. Nur mangelt ihm ein schlanker dramatischer Aufbau und eine wirksame Gipfelung zur eigentlichen Katastrophe. Es dehnt sich breit und lang aus, wächst aber nicht eigentlich in die Höhe. Für einen das Werk sehr schädigenden Fehler müssen wir erachten, daß der Verfasser der Entwendung der Briefe, um die sich alles in der Komödie dreht, unmittelbar den Tod des regierenden Fürsten folgen läßt. Mit diesem Tode wird ja eigentlich die ganze, so ausgiebig behandelte Intrigue hinfällig. Nun weiß ja alle Welt ohnedies sogleich, woran sie ist. Auch das ist ein Mangel, daß ein Aufeinanderplatzen der Gegensätze, wie sie in Freiherr von Glanz und in Cardinal Treuenkirch angelegt sind, nicht zur Erscheinung kommt. Soll kurz und bündig über das Werk ein Ausspruch gethan werden, so ist zu sagen: daß es auf ausgedehnter Grundlage angelegt, aber dramatisch nicht unter Dach gebracht worden ist. Was als Dach gilt, ist nur eine nothdürftige Schindeldeckung, die zum ursprünglichen Plan in gar keinem Verhältniß steht.

Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue lyrische und epische Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 24.)

9. Legenden und Geschichten von Maria Janitschek. Berlin und Stuttgart, Spemann. 1885. 8. 2 M.

Diese Dichtungen haben etwas Weltfremdes, zum Theil Mystisch-Ascetisches. Sie verschmähen den sinnlich blühenden Reiz des Reims und wählen das todte Knochengerüst des reimlosen und iambischen oder trochäischen Quinars. Die Sprache ist meist gewandt, ohne eigentlich poetischer zu sein; der Verstand kommt mehr zu seinem Rechte als die Phantasie. Hier und da stören sehr gewagte Wortbildungen: z. B. „der Liebe unwankbarer Glaube"; „Jehova's aufgeschlagen Aug' entzündet Welten und verascht sie wieder"; „der üppigen Genußsucht Trieb entmarkte die Leiber"; „im Felsenhaupte nistet uralter Adler trotziges Geschlecht als einziger Lebenspulsschlag dieser Starrniß". Fehlerhaft ist die Wendung: „Engelschöne Züge, noch verschleiert von des ersten Schlummers traumlos Weben". Auch falsche und gesuchte Bildlichkeit des Ausdrucks ist nicht selten: „Sein Haupt umzückt der Blitze Prachtgefieder"; „ihn aber fror es, und die Sonne erschien ihm wie ein schwarz verkohlter Docht in einer ausgelöschten Riesenlampe"; „Jehova's Lippe hat zürnend sich gekräuselt"; „ein steinern Meer zerschlug die junge Saat"; „die kahlen Berge starren schwarz zum Himmel wie stumpfe Zähne eines Ungeheuers"; „reglos hängt der fahle Mond am farbenlosen Himmel wie die erstarrte Thrän' im Aug' des Leichnams".

Harte Elisionen und schwerfällige Häufungen von Participialconstruction verstoßen oft gegen den Wohllaut und die Melodie des Verses.

An überraschenden Gedanken ist kein Mangel. In dem Gedicht „Wer ist wie ich?" wird der Selbstherrlichkeit und Ewigkeit Jehova's die Ewigkeit des mit der ersten Schöpfung miterschaffenen Wahnes wirksam gegenübergestellt. In der Legende „Johannes", die etwas vom Herder'schen Legendenton besitzt, wird die schöne Judith, des Simon ungetreues Weib, zur Steinigung geschleppt; aber der Heilige gewahrt gleich darauf einen prächtigen Hochzeitszug, in welchem die Witwe des Markus erscheint, die ein zweiter Gatte in ihre neue Heimat holt, und fällt folgende Entscheidung über die beiden Frauen:

Was glaubt ihr, wer von diesen beiden Frauen
Die größere Sünderin ist? Die Todte hier,
Die einem Manne log, der noch im Lichte
Des Lebens wandelt, stark, vergeltungsmächtig,
Mit Strenge ausgerüstet, oder jene,
Die strahlend hinzog, hochzeitlich geschmückt
Dem neuen Gatten folgend? Wahrlich, Brüder,
Die Schuld liegt schwerer auf des letztern Haupt.
Die Treue brechen einem Lebenden
Gleicht schnödem Diebstahl; doch der Schimpf, gethan
Dem Todten: dies ist mehr, ist frevler Raub,
Verübt an einem Wehr- und Waffenlosen!

Das eigenartige Gedicht „Naturwille" zeigt die Menschheit an ihrem Feierabend, nachdem alles Erforschbare erforscht, alle Geheimnisse gelöst worden sind, der furchtbaren Langeweile anheimgefallen.

Alle wußten alles.
Es gab auf Erden keine Hoffnung mehr
Und keinen Wunsch; denn alles war erreicht.

In dieser Erkenntniß beschließt die Menschheit, sich der Vernichtung zu überliefern. Aber der Naturwille ist nicht zu ertödten:

Auf Bergen aufgehäufter Leichen stand
Der letzte Mensch. Bei solchem Anblick packte
Ihn eisiger Schauer. Die Natur erwachte
Urplötzlich in des wünschetodten Brust,
Und rückwärts schleudernd jenen Mordstrahl, den er
Gen sich gezückt, entrang sich ihm ein Schrei,
Ein Ruf, so heißer Lebenssehnsucht voll,
Daß in der todten Hülle eines Weibes
Der Athem sich entfachte und vier Augen
Sich auf den Trümmern zukunftflehend trafen.

Die Erzählung „Klea" stellt eine Kindesmörderin dar, die ihr Verbrechen also rechtfertigt:

Es soll der Mann
Dem Weibe, das er liebt, in Andacht nahn;
Denn durch die Art der Werbung zeigt er ihr,
Ob sie ihm Göttin oder nur Hetäre.

Der Gatte umfing sein Weib in Rausch, nachdem er in den Armen der Buhlerin Lydia geschwelgt, und Klea tödtete das in so unheiliger Stunde empfangene Geschöpf, um es nicht zu einer Lydia heranwachsen zu sehen. Einen verwandten Stoff, der mit gleicher Unbefangenheit behandelt wird, enthält das Gedicht „Mutterliebe".

Etwas vom Goethe'schen Hymnenschwung athmet in der Dichtung „Er ist!" Man höre den trefflichen Anfang:

„Gebenedeit seiest du, Erde!"
Rief der Weise,
Am Morgen vor seine Hütte tretend.
Und er grüßte den leuchtenden Aether
Und die farbentönige
Lichtgesättigte Erde.

Welch stolzes Kraftbewußtsein ringsum!
Dort der kleine Halm,
Wie das winzige Haupt er
Kühn hinaufreckt
Zum Allicht!
Du darfst es, Kleiner!
Zeige nur stolz dein grün Gewändlein,
Hast ehrlich und mühsam
Dein Sein dir erkämpft,
Die schwarze Mauer durchbrochen,
Die in dein finstres Gefängniß dich bannte.

Das bedeutendste Gedicht der Sammlung ist das vorletzte: „Dies irae"; aber gerade hier zeigt sich auch, daß,

trotz des großen Wurfs im ganzen, die Phantasie der Verfasserin im einzelnen nicht ausreichte, den gewaltigen Stoff zur vollen Wirkung zu bringen. Jedenfalls ein Buch, das vor vielen der Beachtung würdig ist!

10. Der Tod Baldurs. Episches Gedicht von A. Jüngst. Paderborn, F. Schöningh. 1886. 12. 1 M. 50 Pf.

In reimlosen iambischen Quinaren erzählt der Dichter die poetische, an ergreifender Natursymbolik so reiche Mär vom Tode des schönen Baldur, des Sohnes Odin's und der Frigga. Wem die mythologischen Gestalten der Edda so vertraut sind, daß er zu einem mühelosen Genießen der Dichtung gelangen kann, dem wird das Büchlein mit seinem einfachen, vielleicht mitunter zu schmucklosen Vortrag Freude machen. Eingestreute Lieder, zum Theil in Reimen, unterbrechen wohlthuend die Eintönigkeit des blanc vers. In dem Gesange der Nornen ist die Alliteration mit Glück angewendet worden. Die Sprache ist klar und durchsichtig; nur zuweilen erscheint der bildliche Ausdruck verfehlt. „Der Durst, der am Herzen mit gierigem Zahne nagt" gibt ein unrichtiges Bild. Ebenso gewagt ist „der gierige Zahn der feurigen Lohe". Vielfache, sehr unschöne Elisionen hätten mit geringer Kunst vermieden werden können. Nicht den kleinsten Vorzug des Büchleins bilden die fein ausgemeißelten Naturschilderungen.

11. Der Jugend Lust und Leid. Epos in vier Gesängen von E. Heinrichs. Hannover, Schmorl u. von Seefeld. 1885. 8. 1 M.

Der Verfasser hat offenbar die Ilias und die Odyssee gelesen; wenigstens sehen wir seinen jugendlichen Helden, einen Tertianer, sich auf seine Homerstunde präpariren; aber wie konnten uns diese vier überaus harmlosen, zum Theil in ziemlich ungelenken Hexametern geschriebenen Idyllen mit ihren simpeln und interesselosen Schulbankgeschichten als ein „Epos" angeboten werden? Das Vorbild des Sängers des siebzigsten Geburtstages, das hier und dort durchblickt, ist nirgends auch nur annähernd erreicht worden. Welche Poesie der Kleinmalerei bei Voß, und welche Hausbackenheit in diesen prosodisch oft sehr anfechtbaren Hexametern! Als Probe nur eine Stilblüte:

Ach, wo waren die Locken? Wie Frankreichs Truppen in Rußland,
So verdarb in dem Schnee das zierliche Lockengebäude.

Welch ein Rhythmus in dem folgenden Verse:

Saß am Fenster, als eintrat Mathilde, die Frau des Inspectors!
— ◡ ◡

12. Hans un Gret. Ein episches Volksgedicht von G. W.... Hagen, Risel u. Comp. 1885. 12. 3 M.

Die ungenannte Verfasserin nimmt einen höhern epischen Anlauf. Das in plattdeutscher Sprache geschriebene Volksgedicht läßt das treffliche Vorbild Fritz Reuter's gar wohl erkennen. Auf eine naiv herzliche Weise wird eine Herzensgeschichte mit dem Kaiser Wilhelm und seiner Familie verflochten, während die Schatten der Attentate und der Socialdemokratie in die schlichte Erzählung hineindunkeln. Gleich der Anfang ist von sonniger Liebenswürdigkeit und spricht für die Begabung der Dichterin:

De Eer, de steit in vullster Bleut,
Gott het mit vullen Hannen streut:
De Wischen grönt, up Struk un Bom
Sitt Blatt an Blatt un Blom an Blom,
Un hell geit dör de Luft en Klingen,
En Fleuten, Lachen, Jubeln, Singen,
De Kinner- un de Vagelsang
Hallt Wisch un Feld un Wald entlang.

An diese Volksdichtung reihen wir die schlichten und gemüthvollen Dichtungen zweier verstorbenen deutschen Sängerinnen:

13. Lieder von Anna Karbe. Mit einer Photographie der Dichterin. Zweite Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1886. 8. 3 M.

14. Gedichte aus dem Nachlaß der Gräfin Julie zu Ortenburg geb. Freiin von Wöllwarth-Lauterburg. Gotha, Thienemann. 1885. 8. 2 M.

Der vorliegenden Auswahl der „Lieder" von Anna Karbe (Nr. 13) ist der ganze poetische Nachlaß der Dichterin zu Grunde gelegt. Neben einer anerkennenswerthen Formgewandtheit zeichnen sich diese lyrischen Gaben durch Reinheit und Tiefe der Empfindung aus. Die religiösen Klänge gehören zu den besten der Sammlung. Wie schlicht und rührend tönt nicht das folgende Lied:

Das Vögelein.

Ich habe Gottes Willen
Von Anfang an erkannt.
Ich beugte auch im stillen
Mich unter seine Hand.

Wohl bleibt auch jetzt in Thränen
Mir Herz und Lippe stumm;
Ich trage still mein Sehnen
Und frage nicht: warum?

Doch meine Seele zittert
Gleichwie ein Vögelein,
Wenn's über ihm gewittert,
Und 's ist so gar allein.

An dichterischem Werth stehen die nachgelassenen Gedichte der Gräfin Julie zu Ortenburg (Nr. 14) hinter den oben genannten einigermaßen zurück; aber auch sie öffnen den Blick in eine reine, gläubige und edle Frauenseele. Die dritte Abtheilung des Buchs, „Mondbilder", ist durch Andersens Bilderbuch ohne Bilder hervorgerufen worden. Der Mond gibt der Dichterin Kunde von den Gestalten der Weltgeschichte, die er in ihrem Leid und in ihrem Sieg belauschte. Von Kain's Verzweiflung und Eva's Schmerz, von Penelope, Karthagos Zerstörung und Roms Brande unter Nero werden wir zu Columbus, zu Luther und zuletzt zu Alexander von Humboldt geführt. Nicht ohne Eigenart ist das Gedicht:

Heinrich IV. in Canossa.

Ein düstres Schauspiel schaute
Ich vor Canossa's Schloß.

Da stand, vor Kälte zitternd,
Im Hemd, die Füße bloß,
Der deutsche König Heinrich
Drei Tag' und Nächte da,
Und aus des Schlosses Fenstern
Der Papst herniedersah.
Der ihn so tief erniedrigt,
War eines Tischlers Sohn.
Gegründet fühlt sein Hochmuth
Der Kirche Siegesthron! —
Doch juble nicht, denn über
Den Wolken Einer spricht:
— Kennst du die Donnerstimme? —
„Bis hierher, — weiter nicht!
Willst sein Mein Stellvertreter,
Wohlan, Mir folge nach!
Mein Reich ist nicht von dannen,
Hier trug Ich Kreuz und Schmach.
Du brachst der Demuth Pflichten,
Du hast dich selbst erhöht,
Vergaßest, daß der Hochmuth
Niemals vor Mir besteht.
Aus niedrer Hütte senden
Will Ich dir einen Held,
Der mit dem Schwert des Geistes,
Mit Meinem Wort dich fällt!"

Eine sinnig zusammengestellte Anthologie ist:

15. Das Leben der Mutter in Gebet und Lied. Den deutschen Frauen und Müttern gewidmet von Gustav Leonhardi. Leipzig, Lehmann. 1885. 8. 4 M.

Der reiche Inhalt gliedert sich in fünf Abtheilungen: die Zeit der Hoffnung, die Zeit der Erfüllung, die Zeit der Erziehung, die Zeit der Entsagung, die Zeit der Vollendung. Der Herausgeber selbst ist mit einigen eigenen Dichtungen nicht unrühmlich vertreten.

16. Almania. Ὠιδεῖον. Versus cantabiles et memoriales. Dreisprachiges Studentenliederbuch. Von Franz Weinkauff. Heilbronn, Henninger. 1885. 8. 2 M. 80 Pf.

Die mit wahrhaft erstaunlichem Bienenfleiße und mit ungemeiner Belesenheit zusammengestellte Sammlung bietet eine „Auswahl der beliebtesten Studenten- und Volkslieder für Commers und Hospiz, Turnplatz und Wanderfahrt, Kränzchen und einsame Rekreation". Die beigefügten, die Componisten und Verfasser der Gesänge betreffenden Notizen geben dem Buche einen literarischen Werth; wie manches Gedicht hat der Sammler aus langer Vergessenheit aufgelesen, wie manches vor derselben bewahrt! Die meisten der gebotenen lateinischen und griechischen Uebertragungen rühren von dem Herausgeber her und zeigen eine seltene Beherrschung der classischen Sprachen. Die Sangbarkeit der Lieder kommt auch in dem antiken Gewande nirgends zu Schaden. Philologische Engherzigkeit könnte freilich oft genug an der mit souveräner Willkür behandelten Prosodie der classischen Silben Anstoß nehmen; daß Weinkauff aber, wo sich die Gelegenheit bietet, auch der antiken Prosodie auf das vollkommenste Meister ist, beweist zum Beispiel die Uebersetzung des Uhland'schen Distichons „Märznacht":

Horch! Wie braust der Sturm und der schwellende Strom durch die Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl! lieblicher Frühling, du nahst!

Audis? saevit hiemps, noctu strepit unda tumescens.
Dulciter horresco: gratia veris, ades!

17. Aus guten Stunden. Dichtungen und Nachdichtungen von Gustav Legerlotz. Salzwedel, Klingenstein. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Ein meisterliches Buch! Vortreffliche Uebertragungen aus Sophokles, Anakreon, Horaz und Tibull eröffnen den Reigen. Dann folgt Béranger mit 36, äußerst feinsinnig wiedergegebenen Gedichten, während die in Deutschland noch immer ziemlich unbekannte und wenig gewürdigte Sängerin Marceline Desbordes-Valmore (1787—1859) leider nur mit zwei Gedichten vertreten ist. Von schottischen und englischen Poeten findet sich neben Thomas Gray, Charles Dibdin, Wordsworth, Southey, Cunningham, Thomas Moore, Lord Byron, Wolfe, Shelley, Felicia Hemans, Tennyson, Longfellow und andern vor allen Robert Burns. In der Nachdichtung dieses gottbegnadeten Poeten gibt Legerlotz sein Bestes und Eigenthümlichstes und stellt für dieselbe einen völlig neuen Gesichtspunkt auf:

Bekanntlich sind Burns' Gedichte theils in reinem Englisch, theils in vorwiegend schottischem Dialekt, theils in einem mit schottischem Sprachgute nur „gesprenkelten" Englisch geschrieben. Wer uns den Burns nachdichten will, hat diese sprachlichen Verhältnisse zu berücksichtigen; denn sie verleihen seinen Dichtungen kaum minder als ihr besonderer Inhalt ein eigenartiges Gepräge, einen Localhauch von wunderbarem Zauber. — Ein verdeutschter Burns wird theils in reinem Schriftdeutsch, theils in mehr oder weniger mundartlich gehaltenem Deutsch zu uns reden müssen. In gewissen Schichten der norddeutschen Bevölkerung ist nun freilich eine aus hoch- und niederdeutschen Elementen gemischte Sprache heimisch; wer kennte ihren unsterblichen Vertreter, wer kennte Fritz Reuter's Inspector Bräsig nicht? Aber dieses „Missingsch" ist für eine Burns-Uebersetzung sicherlich nicht zu verwerthen. Man wird vielmehr an eine Mischung von schriftmäßigem Hochdeutsch mit Wörtern und Formen oberdeutscher Volksmundarten denken müssen.

Nach diesen, von dem ihm befreundeten Freiligrath gebilligten Principien hat Legerlotz seine Dialektübersetzung des Schotten veranstaltet. Die Idee ist ebenso originell wie glücklich zur Ausführung gelangt:

Bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen tritt alles das in reinem Schriftdeutsch auf, für dessen Gedankengehalt und Stimmung dem Schotten in der Sicherheit des echten Genies das reine Schriftenglisch als das geeignetste Ausdrucksmittel erschienen ist; und wo es zur Mundart greift, da hab' auch ich es gethan, und ungefähr auch in gleicher Abstufung. Seltener gewordenes Gut unserer Schriftsprache von charakteristischem Gehalt und Gepräge und schwäbisch-allemannische Wörter und Formen haben meinem Zwecke dienen müssen.

Zur Probe sei das bekannte „Abschied vom Hochland" in seiner trefflichen dialektischen Neugestaltung mitgetheilt:

Mei Herz isch im Hochland, mei Herz isch nit hier,
Mei Herz isch im Hochland, im grune Revier.
Do folgt es dem Hirschen, do jagt es dos Reh.
Mei Herz isch im Hochland, allwo i scho geh.

Ade nu, mei Hochland, ade nu, mei Nord,
Du Wiege der Männer vo Mut und vo Wort!
Allwo i scho wonder, allwo i scho bin,
Mei Hochland, du liegst mir allwegens im Sinn.
Ade nu, ihr Firsten mit ewigem Schnee!
Ihr Tobel und grunenden Halden, ade!

Ade nu, ihr Wälder, du struppige Fluh,
Ihr Quellen und stürzenden Bäche dozu!
Mei Herz isch im Hochland, mei Herz isch nit hier,
Mei Herz isch im Hochland, im grune Revier.
Do folgt es dem Hirschen, do jagt es dos Reh.
Mei Herz isch im Hochland, allwo i scho geh.

Emil Taubert.

Neue Erzählungsliteratur.

1. Arme Leute. Roman von Theodor Dostojewski. Aus dem Russischen von A. L. Hauff. Dresden, Minden. 1887. 8. 3 M.
2. Irrgangs Heimfahrt. Eine Geschichte in vierundzwanzig Abenteuern. Von Max Vorberg. Zweite Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1886. Gr. 8. 2 M.
3. Der Lutherhof von Gastein. Von Max Vorberg. Zweite Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1886. Gr. 8. 3 M.
4. In der Flut. Roman von Ferdinand Sonnenburg. Berlin, Janke. 1887. 8. 5 M.
5. Bachem's Novellen-Sammlung. Band 26: Die Komödianten-Toni. Roman von Hermann Hirschfeld. Köln, Bachem. 1887. 8. 1 M.
6. Geduldig in Hoffnung. Von Emma Marshall. Autorisirte deutsche Uebertragung. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.
7. Aus der Gegenwart. Drei Novellen von H. Keller-Jordan. Stuttgart, Kohlhammer. 1887.

„Arme Leute" von Theodor Dostojewski (Nr. 1) ist ein Roman in Briefform, ohne eigentlichen Abschluß, ohne Ereigniß, ohne spannende Conflicte, ohne sympathische Personen, und doch ein Roman, der den Leser bis ins Mark hinein packt. Die Mittel, mit welchen der Dichter diesen Erfolg erzielt, sind: die erschütternde Wahrhaftigkeit in seiner Darstellung des Lebens, die vollständige Unpersönlichkeit, mit der er seine Erfahrungen niederlegt. Dostojewski ist der Thomas Hood der Russen; er ist der Dichter der Armen, der Elenden. Er führt uns in die Wohnungen der Unterdrückten, der vom Schicksal Mishandelten, ohne den Blick zum Himmel aufzuschlagen oder die Faust zu ballen. Das vorliegende Buch enthüllt ein Stück gesellschaftlichen Elends in Petersburg. Im Vordergrund steht ein Greis und ein junges Weib. Beide gehören dem Mittelstand an. Beide arbeiten, darben, hungern. Beide hoffen auf die Zukunft, obwol er drei Viertel Leben hinter sich und sie alles verloren hat, was ein junges Mädchen zu Lebenshoffnungen berechtigt. Die Noth verbindet ihre Gedanken, ihre Wünsche, ihre Herzen. In einer ekelhaften Miethskaserne wohnend, wagen sie beide nicht, ihre Freundschaft dem pöbelhaften Verdachte der Nachbarn preiszugeben, und sich so oft zu besuchen, wie sie es wünschen. Ein Briefwechsel beginnt zwischen ihnen. Jeder dieser Briefe ist wie eine packende Scene aus einer Tragödie. Mit dem letzten Briefe tritt das Unerwartete ein, was der Leser am wenigsten vermuthet hätte, und wir stehen eigentlich am Beginn eines neuen Romans. Aber die Consequenz, mit der Dostojewski seine Charaktere durchführt, läßt uns das weitere Schicksal dieser beiden Personen, die nun getrennt werden, mit Sicherheit voraussetzen. Dostojewski's Roman gibt dem Leser sehr viel zu denken. Er gleicht einem Feuerbrand, auf welchen eine vorsichtige Hand Asche gestreut hat. Aber diese Aschenschicht ist dünn. Man sieht die ungeduldigen Flammen durchblitzen. In einzelnen Scenen meint man schon ihren Brandgeruch zu verspüren. So in jener, wo der hungermatte, überaus dürftig gekleidete Alexewitsch zu seiner Excellenz dem Herrn Präsidenten befohlen wird, um von diesem eine Rüge wegen eines Schreibfehlers entgegenzunehmen. Die Augen des vornehmen Herrn gleiten halb unwillig, halb erstaunt an der zerlumpten Gestalt seines Beamten nieder; dann wendet er sich um, greift in sein Portefeuille und drückt dem Alten einen Hundertrubelschein in die Hand. Dem Greis will die Besinnung vor Freude schwinden über diese Großmuth des „Wohlthäters".

Dostojewski's Roman mit seiner vielsagenden Knappheit, seiner beherrschten Leidenschaftlichkeit, seiner unverschleierten Wahrhaftigkeit gehört zu den bedeutsamsten Büchererscheinungen unserer Zeit. Wer seine Richtung tadeln wollte, möge das alte Wort bedenken, daß die Literatur eines jeden Volks der Spiegel der gesellschaftlichen Verhältnisse desselben ist.

In vollem Gegensatze zu dem russischen Autor mit seiner herben Lebenswahrheit stehen Max Vorberg's urdeutsche Schöpfungen. Hier ist alles Licht, Sehnsucht, süße Schwärmerei. „Irrgangs Heimfahrt" (Nr. 2) liegt in zweiter Auflage vor, ein Zeichen, daß der Grundaccord der Dichtung: Excelsior und immer Excelsior, hie Kampf und Unrast, drüben Frieden und seliges Ausruhen, das deutsche Publikum gepackt hat. Es ist ja auch ein Buch voll goldiger Poesie, diese Geschichte. Das müssen selbst Feinde aller Schwärmerei anerkennen. Die Fabel ist die: ein kleiner weltverlassener Knabe träumt auf dem Grabe seiner Mutter; diese erschien ihm vom Glanz des Himmels umstrahlt und sagte: „Mache, daß du dahin kommst, wo ich bin." Er hört noch „einen herrlichen Klang aus der Wohnung der Seligen" und erwacht. Die Sonne geht eben purpurn unter; sie erscheint ihm wie das goldene Thor, das sich hinter seiner Mutter geschlossen. Er geht nun in die Welt mit seinem sehnsüchtigen Kinderherzen, den Weg zur Sonne suchend, wo seine Mutter wohnt.

Jener selige Ton aus dem Himmel begleitet ihn. Das Leben reift das Kind zum Manne. Aber nichts, selbst nicht die herbsten Erfahrungen lassen den süßen Klang in seiner Seele verstummen. Nichts vermag seine Sehnsucht nach der Glorie der Mutter zu stillen. Das Schicksal will alle seine Wünsche krönen. Ihn liebt die allerholdeste Braut; ihm geht ein treuer Freund zur Seite; ihm blüht Ehre und Ruhm; er aber schaut über alles hinweg nach der Sonne. Er wandert durch die Welt, einsam, todesmüd, sehnsuchtskrank, ein Greis. Eines Abends kommt er auf einen Friedhof und sinkt an einem offenen Grabe, das der Todtengräber eben erst geschaufelt, zusammen. Da steht plötzlich ein Mann im grauen Gewande vor ihm.

„Wer bist du?" frägt Irrgang. „Dein Freund", antwortet der Graue. „Ich möchte gerne in den Himmel kommen", spricht Irrgang, „aber ich kann ihn nicht finden." — „Du bist tausendmal daran vorübergangen", sagt der Fremde. „Der Himmel wird nicht erkauft, und auch das wilde Laufen und Rennen thut es nicht." — „Wer kommt denn hinein", frägt Irrgang. „Nur der, zu dem der Himmel kommt." — „Und wer ist das?" — „Der da Heimweh hat, und bittet und wartet, bis die Stunde kommt." Da glänzten Thränen in Irrgang's Augen. Er hob die zitternden Hände empor und schluchzte: „Mir ist so bange nach der Heimat! Ist denn meine Zeit bald um?" Da lächelte der Mann wieder und sprach: „Dazu bin ich zu dir gesandt, dich als Freund zur Ruh zu bringen." Irrgang streckte freudebebend seine schwachen Arme aus und flehte: „O führe mich zum Herrn des Himmels, daß ich ihn bitte! Leite mich, und nimm mich in deine Arme! Ich habe so lange an keines Menschen Herz geruht." Da umfing ihn der Fremde sacht und kühl, und legte das müde Haupt des Greises an seine Brust. Und obwol kein Herz darin schlug, hatte doch Irrgang nirgends so süß und sanft geruht wie da.

Und nun erwacht Irrgang im Reich des Lichts, nachdem er sich immer so sehr gesehnt hat:

Da stand seine Mutter im Strahlenkleide und lichter vollendeter Seligkeit, den leuchtenden Kranz auf dem Haupte und sprach mit einer Stimme, die tönte wie himmlische Musik: „Jetzt trockene ich dir die letzten Thränen wie einst die ersten von deinen Wangen. Hinfort wirst du nicht mehr weinen."

Dies Buch hat ein wirklicher Poet geschrieben. Es verdient, daß der zweiten Auflage noch mehrere folgen.

„Der Lutherhof von Gastein" von demselben Verfasser (Nr. 3) ist eine geschichtliche Erzählung aus der Reformationszeit. Sie ereignet sich in den österreichischen Bergen in Gastein. Max Vorberg versteht in glücklichster Weise den Ton des 16. Jahrhunderts zu treffen, die wilden Seelenkämpfe zu schildern, die jene Menschen durchzuringen hatten, ehe sie zum Frieden gelangten. Martin Loderer, der Held, den Luther zu seinen Ueberzeugungen bekehrt, ist eine starke innerliche Natur, voll tiefen Glaubensdranges. Dabei aber ein milder edler Charakter, der, allem Fanatismus abhold, in versöhnlicher Menschenliebe die erste Stufe zur Gotteserkenntniß erblickt. Auch in dieser Erzählung offenbart sich das Poetenthum Vorberg's. Scenen von großartiger Wirkung sind in die Schilderungen des Glaubenskampfes eingestreut. So unter andern die Scene zwischen dem Müller und dem Schmied auf der Schreckbrücke. Einer so mächtigen Phantasie, die das Lieblichste neben dem Gewaltigen mit gleicher Meisterschaft zu malen versteht, begegnet man unter den modernen Poeten selten.

Warum schweigt der allwissende Kürschner über Max Vorberg?

„In der Flut" von Ferdinand Sonnenburg (Nr. 4) ist ein Roman, nicht besser, nicht schlechter als viele andere, die täglich erscheinen. Ein Mann liebt ein Mädchen und wird von diesem wiedergeliebt. Ein Don Juan tritt dazwischen und will sie ihm abspenstig machen. Sie ruht einen Moment lang in dessen Armen und findet, daß er gut küssen kann. Später bereut sie und will zur Buße ihr Leben in einem Kloster beschließen. Im rechten Moment tritt der wirklich Geliebte dazwischen und führt sie zu seiner Mutter. Sie werden ein glückliches Paar, vorausgesetzt, daß die junge Frau nicht wieder Rückfälle der Sehnsucht nach seinen Küssen bekommt. Der Don Juan richtet sich endlich selbst, und der Tugend steht nichts mehr im Wege, tugendhaft zu sein. Der Autor muß noch in sehr jugendlichem Alter stehen; denn seine Personen leiden an großer Geschwätzigkeit und bewegen sich so pathetisch wie schlechte Schauspieler auf der Bühne. Zwiegespräche in dem Buche erinnern stets an die Sprichwortweisheit gewisser alter Klatschbasen. Da sagt z. B. der Held zur Heldin: „Das Wetter braust über das Dach hin, es rüttelt an den Fenstern; aber es trifft die Glücklichen nicht, denen der kleine Raum ein Königreich ist." Darauf sagt sie: „Aus dem Traume wacht man auf und oft ist es tiefes Dunkel, das uns dann umgibt." Dann sagt er wieder: „Träume gehen und kommen" u. s. f. Von dieser unstatthaften Breite abgesehen, liest sich der Roman ganz glatt. Gut sind dem Verfasser die Naturschilderungen gelungen.

Hermann Hirschfeld erweist sich in dem vorliegenden Buche „Die Komödianten-Toni" (Nr. 5) aufs neue als der kundige gewandte Erzähler, als welcher er bekannt ist. Wenn der Vorwurf seines Romans auch nicht neu ist, so ist der letztere doch frisch und lebendig erzählt und wird interessiren. Ein Intriguant, eine junge Grafentochter, ein verschollener natürlicher Sohn, die Schauspieler-Toni und noch einige abenteuerliche Gestalten treten auf und werden zu einem lebenden Bilde gruppirt, in welchem man die geschickte Hand des Anordners anerkennen muß.

Von den zwei feinsinnigen Arbeiten aus Frauenfeder sei zuerst Emma Marshall's Roman „Geduldig in Hoffnung" (Nr. 6) genannt. Das ist ein anmuthiges, der Jugend nicht genug zu empfehlendes Buch. Den Mittelpunkt des figurenreichen Romans bildet eine Gestalt, auf welche die Verfasserin alles Licht ihrer Poesie ausgegossen hat: Christabel Kingscote. Dieses junge Mädchen ist der Schutzgeist ihrer zahlreichen durch des Vaters Schuld in Noth gerathenen Familie. Mit ihrem starken Geiste, ihrem an Liebe unerschöpflichen Herzen wendet Christabel, wo sie es vermag, das Ungemach von den Ihren, und steuert sie

endlich in den Hafen der Ruhe. Des Glückes kann man nicht sagen, denn Emma Marshall ist eine zu ernste Natur, um an das Glück zu glauben. Selbst als Christabel nach langen Jahren geduldigen Hoffens endlich mit dem Geliebten sich vereinigt, ist ihre Freude keine ungetrübte. Ihr Gatte erblindet und die junge Frau muß ihr Liebesamt als Beschützerin und Pflegerin aufs neue beginnen. Aber sie bleibt getröstet trotz alledem. In den dunkeln Stunden ihres Lebens leuchtet ihr ein heller Stern: die Religion, der Friede derer, die da reinen Herzens sind.

Die drei Novellen „Aus der Gegenwart" von H. Keller-Jordan (Nr. 7) sind an geistiger Eleganz sich ebenbürtig. Vielleicht ist die erste „Ein Traum" deshalb die anziehendste, weil der wunderbare Landstrich, auf dem sie sich abspielt, der Phantasie der Verfasserin freien Spielraum gestattete. In einem Zauberschloß an der meerumspülten Küste Istrias sitzt eine schöne blonde Frau und trauert. Sie trauert, weil sie kein Herz besitzt und niemals besitzen darf, mit dem sie ihr Gold, ihre Liebe theilen könnte. Ihr verstorbener Gatte hat sie nämlich durch ein von ihr gefordertes Ehrenwort verpflichtet, sich keinem zweiten Manne mehr zu vermählen. Eines Tags kommt ein Verwandter, der zum Vormund ihrer Stiefsöhne bestellt ist, und gewinnt ihre Liebe. Sie werden beide unglücklich. „Im Bann der Liebe" handelt von einem jungen Mädchen, das, von ihrem Geliebten verlassen, sich an diesem rächt, indem sie nach einer Reihe von Jahren, während derer sie eine gefeierte Künstlerin geworden ist, ihm, der sich jetzt um ihre Hand bewirbt, einen Korb gibt. Dieser Korb hat indeß weniger Koketterie zur Ursache, als die Ueberzeugung, daß ihre Liebe zu ihm doch nicht mehr die alte ist. Die letzte Novelle endlich „Er und Sie" erzählt von einem Manne, der eine Frau liebt, aber aus Gewissenhaftigkeit eine andere heirathet. Dieses Problem führt zu einer unbefriedigenden Lösung, wenngleich die Verfasserin die Motive, die ihren Helden zu seiner That bewegen, als zwingende schildert. Der Hauptreiz von H. Keller-Jordan's Novellen besteht in schöner Ausdrucksweise und Formgewandtheit.

Marius Stein.

Ein deutscher Diplomat in Rußland und Großbritannien.

St. Petersburg und London in den Jahren 1852—1864. Aus den Denkwürdigkeiten des damaligen königlich sächsischen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers am königlich großbritannischen Hofe von Karl Friedrich Graf Vitzthum von Eckstädt. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1886. Gr. 8. 12 M.

Dem neulich von mir in d. Bl. besprochenen Werke des Grafen Vitzthum, „Berlin und Wien 1845—1852", schließt sich das vorliegende direct an. Vitzthum war von 1852 bis 1853 königlich sächsischer Geschäftsträger in Petersburg, von 1853 bis 1866 Ministerresident, dann Gesandter in London und zugleich seit 1859 in Lissabon. Er pflegte seine amtliche Correspondenz durch vertrauliche Berichte und Privatbriefe an den Ministerpräsidenten zu ergänzen, die zu dessen Privatgebrauch dienen sollten, um ihm Stimmung und Urtheil der leitenden Personen des Staates kundzugeben, bei dem der Graf accreditirt war; auch zeitweilige Geheimnisse wurden auf diese Weise zu Beust's Kenntniß gebracht. Weit entfernt, eine Geschichte der ereignißreichen Zeit von 1852 bis 1864 liefern zu sollen, dienen diese Tagebuchblätter zur Illustration der Verhältnisse und der wichtigsten Acteure auf der politischen Bühne, bringen nur eigenste Beobachtungen und Erlebnisse; zur Erleichterung des Verständnisses schickt der Autor den unter dem Eindrucke des Moments geborenen Blättern jedesmal eine kurze Uebersicht der Jahresbegebenheiten voraus. Die englische Uebersetzung verbessert einige Druckfehler des auch an Datenfehlern nicht armen deutschen Textes, fügt erläuternde Anmerkungen hinzu, controlirt nochmals die Facta aus den amtlichen Acten. „Die beste Controle", so schreibt mir Vitzthum, „für die Wahrheitsliebe des Verfassers wird sich aus dem Studium der Memoiren von Charles Greville ergeben, welche in ihren letzten zwei Bänden dieselbe Epoche behandeln."

Obwol Vitzthum nicht ganz ein Jahr in Petersburg verweilte, hat er mit Erfolg Rußland nach innen und außen studirt; wie ein Titane erschien ihm die eines Zeus von Phidias würdige Gestalt von Nikolaus I., der im vollen Sinne des Worts Selbstherrscher war, ohne seinem Ausspruche nach je zum Regieren Neigung zu haben; Nikolaus war ganz und voll Soldat, woraus man seine Geringschätzung des zaghaften Friedrich Wilhelm IV. doppelt leicht begreift, ein edler für geleistete Dienste dankbarer Mensch, aber keineswegs ein Diplomat: plauderte er doch seine Geheimnisse selbst aus, wie die köstliche Anekdote mit seinem Günstlinge Orlow beweist. Sehr oft handelte er auf eigene Faust, ohne seine Minister zu befragen; Nesselrode, bei aller Bedeutung ohne Genialität und ohne Einfluß auf den Kaiser, mußte sich manchmal mit dem Nachsehen begnügen und der Krimkrieg, in den Nikolaus machttrunken taumelte, war nur sein eigenes Werk. Seit Paul herrscht, wie Vitzthum versichert, ein erbliches Gehirnleiden in der kaiserlichen Familie (bei seinen Nachweisen läßt er den Großfürsten Michael irrig mit 48 Jahren anstatt mit 51 daran sterben); Nikolaus soll damit in hohem Grade behaftet gewesen und dasselbe in den Jahren 1848—52 durch die Niederwerfung der Revolution in Ungarn, durch die Demüthigung Oesterreichs und Preußens gewachsen sein; voll Misachtung gegen Frankreich und voll Verstimmung gegen Napoleon III., sah

er in sich, krankhaft überreizt, den Hort der Fürsten und Völker gegen die Europa zerfressende Revolution. Der Anhänglichkeit der deutschen Vormächte gewiß, hielt er es nur der Mühe werth, sich mit Großbritannien zu verständigen, wo sein Freund Graf Aberdeen am Ruder stand; wie eine fixe Idee beherrschte ihn das Vorhaben, die Türkei in seine Netze zu verstricken und sie völlig wehrlos zu machen; er sprach offen seinen Haß gegen die Türkei aus, führte auch als glänzender Schauspieler seine orthodoxe Inbrunst ins Gefecht, um sein Volk zu begeistern, und suchte Oesterreich mit der Türkei zu verfeinden. Bereits war unter seinen Füßen der Boden unterwühlt; die schimmernde Oberfläche barg einen Vulkan; Nikolaus fühlte den Nihilismus unter seiner Sohle und suchte durch den Krimkrieg die innere Gefahr nach außen abzulenken, um so mehr als er seinen Thronerben für viel zu schwach hielt, um ein Reich wie Rußland zu lenken. Zu Vitzthum sagte er: „Der Boden unter mir ist unterwühlt wie unter Ihnen. Wir sind alle solidarisch. Wir haben alle einen gemeinsamen Feind: die Revolution. Wenn man ihr fortan schmeichelt, wie man es in Berlin thut, so wird der Brand bald allgemein werden. Hier fürchte ich für den Moment nichts. Solange ich lebe, wird man nicht mucksen. Denn ich bin Soldat; mein Herr Schwager ist es nie gewesen." Schon damals bemerkte Vitzthum den Nationalitätsschwindel und den Deutschenhaß in Petersburg, obwol die höchsten Stellen meist mit Balten und andern Deutschen besetzt waren. Aus den Reihen der Russen hoben sich vortheilhaft hervor Menschikow, Orlow, aus denen der fremden Diplomatie die Gesandten von Rochow, Graf Mensdorff und Sir Hamilton Seymour. Mit dauernden Eindrücken siedelte Vitzthum, jetzt 34 Jahr alt, nach London über, um alsbald durch genaues Studium der Verhältnisse sich mit Land und Leuten bekannt zu machen und ein Verehrer Großbritanniens zu werden.

Er fand den Zersetzungsproceß der alten Whigs und Tories schon im Gange; ihr grundsätzlicher Antagonismus verwischte sich; in Peel mußte man den Reformator der Korngesetzgebung, den Mann der friedlichen Revolution verehren, durch die sich der aristokratische Culturstaat Großbritannien in einen demokratischen Industriestaat verwandelte. Kaum stand das „Ministerium aller Talente" am Ruder, als die Orientfrage dieselben auf die Probe stellte; während Vitzthum mit derselben Abneigung wie sein Chef Beust Bunsen behandelt und alles Nimbus zu entkleiden sucht, beschäftigt er sich viel mit der Haltung Brunnow's. Nikolaus holte Brunnow's Rath gar nicht ein, sondern handelte nach eigener Idiosynkrasie; Brunnow aber mußte wissen, daß Palmerston alles zum Kriege aufbot und eine französisch-britische Allianz erstrebte, daß der im Divan allmächtige und in London hochangesehene Stratford de Redcliffe die Pforte gegen den ihm verhaßten Zaren schützte. Palmerston war keineswegs wie Redcliffe ein erbitterter Russenfeind; er wollte nur, daß der Sultan Großbritanniens Pförtner am Bosporus bleibe, wollte Rußland mit Hülfe Napoleon's bändigen und für die Zeit seines Alters im Orient Ruhe haben. Bei einem Spiele von europäischer Tragweite hoffte er der Partner Napoleon's zu sein; Napoleon hingegen machte die britische Politik gegen ihren Willen seinen Zwecken dienstbar, schloß die Allianz mit ihr, um die von Nikolaus beanspruchte Hegemonie in Europa an sich zu reißen, brauchte zur Erlangung seiner Ziele einen Weltkrieg und trachtete nach seinem Siege das alte Frankreich Napoleon's I., wie es vor 1815 war, herzustellen und Europa „einen zweiten December" aufzuzwingen; während er über des Zaren Leidenschaftlichkeit und politische Fehler frohlockte, riß er Großbritannien in den Krieg hinein. Oesterreich, dessen vitalstes Interesse verlangte, daß Rußland die Donaufürstenthümer nicht behaupte und die Türkei nicht verschlinge, that unter der erbärmlichen Leitung Buol's gar nichts; ebenso wenig geschah etwas von Preußen und dem Deutschen Bunde, um den Zaren vom Kriege abzuhalten; die Furcht vor Nikolaus war zu allgewaltig und so beging man die Feigheit, den Krimkrieg nicht durch eine europäische Phalanx zu verhüten. Palmerston's Intriguen gegen den Prinz-Gemahl Albert, der russenfreundlicher Gesinnungen verdächtigt wurde, waren widerwärtig; Nikolaus' Plauderhaftigkeit aber führte dahin, daß auf dem Wege über Berlin mancher seiner Pläne, z. B. der für die Schlacht von Inkerman, zuvor in England bekannt wurde. In interessanter Weise berührt der Autor den Verlauf des Krimkriegs und Aeußerungen des Prinz-Gemahls über die Orientfrage, Deutschlands Stellung zu ihr und die haltlose preußische Politik. Wie Beust bewegt er sich stets im mittelstaatlichen Fahrwasser, dessen Hochfluth Bamberg bespülte; wie Beust wies er im April 1854 Clarendon's Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Deutschen Bundes scharf zurück; er wünschte, daß Deutschland energisch in die Orientfrage eingreife, hielt einen vieljährigen Krieg für gewiß, wenn es sich nicht zum Kampfe gegen Rußland und zur Erzwingung eines raschen Abschlusses des Krimkriegs ermanne.

Sehr gewandt und mit pikanten Schlaglichtern schildert unser Autor das ganze auf Täuschung basirte System Napoleon's, der sich immer enger an den britischen Hof anlehnte, dabei aber im Prinz-Gemahl seinen gefährlichsten Widersacher haßte. Aberdeen fiel unter dem Ansturme der öffentlichen Meinung und Napoleon's Freund Palmerston trat an die Spitze des Staats, durch seine genaue Kenntniß der britischen Nation allgebietend. Russell ist mit seinem Liberalismus Vitzthum sehr wenig sympathisch und er ergreift manchen Anlaß zum Tadel. Täglich kam er mit Londons Größen in Berührung. Deshalb sind höchst fesselnd die Schilderungen des Prinz-Gemahls, Palmerston's und seiner Frau, Russell's, Clarendon's, Aberdeen's, Gladstone's, Bright's, Cobden's, Derby's, Disraeli's, der Gesandten Brunnow, Persigny, Walewski u. a.; dabei wirft Vitzthum häufig Blicke auf Portugal, wo er Sachsen vertrat und wo der Prinz-Gemahl Albert eigentlich durch

seinen Freund, Dom Pedro V., regierte. Endlich kam der Pariser Frieden zu Stande. Orlow gestand ehrlich, er sei ein Bedürfniß für das erschöpfte Rußland, das freilich bei dem Ausbruche des Seapoys-Aufstands in Indien die Hand im Spiele gehabt haben muß; Napoleon war mächtiger als je; man sprach fortan in Europa von ihm kurzweg als „Er". War auch Prinz Albert im Gegensatz zu Vitzthum voll Antipathie gegen Oesterreich und voll Sympathie für Preußen, so verwarf er doch im August 1857 in Osborne das von Napoleon selbst vorgeschlagene Schutz- und Trutzbündniß gegen Oesterreich; er wollte nicht zu der Napoleonischen Karte Europas Großbritanniens Hand leihen, näherte sich vielmehr Oesterreich, und Frankreich suchte nun Halt in Petersburg. Um dieselbe Zeit begann der italienische Einheitstraum die Gemüther zu beschäftigen; Vitzthum sah als strenger Legitimist in Cavour lebenslang einen Intriguanten und Schüler Machiavelli's; er befürwortete feurig die Beibehaltung der regierenden Dynastien in Italien, hielt den Zustand Oberitaliens unter der österreichischen Herrschaft für vortrefflich und lebte der Ueberzeugung, die Einigungsidee, für welche die Massen in Italien keinerlei Verständniß gehabt, die aber im Sinne der unersättlichen Ländergier des savoyischen Hauses gewesen, sei von Victor Emanuel nothdürftig großgezogen worden.

Die Tage des Cabinets Palmerston waren gezählt; trotz aller Ungeberdigkeit mußte der Viscount infolge der Conspiracy Bill 1858 dem Grafen Derby das Feld räumen. Wie Vitzthum früh errieth, steuerte Napoleon auf den Bruch mit Oesterreich hin; er hatte sich in Plombières mit Cavour zu diesem „Verbrechen" verschworen. Buol's Politik erleichterte sein Vorhaben; wäre ein Staatsmann an dessen Stelle gewesen, so hätte er nach Vitzthum's Ansicht die piemontesische Agitation mühelos erstickt, dem Zweiten Empire durch einen Zug nach Paris den Garaus gemacht und Elsaß-Lothringen erobert. Den bedeutendsten Fürsten der Zeit sah Vitzthum in Victor Emanuel, den er irrthümlich für weit bedeutender als Cavour hielt; seiner Meinung nach wußte nur Victor Emanuel, was er wollte, machte sich zum Dictator der Nation, Napoleon zu seiner Marionette und einigte, dem Kaiser und dem Papst zum Trotz, Italien; übersah er Cavour, so übersah dieser den in Idiosynkrasien und Fatalismus befangenen Napoleon und gebrauchte ihn, den Vitzthum ungemein unterschätzt, zu seinem Instrumente, indem er ihn in Furcht vor italienischen Dolchen hielt und weibliche Reize auf ihn wirken ließ. Derby fiel, Palmerston trat neuerdings an das Staatsruder; Vitzthum bespricht im einzelnen die Stellung zu dem italienischen Kriege und zeigt, wie die Präliminarien von Villafranca jedermann, besonders auch den ritterlichen Prinzen von Preußen überraschten, der eben Oesterreich ein Heer zuführen wollte; da Napoleon treubrüchig geworden und ohne Sardinien mit Oesterreich pactirte, trat Covour ab; Victor Emanuel hingegen nahm die Sache nicht so tragisch; er heimste einstweilen die Lombardei ein. Napoleon's einziger wahrer Freund, der tolle Persigny, begann zu verzweifeln; er sah den Niedergang und Sturz eines Regiments voraus, das sich nur durch Siege halten könne; Napoleon brauchte jetzt Frieden, denn Heer und Finanzen waren in Zerrüttung; Villafranca und die Annexion Savoyens und Nizzas hatte Palmerston gründlich von seinen Sympathien für Napoleon geheilt; von nun an mistraute er ihm und verständigte sich mit den deutschen Großmächten, während er und Russell bisher stets Italiens Einigung begünstigt hatten, und hemmte Frankreichs Uebergewicht in Europa. Sank Oesterreichs Autorität in Deutschland bedeutend seit 1859, so richteten die Patrioten wieder die Blicke nach Berlin, wo der Prinz-Regent ein neues Heer organisirte und Deutschlands Ehre hoch hielt; die Ueberzeugung brach sich Bahn, Preußen allein könne Deutschland vor den Gelüsten Frankreichs schützen, und fand ihren Mittelpunkt im Nationalvereine. Sieht Vitzthum Cavour in sehr ungünstigem Lichte, so behandelt er Garibaldi voll Verachtung, leugnet seine Großthaten und tadelt das italienische Cabinet, solche Alliirte wie ihn und Mazzini verwendet zu haben, Seeräuber und Briganten.

Daß Oesterreich 1860 nicht einschritt, den Papst und den tief beklagenswerthen Franz II. von Neapel, der wie Ludwig XVI. die Schuld seiner Vorfahren büßte, nicht unterstützte, tadelt Vitzthum, erklärt es aber aus Oesterreichs innern Leiden. So ruhte und rastete Victor Emanuel nicht, bis er ganz Italien besaß, und vergebens hoffte Vitzthum auf den Protest Großbritanniens gegen die Einverleibung Savoyens und Nizzas in Frankreich, vergebens trieb er seinen Freund Disraeli, von dem er oft wichtige Dinge erfuhr, dazu an. Ebenso misvergnügt sah er auf den französisch-britischen Handelsvertrag, das Werk Cobden's.

Vitzthum erfreute sich besonderer Huld bei dem Prinz-Gemahl, den er als glänzenden Politiker schildert, wenn er auch zumal in der deutschen Frage einen andern Standpunkt einhielt; Albert durchschaute Napoleon III., die Sphinx auf dem Throne; daß er aber den Bundestag verachtete und gegen Oesterreich war, konnte Vitzthum nicht verzeihen. Und wie richtig hat Albert geurtheilt:

> Degen und Feder vermögen die Mittel- und Kleinstaaten in Europa nicht zu führen. Hier liegt die Grenze ihrer Aufgabe. Wäre ich König von Sachsen, ich würde kein Bedenken tragen, unter gewissen fest und bestimmt formulirten Bedingungen meine Armee und meine Diplomatie der Führung Preußens anzuvertrauen, wohlgemerkt nicht für preußische, sondern für deutsche Bundeszwecke. Ich würde darin, gerade herausgesagt, das einzige Mittel für die Erhaltung einer segenbringenden Selbständigkeit erblicken. . . . Es gibt nur Ein Heil für Deutschland: die militärische Führung wie die diplomatische muß Preußen übertragen werden. Daß dies mit aller Schonung des sehr achtungswerthen Selbstgefühls der einzelnen Armeen geschehen müßte und könnte, versteht sich von selbst. Oesterreich ist immer österreichisch, nicht deutsch, und das wird immer im Bunde ein wunder Fleck bleiben, solange man sich nicht darüber klar wird, daß Deutschland unter Preußens Führung stark genug ist, eine europäische Rolle zu spielen.

Mit herzlicher Sympathie begrüßte Vitzthum die Haltung des Prinz-Regenten von Preußen und der andern nach Baden-Baden gereisten deutschen Fürsten gegenüber den Gelüsten Napoleon's nach dem Rheine, ihr Mistrauen gegen seine Friedensbetheuerungen, und als guter Patriot sehnt er sich nach einer Erhebung Gesammtdeutschlands gegen die Uebergriffe eines Friedensstörers, der nicht nur in Syrien, sondern auch in der Nähe in Dänemark beständig intriguire.

Das allgemeine Mistrauen in England gegen Napoleon verschaffte Palmerston, der sich von ihm abgewandt, stillschweigend eine Art Dictatur, eine Machtfülle, wie sie, besonders in innern Angelegenheiten, kaum je ein britischer Staatsmann besaß. Um diese Zeit starb Cavour, der Schöpfer Italiens; Vitzthum war bethört genug, das Aufsehen, das sein Tod machte, unbegreiflich, ihn abgenutzt und durch Ricasoli übergenug ersetzt zu nennen, indessen er Mémoiren über die deutsche Frage schrieb und einen Fürstencongreß anregte, im amerikanischen Secessionskriege sich auf die Seite der Südstaaten stellte, in Italien Ratazzi schmähte und in England mit den Tories Derby und Disraeli ging. Ein zweiter Todesfall erschütterte ganz Großbritannien: Albert starb, der in Wahrheit der König gewesen war; jetzt erst fühlten auch seine Gegner den unersetzlichen Verlust; Palmerston fiel in Ohnmacht, Disraeli gestand Vitzthum:

Dieser deutsche Prinz hat England 21 Jahre lang regiert mit einer Weisheit und Thatkraft wie keiner unserer Könige. Er war der permanente Privatsecretär, der permanente Premierminister der Königin. Wenn er einige von unsern alten Bühnenhelden überlebt hätte: er würde uns unter Beibehaltung aller constitutionellen Garantien die Segnungen des absoluten Regiments gegeben haben.

Vitzthum hat durch sein Urtheil Albert ein herrliches Denkmal gesetzt.

Napoleon blieb eine Gefahr für Europa; in London betrachtete man 1861 die Wirren in Warschau als sein Werk, damit Rußland den Werth französischer Gunst und Ungunst erkennen lerne; aber gerade diese Vorfälle verjagten die drohende Wolke eines französisch-russischen Bündnisses und einer Erneuerung von Tilsit. Das Mistrauen führte Rußland und Großbritannien einander näher und Mexico, wo Napoleon III. der Union in Washington einen Kaiserstaat an die Seite stellen wollte, wurde für ihn, was Spanien für Napoleon I. war, der Anfang des Endes. Als jetzt der Fürstencongreß in Frankfurt zusammentrat, da rief Vitzthum „Zu spät!“ und sah darin nur eine Niederlage Oesterreichs; Napoleon suchte die Verwirrung in Deutschland zu steigern; in Preußen jedoch erhob sich die Hünengestalt Bismarck's, dessen Energie anstatt der bisherigen Schlaffheit alles entschied. Mit ungewöhnlicher Offenheit hatte Bismarck 1862 Disraeli seine Politik voraus verkündet: „Meine erste Sorge wird sein, mit oder ohne Hülfe des Landtags die Armee zu reorganisiren. . . Ist die Armee erst auf Achtung gebietenden Stand gebracht, dann werde ich den ersten besten Vorwand ergreifen, um Oesterreich den Krieg zu erklären, den Deutschen Bund zu sprengen, die Mittel- und Kleinstaaten zu unterwerfen und Deutschland unter Preußens Führung eine nationale Einheit zu geben“; auch sprach er von der Besetzung Hessens und Hannovers als selbstverständlich. Er war der felsenfesten Ueberzeugung, die deutsche Frage sei allein durch Blut und Eisen lösbar.

Das Jahr 1864, mit dem Vitzthum's Denkwürdigkeiten abschließen, ist vom dänisch-deutschen Conflicte erfüllt; der Graf gibt klare Details über die schleswig-holsteinische Frage, eine Anzahl Schriftstücke von ihm, Russell, Derby, Cecil (heute Salisbury) und Montagu. Ueberwiegend war die öffentliche Meinung in Großbritannien für Dänemark, Palmerston höchst kriegslustig; Derby aber widerrieth in Meisterreden den Krieg gegen Deutschland; Palmerston unterlag zu unserer gerechten Genugthuung. Vitzthum's Werk wird fortan eine wichtige Quelle für die Jahre 1852—64 bilden; ein sorgsam gearbeitetes Register erleichtert seinen Gebrauch. Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Endlich ist auch einem der hervorragendsten Schriftsteller der Gegenwart, der unter der Herrschaft der stets sich ablösenden literarischen Modehelden bei Lebzeiten wie nach seinem Tode gelitten hat, eine verdiente Auszeichnung zutheil geworden: am 11. Juni ist in Dresden die Büste enthüllt worden, welche Karl Gutzkow auf dem Körnerplatze neben derjenigen Theodor Körner's errichtet wurde. Die Vertreter der städtischen Behörden wohnten der Feier bei. Die Festrede hielt Professor Adolf Stern; sie wurde den Verdiensten des großen Schriftstellers gerecht. Die geistvolle Beredsamkeit Stern's ist ja hinlänglich bekannt.

Wenig Auszeichnungen sind einem Schriftsteller wie Karl Gutzkow während seines Lebens zutheil geworden: es war kein Wunder, wenn sich eine tiefe bis zur Seelenstörung fortschreitende Verstimmtheit seiner bemächtigte. Er sah ja überall um sich des Ruhmes Kränze auf der gemeinen Stirn entweiht: Nichtigkeiten wurden verherrlicht und gefeiert; Ordenskapitel, wie dasjenige des Maximiliansordens, schlossen ihn aus, während die dort tonangebenden Akademiker ihre mittelmäßigsten Sanges- und Gesinnungsgenossen auszeichneten; es gehörte zum vornehmen literarischen Ton, von Gutzkow gering zu denken und zu sprechen. Jetzt ist ihm wenigstens an einer Stelle ein dauerndes Denkmal errichtet worden: es ist das ein Verdienst des Deutschen Schriftstellervereins. In der Literatur wird er die schwächlichen Cliquen überleben, die ihn verdrängt haben.

Ausländische Urtheile über Erscheinungen der deutschen Literatur.

Auch die „Revue des deux Mondes“ (vom 15. April d. J.) widmet, wie die „Revue Critique“, deren Urtheil wir bereits in Nr. 22 d. Bl. f. 1887 mitgetheilt haben, den neu erschienenen Werken über Herder unter der Ueberschrift „Les Idées politiques de Herder“ eine längere Besprechung aus der Feder Lévy-

Brühl's. Es liegen derselben die folgenden Werke zu Grunde: J. R. Haym, „Herder nach seinem Leben und seinen Werken", „Herder's sämmtliche Werke", herausgegeben von Bernhard Suphan, und Ch. Joret, „Herder et la Renaissance littéraire en Allemagne". Wir entnehmen der Besprechung natürlich nur das Haym's Biographie betreffende, über welche es heißt: „Am Ende des 18. Jahrhunderts befand sich Deutschland in einem jener Momente, welche den großen Krisen vorangehen: man kann darüber nicht etwa nach dem politischen Leben urtheilen, welches die Umstände fast überall lähmten, sondern nach dem Charakter der Literatur, in welchem sich die lebendigen Kräfte der Nation kundgaben. Die verborgene Arbeit, die sie vollbrachte, wird vom Lichte der großen Ereignisse beleuchtet, welche seitdem Europa umgestaltet haben; ihrerseits aber verlangen diese Ereignisse, wenn sie richtig verstanden werden sollen, ein gründliches Studium jenes Zeitraums. Will man sich genaue Rechenschaft von der Entwickelung Deutschlands in unserm Jahrhundert geben, so muß man wissen, von welchen Ideen und Gesinnungen die Deutschen zur Zeit Goethe's und Herder's sich nährten, wie sie ihr Vaterland und dessen Rolle in der Menschheit auffaßten. Hierin liegt das historische Interesse der Biographie Herder's, welches Haym soeben vollendet hat. Verfasser geschätzter Arbeiten über Wilhelm von Humboldt, die romantische Schule, Hegel und seine Zeit, kennt er die deutsche Literaturgeschichte jener Periode aufs gründlichste. Seine gegenwärtige Biographie ist ein abschließendes, vollständiges Werk, man wäre versucht, hinzuzufügen: zu vollständig. «Man sieht den Wald vor Bäumen nicht», sagt ein deutsches Sprichwort. Der Wald Haym's ist überaus dicht. Um jedoch gerecht zu sein, wollen wir anerkennen, daß es trotzdem hell darin ist und Pfade ihn durchziehen. Der Verfasser befolgt die für eine Biographie naturgemäß angezeigte chronologische Ordnung, und die Geschichte der großen Werke Herder's vermischt sich darin ohne Verwirrung mit den kleinsten Details seines innersten Lebens. Wir werden Haym nicht überall hin folgen, wo Herder ihn hinführt. Philosophie, Aesthetik, Geschichte, Theologie, literarische Kritik; Herder hat sie alle berührt, über alle geschrieben. Er hat in Deutschland neue Ideen in großer Anzahl ausgestreut oder doch eine Anzahl verborgener Richtungen geweckt; er war, nach Gervinus' sehr glücklichem Ausdruck, ein wahres Ferment für seine Zeit. Wir werden uns lediglich mit seinen zuweilen unbestimmten, zuweilen scheinbar sich widersprechenden politischen Ideen beschäftigen, die trotzdem vom Glücke in einer Weise begünstigt werden sollten, wie er selbst weit davon entfernt war, es vorauszusehen. Wir werden in ihm einen Weltbürger finden, der von den humanen Ideen des 18. Jahrhunderts durchdrungen ist, und einen Patrioten, der bereits auf das Nationalitätenprincip sich beruft, welches für unsere Zeit so fruchtbar an Erörterungen und Kriegen geworden ist. Herder befindet sich so am Knotenpunkt zweier Jahrhunderte. Er gehört dem 18. durch Erziehung und die Grundsätze an, zu denen er sich bekennt; diejenigen aber, welche im 19. für das deutsche Vaterland gekämpft haben, müssen in ihm einen Vorläufer erkennen: sein Werk hat im voraus mit ihnen danach gestrebt."

— Die „Saturday Review", welche wieder einmal nach langer Pause eine Rückschau auf die deutsche Literatur in ihrer Nummer vom 14. Mai gebracht hat, sagt über „Heinrich Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften, nach den neuesten Quellen dargestellt" von Robert Proelß: „Heine ist eine der hervorragendsten literarischen Gestalten des Jahrhunderts und seine Biographie muß zweifelsohne geschrieben werden; man kann das Unternehmen aber nicht als ein sehr befriedigendes für einen Biographen ansehen, sei es wegen des Gesammteindrucks, den sie hervorbringt oder mit Rücksicht auf das Material, aus welchem sie zusammengestellt werden muß. Viele Biographen sind überbürdet mit Materialien, die weder wirksam zu benutzen sind, noch ohne Gefahr verworfen werden dürfen. Der Biograph Heine's jedoch ist dessen beraubt worden, was ihm mit Recht zugekommen wäre. Nicht die geringste der zahlreichen Aehnlichkeiten zwischen Heine und Byron nämlich ist das Schicksal ihrer autobiographischen Memoiren. Die Geschichte der Byron'schen ist bekannt; die der Heine'schen ist in eine Wolke von Mystification und Widerspruch gehüllt, aus welcher nur die einzige unangenehme Thatsache hervortritt, daß die Urkunde nicht erscheinen wird. Eine Anzahl werthvoller, an Heine gerichteter Briefe sind in einem Brande in Hamburg vernichtet worden; die meisten der übriggebliebenen sind gestohlen oder unterschlagen worden; seine eigenen Briefe jedoch, denen es zwar nicht an streng persönlichem Interesse gebricht, besitzen selten irgendein anderes. Es gibt vielleicht keinen Mann von Genie, dessen Briefwechsel so durchaus voll von kleinlichen Geschäftssachen wäre, und zwar im allgemeinen, unmittelbar oder mittelbar, bezüglich literarischer Mache und Feilschen mit Verlegern, mit Ausschluß der hohen Themata, über welche Goethe und Schiller sich zu verbreiten geliebt haben. Nicht romantische Verirrungen, vielmehr prosaische Thatsachen machen seine Biographie so unbefriedigend; wir können Nachsicht haben mit den Schwächen des Genies, verlieren aber die Geduld bei Ränken und müßigen literarischen Zänkereien. Byron und Southey hatten sich über etwas zu streiten; Heine aber ist selten von seinen Gegnern durch eine grundsätzliche Frage getrennt. Wir haben uns nicht nur seines poetischen Genies zu erinnern, welches, da es hauptsächlich lyrisch ist, mit einem geringeren Intellect hätte verbunden sein können, sondern auch der seltenen Tiefe, Klarheit und Fruchtbarkeit der Ideen, die häufig in seinen Prosaschriften ausgestreut sind. Die am wenigsten ehrenvolle aller dieser Schriften z. B. — sein schmachvoller Angriff auf das Andenken Börne's — enthält jene lichtvollen allgemeinen Betrachtungen über den Unterschied zwischen dem hebräischen und dem hellenischen Geist, die seitdem als Text zu so vielen Abhandlungen gedient haben, und viele andere originelle Gedanken, die mit dem gesundesten Verstande und vollendetsten Geschick dargestellt sind, werden in der Erinnerung haften. Proelß hat seine Aufgabe mit großer Einsicht und in vortrefflichem Geiste gelöst. Er hegt jene freundliche Gesinnung gegen Heine, welche jeder Biograph für den Gegenstand seiner Arbeiten empfinden sollte, während er es nicht etwa versucht, einen Helden aus ihm zu machen, außer insofern es jene Seite seines Charakters betrifft, die wirklich heroisch war, nämlich seine unbesiegbare Standhaftigkeit und Beharrlichkeit. Er hat jede mögliche Quelle der Belehrung emsig geprüft und seinen Stoff zu einer klaren, interessanten Erzählung von mäßigem Umfang zusammengedrängt. Wenn, wie er gesteht, das Gesammtergebniß trotz allem kaum befriedigend ausgefallen ist, so darf man ihm nicht die Schuld daran beimessen."

Bibliographie.

Brock, J., Die Entstehung des Fehderechtes im deutschen Reiche des Mittelalters. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Gedicht'ln und Spruchreime über Wald, Wild und Waidwerk. Gesammelt von der Redaction „Waidmann's Heil". Klagenfurt, Leon sen. 12. 1 M. 50 Pf.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. 14tes Hft.: Das Zeitalter der Deutlichkeit. — 15tes Hft.: Die Corruption im Kleinen. Wien, Graeser. Gr. 8. à 60 Pf.

Hirsch, H., „Geschäft" oder „Kunst?" „Privat-Direktion" oder „städtische Regie?" Ein Beitrag zur Reform des Mainzer Stadttheaters. Mainz, Diemer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Koppel-Ellfeld, F., Marguerite. Schauspiel. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Schipper, A., Sedan. Schauspiel. Berlin, Ißleib. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Stiehl, C., Lübeckisches Tonkünstlerlexikon. Leipzig, M. Hesse. 8. 60 Pf.

Zurlinden, S., Im Morgenland. Reisebilder. Basel, Spittler. 8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung. Erster Band: Dichtung der Republik. Gr. 8. VIII u. 348 Seiten. M. 7. —

Hermann Baumgart, Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. Gr. 8. XII u. 735 Seiten. M. 10. —

Hermann Fischer, Ludwig Uhland. Eine Studie zu seiner Säkularfeier. 8. 199 Seiten. M. 3. —

Martin Greif, Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten. 8. VI u. 159 Seiten. M. 2. 50.

Martin Greif, Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in fünf Akten. 8. VI u. 117 Seiten. M. 2. —

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon.

Vierte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

Zwei Bände.

Geheftet 15 M. In Halbfranzband 18 M.

(Auch in 60 Heften à 25 Pf. zu beziehen.)

Dieses kurzgefaßte, auf allen Wissensgebieten zuverlässige Auskunft gebende **Nachschlagebuch für den Handgebrauch,** das sich jedem, der es einmal benutzte, unentbehrlich gemacht hat, liegt in der verbesserten und vermehrten vierten Auflage vollendet vor. 120 Bogen Text mit 24 Karten und 66 Bildertafeln umfassend, ist „Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon" in seiner vierten Auflage **das einzige Nachschlagebuch, in dem die neuesten Daten, die neuesten statistischen Angaben zu finden sind.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Physiographie.

Eine Einleitung in das Studium der Natur.

Von **T. H. Huxley.**

Für deutsche Leser frei bearbeitet von **Hermann Jordan.**

Mit 182 Abbildungen und 8 Karten.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 63. Band.)

Huxley's berühmtes Handbuch der Physiographie, eine vollständige physikalische Erdbeschreibung, die sich durch ausserordentliche Klarheit und Fasslichkeit des Vortrags auszeichnet, wird hier in deutscher Bearbeitung von Hermann Jordan dargeboten. Alles specifisch Englische ist vom Bearbeiter durch entsprechende deutsche Localverhältnisse ersetzt, im übrigen aber das Original möglichst getreu nachgebildet worden. Das mit Abbildungen und Karten reich illustrirte Werk enthält eine erstaunliche Fülle von interessantester Belehrung.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

In unserem Verlage erschien:

Geschichte unserer Zeit

von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruch des deutsch-franz. Krieges.

Von **Arnold Ruge.**

Gr. 8. Geh. Ladenpreis 5 Mark.

Dieses Werk aus dem Nachlasse **A. Ruge's,** des berühmten Uebersetzers von **Buckle's „Geschichte der Civilisation in England"** verdient die Aufmerksamkeit der Gebildeten aller Stände in besonders hohem Grade. Sowohl die Eigenart der Darstellungsweise **Ruge's,** als auch die Originalität seiner Gedanken verleihen dem Buche einen hohen und bleibenden Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (Wilibald Alexis).**

Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**

Neue Serie. Zwanzigster Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Das Duell zwischen dem Lieutenant Chapuis und dem Kaufmann Dekeirel. Zweikampf oder Mord? (Dünkirchen. 1885.) — Der Gemeindelehrer Lesnier, Sieben Jahre unschuldig auf der Galere. (1847—55.) — Charley Roß. Kindesraub (Germantown in Pennsylvanien. 1874.) — Black Bart. Ein poetischer Räuber. (Californien. 1877—83.) — Billy Corbett und John Dwyen, noch zwei californische Postkutschenräuber. (1884.) — Shep Tinker. Ein merkwürdiger Pferdedieb. (Pennsylvanien. 1884.) — Der Proceß Johnston. Ein Mord aus Aberglauben. (Südcarolina. 1880.) — La Caramboda. Ein weiblicher Räuberhauptmann. (Mexico. 1884.) — Vom Galgen gerettet. (Britisch-Canada. 1830.) — Der Hauptmann Hentsch und der Schriftsteller Dr. Ignaz von Kraszewski. Landesverrath. (1884.) — Das Dynamit-Attentat bei der Enthüllung des Denkmals auf dem Niederwalde. Der Proceß wegen Hochverraths wider die Anarchisten Reinsdorf und Genossen. (1884.) — Das Attentat auf den Kaiser Alexander II. durch den verabschiedeten Collegiensecretär Ssolowjew. (Petersburg. 1879.) — Der Fähnrich in der kaiserlich russischen Garde Christoforowitsch von Landsberg. Mord. (Petersburg. 1879.) — Der Oberstlieutenant Filippone unter der grundlosen Anklage des Mordes vor dem Schwurgericht in Piacenca. (1877—78.)

Der vorliegende neue Band des beliebten Sammelwerks hat einen besonders reichen Inhalt; er bringt zwei Criminalprocesse aus Frankreich, sieben aus Amerika, zwei vor dem Reichsgericht in Leipzig verhandelte, zwei aus Rußland und einen aus Italien, alle in der gewohnten rechtskundigen, streng objectiven Darstellung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Was thun?

Erzählungen von neuen Menschen.

Roman von

N. G. Tschernyschewskij.

Aus dem Russischen.

Drei Theile. 8. Geh. 15 M.

Tschernyschewskij's Roman „Was thun?" bildet ein wichtiges Blatt in der Geschichte der innern Bewegungen Rußlands und ein interessantes Gegenstück zu den fast ausschließlich in Hof- und Adelskreisen spielenden Romanen der russischen Schriftsteller. Auch das Mitgefühl mit dem unglücklichen Lose des Verfassers, der seit langen Jahren als Verbannter in Sibirien lebt, verleiht seinem hier in deutscher Uebertragung dargebotenen Werke mehr als gewöhnliches Interesse.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 30. Juni 1887.

Unterhaltungsliteratur.

Viele der Autoren, denen man, nur ganz wenig verändert, die Goethe-Worte zurufen würde:

> Wisset, daß nur Dichterworte
> Um des Paradieses Pforte
> Immer leise klopfend schweben,
> Sich erbittend ew'ges Leben —

würden wol lächelnd das Haupt schütteln. Dichterworte! „Ew'ges Leben!" Sie wollen ja nur dem flüchtigen Augenblicke, der Nachfrage nach Unterhaltung dienen. Sie wollen eine Weile in den Feuilletonspalten großer oder kleiner Journale, Revuen, illustrirter Zeitungen fortlaufen, Honorar einstreichen, dann in den Leihbibliotheken verschmuzen, und während der Tag sich mit ihnen lesend oder kritisch beschäftigt, schöpfen sie schon wieder aus dem Danaidenfaß, das ja manchmal doch einen goldenen Boden hat. Man darf an solche „Schöpfungen" nicht den höchsten und letzten Maßstab anlegen; man kann nicht immer mit Goethe und Homer kommen. Ich gestehe, daß ich gar oft befriedigt war, wenn nur unserer edeln Muttersprache nicht gleich auf der ersten Seite Gewalt angethan wurde.

Eine Ausnahme machen folgende kleine Geschichten:

1. Heiteres und Weiteres. Kleine Geschichten von Ernst von Wolzogen. Stuttgart, Spemann. 1886. 8. 4 M.

Eine Vorrede, in etwas polternden, im Tone ihres Pathen gerathenen Versen, widmet die sechs Humoresken dem Aesthetiker Friedrich Vischer. „Daß Gott erbarm! Blitzblau echter Dunst steht bei dem Bildungsphilister noch immer in Gunst!" ruft Wolzogen beim Ueberblicken der „gangbaren" Literatur aus, und er hofft, daß Vischer nach der Lektüre sprechen wird: „Hm, hm, ja, ja, zwar ein kleiner, doch immerhin — unterdeß — auch einer." Nun, wenn man von Deutschlands modernen, besten Humoristen spricht, wird man Wolzogen als „auch einen" nennen müssen. Seine „Gloria Hose", die in dem von J. Stettenheim redigirten „Humoristischen Deutschland" schon so viel Aufsehen gemacht hat, wie das humoristische Deutschland es eben machen kann, ist ein Meisterstück echten Humors voll, dem sich die kleine elsässische Dorfgeschichte „S' Meikatel und der Sexack" würdig beigesellt. Hier hat Wolzogen [illegible] Suchen der Gestalten die Liebe selbst das Licht gehalten; hier hat ihm das Herz zu der Arbeit den Takt geklopft und die lachende Thräne ist ihm ins Tintenfaß getropft". Auch „Christel und Wigel", eine Pestgeschichte aus dem 17. Jahrhundert, ist trotz des düstern Hintergrundes der Laune nicht bar, und in „Veit Zisolin's Galgenstrick" zeichnet uns der Dichter eine tolle, falsche Ungarin, eine Zigeunerin, um die ihn Jokai gewiß beneiden wird. „Werther's Leiden in Sexta" ist eine ganz moderne berliner Geschichte, wie das beschließende „Derwischlied". Ich wüßte an diesen sechs humorvollen Perlen nichts zu mäkeln; wir haben so wenig wirkliche Jünger von Dickens, daß man sie nicht gleich bei ihrem Auftreten kritisch zu Tode quälen soll. Ein Geistesverwandter ist Ludwig Hevesi in Wien. Ich stelle die beiden Autoren einander vor, damit sie Freunde werden.

An Wolzogen reiht sich füglich:

2. Memoiren eines Wickelkindes von Julian Weiß. Leipzig, Unflad.

Diesen „vertraulichen Mittheilungen" ist eine große Verbreitung zu wünschen, weil so mancher eine erheiternde Lektüre sucht und nur Langeweile findet. Julian Weiß ist ein feiner und witziger Kopf, von dem ich sagen würde, daß er bei den Franzosen in die Schule gegangen ist, wenn er nicht ein Ungar wäre. Und diese haben gar manches mit den aufbrausenden Feinden jenseit des Rheins gemein. Aber sie besitzen auch Laune, Witz, Herz und Gemüth. Von dem Franzosen St.-Evremond stammt ein Wort, das er in seiner „Gelehrtenrepublik" anwendet:

Wenn Geist und Witz,
Verstandesblitz
Aus dem lallenden Säugling nicht leuchten,
Kein Wunder, denn er
Trinkt Milch nur, daher
Die faden Bemerkungen bei ihm, die seichten.

Dieses Wort macht das Wickelkind, welches Julian Weiß von dem Moment seines ersten Auftretens in der Welt denken und sprechen läßt, während wir nur unarticulirte Töne zu hören glauben, zu Schanden. Es hat Geistesblitze und Verstandeswitze wie ein Alter. Das Buch ist Papa und Mama in kindlicher Liebe zugeeignet, und sämmtliche Aeltern der Welt können daraus Kindererziehung lernen; denn das laut denkende Wickelkind macht uns begreiflich, daß sein Schreien meist misdeutet, daß ihm eine ganz falsche Behandlung octroyirt wird. Es hebt an zu denken oder zu schreien:

Ich fühlte mich durchaus nicht wie neugeboren, als ich geboren wurde. Kaum hatte ich nämlich das Licht der Welt erblickt, so machte ich schon die Bekanntschaft einer unangenehmen alten Dame, die mich in ein heißes Bad steckte und dort ein wenig kochen ließ. Die alte Dame hatte nur drei Zähne, hörte auf den ungewöhnlichen Namen Madame Mayer und war stets einer andern Meinung als ihrer eigenen. Denn wer dasjenige will, was die andern wollen, erreicht am leichtesten dasjenige, was er will.

Robert wird entwöhnt; er schreit laut, daß er ein Feind der Vivisection sei. Als er wieder eine Amme erhält, singt er Goethe's Nachtlied:

Selig wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt.

Nirgends überschreitet Weiß die so naheliegende Grenze des Schicklichen. Er läßt zwar seinen Säugling sogar lyrische Gedichte nach berühmten Mustern machen, aber er bleibt trotzdem unterhaltend und liebenswürdig bis zur letzten Zeile. Julian Weiß hat sich schon früher als Uebersetzer einer Novellensammlung Jokai's hervorgethan, die in d. Bl. von mir angezeigt wurde.

3. Weltliche Beichte von Ulrich Frank. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 3 M.

Der Autor gibt uns zwei ernste Novellen: „Weinen" und „Schweigen". Beide male wird die Geschichte als Erinnerung einem dritten erzählt! „Schweigen": Ein junger Assessor macht in einer Provinzstadt die Bekanntschaft eines ganz jungen Mädchens. Sie verlieben sich; sie gibt ihm nächtliche platonische Rendezvous. Dann verschwindet sie dem Liebestrunkenen. In Heringsdorf trifft er sie als Gattin eines Oberstaatsanwalts wieder. Nichts verräth, daß sie den Jugendgeliebten wieder erkennen will. Dieser geräth in die alte Stimmung und erzählt alles einem anwesenden dritten. Die Frau aber schreibt: „Im Schweigen das höchste Glück — im Schweigen die höchste Ehre — im Schweigen Glück und Ehre des edelsten Menschen bewahrt! Dank!" Warum aber verließ das Mädchen den Erwählten und gibt sich dem andern als Gattin hin? Und verdient der Assessor den spätern Dank, da er doch am Meere einem Fremden alles ausplaudert? (sonst würden wir freilich gar nichts erfahren). Es ist da ein großer Anlauf zu einer psychologischen Vertiefung genommen. Der Springer ist aber nicht über den Graben gekommen. In „Weinen" knüpft ein hochgestellter berliner Abgeordneter im Taunus ein Verhältniß mit einer zweifelhaften Frau an, die, wenn man es modern und deutlich ausdrückt, eine sehr bewegte Vergangenheit hat. Daß auch dieses Verhältniß lange Zeit ein ganz platonisches bleibt, obwol die Dame die Maitresse eines Offiziers, die Gattin eines Spielers war und sich ein ganzes Haus von einem dritten einrichten läßt, bringt mich auf den Gedanken, daß Ulrich Frank selbst eine Dame ist, und daher ihr eigenes Geschlecht anders schildern will, als sie es kennt. Das platonische Liebespaar überwindet übrigens glücklich das langweilige Stadium. Es reist nach Dresden. Dort kommt eine kokette Freundin der Dame dazu. Bei einem Souper, als Lotta sich wendet, küßt der Freund die neue Freundin. Hierauf weint Lotta all ihre Thränen vom Abend bis zum Morgen, stundenlang. Frauen können das! Aber das verhäßlichte Gesicht, das nervöse Zucken in den Mundwinkeln, dieses todestraurige, qualvolle Weinen scheucht die Liebe des Mannes, und die beiden werden nie mehr eins. Der Mann hat gesündigt, der Mann hat die Thränen hervorgerufen — aber er sieht nicht mehr das spätere Lächeln und das Lachen; er sieht nur das Weinen, und ihm graut vor dem weinenden Weibe. Das ist möglich, das ist wahr, aber ist es eine gelungene Novelle? Ist die Moral: „Frau, weine nicht vor dem Mann!" Doch als einzelner Fall ist es eben möglich, daher in das Gebiet der Novelle gehörend. Nur ist der Vorwurf peinlich, unedel, und darum gibt es keine Befriedigung, dieses „Weinen". Einzelne sprachliche Unebenheiten hätten sich leicht vermeiden lassen. Einmal wird gesagt: der Stolz ist die Quelle aller Dinge. Das ist zwar neu, aber nicht richtig. Es gibt eine Menge Dinge, die nicht dem Stolz entspringen, wenn auch nicht die Demuth immer dazu gehört.

4. Wiener Kinder. Ein Roman von C. Karlweis. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1887. 8. 5 M.

Dieser Roman hat eine Vorgeschichte. Er war von einer wiener illustrirten Zeitung definitiv acceptirt. Wie aber jeder neue französische Kriegsminister einen neuen Armeeorganisirungsplan vorlegt, so brachte der neue Redacteur eine ungerechtfertigte Voreingenommenheit gegen alles Bestehende, Angenommene mit, cassirte die acceptirten Arbeiten, zahlte lieber ein Pönale — mit des Eigenthümers Gelde —, ehe er nicht seine Freunde und Leute drucken ließ. Ein Freund — es gibt deren noch in Wien! — brachte die „Wiener Kinder" zu Bonz, einem hervorragenden Verleger, und da sind sie nun. Ich möchte dem jungen sympathischen Autor gern das Angenehmste sagen.

In jener illustrirten Zeitung hätte der Roman sicher das weitgehendste Interesse wachgerufen. Er ist breit und behäbig ausgesponnen und eignet sich besonders in seinem ersten Theil recht eigentlich für ein Familienblatt und für Wochenfortsetzung. Allein zum Durchlesen als Ganzes in einem Zuge und Athem ist er zu lang. Die nicht zum ersten mal sich ereignende und geschilderte Geschichte einer Familie aus dem Volke, auf einem Hofe, ist doch nicht spannend und interessant genug für 408 Seiten. Es sind auch nicht eigentlich wiener Typen, und was diesen Wienern passirt, ist nicht typisch für Wien. Max Kretzer hat in seinen „Verkommenen" und „Betrogenen" das Leben der Armen auf den Höfen der Vorstadthäuser viel abschreckender, aber auch viel charakteristischer und anschaulicher geschildert. Das „Assommoir" Zola's beginnt fast wie „Wiener Kinder". Der Vater Schober ist ein Bauarbeiter wie Lantier; beide stürzen vom Gerüst und beide werden Trinker. Karlweis braucht das „Assommoir" deshalb nicht gelesen zu haben, obwol es mit Mitterwurzer im Stadttheater seligen Angedenkens aufgeführt wurde. Vater Schober hat zwei Töchter, die schöne Lori und die gute Marie. Die gute Marie besorgt alle Arbeit, ernährt von ihrem Stuhle aus nach dem Unfall des Vaters mit ihrer Handarbeit die ganze Familie — ein schweres, ja ein unmögliches Stück Arbeit, wird der sagen, der die Verhältnisse kennt. Die alte Schoberin thut nichts, Lori thut nichts, Schober thut nichts: Marie erhält sie alle und alle schimpfen auf sie, nennen sie neidisch, faul, plagen sie — ein unglaubliches Zusammenleben. Der Psychologe würde verlangen, daß alle Marie auf Händen tragen, aber Karlweis läßt dies der Lori zutheil werden. Sie ist schön. Herr Franz Sturm, ein Bauführer, bewirbt sich um sie, und der Sohn des Bauherrn, Eduard Wiesinger. Nachdem sie sich mit Herrn Sturm verlobt, den die Dulderin Marie liebt, und sich von diesem so oft zu Gaude's Hetzen, Theatern und Volssängern führen ließ, bis er fremde Kapitalien angreifen mußte und nun entehrt dasteht, läßt sie sich durch Vermittelung des Blumenmädchens Fanny dem falschen Grafen Eduard Wiesinger in die Arme führen. Sie rennt dem Vater davon und nimmt die ihr nachrennende Mutter in der neuen, saubern, vom Wiesinger bezahlten Wirthschaft auf. Fanny und deren Liebhaber Ferdl, ein Deutschmeister, beuten sie natürlich aus. Dies letztere Liebespaar wird übrigens ein Geschwisterpaar genannt. Nun, so incestuös ist die Sache nicht, wie der zerstreute Verfasser uns da glauben machen will! Aber Lori und Sturm begegnen sich just da auf der Straße, als letzterer sich wieder ehrlich gemacht, seine Schulden bezahlt hat und als Eisenbahnbauer nach Rußland gehen soll.

Sehr menschlich ist es, daß alle Charaktere dieser „Wiener Kinder" nach bösen Thaten gegen das gänzliche Versinken kämpfen. So Lori, Schober, Franz Sturm. Aber es sind eben fast alles keine Leute, die einen Charakter haben, aus deren vergangenen Handlungen sich auf ihre zukünftigen schließen ließe. Sie haben kein Rückgrat. Vielleicht ist das ein Zug der meisten Wiener, die so leicht viel versprechen und so gern wenig halten. Aber der Roman als solcher leidet unter der Schilderung so zerfahrener Menschen. Man hat dem Buche als Lob nachgesagt, daß es sich nur mit dem Volke beschäftige, während die Lubliner-Lindau'schen Romane sich nur die Aristokraten als Vorbilder holten. Aber eine Entgegenstellung anderer Kreise hätte der Schilderung des „Freihauses", von dem man übrigens durchaus keine deutliche Vorstellung bekommt, nichts geschadet; und dann ist es nicht wahr, daß Lindau, Lubliner, Kretzer, Bleibtreu, Conradi u. a. nur die upper ten thousand geschildert. Wie dem immer sei, Franz geht nicht ehrlich nach Rußland, sondern besucht die Cocotte Lori. Hier begegnet er dem Raufer Ferdl, der Lori mishandeln will. Er war schon im Begriff, angeekelt, abzufahren, da erhält er von Ferdl einen Stich, der ihn nun als Kranken monatelang auf Lori's Bett wirft und Lori wieder an Franz fesselt. Aber die Cocottenwirthschaft geht ohne Liebhaber und Held nicht, und da stellt sich der Vater Eduard Wiesinger's selbst ein! Der Vater Alfred, der die Cameliendame bittet, ihn als den Nachfolger seines Sohnes anzunehmen! Der Kranke auf Lori's Bett wird natürlich lästig; die Mutter und das Hausmädchen werfen ihn sozusagen hinaus, und er stirbt auf der Straße. Lori wollte mit ihm wieder ehrlich werden — als ob eine Manon Lescaut, Marion Delorme selbst durch Desgrieux und Victor Hugo wieder ehrlich gemacht werden könnte! Sie wird es auch nicht. Sie wird die richtige Lorette, und als sie eines Tags mit ihrer Mutter mit zwei famosen Falben in den Prater kutschirt, erblickt sie auf dem Heimwege den Vater und Marie; die Zügel entsinken ihr, die Pferde „bäumen" (sich!), und Lori endet zerschmettert im Fahrgraben. Ein rein äußerliches Mittel, dem leichtsinnigen Mädchen die sittliche Züchtigung poetischer Vergeltung angedeihen zu lassen. Marie heirathet den braven Geiger Riedl, der eine wohlgelungene Figur ist. Dann sind noch eine Menge Staffagefiguren da, Klatschmäuler, eine alte pensionirte Tänzerin, die zwar ein Reflex der ersten Quadrille der wiener Hofoper gewesen, ja sie hat einen Pas de deux getanzt, mit deren Kunst es aber dennoch nicht weit her war: und die erste Quadrille, die Pas de deux der wiener Hofoper werden doch von den besten Tänzerinnen der Welt getanzt! Indeß halten wir uns nicht an Kleinigkeiten. Der Roman ist eine schöne Probe für das erzählende Talent des Verfassers. Aber es mangelt ihm die psychologische Vertiefung und er ist zu breitspurig. Die Vorgänge sind nicht neu und die Menschen kaum interessant. Aber Karlweis wird diesen seinen ersten großen Roman nicht als mustergültig hinstellen wollen und es dem Kritiker nicht verübeln, der ihm sagt, daß er Besseres, Gefesteteres von ihm erwartet. Der Autor hat schon so vielen andern die Wahrheit gesagt, daß er sie wird hören können und sie sich selbst sagen muß. Mit Freuden aber werden wir seine Fortschritte auf der

eingeschlagenen Bahn begrüßen, verfolgen und, soweit es uns erlaubt ist, unterstützen und aus Licht ziehen.

5. Der Blick ins Nichts. Roman von Sylvius Ferrers. Leipzig, Werther. 1887. 8. 3 M.

Der Autor steht nicht im „Kürschner", ein Erstlingswerk kann diese Erzählung indessen nicht sein. Die Aufdeckungen im Roman selbst über gewisse Pseudonyme von „Ueber Land und Meer" lassen vielmehr darauf schließen, daß Ferrers ein Pseudonym ist, daß er recht wohl in schriftstellerischen Dingen Bescheid weiß. Ein Kritiker, dem mehr an einem guten oder mittlern Witz, als an Gerechtigkeit gelegen, könnte sagen, die Lektüre des Romans war ein „Blick ins Nichts". Viel Positives wird er derselben nicht entnehmen. Zwar führt uns der gewandte Autor im Gegensatz zu dem engbezirkten Kreise der „Wiener Kinder" in alle möglichen Gesellschafsklassen; aber nur, um uns die Hohlheit, Leerheit und Schlechtigkeit eines Advocaten Richard Felsing, verschiedener Adelicher, einer „tollen" Gräfin Lessa, die von Gott und der Welt geliebt wurde, einiger Winkelschreiber und eines katholischen Candidaten Zange darzuthun. Theatervorstellungen, betrügerische Processe, Rechtsanwaltskniffe, Gerichtsverhandlungen kommen vor; der atheistische, mit dreißig Jahren innerlich greisenhafte Felsing geht eine Wette ein, Wally Senderburg in sechs Monden zu erobern, und verliebt sich natürlich in sie. Er rettet Knaben, die ins Eis eingebrochen; er nimmt sich einer Waise an und läßt sie auf seine Kosten erziehen, ohne daß diese Episode mit dem Roman in einem die Handlung irgendwie fördernden Zusammenhange stände. Es kommt sogar ein Steuermann der Arethusa, Alfred Egermont, im Buche vor, der aber immer nur genannt wird und nie erscheint. Diesen liebt Wally, diesen verdrängt Felsing aus ihrem Herzen. Als Wally erfährt, daß Felsing sie wahr und innig liebt, aber unter andern früher um sie gewettet hat (vgl. die Novelle Paul Lindau's: „Infolge einer Wette"), stirbt sie am Herzkrampf. Felsing tödtet sich. Und er nimmt noch testamentarisch als Sühne die ganze Schuld eines Betrugsprocesses des Bankiers Wallberg, den er vergebens vertheidigte, auf sich, und schmäht so selbst sein Angedenken bei der Nachwelt, ein Schuldloser. Meiner Ansicht nach etwas psychologisch Unmögliches, und wenn es im Leben wirklich vorgekommen sein sollte, im Roman durchaus nicht genügend vorbereitet und motivirt. Trotz alledem ist der Roman nicht zu verwerfen. Der Verfasser hat viel Lebenserfahrung und schreibt ein glattes Deutsch. Das Citat aus Hamlet bringt er zwar falsch. Und was bedeutet der Titel: Zu Felsing spricht der gottesgelahrte Candidat: „Du hast keinen Gott. Du siehst nicht zu dem Herrn des Himmels und der Erde auf, zu dem wir armen Sünder uns bekennen, du wendest dein Auge nicht ehrfurchtsvoll zu den Idealen menschlicher Tugenden, du schaust nicht anbetend auf die Erscheinungen der Natur — du blickst ins Nichts!" Hinc illae lacrimae! Die Menschheit, in die uns Ferrers führt, ist freilich nichtig, trostlos. Aber es ist doch nicht die Welt, in der wir leben und in der wir leben möchten. Es gibt auch gute, edle Menschen; die einzige dieser Art, Wally, geht freilich an der Entdeckung zu Grunde, daß Felsing auch einmal die Gräfin Lessa geliebt. Das ist nicht mehr tragisch und berührt uns kaum noch. Die Gräfin war ja einmal sehr liebenswürdig, und die Frauen, die meinen, die Männer, welche zehn und zwanzig Jahre älter sind, müßten warten, bis sie die einzig Geliebte treffen, nehmen sich in der heutigen realen Welt recht kindisch aus. Ein Mann, so völlig grundsatzlos wie Felsing, tödtet sich auch nicht und belastet nicht seinen Namen mit einer nicht begangenen Schuld.

6. Sonnenbrut. Copien realistischer Bilder aus der neuesten italienischen Novellistik von Woldemar Kaden. Dresden, Pierson. 1887. 8. 3 M. 50 Pf.

Ein beneidenswerther Mann ist dieser Autor, der gleich Gregorovius die gesegneten Gefilde Italiens durchstreifte und durchstreift, um in Sage und Geschichte bei Städtern und Dörflern nach poetischen Perlen zu suchen. Wir verdanken Kaden schon manchen herrlichen Band über jenes Land und Volk, dem auch Heyse seine schönsten Novellen verdankt. In „Sonnenbrut" gibt uns der Dichter eine Auslese aus modernen italienischen Novellisten, Gabriele d'Annunzio, Emilo de' Marchi, Amato Fucini, Giovanni Verga u. a. Er nennt sie Copien realistischer Bilder und meint, wenn man früher auf den Pelz italischer Literatur geklopft, vor funfzig bis sechzig Jahren, so kamen Motten, Schaben heraus; nun gleicht das literarische Treiben einem grünen blühenden Busche, aus dem eitel Sonnenbrut entfliegt. Und doch sind es wenig Lichtbilder, diese Photographien aus dem Volke: Fanatismus, Bigoterie, Streitsucht, ungelinderte Noth, ungemilderte Armuth, der Menschheit ganzer Jammer, und mitten drin, leuchtend, auch den dunkelsten Winkel verklärend, das bischen Sonne der Menschheit, ein wenig Liebe.

7. Neu Decameron. Allerlei Geschichten von Märzroth. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 3 M.

Der schon betagte Fabulist in Salzburg, ein beliebter Reimer der „Fliegenden Blätter", Verfasser unzähliger Schnurren und Humoresken, bietet hier eine Anzahl größerer und viel kleinerer Geschichten, die mit einer rührenden Naivetät und Kunstlosigkeit erzählt sind. So die schöne „Kellnerin von Salzburg", in der sich Menschengeschick aufs einfachste löst und knüpft. Der Verfasser hat einen verwandtschaftlichen Zug mit dem verstorbenen Dichter des „Mailüfterl'", Klesheim, gemein, und wenn er sich auch an die neuesten Stoffe und Gestalten macht, er däucht uns doch immer wie einer aus der guten alten Zeit und „ein wengerl" antiquirt. Doch wird er viel tausend dankbare, freudige und rührselige Leser da drinnen in den steirischen Alpen, in der Heimat Mozart's, Rosegger's, Anzengruber's finden, obwol er an die zwei letzten so wenig hinanragt, als an den noch tiefer greifenden und fester ein-

schneidenden Ganghofer. Und die freundlichen Aelpler, die, verschneit weltabgeschieden im Winter den Märzroth lesen, werden auch achtlos über Sätze hinweggleiten, wie „Hier liegt also der Hund begraben, der sich knurrend laut macht, um von Zeit zu Zeit ein Gebell zu erheben über die Unfähigkeit und Gesinnungslosigkeit der Redactionen.“ Der Titel ist etwas zu anspruchsvoll. Neu-Decameron verhält sich zu dem Gio. Boccaccio's wie eine Sennhütte zum Dome von Orvieto.

8. Von der rothen Erde. Westfälische Dorfgeschichten und andere Erzählungen von F. O. Weddigen. Erfurt, Bartholomäus. 1887. 8. 3 M.

Dieser Autor hat sich schon durch mehrere gelehrte, wissenschaftliche Werke rühmlich hervorgethan; seine Dichtungen sind vielfach anerkannt worden und seine Märchen haben rasch mehrere Auflagen erlebt. Auch in diesen Novellen aus seinem Heimatlande, denen ein eigenthümlicher Erdgeruch anhaftet, und welchen die Scholle des ehrwürdigen rothen westfälischen Landes das Localcolorit gibt, bekundet Weddigen seine reich sprudelnde Fabulirkunst. Gern versucht er es, in die Abgründe des Seelenlebens zu steigen, doch ebenso gern verweilt er bei liebenden Lichtgestalten, jungen, blonden, kräftigen Mädchen und Männern des Fleckchens Erde, das er kennt und liebt.

9. Irrwische. Roman von Robert Byr. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1887. 8. 12 M.

Den Beschluß dieser Besprechungen möge dieser dreibändige beinahe neunhundertseitige Roman abgeben, dem ich leider nicht viel Gutes nachsagen kann. Ich bewundere die Kunst dieses Autors, mit so viel Worten so wenig zu sagen; Schablonenfiguren, Salongeplauder, nicht eine neue Situation. Militär mit seinen Friedensbeschäftigungen, Fürstinnen von Gerolstein, nein, Beningen, mit ihren oft gehörten Vorurtheilen, gute und böse Baronessen, Comtessen; all das wäre noch zu verzeihen, aber 900 Seiten, Herr Byr! Aber ich begreife, Sie schreiben für die Familienblätter mit 80, 100, 200000 Abonnenten und nicht für den Feinschmecker. Es muß auch Kohl für die Leser der Blätter mit so großen Auflagen geben. Ein feiner Autor bot jüngst dem X-Blatte einen Essay, einen Roman, eine Novelle an. „Wo denken Sie hin?“ sagte der Redacteur, der die Sachen wirklich gelesen hatte. „Ich würde mein Blatt mit solcher Kost ruiniren. Das ist für uns viel, viel zu gut!“ Die „Irrwische“ von Robert Byr sind nicht nur die Irrwische im Buche, Flattergestalten, die auftauchen, vielleicht in den Schlamm locken und schwinden: Irrwische sind all diese dreibändigen Leihbibliotheks- und Feuilleton-Romane, die keinen tiefern Kern enthalten, keine großen Probleme lösen, keine Belehrung bringen, nicht zum Denken anregen und den Raum für das Gute momentan versperren. Sie tauchen auf, leuchten trüb und sind vergessen. *)

Alfred Friedmann.

*) Robert Byr hat einige sehr gedankenvolle Romane geschrieben: eine Bemerkung, die wir der Kritik des geschätzten Mitarbeiters doch beifügen wollen. D. Red.

Neue Dramen.

(Beschluß aus Nr. 25.)

7. Maria von Brabant. Ein historisches Trauerspiel in fünf Acten von Anton Edel. Würzburg, Stuber. 1887. Gr. 8. 1 M. 70 Pf.

Das Stück spielt 1256. Pfalzgraf Ludwig der Strenge, Herzog von Baiern, ist mit Maria von Brabant vermählt und lebt mit derselben, die er von Herzen liebt und von der er von Herzen wieder geliebt wird, in glücklichster Ehe. Da es aber auf dieser unvollkommenen Welt ein dauerndes Glück nicht geben soll, so kommt der Teufel in Gestalt eines andern Jago, um Unkraut in den Weizen zu säen und aus Ludwig dem Strengen einen weißen Othello zu machen. Albero von Bruckberg, ein übelgesinnter Ritter in des Pfalzgrafen Gefolge, hat eine heftige Zuneigung zu Helika von Brennberg, einem Hoffräulein der Herzogin, gefaßt; da diese jedoch einem andern Ritter, Heinrich dem Ottlinger, zugethan ist, und dieser obendrein in besonderer Gunst bei dem edeln Herrscherpaar steht, so verbündet sich jener böse Albero mit dem misgünstigen Burgvogt Isolsriet auf Schloß Mangoldstein, wo sich die Haupthandlung der Tragödie vollzieht, zu dessen Untergang. Sie verstehen durch allerlei Einflüsterungen und Anstiftungen den guten Pfalzgrafen Ludwig auf Heinrich den Ottlinger eifersüchtig und in seiner Eifersucht so blind und rasend zu machen, daß er seinen vermeintlichen Nebenbuhler gefangen nehmen und seine unschuldige Gemahlin vor ein hochnothpeinliches Gericht stellen läßt. Die heimtückischen Veranlasser dieser traurigen Vorgänge, die einen derartig tragischen Ausgang nicht erwartet haben, sondern nur die Entfernung Ottlinger's aus der Umgebung des Herzogs beabsichtigten, veranlassen diesen, sich durch die Flucht der Gefangennahme zu entziehen. Damit meinen sie ihren Zweck zu erreichen und alles wieder ins Gleiche bringen zu können. Allein Ludwig nimmt die Entweichung Ottlinger's für den überzeugendsten Beweis für dessen und seiner Gattin Schuld, und obschon der Ausspruch des Gerichts zu deren Gunsten lautet, läßt er sie erbarmungslos hinrichten. Kaum ist dies geschehen, so ergibt sich das frevelhafte Spiel, das man mit der Leidenschaft des Herzogs getrieben. Helika von Brennberg, in Verzweiflung über die

falschen Anklagen, die man gegen ihren Geliebten und ihre Herrin erhoben, stürzt sich von der Burgmauer in den Wallgraben und stirbt. An ihrer Leiche ergreifen Albert Entsetzen und Reue in so starkem Grade, daß er sein und Isolsriet's schändliches Beginnen eingesteht und die Unschuld der Verleumdeten damit auf das glänzendste zu Tage bringt. Aber diese Offenbarung kommt zu spät und, über sein voreilig gefälltes Todesurtheil im tiefsten erschüttert, bricht Herzog Ludwig zum Schluß händeringend auf seine Knie, indeß der Sprecher des niedergesetzten Blutgerichts erschüttert äußert:

Schnell ist ein grauenvoll schweres Wort gesprochen
Und blut'ge Thaten folgen seiner Spur:
Doch stets zu spät hinkt Reu' den Werken nach.

So gewöhnlich wie diese Moral, ist das ganze Stück. Es ist keineswegs schlecht oder unaufführbar; im Gegentheil: es beweist in seiner Anlage und Ausführung ein gewisses, wohl anzuerkennendes Geschick, dem aber doch eine höhere dramatische und poetische Weihe fehlt, um es in der Wirkung bedeutend und hervorragend zu machen. Zwar in der Erregung der Eifersucht hat der Verfasser von Shakspeare's „Othello" etwas gelernt, und dieser Theil seines Trauerspiels ist entschieden nicht ohne psychologischen Werth, in der Sprache nicht ohne zutreffenden und charakteristischen Ausdruck. Allein bei der eigentlichen Peripetie, da, wo die Wendung zur Katastrophe eintritt, verliert der Dichter den Halt, und der Tod der armen Helika vollzieht sich ohne rechten Grund und völlig undramatisch, nur weil er zur Enthüllung des tragischen Bubenstreichs nöthig wird. Der echte Dramatiker hätte hier seine Kunst gezeigt; Anton Edel offenbart hier seine Schwäche. Seine Fähigkeit reicht, wenigstens jetzt noch nicht hin, einen Conflict wahrhaft dramatisch zu knüpfen und zu lösen; in diesen beiden Beziehungen verfährt er jedenfalls noch zu äußerlich und blos theatralisch.

Etwas Aehnliches gilt von:

8. Isfried von der Düne. Ein Märchen aus dem Leben in drei Acten von Graf Emerich von Stadion. Minden, Bruns. 1887. 8. 2 M.

Dieses Stück ist, obschon seiner ganzen Natur nach poesievoller und mehr von Romantik durchhaucht, doch weniger gesund veranlagt und ausgeführt. Die Dichtung gemahnt in ihrem ganzen Zuschnitt ein wenig an die frühere Schicksalstragödie, an „Die Ahnfrau" Grillparzer's und die Müllner'sche „Schuld". Sie ist, wenn auch durchaus modern und im Ton der neuern Conversationsdramen gehalten, doch in sich dunkel und in jenem düstern Pathos geschrieben, das uns z. B. aus Heine's beiden Tragödien „Almansor" und „William Ratcliff" entgegentritt.

Man höre den Inhalt.

Anatole d'Albertyses, Schloßherr auf Schloß Sumiesk in Galizien, lebt in glücklicher Ehe mit Elisabeth Laroche und in der vornehmsten Gesellschaft des Landes. Doch ist er nur der Sohn eines Henkers Osbec von Amsterdam. Dieser Henker von Amsterdam hatte eine schöne Tochter Brigitta, die von einem jungen deutschen Edelmann, Isfried von der Düne, verführt und aus unbegründeter Eifersucht erdolcht wurde. Der Mörder ward flüchtig. Seine Familie bot dem Henker all ihr Besitzthum. Und dieser nahm das Vermögen an, aus Rache an; damit er seinem Sohne Anton in Paris den letzten Weltschliff geben lassen und ihm hernach das Geld zur Ausführung der Rache vermachen könne. Als der alte Henker zum Sterben kam, berief er seinen Sohn ans Todtenbett und nahm ihm den Schwur ab: nöthigenfalls die ganze Welt zu durchforschen, um den Mörder Brigitta's zu finden und zu richten. Anton Osbec, der Sohn des Henkers, begann darauf mit einem erkauften Passe als Anatole d'Albertyses seine Mission der Rache. „Jahrelang durchstreifte ich die Welt", erzählt er selbst, „ohne den Mörder meiner Schwester zu finden oder irgendjemand aus seiner Familie zu begegnen. Der Name Isfried von der Düne schien ausgelöscht. Da trat die Liebe in mein Leben. Oben am Rhein lernte ich ein holdes, verwaistes Mädchen kennen, Elisabeth La Roche." Sie ward sein Weib und in dessen Besitz vergaß er allmählich sein Amt der Rache. Zuweilen tritt das Gespenst seines Vaters vor ihn hin, ihn zu mahnen; aber umsonst: er säumt und schwelgt in der Liebe zu seiner Gattin. Seine Gattin jedoch ist die Schwester Isfried von der Düne's, der, von seiner Blutthat getrieben, ins Ausland geflüchtet ist, während seine zurückgebliebenen Angehörigen, um sein Andenken zu verwischen, sich den Namen Laroche zugelegt haben. Gram und Schande haben die Aeltern ins Grab, ein sonderbares Geschick die Tochter in die Arme des Rächers gebracht. Dieser Rächer aber würde vielleicht nie seines furchtbaren Auftrages sich wieder erinnert haben, wenn nicht der Schatten seines Vaters ihm aufs neue erschienen wäre in dem Augenblick, da ein sterbender Landstreicher in stürmischer Winternacht in seinem Schlosse Aufnahme gefunden. Dieser sterbende Landstreicher ist Isfried von der Düne. Sein Tod endigt Anatole's Mission und gibt ihm und seiner Gemahlin den Frieden wieder.

Dies ist das „Märchen aus dem Leben", das allerdings phantastisch genug erscheint. Es gehört ganz und gar der romantischen Schule an und könnte einen Achim von Arnim oder Clemens Brentano zum Urheber haben, die solche Henkergeschichten liebten. Für die heutige Bühne dürfte es jedoch kaum geeignet erachtet werden, so sehr auch eine Gegenwirkung gegen deren gegenwärtige realistische Richtung zu wünschen wäre. Es ist zu wenig gesundes Leben, zu wenig frischer Hauch der Wahrheit darin. Das Wesen dieser Dichtung ist eine spukhafte Poesie, die doch wol kaum noch im Geschmack unserer Tage sein möchte.

9. Gotthelf Greiner. Historisches Volksstück in fünf Acten von A. Fleischmann. Saalfeld, Niese. 1887. 8. 1 M. 25 Pf.

Dieses Volksstück ist das gerade Gegentheil dazu. Es dramatisirt das Leben und Wirken des Gotthelf Greiner-

Limbach, des Begründers der Porzellanindustrie in Thüringen, also eines hochverdienten und höchst ehrenwerthen Mannes, dessen Bedeutung aber nicht weitgreifend genug war, um ihm eine Stelle im „Conversations-Lexikon“ zu sichern. Er führte in der Zeit von 1772 bis 1779 die Porzellanindustrie nach dem Vorgange in Meißen in seiner engern Heimat ein und wurde dadurch der Wohlthäter für eine ganze Landschaft. Das vorliegende Volksstück läßt sich angelegen sein, diesen Vorgang dramatisch auszutragen. Der Autor verfährt dabei sehr breit und umständlich. Er schildert das kleinbürgerliche Wesen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, alles Ringen und Kämpfen des werkthätigen Kopfes sowie die Vorgänge in dessen Familie. Das Werk zeigt die beste und lobenswertheste Absicht, viel Fleiß und aufrichtige Verehrung für den Helden, aber doch nur geringe Fertigkeit in der dramatischen Form und Technik. Es ist und bleibt ein dilettantischer Versuch.

Nicht höher anzuschlagen ist:

10. Melusine. Ein dramatisches Gedicht von Christian von Ehrenfels. Wien, Konegen. 1887. 8. 1 M. 60 Pf.

Es behandelt den bekannten Sagenstoff, der schon oft und z. B. auch von Grillparzer dramatisch behandelt worden ist. Die vorliegende Bearbeitung geschah zum Zweck der musikalischen Composition im Stile Wagner's. Eine längere Abhandlung: „Für den Musiker“, die der Dichtung angehängt worden ist, gibt eingehend und genau die Art und Weise an, in welcher der Verfasser die Musik ausgeführt zu sehen wünscht. Er bezeichnet den Charakter derselben, ihre Motive und Chöre. Der Tonsetzer, der sich ans Werk machen will, erhält alle nöthigen Angaben und Vorschriften, um ganz in den Spuren Wagner's wandeln zu können. Die Dichtung selbst ist, diesem Unternehmen entsprechend, den Textbüchern des berühmten Meisters nachgebildet und strömt breit und in etwas schwülstigen Versformen ziemlich hoheitsvoll dahin. Die Rhythmen sind wechselnd, bald voll Schwung und von erhabenem Gange, bald gewöhnlich und auch geradezu platt. Altdeutsche Wendungen und Worte werden natürlich mit Vorliebe gebraucht und nicht selten auch leise der Minnesänger- und Volksliederton nachgeahmt. Echte und tiefe poetische Begabung aber ist nicht erkennbar; dagegen tritt sehr merkbar die Lust hervor: das Christenthum als besondere Ausschmückung und gleichsam als die Krönung der ganzen Unternehmung hinzustellen: ein Zug, der sich in Wagner's Werken vorwiegend kundgibt und von jeher nicht wenig beigetragen hat, ihnen Ansehen und weitgreifenden Erfolg zu verschaffen.

Melusine ist hier das unselig heidnische Element, das den frommen Raimund in seine Netze zieht und woraus ihn sterbend nur der kreuzförmig ausgestaltete Schwertgriff befreit, der, von gläubiger Hand gehalten, dem ganzen Nixenspuk ein jähes Ende macht. Ritter Herbert's inbrünstiges Gebet über seinem Grabe läßt der Hoffnung Raum, daß des Gefallenen Seele einst durch die Gnade des Himmels aus dem Banne der Sünde erlöst, in die Gefilde der Seligen, „silbern besittigt“, eingehen werde.

Die Dichtung ist eben Textbuchdichtung und als solche vielleicht sehr brauchbar und zweckmäßig, ohne indeß irgendeinen Anspruch auf wirkliche Poesie erheben zu können.

Zuletzt erwähnen wir:

11. Die neuen Menschen. Ein Schauspiel von Hermann Bahr. Zürich, Verlags-Magazin. 1887.

Wir haben hier vor Augen ein höchst sonderbares und nahezu erschreckendes realistisches Schauspiel im Geschmack Zola's.

Die neuen Menschen enthüllen uns eine curiose Welt. Georg, der in wilder Ehe mit Anna lebt, hat Hedwig, eine Prostituirte, aus der Gewalt trunkener Buben befreit und bereitwillig bei sich aufgenommen. Er und Anna sind vorgeschrittene Geister, Geister, denen Religion, Sitte und Zucht überwundene Standpunkte sind. Sie wirken beide als Gelehrte und Schriftsteller für den Staat der Zukunft in der Presse, in den Volksversammlungen mit ihren freigeistigen Anschauungen und Begriffen. Daneben pflegen sie gelegentlich auch ihren sinnlichen Trieben zu genügen. Sie sind eben auch Menschen, diese neuen Menschen: Hedwig, die Prostituirte, natürlich erst recht. Sie hat sich bald in ihre neue Umgebung gefunden und zu ihrem Retter aus brutalen Verhältnissen eine tiefe Neigung gefaßt. Anna durchschaut das und warnt Georg vor dem Ausbruch derselben und seiner Hingebung an diese. „Das Unheil wäre ohne Grenzen, wäre entsetzlich“, sagt sie. „Du muthest mir nicht die Niedrigkeit einer eifersüchtigen Regung zu“, fährt sie fort. „Nicht einmal in Gedanken entehrst du mich so — ich weiß ... Meinetwegen bring' die Weiber mit alle Tage, so viel dein Trieb verlangt, ich werde kein Wort darüber verlieren. Ja, ich werde es dir danken, wenn es dich stählt und der Genuß deine Arbeitskraft befeuert. Aber lieben darfst du nicht, hörst du wohl, Georg, lieben darfst du nicht. Zwischen dich und deine Liebe würde ich mich stürzen wie ein brandendes Meer von Haß. Eher ertrüg' ich es, dich in Tod zu sehen, denn in Liebe. Ich begehre nichts für mich. Ich begehre alles für die Idee. Der menschlichen Freiheit gehört dein Herz, dein Leben.“ Aber Anna's Warnung kommt schon zu spät. Georg's Herz steht bereits in Flammen, und als Hedwig ihn bald darauf mit ihrer Liebe bestürmt und ihm zuruft: „Genieße, genieße“ und mit leidenschaftlicher Geberde an ihm emporfährt, als wollte sie ihn vergewaltigen, schreiend: „Genossin will ich sein!“, da drückt er sie auf einen Lehnstuhl und wirft sich über sie und beide vergehen in rasenden Küssen.

Er flüchtet mit Hedwig an den Gardasee. Dort lernt Hedwig einen Schlossergesellen kennen und lieben. Georg, um sie frei zu machen vor jeder Rücksicht auf sich, denkt an Selbstmord. Anna, die ihn besucht und alles verloren sieht, erkennt die Nothwendigkeit desselben an und sagt: „Hedwig muß auch ihr Theil kriegen an dem großen

Jammer der Menschheit." Da draußen ringen sie mit der Flut in kühnem Segelstolz. Den Erwartenden faßt Sehnsucht. „Auf eilfertigen Kiel setzt er ihnen nach. Da überrennt ein mächtiger Wogenstoß den Ungeübten: das Boot schlägt um. Es ist ein böser Zufall gewesen, wie so oft. Ich werde es bezeugen."

Damit geht sie und Georg ebenfalls: sie ins Land, er aufs Wasser.

Dies ist das Schauspiel: „Die neuen Menschen." Was uns betrifft, so halten wir es mit den alten, indem wir uns nicht ohne Erschrecken von einer Dramatik abwenden, die im Verfolgen des Zola'schen Realismus zu solchen Abgeschmacktheiten gelangt. Von Kunst, von einer Exposition, einer Entwickelung, einer eigentlichen Katastrophe und regelrechten Austragung einer dramatischen Idee ist keine Rede. Das Ganze ist eine Darlegung des crassesten Naturalismus — nichts weiter. *) Feodor Wehl.

*) Zwei der hier besprochenen Dramen sind bereits in d. Bl. recensirt worden: doch wir wollten auch das etwas abweichende Urtheil unsers geschätzten Mitarbeiters zu Worte kommen lassen. D. Red.

Zur antiken Literatur- und Culturgeschichte.

1. Geschichte der griechischen Literatur bis auf Alexander den Großen. Von Karl Sittl. Zweiter Theil. München, Ackermann. 1886. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

In Nr. 49 d. Bl. f. 1885 konnte ich das Erscheinen des ersten Bandes der Sittl'schen „Geschichte der griechischen Literatur" empfehlend anzeigen. Heute liegt mir nun der zweite Band dieses trefflichen Werks vor, dem ich, was die Ausarbeitung des Ganzen sowol wie der einzelnen Theile betrifft, das gleiche Lob wie dem ersten Bande spenden darf. Nur über den Plan, nach welchem der Verfasser vorgegangen, läßt sich wol, unbeschadet des sonst rückhaltlos zuzugestehenden Werths dieser Literaturgeschichte an sich, mit Sittl rechten. Dieser hebt besonders in dem Vorwort zum zweiten Bande seines Werks hervor, wie mislich es ist, in der Behandlung des überreichen und mannichfaltigen Materials, das er von den ersten Anfängen der griechischen Literatur — Poesie und Prosa — bis ungefähr zur Zeit Alexander des Großen, also bis zur Zeit des eigentlichen Niedergangs dieser Literatur, zu verarbeiten übernommen hat, die chronologische Reihenfolge beizubehalten, und hat deshalb, soweit es ihm angänglich erschien, allerdings auf die Zeitfolge Rücksicht genommen, ohne sich doch streng und peinlich an diese Zeitfolge zu binden. Dies Vorgehen scheint viel für sich zu haben, und in der That spricht auch manches für solche Anordnung. Dennoch vermag ich mich mit Sittl's Plan nicht so ganz zu befreunden. Er hat im ersten Theil seines Werks noch so ziemlich die chronologische Eintheilung beibehalten können; er beginnt mit den unzweifelhaft ältesten Schriftproben, mit der lyrischen Volksdichtung, reiht hieran folgerichtig die epische Dichtung vor Homer, die Homer'schen Epen, das nach-Homer'sche Heldenepos, die historisch-genealogischen Epen, die epischen Hymnen und Theogonien, die didaktische Poesie und kleinere hexametrische Gedichte, die Homer'sche und Hesiod'sche Schule, die alte Elegie und die iambisch-trochäische Dichtung und die eigentliche Lyrik (Melik). Bis hierher läuft alles glatt ab und im großen und ganzen ist Sittl bis dahin in der erfreulichen Lage gewesen, die chronologische Reihenfolge möglichst beizubehalten. Ebenso läßt sich nichts dagegen einwenden, daß er den ersten Band mit der Vorführung der Anfänge der Prosa abschließt. Auch das entspricht noch vollständig der chronologischen Reihenfolge. Nun aber hat sich Sittl aus wohl begreiflichen Rücksichten verleiten lassen, von der zeitlichen Aufeinanderfolge der Erscheinungen abzuweichen. Er wollte die gesammte griechische Prosa — mit Ausschluß der Philosophie im engsten Sinne des Worts — möglichst im Zusammenhange vorführen. Das ist ja ganz gut, und man gewinnt in der That aus diesem zweiten Bande ein übersichtliches Bild der classischen Prosa der Hellenen. Ich hätte deshalb auch gegen diese Anordnung nicht das mindeste einzuwenden, wenn unter der theilweisen Aufopferung des streng chronologischen Standpunktes, wie sie der Autor nun einmal beliebt und für geboten erachtet, nicht der Plan des Ganzen litte. Denn so einheitlich sich nach diesem Plan auch die Geschichte der griechischen Prosa gibt; die Geschichte der griechischen Poesie, die doch sicher von derselben Wichtigkeit ist, wird durch die von Sittl beliebte Eintheilung trotzdem zerstückelt und, wie mich bedünkt, ohne zwingende Nothwendigkeit. Chronologisch hätte den Anfängen der Prosa die Dramendichtung doch vorangehen sollen. Und hätte hier Sittl die Zeitfolge beibehalten, so konnte er getrost auch noch den spärlichen, zeitlich später fallenden Rest der griechischen Dichtung (Pindar) hier anfügen und dafür, ohne daß man ihm deshalb sonderlich gram geworden wäre, abweichend von der eigentlichen Zeitfolge die Anfänge der Prosa an den Beginn des zweiten Bandes verweisen. Das aber wäre so ziemlich der einzige chronologische Verstoß gewesen. Und der Autor hätte, statt daß er jetzt seinem zweiten Bande, wie er anzeigt, noch einen dritten folgen lassen muß, den ganzen Stoff in zweckdienlichster Weise auf zwei Bände vertheilt, von denen der erste die Geschichte der griechischen Poesie, der zweite diejenige der griechischen Prosa enthalten hätte, und das würde erreicht worden sein lediglich auf Unkosten des bereits erwähnten, nicht eben belangreichen Verstoßes gegen die Zeitfolge, an die er sich ja aus guten Gründen auch sonst nicht allzu peinlich hält. Wäre dies kleine Opfer des dadurch gewonnenen Preises nicht werth gewesen?

Diese wohlbegründete Ausstellung an dem sonst hochverdienstlichen Werke würde ich aus Rücksicht auf die vorzügliche Arbeit vielleicht ganz unterdrückt haben, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß diese Sittl'sche Literaturgeschichte, sofern sie nicht das leidige Schicksal so vieler gerade der besten Bücher theilt, über kurz oder lang doch eine Neuauflage nöthig macht, und daß dann die von mir angegebene streng durchgeführte Zweitheilung des schönen Werks auch von ihm selber statt der jetzigen nicht glücklichen Dreitheilung angenommen wird, weil sie zu nahe liegt, als daß ein einsichtiger Literarhistoriker, wie dies der Verfasser ist, nicht selber gutheißen sollte. Der einzige Einwand, der mir gemacht werden könnte, nämlich der, daß nach Annahme meines Vorschlags der erste Band über die Gebühr anschwellen würde, ist übrigens von vornherein hinfällig, wie mir niemand rückhaltloser zugestehen wird und muß, als Sittl selber. Denn so, wie das Werk jetzt vorliegt, zählt der erste Band 358 Seiten, der zweite dagegen, der trotzdem noch nicht unhandlich ist, nahezu 500 Seiten, also jedenfalls ein kleines Misverhältniß. Wenn also nach meinem Vorschlage der Plan ein durchaus klarer und einheitlicher wird, so wird man es dem Verfasser wol kaum übel nehmen, wenn er auch den ersten Band auf 5—600 Seiten anwachsen läßt. Den etwaigen Nachtheil der größern Unhandlichkeit wiegt doch der von mir angegebene Vortheil der größern Einheitlichkeit und innern Abgeschlossenheit der einzelnen Theile mehr als genügend auf.

Betrachten wir nun kurz den jetzt vorliegenden zweiten Band für sich, so muß dem Verfasser unumwunden zugestanden werden, daß hier, wenn irgendwo, das Werk seinen Meister lobt und daß seine Geschichte der griechischen Prosa ein planmäßig gegliedertes, abgerundetes Ganzes bildet, wie es schöner und übersichtlicher sich schwerlich dem Leser darbieten kann. Der ganze Band zerfällt naturgemäß in zwei Haupttheile, in die Darstellung der griechischen Beredsamkeit und in diejenige der griechischen Geschichtschreibung, welchen beiden Theilen sich dann gewissermaßen als Anhang noch die Fachliteratur (Naturgeschichte, Mathematik, Astronomie, Medicin und militärische Literatur) anschließt. Was die Geschichte der Beredsamkeit (und der Geschichtschreibung) anlangt, so gibt Sittl in der Einleitung einen kurzen, aber erschöpfenden Ueberblick über die politischen Veränderungen, welche in Griechenland, speciell in Athen, das Emporblühen der Prosa veranlaßt haben. Dann führt er uns zunächst die ersten Sophisten, hierauf die ältern Prunkredner (Gorgias und seine Schüler), weiterhin die Anfägne der gerichtlichen und der politischen Beredsamkeit vor, in welch letzterm Kapitel Sittl auch auf wenigen Seiten den Vorzügen des großen Naturredners (um diesen Ausdruck im Gegensatz zum Kunstredner zu gebrauchen) Perikles Gerechtigkeit widerfahren läßt. Von da geht er folgerichtig zur Vollendung der Kunstrede über und führt uns in lebensvollen, scharf charakterisirten Bildern zunächst den Sokrates, hierauf den Lysias und Isaios, weiterhin den Demosthenes und dessen Zeitgenossen Aischines, Lykurgos u. s. w. vor. Das nächste Kapitel ist dem Dialog gewidmet, dessen unerreichter Meister Plato mit seinen Nachahmern uns eingehend geschildert werden. Der zweite Theil des Bandes beginnt mit der kunstlosen Geschichtschreibung (den Städtechroniken u. s. w.) und führt uns dann unmittelbar zu den Meistern der griechischen Historiographie, zu Herodot (und Ktesias), Thukydides (und Philistos) und zu Xenophon über. Den Schluß des Bandes bildet, wie bereits erwähnt, die Fachliteratur.

Das einschlägige Material hat Sittl bis auf die jüngste Zeit herab gewissenhaft benutzt und in kritischer Weise gesichtet. Er schwört nie auf die Worte des Kritikers, sondern stellt sich selbst- und zielbewußt stets auf die eigenen Füße. Daß er überall und in allen Fällen deshalb auch das Richtige getroffen, wird sich nicht leicht erweisen lassen. Es irrt eben der Mensch, so oft er strebt, und auch Sittl wird kaum behaupten wollen, daß nicht auch er in seinem umfangreichen Werke hier und da sich nicht ganz auf der richtigen Fährte befindet. Doch gestehe ich gern zu, daß die vereinzelten Punkte, die mir aufgefallen sind und in denen er von seinen Vorgängern abweicht, streitiger Natur sind, und da derartige philologische Streitigkeiten in diesen für weitere Kreise bestimmten Blättern nicht gut ausgefochten werden können, so verzichte ich hier überhaupt darauf, solche Streitfragen aufzuwerfen. Genug, daß diese Literaturgeschichte, unbeschadet der von mir nothgedrungen gemachten Einwendungen, nicht nur in den Kreisen der Laien, sondern auch in denen der Fachmänner als eine im großen und ganzen mustergültige Leistung Anspruch auf volle Beachtung hat! Fügen wir noch hinzu, daß auch die Diction des Ganzen mustergültig ist (kleinere vereinzelte sprachliche Unschönheiten, wie „betretenere Gebiete" u. dgl., kommen in einem so umfangreichen Werke nicht weiter in Betracht), und daß der Verfasser in den Anmerkungen unter dem Strich auch den weitest gehenden philologischen Anforderungen, die an eine solche nicht nur für Laien bestimmte Literaturgeschichte gestellt werden können, in fast übertriebener Weise gerecht wird, so dürfte alles gesagt sein, was sich überhaupt zur Empfehlung dieser griechischen Literaturgeschichte, als eines Zeugnisses echten Gelehrtenfleißes und scharfsinniger Kritik, sagen läßt, und es kann am Schluß dieser Besprechung nur noch der eine Wunsch ausgesprochen werden, daß der dritte und Schlußband dieses in mehr als einer Beziehung gelungenen Werks nicht allzu lange auf sich warten läßt, zumal derselbe auch ein jedenfalls für die meisten Käufer des Werks recht willkommenes Generalregister enthalten soll.

2. Das Kunstgewerbe im Alterthum. Von H. Blümner. I. Abtheilung. Das antike Kunstgewerbe nach seinen verschiedenen Zweigen. Mit 133 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Freytag. 1884. 8. 1 M.

Dieses 267 Seiten starke Werk bildet den dreißigsten Band der im vorstehend erwähnten Verlag unter dem Titel „Das Wissen der Gegenwart" erscheinenden Samm-

lung gemeinnütziger Schriften aus der Feder namhafter deutscher Schriftsteller. Der Verfasser will, wie er selber erklärt, in vorliegendem Bande nichts Neues bieten, sondern nur die Summe der das antike Kunstgewerbe betreffenden neuern Forschungen geben unter Berücksichtigung der neuesten Funde und Abhandlungen, und verweist diejenigen, welche sich über den von ihm behandelten Gegenstand näher unterrichten wollen, auf die einschlägigen Werke von Gottfried Semper, Hermann Weiß („Costumkunde"), Joachim Marquardt („Das Leben der Römer") und sein eigenes größeres Werk „Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern". In vorliegendem Bande behandelt er das antike Kunstgewerbe nach der technischen und stilistischen Seite hin, während er in einem weitern Bande das Hauptgewicht auf die praktische Anwendung der Erzeugnisse des griechisch-römischen Kunsthandwerks legen will. Eine erschöpfende Besprechung des Kunstgewerbes wird man nach der ganzen Einrichtung der einzelnen Bände dieses Sammelwerks nicht erwarten dürfen. Immerhin ist, was Blümner in diesem Bande über die einzelnen Zweige des Kunstgewerbes, über die textile Kunst, Thon- und Glasarbeit, über die Arbeit in Holz, Elfenbein, Horn und Metall, über die Steinschneidekunst, Mosaik und decorative Wandmalerei sagt, vollständig ausreichend für alle diejenigen, welche nicht Zeit und Lust haben, tiefer in diesen Gegenstand einzudringen. Die Darstellung ist volksthümlich und dabei doch elegant und gewählt, und die zahlreichen nach besten Mustern hergestellten Abbildungen erfüllen nicht nur durchweg ihren Zweck, sondern sind auch zum guten Theil ganz vorzüglich ausgeführt.

3. Bilder aus dem alten Rom. Von Frances Elliot. Deutsche von der Verfasserin besorgte Ausgabe, eingeführt von Victor Schultze. Mit einem Lichtdruckbilde. Leipzig, Böhme. 1884. 8. 2 M. 80 Pf.

Wie das Blümner'sche Werk, so bietet auch das von Frances Elliot im Grunde nichts Neues, nichts, was wir nicht aus frühern Werken anderer Verfasser bereits gewußt hätten. Und so vermag ich hinsichtlich dieses Werks im Gegensatz zu dem vorerwähnten, das sich in einen bestimmten Rahmen ganz natürlich einfügt und so als ein Theil dieses großen Ganzen in der That unentbehrlich ist, die Bedürfnißfrage nicht ganz frisch und frei zu bejahen. Das mag, da das Werk von einer Dame, einer übrigens recht befähigten, herrührt, ungalant klingen. Wahr indeß ist es dennoch. Und wer einmal an der Straße baut, muß sich auch gefallen lassen, gemeistert zu werden; und in Anbetracht der literarischen Hochflut, welche sich jahraus jahrein über unser Volk ergießt, kann wahrlich kein Unterschied weiter gemacht werden zwischen Verfassern männlichen und weiblichen Geschlechts. Wer dies dennoch thut, der läuft Gefahr, der Literatur wie dem Volke, das am Ende doch die Kosten für all die auf den literarischen Markt kommenden Erzeugnisse zu zahlen bestimmt ist, wenn es sich auch dieser an sich ehrenvollen Aufgabe gar nicht selten entzieht, einen recht schlechten Dienst zu leisten. Professor Schultze hat allerdings dem Werke das Zeugniß ausgestellt: „Es sind wechselnde, farbenreiche Bilder, welche die Verfasserin in fesselnder Darstellungskunst in ununterbrochener Folge vor unserm Auge hingleiten läßt." Es fällt mir nicht ein, dies zu bestreiten, ja ich könnte das der Verfasserin in dieser Beziehung gespendete Lob sogar eher noch in erhöhtem Maße wiedergeben. Sicher hat Schultze zu Gunsten der Verfasserin nicht zu viel gesagt. Ueberflüssig bleibt indeß trotz alledem, wenn wir einmal doch die Bedürfnißfrage stellen, das Elliot'sche Werk. Denn die Verfasserin thut in ihrem Buche weiter nichts, als daß sie alten Wein in neue Schläuche gießt. Das mag ja unter Umständen ein Verdienst sein. Allzu hoch, wenigstens so hoch wie Professor Schultze, vermag ich ein solches Verdienst nicht anzuschlagen; denn was an ihrem Werke neu und allerdings hoch zu rühmen ist, das ist die Form, die Sprache, die in der That eine äußerst schwung- und poesievolle und ganz dazu angethan ist, uns die vorgeführten Gebilde als von Fleisch und Blut erscheinen zu lassen. Als ein Muster lebensvoller Darstellung möchte ich hier besonders das ganze lange Kapitel „Das Leben im alten Rom" bezeichnen, und gerade aus diesem Kapitel würde ich gern eine Probe hier angeführt haben, wenn diese Probe nur nicht ein zu abgeblaßtes Bild dieses Kapitels gegeben hätte. Es soll mich freuen, wenn das Werk in den Kreisen der weiblichen Lesewelt — denn nur für diese ist es bestimmt, nur für diese kann es bestimmt sein — ein eifriges und dankbares Publikum findet; denn trotz der nicht ganz untadeligen Uebersetzung, die immerhin aber für eine geborene Engländerin eine ganz respectable Leistung ist, trägt das Buch von Frances Elliot doch dazu bei, wenigstens das weibliche Geschlecht in Deutschland mehr und mehr mit den Licht- und Schattenseiten des alten Roms vertraut zu machen.

Karl Siegen.

Vier lyrische Sammlungen.

1. In ernster Zeit. Von Wilhelm Beckh. Nürnberg, Ebner. 1886.
2. In Lust und Leid. Gedichte von Ueberhorst. Köln, J. Grewen. 1886.
3. Der kleine Franz und sein alter Bill und andere Gedichte. Humor und Satire von Oculeus. Cleveland, O. Lauer u. Yost. 1886.
4. Heimwärts. Lieder und Gedichte von Friedrich Blaul. Kaiserslautern, Gotthold.

Vorliegende vier Erscheinungen bilden kein gefestetes Quarré, das einer ernstlichen Attaque seitens der Kritik Stand halten könnte; sie bilden auch kein Parallelogramm, wol aber ein Viereck mit ganz ungleichen Seiten.

Das Broschürchen „In ernster Zeit" von Wilhelm Beckh (Nr. 1) — als Festgedicht in der öffentlichen Versammlung des Pegnitzischen Blumenordens am 8. November 1886 vorgetragen und auf Verlangen in Druck gegeben und Autor hat recht gethan dem Verlangen nachzukommen — dient nicht nur als Beitrag zur Geschichte des Blumenordens, also einem literarhistorischen Zwecke, in seiner Tendenz klingt es tyrtäusartig:

Ernst ist die Zeit, der Zar schlägt an die Wehre!
Wir sind gefaßt ob jeder schlimmen Wendung!
Wenn Oestreich ruft, ruft auch die deutsche Ehre!

also politisch und deutsch ideal:

Und in der Weltgeschichte Ruhmesscale
Harrt uns'rer einst die Krone der Vollendung:
Das Deutschthum siegt, mit ihm das Ideale!

In Ueberhorst's „In Lust und Leid" (Nr. 2), diesem verbrauchten Titel von Broschüren, sind die besten Stellen die den einzelnen Abtheilungen vorgesetzten Motti von Müller von Königswinter, Platen-Hallermünde, Thomas Moore, Friedrich Rückert und Homer. Das Büchlein will im ersten Theil gewissermaßermaßen ein poetischer Rhein-Bädecker sein, läßt aber in allen Theilen vergebens nach tiefern Gedanken suchen.

Der pseudonyme Amerikaner Oculeus (Nr. 3) will Humorist sein; das zeigt sich schon aus seinem Bestreben, alte Witze in poetische Gewandung zu kleiden, wie „Bier ohne Hopfen" oder wie man Vögel durch Salzstreuen auf den Schwanz fängt. Es muß daher ein anderer Maßstab, als der ernste, an ihn gelegt werden. Ich schlage also die Geschichte über Columbus' Entdeckung Amerikas auf, doch, wahrscheinlich bin ich durch Edwin Bormann's „De Endeckungk von Hamerega" und andere dieses Thema behandelnde Humoresken verwöhnt, mir will die von Oculeus nicht gefallen. Nur unter den am Schlusse gebotenen 28 Vierzeilen sind zwei recht gut:

Fällt dir was Originelles ein,
Und kannst das rechte Wort nicht finden,
Geh zu den alten Philosophen,
Die werden dir's verkünden —

eine neue Variante auf das Wort Ben-Akiba's: Nichts neues unter der Sonne — alles schon dagewesen. Und:

Eine Lupe kann allein nicht sitzen,
Mußt sie bald mit einer zweiten stützen;
Auch die Stütze droht dir zu zerbrechen,
Und zur dritten mußt du dich erfrechen.

Trotz meines nicht gerade verdammenden, doch ablehnenden Urtheils, oder wegen desselben kann aber Oculeus gerade zufrieden sein; schließt er doch sein klägliches Gedicht „O die Kritiker!" mit der Strophe:

O die Kritiker!
Die Allerweltsflicker!
Zahlt ihnen Tribut,
Denn was sie verdammen, ist meistentheils gut.

Dann wäre Oculeus auch gut? Ich wünsche ihm, daß er recht verdammt wird.

Der posthumen Sammlung der Gedichte Friedrich Blaul's (Nr. 4) ist sein Bild vorangestellt: Blaul ist ein in der Pfalz gewürdigter Dichter. Das dictum: „de mortuis nil nisi bene" gilt für die Kritik nicht; trotzdem können wir ihm nichts Böses nachsagen. Wenn er auch in der großen deutschen Literatur keinen hohen Sockel beanspruchen darf: im Dichterhain der Pfalz gebührt ihm ein hervorragendes Piedestal. Er ist viel bedeutender, als er sich selbst in seiner Bescheidenheit gehalten; das beweist folgendes herrliche Sonett:

So brich hervor, mein Lied! Warum nicht singen,
Sowie es tief in meinem Herzen klinget?
Wenn alle Welt das, was sie liebt, besinget,
Warum soll grade mein Lied nicht erklingen?

Wol mag es sein, daß meines Liedes Schwingen,
Wie schwer es auch in meinem Innern ringet,
Wie sehr es mich zum lauten Sang auch zwinget,
Doch nicht hinauf zur höchsten Höhe dringen.

's sind auch nicht alle Ströme ersten Ranges;
Nicht jeder Born ist eines Stromes Quelle,
Und doch hat jeglicher das Recht zu rauschen.

Wenn auch nicht viele meinen Liedern lauschen,
So laßt mich gelten nur als eine Welle
Im großen Strome unsers deutschen Sanges.

Der vom Verleger elegant ausgestatteten Sammlung der Gedichte Blaul's geht eine kurze, gedrängte Biographie des früh verstorbenen Poeten voraus. Er selbst hat früher schon ziemlich viel publicirt, so die besonders in der Pfalz bekannten und oft und gern gelesenen „Träume und Schäume vom Rhein", einen „Novellenkranz", ferner ein prächtiges Kinderbuch: „Der Jugend Lust und Lehre" (Kempten, Dannheimer), das weitere Verbreitung verdiente, und andere Jugendschriften. Die Gedichte sind, wie gesagt, eine posthume und willkommene Erscheinung.

Sie theilen sich in weltliche Gedichte und Lieder und in geistliche; aber durch alle geht ein tief ethischer Zug; es mangelt nicht an schönen Bildern und tiefen Gedanken. Reizend beispielsweise ist in der ersten Abtheilung „Vergessener Gruß". Der Dichter trägt einem murmelnden Quell Grüße an sein fernes Liebchen auf; dieser verspricht sie auszurichten. Das Liebchen aber ist ihm falsch geworden, hat es den Gruß nicht entgegengenommen? Hat die Quelle im weitern Lauf vergessen, den Gruß zu bestellen? Er entschuldigt sie und beschuldigt die Quelle und es mag auch oft im Leben bei Menschen vorkommen, die groß nicht halten, was sie als klein versprochen:

Denn gewiß hat er's verschuldet,
Daß ich längst mit ihr gebrochen,
Wie er nicht als Fluß gehalten,
Was er mir als Quell versprochen.

Originell ist auch die Ehrenrettung des Aprils, der seinem Tadel nicht entgehen kann, selbst wenn er ausnahmsweise beständig schön:

Wie? selbst die Beständigkeit
Tadelt solch ein Mai-Calfakter,
Nennt sie Mangel an Charakter?
Im April stets schöne Zeit,
Sei just Unbeständigkeit?

Besonders aus dieser Abtheilung würde mich noch manches Gedicht zur Mittheilung verlocken; doch muß ich mich begnügen, darauf nur hinzuweisen, damit Blaul auch bald über die engern Grenzen der Pfalz hinaus, wie er es verdiente, ein bekannter Dichter würde.

Die zweite Abtheilung religiöser Gedichte und Lieder wäre ein passender Ersatz für so manches hohle, phrasenhafte Gebetbuch.

Das Gedicht „Sonntag" schließt mit der Strophe:

Der letzte dann von meinen Gängen,
Möcht' er ein Gang am Sonntag sein!
Ja, Herr, führ' unter Glockenklängen
Bei Orgelton und Preisgesängen
Mich einst zum ew'gen Sabbat ein!

Dieser Wunsch wurde dem Dichter theilweise gewährt; an seinem Todestage sagte er noch: „Es ist mir heute so feierlich, als wäre es Sonntag." Er starb an einem ersten April und wurde an einem Charfreitag (1863) bestattet — in seinen nun erschienenen Gedichten ist er aber neu auferstanden und feiert ein wohlverdientes geistiges Osterfest.

Eduard Maria Schranka.

Religiöse Literatur.

1. Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie. Von Eduard von Hartmann. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.
2. Zum Entscheidungskampf um den christlichen Glauben in der Gegenwart. Ein Wort an die Suchenden unter Deutschlands Gebildeten von Karl Wilhelm Zingler. Tübingen, Laupp. 1887. Gr. 8. 4 M.
3. Christus der Mensch und Freiheitskämpfer. Von Anatole Rembe. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 1 M.

Es ist ein und dasselbe Thema, das die Abfassung der vorstehenden drei Schriften veranlaßt hat, und der Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigen, ist kein geringerer als das Schicksal der christlichen Religion. Ob der eine Autor von der Krisis des Christenthums redet oder der andere über den Entscheidungskampf um den christlichen Glauben schreibt, ob der dritte zunächst die Person des Stifters der christlichen Religion in den Vordergrund stellt, das bleibt sich im Grunde gleich; der leitende Gedanke, den sie nicht aus dem Auge verlieren, ist dennoch die Frage nach dem Sein oder Nichtsein des Christenthums. Die Meinungen, die sie hierüber äußern, lauten verschieden. Man kann es fast schon dem Titel der einzelnen Schriften ansehen, wo wir den jedesmaligen Verfasser zu suchen haben, und so wollen wir es im voraus verrathen, daß sich hier Philosoph, Theologe und Socialdemokrat zusammenfinden, die alle drei ein Interesse am Leben oder Sterben des Christenthums haben. Wir wollen sie nacheinander zu Wort kommen lassen, und hören, was sie über ihren Gegenstand zu sagen haben.

Eduard von Hartmann, der Philosoph des Unbewußten, erweist der Theologie schon seit längerer Zeit die Ehre, von ihren Arbeiten Kenntniß zu nehmen, den Gang ihrer Entwickelung aufmerksam zu verfolgen, ihre auftauchenden Richtungen unter seine philosophische Sonde zu nehmen, nach der Berechtigung derselben zu fragen, den Umfang ihrer Bedeutung festzustellen und die wahrscheinliche Länge ihrer Lebensdauer zu berechnen. Wir haben von ihm nicht die schlimme Meinung, daß es rein die Lust am Zerstören ist, die ihn dabei leitet; wir stehen nicht an, ihm neben seiner unbestrittenen philosophischen Begabung auch eine religiöse Ader zuzuerkennen und sind nicht der Ansicht, daß ihm bei der scharfen Verstandeskritik, die wir ihn auch in dem Buche „Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie" (Nr. 1) üben sehen, jedes Bedürfniß des Herzens abgehe; aber bei alledem können wir uns der Einsicht nicht verschließen, daß er an dem Gegenstande seiner philosophischen Betrachtung doch zumeist nur ein polemisches oder, wenn man will, pathologisches Interesse nimmt. Es gilt, einen interessanten Krankheitsfall mit vorausgesagtem tödtlichen Ausgange zu studiren, jede Windung des in den letzten Zügen Liegenden, jedes Auffflackern der verlöschenden Lebenskraft zu beachten, die Schläge des Pulses, mit der Uhr in der Hand, zu zählen, bis man der innern Genugthuung, die Diagnose richtig gestellt zu haben, in den Worten Ausdruck geben kann „jetzt endlich ist er todt". Der Schwerkranke, um dessen Fall es sich hier handelt, ist das Christenthum, Hartmann aber ist der pantheistische Arzt. Im Jahre 1874 war seine „Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft" erschienen; sie hatte den Zweck, der liberalen Theologie des Protestantismus das Recht der Zugehörigkeit zum Christenthum streitig zu machen. Diesem Angriff gegenüber hatte man sich auf die höhere Wahrheit des speculativen Protestantismus berufen, der das Christenthum besser vertrete und von Hartmann's Kritik noch gar nicht getroffen sei. Hartmann, der angedeuteten Fährte folgend, will nun in dem angezeigten Buche den Nachweis liefern, daß auch dieser Appell ein unberechtigter sei und daß dieser letzte Ausläufer der modernen Theologie, wenn er auch werthvoller sei als der vulgäre liberale Protestantismus, sich ebenso wenig den Schein einer innern Zusammengehörigkeit mit dem Christenthum vorspiegeln dürfe. Als Vertreter dieser Theologie nennt er drei Männer, gegen die sich seine Polemik vornehmlich richtet: Biedermann, Pfleiderer und Lipsius. Er

zeigt, wie sie in den wichtigern Lehren des Christenthums, vornehmlich in dem Centraldogma von der Erlösung den Boden des Christenthums verlassen haben und Principien folgen, die außerhalb desselben liegen. In ihnen vollzieht sich eben nach Hartmann die geschichtliche Krisis des Christenthums, d. h. „in ihnen gelangt dasselbe an den Wendepunkt, wo ein neues, dem christlichen entgegengesetztes religiöses Princip in scheinbar noch christlichen Formen ins Leben tritt, wo die letzte Stufe der Selbstzersetzung sich zugleich als die Geburtsstätte einer neuen Zukunftsreligion erweist". Somit unterscheidet er an ihnen eine negative und positive Seite ihrer Thätigkeit, und aus diesem Grunde schließt die Darstellung, die mit einer Polemik begann, mit einer Anerkennung der genannten Männer. Das neue Princip aber, dem sie zum Durchbruch verhelfen, ist das Princip der Immanenz oder das Princip der Selbsterlösung, das an die Stelle der Erlösung durch Christum tritt.

Wie Hartmann an den Vertretern des speculativen Protestantismus, so haben wir an ihm selber eine negative und positive Seite seiner Thätigkeit zu unterscheiden. Seine Polemik gegen das Christenthum ruht auf seinem Pantheismus; indem er das erstere bekämpft, redet er dem letztern das Wort. Will man diesen Pantheismus — denn wir halten das klare Erfassen des Standpunktes eines Philosophen für wichtig und zwar für ungleich wichtiger als die Kenntniß vieler Einzelheiten seines Systems — noch näher bestimmt wissen, so bezeichnet er selbst ihn als den des concreten Pantheismus oder Monismus, den er von dem abstracten Pantheismus oder Monismus streng geschieden wissen will. Unter dem letztern versteht er eine Weltanschauung, welche die Vielheit der Dinge in der Welt als bloßen Schein gegen das eine Wesen derselben untergehen läßt, während der concrete Monismus oder echte Pantheismus die Realität und Selbständigkeit des Concreten gegenüber jener Einheit wahrt. Indem sich Hartmann zu dem zuletzt erwähnten concreten Pantheismus bekennt, nimmt er Veranlassung, sich gegen die Unterstellung, als huldige er dem Naturalismus, zu vertheidigen, namentlich macht er den „Herren Theologen" den Vorwurf, daß sie aus Unkenntniß seines religiös-philosophischen Standpunktes mit ihren Angriffen gegen ihn völlig am Ziele vorbeischießen. Der Begriff des Pantheismus ist allerdings ein immer noch vielumstrittener und fragwürdiger, und Hartmann's eigenes Buch liefert den Beweis, daß die Männer vom Fach hierin einander oft selber nicht verstehen; wenn einmal eine ausgeführte Dogmatik des Pantheismus vorliegen wird, werden die Misverständnisse seltener sein. Hartmann will, indem er den Uebergang zum Pantheismus zu vermitteln sucht, der unermeßlichen Gefahr einer religionslosen Zeit vorbeugen. Sein Buch liefert uns keinen Anlaß, an der Reinheit und Ehrlichkeit der ausgesprochenen Absicht zu zweifeln. Das Recht der Meinungsäußerung aber kann ihm nicht bestritten werden; den Mann der Wissenschaft soll allein das Interesse der Wahrheit leiten, und Hartmann ist durchaus im Recht, wenn er von sich sagt: „Ich bin kein Agitator, der die Brandfackel unter die Massen schleudert und zu revolutionären Thaten reizt; ich bin ein theoretischer Forscher, der fern vom Lärm des Parteigetriebes aus seiner stillen Klause den Gang der Zeiterscheinungen beobachtet, und als solcher das wissenschaftliche Recht und die moralische Pflicht hat, die Ergebnisse seiner Beobachtungen auszusprechen."

Daß er dabei den Interessen und Meinungen Andersdenkender nahetritt, wird allerdings nicht zu vermeiden sein, aber die Theologen dürften es im Grunde sogar dankenswerth finden, wenn sie ein scharfer Kopf, der außerhalb ihrer Kreise steht, aber den Gang der theologischen Entwickelung mit Aufmerksamkeit verfolgt, nöthigt, durch die Widerlegung seiner Ideen in der eigenen Stellung fester und bewußter zu werden. Der Grund und Vorwurf, daß die Stimme eines Unberufenen wenig Gewicht habe, wird ihm gegenüber kaum stichhaltig sein, und überdies wird man den Dilettantismus ernster Männer nicht ohne weiteres als etwas gänzlich Geringzuschätzendes ansehen dürfen.

Was nun das Ganze seiner Polemik betrifft, so haben wir unsererseits allerdings einige Einwendungen dagegen zu erheben. Wir meinen nicht, daß die neueste Wendung in der Entwickelung der protestantischen Theologie ihre letzte sein wird, sodaß man mit einem Blick auf sie ausrufen könnte: „seht, das ist das Ende eures Christenthums"! Leicht könnte der Gang der Entwickelung ein anderer sein, und nicht jede Krisis führt zum Tode. Glücklicherweise hängt die Lebensfähigkeit einer Sache nicht von ihrer Definition ab. In der Geschichte der Philosophie sehen wir einen Versuch der Welterklärung nach dem andern auftauchen, und jeder nachfolgende tritt mit dem Anspruch auf, der Todtengräber des vorigen zu sein — ist dadurch der Bestand der Welt im geringsten gefährdet worden? Leicht könnte es sich in ähnlicher Weise mit der Welt der Religion und des Christenthums verhalten. Von dem Versuch endlich, den orientalischen Pantheismus in das Abendland einzuführen, versprechen wir uns für den erstern gleichfalls keinen durchschlagenden und dauerhaften Erfolg.

Zu einer ganz entgegengesetzten Ansicht über den Ausgang des Christenthums gelangt in seinem Buche „Zum Entscheidungskampf um den christlichen Glauben in der Gegenwart" (Nr. 2) Karl Wilhelm Zingler, Repetent am evangelisch-theologischen Seminar einer deutschen Universität. Er zweifelt nicht, daß es siegreich aus dem Kampf hervorgehen werde, den es zur Zeit mit mannichfachen Feinden zu bestehen hat. Indem er das Schlachtfeld überblickt, erscheint ihm die Sache des Christenthums nicht so hoffnungslos, wie wir dies bei Hartmann gefunden hatten. Zeigte uns der letztere überall nur Selbstzersetzung und Auflösung, so bemerkt Zingler vielmehr günstige Zeichen einer hoffnungreichern Zukunft; in der deutschen

Wissenschaft, namentlich der theologischen und philosophischen, sei eine bedeutsame Umwandlung zum Bessern bemerkbar; in der Kirche sei die liberale Theologie wieder gläubig geworden; zwischen jener und dem Volksbewußtsein finde eine Annäherung statt, während früher Kühle und Entfremdung geherrscht. Wir unsererseits glauben, daß in der richtigen Beurtheilung der augenblicklichen Sachlage der Theologe in größerm Recht ist als der Philosoph; dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgehen können, daß auf der ganzen Linie des Protestantismus in Deutschland gegenwärtig zum Sammeln geblasen wird. Zingler's Buch will weniger die Gläubigen sammeln als die Ungläubigen gewinnen; zu dem Ende wendet er sich an die Suchenden unter Deutschlands Gebildeten. Er nimmt an, daß sie noch halb abgewendet dem Christenthum gegenüberstehen; deshalb sucht er nach einem gemeinsamen Boden, auf dem man mit ihnen zusammentreffen könne, um sie von da aus weiter zu führen. Diesen gemeinsamen Boden oder Ausgangspunkt findet er in dem christlichen Sittlichkeitsideal. Nach seiner Meinung gehören Religion und Sittlichkeit zusammen, und er spricht sich über das Verhältniß beider noch eingehender dahin aus, daß in dem Grade, in welchem eine Sittlichkeit der christlichen verwandt sei, sie auch des Glaubens oder eines Surrogats dafür nicht werde entbehren können; daß dagegen eine Sittlichkeit, die von allem Glauben absehe, auf eine niedere Stufe sinken und zuletzt den Anspruch auf den Namen Sittlichkeit überhaupt verlieren werde. Er ist mit Recht der Ansicht, daß viele unter denjenigen, die den Glauben der Christen nicht theilen, doch ihr Sittlichkeitsideal gern und freudig anerkennen werden, und nun macht er sich anheischig, jedem, der sich von dem gemeinsamen Boden der christlichen Sittlichkeit aus seiner Leitung anvertrauen wolle, zum vollen christlichen Glauben zu führen. Wir wollen die charakeristischen Worte, die in populärer Weise Thema und Methode des Buchs angeben, hersetzen:

> Willst du dich aus freier Wahl dazu entschließen, nach der Gerechtigkeit im Sinne des christlichen Sittengesetzes, also nach Vollkommenheit in der Nächstenliebe zu trachten? Willst du das, so kann ich dir Schritt für Schritt weiter helfen zum ganzen christlichen Glauben, und es wird keinen Stillstand geben auf diesem Wege, außer wenn du unterwegs des Trachtens nach der Gerechtigkeit überdrüssig wirst.

Die Zuversichtlichkeit, die sich in diesen Worten ausspricht und die auf einen jüngern Autor schließen läßt, könnte in der Wirklichkeit doch manche schwere Probe zu bestehen haben. Im übrigen besitzt er das pectus theologicum und tritt mit der Begeisterung einer vollen Ueberzeugung für die Wahrheit seiner Sache ein. Dabei muthet er seinen Lesern jedoch ein zu starkes theologisches Nachdenken zu. Die Gebildeten Deutschlands, an die sich sein Buch doch vornehmlich wendet, werden, wenn sie sich der Lektüre hingeben, bald den Eindruck erhalten, daß sie ein theologisches Buch in die Hände bekommen haben; und wir fürchten, daß sich manche dadurch werden abhalten lassen, es bis zum Ende zu lesen.

Das Werk „Christus der Mensch und Freiheitskämpfer" von Anatole Rembe (Nr. 3) reiht sich den erwähnten beiden Schriften insofern an, als es, wenngleich es von dem Stifter des Christenthums redet, doch das Schicksal der von ihm hergeleiteten Religion im Auge hat. Für die Geschichte des Lebens Jesu ohne Werth, in der Charakteristik willkürlich und modern, kann das Buch nur für eine Agitationsschrift gelten, die, nicht ohne Geist und Phantasie geschrieben, in einem Stil, der elegant und kräftig zugleich ist, gelegentlich auch geschriebene Dolche und Brandfackeln aufweist. Nach Rembe hat Jesus mit der christlichen Religion nicht mehr zu thun, als die Fahne mit dem Palast, auf dem sie weht: ein Gedanke, den wir, anders ausgedrückt, auch bei Hartmann finden. Das, was Jesus eigentlich gewollt, sei eine geistige Socialdemokratie gewesen, und so nennt er ihn an einer Stelle auch geradezu einen Anarchisten. Wir wollen den Schluß des Werks hersetzen, von dem man sich leicht einen Schluß auf das Ganze wird machen können:

> Der Culturkampf ist der Todeskampf der sterbenden Löwin; allein die Gräber unserer Urenkel werden längst schon verweht sein, bevor die Tatze zum letzten Hieb sich auskrallt. Und dann kommt das Ende; denn mit Rom fällt unrettbar das verhätschelte Wittenberg, wie mit dem Mutterstamm auch der Ast stürzt! Das Weltgewitter des Hungers wird donnernd heraufziehen, und zum blutigen Kehraus fiedelt lachend der Tod, daß dieser Stern in seinen Grundfesten schüttert. Selig sind dann die Schläfer, doch glücklich einstens die schuldlosen Erben!

Wenn wir am Schluß, auf die besprochenen drei Schriften nochmals zurückblickend, uns fragen, was nach dem Ende des Christenthums an seine Stelle treten soll, so hat diese Frage für den Theologen insofern keine Geltung, als er in dem Christenthum die absolute und bleibende Religion sieht; der Philosoph, für den es keinen Stillstand der Entwickelung, sondern nur eine Seelenwanderung der Ideen gibt, hat schon die neue Form bereit, in welcher der religiöse Geist fortan seine Befriedigung finden wird; dem Socialdemokraten kommt es zunächst nur auf den Umsturz des Bestehenden an, und er macht sich keine Sorge um das, was dann folgen soll: das wird sich nach seiner Meinung finden.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von dem bahnbrechenden Werk von Henry M. Stanley: „Der Kongo und die Gründung des Kongostaates" liegt die deutsche autorisirte Ausgabe in zweiter Auflage vor (2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus). Seit seinem ersten Erscheinen hat das Interesse an diesem neubegründeten großen, afrikanischen Staat fortwährend zugenommen: das mit 100 Illustrationen und vielen Karten ausgestattete Werk wird nach wie vor und zwar wie kein anderes diese Theilnahme zu befriedigen im Stande sein.

— Das in der Deutschen Verlags-Anstalt (Stuttgart und Leipzig) erschienene, prächtig ausgestattete Werk: „Neunzig Jahre, Glaube, Kampf und Sieg. Ein Menschen- und Heldenbild unsers deutschen Kaisers" von Oscar Meding, enthält eine große Zahl von Illustrationen nach Aquarellen, deren Benutzung der Kaiser selbst gestattet hat, und ist von dem Herausgeber Karl Hallberger als Festgabe für das deutsche Volk bestimmt. Der gedrängte Text und die anschaulichen Bilder wirken zusammen, den Lebenslauf unsers Kaisers, der unter den europäischen Herrschern gegenwärtig den unbestritten ersten Rang einnimmt, uns klar vor Augen zu stellen. Auch ist aller byzantinische Schwulst vermieden; die Darstellung ist schlicht, kernhaft, dabei von Wärme und Begeisterung durchdrungen.

— Im Verlage von F. A. Perthes in Gotha hat Albert Bacmeister ein Buch erscheinen lassen unter dem Titel: „Der sittliche Fortschritt". Es ist ihm darum zu thun, einen Beitrag zur christlichen Apologetik zu liefern, und so stellte er denn nicht einen dogmatischen Grundgedanken, sondern die Frage nach dem sittlichen Fortschritt in den Mittelpunkt seiner Untersuchung. Er behandelt diese Bewegung, wie sie stattfindet im einzelnen wie in der Menschheit; er thut dies mit umfassender Sachkenntniß und großer Schärfe des Ausdrucks. Er setzt sich mit Buckle, E. von Hartmann, Kolb, Hellwald u. a. auseinander, deckt ihre Fehlschlüsse auf, und zieht die letzten Folgerungen aus deren Grundgedanken. Außerdem verwirft er jede Moral, welche nicht die Religion zur Grundlage hat. Seine Arbeit ist populärwissenschaftlich gehalten, aber viel stärker in der Kritik anderer als in der eigenen Position. Für Freunde seiner Weltanschauung hat Bacmeister jedenfalls sehr klar und fesselnd zugleich geschrieben.

— Eine neue Biographie von Robert Schumann hat bei C. F. Peters in Leipzig Heinrich Reimann veröffentlicht. Dieselbe beschreibt das Leben des Componisten und bespricht sodann, nach Klassen geordnet, dessen Werke. Nachdem Schumann's Persönlichkeit charakterisirt ist, werden seine musikalischen Haus- und Lebensregeln sowie ein Verzeichniß seiner Arbeiten anhangsweise beigegeben. Der Verfasser beherrscht die Schumann-Literatur vollständig und weiß sie ebenso bescheiden wie kritisch sicher stets an der rechten Stelle für seine Zwecke zu verwerthen. Der Schwerpunkt des Buchs fällt in die Besprechung der Werke Schumann's nach ihrer historischen und ästhetischen Seite hin. In formeller Beziehung ist die Reimann'sche Schrift ungemein instructiv durch ihre Uebersichtlichkeit und die Bestimmtheit des Ausdrucks; was aber den Inhalt anlangt, so zeichnet ihn eine Durchdringung von musikalischer und allgemein ästhetischer Bildung des Verfassers aus, wie sie uns bei einem Werke dieses (mäßigen) Umfanges auf dem Gebiete der musikalischen Literatur nur selten vorgekommen ist.

Bibliographie.

Anders, E. F., Schillers Flucht aus der Heimat. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Arno, C., Aus dem Leben. Gedichte. Coburg, Sendelbach's Verl. 8. 2 M. 80 Pf.

Bach, T., Denknisse und Erinnerungen aus der Zeit der Erhebung Preussens. Aus Th. G. von Hippels handschriftlichem Nachlasse mitgeteilt. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Nach Golgatha. Dichtungen zur Leidensgeschichte Jesu Christi. Verfasser: „Von Mara nach Elim". Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 M.

Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. 22. Jahrgang. Weimar Huschke. Gr. 8. 12 M.

Kamieth, H., Aus dem Leben des kurbrandenburgischen Generalmajors Joachim Hennigs von Treffenfeld. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Kissemich im Seebade. Strandhumoresken. Borna, Noske. Gr. 8. 1 M.

Kupczanko, G., Die Schicksale der Ruthenen. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 4 M.

Lauscher, W., Aus der Rentiersecke. Humoresken in sächsischen Dialecte. Nachstenographirt und herausgegeben. Dresden, Knecht. 12. 50 Pf.

Lemb, F. J., Die Bestattung der Todten. Eine historische Skizze. Darmstadt, v. Aigner. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Liessem, H. J., Hermann van dem Busche. Sein Leben und seine Schriften. Anhang. Bibliographisches Verzeichniss der Schriften Hermanns van dem Busche. I. Köln, Bachem. Gr. 4. 80 Pf.

Münsterberg, H., Die Lehre von der natürlichen Anpassung in ihrer Entwickelung, Anwendung und Bedeutung. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Niemann, J., Die Kehrseite der Medaille. Roman. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M.

Nottebohm, W., Montecuccoli und die Legende von St. Gotthard (1164). Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Ortvay, T., Vergleichende Untersuchungen über den Ursprung der ungarländischen und nordeuropäischen (dänischen, schwedischen, norwegischen) prähistorischen Steinwerkzeuge. Wien, Hölder. Gr. 4. 2 M. 40 Pf.

Oertzen, C. v., Geschichte der Burg Stargard in Mecklenburg. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 1 M.

Pietsch, P., Der Kampf gegen die Fremdwörter. Eine gemeinverständliche Auseinandersetzung. Berlin, Reinecke. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Pyritus, E., Das Glockenspiel von Amsterdam oder der Soldatenaufruhr zu Samarang. Borna, Noske. 8. 50 Pf.

Reishaus, T., Wallenstein und die Belagerung Stralsunds im Jahre 1628. Ein Vortrag. Mit 1 Plan von Stralsund. Stralsund, Bremer. 12. 75 Pf.

Rosenberg, A., Die Münchener Malerschule seit dem Jahre 1871. Gewöhnliche Ausgabe mit Kupfern auf weißem Papier. 1ste Lfg. Leipzig, Seemann. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Sammlung schweizerischer Dialektstücke. Nr. 12: Es Stuck Stubentelähe. Schwank in Dialekt von J. J. Rahm. Zürich, Schmidt. 8. 60 Pf.

Schanzenbach, O., Mömpelgards schöne Tage. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 60 Pf.

Scheffel, J. V. v., Reise-Bilder. Mit einem Vorwort von J. Proelß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 5 M.

Schlägel, Marie v., Zweierlei Tuch. Novellen. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Schulze, A., Aus dem Notizbuch eines Berliner Schutzmannes. Bilder aus dem Leben der Reichshauptstadt. Leipzig, Reißner. 8. 3 M.

Schumann, A., Das Volksbuch. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 1 M. 50 Pf.

Schwannecke, E., Eine kosmogonische Studie. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Seipoldy, K., Die Regentschaft der Kaiserin Agnes von Poitiers. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Shakespeare's, W., Sonette in deutscher Nachbildung (von F. Bodenstedt). Berlin, v. Decker. 1886. 8. 2 M.

Sievers, W., Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta. Mit 8 Abbildungen von A. Göring. Leipzig, Gressner u. Schramm. Lex.-8. 8 M.

Stein, A. (H. Nietschmann), Schlichte Geschichten. III. Freudvoll und leidvoll. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 3 M. 60 Pf.

Stieb, J., Licht- und Schattenseiten der Gegenwart. Weimar, Thielemann. Gr. 8. 25 Pf.

Storm, T., Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 4 M.

Volksschule und Erziehung zur Sittlichkeit. Eltern und Erziehern gewidmet vom schweizerischen Freimaurerverein Alpina. Winterthur, Kieschke. Gr. 8. 50 Pf.

Voß, R., Michael Cibula. Roman. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 6 M.

Willomitzer, J., Gut Heil! Festspiel zur 25jährigen Jubelfeier des deutschen Turnvereins in Prag. Leipzig, Strauch. 8. 40 Pf.

Witkowski, G., Diederich von dem Werder. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte des 17. Jahrhundert. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Wundt, W., Zur Moral der literarischen Kritik. Eine moralphilosophische Streitschrift. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wunschmann, E., Bentham und Boissier. Ein Beitrag zur Geschichte der Botanik. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Zell, B. W., Nachbarskinder. Roman. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, 1887. Nr. 7.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.